image
not
available

Digitized by Google

V 1056º (42)
E. u. G. I. (42)
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section.
A—G.
Herausgegeben von
J. G. Gruber.
Zweiundvierzigſter Theil.

FAS — FERCHARD.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

(W)

Digitized by Google

AE 27
A6
Sect. 1
V. 42

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Erſte Section.

A — G.

Zweiundvierzigſter Theil.

FAS — FERCHARD.

Digitized by Google

Digitized by Google

F A S.

FAS, das göttliche Recht, als Perſon gedacht, und dann ſtatt Themis geſetzt. *Auson.* Id. 12. (*Richter.*)

Fasan, ſ. **Phasianus.**

Fasanenkraut, ſ. **Orobus.**

Fasanenstrauch, ſ. **Lycium.**

FASANO (Tommaso), ein neapolitaniſcher Arzt, hat die berühmte Fieberepidemie, welche 1764 ein ganzes Jahr lang ſo verderblich in Neapel herrſchte und durch Sarcone's Schrift allgemein bekannt geworden iſt, ebenfalls beobachtet und beſchrieben. Die Schrift, welche nach dem Urtheile von Dezeimeris auch neben jener Sarcone's alle Beachtung beim Studium dieſer Epidemie verdient, führt den Titel: **Della febbre epidemica sofferta in Napoli l'anno 1764. Nap. 1765. (465 p.)** (*F. W. Theile.*)

FASCELIS oder **FASCELINA**, die auf Ruthenbündeln (fasces) Getragene, ein Beiname der tauriſchen Diana, weil Iphigenia und Oreſtes, als ſie deren Dienſt nach Lakonien brachten, ihre Bildſäule in einem Bündel Ruthen fortgetragen haben ſollen. Der Diana zu Aricia wurde auch ein ſkythiſcher Urſprung zugeſchrieben und ſo übertrug man Geſchichte und Beinamen auch auf dieſe. (*Serv.* Aen. II, 116. *Sil. Ital.* XIV, 260.) (*Richter.*)

FASCES, Bündel, iſt ein Ausdruck, der mit Fascia, wie ſelbſt mit dem teutſchen Fatſche, Faſche, Faſſen zuſammenzuhängen ſcheint[1]), und im Allgemeinen wol von jedem Pack oder Bündel geſagt wird, in welchem verſchiedene Gegenſtände, um ſie leichter auf dieſe Weiſe fortzubringen, zuſammengebunden ſind[2]). Insbeſondere aber kommt der Ausdruck ſchon in den erſten und früheſten Zeiten Roms als ein beſonderes Abzeichen höherer Würde und höhern Ranges, bei den Königen, und nach deren Vertreibung bei den an ihre Stelle eingeſetzten Conſuln und andern höheren Staatsbeamten der Republik vor, in ſofern von den ihnen zugetheilten Amtsdienern, den Lictoren, ſolche **Fasces** oder Bündel von Ruthen, Stäben, aus deren Mitte ein Beil — das Zeichen der Gewalt und Herrſchaft[3]) — hervorragte, ihnen vorgetragen wurden, wenn ſie ſich öffentlich zeigten, oder in Ausübung ihrer amtlichen Verrichtungen begriffen waren; daher denn auch bei den griechiſchen Schriftſtellern, wenn ſie von römiſchen Verhältniſſen reden, wie für **Fasces** der Ausdruck ῥάβδοι (Stäbe), ſo für die ſie tragenden Lictoren, der Ausdruck ῥαβδοῦχοι gebraucht wird. Es wird aber dieſe Sitte nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen des Diodor von Sicilien[4]), wie insbeſondere des Dionyſius von Halikarnaß[5]), der ſich in nähere Erörterungen darüber eingelaſſen hat, als eine altetruriſche zu betrachten ſein, welche von da aus mit den übrigen derartigen Inſignien oder äußern Abzeichen der fürſtlichen Würde nach Rom kam, was auch des Livius[6]) Erklärung, wenngleich darin nicht die **Fasces** ausdrücklich genannt ſind, anzudeuten ſcheint, ebenſo wie die Angaben des ſpäter lebenden Florus und eine Stelle des Dichters Silius[7]), in welcher der Urſprung dieſer Sitte ganz beſtimmt auf die etruriſche Stadt Vetulonia zurückgeführt wird. In jeder der zwölf Städte der etruriſchen Bundesgenoſſenſchaft hatte der an der Spitze ſtehende Lucumo — βασιλεὺς heißt er bei Dionyſius — einen ſolchen Amtsdiener oder Waibel, der ihm einen Bündel mit Stäben, und damit zugleich ein Beil vorantrug, offenbar als Zeichen ſeiner Macht, ſeiner Strafgewalt — des Blutbanns. Vereinigte ſich aber der Bund zu einem gemeinſamen Kriegszuge, ſo wurden die ſämmtlichen **Fasces** der zwölf Häupter der Bundesſtädte dem Einen zugetheilt, der an die Spitze des Heeres mit unumſchränkter Vollmacht geſtellt war, und vor ihm hergetragen[8]). Von Etrurien alſo kamen die **Fasces** als ein äußeres Abzeichen der Herrſchergewalt und des Blutbanns nach Rom: ob dies aber ſchon unter Romulus, alſo bei der erſten Anlage Roms und mit der Begründung von Roms Herrſchaft, geſchehen, oder erſt ſpäter unter Tarquinius Priscus, durch dieſen König eingeführt worden, darüber war man ſchon im Alterthum, wie wir aus demſelben Dionyſius erſehen, nicht ganz einig; doch ſcheint derſelbe, zumal wenn wir eine andere Stelle deſſelben Schriftſtellers[9]) herzu nehmen, die Lictoren und die Ruthenbündel mit den Beilen, dieſe Abzeichen der königli-

1) Vgl. Adelung u. d. W. 2. Bd. S. 48. 2) So z. B. *fasces* stramentorum ac virgultorum im Bell. Gallic. VIII, 15, oder *Virgil.* Eclog. IX, 64; vgl. Georg. III, 347. 3) *ὅτι πέλεκυς ἐξουσίας ἐστὶ δεικτικός*, ſagt Lydus, De magistrat. I, 32.

4) ſ. Buch V. Cap. 40. 5) ſ. Buch III, 61. 62. 6) Buch I. Cap. 8. §. 2: Me haud poenitet eorum sententiae esse, quibus et apparitores et hoc genus ab Etruscis finitimis" etc. etc. 7) Buch VIII. Vers 483. Florus (1, 5, 6) nennt ausdrücklich die Fasces als ein aus Etrurien ſtammendes Abzeichen; vergl. auch *Sallust.* Catil. 51. §. 38. 8) ſ. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. III, 61. 9) Ibid. II, 29.

Digitized by Google

chen Macht und Gewalt, als ein mit der erſten Einrichtung des römiſchen Staats zuſammenhängendes, durch Romulus eingeführtes Inſtitut zu betrachten, alſo auf die erſten Zeiten Roms zurückzuführen. Und darauf führt auch die mythiſche Tradition, welche über dieſen Punkt von Älianus [10]) aufbewahrt iſt, wornach Romulus, zum Andenken an die von ihm als günſtiges Wahrzeichen der künftigen Herrſchaft erblickten zwölf Geier, eine gleiche Anzahl von Dienern beſtimmte, die fürderhin mit ihren Stäben- oder Ruthenbündeln den Regenten Roms vorangehen ſollten. Darum wird auch die Darſtellung des Florus [11]), der dieſe Einrichtung ſo gut wie die übrigen Einrichtungen, welche die äußern Abzeichen die Herrſcher- und Amtsgewalt zum Gegenſtande hatten, dem Tarquinius Priscus im Allgemeinen beilegt, von minderem Gewicht ſein können, um die Annahme, welche dieſe alt-etruriſche Einrichtung auf die erſte Anlage Roms überträgt, unglaublich zu machen. Auch die Zwölfzahl der Lictoren mit ihren Ruthenbündeln und Beilen, wie ſie Romulus angeordnet haben ſoll, und wie ſie auch auf ſeine Nachfolger in der königlichen Würde überging [12]), wird uns dann minder befremden; denn es galt, das Anſehen und die Macht des neu gegründeten Königthums, auch von dieſer Seite her, in dem vollen und ſelbſt Schrecken und Furcht erregenden Glanze darzuſtellen. Ebendarum aber ſuchte man auch nach Vertreibung der Könige, als deren Inſignien gleichmäßig auf die beiden, an die Spitze des Staats nun geſtellten Conſuln übergingen, eine Milderung eintreten zu laſſen, indem nicht Jeder der beiden Conſuln, ſondern nur der Eine derſelben die zwölf mit Beilen in den Ruthenbündeln oder Fasces verſehenen Lictoren vor ſich her gehen ließ, der andere aber mit Amtswaibeln, die blos Stäbe (ohne Beile) trugen, ſich zu ſeinem Dienſte begnügte, darin aber zwiſchen beiden Conſuln ein monatlicher Wechſel eintrat, der ſich ebenſo ſehr auch auf die Geſchäfte und die Art und Weiſe ihrer Beſorgung bezog, und damit auch jede Unordnung zu verhüten geeignet war. So übernahm, wie Livius ausdrücklich bemerkt [14]), Brutus zuerſt, mit Einwilligung des Tarquinius Collatinus, ſeines Collegen, die Fasces. Nach der Angabe des Cicero [15]) aber war es deſſen Nachfolger im conſulariſchen Amte, Valerius Publicola, welcher, nachdem das Geſetz über die Provocation angenommen war, die Beile aus den Fasces herabnehmen ließ, und ſeinem Collegen Spurius Lucretius, welcher der ältere war, die Lictoren zuwies, der auch zuerſt eine Einrichtung getroffen, welche Livius und Dionyſius unmittelbar in die Zeit nach Abſchaffung des Königthums und in die Einführung der Conſuln verlegen, daß nämlich nur dem Einen der Conſuln die zwölf Lictoren vorantreten ſollten, und darin ein monatlicher Wechſel ſtattfände, auf daß bei einem freien Volke nicht mehr Abzeichen der Gewalt ſeien als bei dem Königthum. Plutarch, welcher gleichfalls dieſer Übergabe der Fasces an den ältern Collegen gedenkt, ſetzt hinzu, daß dies ſeither Sitte geblieben bis auf ſeine Zeit, und dem Alter der Vorrang darin bewahrt worden [16]). In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich auch Gellius [17]) darüber aus, obwol er auch Anderes hinzufügt, was den Vorrang in Übernahme der Fasces und damit der eigentlichen executiven Gewalt, des Imperium, beſtimmt. Derjenige Conſul, welcher im Beſitz der Fasces war, und alſo auch zunächſt an der Spitze der Geſchäfte ſtand, führte, wie es ſcheint, den Namen major consul: eine merkwürdige Stelle des Feſtus [18]), des echten, wie des excerpirten, bringt darüber folgenden Aufſchluß: ***majorem*** consulem L. Caesar putat dici, vel eum, ***penes quem fasces sint***, vel eum, ***qui prior factus sit*** (d. h. der die meiſten Stimmen bei der Wahl erhalten und demnach zuerſt als Conſul proclamirt worden war), praetorem autem majorem, Urbanum; minores ceteros; womit ſich auch das, was kurz zuvor ſteht, verbinden läßt: „Maximum praetorem dici putant alii eum, qui maximi imperii sit; alii, quia aetatis maximae etc. etc.“ Wie dem nun auch ſei, Dionyſius [19]) legt dem Publicola noch eine andre Einrichtung bei, durch die er dem Volke gleichſam ein Unterpfand der gewonnenen Freiheit zu geben gewollt, indem er die Beile aus den Ruthenbündeln genommen und für ſeine Nachfolger die bis zu des Dionyſius Zeit — alſo bis zu des Auguſtus Zeit — noch fortdauernde Anordnung getroffen, daß ſie mit den Beilen nur außerhalb der Stadt Rom erſchienen, in Rom ſelbſt aber nur die Ruthenbündel vor ſich hertragen ließen: eine Sitte, die durch mehre Beiſpiele, z. B. bei Livius (XXIV, 9, 44), Dionyſius ſelbſt (X, 59) allerdings beſtätigt wird. Plutarch [20]) bringt mit dieſem Herausnehmen der Beile aus den Fasces auch das Erſcheinen des Publicola in der Volksverſammlung mit geſenkten Fasces, als ein Zeichen der Achtung vor dem Volk und der höchſten Gewalt deſſelben, in Verbindung: was Livius in größerer Ausführlichkeit nach ſeiner Weiſe rhetoriſch darſtellt [21]) und Florus [22]) in gleichem Sinn und Geiſt berichtet, Quintilian [23]) aber als Etwas anführt, was dem Valerius, der dieſe Sitte zuerſt eingeführt, bleibenden Ruhm gebracht; denn daß die Sitte geblieben, bezeugt Plutarch

10) ſ. H. N. X, 22. 11) I, 5 init. 12) ſ. *Dionys.* Antiqq Romm. II, 29. V, 2 init. 13) ſ. *Dionys.* V, 2 init. Kürzer, aber mit gleicher Begründung, gedenkt Livius (II, 1) der Sache. 14) *Livius* II, 1: „Brutus prior, concedente collega, fasces habuit.“ Spätere Beiſpiele ſ. ibid. IX, 8 init. VIII, 12; vergl. IX, 34 init. 15) De republic. II, 31. Ebenſo *Valerius Maximus* IV, 1, 1.

16) *Plutarch.* Vit. Poplicol. 12 fin. und daſelbſt die Worte: *καὶ τοῦτο διέμεινεν εἰς ἡμᾶς τὸ πρεσβεῖον ἀπ' ἐκείνου τοῖς γεραιτέροις φυλαττόμενον.* 17) N. Att. II, 15 am Schluſſe: „— solitos tamen audio, qui lege potiores essent, *fasces* primi mensis collegis concedere aut longe aetate prioribus, aut nobilioribus multo, aut secundum consulatum ineuntibus“ Er hatte zuvor die *Lex Julia* genannt, welche den Vorrang hinſichtlich der Fasces demjenigen Conſul, der mehr Kinder als der andere Conſul, entweder wirklich habe, oder doch gehabt habe, überließ. 18) p. 175. ed. *Lindem.*; vgl. p. 105. 19) ſ. Antiqq. Romm. V, 19. 20) Publicol. 10: „*βουλόμενος δὲ μὴ μόνον ἑαυτὸν ἀλλὰ καὶ τὴν ἀρχὴν ἀντὶ φοβερᾶς χειροήθη καὶ προσφιλῆ ποιεῖν τοῖς πολλοῖς, τούς τε πελέκεις ἀπέλυσε τῶν ῥάβδων, αὐτάς τε τὰς ῥάβδους εἰς ἐκκλησίαν παριὼν, ὑφῆκε τῷ δήμῳ καὶ κατέκλινε, μέγα ποιῶν τὸ πρόσχημα τῆς δημοκρατίας.*“ 21) Buch II. Cap. 7. 22) I. Cap. 9 und daſelbſt Freinsheim's Note. 23) Instit. Orat. III, 7. §. 18; ſ. auch *Valer. Maxim.* IV, 1, 1.

Digitized by Google

ausdrücklich[24]); es bezeugen dies Beiſpiele der ſpätern Zeit und die ſogar bildliche Anwendung des zur Bezeichnung der Sitte gebrauchten Ausdruckes summittere fasces[25]). Auch der oben erwähnte monatliche Wechſel in dem Voraustragen der Fasces bei den Conſuln, der, wie es ſcheint, in ſpätern Zeiten, theilweiſe wol außer Gebrauch gekommen war, ward durch Cäſar, wie ſein Biograph erzählt[26]), in der Weiſe wieder erneuert, daß in dem Monate, in welchem ihm die Fasces nicht zukamen, blos ein Waibel (accensus) vor ihm ging, die Lictoren aber von Hinten ihm folgten; in einem alten, wenn anders nicht unechten, Bruchſtück römiſcher Zeitungen[27]) finden wir ſogar einen Wechſel der Fasces, Tag um Tag, alſo nicht blos monatlich, bemerkt. Auguſtus, als er die conſulariſche Gewalt auf ſeine Perſon übertragen hatte, nahm daher auch die zwölf Fasces, als das äußere Zeichen dieſer Würde, an (ſ. *Dio Cass.* LIV, 10), und ſo finden wir auch in den folgenden Zeiten noch die zwölf Fasces in gleicher Eigenſchaft öfters genannt, wie z. B. bei *Martial.* VII, 63. VIII, 66. IX, 42. *Ovid.* Ex Pont. IV, 9, 3. *Claudian.* In *Eutrop.* Lib. II. Prolog. 8. In *Eutrop.* I. 448. *Cassiodor.* Varr. III, 5. VI. 20. VII, I. Wenn demnach die Fasces oder Ruthenbündel mit den Beilen als Zeichen der conſulariſchen Gewalt, und Macht, und was die in den Bündel eingefügten Beile betrifft, insbeſondere als Zeichen der höchſten Gewalt über Leben und Tod erſcheinen und in ſofern allerdings das bezeichnendſte und höchſte Merkmal conſulariſcher Macht bilden, deſſen Sinn und Bedeutung ſich ſelbſt in der allgemeinen Anwendung des Ausdrucks zur Bezeichnung der höchſten Macht, Ehre und Würde jeder Art zu erkennen gibt[28]); wenn dies auch aus manchen einzelnen in der römiſchen Geſchichte uns aufbewahrten Zügen ſich herausſtellt[29]), ſo werden wir uns dann auch nicht wundern, wenn dem an die Stelle der beiden Conſuln in ſchwierigen Lagen des Staats mit unumſchränkter Vollmacht, die natürlich auch die ganze Amtsgewalt und Befugniß der Conſuln in ſich ſchließt[30]), tretenden Dictator ebenſo gut, ja in noch weit höherm Grade, die Fasces mit den Beilen zukommen. Sie kommen daher auch ſchon bei der erſten Wahl eines Dictators um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Stadt vor, und erfüllten das römiſche Volk, als es die dem Dictator vorangetragenen Beile erblickte, mit Furcht und Schrecken[31]): eine Angabe, die indirect die oben mitgetheilte Anordnung des Publicola beſtätigt, wonach die Conſuln nur außerhalb, nicht aber im Innern der Stadt, die Beile mit den Fasces ſich vortragen ließen; im Gegenſatz damit ließ Lartius, der erſte Dictator, um den Römern einen Begriff von dieſer ſeiner Macht zu geben, die Lictoren mit Fasces und Beilen durch die Stadt ziehen, wie Dionyſius ausdrücklich anführt. Wie ſtark die Zahl der Fasces und der Beile geweſen, gibt Livius bei dieſer Gelegenheit nicht an, aus dem verlorenen 89. Buch aber wird uns in der allein noch erhaltenen Epitome eine Nachricht mitgetheilt, wornach Sulla als Dictator zuerſt mit 24 Fasces, alſo mit der doppelten Zahl, aufgetreten[32]), womit jedoch weder Polybius noch Dionyſius in Übereinſtimmung ſind, in ſofern jener[33]) es grade als einen Unterſchied zwiſchen der dictatoriſchen und conſulariſchen Würde hervorhebt, daß einem Jeden der beiden Conſuln zwölf Beile, wie er ſich ausdrückt (alſo auch Fasces mit den Beilen), dem Dictator aber 24, alſo die doppelte Zahl, zugetheilt ſind: wornach dieſe Zahl als herkömmlich und nicht als eine neue Einrichtung des Sulla, wie die Epitome des Livius angibt, anzuſehen iſt. Und in dieſem Sinne ſpricht auch Dionyſius[34]) von 24 Fasces (πελέκεις ἅμα ταῖς ῥάβδοις), welche den L. Quinctius Cincinnatus umgaben, als er vom Pfluge her nach Rom geholt, dort als Dictator auftrat, wo Livius[35]) nur im Allgemeinen der Sache gedenkt. Daß das Auftreten des Sulla mit 24, die Beile ſammt den Ruthenbündeln tragenden Lictoren, jedenfalls eine großes Aufſehen in Rom machende Sache geweſen war, ſcheint auch aus der beſondern Angabe dieſes Ereigniſſes bei Appianus[36]) hervorzugehen, ohne daß jedoch daraus ein beſtimmtes Zeugniß für die Angabe der Livianiſchen Epitome, wonach vor Sulla kein Dictator dies gethan, abgeleitet werden könnte, auch wenn wir auf die rhetoriſche Ausführung des Dionyſius nicht das Gegengewicht legen wollten, das uns insbeſondere in der Äußerung des Polybius zu liegen ſcheint. Da längere Zeit vor Sulla, während eines Zeitraums von 120 Jahren, kein Dictator ernannt worden war[37]), die Sache ſelbſt alſo und damit auch die äußern Abzeichen dieſer Würde dem Volke fremd, oder doch unbekannt geworden waren, ſo läßt ſich daraus wol dieſes Aufſehen und die daraus hervorgegangene Erwähnung einer durch Sulla zuerſt eingeführten Sitte bei den genannten Schriftſtellern erklären. Daß nach Sulla auch Cäſar als Dictator mit den

24) a. a. O., wo unmittelbar die Worte folgen: καὶ τοῦτο μέχρι νῦν διαφυλάττουσιν οἱ ἄρχοντες. 25) ſ. z. B. *Cicer.* Brut. 6 mit den Auslegern; über den Ausdruck vergl. auch *Livius* II, 7. *Plinius*, H. N. VII, 30. s. 31. *Florus* I, 9. *Quintilian.* l. c. In anderem Sinne *summittere Indas fascibus* bei *Claudian.* De bell. Gildon. 20. 26) *Sueton.* Jul. Caes. 20. 27) Bei *Pighius*, Annal. ad ann. 585. 28) Vergl. z. B. nur Stellen, wie *Horatius*, Ep. I, 6, 53. I. 16, 34. Sat. I, 6, 97. Od. I, 12, 34. *Virgil.* Georg. II, 495. *Ovid.* Ex Pont. IV, 9, 61. 29) So z. B. aus der ſchönen Anekdote von dem alten Fabius, der als Legatus bei dem Heere ſeines Sohnes, der Conſul war, ſtand, bei *Livius* XXIV, 44 fin., und bei *Gellius*, Noctt. Att. II, 2 nach dem Annaliſten Claudius Quadrigarius. 30) ſ. *Cicero*, De Legg. III, 3. §. 8, wo es unter Anderem heißt: „idem juris, quod duo consules, teneto;“ ſ. dazu Creuzer's Note und Nachweiſungen im Excurs. XII. p. 509.

31) ſ. *Livius* II, 18: „Creato dictatore primum Romae, postquam *praeferri secures* viderunt, magnus plebem metus incessit, ut intentiores essent ad dicto parendum“ ſ. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. V, 75. 32) Es heißt hier: „Sulla dictator factus, *quod nemo unquam fecerat*, cum *fascibus viginti quatuor processit.*“ 33) ſ. *Polyb.* III, 87. 34) Antiqq. Romm. X, 24. 35) Er ſagt blos bei dieſer Gelegenheit III, 26: „— ea frequentia stipatus, *antecedentibus lictoribus* deductus est domum.“ 36) Bell. Civil. I, 100. 37) Dies bemerkt Plutarch (Vit. Sull. 33), ſowie auch Vellejus Paterculus (II, 28) ausdrücklich. Der letzte Dictator vor Sulla war C. Servilius Geminus im J. 551 u. c. während des zweiten puniſchen Krieges. Sulla's Dictatur fällt auf 671 u. c.

Digitized by Google

Fasces und den daraus hervorragenden Beilen auftrat, zeigt eine Münze, auf welcher wir die Fasces in dieſer Weiſe mit den Beilen dargeſtellt finden [38]). Wie aber durch die Erwählung eines Dictators die Macht der Conſuln und ihre amtliche Thätigkeit ceſſirte, ſo verloren ſie auch damit die Abzeichen derſelben, die Fasces, und alſo auch die ſie tragenden Lictoren; daher Q. Fabius Maximus [39]), als er zum Dictator erwählt (535 d. St.) und ihm zugleich vom Senat das Heer des Conſuls Cnejus Servilius zugewieſen war, dieſem, der an der Spitze ſeiner Reiter, die ihm wol hier als eine Art von Ehrenwache dienten, ihm entgegeneilte, durch einen Viator ſagen läßt, er ſolle ohne Lictoren zum Dictator kommen, eine Ordre, welcher Servilius auch ohne Anſtand gehorchte, wie aus der Erzählung dieſes Vorfalls bei Livius erſichtlich iſt. Plutarch [40]) gedenkt deſſelben Vorfalls und erwähnt dabei ausdrücklich der 24 Fasces, indem es eben Fabius darauf abgeſehen, Weſen und Bedeutung der dictatoriſchen Gewalt auf dieſe Weiſe den Römern anſchaulich zu machen und ihren unbedingten Gehorſam für ſeine Befehle zu erzwingen.

Wie die Dictatoren, ſo waren auch die Decemvirn mit dieſem Abzeichen der höchſten Gewalt bekleidet, durch welches ſie, wenn wir der Erzählung des Livius [41]) trauen dürfen, insbeſondere bedacht waren, dem Volke Schrecken und Angſt vor ihrer Macht und ihrem Anſehen einzuflößen. Während die zuerſt erwählten Decemvirn die Geſammtzahl von zwölf Fasces in der Weiſe beibehalten hatten, daß wie bei den Conſuln, immer nur Einer von ihnen nach dem Andern dieſelben führte, trat bei dem zweiten Decemvirat Jeder der zehn Decemvirn mit zwölf Fasces auf, ſodaß auf einmal 120 Lictoren mit ihren Ruthenbündeln und den daraus hervorragenden Beilen das Forum anfüllten, und dadurch ungemeinen Schrecken unter dem Volke verbreiteten, das in einem Jeden dieſer Decemvirn einen König, umgeben von den zwölf Schergen ſeiner Macht, erblickte. Ob die bald nach dem Sturz der Decemvirn, ſtatt der Conſuln eine Zeit lang vorkommenden Tribuni militum consulari potestate, zugleich mit der Macht und den Befugniſſen der Conſuln auch die äußeren Abzeichen der conſulariſchen Würde, mithin auch die Fasces erhalten haben, wiſſen wir nicht, wenn gleich die Sache ſelbſt nicht auffallend wäre, zumal da dieſe Magiſtrate jedenfalls ihre Lictoren hatten: da das Ganze nur eine vorübergehende Erſcheinung von kürzerer Dauer war, findet ſich darüber keine nähere Angabe bei den Alten, welche der ganzen Sache gedenken [42]). Fragen wir nun weiter, ob auch anderen höheren Staatsbeamten Roms, und welchen zunächſt, die Fasces als Zeichen ihrer Würde wie ihrer Macht und Gewalt zugetheilt worden, ſo tritt uns zunächſt die Prätur entgegen, deren Errichtung im Jahre 387 u. c. zugleich mit der Zulaſſung der Plebejer zum Conſulat, von welchem nun ein Theil der bisherigen Amtsgewalt, die richterliche, getrennt ward, mit dem Conſulat ſie in nähere Verbindung bringt und den Prätor, der ja auch an Rang und Würde unter den verſchiedenen höheren Staatsbeamten Roms dem Conſul zunächſt ſtand, als den natürlichen Stellvertreter der Conſuln oder des einen der Beiden, in Fällen der Verhinderung oder in Abweſenheit derſelben, betrachten läßt: wie dies auch allerdings der Fall war, und ſelbſt in dem Ausdruck collega Consulum, der von dem Prätor vorkommt, erkennbar iſt [43]). Ebendarum wird es auch nicht befremden können, wenn dem Prätor gleiche, äußere Abzeichen ſeiner Würde, wie dem Conſul, wenigſtens zum Theil, zukommen. Ein von dem Volkstribun M. Plätorius vorgeſchlagenes Geſetz, deſſen einſchlägige Worte uns Cenſorinus [44]) aufbewahrt hat, theilt dem Prätor Urbanus für alle Zeiten zwei Lictoren — alſo doch auch wol zugleich mit dieſen die von ihnen getragenen Fasces — zu; auch Cicero [45]) ſelbſt erkennt es als römiſche Sitte an, daß zu Rom dem Prätor zwei Lictoren mit zwei Fasces vorangegangen; nicht anders ſpricht ſich Plautus [46]) in einer Stelle aus, welche zwei Lictoren ſammt den zwei Ruthenbündeln als das charakteriſtiſche Abzeichen der römiſchen Prätur gleichfalls erkennen läßt. Da in dieſen Stellen blos von den Fasces, bei Plautus ausdrücklich blos *duo* viminei *fasces* virgarum genannt werden, ſo iſt es wol allerdings anzunehmen, daß hier dieſelbe Sitte, wie bei den Conſuln obwaltete, daß nämlich in der Stadt Rom ſelbſt blos die Fasces oder Ruthenbündel, keineswegs aber die Beile, welche herausgenommen waren, getragen wurden. Anders war es wol außerhalb Roms, wo die Beile den Fasces wieder zugeſellt wurden, und die Zahl der letztern auf ſechs, wie es ſcheint, erhöhet ward, falls nämlich der Prätor ein militairiſches Commando außerhalb Roms führte und mit einem ſolchen in die Provinz geſendet war. Wie der Conſul zwölf Lictoren mit ebenſo vielen Fasces, ſo erhielt ein ſolcher Prätor ſechs Lictoren und ebenſo viele Fasces, alſo die Hälfte der Zahl des Conſuls, um damit das Verhältniß der Abſtufung und den auch äußerlich kund zu gebenden Rang anzudeuten. Auf eine ſolche Abſicht

38) ſ. bei *Spanheim*, De usu et praest. numismm. T. II. p. 172 oben. 39) ſ. *Livius* XXII, 11. 40) Vit. Fabil Max. 4: „— *ὁ Φάβιος, εὐθὺς ἐνδείξασθαι θέλων τῆς ἀρχῆς τὸ μέγεθος καὶ τὸν ὄγκον, ὡς μᾶλλον ὑπηκόοις χρῷτο καὶ πειθηνίοις τοῖς πολίταις, προῆλθε συνενεγκάμενος εἰς ταὐτὸ ῥαβδουχίας εἰκοσιτέσσαρας· καὶ τοῦ ἑτέρου τῶν ὑπάτων ἀπαντῶντος αὐτῷ, τὸν ὑπηρέτην πέμψας, ἐκέλευσε τοὺς ῥαβδοίχους ἀπαλλάξαι καὶ τὰ παράσημα τῆς ἀρχῆς ἀποθέμενον, ἰδιώτην ἀπαντᾶν.*“ 41) ſ. Buch III. Cap. 36; vgl. mit *Lydus*, De magistrat. I, 34. 42) Vgl. beſonders *Livius* IV, 6. 7. VI, 42. *Dionys. Halic.* XI, 60.

43) ſ. nur die Stellen in Creuzer's Abriß der röm. Antiqq. §. 140. S. 190 der zweiten Ausgabe. 44) De die natal. cap. 24: „— Praetor urbanus qui nunc est quique post hac fuat, duos lictores apud se habeto.“ Vgl. dazu *Spanheim* l. c. II. p. 116 seq. 45) De leg. agrar. 34. Er ſpricht von der Colonialſtadt Capua, deſſen Magiſtrate (*Duumviri*) ſich Prätoren nennen ließen, und wie ſolche äußerlich gerirten; anteibant, ſetzt er dann hinzu, *lictores, non cum bacillis, sed, ut hic praetoribus anteeunt, cum fascibus duobus.*“ Später hatten die Duumviri allerdings auch die *Fasces*, wie man aus einer Conſtitution des Kaiſers Honorius erſieht, in der es heißt: „Duumvirum impune non liceat extollere potestatem *Fascium* extra metas propriae civitatis.“ ſ. Cod. *Theodos.* de Decur. leg. 174. Cod. *Justin.* ibid. leg. 53. 46) ſ. Epidic. I, 1, 26.

Digitized by Google

weiſet uns eine Stelle des Appianus [47]) deutlich hin, und dies zeigt auch der bei den griechiſchen Schriftſtellern von einer ſolchen Prätur gebrauchte Ausdruck ἀρχὴ oder στρατηγὸς ἑξαπέλεκυς, bisweilen auch blos ἑξαπελέκεις (scil. στρατηγοί) zum Unterſchied von den ſtädtiſchen Prätoren, welche einfach στρατηγοί heißen, und wie wir oben geſehen, in der Regel nur zwei Lictoren und zwei Fasces vor ſich her treten ließen. Beiſpiele mehrfacher Art bieten Polybius [48]) und Diodorus [49]), wie Dio [50]); auch Plutarch's [51]) Erzählung von Ämilius Paulus bezeugt dies, welcher, als während des Kriegs mit Antiochus, dem Großen, Unruhen in Spanien ausgebrochen waren, dahin als Prätor (στρατηγὸς) abgeſchickt ward, und wie Plutarch ausdrücklich hinzufügt, nicht die gewöhnliche Zahl von ſechs Beilen (alſo auch Fasces), welche den Prätoren zukam, ſondern um ſich ein conſulariſches Anſehen zu geben, die doppelte Zahl ſich zulegte. Einen andern Fall aus der römiſchen Geſchichte, in welchem dem Prätor ausdrücklich ſechs ihm vorangehende Lictoren — alſo auch ebenſo viele Fasces — zugetheilt ſind, erwähnt Valerius Maximus [52]); auch der bekannte Verres, der nach Führung der ſtädtiſchen Prätur in Sicilien als Prätor ſo berüchtigt ward, hatte dort ſeine Lictoren mit Fasces und Beilen, wie wir aus mehren Stellen Cicero's [53]) erſehen können, und noch mehr ſpricht für die Allgemeinheit der Sitte, welche dem außerhalb Roms im Feld oder in der Provinz commandirenden Prätor ſechs Fasces ſammt den Beilen zutheilte, die von Cicero [54]) in einer andern Stelle angewendete Metonymie, wornach er, ſtatt zwei Prätoren zu nennen, von zwölf Beilen ſpricht, welche in die Gewalt der Seeräuber gefallen ſeien. Und ſo finden ſich noch andere Stellen [55]), aus welchen erſichtlich wird, wie die in die Provinz mit militairiſchem Commando geſchickten höheren Magiſtrate, Proprätores wie Proconſules, die ſechs Fasces mit den Beilen als das äußere Abzeichen ihrer Amtsgewalt, bei ſich gehabt, und daß ihnen dieſe ſechs Ruthenbündel von ebenſo vielen vorausgehenden Lictoren vorgetragen wurden, wie dies denn auch nach den Zeiten der freien Republik unter den Kaiſern fortwährend noch der Fall war, und bis in die Zeilen des Symmachus [56]) und des Theodoſius [57]), wo die Fasces in dieſer Eigenſchaft noch immer erwähnt werden, fortdauerte, auch durch Münzen [58]), welche wir noch beſitzen, beſtätigt wird. Wenn der Grund davon, nach dem Geſagten, keineswegs verkannt werden kann, ſo mag es auf der andern Seite auffallen, wie Plutarch in ſeinen Fragen über römiſche Gebräuche [59]) auch die Frage aufwerfen mochte, warum die zuſammengebundenen Stäbe (fasces) mit den daran hängenden Beilen vor den Prätoren her getragen wurden; er fragt, ob es ein Zeichen ſein ſolle, daß der Zorn des Richters nicht auffahrend und ausgelaſſen ſein dürfe, oder ob das allmälige Losbinden der Stäbe einen Aufſchub herbeiführe, in Folge deſſen ſich dieſer Zorn ſchon in Beſtimmung der Strafe ändere? Dann hinzufügend, wie manche Vergehungen heilbar, manche unheilbar ſind, kommt er zu dem Reſultat, daß die Stäbe daher wol das verbeſſern ſollen, was einer Beſſerung fähig ſei, die Beile aber das Unverbeſſerliche abhauen ſollen. So ſinnreich auch dieſe Deutung iſt, ſo wird ſie doch die hiſtoriſche Erklärung der ganzen Sitte und Einrichtung keineswegs erledigen können. Fragen wir endlich noch, welche der höhern Magiſtrate die Fasces gleichfalls als Auszeichnung getragen, ſo haben wir die in den ſpätern Zeiten damit geſchmückten Duumvirn ſchon oben angeführt [60]). Auch der Praefectus praetorio hatte die Fasces, wie wir aus mehren Stellen erſehen [61]); was die Quäſtoren betrifft, die mit der gleichen Auszeichnung verſehen, vorkommen [62]), ſo liegt der Grund davon wol darin, daß ſie Provinzialbehörden waren und in dieſer Eigenſchaft die Fasces mit den Beilen führten. Aber weder die Cenſoren noch andere Magiſtrate führten, ſoweit wir wenigſtens wiſſen, dieſe Abzeichen der Gewalt, die, wie wir aus Plautus [63]) erſehen, aus Ulmenholz, oder auch, wie Plinius [64]) angibt, aus Birkenholz verfertigt waren, und, in der frühern Periode wenigſtens, allem Anſchein nach, ganz einfach, ohne alle weitere Zuthat und Schmuck gehalten waren, der ſpäterhin, in den Zeiten der Kaiſer allerdings hinzukam und die ganze Sache zu einem Gegenſtande des äußern Glanzes und beſonderer Eitelkeit erhob. Außer dem Lorbeer, womit die Stäbe, wie wir gleich ſehen werden, umwunden wurden, wurden ſie nun auch koſtbar vergoldet [65]). Ihr gewöhnlicher Platz war, wie es ſcheint, die Hausthüre, dort wenigſtens wurden ſie von den Magiſtraten, wenn ſie vom Forum, der Curie oder ſonſt einer amtlichen Handlung, zu der

47) ſ. Syriac. Cap. 15; vergleiche *Dio Cassius* LIII, 13. 48) ſ. Lib. III, 40, 106. II, 24. An einer andern Stelle nennt Polybius (II, 23) die Conſuln ſelbſt *πελεκυφόρους*. 49) ſ. in den Fragmenten von Buch XXXI am Schluſſe (Eclog. V. p. 519) und dazu Weſſeling's Note (T. X. p. 316. ed. Bipont.). Auch Appianus am Not. 47 a. O. *Themistius*, Or. 34. p. 34. ed. *Mai*. 50) Buch LIII, 13. 51) Aemil. Paul. 4 und daſelbſt insbeſondere die Worte: „— *στρατηγός, οὐχ ἓξ ἔχων πελέκεις, ὅσους ἔχουσιν οἱ στρατηγοῦντες, ἀλλὰ προσλαβὼν ἑτέρους τοσούτους, ὥστε τῆς ἀρχῆς ὑπατικὸν γενέσθαι τὸ ἀξίωμα*." 52) ſ. Buch I, 1, 9: „qui praetor a patre suo — jussus, *sex lictoribus praecedentibus*, arma ancilia tulit." 53) *Cicer.* in Verr. Act. II. Lib. V. cap. 9. 15; vgl. 44. 45. 54) ſ. pro Leg. Manil. cap. 12. 55) Vgl. z. B. *Cicer.* ad Quint. fr. I, 1, 12. Orat. de leg. agrar. 1, 3. Bei Ulpian (Leg. XIV. D. de off. procons. [I, 16]) heißt es ausdrücklich: „Proconsul *sex fasces* et non amplius, habeat." Andere Beiſpiele ſ. bei *Josephus*, Bell. Jud. II, 16. Zwölf Fasces für den Proconſul, von Afrika bei *Cyprian*, Epist. 37, erklärt ſich wol aus der Angabe des Dio Caſſius (LIII, 13), wornach Auguſtus den geweſenen Conſuln und Prätoren in der Provinz die gleiche Zahl Lictoren, die ſie in Rom gehabt, verwilligte.

56) Epist. VIII, 14. VIII, 70, wo *Praetorii*, *Praeturae* fasces noch vorkommen; vgl. auch *Cassiodor*. Varr. VI, 1. V, 21. 57) L. IV. Cod. *Theodos.* ad l. Jul. repet. (9, 26.) Novell. 24, 4. 25, 5. 58) ſ. bei *Spanheim*, De usu ac praestant. numismatt. T. II. p. 110 seq. 117 seq. 59) ſ. nr. 82. Quaest. Romm. (p. 283 E. T. II. Opp.) 60) ſ. oben Not. 45. 61) ſ. *Cassiodor.* Varr. I, 42; vgl. *Dio Cass.* XLIII. p. 238, nebſt *Spanheim.* De usu et praest. numism. T. II. p. 118 seq. und *A. Drackenborch.* Diss. de praefect. urb. (Trajecti cis Viadr. 1752.) p. 74. 62) *Cicer.* in Verr. II, 4 und eine Münze bei *Spanheim* l. c. II. p. 164 seq. 63) Asin. III, 2, 28. II, 2, 74. 64) H. N. XVI, 18. s. 30. 65) ſ. *Claudian.* in VI consul. Honorii 646.

Digitized by Google

ſie unter Voranſchreiten der die Fasces tragenden Lictoren ausgegangen waren, zurückkehrten, aufgeſtellt [66]). Als eine beſondere Auszeichnung iſt hier noch der Sitte zu erwähnen, wonach der ſiegreiche Feldherr bei ſeinem Triumphzug die ihm vorangetragenen Fasces mit Lorbeer umwinden ließ, als dem anerkannten Zeichen ſeines Sieges; ſo erhielt ſelbſt Cicero [67]) in Folge ſeiner in Aſien während der Verwaltung Ciliciens, wo ihn die unter ſeiner Führung ſiegreiche Armee zum Imperator ausgerufen hatte, die mit Lorbeer umwundenen Ruthenbündel (laureatos fasces), und da er die Ausſicht auf einen Triumph hatte — eine Ausſicht, die ſich nachher freilich wieder zerſchlug — ſo behielt er dieſelben noch längere Zeit bei, um mit ihnen als Triumphator in Rom feierlichſt einzuziehen. So wird in dem dem Sturze der Republik vorausgehenden Bürgerkriege die Unterlaſſung dieſer Sitte nach einem über römiſche Bürger von Römern errungenen Siege, als etwas Ehrenhaftes insbeſondere erwähnt [68]). Und daß dieſe Sitte des Umwindens der Fasces mit Lorbeer ſich auch unter den Kaiſern noch erhalten, zeigen andere Beiſpiele [69]); ja wir finden ſogar dieſe Sitte noch weiter ausgedehnt und auch in Fällen angewendet, wo kein ſolcher Sieg vorausgegangen war, ja nach und nach faſt allgemein angenommen [70]), wodurch allerdings das Ganze zu einem bloßen Gegenſtande äußerer Ausſchmückung, welche der Prachtliebe und Eitelkeit der Herrſcher diente, herabſank. Endlich wird als ein beſonderer Umſtand noch zu erwähnen ſein, daß ſchon in den Zeiten der Republik und ebenſo in den Zeiten der römiſchen Kaiſer bei Leichenbegängniſſen hoher, mit dem Rechte der Fasces durch ihre amtliche Stellung begabten Perſonen, wie z. B. bei dem Leichenbegängniſſe des Germanicus [71]), die Fasces gleichfalls mit den übrigen Inſignien ihrer Würde vorausgetragen wurden, und zwar umgekehrt (*versi* fasces), als Zeichen der Trauer, was von der oben angeführten Sitte des Senkens der Fasces (summittere fasces) vor dem Volke wol zu unterſcheiden iſt. — Im Allgemeinen kann über die Fasces verglichen werden: *Lipsii* Electt. I. 23. *Spanheim*, De praestant. et usu num. T. II. p. 87 sq. *Fab. Törner*, Diss. de fascib. (Upsal. 1722.) (welche Abhandlung wir jedoch ſelbſt nur aus Anführungen kennen). *Brissonius*, Sel. Antiq. III, 14. (*Baehr.*)

FASCH (August Heinrich), Prof. der Medicin in Jena, wurde am 19. Febr. 1639 zu Arnſtadt in Thüringen geboren. Er ſtudirte die Medicin in Jena, woſelbſt er auch 1667 promovirte. Im J. 1673 wurde ihm die Profeſſur der Botanik übertragen, ſpäterhin jene der Chirurgie und Anatomie; er ſtarb am 22. Jan. 1690. Außer einer großen Anzahl von Diſſertationen (in der Biographie médicale werden deren 51 aufgezählt) hat er nichts Literariſches hinterlaſſen. Die von ihm verfaßten Diſſertationen betreffen übrigens Gegenſtände aus faſt allen Theilen der Heilkunde; nur ophthalmologiſchen Inhalts ſind keine darunter. (*F. W. Theile.*)

FASCH. Muſiker. Johann Friedrich Faſch, geb. zu Buttelſtädt im Weimarſchen am 15. Apr. 1688. Da ſein Vater als Rector nach Suhla verſetzt wurde, zeigte ſich des neunjährigen Knaben Anlage zur Muſik zuerſt in dortigen Kirchenmuſiken, wo man ſeinen guten Sopran oft zur Freude des Städtchens verwendete. Nachdem er kaum zehn Jahre alt war, ſtarb ſein Vater, und die Witwe ſah ſich genöthigt, den Sohn ihrem Bruder, einem Caplan zu Teuchern bei Weißenfels, zu übergeben. Hier hörte ihn der Tenor der weißenfelſiſchen Kapelle ſingen und empfahl ihn zum dortigen Kapellknaben. Bald darauf, 1701, nahm ihn der neue Cantor in Leipzig, Joh. Kuhnau, unter ſeine Thomaner auf, wo er bis 1707 ſang und ſtudirte. Arm, wie er war, mußte er ſich im Clavierſpielen, um Partituren überſehen und vortragen zu lernen, ſelbſt forthelfen. So verhielt es ſich auch mit ſeinen Compoſitionsverſuchen, wo er ſich nach ſeinem Lieblinge Telemann richtete, der damals in Achtung ſtand. Eine ſeiner größten Freuden war es ihm, daß er einſt, als er einen Verſuch mit Aufſchreibung einer Ouverture gemacht hatte, dieſe unter dem Namen einer Telemann'ſchen wohlgefällig aufgenommen ſah. Als Zögling der Univerſität errichtete er in ſeiner Wohnung ein Studentenconcert, das alle Sonntage Nachmittags gehalten wurde. Bald wurde der Raum zu eng, ſodaß man ſich entſchloß, das Collegium musicum in das Lehmann'ſche Kaffeehaus zu verlegen. Daraus gingen wahrſcheinlich die Sonntagsconcerte hervor, die in dem Richter'ſchen Kaffeehauſe berühmt wurden. Dieſe Concertverwaltung übte unſern Faſch nicht blos auf ſeiner Violine, ſondern auch als Componiſten, deſſen Erzeugniſſe faſt immer mit lebendigem Antheil aufgenommen wurden, ſeiner geſunden Einfälle wegen. Im dritten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn erhielt er ſogar den Auftrag, die Direction der Oper und ſogar die Compoſition einer neuen Oper zur Petri-Paul-Meſſe zu Naumburg zu übernehmen. Da dies günſtig ablief, erhielt er einen ähnlichen Auftrag für den Geburtstag der Herzogin, der noch beſſer ausgerichtet wurde und noch größern Beifall fand. Die Aufträge für die nächſte naumburger Meſſe wiederholten ſich; er ſollte ſogar zwei neue Opern für ſie liefern. Das war ihm denn doch zu viel, und ſo überließ er die Compoſition einer dieſer Opern ſeinem Freunde Gottfried Heinrich Stölzel (wahrſcheinlich war es die Oper Valeria). Dieſe gefiel beſſer, als die Arbeit von Faſch. Stölzel wurde wenigſtens in Zeitz am herzoglichen Hofe ſo ſehr ausgezeichnet, daß ihm die Stelle eines Kapellmeiſters angetragen wurde, die er jedoch nicht annahm, weil er erſt eine Reiſe

66) ſ. *Claudian.* In IV consul. Honor. 416. In consul. Olybrii et Prob. 233. *Petron.* Satir. 30. — Die Stelle des Aurelius Victor (De vir. illustr. 20) gehört aber hierher wol nicht. 67) ſ. pro Ligar. 3. §. 7 und daſelbſt Möbius; vgl. ad Attic. VII, 10. Die *fasces laureati* des Marius bei *Cicer.* De divinat. I, 28. 68) ſ. *Caesar.* Bell. Civ. III, 71, vgl. mit *Dio Cass.* XLI, 52 69) ſ. *Tacitus*, Annall. XIII, 9 und daſelbſt Lipſius' Note. 70) ſ. die ſchon von Lipſius in der a. N. angeführten Stellen des Herodianus (VII, 6, §. 2), wo es heißt: *αἱ τε ῥάβδοι ἐδαφνηφόρουν, ὅπερ ἐστὶ σύμβολον εἰς τὸ διαγνῶναι τὰς βασιλικὰς ἀπὸ τῶν ἰδιωτικῶν.* Vergl. auch *Capitolin.* in Maxim. 14. *Claudian.* in IV consul. Honor. 14. *Martial.* X, 10. 71) ſ. *Tacitus.* Annall. III, 2. Andere Belege bei *Polybius* VI, 51. *Statii* Theb. VI, 214. *Pedo Albinovan.* Eleg. ad *Liv.* 142; ſ. *Kirchmann*, De funeribb. Romm. II, 7.

Digitized by Google

nach Italien vollenden wollte, wozu er auch Geldunterſtützung von der Herzogin erhielt. Faſch kam etwas niedergeſchlagen nach Leipzig zurück. Er begriff jetzt, daß man mit bloßem Naturaliſiren, auch bei glücklichen Anlagen, als Componiſt doch nicht fortkomme; er entſchloß ſich daher, Schule zu machen und zu dem Ende ſich zum Kapellmeiſter Graupner in Darmſtadt zu begeben, welcher auf der Thomasſchule ſein Präfect geweſen war, von dem er immer mit Liebe behandelt wurde. Allein die Reiſe dahin dauerte ein halbes Jahr, weil er als Virtuos an allen Orten verweilte, wo man ihn hören wollte. Als er nun endlich dort angekommen und freundlich aufgenommen worden war, dauerte der ganze Unterricht 14 Wochen. Darauf wurden wieder Reiſen gemacht, auf welchen er unter Anderem in Ansbach den Kapellmeiſter Bümmler kennen lernte, der ihn als Violiniſten zum Carneval nach Baireuth verſchrieb In Gera wurde er als Kammerſchreiber angeſtellt. Nach fünf Jahren wurde er Organiſt und Stadtſchreiber in Zeitz, was ihm ſo wenig behagte, daß er nach zwei Jahren die Stelle niederlegte und auf gutes Glück nach Böhmen ging, wo ihn der Graf Morzini als ſeinen Componiſten anſtellte. Hier gefiel er ſich, weil er gefiel. Es war ihm daher gar nicht lieb, daß er, durch Vermittelung Stölzel's in Gotha, als Kapellmeiſter nach Zerbſt verlangt wurde. Zwei Mal lehnte er den Ruf von ſich ab; dem dritten Schreiben konnte er, einer Einlage ſeines Schwiegervaters, des Archidiakonus Laurentius in Zeitz, der ihm bisher ſein einziges Töchterchen verpflegt hatte, aus Gewiſſensgründen nicht widerſtehen. Er nahm nun zum Bedauern ſeines Grafen die Stelle in Zerbſt, die ihm 400 Thaler jährlich brachte, im J. 1722 an. Beſonders viel Geſchäfte machte ihm die beſſere Einrichtung der Kirchenmuſik, da er an tauglichen Muſikwerken wenig vorfand, dafür aber ein deſto größeres Verlangen darnach. Er mußte ſich daher entſchließen, im erſten Jahre ſeines Amtes zwei ganze Jahrgänge Sonn- und Feſttagsſtücke zu componiren, ſodaß auf jede Woche vier Kirchenſätze kamen, außer einer Paſſionsmuſik und außer den Compoſitionen für kleine Kirchenfeſte und Hoffeierlichkeiten. Dennoch fühlte er ſich hier ſo gefeſſelt, beſonders nachdem er ſich wieder verheirathet hatte, daß er mehre gute Anträge, ſelbſt einen zum Cantorat in Leipzig, ablehnte und ſein ſehr beſchäftigtes Leben in Zerbſt 1758 beſchloß. Er ſelbſt hat etwa ein Jahr vor ſeinem Tode die Nachrichten über ſein Leben für die Marpurg'ſchen Beiträge zur Muſik geliefert, wo ſie im dritten Bande S. 124 ſtehen. — Seine Compoſitionen ſind ſehr zahlreich. Zu den genannten Werken wird noch gefügt: ein Oratorium, eine Missa für zwei Chöre, eine 1739 geſchriebene Oper Berenice, Concerte für die Oboe und für zwei, ſehr viele Ouverturen u. ſ. w. Vorzüglich wird ihm eine glückliche Anwendung der Blasinſtrumente beigemeſſen, die damals noch nicht ſo gut benutzt zu werden pflegten, als bald nachher. Es iſt aber von allen ſeinen Arbeiten nichts gedruckt worden. Sein Sohn,

Karl Friedrich Chriſtian Faſch, wurde zu Zerbſt am 18. Nov. 1736 geboren. Der Vater ſelbſt war viel zu ſehr amtlich beſchäftigt, als daß er für mehr als für nothwendige Pflege der Geſundheit des ſchwächlichen Kindes und für nothdürftige Anfänge in der Kunſt hätte ſorgen können, was jedoch nicht immer ein Unglück genannt werden kann. Der Concertmeiſter Höckh lehrte ihm Violine. Auf dem Clavier half ſich der Knabe ſelbſt fort. Ebenſo machte er Verſuche in der Compoſition, ohne eigentliche Schule, wie ſein Vater. Im 11. Jahre konnte er zu den Hof- und Kirchenmuſiken zugelaſſen werden; ja er verſuchte ſich ſogar bald in Tonſätzen für die Kirche, in welchen ihm das Gelungene und die Fehler bemerkbar gemacht wurden, worauf er ſo ſtreng achtete, daß er jeden Satz vernichtete, in welchem wieder ein Schnitzer gerügt wurde, der ihm ſchon einmal verwieſen worden war. Um ſein Violinſpiel beſſer auszubilden, ſandte ihn der Vater 1750 zum Concertmeiſter Hertel nach Strelitz. So wenig er auch ſeine Unterrichtsſtunden vernachläſſigte, ſo war doch ſeine Vorliebe mehr dem Orgelſpiele und verſchiedenen Übungen in der Harmonie zugewendet. Auch mit der Fuge beſchäftigte er ſich viel und wendete viel Fleiß auf die Kunſt eines guten Accompagnirens. Das letzte wurde beſonders ehrenvoll anerkannt, als der Violinvirtuos Franz Benda 1751 am Hofe ſich hören ließ, welcher nur von dem jungen Faſch auf dem Flügel begleitet ſein wollte. In der That iſt dies eine Kunſt, zu welcher nicht blos gehörige Übung, ſondern vor Allem eine innere Muſikanlage gehört, die mit Umſicht und ſchnell eingehender Gewandtheit augenblicklich im Nachgeben gegen den Soloſpieler und im Feſthalten des Geſetzlichen das Rechte zu erfaſſen weiß. Man ſollte ſich beſſer darauf verſtehen lernen, als es gewöhnlich geſchieht. Ohne dieſe Geſchicklichkeit gibt es keinen guten Dirigenten. Die Meiſten, die ſich darin vervollkommnen, verdanken dieſer Fertigkeit ihr Glück und ihren Einfluß, was auch an Faſch ſich beſtätigt, wie wir bald vernehmen werden. Nur ein Jahr war es, daß Faſch als Zögling in Strelitz verweilen durfte. Er hatte aber dieſes Jahr trefflich benutzt, und dieſer Fleiß brachte ihm Segen. Sein Vater ſchickte ihn nun zu weiterer Vervollkommnung nach Kloſterbergen, wo er bis 1753 gleich thätig ſich erwies. Jetzt erachtete ſein Vater die Erziehung des Sohnes zum Muſiker für beſchloſſen, meinend, das Übrige habe Jeder, der ſich der Kunſt widme, ſelbſt hinzuzuthun. An ſtillen, aber eifrigen Beſtrebungen fehlte es dieſem ſtillen und beſcheidenen Jünglinge nicht. Als darauf der König Friedrich II. einen Clavierſpieler brauchte, gedachte Franz Benda des guten Accompagniſten und empfahl ihn dem Könige. Nachdem mehre redliche Männer des Vaters Bedenklichkeiten wegen der Hofreligion beſeitigt hatten, gab er ſeine Zuſtimmung, und der Sohn trat ſein Amt in Potsdam 1756 an mit 300 Thalern Gehalt, wofür er täglich in den Kammermuſiken Friedrich's den Flügel zu ſpielen hatte. Der ſiebenjährige Krieg ließ ihm ſo viele Muße, daß ihn dies, was Andern erwünſcht geweſen ſein würde, ſo unzufrieden machte, obwol er ſeine Freiheit von Geſchäften gut zu benutzen verſtand, daß er 1763 um ſeine Entlaſſung anhielt. Es wurde ſein Geſuch abgeſchlagen und 100 Thaler Zulage

Digitized by Google

dafür bewilligt. Der König, der bekanntlich zu ſeinen Vorträgen der Flötencompoſitionen von Quanz, beſonders im Adagio, das er jedoch ungleich beſſer blies, als geſchwinde Sätze, wo er ſich oft übereilte, einen ſehr nachgiebigen Begleiter auf dem Flügel brauchte, hatte in dem ſtillen und unterwürfigen Faſch ganz ſeinen Mann gefunden, der ihm bald ungleich lieber war, als ſein anderer Accompagniſt, C. Ph. E. Bach, der lange nicht ſo geſchmeidig und fügſam ſein wollte, auch wol zuweilen ſich etwas Verdrießliches abmerken ließ wegen der immerwährenden Wiederholungen des Quanz und der königlichen Compoſitionen. — Während des Krieges war es auch dem jungen Faſch, wie vielen Andern, ſchlecht ergangen; ſeine Beſoldung wurde natürlich auch ihm in Scheinen ausgeſtellt, die Niemand nehmen wollte, höchſtens für 1/5 des Nennwerthes, ſein Vater war geſtorben und unternehmend war der ſchwächliche Mann eben nicht. Allein die Noth verſteht die Menſchen ſchon in Bewegung zu ſetzen; Faſch componirte und gab Unterricht, auch im Generalbaß, wofür er eine Menge Beiſpiele aufſchrieb. Er wurde aber auch launenhaft und grillig, warf ſich in Vielerlei auf ein Mal, ſpintiſirte wie vormals in ſeiner körperlich verweichlichten Jugend und nahm manche Sonderbarkeiten an. Er verfaßte auch in ſeinen beſten Stunden viele Kanons, theils aus Liebe zur Grübelei, theils, und gewiß vorzüglich, um der Prinzeſſin Amalia und Kirnbergern ſich gefällig zu erzeigen. Man muß jedoch die kanoniſche Kunſt ſchlecht kennen, wenn man behauptet, er habe darin alle ſeine Vorgänger übertroffen. Im Winter 1761 ließ ihn der König nach Leipzig kommen, daß er deſſen Flöte begleite. Er fand den Fritz ſehr gealtert, der ihn 1762 wieder entließ, ohne Entſchädigung der Reiſekoſten. Im folgenden Winter ſollte er nach Dresden kommen, allein er kam nicht, weil er ſein mühſam Verdientes nicht zuſetzen wollte. Auch nach dem Frieden hatte Faſch vom Könige Manches zu erleiden, nachdem Bach nach Hamburg gegangen war, und mußte auch noch die Oper dirigiren bis 1776, wo Reichardt als Kapellmeiſter eintrat. Während dieſer Zeit hatte Faſch allerlei Claviervariationen geſchrieben, die damals beliebt waren und immer beliebter wurden. Faſch glaubte ſelbſt, er ſei eigentlich der Erſte, welcher eine größere Mannichfaltigkeit und mehr Charakteriſtiſches in ſie gebracht habe; die Variationsmuſik lag ihm daher am Herzen und er ſprach davon gegen ſeine Freunde ſo gern, daß Gerber dadurch veranlaßt wurde, aus Neigung zu dieſem guten Manne, ihn für einen der eleganteſten und vortrefflichſten Spieler und noch größern Componiſten zu erklären. Mehre ſeiner Variationen ſind gedruckt erſchienen, als: Minuetto dell' ultimo ballo dell' opera: le feste galanti etc. con Variazioni (Berlin 1767.); Ariette pour le Clavecin avec 14 Variations (Berlin, um 1780.); Andantino con 7 Variazioni. (Berlin 1787.) Gerber findet beſonders die um 1780 erſchienenen ganz vortrefflich. Es iſt der Mühe werth und zur Erkenntniß des Zeitgeſchmacks wichtig, ſich dergleichen Werke einmal anzuſehen, ſobald man Gelegenheit dazu findet. — Allein 1774 wurde auch von ſeiner Compoſition in Berlin das Oratorium Metaſtaſio's: Giuseppe ricognosciuto, aufgeführt. —

Hatte nun Faſch dadurch, daß Friedrich Reichardt als Kapellmeiſter ſeit 1776 der Oper vorſtand, ſeine Geſchäfte erleichtert geſehen, ſo war dies noch weit mehr der Fall, als der alte Fritz 1778 nach dem bairiſchen Kriege ſeine Muſik faſt ganz vernachläſſigte und nur höchſt ſelten einen ſeiner Muſiker zu ſehen verlangte. Zwar mußte Faſch jeden Monat nach Potsdam und ſeine Dienſtzeit dort verleben, damit er gleich zur Hand ſei, wenn der König einmal nach ihm verlangen ſollte; allein es geſchah nicht und Faſch behielt freie Zeit. „Dieſe gänzliche Muße," ſagt Zelter, „erſchuf indeſſen einen neuen Geiſt in ſeinem kranken Körper, und ſeine alte Neigung zur Kirchenmuſik erwachte aufs Lebhafteſte wieder in ihm." Dieſe Zeit war es, wo Zelter Faſch's Schüler wurde. — In dieſer durch eine größere Muße weit geſchäftiger gewordenen Zeit wurde Faſch auf eine ganz beſondere Weiſe von dem Kapellmeiſter Reichardt angeregt, der 1783 mit manchen Muſikſchätzen aus Italien zurückkehrte. Vor Allem machte auf Faſch eine vierchörige, alſo antiphonariſch für 16 Realſtimmen componirte Missa von Orazio Benevoli wunderbaren Eindruck. Faſch mochte ſich ſolche in früheren Zeiten ſehr gewöhnliche Vielſtimmigkeitsſätze nicht klar oder anders gedacht haben, als er ſie hier beim Benevoli, der allerdings zu den vorzüglichſten Tonſetzern ſolcher Art gehörte, fand. Kurz, es wurde in ihm die Begier rege, auch eine 16ſtimmige Meſſe zu ſchreiben. Mit Eifer ging er an die Arbeit, über und von welcher uns die Hauptſchriftſteller über Faſch viel zu berichten wiſſen, woraus wir uns auf das Deutlichſte überzeugen, daß eine ſolche, auch früher in Teutſchland, wie in allen kunſtgeübten Ländern, gar nicht ſeltene Schreibart ihnen als etwas höchſt Bewundernswerthes und Seltenes erſchienen ſein mußte. Es wird da erzählt, daß Faſch ſchon früher den vielſtimmigen Satz in ſeiner Kraft verehrt und jetzt, nach Anſicht dieſes Werkes, gemeint habe, es müſſe ſich durch einen teutſchen Künſtler in dieſer Art auch noch etwas Beſſeres ſchaffen laſſen. Wenn weiter geſagt wird, Faſch habe den vierchörigen Geſang für daſſelbe im Großen gehalten, was der vierſtimmige Geſang im Kleinen ſei, daher habe er ſich die Regel feſtgeſetzt, jeder Chor müſſe vierſtimmig in ſich ſelbſt ſein: ſo war dies nur eine Unkenntniß der Sache, weil Faſch ſich doch nicht erſt etwas als Regel feſtſetzen konnte, was ſchon längſt als Regel feſtgeſetzt und thatſächlich ausgeführt worden war. Vielleicht glaubte Faſch ſelbſt, aus den Arbeiten der Alten eine neue Regel abgezogen zu haben, ob ſie ſchon ſo und nicht anders vorhanden geweſen war. Sein Eifer für Ausführung einer ſolchen Arbeit war wenigſtens ſo groß, daß er ein ganz Außerordentliches darin gefunden haben muß; denn er ruhte nicht eher, als bis ſie vollendet war, wobei er ſeine ſchwächliche Geſundheit ſo angegriffen hatte, daß ein gefährlicher Bluthuſten die Folge einer Anſtrengung war, welcher die Abſicht zum Grunde lag, in dieſem Werke der Welt ein ſeiner würdiges Denkmal zu hinterlaſſen. Dieſer Gedanke blieb ein ſtehender in des Mannes Seele. Je mehr ihm dieſe Arbeit gekoſtet hatte, deſto lieber gewann er ſie, wie in der Regel. Und dieſe Liebe zum Werke wurde noch bedeutend erhöht durch die Schwierig-

Digitized by Google

keiten, die ſich der Einführung dieſer Compoſition ins Leben entgegenſtellten. Die erſten Verſuche der Ausführung dieſes Werkes ſchlugen alle fehl, was den Verfaſſer um ſo mehr kränkte, je mehr er ſelbſt dieſe Arbeit für eine gelungene hielt, was ſich ebenſo wol aus ſeinen Thaten für das Werk, als aus dem Urtheile ſeiner Freunde und Verehrer klar ergibt. Gerber ſchrieb in ſeinem neuen Lexikon darüber Folgendes: „In wenig Wochen war die Meſſe fertig. Auch konnte es nicht fehlen, daß ein Werk, welches dem Italiener gelungen war, dem Teutſchen bei gleichem Fleiße und bei überwiegenden Kräften (in dieſem Falle gewiß nicht) und verfeinertem Geſchmacke nicht ebenſo wohl, und noch beſſer, hätte gelingen ſollen." Ähnliches und gewiß noch Verbindlicheres mochte der freundliche Gerber dem geſchätzten und achtungswürdigen Componiſten perſönlich geſagt haben. Dazu ſchrieb Hiller 1786, Faſch habe ſeit Kurzem ein 16ſtimmiges Kyrie und Gloria gefertigt, was Alles an Gelehrſamkeit und Geſchmack überträfe, was man nur von Benevoli, Ant. Lotti und Orazio Vecchi in dieſer Art kenne. Wie hätte alſo Faſch nicht in ſeinem Glauben an Liebe für dieſes Werk bis zur Unumſtößlichkeit befeſtigt werden ſollen? Er begleitete ihn bis an ſeinen Tod. Es hatte ſich aber auch die ganze Folge ſeines Schickſals an dieſe Arbeit geknüpft. Natürlich wollte Faſch ſein Werk hören. Alle königliche Sänger und tüchtige Dilettanten, die Potsdam aufzuweiſen hatte, verſammelten ſich um ihn zu öftern Proben, allein es ging nicht. Noch ein Verſuch mit den berliner Singchören in der Nicolaikirche ſchlug gleichfalls fehl. „Faſch (heißt es) kränkte ſich tief, und mußte noch überdies, um nicht zu beleidigen, den verfehlten Effect auf ſich und ſein Werk laden. Die Intention iſt falſch ſpeculirt und ſcheitert an der Erfahrung, ſagte man allgemein." So ſehr nun auch der Componiſt verzweifelte, ſein Werk jemals gut zu hören, ſo wenig konnte er ſich von ihm trennen; immer kam er wieder, bei eifrig fortgeſetzten Studien der Theorie, von Zeit zu Zeit auf daſſelbe zurück und beſſerte „bis zur Ängſtlichkeit" daran, um ihm die möglichſte Vollendung zu geben. Im Jahre 1789 unterrichtete Faſch eine junge vortreffliche Dame, Charlotte Dietrich, im Hauſe ihres Stiefvaters Milow, wo ſich öfters Liebhaber des Geſanges einfanden, ſodaß ein kleines Vocalconcert daraus wurde, wo Faſch accompagnirte und für daſſelbe mehre kleine 4, 5 und 6ſtimmige Stücke ſetzte. Bald wuchs die Zahl der kleinen Geſellſchaft ſo, daß man ſich genöthigt ſah, einen Tag der Woche zu Singübungen zu beſtimmen. Es ging lebhaft und Faſch componirte mit inniger Luſt immer mehr für die Eifrigen. Das Haus wurde zu klein und man nahm mit Freuden den von der verwitweten Generalchirurgus Voitus angebotenen Saal zum Verſammlungsort der wachſenden Geſellſchaft, für welche der Meiſter unter Anderem auch ſein 8ſtimmiges Miserere ſetzte, das ungemein wirkte und für eine ſeiner vorzüglichſten Compoſitionen gilt. Seit 1791 wurden alſo die wöchentlichen Verſammlungen dieſer Anfangs ſo kleinen Geſellſchaft im Hauſe der Frau Voitus gehalten, die ſelbſt eine gute Sängerin war und deren Schweſter, Fräulein Papritz, noch ausgezeichneter und beliebter als Sängerin war, ſodaß auch Zelter, der Schüler und Gehilfe des Meiſters, ſeine Augen auf ſie warf und ſie ſpäter ehelichte. Man nannte nun dieſe herangewachſene Geſellſchaft die Singakademie, für deren Beſtes Faſch um ſo angelegentlicher ſorgte, je näher ihm in der Bildung derſelben die Hoffnung wieder neu entgegentrat, daß er von derſelben bald auch ſeine 16ſtimmige Meſſe nach ſeinem Sinne ausführen hören werde, was wirklich nach Wunſch bewirkt wurde. Für dieſe Anſtalt ſchrieb Faſch ſeine meiſten bekannten Geſangwerke, namentlich ſeine beliebten und angenehmen Verſetten. Beim Vortrage accompagnirte Faſch auf dem Flügel und Zelter half, wo es nöthig war, den noch weniger geübten Sängern und Sängerinnen fort. Im J. 1793 fand Gerber den Verein bis über 40 Mitglieder ſtark, zu denen ſich nicht ſelten der berühmte Baſſiſt Fiſcher mit ſeiner Frau, einem feſten Contraalt, geſellte. Der Raum wurde abermals zu klein, und der Staatsminiſter von Heiniz wies der Geſellſchaft zu ihren Übungen den ovalen Saal der Kunſtakademie unter den Linden an, ſodaß die Geſellſchaft nur für Heizung und Erleuchtung zu ſorgen hatte. Für Noten- und Muſikalienbedarf hatte die Geſellſchaft nichts auszugeben; denn Faſch ſchrieb alle Stimmen der aufzuführenden Stücke mit eigener Hand. Zelter aber gab den noch nicht gehörig Geübten Übungsſtunden und verwaltete die Zuſammenkünfte ſelbſt, wenn Faſch von Kränklichkeit abgehalten war. 1794 zählte man über 60 Mitglieder, zu deren Aufführungen, was früher nicht ſtattfand, nun ſchon Zuhörer auf Freibillets eingelaſſen wurden. Dieſe nunmehrige Singakademie, die einzig von den Beiträgen der Mitglieder erhalten wurde, wozu Faſch, welcher für ſeine Mühe und Arbeit nicht den geringſten Lohn nahm, ſeinen Beitrag ebenſo wie jeder Andere zahlte, war und blieb eine Privatanſtalt für Liebhaber, welche nur Kirchenmuſik, als Choräle und Chöre und mehrſtimmige Soloſätze, ſangen. Als 1797 ſich dieſer Verein auf 84 Mitglieder vermehrt hatte, übergab Faſch, ſeiner zunehmenden Kränklichkeit wegen, die Leitung der Anſtalt ganz und beſuchte nur ihre Zuſammenkünfte, wenn es die Umſtände ihm erlaubten. Er kam, ſo oft es ihm nur möglich war, denn das Inſtitut war ſein Schooskind geworden, dem er bis an ſeinen Tod mit treueſter Liebe anhing. Am 2. Dec. 1798 feierte die Geſellſchaft ihres Gründers 63. Geburtstag beſonders glänzend. J. Fr. Reichardt hatte einen Chorgeſang dazu componirt; der Vorſteher hielt eine angemeſſene Rede über den wohlthätigen Einfluß der ſchönen Künſte u. ſ. w.; dem Feſtmahle wohnten 130 Mitglieder bei; Lieder von Reichardt und Zelter, neu verfaßt, würzten die Tafelfreuden, und der König ehrte den thätigen Greis durch 100 Thaler Zulage zu ſeiner bisherigen Penſion von 400 Thalern. — Mehr über den Gang dieſes noch jetzt unter Rungenhagen beſtehenden Inſtituts findet man in Zelter's hierher gehöriger Schrift: Karl Friedrich Chriſtian Faſch. (Berlin 1801.) — Daß man in dieſem Buche vieles Einzelne über Faſch und über die wichtigſten Perſonen, die mit ihm in näherer Verbindung ſtanden, findet, namentlich auch glaubwürdige Anekdoten von Friedrich II.,

Digitized by Google

wollen wir nur andeuten. — Einer Beachtung iſt noch werth, was Gerber im neuen Lexikon mit den Worten berichtet: „Trotz den mannichfaltigen Zerſtreuungen, in die ihn ſeit den letzten zehn Jahren die Akademie verwickelt hatte, ſtudirte Faſch dennoch ununterbrochen die Harmonie mit der Wärme und Wißbegierde eines Jünglings, wobei er keinem andern Führer, als blos der Natur und ſeiner eigenen großen Erfahrung folgte. (Wir werden aber ſogleich ſehen, daß er ſich dabei doch, wie nothwendig, von Andern zum nähern Bedenken anregen ließ und ihre Vorſchläge bedachte und prüfte; er verließ ſich alſo keineswegs allein auf ſich ſelbſt.) Durch dieſe anhaltende Aufmerkſamkeit war es ihm unter Anderm auch endlich gelungen, das für uns unbrauchbare, natürliche ſiebente Intervall des Horns und der Trompete, welches weder ais noch b iſt, und welches Kirnberger i nannte, für unſer harmoniſches Syſtem brauchbar zu machen und in ſeinen geiſtlichen Compoſitionen für ſeine Akademie anwenden zu können, wo er dieſes Intervall als zu C dur gehörig durchaus behandelt hatte.“ Aber das war doch weiter nichts, als Täuſchung, was ſich aus Gerber's eigenen Worten und ſeinem darüber angeführten Beiſpiele in Noten deutlich herausſtellt. Gerber fährt fort: „Er war bei einem meiner Beſuche ſo gefällig, mir auf meine Bitte ein vierſtimmiges Beiſpiel von dieſer Art Reſolution aus einem ſeiner Werke ſogleich eigenhändig abzuſchreiben und zu überreichen.“ Gerber läßt es folgen, und wir ſehen, daß es eben gar nicht das neue Intervall, ſondern die chromatiſche Erhöhung der Sexte iſt, wie ſie auch Faſch grammatikaliſch richtig ſchrieb. Es iſt ein Quint-Sextenaccord auf c mit der übermäßigen Sexte, der auch ſeiner Natur nach ganz richtig fortſchreitet. Der nichts weniger als neue Accord mit ſeiner Auflöſung iſt:

ais h
g f
e d
c g.

Das iſt Alles. Wer möchte behaupten, daß der hier als ais, oder auch wol anderwärts als b angegebene Ton grade der Klang zwiſchen b und ais ſein müßte? und wer von den Sängern wird ihn treffen, oder ſich auch nur darum bemühen? Es iſt nichts anderes, als ein papiernes Intervall. Auf dieſe Art kann man aber alle Intervalle, mit Ausnahme der Septime, übermäßig machen und gehörig fortſchreiten laſſen, ohne daß man neue Intervalle anzunehmen nöthig hätte. Es war aber dieſes i Kirnberger's damals eine Art Modeartikel. Merkwürdiger iſt Faſch's Bemerkung über Stimmenführung. J. Seb. Bach's Stimmen, ſagte er, ſingen zwar jede für ſich, aber ihre Verbindungen unter ſich bleiben unſangbar, d. h. ſie ſind zwar ſchöne Theile, aber nicht zu einem ſchönen Ganzen zuſammengefügt. Dies erkläre uns die Bewunderung der Kenner, die dem Componiſten in ſeinem verwickelten Detail zu folgen im Stande ſind, und die Gleichgültigkeit der Dilettanten, die ſich blos an ein ſchönes Ganze zu halten wiſſen, ohne in die innern Verwebungen eindringen zu können. Naumann ſei hierin beſonders Meiſter, den er (Faſch) ſelbſt über ſich anerkenne. (Naumann hingegen, meint Gerber, habe ſich dieſe ſchöne Manier durch Studium und öfteres Hören der Werke Haſſe's zu eigen gemacht. Haſſe ſei eigentlich der Schöpfer des ſchönen Geſanges in den Mittelſtimmen.) — Ebenſo bemerkenswerth, als dieſe Meinungen unſeres Faſch, die eine weitere Überlegung eines jeden Künſtlers anregen mögen, iſt auch eine Mittheilung Zelter's, was Faſch, bei aller Liebe zur Theorie, von kalt berechneter Künſtelei und namentlich vom ſehr vielſtimmigen Satze halte, ſo ſehr er ſich ſelbſt in demſelben eingeübt hatte. Faſch zeigte Herrn Zelter eine vielſtimmige Cadenz, wo er nach vielem Hin- und Herſinnen die 16. Stimme nicht hatte finden können. Zelter'n fiel von ungefähr ein möglicher Gang ein, den er nicht hatte. Schreiben Sie ihn hin, ſagte Faſch. Als Zelter des andern Tages zu ihm kam, hatte er zu dieſen 16 noch 8 Stimmen geſetzt. Als Zelter darüber ſeine Verwunderung blicken ließ, zerſchnitt er die ganze Arbeit und ſagte: Man kann's machen, aber es iſt der Mühe nicht werth. Die Kunſt iſt keine Sache, worüber man ſich wundern ſoll. — Allein ſeine 16ſtimmige Meſſe blieb ſein Liebling. Am 3. Juni 1800 hatte er der letzten Akademie beigewohnt, aber ſo ſchwach, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Er fühlte das Nahen des Todes, räumte des andern Tages Briefe und Compoſitionen zuſammen, ließ alle, trotz der Widerrede, verbrennen, die vor ſeiner 16ſtimmigen Meſſe geſchrieben waren; die übrigen (und die Inſtrumente) übergab er Zelter'n zum Beſten ſeiner Singakademie und zu Veröffentlichung durch den Druck, woran ihm ſoviel lag, daß er ſogar für den Stich der 16ſtimmigen Meſſe 300 Thaler zurückgelegt hatte, die er Zelter'n zur Deckung der Unkoſten übergab, weil er beſorgte, es möchten ſich für eine ſolche Arbeit nicht genug Käufer finden und ohne ſein eigens dafür beſtimmtes Geld die Herausgabe nicht erfolgen. Zelter verſprach auch am Schluſſe ſeiner genannten Schrift über Faſch, daß er des Meiſters Werke bekannt machen und die andern der vierchörigen Meſſe folgen laſſen werde, ob er ſich gleich gegen Faſch in ſeinen letzten Stunden nur zur Herausgabe der großen Meſſe verpflichtet habe. Die Platten dafür wurden geſtochen, aber herausgegeben wurden ſie nicht. Man mahnte Zelter, aber das machte ihn noch hartnäckiger; die Platten waren veraltet. Da erbot ſich ein Verleger, ſie auf ſeine Koſten neu ſtechen zu laſſen, allein Zelter gab nichts. — Wir bewundern in dieſer Handlungsweiſe nichts, als wie Zelter dies mit ſeiner Liebe zu Faſch und mit ſeinem gegebenen Worte am Todbette des Mannes, dem er ſoviel verdankte, in einige Übereinſtimmung bringen konnte. Ja die Sache wird noch unbegreiflicher, wenn man bedenkt, daß Reichardt im zweiten Bande ſeines Kunſtmagazins das Kyrie a 4 Cori und Christe eleison a due Cori concert. in Partitur mittheilte, natürlich ohne die Verbeſſerungen, die Faſch damit vorgenommen hatte. — Erſt nach Zelter's Tode veranſtaltete die berliner Singakademie zu Ehren ihres Stifters und um ſeinen letzten Willen endlich noch zu erfüllen, eine Ausgabe der Werke von Faſch, bei Trautwein. Und nun erſt ſind ſie Welteigenthum geworden in einer Zeit, die wenigſtens nicht Faſch's Zeit iſt, der ganz

Digitized by Google

ſanft in ſeinem Lehnſtuhle entſchlief am 3. Aug. 1800.— Wer ſeine Werke noch nicht kennt, nehme zuerſt ſeine Verſetten, dann ſein achtſtimmiges Miserere in zwei Chören mit eingemiſchten verſchiedenſtimmigen Soloſätzen. In den übrigen wird er ſich dann von ſelbſt zurecht finden, und zwar Jeder am Beſten ſeiner eigenthümlichen Anſicht nach. — Man hat eine Büſte von Schadow in Marmor verfertigen laſſen und ſie feierlich in der berliner Akademie aufgeſtellt. Sein Bild, öfter geſtochen, iſt auch auf dem Titelblatte der Allgem. muſikal. Zeitung Leipzigs zum 11. Jahrgange zu ſehen. Des redlichen Mannes Hauptehre iſt die Singakademie. (*G. W. Fink.*)

FASCHINEN (Fascines), ſind zuſammengebundene Baumäſte, die man bei dem Waſſerbaue ſowol als im Kriege vielfach anwendet: ſchnell einen leichten Bau aufzuführen, oder irgend eine Erdböſchung damit zu verkleiden, um das Abrollen der Erde, wenn beſonders der Abdachungswinkel nur klein iſt, zu verhindern. Man kann zwar jede Art von Nadel- oder Laubholz (Winter- oder Sommergrünen Bäumen) benutzen; wenn man jedoch nicht durch die bei der Arbeit eintretenden Verhältniſſe in ſeiner Wahl beſchränkt wird, nimmt man

a) Zu ſolchen Arbeiten, die vorzüglich ſchnell beendigt werden ſollen: Nadelholz, unter dem das fichtene und tännene die beſten ſind, weil das kienene gewöhnlich knorrige und ungleiche Äſte hat, und deshalb eine ſtrengere Auswahl bedarf, ſobald die Faſchinen zur Verkleidung irgend einer Böſchung dienen ſollen. Alle dieſe Holzarten gewähren den Vortheil, daß ſie wegen der ſich ſperrenden Nadeln bei der Verkleidung mehr füllen, als das Weiden- oder Pappelholz, das ſich mehr zuſammenbindet, daher man eine größere Anzahl Faſchinen und folglich auch eine weit größere Menge Äſte und Zweige bedarf.

b) Sobald man aber in Hinſicht der Zeit nicht ſo ſehr gedrängt iſt, hat das Weiden-, Pappel- und Birkenholz den großen Vorzug, ſehr dauerhafte Faſchinen zu geben, die, einmal gebunden, dann eine beſſere Dauer gewähren und ſich nicht ſo ſehr zuſammenſetzen, als die ausgetrockneten Nadeln des Fichtenholzes. Eichen, Buchen und Rüſtern oder Ulmen hingegen ſind nur im Nothfalle anzuwenden, weil die außerordentlich krummen und höckerigen Äſte keine guten Faſchinen, zur Verkleidung brauchbar, binden laſſen.

Dies vorausgeſetzt, muß ein vorläufiger Anſchlag die Maſſe der erfoderlichen Faſchinen, folglich auch des herbeizuſchaffenden Reißholzes angeben. Selbſt in dem Falle, wo die Faſchinen in einem vorhandenen Walde einer angemeſſenen Holzart gebunden werden ſollen, gewährt die Beſtimmung der erfoderlichen Menge des Reißholzes den Vortheil, nur eben eine angemeſſene Anzahl Bäume dazu niederſchlagen zu laſſen, deren Stämme alsdann zu einer gleichzeitigen Beſtimmung verwandt werden können. Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß ein vierſpänniges Fuder Fichten- oder Tannenäſte, oder ein Schock 6 Fuß lange Reißgebunde von 1 Fuß Dicke, 20 Stück Faſchinen 6 Fuß lang, 10 Zoll ſtark, von Weiden aber nur 14 Faſchinen derſelben Größe gibt.

Zu dem Binden der Faſchinen wird auf jede Bank ein Aufſeher oder Unterofficier und ſechs Mann gerechnet. Von letztern ſind

3 Mann den Strauch herbeizutragen, aufzulegen und zu binden beſtimmt.
2 Mann die Wieden auszuſuchen, auszuäſten,
1 Mann dieſelben über einem kleinen Feuer zu bähen und zu drehen.

Ehe die Arbeit ſelbſt unternommen werden kann, müſſen vorher die Bänke eingerichtet und die Wiedenſtöcke geſchlagen werden. Zu den letzteren ſind runde Pfähle von 3″ Stärke 6′ Länge ſenkrecht in die Erde geſchlagen und oben mit zwei oder drei Löchern verſehen, weit genug, um das ſchwache Ende des zur Wiede beſtimmten Äſtes, nachdem derſelbe gebähet worden, bis die Rinde aufplatzt, hineinzuſtecken, worauf er mit der Hand gedrehet und dabei um den Stock herum geſchlungen wird, die Wiede dadurch biegſam zu machen. Man nimmt ſie durch langſames Rückwärtsdrehen aus dem Stocke heraus, faßt die Spitze mit der linken Hand und gibt mit der Rechten nach, daß ſich an ihrer Spitze eine Schlinge bildet, durch die das ſtarke Ende geſchoben und die fertige Wiede bei Seite gelegt wird.

Sobald eine Anzahl Wieden vorräthig ſind, werden nach Verhältniß der Faſchinenlänge die Bänke aus 6—7′ langen, 3″ ſtarken Pfählen aufgeſchlagen. Es wird zu dem Ende eine ſchwache Stange, von der Länge der Faſchine, auf die Erde gelegt und an jedem Ende derſelben ein 1½ Fuß langer, 1½″ ſtarker Lehrpfahl eingeſetzt. 1 Fuß von dieſem nach der Mitte kommt der erſte Bock zu ſtehen und alsdann von 2 zu 2 Fuß ein anderer, ſodaß zu einer Faſchine von 6 Fuß 3 Böcke, zu einer Faſchine von 12 Fuß aber 6 Böcke nöthig ſind. An jedem dieſer Punkte werden demnach 2 Pfähle, einander gegenüber, 3′ unten von einander in die Erde getrieben, daß ſie ſich 2′ über derſelben kreuzen, und mit einem Strange, oder mit einer guten Wiede zuſammengebunden werden. Zwiſchen dieſe Pfähle wird nun der Strauch dergeſtalt eingelegt, daß die ſtärkeren Äſte deſſelben von wenig über 1″ Dicke in die Mitte kommen, und rings herum mit feinem Strauch bedeckt ſind. Nachdem nun das aufgelegte Strauchholz von zwei Mann mit dem Reitel durch Umſchlagen des Stranges feſt zuſammengezogen worden, daß es die vorgeſchriebene Stärke der Faſchine bekommt, wird eine Wiede um daſſelbe geſchlagen, auf dieſer aber anſtatt eines Knotens eine ſogenannte Schnecke gebildet, deren übriges Ende unter dem Bunde hindurchgezogen und untergeſteckt wird. Alle dieſe Knoten der Faſchine oder Batteriewurſt liegen in einer geraden Linie, und das über den Lehrpfahl hervorſtehende Reißholz wird zuletzt abgeſägt. Von den gewöhnlichen Faſchinen unterſcheiden ſich übrigens die zum Waſſerbaue beſtimmten dadurch, daß ſie von ſehr ſtarken Äſten verfertiget, öfter auch Steine in ſie hinein gebunden werden, um ſie zum Unterſinken zu bringen.

Hat man zu den Wiedenſtöcken keine genugſam ſtarke Pfähle von 3″, werden drei ſchwache Pfähle von 2½″ bis 3″ im Dreieck dicht an einander in den Erdboden geſchlagen, und mit einer Wiede 8″ unter dem Kopfe zuſammen-

Digitized by Google

gebunden, um die zu drehenden Wieden zwiſchen ſie einzuklemmen.

Die Maße der für den Kriegsgebrauch beſtimmten Faſchinen gibt beiſtehende Tafel:

Arten der Faſchinen.	Gewöhnliche Dimenſionen.		Dimenſionen der Franzoſen nach von Reizenſtein.			
	Länge.	Stärke.	Länge.	Stärke.	Zahl der Bünde.	Zeit zum Verfertigen.
Batteriefaſchinen oder Würſte	12′	— 10″	12′ 4″ 18′ 6″	11,5″	6 bis 9	180 Min.
Tranſcheefaſchinen	4′	— 8″	4′ 2″	5,5″	2	15 „
Waſſerfaſchinen	6′	1′ —	6′ 3″	11,5″	2	20 „
Deckfaſchinen zur Deſcente	8′	1′ —	7′ 9″	7,5″	4	— —
Faſchinen zur Verkleidung	6′	— 10″	6′ 3″	8,5″	4 bis 5	30 „
Schanzkorbfaſchinen	3′	— 10″	2′ —	7,5″	2	— —
Sappenbunde	3′	1′ —	2′ 6″	8,5″	2	20 „

Das Werkzeug zu Anfertigung der Faſchinen beſteht in großen Baumſägen, Äxten und Handbeilen, um den Strauch zu hauen und auszuleſen; dann ſind nöthig ein Faſchinenbohrer, um 1½ Zoll kleiner, als die Faſchine ſtark werden ſoll; ein Paar Rötel, nämlich zwei Hölzer, 3½ Fuß lang, 2 Zoll ſtark, durch einen Zugſtrang in der Mitte verbunden, um die Faſchine bis zur gehörigen Dicke zuſammenzupreſſen; zwei Faſchinenmeſſer, zum Abputzen und Ausäſten; zwei Blei- oder Kampirſchlägel, ein Fußmaß und eine Handſäge. Wenn, wie gewöhnlich, mehre Faſchinenbänke zugleich aufgeſchlagen werden, iſt ihr Abſtand von einander, in gerader Linie, 6 bis 8 Schritt; 20 bis 30 Schritt hinterwärts werden die Wiedenſtöcke eingeſchlagen. Die erfoderliche Menge der Faſchinen, und die Zeit, welche man zu ihrer Fertigung bedarf, man muß allezeit eine halbe Stunde auf eine Faſchine wenden, gibt die Zahl der aufzuſchlagenden Faſchinenbänke, um die Arbeit in der gegebenen Zeit zu vollenden. Wäre demnach der Bedarf zu einer Batterie von 7 Rohrgeſchützen und 2 Mörſern 570 Faſchinen, ſo würde man 10 Bänke aufſchlagen müſſen, um ſie binnen drei Tagen zu liefern, vorausgeſetzt, daß auf jeder Bank in 10 Stunden täglich 20 Faſchinen fertig gemacht werden können. Gibt man jeder Bank 8 Schritt Abſtand von der andern, wird man überhaupt einen Raum von 80 Schritt Länge und 30 Schritt Breite dazu bedürfen.

Während der Faſchinenarbeit werden die dazu nöthigen Pfähle aus Scheitholz von angemeſſener Länge geſpalten. Dieſe iſt im Allgemeinen zur Faſchinirung 2½ Fuß, bei 1½ Zoll Stärke. Zum Verankern werden bisweilen etwas ſtärkere Pfähle voll 3′ Länge gebraucht; wenn jedoch mit Faſchinen verankert worden, wie es bei der preußiſchen Artillerie Vorſchrift iſt, werden auch nur gewöhnliche Faſchinenpfähle dazu genommen.

Die Verkleidung mit Faſchinen geſchieht nun folgendergeſtalt: Es wird längs der Trace die unterſte Faſchine um die Hälfte ihrer Stärke in die Erde gegraben und bekommt 3 zu 3 Fuß einen Pfahl, dem man nicht eine runde, ſondern die beiſtehende Geſtalt gibt. Sobald die erſte Faſchine angepflöckt iſt, wird die zweite daneben von Einem, der ſich mit den Füßen quer herübergeſtellt hat, etwas aufgehoben und mit Gewalt an die liegende geſtoßen und ſodann angepflöckt. Auf die unterſte Faſchinenlage kommt die zweite, die man mit einer halben Faſchine anfängt, damit an keinem Orte die Enden zweier Faſchinen auf einander treffen, ſondern immer auf eine volle Faſchine fallen. Auch dieſe zweite Lage Faſchinen wird von 3 zu 3 Fuß durch in ⅓ der Dicke derſelben, von Innen herauswärts, eingeſchlagene Pfähle feſtgehalten. Von der dritten Faſchinenlage an werden die Faſchinen, jede zweite der Lage, durch Ankerwieden (Harts de retraite) gehalten, die man mit 4′ Entfernung um jede 1., 3., 5. und 6. legt und vermittels eines 3 bis 4′ hinterwärts in den feſtgeſtampften Erdboden des angeſchütteten Kaſtens der Schulterwehr geſchlagenen Pfahles hält. Man pflegt auch wol zur ſtärkeren Befeſtigung der Ankerpfähle dieſelben nicht blos in die Erde, ſondern in eine 4 Fuß hinter der faſchinirten Wand eingegrabene Faſchine zu ſchlagen. Die erſtere Art jedoch, bei den Franzoſen und Sachſen üblich, gibt auch ohne beſondere Faſchinen der Wand einen hinreichenden Widerhalt.

Faſchinirungen, die dem feindlichen Feuer und den dadurch verurſachten Beſchädigungen mehr ausgeſetzt ſind und deshalb öfterer Ausbeſſerung bedürfen, werden zweckmäßiger durch eine Verpfählung gehalten. Man hat dazu dreierlei verſchiedene Pfähle:

a) für die untern Schichten 2½′ Länge, 1½″ Stärke;
b) für die mittleren „ 3½′ „ 2″ „
c) für die obern „ 4—5′ „ 2½″ „.

Hier werden die Pfähle in jeder Lage dergeſtalt in das äußere Drittheil der Faſchine eingeſchlagen, daß ſie durch die untere Lage hindurch in den Erdboden dringen, oben aber 3½ bis 4 Zoll aus der Faſchine ſenkrecht emporſtehen, ſodaß die folgende Lage hinter ihnen eingelegt werden kann, und ſelbſt ohne eigne Pfähle liegen bleiben würde. Es fällt in die Augen, daß man bei dieſer Einrichtung nur das eben beſchädigte Stück der Faſchine mit

Digitized by Google

einer Stichſäge herausſägen darf, um es durch ein anderes, eingelegtes Stück zu erſetzen. Erfahrung hat das Nützliche dieſer Verpfählung, beſonders bei den Schießſcharten der Contre- und Brechbatterien hinreichend beſtätigt. (*v. Hoyer.*)

FASCIA, Binde (Anat.). In der Anatomie iſt dieſer Name zur Bezeichnung verſchiedenartiger, hautartig oder bindenartig ausgebreiteter Theile in Gebrauch gekommen. So heißen in der Syndesmologie die ſehnigen Streifen oder Häute auf der vordern und der hintern Fläche der Wirbelkörper **Fasciae longitudinales anterior et posterior**. In der Angiologie hat C. Fr. Wolff den Namen **Fascia** eingeführt, und zwar zur Bezeichnung mehrer Muskelfaſerſtreifen am Herzen. In der Splanchnologie wurden die drei Streifen von Längsmuskelfaſern am Dickdarme von Manchen **Fasciae coli** genannt; — eine die harte Augenhaut umhüllende Membran, welche nach Born von den geraden Augenmuskeln durchbohrt wird, führt den Namen der **Fascia bulbi**; — die fibröſe Umhüllung des männlichen Gliedes, welche zunächſt unter der Haut deſſelben liegt, heißt **Fascia penis**, und die Fetthaut, welche die Nieren umhüllt, hat den Namen der **Fascia renalis** erhalten. Ferner iſt in der Neurologie der Name **Fascia** für einige Theile des Gehirns gebräuchlich; ſo unterſcheidet man am Rande des Ammonshornes eine **Fascia dentata**, im kleinen Gehirne eine **Fascia dentata s. fimbriata**. Unter **Fascia** ſchlechthin verſteht man aber in der Anatomie Gebilde, die zum Muskelſyſteme gehören, und von dieſen iſt hier eine Beſchreibung zu geben.

Von den Fascien oder Muskelbinden.

Mit dieſem Namen belegt man in der Myologie mehr oder weniger dicke Membranen, welche dazu dienen, einzelne Muskeln oder Muskelgruppen zu umhüllen und dieſelben von einander und von den umgebenden Theilen zu ſondern. Jene Membranen ſind im Allgemeinen aus Faſern zuſammengeſetzt, die ſich ſchon mit unbewaffnetem Auge deutlich als ſolche erkennen laſſen, und die ſich durch ihre große Feſtigkeit, ihre ſehr geringe Ausdehnbarkeit und Elaſticität, ſowie durch ihre weiße, atlasglänzende Färbung auszeichnen. Dieſe Gattung von Faſern wurde ſeit Bichat in der allgemeinen Anatomie als das ſogenannte Faſerſyſtem conſtituirend angeſehen, welches auch noch in den hiſtologiſchen Syſtemen der neueſten Autoren (Bruns, Krauſe, Arnold) aufgeführt wird. Dagegen nimmt Henle kein Faſergewebe an, welches dem Zellgewebe, dem Muskelgewebe u. ſ. w. zu coordiniren wäre, ſondern er vereinigt daſſelbe mit dem Zell- oder Bindegewebe. Er unterſcheidet aber das Bindegewebe wieder in das formloſe (das Zellgewebe Anderer) und in das geformte; eine Abtheilung des geformten ſind dann die ſogenannten fibröſen Häute, zu denen die Fascien, die Beinhaut u. ſ. w. gehören. In der That gibt es keine ſcharfe Grenze zwiſchen Bindegewebe und faſerigem Gewebe, und grade jene Theile, die ſpeciell den Fascien zugezählt werden, haben an verſchiedenen Stellen eine ungleichartige Beſchaffenheit, was Manchen Veranlaſſung gegeben hat, die Fascien ſelbſt nach ihrer Textur in zellige, zellig-faſerige und in ſehnig-faſerige einzutheilen. Übrigens kommen in mehren Fascien ſtellenweiſe auch elaſtiſche Faſern vor, bisweilen in ſolcher Menge, daß es zweifelhaft werden kann, ob man ſie als fibröſe oder als elaſtiſche Membranen anzuſehen hat; ſo namentlich nach Henle in der **Fascia lata**, zumal an der innern Seite zunächſt den Schambeinen, ferner in der **Fascia superficialis**, in den Fascien des Oberarmes, des Hand- und Fußrückens u. ſ. w.

Dem formloſen Bindegewebe am nächſten ſteht unter den Fascien die ***Fascia superficialis* s. *subcutanea***, welche unmittelbar unter der Haut liegt und ſich über einen großen Theil der Oberfläche des Körpers ausbreitet. Sie gehört zu den zelligen Fascien. Gleich dem formloſen Bindegewebe enthält ſie an den meiſten Stellen Fett innerhalb ihrer Maſchen. Die oberflächlichen Gefäße und Nerven verlaufen innerhalb dieſer **Fascia superficialis**, und es läßt ſich dieſelbe meiſtens mehr oder weniger leicht in zwei Blätter ſondern, welche zur ſcheidenartigen Umhüllung der genannten Theile dienen, z. B. zur Umhüllung der **Vena saphena**. Am deutlichſten iſt die **Fascia superficialis** am Unterleibe; an manchen Stellen der Extremitäten iſt ſie mit der tieferen **Fascia** vereinigt. An der Hohlhand und an der Fußſohle, ſowie am behaarten Theile des Kopfes kann man aber kaum eine ſolche Verſchmelzung mit der tiefen Fascie annehmen, ſie fehlt vielmehr an dieſen Stellen.

Die übrigen Fascien, die auch wol im Gegenſatze zur **Fascia superficialis** als tiefe bezeichnet werden, enthalten kein Fett zwiſchen ihren Faſerbündeln, obwol ſich in den von ihnen umſchloſſenen Höhlen, zunächſt zwiſchen ihnen und der Oberfläche der Muskeln, Fett befinden kann, welches bei allgemeiner Abmagerung ebenfalls ſchwindet, wodurch dann die Muskelſcheiden zum Theil für ihren Inhalt zu weit werden. Es ſtehen die tiefen Fascien überall mit andern fibröſen Theilen im Zuſammenhange, im Beſondern entſpringen oder endigen ihre Faſern in der Beinhaut, zumal an den mehr vorragenden Theilen des Skelets. Sodann gehen an mehren Stellen die Sehnen von Muskeln theilweiſe oder ſelbſt ganz in die Faſerausbreitung der Fascien über; ja, die Fascie des **Rectus abdominis** iſt nichts Anderes, als die ſehnigen Ausbreitungen der ſchiefen Bauchmuskeln und des queren Bauchmuskels. Wollte man ferner die **Fascia bulbi** zu den Muskelbinden zählen, ſo ſteht auch dieſe mit einem fibröſen Gebilde, der Sclerotica, in Verbindung.

Die ſtärkſte Ausbildung erlangen die Fascien an den Extremitäten mit ihren vorherrſchend langen Muskeln, die durch eine feſte, ſcheidenartige Umhüllung bei den verſchiedenartigen Bewegungen in ihrer Lage geſichert werden mußten. Es bilden hier die unter einander zuſammenhängenden Fascien gleichſam eine große hohle, das ganze Glied umhüllende Scheide, von welcher ſich zwiſchen einzelne Muskeln oder Muskelgruppen ſcheidenartige Fortſätze erſtrecken; doch erhalten auch wol die größern Gefäß- und Nervenſtämme beſondere Scheiden, wie dies bei

Digitized by Google

der Fascia superficialis vorkommt. Die ſtarken Faſcien in der Hohlhand und an der Fußſohle ſind ganz dazu geeignet, mechaniſchen, hier einwirkenden, Druck von den unterliegenden Gefäßen, Nerven, Muskeln abzuhalten. Auch ſtehen die Faſcien dieſer Regionen durch fibröſe Verlängerungen mit der überliegenden Haut in genauem Zuſammenhange, wodurch einer Verſchiebung der letztern vorgebeugt wird.

An manchen Stellen endigen Muskeln vollſtändig (Tensor fasciae latae, Palmaris longus), oder doch theilweiſe (Glutaeus maximus, Supinator longus, Biceps brachii) an Faſcien. Die Annahme indeſſen, daß die betreffenden Faſcien durch dieſe Muskeln angeſpannt werden ſollen, dürfte wol zu den irrigen gehören. Durch ihre Feſtigkeit ſind die Faſcien vielmehr ganz geeignet, gleich den ſtarren Knochen den an ſie befeſtigten Muskeln einen Fixationspunkt zu bieten. Daher entſpringen denn auch an andern Stellen einzelne Muskelportionen, z. B. des Tibialis anticus, des Glutaeus medius, von der zugewandten Fläche einer Faſcie; ja der Palmaris brevis entſpringt ganz von der Hohlhandfaſcie.

Einzelne Abſchnitte der Faſcien werden wol mit beſonderen Namen belegt. So heißen an den Extremitäten einzelne häutige Blätter, die nach deren Länge verlaufen und durch den einen Rand am Knochen anſitzen, durch den andern mit der die geſammte Muskulatur umhüllenden Faſcie zuſammenhängen, Zwiſchenmuskelbänder (Ligamenta intermuscularia); ebenſo werden manche ſtärkere Anhäufungen von Faſern, die an den Extremitäten in querer oder ſchiefer Richtung verlaufen und gewöhnlich zur Fixirung von Sehnen dienen, als Bänder (Ligamenta) beſchrieben. Es findet aber ein unmerklicher Übergang ſtatt von einigen dieſer ſogenannten Bänder, z. B. vom Lig. armillare, zu jenen fibröſen Fixationsmitteln einzelner Sehnen, die als Vaginae tendinum fibrosae, als Retinacula u. ſ. w. beſchrieben werden; daher auch dieſe letztern, wenngleich weit mehr geſonderten, Theile bei Beſchreibung der Faſcien mit aufgenommen werden müſſen.

Zu erwähnen iſt noch, daß einige Faſcien herkömmlicher Weiſe als Aponeuroſen bezeichnet werden, welcher Name ſonſt den flächenartig ausgebreiteten ſehnigen Theilen der breiten Muskeln beigelegt zu werden pflegt. Jedenfalls iſt es aber zu weit gegangen, wenn die franzöſiſchen Anatomen Aponeuroſe und Faſcie für gleichbedeutend gebrauchen und, wie es Cruveilhier gethan hat, in der beſchreibenden Anatomie jenen Abſchnitt, worin die Faſcien abgehandelt werden, unter dem Namen Aponeurologie aufführen.

Überſicht der Faſcien des menſchlichen Körpers.

Am Kopfe.

Fascia temporalis, Schläfenfaſcie. Dieſe ſtarke ſehnige Haut bedeckt den Schläfemuskel. Ihre Faſern entſpringen längs der ganzen ſeitlichen, halbcirkelförmigen Linie, und verlaufen in der Richtung des Schläfemuskels gegen den Jochbogen herab. Nach Unten theilt ſich die Membran in zwei Blätter, zwiſchen denen ſich fetthaltiges Zellgewebe befindet. Das innere Blatt befeſtigt ſich am obern Rande des Jochbogens in deſſen ganzer Länge und am hintern Rande vom Stirnfortſatze des Jochbeins bis zur halbcirkelförmigen Linie hinauf. Das äußere Blatt iſt nur längs des Jochbogens vorhanden und befeſtigt ſich auf deſſen Außenfläche. Zwiſchen dieſer Faſcie und dem Schläfemuskel liegt, zumal nach Unten hin, fetthaltiges Zellgewebe.

Fascia parotideo-masseterica. Ein fibröſes Blatt, das vom Jochbogen ausgeht, wo es zum Theil mit der Schläfefaſcie zuſammenhängt, zieht ſich über die Außenfläche des Kaumuskels herab, und verliert ſich nach Unten theils am Unterkieferrande, theils in der Fascia cervicalis. Nach Vorn iſt dieſes Blatt nur dünn und mit dem Ausführungsgange der Ohrſpeicheldrüſe verſchmolzen. Nach Hinten theilt es ſich in ein oberflächliches und tiefes Blatt, die mit dem Gehörgange, dem Ohrknorpel und dem Kopfnicker zuſammenhängen, und von denen die Ohrſpeicheldrüſe umſchloſſen wird.

Fascia buccalis s. *buccinatoria* s. *bucco-pharyngea.* Mit der Außenfläche des Backenmuskels iſt ein fibröſes Blatt in genauem Zuſammenhange, deſſen Faſern mit dem durchbohrenden Ausführungsgange der Ohrſpeicheldrüſe zuſammenhängen. Nach Hinten ſetzt ſich dieſe Faſcie auf die Seitenfläche des Schlundkopfes fort.

Am Halſe.

Fascia cervicalis s. *Fascia colli.* Die tiefe Faſcie des Halſes, welche vom Platysma-myoides bedeckt wird, iſt keine rein fibröſe, ſondern eine zellig-faſerige Membran, in die aber auch elaſtiſche Faſern eingewebt ſind. Sie umhüllt mit einem oberflächlichen und einem tiefen Blatte den Sternocleidomastoideus. Vom innern Rande dieſes Muskels ſetzen ſich die vereinigten Blätter zur Mittellinie des Halſes fort; vom äußern Rande deſſelben ſetzen ſie ſich, unter dem Kappenmuskel weg, nach Hinten gegen das Lig. nuchae fort. Die vordere zwiſchen den beiden Kopfnickern befindliche Partie der Fascia cervicalis iſt nach Oben an der mittlern Sehne und am vordern Bauche des Biventer maxillae inferioris, ſowie am Zungenbeinkörper befeſtigt; zugleich ſetzt ſich aber eine Lamelle zum Unterkieferrande fort, wo ſie mit der Fascia parotideo-masseterica zuſammenfließt, und es dringt eine andere Lamelle zwiſchen der Ohr- und Unterkieferdrüſe zum Unterkieferwinkel und längs des Lig. stylo-maxillare bis zum Griffelfortſatze. Auf ſolche Weiſe wird die Unterkieferdrüſe durch die Fascia cervicalis umhüllt und von der Ohrſpeicheldrüſe geſondert. — Nach Unten befeſtigt ſich das oberflächliche Blatt der Fascia cervicalis am Lig. interclaviculare, am Griffe des Bruſtbeines und am Sternaltheile des Schlüſſelbeines; das tiefe Blatt, welches zugleich den untern Bauch des Omohyoideus umhüllt, befeſtigt ſich (und alſo mittelbar auch dieſen Muskel) an der innern Fläche des Bruſtbeingriffes und am obern Rande der erſten Rippe. — Die Faſern der Fascia cervicalis verlaufen in der großen Mehrzahl von Oben nach Unten, werden aber auch

Digitized by Google

durch quer- und ſchiefverlaufende verſtärkt. Dieſe Querfaſern gehen namentlich in die Zuſammenſetzung der Scheide für die Carotis, die Jugularis interna und den Vagus ein, welche hinter dem Kopfnicker liegt und mit dem tiefen Blatte der Faſcie zuſammenhängt. Nach Vorn bildet die Fascia cervicalis noch beſondere Scheiden für den Sternohyoideus, den Sternothyreoideus, ſowie für die Schilddrüſe.

Als zur Fascia cervicalis gehörig kann man wol A. Cooper's *Fascia thoracica* anſehen, welche horizontal über die obere Öffnung des Bruſtkaſtens hingeſpannt iſt. Da wo die großen Halsgefäße und die Luftröhre durch ſie hindurchtreten, ſpaltet ſie ſich nach A. Cooper in ein aufſteigendes und ein abſteigendes Blatt. Das erſtere heftet ſich an die Luftröhre und geht in die Scheide der Halsgefäße und in die F. cervicalis über; letzteres geht an der Luftröhre bis zu ihrer Theilungsſtelle herab, umgibt die aus dem Aortenbogen kommenden Gefäßſtämme und dieſen Bogen ſelbſt, und geht in das fibröſe Blatt des Herzbeutels über. Nach Außen und Hinten iſt die F. thoracica am Hakenfortſatze und in Begleitung des Omohyoideus am obern Schulterblattrande befeſtigt.

Am Stamme.

In der Bruſtgegend liegt eine dünne, fibröſe Ausbreitung über den Pleuren, auf der Innenfläche der Zwiſchenrippenmuskeln und der Rippen.

Am Unterleibe iſt die Fascia superficialis, wie bereits bemerkt, ſehr ſtark entwickelt; es ſetzt ſich dieſelbe nach Unten in die Fascia penis, in die Dartos des Hodenſackes, in die Fascia superficialis des Oberſchenkels fort. — Die *Fascia recti*, welche den geraden Bauchmuskel umgibt, iſt eigentlich nicht zu den wahren Faſcien zu zählen; ihr vorderes, mit den Inscriptiones tendineae jenes Muskels verwachſenes Blatt wird durch die Sehne des Obliquus abdominis externus und das äußere Blatt der Sehne des Obliquus abd. internus gebildet; das hintere Blatt beſteht aus dem innern Blatte der Sehne des Obliquus abdominis internus und der Sehne des Transversus abdominis. Das hintere Blatt iſt aber nur vom Schwertfortſatze an bis etwa eine Hand breit unterhalb des Nabels vorhanden; dort endigt daſſelbe mit einem nach Unten halbmondförmig ausgeſchweiften Rande, der ſogenannten Plica semilunaris *Douglasii*. — Es bedürfen aber die Fascia transversalis und die Fascia lumbo-dorsalis einer beſondern Beſchreibung am Stamme.

Fascia transversalis (*abdominis*), quere Unterleibsbinde. Dieſe zwiſchen dem Bauchfelle und den Bauchmuskeln gelegene fibröſe Schicht läßt ſich vorn und unten an den Bauchwänden aus mehren Portionen ableiten. Zunächſt entſpringen Sehnenfaſern vom Schambeinhöcker bis zum innern Winkel des Schenkelringes hin, die hinter den Bauchmuskeln dergeſtalt in die Höhe ſteigen, daß der äußere Rand dieſer Schicht die innere Öffnung des Leiſtenkanales an der innern Seite begrenzt. Eine zweite Faſerſchicht entſpringt dann ebenfalls vom Schambeinhöcker, vom Gimbernat'ſchen Bande und vom Arcus cruralis; ſie verläuft in der Richtung des letztern nach Außen und Oben, begrenzt die innere Öffnung des Leiſtenkanales an der Außenſeite, und vereinigt ſich weiter oben mit der erſten Faſerportion. Zu dieſen Faſern treten dann weiter nach Außen noch jene Faſern der Fascia iliaca, welche vom feſtſitzenden Theile des Schenkelbogens aus hinter den Bauchmuskeln in die Höhe ſteigen. Die ſo entſtehende Fascia transversalis iſt unten am ſtärkſten, und ſie erſetzt hier nach Innen das hintere Blatt der Scheide des Rectus abdominis. Sie ſetzt ſich aber, dünner werdend, nach Oben bis auf die Rippenknorpel, oder ſelbſt auf die untere Fläche des Zwerchfells fort. Nach Hinten läßt ſie ſich vor dem Quadratus lumborum weg bis zur Wirbelſäule verfolgen. Faſern der Fascia transversalis treten von Innen nach Außen in den Leiſtenkanal, und laſſen ſich wol bis zur gemeinſchaftlichen Scheidenhaut des Hoden und des Samenſtranges verfolgen.

Fascia lumbo-dorsalis, Lendenrückenaponeuroſe. Dieſes ſehnige Blatt, welches zumal nach Unten ungemein dick iſt, ſcheidet die zweite und dritte Schicht der Rückenmuskeln von einander. Die von den Dornfortſätzen ausgehenden Faſern zerfallen nach der Richtung ihres Verlaufes in eine oberflächliche und eine tiefe Schicht. Die Faſern der oberflächlichen Schicht entſpringen von den Spitzen der Dornfortſätze des Heiligbeins und der untern Lendenwirbel, und verlaufen ſchief nach Außen und etwas nach Oben; an ſie reihen ſich nach Oben die Faſern der Urſprungsaponeuroſe des Serratus posticus inferior an, welche von den obern Lendenwirbeln und den untern Rückenwirbeln entſpringen, ganz ebenſo verlaufen, und ſich durchaus nicht von der Lendenrückenaponeuroſe ſondern laſſen. Die Faſern der tiefen Schicht entſpringen von den Dornfortſatzſpitzen aller Lendenwirbel und des Heiligbeins, und verlaufen in der Richtung der Rippen nach Außen und etwas nach Unten. Der untere Theil der ſo entſprungenen Aponeuroſe befeſtigt ſich nach Außen an die äußere Lippe vom hintern Drittel des Hüftbeinkammes bis zu den Hüftheiligbeinbändern hinab, und iſt nach Unten in genauem Zuſammenhange mit dem Urſprunge des Longissimus dorsi und des Sacrolumbalis; der obere Theil der Aponeuroſe heftet ſich mittelbar, durch die Faſern des Serratus posticus inferior, an die untern Rippen. Der mittlere Theil der Lendenrückenaponeuroſe aber, zwiſchen der letzten Rippe und dem Darmbeine, trifft am äußern Rande des Sacrolumbalis mit der hintern Sehne des Transversus abdominis zuſammen, die von den Spitzen der Lendenwirbelquerfortſätze kommt, und verwächſt mit derſelben. — An den obern Rand des Serratus posticus inferior reihen ſich übrigens als obere Fortſetzung der Lendenrückenaponeuroſe Sehnenfaſern an, die von den Dornfortſätzen der Rückenwirbel entſpringen, hinter der dritten Schicht der Rückenmuskeln weg nach Außen und Oben verlaufen und in der Gegend der Rippenwinkel ſich am Bruſtkaſten anheften. Weiter nach Oben werden dieſe Faſern ſparſamer, nehmen aber in der Nähe des Serratus posticus superior wieder an Menge zu und reihen ſich an deſſen unteren

Digitized by Google

Rand an. — Von der Lendenrückenaponeuroſe dringt ein Blatt in die Tiefe zwiſchen den Longissimus dorsi und den Sacrolumbalis.

Am Becken.

Hier unterſcheidet man eine fibröſe Ausbreitung in der Beckenhöhle (Fascia pelvis), eine zweite unter der Haut der Dammgegend (Fascia perinaei). Zwiſchen dieſen beiden befindet ſich aber noch eine ſtarke fibröſe, dreiſeitige Ausbreitung, das dreiſeitige Band (Ligamentum triangulare s. perineale), welches indeſſen gewöhnlich, wenngleich weniger richtig, unter dem Namen der Fascia perinaei profunda s. media beſchrieben zu werden pflegt.

Fascia pelvis, Beckenaponeuroſe. Ihre Faſern entſpringen zunächſt vorn vom Schambeine, neben der Schambeinfuge, und verlaufen als Lig. pubo-vesicale zum Harnblaſenhalſe; ſie entſpringen ferner, oberhalb der Faſern des innern Hüftbeinlochmuskels, vom horizontalen Schambeinaſte, ſodaß aber am obern hintern Winkel des Hüftbeinloches für den Durchtritt von Gefäßen und Nerven eine Öffnung verbleibt; ſie entſpringen weiterhin von der Grenzlinie des Darmbeines bis zur Hüftheiligbeinfuge hin und vom obern Rande des Sitzbeinausſchnittes. Alle Faſern der ſo entſprungenen Faſcie verlaufen nach Unten und Innen in die Beckenhöhle, den Levator ani und den Coccygeus bedeckend. Der vordere Theil der Faſcie tritt an die Seite der Harnblaſe, der Vorſteherdrüſe oder der Scheide, des Maſtdarmes, und die Faſern ſchlagen ſich an dieſen Theilen eine Strecke weit in die Höhe. Der hintere Theil der Faſcie tritt hinter den Maſtdarm, und die Faſern treffen hier zum Theil von beiden Seiten in der Mittellinie zuſammen, zum Theil heften ſie ſich an die vordere Fläche der Steißbeine und des letzten Heiligbeinwirbels. Übrigens trennt ſich längs der bogenförmigen Urſprungslinie des Levator ani in der Beckenhöhle von der Fascia pelvis eine Lamelle ab, welche nach Außen vom Levator ani in der Mittelfleiſchhöhle über den Obturator internus herabſteigt und von Manchen als Fascia pelvis lateralis, Fascia obturatoria bezeichnet wird.

Fascia perinaei (*superficialis*), Dammaponeuroſe. — Unter der Haut des Dammes liegt eine Schicht feſten Zellg , welche der Fascia superficialis an andern Stellen des Körpers entſpricht. Die Faſern dieſer Schicht verlaufen hauptſächlich in querer Richtung und hängen in der Mittellinie genauer mit der Raphe zuſammen. Nach Vorn verbindet ſie ſich beim Manne mit der Dartos, beim Weibe mit dem Zellgewebe der Schamlippen; nach Hinten ſetzt ſie ſich über die Mittelfleiſchgrube weg zum untern Rande des großen Geſäßmuskels fort und bis zu den Steißbeinen. Über dieſer Zellgewebsſchicht liegt das die Mittelfleiſchgrube ausfüllende Fett, und bei fetten Individuen liegt auch in der eigentlichen Dammgegend ein fetthaltiges Zellgewebe darüber. Nach Entfernung dieſes Fettes erſcheint dann die eigentliche Fascia perinaei, an der man einen vordern und hintern Abſchnitt unterſcheiden kann, welche beide am Rande des Transversus perinaei superficialis ineinander übergehen.

a) Der vordere Abſchnitt (Aponeurosis ischiopubica *Velpeau*) iſt eine ſehnige Ausbreitung, deren Faſern vom Schambogen bis zum Sitzbeinknorren hin entſpringen. Beim Manne bedeckt ſie den Transversus perinaei superficialis, den Ischio-cavernosus und Bulbocavernosus, und ſetzt ſich weiter nach Vorn auf die fibröſe Umhüllung der Ruthe fort. Beim Weibe bedeckt ſie ebenfalls den Transversus perinaei und theilt ſich nach Vorn jederſeits in zwei Blätter, von denen das innere mit dem Constrictor cunni gegen den Kitzler in die Höhe ſteigt, das äußere ſich in der großen Schamlippe verliert.

b) Der hintere Abſchnitt (Aponeurosis analis s. ischio-rectalis *Velpeau*) kleidet die Mittelfleiſchgrube aus, und es läßt ſich darin ein inneres und ein äußeres Blatt unterſcheiden. Das innere, ſchwächere Blatt ſteigt auf der Außenfläche des Levator ani in die Höhe; das äußere Blatt ſitzt nach Unten am Sitzbeinknorren, am Knorrenheiligbeinbande und am untern Rande des großen Geſäßmuskels feſt, bedeckt den Obturator internus, und iſt identiſch mit der vorhin erwähnten Fascia pelvis lateralis s. Fascia obturatoria.

Fascia perinaei profunda s. media, *Ligamentum triangulare s. perineale*. Eine ſtarke, fibröſe, dreiſeitige Maſſe, aus querverlaufenden Faſern beſtehend, die oberhalb des Ruthenzellkörpers am abſteigenden Schambeinaſte und am aufſteigenden Sitzbeinaſte feſtſitzen. Der hintere Rand, welcher dem Transversus perinaei superficialis entſpricht, iſt ausgeſchweift und die Ausſchweifung iſt dem Maſtdarme zugekehrt. Dieſe tiefe Dammaponeuroſe wird von dem häutigen Theile der Harnröhre durchbohrt, ſodaß beim Manne die Vorſteherdrüſe über ihr liegt, die Cowper'ſchen Drüſen aber und die Harnröhrenzwiebel unter ihr.

An der obern Extremität.

a) In der Schultergegend haben faſt alle einzelnen Muskeln ihre beſondern ſehnigen Blätter. Den Untergrätenmuskel nebſt dem kleinen, runden Muskel bedeckt ein ſtarkes, ſehniges Blatt (Fascia infraspinata), welches vom hintern Rande und der Gräte des Schulterblattes aus ſich über die Untergrätengrube hinzieht und ſich am vordern Rande jenes Knochens befeſtigt. Ein dünneres, ſehniges Blatt bedeckt den Obergrätenmuskel. Den dreieckigen Armmuskel umhüllt auf der äußern freien Fläche ein dünnes, ſehniges Blatt; auf ſeiner, dem Knochen zugewandten, Fläche liegt ein ſtärkeres Blatt, eine Fortſetzung des den großen Bruſtmuskel bedeckenden Blattes, welches oben zwiſchen Deltoideus und Pectoralis major in die Tiefe dringt und ſich zum Theil am Hakenfortſatze befeſtigt. Ferner liegt ein ſehniges Blatt zwiſchen dem großen und dem kleinen Bruſtmuskel, und hinter dem kleinen Bruſtmuskel verläuft ein anderes (Fascia coraco-clavicularis s. clavicularis) vom Schlüſſelbeine und dem Schlüſſelbeinmuskel zur Achſelgrube. Endlich liegen auch noch auf dem breiten Rückenmuskel, auf

Digitized by Google

dem großen Sägemuskel und dem Unterſchulterblattmuskel beſondere ſehnige Blätter. In der Tiefe der Achſelhöhle vereinigen ſich die ſehnigen Blätter des breiten Rückenmuskels und des großen Bruſtmuskels dergeſtalt, daß eine ſichelförmige, mit der Concavität nach Oben ſehende, Falte gebildet wird.

b) ***Fascia brachialis***, Oberarmbinde. Die am Oberarme gelegenen Muskeln werden von einer verhältnißmäßig locker aufliegenden und nur dünnen, ſehnigen Scheide umſchloſſen, die theils aus Längsfaſern, theils aus querverlaufenden Faſern beſteht. Die Längsfaſern gehen vom untern Rande des breiten Rückenmuskels und des großen Bruſtmuskels, ferner vom dreieckigen Armmuskel aus; dazu kommen noch Faſern, welche von der Fascia coraco-clavicularis längs der vom Hakenfortſatze kommenden Muskeln herabverlaufen. Von beiden Winkeln des Oberarmknochens verlaufen aber Zwiſchenknochenbänder (Ligamentum intermusculare internum et externum) zur Oberarmbinde, wodurch eine vordere und hintere Scheide der letzteren entſteht.

Von der vordern Scheide dringen wieder andere Fortſätze nach Innen, wodurch beſondere Scheiden für den zweiköpfigen Armmuskel, für den Hakenarmmuskel, für den innern Armmuskel gebildet werden, ſowie eine beſondere Scheide für die Oberarmgefäße und den Mittelnerven.

Die hintere Scheide umhüllt den gemeinſchaftlichen Streckmuskel des Vorderarmes, nebſt dem kleinen Knorrenmuskel, und gibt nur oben eine beſondere Umhüllung für den Anfang des langen Knorrenmuskels ab.

Die Oberarmbinde verliert ſich auf der Hinterſeite des Ellenbuges zum Theil in der Sehne des gemeinſchaftlichen Vorderarmſtreckers und an den hier vorragenden Knochenpartien; zum Theil geht ſie unmittelbar in die Vorderarmbinde über. Vorn am Ellenbuge ſetzen ſich ihre Faſern größtentheils in die Vorderarmbinde fort.

c) ***Fascia antibrachii***, Vorderarmbinde. Ihre Längsfaſern kommen theils unmittelbar aus der Oberarmbinde, theils aus der untern Sehne des zweiköpfigen Armmuskels und von den Knochenhervorragungen am Ellenbuge; ihre Ringfaſern, die nach Unten durchaus vorherrſchen, ſitzen am hintern Winkel der Ellenbogenröhre feſt. Die Vorderarmbinde iſt auf der Streckſeite weit dicker, als vorn auf der Beugeſeite, und ſie liegt ſehr ſtraff auf der Muskulatur des Vorderarmes. Vorn erhalten von ihr beſondere Scheiden: der Armſpeichenmuskel; der lange Hohlhandmuskel; die Speichenarterie; der runde Vorwärtswender; der Speichenbeuger; der Ellenbogenbeuger; beide Fingerbeuger, nebſt dem Daumenbeuger; der viereckige Vorwärtswender. Hinten erhalten beſondere Scheiden: die beiden Speichenſtrecker; der kurze Rückwärtswender; der gemeinſchaftliche Fingerſtrecker, nebſt dem Zeigefingerſtrecker und dem langen Daumenſtrecker; der Strecker des kleinen Fingers; der Ellenbogenſtrecker; der lange Abzieher des Daumens, nebſt dem kurzen Strecker des Daumens. Übrigens entſpringen mehre Muskeln am Vorderarme mit einem Theile ihrer Faſern von der Vorderarmbinde.

Am untern Ende der Vorderarmbinde nimmt die Menge der Querfaſern bedeutend zu, und ſie bildet hier das gemeinſchaftliche Hohlhandband und das Handrückenband.

Das gemeinſchaftliche Hohlhandband (Lig. carpi volare commune) iſt nur ſchwach; es ſitzt einerſeits am Kahnbeine, andererſeits am Erbſenbeine und an der Sehne des Ellenbogenbeugers feſt. Sein oberer Rand hängt mit der Vorderarmbinde, ſein unterer mit dem Lig. carpi volare proprium zuſammen.

Das Handrückenband (Lig. carpi dorsale s. lig. armillare) hat 6—8 Linien Breite, und iſt einerſeits am untern Ende der Speiche, namentlich an deren Griffelfortſatz, befeſtigt, andererſeits am Ulnarrande der Handwurzel, namentlich am dreieckigen Beine und ſelbſt am Erbſenbeine. Der obere Rand des ſchief verlaufenden Bandes iſt durchaus nicht von der Vorderarmbinde abgegrenzt; ſchärfer abgegrenzt iſt ſein unterer Rand. Von der Innenfläche dieſes Bandes dringen aber kurze Scheidewände zu den untern Enden der Vorderarmknochen, wodurch hier ſechs Kanäle entſtehen, in denen die Sehnen von Hand- und Fingermuskeln in ihrer Lage feſtgehalten werden, und zwar von der Speiche nach der Ellenbogenröhre hin in folgender Reihe: a) Abductor longus und Extensor brevis pollicis; b) Ext. radialis longus et brevis; c) Ext. pollicis longus; d) Ext. digitorum communis cum indicatore; e) Ext. digiti minimi; f) Ext. carpi ulnaris.

d) Die Aponeuroſen der Hand zerfallen in die des Handrückens und der Hohlhand.

α) Am Handrücken iſt die oberflächliche Fascie (Aponeurosis dorsalis manus superficialis), ein ſehr dünnes, querfaſeriges Blatt, welches die Sehnen des gemeinſchaftlichen Fingerſtreckers bedeckt und am fünften und zweiten Mittelhandknochen feſtſitzt. Die tiefe Fascie (Aponeurosis dorsalis manus profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln, hängt aber immer mit der Beinhaut jedes Mittelhandknochens zuſammen, ſodaß jeder Zwiſchenknochenraum gleichſam ſein beſonderes ſehniges Blatt hat.

β) In der Hohlhand kann man drei oberflächliche Fascien, nebſt einer tiefen, unterſcheiden.

Die mittlere Hohlhandaponeuroſe, die gewöhnlich ſchlechthin die ſehnige Ausbreitung der Hohlhand (Aponeurosis palmaris) genannt wird, entſpricht den vier innern Mittelhandknochen und hat eine dreiſeitige Geſtalt. Sie beginnt als ein ſchmaler Streif an der Handwurzel, wo ihre abſteigenden Faſern von der Sehne des Palmaris longus und vom gemeinſchaftlichen und eigenen Hohlhandbande ausgehen, und wird im Abſteigen gleichmäßig breiter. In der Mitte der Hohlhand fängt die Faſerſchicht an drei Stellen an, ſich zu verdünnen und ſich weiterhin der Länge nach zu ſpalten, wodurch eine Theilung in vier Fascikel erfolgt, welche für die vier innern Finger beſtimmt ſind. Noch ehe dieſe Fascikel die erſten Gelenke erreichen, ſind ſie durch eine 3 Linien breite Querfaſerſchicht verbunden, deren unterer Rand der in der Hohlhand verlaufenden Querfurche

entſpricht. Von der Außenfläche der Aponeuroſe löſen ſich mehrfach einzelne Sehnenbündel ab, die mit der Haut der Hohlhand verſchmelzen. Jedes der vier untern Faſcikel der Hohlhandaponeuroſe theilt ſich aber einigermaßen wieder in einen mittlern und zwei ſeitliche Schenkel. Der mittlere Schenkel verliert ſich an der Haut der Hohlhand in der Gegend des erſten Fingergelenkes; die beiden ſeitlichen Schenkel umfaſſen die Sehnen der Fingerbeuger für den betreffenden Finger und heften ſich an die Sehnenrollen der Fingerbeuger über dem erſten Fingergelenke. An dieſe ſeitlichen Schenkel der einzelnen Faſcikel reihen ſich dann unmittelbar die ſehnigen Scheiden (Vaginae tendineae) der Fingerbeuger an, deren quer-, zum Theil auch ſchiefverlaufende Faſern an allen drei Phalangen bogenförmig zwiſchen dem Ulnar- und Radialrande dieſer Knochen ausgeſpannt ſind.

Die äußere Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris externa) umhüllt die kleinen Daumenmuskeln, zwiſchen welche ſie tiefe Blätter entſendet. Sie iſt weit dünner, als die mittlere.

Die innere Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris interna) beſteht hauptſächlich aus Querfaſern, die am Ulnarrande des fünften Mittelhandknochens anſitzen, über die Muskeln des kleinen Fingers weggehen und zwiſchen dieſen und den Zwiſchenknochenmuskeln in die Tiefe dringen.

Die tiefe Hohlhandaponeuroſe (Aponeurosis palmaris profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln. Sie hängt nach Oben mit den Bändern der Handwurzel zuſammen, nach Unten mit den Sehnenrollen der erſten Fingergelenke, ſowie mit den Mittelhandknochen.

An der untern Extremität.

a) In der Hüftgegend findet ſich die *Fascia iliaca* s. *lumbo-iliaca*, die Hüftbeinaponeuroſe, welche den großen, runden Lendenmuskel, den Darmbeinmuskel und den kleinen, runden Lendenmuskel, falls er vorhanden iſt, zuſammen umhüllt. Sie entſpringt von dem ſehnigen Bogen am äußern Schenkel des Lendentheiles des Zwerchfelles, ferner von der Seite der Lendenwirbel, von dem Darmbeinkamme, endlich von der Grenzlinie zwiſchen dem großen und kleinen Becken bis zum Schambeinkamme hin. Die ganze Faſcie iſt im obern Theile ſehr dünn; nach Unten wird ſie dicker und liegt zugleich ſtraffer auf den Muskeln. Die innere Portion dieſer Faſcie tritt mit den Schenkelbeugern unter dem Schenkelbogen weg auf die Vorderſeite des Oberſchenkels und geht hier in die Schenkelbinde über. Ihre äußere Portion verwächſt mit dem äußern Theile des Lig. Poupartii, der vom vordern obern Darmbeinſtachel bis zum Schenkelbogen reicht; zugleich aber ſchlägt ſich in dieſer Strecke ein Blatt der äußern Portion hinter den Bauchmuskeln in die Höhe und geht in die Fascia transversalis der Bauchmuskeln über.

b) *Fascia femoris, Fascia lata,* Schenkelbinde, Oberſchenkelbinde. Die Längsfaſern der Schenkelbinde entſpringen vom ganzen Umfange des Seitenwandbeines, bilden aber an verſchiedenen Stellen eine verſchieden dicke Schicht. Nur wenige Faſern kommen von der hintern Hälfte des Darmbeinkammes; daran reiht ſich aber eine $1/2$—1 Linie dicke Faſerſchicht, die von der vordern Hälfte des Darmbeinkammes ausgeht, über den mittlern Geſäßmuskel und weiterhin neben dem großen Rollhügel herabſteigt, und die wegen ihrer Dicke auch wol im Beſondern den Namen der Fascia lata trägt. Von ihr entſpringt ein Theil der Faſern des mittlern Geſäßmuskels, zwiſchen ihr und dem großen Rollhügel liegt ein großer Schleimbeutel, und in der nämlichen Gegend endigt die obere Portion des großen Geſäßmuskels an ihr. An die Fascia lata reihen ſich dann die Faſern vom vordern obern Darmbeinſtachel und von dem äußern verwachſenen Theile des Lig. Poupartii, und an dieſe reihet ſich unmittelbar die innere Portion der Fascia iliaca. Dann folgen die Faſern, welche längs des Schambeinkammes entſpringen und über den Kammmuskel nach Unten und Außen verlaufen. Hierauf kommt eine dünne Faſerſchicht vom Schambeinhöcker, von der Schambeinfuge, vom abſteigenden Schambeinaſte; endlich eine dickere Schicht vom aufſteigenden Sitzbeinaſte und vom Sitzbeinhöcker bis zum untern Rande des großen Geſäßmuskels hin. — Die ringförmig verlaufenden Faſern der Oberſchenkelbinde, welche meiſtens von den Längsfaſern gedeckt werden, finden ſich nur ſehr ſparſam in der Gegend des großen Geſäßmuskels, reichlicher auf der hintern Fläche des Oberſchenkels; auf der vordern Fläche ſind ſie in der Mitte am ſtärkſten, unten weit ſchwächer und oben fehlen ſie ganz.

Mit der Schenkelbinde ſtehen ferner in Verbindung: a) Ein ſtarkes, ſehniges Blatt, welches vom vordern Rande des Darmbeinkammes und der Urſprungsſehne des geraden Schenkelmuskels ausgeht, zwiſchen dem geraden Schenkelmuskel und dem Schenkelbindenſpanner herabverläuft, um ſich unterhalb des großen Rollhügels mit dem vordern Rande der eigentlichen Fascia lata zu vereinigen, und ſo gleichſam ein Haltband (Lig. iliacum) für dieſen Theil der Schenkelbinde bildet. b) Das äußere Zwiſchenmuskelband (Lig. intermusculare externum), welches ſich von der rauhen Linie des Oberſchenkels nach Außen zur Innenfläche der Schenkelbinde erſtreckt und an der Außenſeite die Beugemuskeln von den Streckmuskeln trennt. c) Das innere Zwiſchenmuskelband (Lig. intermusculare internum), welches nur ganz unten am Oberſchenkel zwiſchen dieſem und der Schenkelbinde ausgeſpannt iſt.

Folgende Theile erhalten von der ſo entſtandenen Schenkelbinde Scheiden: der große Geſäßmuskel; der mittlere und der kleine Geſäßmuskel; der Schenkelbindenſpanner; der Schneidermuskel; der ſchlanke Schenkelmuskel; der gerade Schenkelmuskel; die beiden großen Schenkelmuskeln, nebſt dem tiefen Schenkelmuskel; die Schenkelgefäße; die Anzieher des Oberſchenkels mit den Beugern des Unterſchenkels.

Als ein Theil der Schenkelbinde iſt der ſichelförmige Fortſatz (Processus falciformis) vorn und oben am Oberſchenkel anzuſehen, der nach Oben längs des Schenkelbogens bis zum Lig. Gimbernati hin anſitzt,

Digitized by Google

nach Außen mit der Schenkelbinde längs des Randes des Schneidermuſkels zuſammenhängt, nach Innen aber einen freien, halbmondförmigen Rand beſitzt. Dieſes dreiſeitige Blatt bildet die vordere Wand des ſogenannten Schenkelkanales, der ſich vom Schenkelringe bis zum Anfange der für die Schenkelgefäße beſtimmten Scheide der Schenkelbinde erſtreckt und etwa 1¾ Zoll lang iſt.

Unten ſetzt ſich die Schenkelbinde mittels ihrer Querfaſern brückenförmig über die Kniekehlgrube fort und geht ſo hinten in die Unterſchenkelbinde über. Auf der Vorderſeite des Knies aber befeſtigen ſich die an der Außenſeite verlaufenden Faſern am äußern Schienbeinhöcker, vom Wadenbeinköpfchen an bis zum Lig. patellae; die an der Innenſeite verlaufenden Faſern befeſtigen ſich zum Theil am innern Schienbeinhöcker, zum Theil gehen ſie unmittelbar in die Unterſchenkelbinde über.

c) *Fascia cruralis*, Unterſchenkelbinde. Dieſe umhüllt nicht den ganzen Unterſchenkel; denn ſie fehlt an der Innenſeite, wo die innere Fläche des Schienbeins nicht von Muſkeln bedeckt wird. Sie entſteht am Knie auf der Hinterſeite von den Sehnen der hier endigenden Muſkeln, des Biceps femoris, des Sartorius, des Gracilis, des Semitendinosus, ſowie von der fibröſen Decke der Kniekehlgrube; daran reihen ſich Faſern, die vom innern Winkel des Schienbeines ausgehen. Auf der Vorderſeite des Kniees treten zu der Fortſetzung der Schenkelbinde Faſern vom äußern Schienbeinhöcker, und an dieſe reihen ſich die längs des vordern Schienbeinkammes entſpringenden Faſern.

An der Unterſchenkelbinde kann man aber vier in der ganzen Länge des Unterſchenkels verlaufende Scheiden unterſcheiden, zwei hintere (eine oberflächliche und eine tiefe), eine äußere und eine vordere. Eine untergeordnete fünfte Scheide erhält der Kniekehlmuſkel von einer Ausbreitung der Sehne des halbhäutigen Muſkels.

α) Die oberflächliche hintere Scheide entſteht dadurch, daß die vom innern Schienbeinwinkel bis zum innern Knöchel herab entſpringenden und quer verlaufenden Faſern ſich ſogleich in ein doppeltes Blatt ſpalten, ein oberflächliches mit den Längsfaſern der Fascia cruralis hinter dem Tendo Achillis weggehendes, ein tiefes, vorderhalb der Wadenmuſkeln verlaufendes. Beide Blätter vereinigen ſich nach Außen wieder und heften ſich an den hintern Winkel des Wadenbeines. Das die Wadenmuſkeln bedeckende Blatt hört mit dem Tendo Achillis am Ferſenhöcker auf.

β) Die tiefe hintere Scheide, nämlich jenes tiefe, zwiſchen Schienbein und Wadenbein ausgeſpannte, Blatt, welches den gemeinſchaftlichen Zehenbeuger, den hintern Schienbeinmuſkel und den langen Beuger der großen Zehe von Hinten bedeckt, ſetzt ſich am Fußgelenke als inneres Zipfelband (Lig. laciniatum internum) fort. Dieſes Band entſpringt vom ganzen untern Rande des innern Knöchels, und ſeine Faſern breiten ſich vom Anſatze der Achillesſehne zum innern Fußrande herab fächerförmig aus. Die gerade abſteigenden Faſern am innern Fußrande verlieren ſich in der Haut dieſer Gegend und auf der untern Fläche des Abziehers der großen Zehe. Die tiefen Faſern des untern Theiles der Scheide und des Lig. laciniatum internum dringen übrigens ſcheidewandartig zwiſchen die Sehnen der drei von dieſer Scheide umſchloſſenen Muſkeln, und dieſe Septa vereinigen ſich mit den mehr iſolirten, ringförmigen Haltbändern, von welchen jene Sehnen in der Gegend des innern Knöchels und in der Fußſohle umſchloſſen werden.

γ) Die äußere Scheide umhüllt die beiden Wadenbeinmuſkeln, und iſt am hintern und vordern Winkel des Wadenbeines angeheftet. Sie ſetzt ſich am Fußgelenke als äußeres Zipfelband (Lig. laciniatum externum) fort, deſſen Faſern vom äußern Knöchel an den Anſatz der Achillesſehne, an die Außenfläche des Ferſenbeins und an den äußern Fußrand verlaufen. Am Fußrande vereinigen ſie ſich theils mit der Haut, theils mit dem Abzieher der kleinen Zehe. Die tieferen Faſern der äußern Scheide hängen mit den ſtarken Retinacula peronaeorum am vordern Theile des Ferſenbeins zuſammen.

δ) Die vordere Scheide bedeckt den vordern Schienbeinmuſkel, den gemeinſchaftlichen Zehenſtrecker und den Strecker der großen Zehe; ſie entſteht dadurch, daß die vom Schienbeinkamme entſprungenen Faſern ſich zwiſchen dieſen Muſkeln und den Wadenbeinmuſkeln am vordern Winkel des Wadenbeines anſetzen.

Oberhalb des Fußgelenkes bildet die vordere Scheide das ſogenannte Querband (Lig. transversum), eine etwa 1½ Zoll breite, aus dichter gedrängten Querfaſern beſtehende Schicht.

Auf dem Fußgelenke ſelbſt bildet die vordere Scheide das ſogenannte gekreuzte Band (Lig. cruciatum), welches aus zwei ſchief über das Fußgelenk verlaufenden, daſelbſt gekreuzten und verwachſenen Streifen von ½—1 Zoll Breite beſteht. Der innere Streif verläuft vom Rande des innern Knöchels zur äußern und obern Fläche des vordern Ferſenbeinfortſatzes. Der äußere Streif iſt meiſtens vom äußern Knöchel bis zur Fußſpanne nur ſehr ſchwach entwickelt; ſehr ſtark aber iſt der untere Theil, welcher von der Fußſpanne zum innern Fußrande verläuft, wo er ſich am Kahnbeine und am großen Keilbeine anheftet. Mit der Innenfläche der Kreuzungsſtelle des Lig. cruciatum iſt jener fibröſe Theil verwachſen, welcher von Retzius unter dem Namen des ſchleuderförmigen Bandes (Lig. fundiforme) beſchrieben worden iſt. Daſſelbe umſchließt die Sehnen des gemeinſchaftlichen Zehenſtreckers und des dritten Wadenbeinmuſkels in ähnlicher Weiſe, wie die Retinacula peronaeorum die Wadenbeinmuſkeln. Durchſchneidet man nämlich das Kreuzband zu beiden Seiten der Sehnen des gemeinſchaftlichen Zehenſtreckers, ſo werden dieſe Sehnen doch noch in ihrer Lage feſtgehalten, indem von dem Sinus tarsi zwei ſehnige Schenkel ausgehen, welche auf der innern und äußern Seite jener Sehnen nach Vorn verlaufen, vor dieſer Sehne in einander übergehen und zugleich auch mit dem Kreuzbande theilweiſe verſchmelzen.

d) Die Aponeuroſen des Fußes zerfallen in die des Fußrückens und der Fußſohle.

α) Am Fußrücken bedeckt die dünne oberflächliche Faſcie (Aponeurosis dorsalis pedis superfi-

Digitized by Google

cialis) die Sehnen der langen Zehenſtrecker und den hintern Theil des kurzen Zehenſtreckers. Sie hängt nach Hinten mit dem gekreuzten Bande zuſammen und befeſtigt ſich am innern und äußern Fußrande. Eine mittlere Fascie (Aponeurosis dorsalis pedis media) bedeckt den vordern Theil des kurzen Zehenſtreckers. Eine tiefe Fascie (Aponeurosis dorsalis pedis profunda) bedeckt die Zwiſchenknochenmuskeln.

β) In der Fußſohle findet ſich eine mittlere, innere und äußere Fascie.

Die mittlere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris media), die auch ſchlechthin Aponeurosis plantaris genannt wird, iſt eine ſtarke, aus Längsfaſern beſtehende, Sehnenhaut, die vom vordern innern Höcker des Ferſenbeines ausgeht und in ihrem Verlaufe nach Vorn immer breiter wird, ſodaß ſie zuletzt die Breite aller fünf Zehen einnimmt. Zwiſchen ihr und der Fußſohlenhaut liegt eine Fettſchicht. Nach Vorn gehen mehre Fascikel von ihr ab, welche durch dieſe Fettſchicht hindurch zur Fußſohlenhaut dringen. Auf dem Mittelfuße theilt ſie ſich allmälig in fünf Fascikel für die fünf Zehen. Zuerſt trennt ſich das Fascikel für die fünfte Zehe, dann jenes für die große Zehe. Die drei mittlern Fascikel trennen ſich erſt in der Nähe des erſten Zehengelenkes. Dieſe Fascikel für die einzelnen Zehen theilen ſich aber wieder in drei Portionen: die mittlere verliert ſich an der Haut der erſten Zehengelenke; die beiden ſeitlichen umfaſſen die entſprechenden Sehnen der Zehenbeuger, heften ſich an die Sehnenrollen der erſten Zehengelenke, und an ſie reihen ſich dann die ſehnigen Scheiden (Vaginae tendineae) der Zehenbeuger, die an allen drei Phalangen zwiſchen dem Tibial- und Fibularrande dieſer Knochen ausgeſpannt ſind.

Die innere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris interna) umhüllt den Abzieher der großen Zehe. Sie entſpringt ebenfalls vom Ferſenhöcker, wird aber auch durch Faſern verſtärkt, die vom Lig. laciniatum internum und von der mittlern Aponeuroſe der Fußſohle ausgehen.

Die äußere Sehnenhaut der Fußſohle (Aponeurosis plantaris externa) umhüllt den Abzieher der kleinen Zehe. Sie entſpringt ebenfalls vom Höcker des Ferſenbeines, und hängt nach Innen mit der mittlern Aponeuroſe der Fußſohle, nach Außen mit dem Lig. laciniatum externum zuſammen. (*Fr. W. Theile.*)

Fasciata *Gray*, ſ. Laminaria.

FASCIKEL, Bündel, bezeichnet in der anatomiſchen Sprache im Allgemeinen eine größere Summe zuſammengelagerter faſerartiger Theile. So heißen in der Myologie die gröbern Abtheilungen der einzelnen Muskeln, welche durch Bindegewebe von einander geſondert ſind, Muskelfascikel. Nicht ſelten werden aber auch die einzelnen noch gröbern Abtheilungen, durch deren Zuſammentreten ein Muskel entſteht, oder in welche ſich derſelbe theilt, Fascikel genannt: der Muskel entſpringt mit ſo und ſo vielen Fascikeln; der Muskel heftet ſich durch ſo und ſo viele Fascikel an u. ſ. w. In der Angiologie hat C. Fr. Wolff die Benennung Fascikel für einzelne Faſerbündel der Herzſubſtanz eingeführt. Sehr häufig werden die einzelnen bündel- oder ſtrangförmigen Abtheilungen am Rückenmarke und Gehirne Fascikel genannt. In der Splanchnologie endlich ſind die ſogenannten Ferrein'ſchen Pyramiden der Nieren auch wohl als Fasciculi pyramidales bezeichnet worden. (*F. W. Theile.*)

FASCINUS, eine Art Schutzgott der Kinder und der Feldherren (imperatores) bei den Römern. Er ſchützt gegen den Neid und die böſe Rede oder den böſen Blick, deſſen zauberiſchen Wirkungen Kinder wegen ihrer Unſchuld und reinen Schönheit, ſiegende Feldherren wegen ihres Glücks am meiſten, wie man glaubte, ausgeſetzt ſind. Der Fascinus zerſtörte alle ſolche Hexereien und darum hing man Kindern gewiſſe Amulete um den Hals, die auch Fascini hießen, und brachte dergleichen unter dem Triumphwagen des Imperators an. Nach Plinius (H. N. XXIV, 4) beſorgten die Veſtalinnen den Dienſt des Fascinus in einem eigenen vom Veſtatempel abgeſonderten Pentapylon. (*Richter.*)

FASCIOLA (Bändchen), iſt die von Linné in die Zoologie eingeführte und von ihm gewiſſen bandförmigen Würmern beigelegte Benennung, denen er (Systema Naturae. Ed. 12. $176^{6}/_{7}$) als vierter, auf Gordius, Ascaris und Lumbricus folgenden und vor Sipunculus, Hirudo und Myxine eingereihten Gattung ſeiner Vermes Intestina den Charakter, Corpus planiusculum, poro terminali ventralique, beilegte. Er ſtellte unter dieſe Gattung drei Arten, nämlich Fasciola hepatica, intestinalis und barbata, von denen die erſte das Leberdoppelloch, Distoma hepaticum *Abildg.*, die zweite der gemeine Fiſchriemenwurm, Ligula simplicissima *Rud.*, iſt, und die dritte als ein noch zweifelhaftes Endozoon (aus Loligo vulgaris) daſteht, welches jedoch, nach Rudolphi Entozoorum Synopsis. p. 130 et 198) wahrſcheinlich kein anderes, als der von ihm aufgeführte Tetrarrhynchus megabothrius, iſt. Linné kannte keine Planarien, außer der von ihm entdeckten Planaria lactea *Muell.*, und dieſe warf er mit dem Leberdiſtome zu einer Species zuſammen; hätte er mehre gekannt, ſo würde er ſie ſicher ebenfalls zur Gattung Fasciola gebracht und als beſondere Arten in ihr aufgeführt haben. Dies war der Fall bei O. Fr. Müller, welcher in ſeiner Vermium terrestrium et fluviatilium etc. historia (Vol. I. Pars 2. v. J. 1774), in der Abtheilung Helminthica, die Gattung Fasciola, ſie zwiſchen die Gattungen Gordius, Ascaris, Hirudo, Lumbricus, Naïs, Hydra und Tubularia bringend, als Vermis gelatinosus, planiusculus, poro ventrali duplici bezeichnete und in ihr 32 Arten aufführte, welche alle, außer der erſten, Fasciola hepatica *Linn.*, Außenwürmer und faſt alle Planarien ſind. In ſeinem Prodromus Zoologiae danicae (1776) aber trennt er Fasciola wieder von den Helminthica (jetzt mit dem Charakter „Duriuscula, filiformia, annularia, partitione et evolutione in longitudinem propagabilia," — und die Gattungen Gordius, Ascaris, Echinorrhynchus, Lumbricus, Amphitrite, Nereïs, Aphrodita, Naïs, Taenia und Hirudo enthaltend), ſtellt ſie in der neuen Abtheilung Mollusca („Mollia, nuda, tentaculosa, hermaphrodita vel neu-

Digitized by Google

tra“) nach Planaria — ſo nennt er jetzt die Waſſer-Plattwürmer — vor Mammaria, Ascidia u. ſ. w., gibt ihr den Charakter Teres, poris duobus, altero laterali, und verſteht eigentlich unter ihr nur die gegenwärtige Gattung Distomum, von welcher er zehn Arten (und als dritte unrichtig die Fasciola barbata *L.* mit) aufſtellt, ſpäter aber in der Zoologia danica 17 Arten beſchreibt und abbildet. Ebenſo, wie Müller zuerſt gethan hatte, und damals etwa gleichzeitig mit ihm (1774), vermengte Pallas die Diſtomen mit den Planarien in der Gattung Fasciola und beſchrieb ſolchergeſtalt in ſeinen Spicilegia zoologica als F. ventricosa einen „amboyniſchen Wurm“ (ein Diſtom, welches von Rudolphi übergangen, von Owen aber (Transactions of the zool. Soc. of London. Vol. I. P. 4. ſ. Iſis 1837. S. 271 fg.) für das Distoma clavatum *Rud.* — mit Unrecht, wie ich glaube — ausgegeben worden iſt, und daneben unter den Namen Fasciola quadrangularis, fusca und punctata drei Planarien. Dagegen nahm Bloch (1782) in ſeiner Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer ꝛc. Fasciola nach Müller's ſpäterer Beſtimmung für die Diſtomengattung (Char. „Zwo Saugöffnungen, eine beim Anfange und eine unterm Bauch“) und beſchrieb von derſelben zwei Arten, die F. hepatica (Dist. hepaticum) und die F. Lucii *Muell.* (Dist. tereticolle *R.*), welche letztere er auch ſchon früher, in den Beſchäftigungen der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde, Bd. IV, beſchrieben und abgebildet hatte. Goeze nahm — gleich nach Bloch und ebenfalls im J. 1782 — die Gattung der Fasciolae, welche er „flache, bindförmige Würmer“ nennt, und hinſichtlich deren er ſagt, er ſei, „wegen ihres erſtaunlich ſimplen Baues,“ nicht im Stande, von ihnen einen generiſchen Charakter anzugeben, in einem ſehr ausſchweifenden Sinne, und ſtellte unter ſie ſolchergeſtalt den Nelkenwurm, den Stiefelwurm, den Bind- und den Riemenwurm. Der erſte iſt Caryophyllaeus mutabilis *R.*, der andere Monostoma ocreatum *Zed.*, und der dritte, wie der vierte, ſind Ligula simplicissima *R.* Endlich ſtellte Gmelin, ſeine Vorgänger benutzend, in der 13. Ausgabe von Linné's Systema Naturae (1788) unter Fasciola, mit dem Charakter, Corpus planiusculum, poro duplici, rarius solitario, die ſämmtlichen, ihm aus den Schriften Jener bekannt gewordenen Trematoden zuſammen (mit Ausnahme des Pentastoma serratum *R.*, welches er nach deſſen Entdecker, Frölich, als Linguatula ferrata aufführte, und — unrichtig — wiederum dahin die Fasciola barbata *L.* bringend). Eine ſo vieldeutige Anwendung des Namens Fasciola machte es, ſo gut auch derſelbe an ſich und ſo paſſend er zur Bezeichnung gewiſſer bandförmigen Würmer war, doch wünſchenswerth, daß er gänzlich abgeſchafft und ſtatt ſeiner auch ganz beſonders in der Endozoologie, in welcher er nun nur noch fortlebte, eine andere Benennung eingeführt würde. Hierzu hatte A. J. Retzius ſchon im Jahre 1786 den erſten Schritt gethan, indem er in ſeinen verdienſtlichen Lectiones publicae de Vermibus intestinalibus, inprimis humanis, für die außer dem Mundnapfe mit einem Napf am Leibe verſehenen Saugwürmer („Vermis depressus, inarticulatus, osculis 2 hiantibus, terminali et subventrali“) den Gattungsnamen Distoma vorſchlug, welchen er jedoch ſelbſt noch nicht anwenden wollte; er gebrauchte für die Diſtomengattung den Namen Planaria, nach Goeze's Vorgange (welcher jedoch zu ſeinen Planarien außer eigentlichen Diſtomen auch noch Würmer mit nur einem „Saugporus“ gerechnet hatte) und beſtimmte die Benennung Fasciola ausſchließlich für die Gattung Riemenwurm („Vermis planiusculus, linearis, inarticulatus, altero apice attenuatus, altero obtusus“). Fr. v. P. Schrank und ſein Schüler Frölich machten auch noch keinen Gebrauch von dem von Retzius vorgeſchlagenen Namen. Der Erſtere theilte in ſeinem „Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer“ ꝛc., 1788, die Gattung Fasciola *Muell.* in die drei Gattungen Festucaria (ſ. d. Art.), Fasciola und Alaria (Holostomum alatum *Nitzsch*, Distoma alatum *R.*), behielt aber die letztere für ſeine Fauna boica (3. Bd. 2. Abth. 1803.), ſie mit Festucaria vereinigend, nicht bei, nannte in dieſem Werke die Gattung Fasciola — mit Bloch — Doppelloch, und beſchrieb aus ſolcher dort 16 Arten, von denen aber nur 11 Diſtomen nach gegenwärtiger Beſtimmung, die übrigen fünf dagegen Monostoma verrucosum und Mon. mutabile *Zed.*, Amphistoma conicum *R.*, Diplodiscus subclavatus *Dies.* und Polystoma venarum *Zed.* ſind. Frölich beſchreibt im Naturforſcher, 24., 25. und 29. Stück, als Fasciolae einige Diſtomen und dazu auch wiederum das Monostoma verrucosum *Zed.* Bereits 1790 aber hatte Abildgaard den Namen Distoma (in den Schriften der naturforſchenden Geſellſchaft zu Kopenhagen, 1. Bd. 1. Abth. 1790. teutſche Überſ. 1793.) für die Saugwürmer mit einem Mund- und einem Bauchnapfe förmlich angenommen, und ihm folgend bedienten ſich deſſelben Namens für die Würmer nach eben erwähnter Beſtimmung, zugleich den Namen Fasciola überall nicht mehr anwendend, Zeder in ſeinen bekannten beiden Werken über Eingeweidewürmer (1800 und 1803), Rudolphi in ſeiner Historia naturalis (1808—1810), wie in ſeiner Synopsis Entozoorum (1819), und alle ſpäteren Helminthologen in ihren Werken. (Die allmälige Sichtung der Diſtomengattung von einigen auch durch Zeder und ſelbſt noch durch Rudolphi zu ihr irrig gebrachten, anderen Gattungen angehörenden, Arten gehört nicht hierher.) Auf dieſe Weiſe, und da Bloch die Riemenwürmer durch die Benennung Ligula, welche dann auch von allen gleichzeitigen und nachfolgenden Helminthologen (außer Goeze und Retzius) für dieſelben angenommen ward, bezeichnet hatte, erloſch der Name Fasciola, welcher für die Außenthiere, die man mit ihm bezeichnet hatte, die Plattwürmer der Gewäſſer nämlich, wie oben bereits bemerkt ward, durch die Müller'ſche Benennung Planaria (welche nur wiederum Goeze und nach ihm Retzius für endozoiſche Würmer gebrauchten) verdrängt worden war, nun auch in den helminthologiſchen Schriften. Lamarck gebrauchte ihn zwar in ſeiner Histoire naturelle des animaux sans vertèbres wieder ſtatt Distoma (beſſer Distomum), und Cuvier meinte (Le Règne animal. 2. éd., Überſ. v. Voigt, VI. Bd.), man könnte mit ihm die ganze Ordnung der Trematoden

Digitized by Google

bezeichnen, wobei er dennoch folgewidrig unter Fasciola nur die Monoſtomen, Amphiſtomen, Holoſtomen, den Nelkenwurm (ihm ebenfalls ein Saugwurm) und die Diſtomen brachte[1], die übrigen aber unter dem Familiennamen Polystoma begriff. Aber beide hatten in der erneuerten Einführung des Namens Fasciola keine Nachfolger, und dieſer iſt jetzt als in der Zoologie veraltet und abgeſchafft zu betrachten. (*Creplin.*)[2]

FASCIOLA, das Diminutivum von Fascia, hat C. Fr. Wolff zur Bezeichnung einer kleinen Muskelfaſerpartie an der Herzſpitze (Apicis fasciola) gebraucht. (*F. W. Theile.*)

Fasciola *Dumort.* ſ. Jungermania.

FASCIOLARIA, eine von Lamarck aufgeſtellte Gattung der Schnecken (Gastropoda, ſ. d. Art.), welche zur Familie der Canalifera gerechnet wird, und ſich mit Turbinella dadurch von den übrigen Gruppengenoſſen unterſcheidet, daß der innere Mundrand erhabene Falten an der Spindel beſitzt, während der äußere in eine ſcharfe Kante ausläuft. Von Turbinella iſt ſie durch ihr ſpitzes, lang vorragendes Gewinde, deſſen einzelne Windungen für ſich gewölbt und dadurch ſcharf abgeſetzt ſind, leicht zu unterſcheiden; auch hat ſie in der Regel weniger (2—3) Falten an der Spindel als Turbinella, die oben am Ende neben dem Kanale ſich zeigen, während ſie bei Turbinella aus der Mitte der innern Lippe ſenkrecht hervortreten. Die Arten leben in wärmeren Meeren und haben zum Theil ſchön gefärbte, fein braun liniirte Schalen. — Einige beſitzen Höcker an den Windungen, ſo F. trapezium: mit drei Falten an der Spindel und glatter äußerer Oberfläche, welche hellbraun gefärbt und mit paarig genäherten braunen Querlinien verſehen; während die hell fleiſchrothe Innenfläche feine braune erhabene Streifen zeigt. Sie wird bis zu einer Spanne lang, und findet ſich an den Küſten Oſtindiens nicht ſelten. Die ähnlich gebaute F. filamentosa unterſcheidet ſich bald von ihr an der gefurchten, mit erhabenen Querleiſten und vertieften braunen Grundlinien gezierten Außenfläche, und kommt ebenfalls an indiſchen Küſten vor. — Europa beherbergt im Meerbuſen von Tarent eine dritte höckerige Art: F. tarentina mit glatter Oberfläche und zwei ſtumpfen Falten an der Spindel. Sie iſt hell olivengrün gefärbt und kaum 2 Zoll lang. — Andere haben glatte, nicht höckerige Windungen; unter ihnen iſt F. tulipa die bekannteſte Art: eine ſchöne, über ſpannenlange Schnecke von hellrothgelbbrauner Farbe und glänzender Oberfläche, die nicht ſelten hier und da weiß geſcheckt iſt. Außen hat ſie parallele braune Querlinien in gleichem Abſtande, von welchen die alternirenden, wenigſtens auf der Mitte, dunkler gefärbt und breiter ſind, als die andern. Die Innenfläche iſt heller rothgelb, fein geſtreift an der Außenſeite, und mit zwei Falten an der Spindel verſehen. Sie findet ſich an den Küſten der antilliſchen Inſeln. (*Burmeister.*)

FASELIUS (Johann Friedrich), Prof. der Medicin in Jena, wurde am 24. Juni 1721 in dem Städtchen Berka bei Weimar geboren. Er ſtudirte die Medicin in Jena, und ſchloß ſich hier beſonders an den Profeſſor Kaltſchmidt an, unter deſſen Präſidium er auch ſeine Doctordiſſertation: de sanguinis in venam portarum congesti vera natura. (Jen. 1751. 4.) vertheidigte. Im J. 1758 wurde er zum Professor extr., im J. 1761 zum Professor ordin. ernannt. Der Tod ereilte ihn ſchon am 16. Febr. 1767. Der gelehrten Welt hatte er ſich bis dahin nur durch einige 30 Diſſertationen und Programme (zum größten Theile anatomiſch-phyſiologiſchen Inhalts) und durch eine neue Ausgabe von: *Teichmeyeri* Institutiones medicinae legalis s. forensis. (Jen. 1764. 4.) bekannt gemacht. Alsbald nach ſeinem Tode erſchien aber ſein kleines Lehrbuch der gerichtlichen Medicin unter dem Titel: Elementa medicinae forensis, praelectionibus accommodata, ed. *Christianus Rickmann.* (Jen. 1767. 4.) (Teutſch v. Ch. Gf. Lange. [Bautzen 1768. Desgl. Würzburg 1770.]. Auch liegt dieſe Schrift *Samuel Farr's* Elements of medical jurisprudence. [Lond. 1788. Ib. 1811.] zu Grunde). (*F. W. Theile.*)

FASER, FIBER (Fibra). In der Anatomie wird im Allgemeinen ebenſo, wie im gewöhnlichen Leben, ein Theil als Faſer bezeichnet, der vorherrſchend in der Längsrichtung ausgebildet iſt, und der in den beiden andern Dimenſionen ſich mehr oder weniger dem Mikroſkopiſchen nähert.

Von dieſer ſinnlich wahrnehmbaren Faſer iſt die ſogenannte einfache Faſer verſchieden, mit deren Betrachtung Haller ſeine Phyſiologie eröffnet, eine reine Abſtraction, da nach ihm jede ſichtbare Faſer in noch feinere Faſern zerlegbar iſt, oder doch wenigſtens zerlegbar gedacht werden kann. Haller ließ ſeine einfache Faſer aus einem erdigen Theile und aus Gluten beſtehen. Mit dieſer Hypotheſe (die einfache Faſer läßt ſich ja nicht darſtellen, alſo auch nicht chemiſch unterſuchen) ſteht aber das Ergebniß der wirklichen chemiſchen Unterſuchung im Einklange, daß nämlich alle geformten organiſchen Subſtanzen ohne Ausnahme

---

1) Voigt reihte zu dieſen noch die Diploſtomen ein. 2) Ich erlaube mir bei dieſer Gelegenheit um die Ausfüllung einiger Lücken zu bitten, welche bei dem eiligen Reinſchreiben meines Manuſcriptes zu dem Artikel Enthelminthologie (Encykl. 1. Sect. 35. Bd.) in dieſem entſtanden ſind. Es iſt nämlich

S. 80, Sp. 2, Z. 24 zu leſen: heraus, welchem er im J. 1824 das Prachtwerk, Icones Helminthum systema Rudolphii entozoologicum illustrantes, Viennae (18 K.-T. in Fol., mit deren Erklärung), folgen ließ.

S. 81, Sp. 2 iſt nach Z. 13 einzuſchalten: Andr. Retzius (Beſchreibung einer neuen Askaris und eines neuen Bothriocephalus [ſpäter Solenophorus *Crepl.*], beider aus Python bivittatus, in den Kongl. Svensk Vetensk. Acad. Handl. für das Jahr 1829, mit ſchönen Abbildungen, und daraus, doch nur die Beſchreibung und Abbildung des Bothriocephalus, in der Iſis, Jahr 1831).

S. 81 iſt in der Anmerk. Z. 6 hinter dem Striche noch einzufügen: Aufſatz über Axine Belones *Abildg.* in Froriep's Neuen Notizen. 7. Bd. Nr. 6.

Ferner ſind in demſelben Artikel folgende Druckfehler zu verbeſſern, nämlich: S. 78, Sp. 2, Z. 17 ſt. minder l. wieder; S. 81, Sp. 1, Z. 7 v. u. ſt. Abbild. l. Abildg.; daſ. Sp. 2, Z. 18 v. o. ſt. Jurinn l. Jurine; Z. 41 ſt. Minſcher l. Mieſcher; daſ. Anmerk. Z. 1 l. Observationes, Z. 10 Echinorrhynchus; S. 82, Sp. 1, Z. 15 ſetze hinter Bombi ein Komma; S. 83, Sp. 1, Z. 18 l. Echinorrhynchen. (*Cr.*)

Digitized by Google

aus einem anorganiſchen und einem organiſchen Elemente zuſammengeſetzt ſind. Aus ſeiner einfachen Faſer läßt dann Haller zwei ſichtbare, weſentliche Bildungselemente des thieriſchen Körpers hervorgehen, nämlich die ſinnlich erkennbare Faſer (quae vulgo fibra dicitur) und das Blättchen (Lamina). Im letztern findet ſich neben der Längendimenſion auch eine Ausdehnung in der Breite.

Meckel (Allg. Anat. S. 7. und 8.) betrachtet auch noch die Faſer und das Blatt als Elementarformen der organiſchen Bildung, erkennt aber keine einfache Faſer mehr an; vielmehr ſind die Eigenſchaften der Faſern nach ihm ſo verſchieden, als die ſie bildenden Subſtanzen.

An die Stelle der hypothetiſchen einfachen Faſer Haller's iſt in neuerer Zeit die Zelle als Conſtructionselement des thieriſchen Organismus getreten. Die Zellentheorie läßt die elementaren geformten Theilchen aus Primitivzellen hervorgehen. Von der Haller'ſchen Faſertheorie unterſcheidet ſie ſich in der Beziehung weſentlich, daß ſie nicht lediglich eine Hypotheſe iſt, ſondern wenigſtens für mehre Gebilde ſich evident nachweiſen läßt. Durch Metamorphoſen der primitiven Zellen entſtehen nun auch häufig Faſern. Was aber bei ſchwacher Vergrößerung ſich als Faſer darſtellt, das iſt nicht ſelten der Länge nach wieder theilbar in noch feinere Elemente, weshalb man z. B. beim Muskelgewebe, beim fibröſen Gewebe u. ſ. w. Primitivfaſern, die nicht weiter der Länge nach theilbar ſind, und ſecundäre Faſern oder Faſern ſchlechthin unterſcheidet. Die feinſten Faſern heißen auch wol Fädchen, Fäſerchen (*Fila*, Fibrillae).

Beiläufig kann es nur noch als eine Curioſität erwähnt werden, daß Barry (Phil. Trans. for 1842. p. 89—135) in faſt allen thieriſchen Gewebeelementen, z. B. ſelbſt in den Blutkörperchen, im Nerveninhalte, in einander verflochtene Faſern geſehen haben will, ebenſo auch in den vegetabiliſchen Gewebeelementen, ja ſelbſt in anorganiſchen Theilen. (*F. W. Theile.*)

FASERGEWEBE, FASERSYSTEM, Sehnenfaſerſyſtem, fibröſes Syſtem, Systema fibrosum, Textus fibrosus. Seitdem Bichat die allgemeine Anatomie oder Hiſtologie begründet hat, wird in den hiſtologiſchen Syſtemen ein Faſerſyſtem mit aufgeführt, deſſen Umfang aber von den verſchiedenen Autoren verſchieden aufgefaßt worden iſt. Bichat's Schüler, Richerand und Dupuytren, vereinigten im Système fibreux auch das Knorpel- und Faſerknorpelgewebe, ſowie die äußere Haut. Hipp. Cloquet dagegen zerfällte Bichat's Faſerſyſtem mindeſtens in drei den übrigen Syſtemen coordinirte Gruppen: Bänder, Sehnen, Aponeuroſen. Meckel faßte das Faſerſyſtem wieder im Bichat'ſchen Sinne auf, ebenſo K. Mayer, Rudolphi. Chauſſier zerſplitterte von Neuem in Bänder, in weiße faſerige Häute. Heuſinger faßte das rein anatomiſche Element, die Faſerung, ins Auge, indem er die Muskelfaſer und die ſehnige Faſer in ſeinem Faſergewebe zuſammenfaßte. Ferner wurde bis auf J. Cloquet das elaſtiſche Gewebe nicht vom fibröſen Gewebe unterſchieden.

Die neuern Hiſtologen, E. H. Weber, Krauſe, Gerber, Bruns, Henle, Fr. Arnold, rechnen zum Faſerſyſteme im Weſentlichen die nämlichen Gebilde, wie Bichat, natürlich mit Ausſchluß jener, die jetzt zum elaſtiſchen Gewebe gezählt werden. Doch hat Henle auf die nachher anzugebende Weiſe die Grenzen des fibröſen Syſtemes erweitert.

Die fibröſen Gebilde geben ſich durch eine ſchon mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennbare faſerige Textur, durch große Feſtigkeit, verbunden mit Biegſamkeit und ſehr geringer Ausdehnbarkeit, durch ein weißes, glänzendes, zum Theil faſt atlasglänzendes Ausſehen zu erkennen. Die feinſten in ihnen vorkommenden Faſern, die Sehnenfäden oder Sehnenfäſerchen (Fibrillae tendineae, Fila tendinea) haben nur $^1/_{1000}$—$^1/_{2400}$ Linie Dicke, ſind gleichförmig cylindriſch, glatt, waſſerhell, verlaufen geſchlängelt, und zeigen nirgends Veräſtelungen, nirgends Anaſtomoſen mit andern Sehnenfäden. Von dem wellenförmigen, geſchlängelten Verlaufe der Elemente des faſerigen Gewebes ſcheint das ſchillernde, glänzende Ausſehen der fibröſen Theile herzurühren. Mehre neben einander liegende Sehnenfäden zuſammen bilden gröbere, ſchon dem bloßen Auge erkennbare, rundlich eckige Faſern (Fibrae tendineae). Die Faſern werden in den fibröſen Gebilden häufig durch Bindegewebe unter einander zuſammengehalten; es treten aber auch einzelne oder mehre Fibrillen aus einer Faſer in die andere über.

Zu den fibröſen Gebilden begeben ſich nur wenige und kleine Blutgefäße, deren Capillarien längliche weitmaſchige Netze bilden. Feine Nervenfädchen, die man an manchen Stellen in ſie verfolgen kann, gehören nicht ſowol ihnen als den darin verlaufenden Gefäßen an. Sie ſind im geſunden Zuſtande ſo gut wie unempfindlich und ermangeln der Contractilität.

Die fibröſen Theile enthalten nach Chevreul bis gegen 62 Proc. Waſſer. Ihr Hauptbeſtandtheil iſt thieriſcher Leim, der durchs Kochen ausgezogen wird. Verlieren fibröſe Theile durchs Austrocknen das Waſſer, ſo werden ſie mehr oder weniger durchſichtig, bernſteinfarbig, hart, zum Theil ſelbſt etwas ſpröde, und ſie bedecken ſich wol mit einzelnen Öltröpfchen. In Waſſer von mittlerer Temperatur erlangen eingetrocknete fibröſe Theile nach einiger Zeit ihre frühern Eigenſchaften wieder.

Die zum fibröſen Syſteme gehörigen Theile laſſen ſich der Form nach einigermaßen in zwei Abtheilungen bringen; es herrſcht bald die Längendimenſion vor, wo dann die Theile bündelförmig oder ſtrangförmig erſcheinen, bald herrſcht die Flächendimenſion vor und die Theile ſind hautartig geſtaltet (Membranae fibrosae). Indeſſen gehen beide Formen ganz allmälig in einander über, und phyſiologiſch zuſammengehörige Theile können in beiderlei Form vorkommen, z. B. jene fibröſen Theile, mittels deren die Muskeln mit der Beinhaut zuſammenhängen. Folgende beſondere Theile gehören aber zum fibröſen Syſteme:

1) Sehnen, Flechſen, Tendines, rundliche oder platte, aus parallelen Strängen beſtehende Bündel, durch welche Muskeln mit Knochen, Knorpeln, Fascien oder unter einander verbunden ſind.

2) Sehnenausbreitungen, Aponeuroses, die breiten, hautartigen, fibröſen Theile, durch welche breite Muskeln mit andern Theilen in Verbindung geſetzt werden.

Digitized by Google

Indeſſen gebraucht man das Wort Aponeurosis nicht blos in dieſem Sinne, ſondern es werden auch andere hautartige, fibröſe Gebilde mit zwei freien Flächen, namentlich einzelne Faſcien, Aponeuroſen genannt.

3) Muskelbinden, Fasciae, die ſcheidenartigen fibröſen Umhüllungen einzelner Muskeln oder Muskelgruppen, und die zu den Muskelbinden gehörigen Ligamenta und Ligamenta intermuscularia.

4) Fibröſe Sehnenſcheiden, Vaginae tendinum fibrosae, an den Extremitäten.

5) Bänder, Ligamenta, rundliche oder platte, aus parallelen Strängen beſtehende Bündel, die beſonders von einem Knochen zum andern ausgeſpannt ſind.

6) Faſerkapſeln, Gelenkkapſeln, Kapſelbänder, Membranae capsulares, Ligamenta fibrosa capsularia, jene fibröſen Theile, welche membranartig von einem Knochen zum andern über die Gelenke weg ausgeſpannt ſind.

7) Fibröſe Häute, Flechſenhäute, Membranae fibrosae, die aus ſich durchkreuzenden Faſerbündeln zuſammengeſetzt ſind und zur Umhüllung von Organen dienen. Dahin gehören die Knochenhaut (Periosteum) und Knorpelhaut (Perimysium), in mancher Beziehung die Matrix des ganzen fibröſen Syſtems. An manchen Stellen hängt die Beinhaut oder Knorpelhaut unmittelbar mit einer Schleimhaut zuſammen, wodurch die ſogenannten fibröſen Schleimhäute gebildet werden. Dahin gehören ferner die fibröſen Umhüllungen mancher Organe, die nach ihrer Farbe zum Theil als Tunicae albugineae bezeichnet werden, die Sclerotica am Auge, die Umhüllungen des Hoden, des Eierſtocks, der Zellkörper von Ruthe, Kitzler und Harnröhre, der Vorſteherdrüſe, der Milz, der Niere; desgleichen die Dura mater von Gehirn und Rückenmark, die fibröſe Schicht am äußern Blatte des Herzbeutels.

Nach Henle gehören aber ferner auch noch zum fibröſen Syſteme:

8) Das Trommelfell und das Nebentrommelfell. Auch Fr. Arnold ſtellt das Trommelfell ausdrücklich mit hierher.

9) Mehre Gebilde, die er mit dem Namen der Bandſcheiben belegt, und die von Andern wegen ihrer Conſiſtenz meiſtens zu den Faſerknorpeln gerechnet werden, nämlich: die Zwiſchengelenkknorpel (Cartilagines interarticulares) im Kiefergelenke, an der Hand zwiſchen Ulna und Os triquetrum, im Kniegelenke, nicht aber jener im Bruſtbeinſchlüſſelbeingelenke; die Augenlidknorpel; die ſogenannten knorpligen Lippen (Labra cartilaginea) am Pfannenrande, am Schulterblatte, am obern Ende der Tibia; die ſogenannten Seſamknorpel (Cartilagines sesamoideae), nämlich die knorpelartig harten Maſſen, welche im Verlauf mancher Sehnen vorkommen, an jener des Tibialis posticus, des Peroneus longus; die ſogenannten Faſerknorpelrollen (Trochleae), auf denen manche Sehnen gleiten.

10) Das Gewebe der Klappen in den Venen, den Lymphgefäßen und im Herzen.

11) Endlich auch noch das Neurolemm der Nerven, die ſogenannte Tunica nervea am Darmkanale, an der Gallenblaſe, der Harnblaſe, am Ureter und einigen andern Ausführungsgängen, die äußere Haut der Gefäße und der Drüſenausführungsgänge, die Matrix der ſeröſen Häute, endlich die Chorioidea des Auges und die Pia mater des Gehirns.

Henle findet nämlich keinen hiſtologiſchen Unterſchied zwiſchen dem Zellgewebe und dem fibröſen Gewebe, und faßt die von Andern unter dieſen beiden Abtheilungen begriffenen Theile nebſt noch einigen andern unter ſeinem Bindegewebe zuſammen. Henle theilt aber das Bindegewebe in das formloſe und das geformte ein. Sein formloſes Bindegewebe entſpricht im Ganzen dem Zellgewebe anderer Autoren. Das geformte zerfällt bei ihm wieder in: a) nicht contractiles (das fibröſe Syſtem Anderer) und b) contractiles. (*F. W. Theile.*)

FASERKAPSELN werden jene fibröſen Theile genannt, welche an den freien Gelenken (Schulter, Pfanne, Finger- und Zehengelenke) die Stelle der befeſtigenden Bänder vertreten. Sie bedecken ziemlich gleichmäßig den ganzen Umfang der Gelenke, bilden daher eine Art Kapſel, durch welche die das Gelenk bildenden Theile umſchloſſen werden. Aus dieſem Grunde heißen ſie auch wol Gelenkkapſeln oder Kapſelbänder (Membranae capsulares, Ligamenta fibrosa capsularia). (*F. W. Theile.*)

FASERKNORPEL, Bandknorpel, Fibrocartilago s. Cartilago ligamentosa s. Chondrosyndesmos. Mit dieſem Namen belegt man ſolche Gebilde des thieriſchen Körpers, in denen die weſentlichen Elemente der Knorpelſubſtanz, die Knorpelkörperchen, mit einer faſerigen Grundlage vereinigt enthalten ſind. Die faſerige Grundlage betrachtet man gemeinhin als identiſch mit dem faſerigen Gewebe. Im äußern Ausſehen unterſcheiden ſich die Faſerknorpeln von den echten Knorpeln durch größere Biegſamkeit und Elaſticität, meiſtens auch durch eine etwas gelbliche Färbung. In der faſerigen Grundlage verlaufen die Faſern bald im Ganzen parallel, bald ſind ſie gleichſam unter einander verfilzt. Die Knorpelkörperchen ſind im Allgemeinen weit ſparſamer darin vorhanden, als in den wahren Knorpeln, und ſie laſſen ſich wol aus der faſerigen Grundlage herausdrücken.

Seit Bichat hat man die verſchiedenen faſerknorpligen Gebilde, welche im menſchlichen Körper vorkommen, zuſammengruppirt; allein bis auf dieſen Tag ſind die Hiſtologen noch nicht ganz in Übereinſtimmung über die Stelle, welche der Geſammtgruppe der faſerknorpligen Gebilde in einem hiſtologiſchen Syſteme zukommt. Bichat ſelbſt ſetzte ein Faſerknorpelſyſtem (Systema fibrocartilagineum) feſt, und coordinirte daſſelbe ſeinem Zellgewebs-, Knochen-, Knorpel-Faſerſyſteme u. ſ. w. Dieſer Anſicht folgten von Walther, Hipp. Cloquet, Meckel, J. Cloquet, Krauſe. Dagegen ſubſumirten Richerand und Dupuytren die faſerknorpligen ihrem Faſerſyſteme, ohne jedoch Nachahmer zu finden. Die meiſten Hiſtologen ſubſumirten vielmehr die faſerknorpligen Gebilde dem Knorpelſyſteme, namentlich C. Mayer, Rudolphi, Heuſinger, E. H. Weber, Bruns, Henle, Fr. Arnold. Bei der letztern Auffaſſungsweiſe werden dann wenigſtens zwei Abtheilungen des Knorpelſyſtems unterſchieden, die wahren Knorpel und die Faſerknorpel.

Digitized by Google

Welche Theile zu den faſerknorpligen Gebilden zu rechnen ſeien, das konnte bis dahin, wo die Knorpelkörperchen als ein mikroſkopiſches charakteriſtiſches Element der Knorpelſubſtanz erkannt wurden, nur nach äußern unzuverläſſigen Merkmalen feſtgeſetzt werden. Obwol nun aber bereits ſeit 10—12 Jahren ein weit zuverläſſigeres Moment zur Charakteriſirung der einzelnen hierher gehörigen Theile zu Gebote ſteht, ſo ſind doch leider auch die neueſten hiſtologiſchen Schriftſteller über den Umfang und die Grenzen des Faſerknorpelſyſtemes noch keineswegs einig. Henle zählt zu den eigentlichen Faſerknorpeln: die **Ligamenta intervertebralia**, die Maſſe der Synchondroſen, die Knorpel des Ohres und der Euſtachiſchen Röhre, die Epiglottis, die Santoriniſchen Knorpel und Wrisberg'ſchen Knorpel, den Zwiſchengelenkknorpel des Bruſtbeinſchlüſſelbeingelenkes, endlich die knorpligen Überzüge der zum Unterkiefergelenke beitragenden Knochenpartieen. Dagegen zählen Bruns und Krauſe die Knorpel des Ohres und der Euſtachiſchen Röhre, ſowie die Epiglottis zu den wahren Knorpeln, und conform der frühern allgemeinen Annahme zählen ſie die **Labra cartilaginea**, die **Cartilagines interarticulares**, die **Cartilagines sesamoideae** u. ſ. w. zu den Faſerknorpeln, Gebilde, welche Henle den reinfibröſen ſubſumirt. Den Augenlidknorpel rechnet Bruns zu den wahren Knorpeln, Krauſe zu den Faſerknorpeln, Henle zu den fibröſen Bildungen. Fr. Arnold zählt den wahren Knorpeln die nämlichen Theile zu, wie Henle; das Gebiet der Faſerknorpel aber iſt bei ihm größer. Er theilt die Faſerknorpel wieder in zwei Gruppen, in die elaſtiſchen gelben Knorpel (Cartilagines flavae elasticae) und die ſehnigen weißen Knorpel (Cartilagines tendineae albae). Die letztern begreifen die Bandknorpel, die Zwiſchengelenkknorpel, die ringförmigen Faſerknorpel, die Sehnenknorpel, die Augenlidknorpel u. ſ. w.

(*F. W. Theile.*)

FA SOL. In der alten Solmiſation konnte kein Ton der Leiter des Hexachords ſeinen Namen behalten, ſobald der Grundton ein anderer als C wurde. Dieſer Wechſel der Tonica hieß die Mutation, das ſchwere Kreuz der Singknaben. C hieß ut, ſobald es Grundton war. Wurde aber g die Tonica, ſo erhielt c den Namen fa. War aber f Grundton geworden, ſo mußte b mit dem Namen fa, und folglich c mit dem Namen sol belegt werden. Dieſes Verhältniß des b c, oder der Quarte und Quinte der Tonleiter hieß alſo fa sol. Deutlicher wird ſich die ganze Sache unter dem Art. Solmiſation abthun laſſen, weshalb wir alle die dahin gehörigen Artikel, wie fa ut u. ſ. w. unter das genannte Wort verweiſen, wo auch die Mutation zugleich klar werden wird. (*G. W. Fink.*)

FASOLT, der Rieſe, gebot über den Sturm, wie man aus zwei Zeugniſſen ſchließen darf: einmal wird ihm in einem Wetterſegen ausdrücklich zugerufen „ich peut dir, Fasolt, dass du das wetter verfirst (wegführſt) mir und meinen nachpauren ân schaden" (Grimm's teutſche Mythologie, Anhang zur erſten Ausgabe, S. CXXXII.); dann hetzt Faſolt im Eckenliede (Hagen 213—254) mit Hunden ein wildes Fräulein im Walde, wie ſonſt der wilde Jäger die Moosweibchen jagt, die wilde Jagd aber iſt ihrem Weſen nach der Sturm; Odhinn, ihr Führer, ſelbſt war urſprünglich ein Sturmesgott. Da nun Ecke, Faſolt's Bruder, und Ögir, der aus rieſiſchem Geſchlechte ſtammende Meeresgott der nordiſchen Mythologie, mit ziemlicher Gewißheit für identiſch zu erklären ſind, Ögir aber (urſprünglich wol bei einem andern teutſchen Stamme) auch Hlêr hieß (vergl. Grimm's Myth. 2. Ausg., S. 217—219), und da ferner bei Abendroth, Faſolt's zweitem Bruder, der Name bereits auf ein Licht- oder Feuerweſen deutet, ſo darf man den drei nordiſchen Rieſenbrüdern Hlêr, Kâri, Logi (Rieſen des Waſſers, Sturmes und Feuers) die deutſchen Ecke, Faſolt, Abendroth parallel ſtellen. Die Wurzel des Namens Faſolt ſcheint in dem altnordiſchen fas, superbia, erhalten; „der Stolze, Übermüthige" iſt eine zum Weſen der Rieſen paſſende Benennung. Sonſt könnte man noch an althochteutſch fasôn (vestigare, quaerere; Graff 3,705) denken, ſodaß Faſolt, der als Jäger gedachte Sturm, „der Durchſuchende, Aufſtöbernde" hieße. — Im Eckenliede, das offenbar auf altem mythiſchen Grunde ruht, werden die Rieſen Ecke und Faſolt von Dietrich von Bern beſiegt; in der Wilkinaſaga Cap. 44 überwindet Dietrich gemeinſam mit Faſolt einen Drachen. Daß Ecke, Faſolt und Abendroth Rieſen waren, ſcheint die Wilkinaſaga nicht mehr zu wiſſen, wie öfters in der teutſchen Mythologie urſprüngliche Rieſen in jüngeren Darſtellungen das Dämoniſche abgeſtreift haben und nur noch, ihrer Kraft und ihrer Thaten wegen, als Helden erſcheinen. (*E. Sommer.*)

FASSATHAL (das), iſt in geognoſtiſcher und ethnographiſcher Hinſicht eins der allerintereſſanteſten Thäler des ganzen Landes Tyrol, ja vielleicht des geſammten Alpengebirges. Es liegt am linken Ufer des Etſchfluſſes, dem es den Aviſio zuſendet, im trienter Kreiſe, und bildet den obern Theil des vom Avis durchſtrömten Thales, deſſen unterer Theil das Fleimſerthal heißt. Das ganze Thal iſt bei 20 Stunden lang, aber nirgends über eine halbe Stunde breit. Obgleich ein einziges, ununterbrochen fortlaufendes Thal, wurde es doch aus urälteſter Zeit ſchon in drei ſcheinbar geſonderte Thäler eingetheilt. Der unterſte Theil von Lavis, bei welchem Orte daſſelbe in das Etſchthal ausmündet, bis herauf nach Val-Floriana, in einer Länge von ſieben Stunden, heißt Zimmers- (italieniſch Cembra) Thal, val di Cembra; der mittlere, acht Stunden lang von Val-Floriana bis hinauf nach Moena, führt den Namen: Fleims (italieniſch Fiemme) Fleimſerthal, val di Fiemme, und der dritte, letzte und höchſte, der ſich auf einer Strecke von fünf Stunden ausdehnt, und bis an die Grenze von Gröden und Buchenſtein erſtreckt, wird Faſſathal, Evas (italieniſch Fassa) genannt. Der unterſte Theil iſt eine ſchwer zugängliche wilde Schlucht, durch deren einſames Felſengeklüfte der rauſchende Aviſio ſeine ſchäumenden Wogen in mächtig beſchleunigtem Laufe daherfluthet. Er entſpringt an der Grenze von Buchenſtein auf dem Berge von Fedaija und bewäſſert das ganze Thal, welches unſtreitig das längſte Nebenthal von Nord- und Südtyrol iſt. Der Hauptort des unterſten Theils iſt Cembra. Die Einwohner dieſes Theils der drei Thäler gelten allgemein für Nachkommen der Kimbern (daher

Digitized by Google

Zimmers, Cembra), und in der That ſind ihr Ernſt, ihre Haltung, ihr Körperbau, ihre Geſichtszüge entſchieden teutſch, obgleich ihre Sprache das Italieniſche, das ſie aber mit einem äußerſt rauhen Tone und in einer höchſt ungebildeten Weiſe ſprechen. Das ſchöne, holzreiche alpenluſtige Thal wies in früheren Zeiten auch durch ſeine ganz eigenthümliche Gerichtsverfaſſung auf einen nichts weniger als italieniſchen Urſprung hin [1]). — Fleims, der mittlere, iſt der ſchönſte und fruchtbarſte Theil des Thales, der in den älteſten Zeiten mit Udine, Belluno und Feltre zur treviſaner Mark gehörte. Der Hauptort dieſes Thaltheiles iſt Cavaleſe. In dieſem drängt ſich Ort an Ort, zeigt ſich die Sonnenſeite trefflich angebaut, erſcheint das Thal von Molina an mehr geöffnet, ja theilweiſe ziemlich breit und reich an Feldern, auf denen viel Getreide geerntet wird. Noch höher am Fluſſe hinauf beginnt erſt das eigentliche Faſſathal, das merkwürdigſte mineraliſche Gebiet von Europa. Von ihm ſagt Leopold von Buch [2]): „Noch kein Naturforſcher hat das Faſſathal betreten, ohne von dem Anblicke der hohen, weißen, zackigen Felſen, welche dieſes merkwürdige und lehrreiche Thal von allen Seiten umgeben, in Erſtaunen geſetzt worden zu ſein. Ihre ſenkrechten Spalten zertheilen ſie in ſo wunderbare Obelisken und Thürme, daß man umſonſt ſich bemüht, ſich zu erinnern, in andern Theilen der Alpen etwas Ähnliches geſehen zu haben. Glatte Wände ſtehen ganz ſenkrecht mehre tauſend Fuß in die Höhe, dünn und tief abgeſondert von andern Spitzen und Zacken, welche ohne Zahl aus dem Boden herauszuſteigen ſcheinen. Oft möchte man ſie mit gefrorenen Waſſerfällen vergleichen, deren mannichfaltige Eiszacken umgedreht und in die Höhe gerichtet ſind. Nirgends bricht eine Zerſpaltung in anderer Richtung das Senkrechte dieſer Linien, und die meiſten erheben ſich bis weit in die Region des ewigen Schnees. Daß ſie alle aus weißem und kleinkörnigem Dolomit beſtehen, und nur aus Dolomit, daß zwiſchen ihnen Kalkſtein niemals vorkommt, muß unſere Aufmerkſamkeit auf das Höchſte erregen; denn ihre Lagerung unterſcheidet ſie ſoweit, als die koloſſale Form ihres Äußern, von allen betrachteten Dolomiten. Sie liegen mitten im Porphyrgebirge. — In der ganzen Länge des Faſſathals liegt der Augitporphyr ſtets unmittelbar unter dem Dolomit und ſcheidet ihn von den darunter liegenden Schichten, und Dolomit kommt nirgends vor, wo ihn nicht der Augitporphyr begleitet. — Der Dolomit im ganzen Faſſathal fällt mächtig auf durch ſeine große Weiße und durch das Körnige ſeines Gefüges. Er weicht in beiden nur manchen primitiven Kalkſteinen, und dafür iſt er denn auch meiſtentheils gehalten worden. Nie iſt ihm irgend ein anderes Foſſil beigemengt, am wenigſten irgend eine Verſteinerung. Die kleinen Höhlungen, welche mit Rhomboëdern beſetzt ſind, durchziehen auch hier die ganze Maſſe und tragen nicht wenig bei, ihr ein rauhes und trocknes Anſehen zu geben [3]). Dieſe Höhlungen werden gar oft und faſt in jedem Blocke zu unregelmäßigen Klüften und Zerberſtungen, welche die trefflichſten, glänzenden Braunſpathdruſen umſchließen. Das Licht der Sonne ſpiegelt ſich auf den glänzenden Flächen, und verräth von überall umher dieſe Druſen, welches höchſt überraſchend iſt, wenn man ſich mitten zwiſchen ſolchen Felſen befindet. In der That ſind dieſe Zerberſtungen vollkommen ähnlich wie man ſie an Kalkſteinen in ausgebrannten Kalköfen ſieht. — Wie offenbar ſcheint dies nicht alles eine Wirkung der hohen Temperatur, mit welcher der Augitporphyr unterliegende Schichten durchbricht, den Dolomit zu ſenkrechten Säulen, Pyramiden und Thürmen in die Höhe ſtößt (wie den Baſalt), die dichten Geſteine zu körnigen umändert und dadurch alle Spuren von Schichtung vernichtet. Wie deutlich ſcheint es nicht, daß es der ſtets unter dem Dolomit, über dem rothen Sandſtein vorkommende dichte Kalkſtein ſei, welcher auf ſolche Art behandelt und verändert wird. Keine der übrigen dabei vorkommenden Schwierigkeiten kann die Schlüſſe aufheben, durch welche der Dolomit für ein hervorgeſtoßenes Product des Augitporphyrs erklärt wird, wenn auch die Art und Entſtehung der Talkerde darin ein Räthſel bleibt. Das Faſſathal liefert faſt in jedem ſeiner einzelnen Thäler neue Belege und Thatſachen für die Annahme dieſer Wechſelwirkung beider Gebirgsarten auf einander [4]). — Der ſchwarze (Augit) Porphyr des oberen Faſſathals enthält die Zeolithe im Überfluß" [5]). — Dieſes mag zur Ergänzung des Art. Dolomit dienen.

In dieſem, dem höchſten, Theile des ganzen Thales liegen die Quellen des Aviſio, der aus dem Marmolatathale hervorbricht, das Faſſathal nebſt den Thälern von Fiemme und Cembra der Länge nach in ſeinem ſüdweſtlichen Laufe durchſtrömt, und unterhalb Lavis in die Etſch fällt [6]). Zu beiden Seiten deſſelben ergießen ſich durch die Seitenthäler viele Bäche in den Hauptſtrom. Alle dieſe Thäler bevölkert ein höchſt eigenthümliches, in mehrfacher Beziehung intereſſantes Völkchen. Die Bewohner dieſes Landestheiles ſtehen zwiſchen der teutſchen und wälſchen Zunge mitten inne, ſprechen beide Sprachen, jedoch nicht ſelten beide nicht zum beſten. Ihr italieniſches Idiom ſteht der Mundart von Buchenſtein, Gröden und Enneberg näher als dem reinitalieniſchen des eigentlichen Italiens, ſowie ſich ihre Volkseigenthümlichkeit offenbar der dieſer Nachbarſtämme anſchließt. Die Bewohner ſind im Ganzen ſehr betriebſam, ihrer Treue wegen geſchätzt und meiſt ſehr talentvoll; ihren Hauptnahrungszweig bildet die Viehzucht; Faſſa allein hält an die 90,000 Schafe und bei 30,000 kommen den Sommer über aus dem Venetianiſchen, um auf den trefflichen Weiden den ſchönern Theil der warmen Jahreszeit zuzubringen. Man nimmt an,

1) Näheres darüber findet ſich in (Beda Weber's): Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reiſende. (Insbruck 1838.) 3. Bd. S. 22—24. 2) Über Dolomit als Gebirgsart, von Leopold v. Buch. Zwei Abhandlungen, geleſen in der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften den 31. Jan. 1822 und den 6. Febr. 1823. (Berlin 1823. 4.) S. 24 fg.

3) Über Dolomit als Gebirgsart, von Leopold v. Buch. Zwei Abhandlungen u. ſ. w. S. 28 und 29. 4) Ebendaſelbſt S. 29 und 30. 5) S. 56. 6) ſ. Tyrol und Vorarlberg, ſtatiſtiſch, mit geſchichtlichen Bemerkungen, von J. J. Staffler. (Insbruck 1839.) 1. Bd. S. 48 und 83.

Digitized by Google

daß ¼ des geſammten etſchländiſchen Viehſtandes ſich hier befinde. Auch die Holzgewinnung und Ausfuhr iſt bedeutend. Sehr merkwürdig iſt die große Zahl künſtleriſcher Talente. Man findet unter ihnen nicht blos ſehr geſchickte Tiſchler und Holzſchnitzer, ſondern es hat faſt jedes Haus Gemälde von Einheimiſchen aufzuweiſen. Ein Theil der männlichen Bewohner verdient ſich auch dadurch ſeine Einnahme, daß er nach Botzen zieht und zur Zeit der großen Meſſen Handlangerdienſte verrichtet [7]). Der Hauptort des Faſſathales iſt Vigo; minder bedeutend ſind Mazin, Pozza, Alba, Perra, Soraga, Gries, Canazei, Fontanazzi, Campidello, welche alle zu einem Landgerichte dritter Claſſe gehören, das nach dem Thale (Faſſa) auch benannt wird. Sämmtliche Ortſchaften zeichnen ſich durch einen größern oder geringern Waldreichthum aus. Von jeher gehörten die Hochwälder dem Landesfürſten von Tyrol, welcher ſonſt zu ihrer Bewirthſchaftung eigene Beamten im Thale unterhielt, die übrigen Waldungen, theils einzelnen Beſitzern, theils ganzen Gemeinden gehörig, ſind ſeit uralten Zeiten gleichfalls denſelben Waldbeamten unterworfen geweſen. — Aus dem Faſſathale führen nach allen Seiten Bergſteige in die benachbarten Thäler, Gegenden und Länder, ſo z. B. von Pozza nach Tiers über den Roſengartenberg, eine der merkwürdigſten Felſengruppen, ſo genannt, weil ſie beim Sonnenuntergange im herrlichſten Roſenroth erglüht; von Vigo über die Berge dieſer Gemeinde nach Teutſch- und Wälſchnoſen; von Fontanazzi über den Chriſtberg nach St. Chriſtina in Gröden, oder öſtlicher nach St. Maria in Gröden und über Colfoſco nach Enneberg; von Canazei über den Soial nach Buchenſtein [8]). (*G. F. Schreiner.*)

FASSBENDER (Matthias von), geb. 1764 zu Trier, wo ſein Vater kurfürſtlich trierſcher Hofrath war und ſpäterhin einen gleichen Charakter von dem Herzoge von Naſſau-Weilburg erhielt, ſtudirte zu Mainz, wo er ſich die Aufmerkſamkeit und Gunſt des Freiherrn Peter von Frenk erwarb. Er vollendete ſeine Studien zu Göttingen und bildete ſich dort zu einem tüchtigen Juriſten. Seine Welt- und Menſchenkenntniß erweiterte er auf einer achtzehnmonatlichen Reiſe durch den größten Theil von Frankreich. Er war erſt 21 Jahre alt, als er zu Mainz eine Profeſſur der Reichsgeſchichte erhielt. 1790 kam er als kurfürſtlich trierſcher Wahlbotſchafter nach Frankfurt. Bald nachher erhielt er den Charakter eines wirklichen Hofraths. Die unglücklichen Ereigniſſe des franzöſiſchen Revulotionskrieges, der Einmarſch der franzöſiſchen Armee in Trier gaben ſeinem Schickſale eine andere Richtung. Seine Anhänglichkeit an dem gemeinſamen Intereſſe Teutſchlands und des teutſchen Kaiſers verſchafften ihm eine Stelle bei der Reichskriegskanzlei. Als Verfaſſer einiger publiciſtiſchen Schriften war er dem Erzherzoge Karl vortheilhaft bekannt geworden, und er fand an ihm einen thätigen Gönner und Beſchützer, der ihn 1798 zum Reichsgeneral-Kriegscommiſſair erhob. 1801 zog er ihn als Referenten nach Wien, wo er ſpäterhin zum kaiſerl. königl. Staats-Conferenzrath und Geh. Rath erhoben ward. Der Tod rief ihn zu früh, am 23. März 1809 aus dem Wirkungskreiſe ſeiner raſtloſen Thätigkeit *). (*Heinrich Döring.*)

FASSLICH, FASSLICHKEIT. Faßlich bezeichnet überhaupt, was ſich leicht faſſen läßt, und zwar ſowol im eigentlichen körperlichen Sinne (obwol dieſes ſeltener vorkommt), d. h. was ſich leicht mit der Hand faſſen oder handhaben läßt, wie z. B. ein Rapier, eine Handhabe, als auch im metaphoriſchen oder geiſtigen Sinne, wobei das Faſſen ſoviel wie Einſehen, Begreifen, Verſtehen, Lernen bedeutet. Nur in dieſem letztern Sinne wird das Wort Faßlichkeit gebraucht, namentlich z. B. die Faßlichkeit eines Vortrags, einer Allegorie oder ſinnbildlichen Darſtellung, der Idee eines Kunſtwerkes, oder des Styls überhaupt u. ſ. w., womit die leichte Verſtändlichkeit oder Begreiflichkeit bezeichnet wird.

Zum genauern Verſtändniß dieſes Begriffs dient auch die Unterſcheidung der im gemeinen Leben ſynonym gebrauchten Ausdrücke faßlich, leicht, begreiflich, verſtändlich. Was zunächſt faßlich und leicht betrifft, ſo kommen ſie darin überein, daß ſie das bezeichnen, wovon man ſich ohne große Anſtrengung des Erkenntnißvermögens oder Verſtandes eine klare Vorſtellung machen kann (wie z. B. der Sinn in der ſogenannten Äſopiſchen oder Thierfabel z. B. bei Phädrus, Lafontaine und Gellert faßlich und leicht iſt, da man ihn ohne beſondre Mühe klar erkennen kann), und darin, daß beide Ausdrücke metaphoriſch ſind, indem ihre eigentliche Bedeutung vom körperlichen Faſſen oder Heben auf das Geiſtige übertragen wird, da das Faſſen mit dem Vorſtellungsvermögen dem Faſſen mit der Hand ähnlich iſt (wie auch die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Begreifen andeutet, vgl. Scheidler, Pſychologie S. 396, Eberhard-Maaß-Gruber's Synon. d. teutſch. Spr. I, 411) und das, was für das Vorſtellungsvermögen leicht iſt, in ſofern Ähnlichkeit mit dem hat, was körperlichen Kräften nicht ſchwer wird. Faßlich und leicht, in dieſem figürlichen Sinne genommen, unterſcheiden ſich aber zunächſt dadurch, daß faßlich doppelt figürlich iſt, leicht dagegen nicht; denn leicht enthält blos die erwähnte Metapher, faßlich hingegen auch außerdem eine Synekdoche, welche den höhern Begriff ſtatt des niedrigern ſetzt; denn es bedeutet zunächſt alles dasjenige überhaupt, wovon man ſich eine klare Vorſtellung machen kann, möge nun Anſtrengung dazu erfoderlich ſein, oder nicht, und hier wird es dann erſt vorzugsweiſe von demjenigen geſagt, was man ſich ohne Mühe klar machen kann. Sodann weiſt faßlich mehr darauf hin, daß der Gegenſtand ſich klar erkennen laſſe; leicht mehr darauf, daß er keine Anſtrengung verurſache. In dieſem

7) ſ. Das Land Tyrol ꝛc. a. a. O. S. 33. Die gefürſtete Grafſchaft Tyrol mit Vorarlberg. Beſchrieben von A. A. Schmidl. (Stuttgart 1837.) S. 68 und 69. 8) Sonſt ſind über das Faſſathal noch nachzuleſen: Sammler III. S. 58. J. v. Senger, Eine Gebirgsreiſe in die Thäler Fleims und Faſſa, und hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Anmerkungen von J. A. v. Riccabona. Brocchi's Mineralogiſche Beſchreibung des Thales von Faſſa ꝛc. Aus dem Italieniſchen von K. A. Bock. (Dresden 1817.) Lettre de *M. L. de Buch à M. A. de Humboldt*, renfermant le tableau géol. du Tyrol méridional. (Paris 1822.)

*) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. Nr. 117. Wiener Hofzeitung vom 22. März 1809.

Digitized by Google

Sinne kann man von der bekannten Methode, die Jugend nur ſpielend unterrichten zu wollen, den Tadel ausſprechen, ſie mache den Kindern das, was ſie lernen ſollen, zu leicht; aber zu faßlich kann kein Unterricht ſein; denn es kann unmöglich für verwerflich gehalten werden, die Gegenſtände des Unterrichts dem Vorſtellungsvermögen ſo klar wie möglich zu machen. (Vgl. Eberhard-Maaß Synonymik, herausgegeben von Gruber 1826. 2. Bd. S. 379.) Was den Unterſchied zwiſchen faßlich, begreiflich und verſtändlich betrifft, ſo beſtimmt denſelben Gruber in ſeinen Nachträgen zu der angef. Synonymik S. 381 auf folgende Weiſe: Faßlich ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit begreiflich; was ich faſſe, das greiſe und ergreiſe ich und halte es. Ich kann es nun aber auch begreifen, d. i. ſucceſſiv mit der Hand nach allen Richtungen und Seiten hin berühren, umtaſten, und kann dieſes zwar, um durch Fühlen die Beſchaffenheit des Gegenſtandes kennen zu lernen, oder der Merkmale deſſelben mir bewußt zu werden. Faſſen geht auf das Ganze, Begreifen auf die Theile und das Einzelne. Faßlich iſt nun zunächſt das, was ſo beſchaffen und eingerichtet iſt, daß ich es faſſen, mit mir in Zuſammenhang bringen kann; begreiflich das, was ſo beſchaffen iſt, daß ich es wirklich umtaſten und dadurch der Merkmale deſſelben mir bewußt werden kann. Dies iſt nun metaphoriſch auf Thätigkeiten der Seele angewendet. Man macht ſich ſelbſt und Andern etwas faßlich und begreiflich; faßlich, wenn man den Punkt ausfindet, an welchem angefaßt werden kann, um ſich des Gegenſtandes der Erkenntniß zu bemächtigen („Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?" Goethe.); wenn die zur Erkenntniß nöthigen Vorſtellungen und Gedankenverbindungen ſolcher Art ſind, daß ſie mit ſchon vorhandenen in Zuſammenhang kommen („Gellert's Fabeln ſind [den Kindern] faßlicher, als Klopſtock's Oden, nicht ſowol den Worten nach, als darum, weil der Inhalt jener Fabeln dem Ideenkreiſe und der Empfindungsart der Kinder weit näher liegt, als der Inhalt der Oden des Letztern." Niemeyer), und wenn jene Gedankenverbindungen ſelbſt einen ſolchen Zuſammenhang im Ganzen haben, der den Inhalt behaltlich macht: „Selbſt ungelehrte Zuhörer brachten es ſoweit, daß ſie den Hauptinhalt meiner (bis in die kleinſten Abtheilungen herab genau diſponirten) Predigten richtig und in ſeinem Zuſammenhange faßten." Reinhard. Begreiflich mache ich mir oder Andern etwas, wenn ich ſucceſſiv alle einzelnen Merkmale, an denen es zu erkennen iſt, ſo zum Bewußtſein bringe, daß das dunkle Bild von dem Ganzen des Gegenſtandes, welches bis dahin in der Seele war, verſchwindet und an deſſen Stelle aus den Theilvorſtellungen eine Totalvorſtellung tritt, von welcher man Rechenſchaft zu geben im Stande iſt, weil man ſich der Gründe der Erkenntniß bewußt iſt. — Verſtändlich endlich unterſcheidet ſich vom Begreiflichen hauptſächlich dadurch, daß das Letztere blos auf die Erkenntniß ſelbſt, das Erſtere auch auf die Bezeichnung durch Worte bezogen wird, und daß das Begreifliche auf der genauen Determination der einzelnen Begriffe ihrem Inhalte nach und ihrer paſſenden Anordnung, das Verſtändliche dagegen auf dem der Faſſungskraft angepaßten geordneten Zuſammenhang des Ganzen und der Art oder Form der Darſtellung beruht. Das Verſtändliche iſt, wie ſchon das Wort andeutet, das, was von einem ſolchen Standpunkte, oder ſo ausgeſprochen wird, daß der Andere es verſtehen kann, und was ſich überhaupt an den Gedankenkreis deſſelben anſchließt. Hieraus ergibt ſich zugleich, daß ſowol Begreiflichkeit als Verſtändlichkeit als die wichtigſten Hilfsmittel der Faßlichkeit anzuſehen ſind.

In Bezug auf letztere muß man übrigens noch die wiſſenſchaftliche und die populäre oder Volksfaßlichkeit unterſcheiden. Auch das Gebiet der eigentlichen Gelehrſamkeit oder Wiſſenſchaft muß die Foderung der Faßlichkeit in Bezug auf den Unterricht, ſowie die Darſtellung überhaupt beachten, wenngleich hierbei größere Anfoderungen an den Hörer oder Leſer zu machen ſind, und eine eigenthümliche Terminologie oder der Gebrauch von Kunſtausdrücken ſtattfinden kann, die nicht Jedem ohne weitere Vorbereitung von ſelbſt ſchon verſtändlich ſind, oder ſein können. Nur darf eine ſolche Terminologie keine abſtruſe Phraſeologie ſein, welche die Flachheit trivialer Gedanken unter hochtönenden Floskeln, myſtiſchen Prachtworten und einem ſchwülſtigen Wortformelkram zu verbergen ſucht, um damit den Laien oder Uneingeweihten zu imponiren, wogegen ſchon Lucretius [1]), ſowie der alte ehrliche Montaigne gewarnt hat [2]), leider aber bekanntlich vergebens, beſonders in Bezug auf die Philoſophie, welche namentlich in den neueſten teutſchen Syſtemen und ſogenannten Schulen wieder den Heraklit den Dunkeln (ὁ σκοτεινός) ſich zum Muſter gewählt hat, ſtatt des wahren Urbildes eines Schweizer-Sees, der zugleich tief und klar iſt. Daß die echte, wiſſenſchaftliche Faßlichkeit für den Unterricht nicht in unermüdetem Wiederkäuen, in preiswürdiger Dürre und Dünne des Geſagten beſteht, zeigt Schleiermacher in den gelegentlichen Gedanken über Univerſitäten S. 62. („Das populäre Element des Vortrags — beſteht in der Darlegung des muthmaßlichen Zuſtandes, in welchem ſich die Zuhörer befinden, die Kunſt, ſich auf das Dürftige in demſelben hinzuweiſen und auf den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwiſſen; dies iſt die wahre, dialektiſche Kunſt, und je ſtrenger dialektiſch, deſto populärer.") Daß auch in ſogenannten populären oder gemeinfaßlichen Darſtellungen eigentlicher Wiſſenſchaften, wie namentlich der Aſtronomie, eine gewiſſe Summe wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe nicht entbehrt werden kann, darüber iſt man heutzutage ziemlich einverſtanden. Vgl. z. B. Fries, Popu-

1) „Nur Thoren lieben am meiſten
Und bewundern nur das, was unter verſchrobenen Worten
Sie zu entdecken meinen; für wahr gilt ihnen, was irgend
Schön um die Ohren klingt ꝛc."
(Lib. I. v. 624 sq. nach Knebel's Überſ.)

2) „Die gefliſſentliche Dunkelheit iſt eine Münze, deren ſich die Gelehrten bedienen, wie die Taſchenſpieler ihrer Blechpfennige, nämlich um die Nichtigkeit ihrer Kunſt zu verbergen, womit ſich aber die menſchliche Einfalt ſo leicht bezahlen läßt." (Essais liv. II. ch. 12.)

Digitized by Google

läre Sternkunde, und Littrow, Die Wunder des Himmels, Vorrede und Einleitung, und über Gemeinfaßlichkeit überhaupt die Hauptſchriften über Logik, z. B. Fries, Logik. §. 88. S. 393. Ausg. II. Bachmann, Logik. S. 401 fg. — Was die Volksfaßlichkeit betrifft, ſo wird darunter überhaupt eine ſolche Darſtellung der Gedanken verſtanden, die dem Volke s. str., der nicht wiſſenſchaftlich gebildeten Menge, dem ſogenannten gemeinen Mann, begreiflich und verſtändlich iſt; wie Luther ſagt: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, ſchweren und verdeckten Worten lehren. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen iſt hohe Lehre nichts nütze. Und wenn ſie ſchon ſagen: Ei, er hat köſtliche Dinge geſagt, und man ſie weiter fragt: Was war es denn? ſprechen ſie: Ich weiß es nicht. In der Kirche oder Gemeinde ſoll man reden wie im Haus daheim, die einfältige Mutterſprache, die Jedermann verſteht, die Jedermann bekannt iſt. St. Paul hat nicht ſo hohe und prächtige Worte, als Demoſthenes und Cicero; aber eigentlicher und deutlicher redet er, und hat Worte, ſo etwas Großes bedeuten und anzeigen." Die Volksfaßlichkeit hat beſonders für unſere gegenwärtige Zeit eine größere Bedeutung gewonnen, da ohne alle Frage es zu den Hauptzwecken oder Tendenzen derſelben gehört, die Bildung ſoviel wie möglich unter allen Claſſen des Volkes zu verbreiten. Muſter dieſer Art von Faßlichkeit ſind z. B. Franklin, J. Möſer, theilweiſe Peſtalozzi, Jeremias Gotthilf (Bigius), beſonders Zſchokke. Vgl. Jeniſch, Univerſal-hiſtoriſcher Überblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes II. 2. Abth. S. 444 (wo zugleich das Weſen der Gemeinfaßlichkeit ſehr gut erklärt wird); ferner Börne, Schriften III. S. 129 fg. Scheidler, Hodegetik S. 135. Ausg. II. Teutſche Vierteljahrſchrift. 1838. 4. Heft. S. 41 fg. Brougham, Praktiſche Bemerkungen über die Bildung der gewerbtreibenden Claſſen, überſetzt von Klöden, S. 9. Greiling, Theorie der Popularität. Jahn, Teutſches Volksthum S. 299, und ſehr gute Bemerkungen über die echte Schriftſtellerei für's Volk in Zſchokke's Prometheus. 1832. I. S. 248 fg. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

Fassschnecke, ſ. Dolium.

FASSUNG. Dieſer Ausdruck, von dem Zeitworte faſſen (ſ. Fasslich) bezeichnet 1) im urſprünglichen eigentlichen Sinne theils die Handlung des Faſſens, theils das Product deſſelben, z. B. die Faſſung eines Edelſteines, d. i. deſſen Befeſtigung in Metall; die Faſſung des Bieres, Weines, d. i. die Füllung deſſelben auf Fäſſer; die Faſſung eines Stollen, d. i. die Auszimmerung deſſelben. 2) Im figürlichen Sinne bezeichnet Faſſung zunächſt in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen ſoviel wie Ergreifung und Feſthaltung, z. B. die Faſſung eines Vorſatzes, Anſchlags, Entſchluſſes, worunter nichts Anderes verſtanden werden kann, als das Ergreifen eines Gedankens oder Planes unter vielen ſich darbietenden und das Feſthalten deſſelben, da alles Handeln ein Thätigſein nach Zwecken, d. h. Vorſtellungen, iſt, welche man zu verwirklichen ſtrebt, oder welche die Cauſalität ihrer Gegenſtände in ſich enthalten. Sodann bezeichnet es auch ſoviel als das Verſtehen oder Begreifen (das ſogenannte Capiren in der Sprache des gemeinen Lebens), und zwar in den Ausdrücken Faſſungsvermögen, Faſſungskraft. Endlich und vornehmlich wird Faſſung im moraliſchen Sinne, oder in Bezug auf das Gefühls- und Thatvermögen gebraucht, um den Zuſtand unſerer Seele auszudrücken, in welchem dieſelbe im klaren Bewußtſein ihre geſammten Vorſtellungen, Gefühle und Willensbeſtrebungen oder Begierden ſo zu beherrſchen vermag, um durch keine einzelne geſtört oder zu tadelnswerthen Handlungen fortgeriſſen zu werden; ſo in den bekannten Redensarten: nicht aus der Faſſung kommen; die Faſſung verlieren, ſich nicht (z. B. vor Freude oder Schmerz) wieder faſſen können; Jemanden aus der Faſſung bringen; mit Faſſung ein widriges Schickſal ertragen, ſterben und dergl. mehr. In dieſem Sinne bezeichnet Faſſung ſoviel wie Gelaſſenheit, die unerſchütterliche Seelenruhe, Affectloſigkeit oder Apathie (die Stärke), welche die Stoiker als das Merkmal ihres Weiſen darſtellen (ſ. *Seneca*, De tranquill. animi, passim *ej.* epist. 71. 74. 85; de constant. sap. c. 11. de ira I, 16 seq. *Epictet.* Enchir. I, 2. V, 30. *Aul. Gell.* XIX, 1. *Antonin.* III. 4, 11). Namentlich iſt Faſſung die Eigenſchaft der Unerſchrockenheit, die ſich nicht von plötzlichen, noch nicht bekannten Gefahren in Furcht ſetzen läßt, wie z. B. die des Cajus Fabricius (ſ. Plutarch im Leben des Pyrrhus C. 20); überhaupt der Gleichmuth, welchen Horaz (Lib. 3. Od. 3) in dem bekannten Bilde eines echten Mannes ſchildert, den

Non civium ardor, prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida, neque Auster,
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Jovis manus [1]).

Noch iſt der Unterſchied zwiſchen Faſſung und Sammlung des Gemüthes zu bemerken. Dieſer beſteht zunächſt darin, daß die Sammlung des Gemüthes eine vorhergegangene Zerſtreuung, d. h. Zertheilung der Aufmerkſamkeit oder des Intereſſes nach vielen Richtungen hin, vorausſetzt (denn man kann nur das ſammeln, was nicht ſchon beiſammen, ſondern hierhin und dahin geſtreut iſt), wogegen Faſſung keine Zerſtreuung vorausſetzt, ſondern nur den als normal oder regelmäßig gedachten Zuſtand einer recht gerichteten Aufmerkſamkeit bezeichnet, die ſich nicht zerſtreuen oder auf andere Dinge hinziehen läßt. Sodann bezeichnet Sammlung des Gemüthes auch häufig ſoviel wie ein Einkehren in ſich ſelbſt, oder die Richtung der Gedanken auf religiöſe Betrachtungen; ihr Abziehen oder Abſtrahiren von dem Weltlichen, Irdiſchen, die Vorbereitung zur Erhebung des Gemüthes, zur Andacht. Endlich unterſcheiden ſich beide auch darin, daß die Sammlung des Gemüthes ſich vorzugsweiſe auf das Erkenntnißvermögen beſchränkt, gleichſam nur theoretiſcher oder contemplativer Natur iſt, wogegen Faſſung, wie ſchon bemerkt, auch von der Herrſchaft über die Gefühle und Affecten, ſowie die Begierden und Leidenſchaften gilt.

(Dr. *K. H. Scheidler.*)

1) Vergl. des Spinoza Tract. de intell. emendat. (beſonders den Anfang) und Schleiermacher's Monolog I. und IV.

Digitized by Google

FASTEN, iſt entweder ein für eine gewiſſe Zeit gänzliches Enthalten von Speiſe und Trank, oder eine Entſagung gewöhnlicher, nahrhafter Koſt, wofür nur geringe und ſchlechte oder außergewöhnliche Speiſe für jene beſtimmte Zeit ſparſam genommen wird. Es iſt theils ein gebotenes, theils ein freiwilliges Faſten. Der Anfang dieſer Sitte iſt faſt ſo alt, als der Gedanke, daß der Menſch nicht blos für ſeinen Leib, ſondern auch für ſeine Seele zu ſorgen habe; ſo alt, als die unſchwere Wahrnehmung, daß ein wohlgepflegter Körper die ſinnlichen Begierden zu heftig mache und darum zu ſehr von allen Beſchäftigungen mit dem Innern der Menſchennatur ablenke. Sehr begreiflich mußte man da ziemlich ungeſucht auf den Einfall gerathen, es ſei zuträglich, ja wol gar nothwendig, zum Beſten ernſterer Seelenbeſchäftigung die nur allzu regen Verlangen der Sinnlichkeit zu mäßigen, und ſo die Hinderungen ernſter Beſchauung und ungeſtörterer Andacht durch Enthaltſamkeit zu verringern. Je ſtärker noch die ſinnliche Luſt vorherrſchte, was natürlich bei noch ſchwachen Anfängen der Bildung überall am meiſten der Fall ſein muß, deſto größerer Werth mußte auf einen ſolchen Gedanken gelegt werden. Das Opfer, das man dabei ſeinem eigenen Leibe auflegte, konnte ſogar für etwas Verdienſtliches angeſehen werden, da es einen Willen für etwas Höheres, als das Alltägliche, bewies, an deſſen Durchführung man einen Theil ſeines eigenen Wohllebens zu ſetzen Kraft zeigte. Die allgemeine Billigung konnte um ſo weniger fehlen, je beſtimmter Jeder ſelbſt begriff, daß die Heftigkeit ſinnlicher Luſt gemäßigt werden müſſe, um der Glückſeligkeit des Lebens Aller und jedes Einzelnen willen. Daß nun gefördertere oder klügere Menſchen darin ein gutes Erziehungsmittel des noch rohen Haufens ſehen mochten, und ſo die für löblich erkannte Sitte zum Geſetz erhoben, braucht nur angedeutet zu werden; desgleichen, daß die beſondern Richtungen und Abweichungen in dieſen Sitten ſich nach Beſchaffenheit der Länder und der einzelnen Ausüber, beſonders dem Grade nach, anders geſtalten mußten. Und ſo finden wir denn die Sitte des Faſtens auf irgend eine Weiſe beinahe in der ganzen alten Welt unter allen Völkern verbreitet, von denen uns Nachrichten übriggeblieben ſind. Faſt von allen alterthümlichen Völkern Aſiens, der Wiege der Menſchheit, beſonders von denen, die zuerſt unter die gebildeteren gezählt werden dürfen, ſind Zeugniſſe dafür vorhanden, oft ſo alt, daß ſie in der Sagenwelt ſich verlieren, deren dunkele Anknüpfungspunkte ſich in den Gang der Geſchichte unabweisbar verweben und fortſpinnen, ſodaß ſie auch zu andern Völkern fortlaufen, deren Urſprung in Nacht verhüllt iſt.

Wenden wir uns zunächſt zu den *Parſen* im alten Iran, einem Theile Perſiens und Oberindiens. Die Sitte des zeitweiligen Faſtens iſt hier unverkennbar. Namentlich ſind in der Religion *Zoroaſter's* (Zerduscht) die Mithrasmyſterien berühmt, die ſich außerordentlich weit verbreiteten, und noch von dem römiſchen Kaiſer Julian Apoſtata ſo beſonders geliebt wurden, daß ſich Viele, die ſich der kaiſerlichen Gunſt verſichern wollten, in dieſe Myſterien einweihen ließen. Das ganze Ritual der Einweihung verſinnbildete den Kampf des Guten gegen das Böſe, weshalb auch in dieſer Religion die *Taufe*, als ein Vorbild nothwendiger Sinnesreinigung, Sitte war. Unter die Prüfungen der Aufzunehmenden gehörten allerlei Kaſteiungen, wobei das Faſten keine unwichtige Rolle ſpielte. Waren aber dieſe Myſterien bald über Armenien, Kappadocien, Pontus, Kleinaſien bis nach Paläſtina, ja auch nach Norden hin unter die vielgetheilten Skythen, vielleicht ſogar bis nach Gallien verbreitet, ſo mußte auch nothwendig die Sitte des Faſtens, die noch dazu überall ſo leichten Eingang fand, zugleich mit über die genannten Völker verbreitet worden ſein.

Unter den alterthümlichen *Chineſen* und *Hindu* tritt dieſelbe Sitte ganz unverkennbar hervor, am Auffallendſten unter den ungleich leidenſchaftlichern Hinduſtämmen. Unter beiden hatte ſich im graueſten Alterthume, wie bei den Parſen, die Lehre von Himmel und Hölle, von Seligkeit und Verdammniß nach dem Tode auf eigenthümliche Art ausgebildet, woran ſich der Glaube an die Seelenwanderung gereiht hatte. Die Hindu vorzüglich waren in ihren dichteriſchen Philoſophemen auf die Überzeugung gekommen, der Körper ſei nur der Kerker der Seele, den ſie zur Strafe und doch noch aus Gnaden zur Läuterung des Geiſtes bewohne. Dieſer Glaube, der ſich überaus weit, bis in das Chriſtenthum, verbreitete, mußte nothwendig bald Büßungen und Kaſteiungen aller Art hervorrufen, unter denen das Faſten noch zu den anſtändigſten und nächſten gehörte. Vom Fleiſcheſſen enthielten ſich Viele völlig, ohne daß dies zu dem eigentlichen Faſten gerechnet wurde. Der gewöhnliche äußere Cultus beſtand im Allgemeinen hauptſächlich im geſetzlichen Baden und Abwaſchen, als Zeichen der innern Reinigung, in Enthaltungen von verbotenen Speiſen und Getränken, im eigentlichen Faſten, Beten, Opfern, den Beobachtungen ihrer fünf Sacramente u. ſ. w. Ein Bramine, der in ſeinem Alter ſoweit vorgerückt war, daß er Einſiedler werden konnte, durfte z. B. nichts als ſeinen Stab und Waſſertopf in die Einſamkeit mitnehmen, nicht einmal Feuer. Auch das Reden war ihm nicht erlaubt. Unter den vielen Büßungen und Selbſtpeinigungen, die von den Hindu bis ins wahrhaft Gräßliche und unglaublich Fanatiſche getrieben wurden, ſtand die *Pavaka*, welche von allen Verbrechen reinigen ſollte, ein untrügliches Verſöhnungsmittel für alle Sünden, oben an. Dabei war aber ein gänzliches Faſten auf zwölf Tage vorgeſchrieben, was man kaum für möglich halten ſollte, wenn nicht einige Ermäßigungen vergönnt geweſen ſein dürften, ſo übertrieben auch hierin die Hindu vor allen andern Völkern ſich zeigten, obgleich ihre heiligen Vedas auf körperliche Büßungen nur wenig hielten, eine auffallende Erſcheinung, die ſich leider ſpäter bei den Chriſten wiederholt.

Iſt uns nun auch aus den Nachrichten über die Gebräuche der alten *Ägypter* keine einzige glaubwürdige Stelle bekannt, welche von geſetzlich anbefohlenen Faſten handelte, ſo ſcheint doch nicht blos der bekannt düſtere und ſchwärmeriſche Charakter der Bewohner des Nilthals für Annahme einer ſolchen Lebensſitte zu ſprechen, ſon-

Digitized by Google

dern noch mehr die in vielfacher Hinſicht klare Übereinſtimmung ihrer Sitten und Einrichtungen mit den Hauptvölkern des öſtlichſten Aſiens, mit denen ſie ſeit den früheſten Zeiten in enger Verbindung ſtanden, was ſich durch fortgeſetzte Unterſuchungen immer ſtärker bewahrheitet. Der Gebrauch des Faſtens läßt ſich beinahe mit Gewißheit aus dem uralten Beſtande der Iſis- und Oſirismyſterien annehmen, die mit den Mithrasmyſterien der Parſen überaus viel Gemeinſames hatten. So geheim auch vorzüglich in Ägypten die Gebräuche dieſer Weihungen gehalten wurden, ſo treten doch die Haupteinrichtungen derſelben in der Beſchaffenheit der griechiſchen Myſterien, die nach den ägyptiſchen gebildet wurden, ans Licht. Gründe genug, das Vorhandenſein des Faſtens auch unter den alten Ägyptern, wenigſtens in ihren geheimen Einweihungen, anzunehmen.

Daß ſich jedoch das Faſten namentlich von Hindoſtan aus in alle benachbarte nördliche und weſtliche Länder, ſowie auf alle benachbarte ſüdliche Inſeln verbreitete und zur frühzeitigen Lebensſitte wurde, davon ſind die deutlichſten Anzeigen vorhanden. So wiſſen wir von Siam, deſſen Religionsvorſchriften überhaupt die Enthaltſamkeiten ſehr begünſtigen, daß die Faſten zu den allgemeinen Vorbereitungen auf allerlei ernſtere Handlungen gehörten. Daher waren die ordentlichen Faſten auch dahin ermäßigt, daß man während derſelben Betel kauen durfte. Die Hauptfaſten der Siameſen fielen auf die Tage des Neu- und Vollmondes. — Auf Java, wo die Enthaltung von Rindfleiſch erſtes Gebot iſt, ſteht, wie auf allen ſundiſchen Inſeln, der hinduſtaniſche Buddhadienſt oben an, und nur einige Gegenden derſelben ſind dem Brahmadienſte zugethan. Aus beiden geht von ſelbſt hervor, daß die Gebote der Hindu auch hier heimiſch ſind, folglich auch das Faſten. Nebenbei ſind in allen dieſen Gegenden ſtarke, berauſchende Getränke verboten. — Von Tibet, ſo wenig Genaues wir noch bis jetzt in mancher andern Hinſicht von dieſem Lande wiſſen, iſt doch ſchon längſt ſoviel gewiß, daß ſie den Fo oder Fohi der Chineſen als ihren hierarchiſchen Oberherrn angenommen haben, von dem ſie glauben, daß er ſich ſtets beim Tode ihres Dalai-Lama in einem neugeborenen Knaben wieder verkörpere. Hat ſich nun auch dieſe geiſtliche Herrſchaft in Dalai-Lamaiten und Bogdo-Lamaiten (Roth- und Gelbmützen) getheilt, ſo herrſcht doch in beiden der Glaube an eine Dreieinigkeit, Seelenwanderung ꝛc. und die Sitte mancher Enthaltſamkeiten und Faſten. Ihre Anhänger haben ſich in Mittelaſien nicht wenig verbreitet, wie das Mönchsweſen, das bei ihnen noch lebhafter im Schwunge geht, als bei ihren Vorbildern.

Griechenland ſelbſt hielt gelegentlich das Faſten hoch, und fand nöthig, es für manche Feierlichkeiten anzuordnen. So war es z. B. bei den Orakeln des Trophonios an der Grenze zwiſchen Attika und Böotien gebräuchlich, daß die Anfragenden unter Anderem 24 Stunden faſten mußten. Auch bei den Einweihungen in die eleuſiniſchen Myſterien gingen geſetzliche Faſten vorher, denen die Reinigungen folgten; und der dritte Tag des Feſtes war, nach der Abwaſchung am Meere, dem Faſten geweiht, das in Trauer verbracht werden ſollte, zum Gedächtniß der Trauer der Ceres (ſ. Mysterien). Von den Pythagoräern und ihren hierher gehörigen Einrichtungen leſe man unter Pythagoras und ſeine Schule. — Von den Griechen ging Vieles auf die Römer über u. ſ. w. Überhaupt iſt der Zuſammenhang der älteſten Völker ſo groß, daß die Ideenähnlichkeit unter ihnen kein Wunder heißen kann. Mit der Idee des Faſtens iſt es nicht anders.

Altteſtamentliches Faſten.

Bei der unter allen alten Völkern des Morgenlandes allgemein verbreiteten Sitte des Faſtens konnte es auch den Juden nicht fremd bleiben. Derſelbe Gedanke, welcher die heidniſchen Völker dazu trieb, machte auch ihnen das Faſten wichtig. Auch ſie glaubten, den Zorn der Gottheit dadurch von ſich und dem Volke abzuwenden, und ſie ſo gnädig zu ſtimmen, daß ein bereits über das Land gekommenes Unglück, oder ein durch den Mund gottbegeiſterter Seher ihnen angedrohtes dadurch von ihnen genommen und in Heil verwandelt werde. Dennoch ſcheint Moſes ſelbſt auf das Faſten nicht ſo außerordentlich viel gehalten zu haben, wozu er auch in ſeiner Erziehung durch die Prieſter der Ägypter nur wenig Veranlaſſung gefunden haben konnte. Wenigſtens hat ſich, ſoviel wir wiſſen, kein geſetzlicher Faſttag unter den Ägyptern bis jetzt nachweiſen laſſen. Daher hat Moſes, den allgemeinen Volksglauben beachtend, das ganze geſetzliche Faſten nur auf einen einzigen Tag im Jahre beſchränkt, und dieſen dadurch vor allen andern feierlich und einflußreich gemacht zur Beruhigung ſeines Volkes. Es war dies der große Verſöhnungstag, der ohne alle Speiſe, ohne Trank und ohne Arbeit hingebracht werden mußte. Alle übrigen von ihm verordneten Feiertage, den Sabbath mit eingerechnet, ſollten Freudentage ſein, an denen das Faſten widergeſetzlich war. Keine Ausnahme von dieſer Regel ſollte ſtattfinden, außer wenn etwa das große Verſöhnungsfeſt auf einen Sabbath fiel; denn der Verſöhnungstag war größer als der Sabbath, und wurde auch der große Sabbath genannt. Die Verordnung für dieſes Enthaltungsfeſt zur Vergebung aller Sünden des Volkes 3 Moſ. 23, 27—32. Die Zeit der Kaſteiung des Leibes zur Verſöhnung dauerte vom Abend an bis zum nächſten Abend. Außer dieſem großen Faſtentage verordnete Moſes keine Faſten. Das Volk der Juden muß aber ſchon damals viel auf das Faſten gehalten und es für Gott gefällig angeſehen haben. Es war unter ihnen nicht ungewöhnlich, unter Anderem Gott zu geloben, daß man faſten und ſeinen Leib kaſteien wolle. Dies ergibt ſich aus 4 Moſ. 30, 14, wo es heißt: „Alle Gelübde und Eide, den Leib zu kaſteien, mag der Hausherr kräftigen oder ſchwächen.“ Schweigt der Hausherr, oder der Vater, oder der Mann zu einem Gelübde ſeiner Untergebenen, ſo iſt das Gelübde zu halten; ſchweigt er nicht und redet an demſelben Tage dagegen, ſo iſt das Gelübde ungültig. Moſes wollte alſo durch dieſe Einrichtung unüberlegte Gelübde der Art verringern, ohne dem patriarchaliſchen Rechte der Hausväter zu nahe zu tre-

Digitized by Google

ten. — Aber es blieb nicht dabei, denn der allgemeine Volksglaube der Juden war auch in dieſem Punkte vom Glauben der meiſten heidniſchen Völker des Morgenlandes nicht ſehr verſchieden. Man war gewiß, daß Gott durch Faſten und Schreien ſich erweichen und zur Erbarmung bringen laſſe. Die Geſchichte von Ninive nach dem Jonas liefert das beſte Zeugniß dafür. Dabei beſtätigen ſich noch die Gebräuche, daß man im Sack und in der Aſche Buße that, d. h. man legte geringe Kleider ſchlechter oder grober Art an, ſtreuete Aſche auf ſein Haupt, oder zerriß auch wol ſein Gewand (mit Vorſicht). Man mochte wol dem Faſten grade darum ſo großen Beſchwichtigungseinfluß zuſchreiben, je mehr es den Leuten verhaßt war, denn dadurch wurde erſt der Entſchluß zu faſten etwas Verdienſtliches. Man legte ſich alſo eine Unannehmlichkeit auf, um eine größere damit zu vertreiben. Übrigens geſchah es auch nicht ſelten, um die Schicklichkeit und die Mode zu beachten. In ſolchen Fällen war man bei der Hand, es möglich ſchnell wieder zu entfernen. Daher der Gebrauch, daß bei Leichenbeerdigungen die guten Freunde des Trauerhauſes ein Gaſtmahl und den Troſtbecher ins Haus der Leidtragenden brachten, damit ſich die Betrübten erquicken möchten.

Bald nach Moſe nahm unter den Juden das Faſten zu. Der große Verſöhnungsfaſttag war ihnen nicht genug, und es entſtanden noch andere Faſttage, die theils bei gewiſſen Vorfällen öffentlich veranſtaltet und ausgerufen, theils auch für gewiſſe Zeiten des Jahres feſtgeſetzt wurden. Im erſten Buche der Könige Cap. 21 läßt Jeſebel im Namen ihres Gemahls, des Königs Ahab, damit er Naboth's Weinberg erhielte, ein Faſten ausſchreiben, an welchem Naboth obenan ſitzen, dann an demſelben Tage von zwei loſen Zeugen als Gottes- und Königsläſterer verklagt und geſteinigt werden ſollte. Wir wiſſen, Jeſebel war gottlos. — Und im zweiten Buche der Chronika 20, 3 läßt der König Joſaphat darum ein Faſten unter ganz Juda ausrufen, weil er ſich fürchtete vor dem Einfalle des Heeres der Ammoniter und Moabiter, daß er zur Abwendung der Gefahr den Herrn ſuchte. — Ebendarum kamen die Kinder Iſrael, als der Stamm Juda im Kampfe gegen die gottloſen Benjaminiten zwei Mal geſchlagen worden war, herauf vor den Herrn (nach dem Buche der Richter 20, 26) zum Hauſe Gottes und weinten und blieben vor dem Herrn daſelbſt und faſteten den Tag bis zum Abend, und opferten Brandopfer und Dankopfer. Und nun gab der Herr das Heer Benjamin in ihre Hand, nachdem die Iſraeliten nämlich einen Hinterhalt geſtellt und eine Kriegsliſt angewendet hatten. — Desgleichen faſteten die Juden nach 1 Sam. 7, 6, als ſie von den Philiſtern geſchlagen worden waren; und Samuel ließ nicht nach zu ſchreien zu dem Herrn und opferte ein Milchlämmlein für Iſrael, das ſich doch noch fürchtete, bis Samuel dem Volke verkündete, daß der Herr ſein Schreien erhört habe, und ließ donnern einen großen Donner. — Man fuhr auch fort, zum Beweiſe ſeiner Trauer über ein geſchehenes Unglück, beſonders zum Betrauern der Todten, zu faſten. So geſchah es von den redlichen Männern zu Jabes in Gilead, die Saul und ſeine fünf Söhne von den Mauern zu Bethſan holten, wohin die Philiſter die Leichen des Königshauſes gehangen hatten, brachten die Todten gen Jabes, verbrannten ſie, begruben ihre Gebeine unter dem Baume zu Jabes, und faſteten ſieben Tage. David und die Seinen trauerten gleichfalls über den Tod Saul's und Jonathan's, zerriſſen ihre Kleider, trugen Leid und weinten, und faſteten bis an den Abend (2 Sam. 1, 12). Der Begriff materieller Hilfe, daß ſich der Herr durch das Faſten zur Barmherzigkeit erweichen laſſen werde, war jedoch überwiegend, ſelbſt im David, wie wir im zweiten Buche Samuelis Cap. 12 leſen. David faſtet, um damit von dem Herrn das Leben des kranken Kindes der Bath-Seba zu erbitten; läßt ſich auch von ſeinen Älteſten nicht davon abbringen, bis das Kind am ſiebenten Tage geſtorben war. Da ſtand der König auf von der Erde, wuſch und ſalbete ſich, thät andere Kleider an und betete an im Hauſe des Herrn. Darnach ließ er auftragen und aß, ſprechend: Um das Kind faſtete ich und weinte, da es lebte; denn ich gedachte, wer weiß, ob mir der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber todt iſt, was ſoll ich faſten? Kann ich es auch wiederholen? Ich werde wol zu ihm fahren, es kommt aber nicht zu mir. — Das gilt für die allermeiſten Fälle in der alten Welt. Man glaubte, mit ſolchem Leid, was man ſich anthat, die Götter zu bewegen, daß ſie gnädig würden, die Sünde zu vergeben und nicht mehr zürnten. — Darum wurden auch unter den Juden neue Faſttage angeordnet, die jährlich zu beſtimmten Zeiten wiederkehren ſollten zur Erinnerung an irgend eine große Noth des Volkes, aus welcher der Herr errettet hatte. Dies bezeugt die Geſchichte der Eſther Cap. 4, 3, wo alle Juden in ihrem Unglücke faſten, und das Feſt Purim Cap. 9, 31, was vom ganzen Volke feierlich begangen werden ſoll. — Im Propheten Sacharja Cap. 7, 5 und Cap. 8, 19 wird zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft der Juden eines vierfachen Faſtens in jedem Jahre gedacht, nämlich der Faſten des vierten, fünften, ſiebenten und zehnten Monats. Im vierten Monat faſteten ſie wegen der Eroberung Jeruſalems durch die Chaldäer und Babylonier; im fünften Monat wegen der Einäſcherung des Tempels durch die Babylonier; im zehnten Monat, weil die Chaldäer in dieſem Monate die Belagerung Jeruſalems angefangen hatten, und im ſiebenten Monat zum Andenken der Ermordung des Gedaljah, welcher von den ſiegreichen Babyloniern über die im Lande zurückgelaſſenen Juden geſetzt worden war, deſſen Geſchichte man im 40. und 41. Cap. des Jeremias lieſt, hielten die Juden ein jährliches Faſten, das bis in unſere Zeit Sitte geblieben iſt, wie das Faſten in den andern Monaten. Vom Faſten des fünften und ſiebenten Monats heißt es ausdrücklich, daß ſie von den Juden in der 70jährigen Gefangenſchaft und am Ende derſelben gehalten worden ſind und in der Folge beibehalten. Das Verſöhnungsfeſt heißt jetzt der lange Tag. — Manche andere noch beigefügte Faſttage wurden nicht immer und nicht regelmäßig gehalten.

Da nun die öffentlichen Volksfaſten unter den Ju-

Digitized by Google

den ſo anſehnlich ſich vermehrt hatten, woraus der Glaube an die Wichtigkeit des Faſtens von ſelbſt ſich kund gibt, braucht es wol kaum erwähnt zu werden, daß es noch ungleich mehrfache Privatfaſten gab, die ſich einzelne Perſonen auflegten, um den Zorn Gottes von ſich abzuwenden, oder ihre Trauer damit an den Tag zu legen. In vielen Stellen des alten Teſtaments wird daher des Faſtens als einer nützlichen und Gott wohlgefälligen Handlung gedacht. Selbſt der Prophet Daniel ſagt im 9. Cap. V. 3 von ſich: Und ich kehrte mich zu Gott dem Herrn, zu beten und zu flehen mit Faſten, im Sack und in der Aſchen. Im Buche Judith wird es öfter erwähnt, z. B. Cap. 4. V. 7 und 8 ꝛc. Zuweilen wird jedoch von den Propheten darauf hingedeutet, daß die Beſſerung des Herzens mehr werth iſt, als der äußere Gebrauch, ſo ſehr er auch in Ehren zu halten ſei. Eine ſolche Stelle finden wir Joel 2, 12 und 13: Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen mit Faſten, Weinen und Klagen. Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott. Der Prophet Sacharja macht ſogar an dem ſchon angeführten Orte Cap. 7. V. 5 und 6 ꝛc. auf die eigennützige Idee, die dem Faſten zum Grunde liegt, deutlich aufmerkſam: „Da ihr faſtetet u. ſ. f., habt ihr mir gefaſtet? Oder, da ihr aßet und trunket, habt ihr nicht für euch ſelbſt gegeſſen und getrunken?" Und im 9. V. fährt er fort, ihnen zu ſagen, was mehr werth iſt, als Faſten oder Eſſen: „Richtet recht, und ein Jeglicher beweiſe an ſeinem Bruder Güte und Barmherzigkeit" ꝛc. Daſſelbe verkündet Jeremias, welcher im 11. und 12. V. des 14. Cap. Gott folgende Worte in den Mund legt: „Du ſollſt nicht für dies Volk um Gnade bitten. Denn ob ſie gleich faſten, ſo will ich doch ihr Flehen nicht hören; und ob ſie Brandopfer und Speiſeopfer bringen, ſo gefallen ſie mir doch nicht, ſondern (V. 16) ich will ihre Bosheit über ſie ſchütten." — Noch mehr peitſcht Jeſaias das verkehrte Faſten im 58. Cap. vom 4. V. an: „Siehe, ihr faſtet, daß ihr hadert; und zanket, und ſchlaget mit der Fauſt ungöttlich. Faſtet nicht alſo, wie ihr jetzt thut, daß ein Geſchrei von euch in der Höhe gehört wird. Sollte das ein Faſten ſein, das ich erwählen ſoll, daß ein Menſch ſeinem Leibe des Tages übel thue, oder ſeinen Kopf hange, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Aſche liege? Wollt ihr das ein Faſten nennen, und einen Tag, dem Herrn angenehm? Das iſt aber ein Faſten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden haſt; gib frei, welche du drängeſt; reiß weg allerlei Laſt; brich dem Hungrigen dein Brod" ꝛc.

Allein dieſe reineren Anſichten fanden bei der äußerlichen Menge wenig Eingang, und der Glaube an die Werkheiligkeit des Faſtens blieb der alte, ja er ſetzte ſich im Laufe der Zeiten faſt noch feſter, als er geweſen war. So ließ Esra bei der Rückkehr aus Babel (Cap. 8. V. 21 und 23) ein Faſten ausrufen, auf daß ſie ſich demüthigten vor ihrem Gott und Hilfe gegen ihre Feinde von ihm erhielten. Als darauf dann Esra berichtet wurde (Cap. 9), das Volk Israel und die Prieſter und Leviten hätten ſich mit den heidniſchen Völkern vermiſcht und ihre Töchter zu Weibern genommen, zerriß er ſeine Kleider (V. 3), raufte ſein Haupthaar und ſeinen Bart aus, und ſaß einſam bis an den Abend; ließ dann Allen einen Eid ſchwören, daß ſie die fremden Weiber von ſich thun wollten, worauf er abermals in die Kammer ging und faſtete um der Sünde der Abtrünnigen willen (Cap. 10. V. 6). Und nachdem der Gottesdienſt durch Esra, nach der ſtarken Hilfe Nehemia's, wieder eingerichtet und ein Freudenfeſt ſieben Tage lang gefeiert worden war, kamen die Kinder Israel zuſammen mit Faſten, Säcken und Erde auf ihnen, ſonderten Israel von allen Fremden und bekannten ihre Sünden u. ſ. f. Nehem. Cap. 9. — Mochte nun Esra dies aus Klugheit, oder aus Überzeugung thun, in beiden Fällen war das Äußere der Gebräuche wieder zu neuem und größerem Anſehen erhoben worden, was ſich auch in der That weiter zeigte und aushielt. Nur wenig konnte es fruchten, wenn Sirach Cap. 34. V. 28 und 31 lehrt: „Wenn Einer bauet und wieder zerbricht, was hat er davon? Alſo der Menſch, der für ſeine Sünde faſtet, und ſündigt immer wieder. Wer ſoll das Gebet erhören, und was hilft ihm ſein Faſten?" Das Äußere ſiegte und nahm zu, auch der äußerliche Gebrauch des Faſtens, das der Engel des Tobias (Cap. 12. V. 9) ſelbſt preiſt: „Ein ſolches Gebet (Lob- und Dankgebet für göttliche Gnade) mit Faſten und Almoſen iſt beſſer, denn viel Goldes zum Schatz ſammeln." — In demſelben Anſehen ſtand das Faſten unter den Maccabäern. Denn als der Held Judas Maccabäus gegen den ſyriſchen Hauptmann Seron zog, ſprachen die Seinen zu ihm (Cap. 3. V. 17): „Unſer iſt wenig, dazu ſind wir matt vom Faſten. Wie ſollen wir uns mit einem ſo großen und ſtarken Haufen ſchlagen?" — Als dann er und ſeine Brüder das verwüſtete Heiligthum reinigten (Cap. 4. V. 38—40) und den Jammer ſahen, zerriſſen ſie ihre Kleider und hatten eine große Klage, ſtreueten Aſche auf ihre Häupter, fielen nieder auf ihr Angeſicht, und blieſen Trommeten und ſchrieen gen Himmel. — (Vergl. im 3. Cap. V. 47.) Ähnliches geſchieht von den Israeliten zur Zeit der Maccabäer öfter, z. B. 2. Buch der Maccab. 13, 12.

Als nun unter ihnen die Sekten überhand nahmen und die Phariſäer, als Gegner der freiſinnigen Sadducäer, ſich wichtig machten, die Satzungen des Geſetzes nicht allein buchſtäblich erfüllt, ſondern auch die Auslegungen und Zuſätze berühmt gewordener Lehrer ihrer Vorfahren gehalten wiſſen wollten, und in ein äußerlich ſtrenges Leben Alles ſetzten: wie hätte da nicht auch das Faſten im Anſehen unter der Menge ſteigen müſſen? Die bisher gewöhnlichen Faſten waren denen, die ihre Denkzettel breit machten, auf den Gaſſen beteten und ſich geißelten, nicht auffallend und ſcheinbar genug; ſie ſchrieben ſich ſelbſt daher neue Faſten vor, um ſich von den übrigen ſichtbar zu unterſcheiden und in ſtrengerer Frömmigkeit zu prangen. Und ſo faſteten die Phariſäer jede Woche zwei Mal, und zwar des Montags und Donnerstags. Dieſe Wahl hatte theils, und wol hauptſächlich, der Sabbath herbeigeführt, an dem nicht gefaſtet werden durfte, ſowie die Überzeugung, es ſei nicht gut, den Tag der Freude unmittelbar mit den Tagen der Trauer zuſammenſtoßen

Digitized by Google

zu laſſen; theils auch aus geſchichtlichen Gründen und um gewiſſer Traditionsmeinungen willen, worauf ſie viel hielten. So ſollte unter Anderem Moſes an einem Donnerstage auf den Berg Sinai geſtiegen und an einem Montage wieder mit ſeinen Geſetztafeln herabgekommen ſein u. ſ. f. Dies und Anderes, z. B. daß der Tempel an einem dieſer Tage zerſtört worden ſei, ſollte die Wahl ihrer *Wochenfaſttage* vor dem Volke noch mehr heiligen. In der That machten dieſe und ähnliche Dinge die Phariſäer unter der Menge ſo angeſehen, daß ſie nicht nur in den Schulen der Juden, ſondern auch im Gericht das Meiſte galten. Als darauf zur Zeit des Herodes unter dieſer Sekte ein großer Streit zwiſchen zweien ihrer angeſehenſten Lehrer wegen verſchiedener Geſetzauslegung, die ſie vorzüglich eifrig betrieben, entſtanden war, brachte dies noch einen andern *neuen Faſttag* hervor. Es waren nämlich unter Allen damals in Geſetzgelehrſamkeit zwei Männer durch viele beſondere Erklärungen und Aufſätze ſehr berühmt geworden, Hillel und Samai (welche Joſephus im 13. Buche im 9. Capitel ſeiner Alterthümer Pollio und Sameas nennt). Jeder derſelben gewann ſich ſo viele Anhänger, daß ſich die Phariſäer in zwei Parteien ſpalteten, ſodaß es war, als ob aus Gottes Geſetzgebung zwei Geſetze geworden wären. Der Haß beider Parteien wuchs ſo ſehr, daß es zu den ärgſten Verfolgungen, ja bis zu Mord und Todtſchlag kam. Dieſes Unheil bewog die Juden, einen beſondern Jahresfaſttag einzuſetzen, womit ſie das Unglück abzuwenden vermeinten.

Auch die *Eſſäer*, über deren Sitten Joſephus am angeführten Orte ausführlich berichtet, desgleichen Philo, faſteten viel und ſtreng; wie ſie denn überhaupt noch härter als die Phariſäer lebten, ſich ungleich größerer Einfachheit befleißigten, beſonders in ihrer äußern Erſcheinung, was eben nicht Sache der Phariſäer war. Ihre gewöhnliche Lebensweiſe, ihr gemeinſchaftliches Eſſen in einem Saal (ſie hatten Gütergemeinſchaft) kann ſchon an und für ſich ein uneigentliches Faſten genannt werden, denn ſie enthielten ſich vom Genuſſe des Fleiſches, und waren dergeſtalt gegen das Tödten der Thiere eingenommen, daß ſie nicht einmal Waffen verfertigten, fürchtend, es möchte etwa ein Thier mit denſelben umgebracht werden. Sie begnügten ſich alſo mit Brod und Pflanzenſpeiſen, wozu ſie Waſſer tranken, denn auch der Wein wurde von ihnen verſchmäht. Ihre eigentlichen Faſten waren daher außerordentlich ſtreng. Dies Alles thaten ſie, weil ſie die Sinne und den Leib für die böſe Materie hielten (nach Art der Hindu), welche nicht genug in Schranken gehalten werden könne, durchaus nichts werth ſei, vielmehr ein Feind der Seele und ein Kerker derſelben, aus welchem der Geiſt erſt beim Tode des Leibes gänzlich erlöſt werde. Viele dieſer Eſſäer, die bald mit den Pythagoräern, bald und noch mehr, vorzüglich die Therapeuten, mit den Mönchen in Vergleich geſtellt werden, aßen jedes Tages nur ein Mal, nur nach Untergang der Sonne; andere derſelben ſogar nur am dritten Tage. Und ſo waren ſie denn hierin allerdings die echten Vorläufer der ägyptiſchen Anachoreten.

Nach ſo ungeheurer Verbreitung und übertriebener Hochſchätzung des Faſtens, deſſen Wichtighaltung in der alten Welt nicht allein aus einem kindlichen Glauben, ſondern auch, und noch weit mehr, aus falſchen Einſichten kam, kann man ſich nicht wundern, daß es bis in die neueſten Zeiten noch immer, wenn auch nicht mehr ſo allgemein, noch ſo arg, feſtgehalten wird. Ein Volk, wie die Juden, das auch in der Zerſtreuung nicht aufhört, ſeinen altväterlichen Gebräuchen treu zu bleiben bis zur Starrſinnigkeit, die ſich jetzt erſt unter einem Theile derſelben zu verlieren ſcheint, muß nothwendig auch bei ſeinen Faſten manchen ſonderbaren Gebrauch in ganz veränderte Lebensverhältniſſe mit hineingetragen haben. Es iſt nicht unwichtig, dieſe alten Gebräuche kennen zu lernen, oder doch, den Hauptſachen nach zuſammengeſtellt, zu überſehen, um ſie ohne große Mühe mit den Sitten und Einrichtungen ſpäterer Zeiten zuſammenzuhalten. Da nun das vorzüglichſte Geſetzbuch der Juden der Talmud iſt, ſo geben wir im gedrängten Auszuge noch

Nähere Beſchreibung der Gebräuche beim jüdiſchen Faſten nach dem Talmud.

Der neunte Abſchnitt des zweiten Theiles der *Miſchnah* handelt, unter dem Titel *Taanith*, von den Faſttagen. Die Hauptſachen ſind folgende, wobei wir im Voraus erwähnen, daß wir dabei die mancherlei ſtreitigen Auslegungen der Rabbinen übergehen, ſobald ſie nicht einen beſondern Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten des jüdiſchen Volkes gehabt haben.

Man fängt an, der Regenkräfte im öffentlichen Gebete zu gedenken und gegen den Anfang der Regenzeit darum zu bitten, vom letzten Tage des Laubhüttenfeſtes an bis nach Oſtern, oder bis Ende des Oſtermonats u. ſ. — Iſt kein Regen bis auf den 17. Tag des Monats Marcheſchvan gefallen, ſo beginnen die Rabbinen ein leichtes Faſten von drei Tagen, Montags, Donnerstags und des nächſten Montags, wobei Arbeiten, Baden, Salben und dergl. erlaubt ſind. Hilft das nicht bis zum erſten des Monats Cislev, werden vom Gerichte der ganzen Gemeinde ebenſo leichte Faſttage vorgeſchrieben. Sind auch dieſe ohne Erfolg geblieben, wird der Gemeinde ein ſchärferes Faſten verordnet, abermals an drei Tagen, wo nur Abends vor dem Faſttage gegeſſen und getrunken werden darf, wie am Verſöhnungsfeſte. Alle Arbeit und jedes Vergnügen iſt verboten, und die Bäder werden geſchloſſen. Erhört der Herr noch nicht, ſo ſchreibt das Gericht noch ſieben Faſttage aus, an welchen mit Poſaunen oder Hörnern getönt, d. i. in einem gebrochenen Tone geblaſen wird, welches Blaſen *Truah* heißt, und an welchen die Kaufläden geſchloſſen werden. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß das Verſchließen der Verkaufsſtuben derer, die mit Nahrungsmitteln handeln, nur zum Scheine, oder des Anſtandes wegen, ſtattfindet. Denn Montags bei einbrechender Dämmerung iſt der Eingang nicht mehr verſchloſſen, die Thüren ſtehen offen, doch angelehnt, und die Speiſen und Getränke werden nicht, wie ſonſt gewöhnlich, ausgelegt. Donnerstags hingegen iſt es erlaubt, ſie den ganzen Tag offen zu halten,

Digitized by Google

um der Ehre des Sabbaths willen. — Sind aber dieſe 13 Faſttage der Gemeinde immer noch unerhört geblieben, ſo hört man auf, Handel und Wandel zu treiben, zu bauen und Bäume zu pflanzen, ſich zu verloben und Hochzeit zu machen, einander zu begrüßen, wie Menſchen, die von Gott geſcholten, d. i. in ſeine Ungnade gefallen ſind. Es iſt dagegen zu erinnern, daß auch dieſes Aufhören der Geſchäfte ſich doch im Grunde nur auf Gegenſtände des Vergnügens, keineswegs auf Nothwendigkeiten des Lebens bezieht. Denn Bäume zum Nutzen dürfen ebenſo wol gepflanzt, als Wohnhäuſer gebaut werden. — Dabei fangen nun die Rabbinen ihre Faſten von Neuem an, bis der Monat Niſan zu Ende iſt. Fällt vor Ablauf dieſes Monats dennoch kein Regen, ſo iſt das ein Zeichen des Fluches, oder des göttlichen Zornes, wie es 1 Sam. 12, 17 heißt: Iſt nicht jetzt die Weizenernte? Ich will aber den Herrn anrufen, daß er ſoll donnern und regnen laſſen, daß ihr inne werdet und ſehen ſollt das große Übel, das ihr vor des Herrn Augen gethan habt, daß ihr euch einen König gebeten habt. — Der Regen in der Weizenernte war alſo zu ſpät und ein gänzliches Zeichen der göttlichen Ungnade. Es verſteht ſich, daß dies nur für Paläſtina gilt. In andern Ländern richten ſich die Rabbinen nach der Beſchaffenheit der Lage und verſetzen die Faſttage in die Zeit, wenn der Regen nöthig iſt.

An den ſieben letzten Faſttagen der Gemeinde bringt man die Bundeslade auf die Straße der Stadt und ſtreut Aſche darauf, desgleichen auf das Haupt des Naſſi (Fürſten) und des Oberſten, oder des Vaters des Gerichts. Die Andern ſtreuen ſich ſelbſt Aſche auf das Haupt. Es iſt aber ein Zeichen einer tiefern Demüthigung, wenn es Einem von einem Andern, nicht von ihm ſelbſt geſchieht. Der Älteſte unter ihnen ſpricht dann Worte der Zerknirſchung zu der Verſammlung, z. B.: Lieben Brüder! Es heißt nicht von den Leuten zu Ninive: Und Gott ſahe an ihre Säcke und ihre Faſten, ſondern: Gott ſahe ihre Werke, daß ſie ſich bekehrten von ihrem böſen Wege. — Und in der Kabbalah heißt es: Zerreißet eure Herzen, und nicht eure Kleider! (Dieſer Spruch, ſo fortgeſetzt: „und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott. Denn er iſt gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, und reuet ihn bald der Strafe" — ſteht im Propheten Joel 2, 13. Hier wird alſo offenbar dieſe Prophetenſtelle Kabbalah genannt. Und nach einigen Rabbinen ſollen alle diejenigen Ausſprüche der Propheten ſo heißen, wo ſie die Juden im Namen oder auf Befehl Gottes warnen und ihnen etwas gebieten). — Das Gebet vor der mit Aſche beſtreueten Lade verrichtete ein Älteſter, der ein Gelehrter iſt, dem das Beten geläufig iſt (damit er nicht fehle, was für ein böſes Zeichen gilt), der Kinder habe und deſſen Haus leer iſt (von Vermögen oder von Sünden? damit das Gebet deſto inbrünſtiger ſei). Dieſer betet ihnen 24 Lobſprüche vor, die 18, die man täglich betet, zu denen noch ſechs hinzugethan werden (lauter Stellen der Bibel, deren tägliche Gebete im Schmoneßre noch verlängert werden, z. B. „Der, welcher David und ſeinen Sohn Salomo erhört hat zu Jeruſalem, erhöre euch, und höre die Stimme eures Schreiens an dieſem Tage. Gelobet ſeiſt du, Herr, der du dich erbarmeſt über die Erde (das Land).

Die drei erſten Faſttage faſteten zwar die Prieſter, welche die Hut hatten (d. i. welche von den 24 Ordnungen die Woche zur Verwaltung des Gottesdienſtes hatten), auch, doch nicht bis zum Abend; diejenigen Prieſter aber, welche der Hut deſſelben Tages warteten (d. i. diejenigen von den ſieben Abtheilungen jeder Ordnung, welche den Geſchäftspflegern des Tages beiſtanden, ſobald es nöthig wurde), faſteten gar nicht. Die andern drei Faſttage begingen die Hüter ganz, die Standmänner oder Gehilfen nur bis an den Abend (andere Rabbinen nehmen die Ordnung der drei erſten Faſttage). Die ſieben letzten Faſttage wurden auch von den Prieſtern mitgefeiert. — Für die Gemeinde werden die Faſten nie ſo angeſetzt, daß ſie am Donnerstage anfangen, damit man damit nicht die Eßwaaren theurer mache (des folgenden Sabbaths wegen). Dennoch werden die zweiten dreitägigen Faſten des Donnerstags, Montags und Donnerstags geſetzt, was andere Rabbinen verneinen, ſodaß alle des Montags angefangen werden ſollen. — Ferner ſetzt man keine Faſten für die Gemeinde am Neumond, weil er ein beſtimmtes Feſt (Moed) heißt, noch am Kirchweihfeſte, noch am Purim. Sind hingegen die Faſten einmal angegangen, ſetzt man ſie deshalb nicht wieder aus, erlaubt aber, daß man ſchon vor Sonnenuntergange eſſen dürfe. Überhaupt ſoll der Sabbath keines Faſtens wegen hungrig angetreten werden.

Dieſe Ordnung des Faſtens wird beobachtet, wenn der erſte Frühregen ausbleibt (wobei man in drei Zeiten, vom 3., 7. und bis zum 18. des Monats Marcheſchvan, wartet, bevor die Faſten beginnen). Artet aber die Saat aus, fängt man ſogleich an, mit Hörnern oder Poſaunen zu tönen, wie in den ſieben letzten Faſttagen. Daſſelbe geſchieht, wenn der andere Regen in 40 Tagen nicht erfolgt, weil das ein Zeichen kommender Theurung iſt. — Man läßt auch tönen, wenn zwar der Regen für die Erdgewächſe, aber nicht für die Bäume reichlich genug fällt. Daſſelbe erfolgt, wenn er wol Saaten und Bäumen, aber nicht Brunnen und Ciſternen genug gibt. — Das thun auch Ortſchaften, die am Regen Mangel haben, während andere damit geſegnet ſind. Auch wenn in einem Orte die Peſt ausbricht (d. i. wenn von 500 in drei Tagen drei Todte herausgetragen werden); und wenn Landplagen kommen, als bei brandigem Getreide, Auswuchs deſſelben, vor Heuſchrecken und anderem Ungeziefer, vor reißenden Thieren, die ſich in bewohnten Gegenden zeigen, bei durchziehenden Kriegsheeren oder über dem Schwert. Sogar am Sabbath wird in folgenden Fällen getönt (und gebetet: Erhöre uns, Herr!), aber nicht gefaſtet: Wenn eine Stadt von Heiden umringt wird, ein Fluß Überſchwemmung droht, ein Schiff dem Untergange nahe iſt und dergl. Kurz: „Über alle Plagen tönet man, daß ſie nicht über die Gemeinde kommen mögen, außer über zu vielem Regen tönet man nicht."

Wenn man faſtet, und es regnet, ehe die Sonne die Spitzen der Berge beſcheint, ſo vollendet man den

Digitized by Google

Faſttag nicht; regnet es aber erſt hernach, ſo hält man den Faſttag aus. Andere erſtrecken dies auf den ganzen Vormittag, und verwandeln dann den Nachmittag in einen Feſttag, das große Hallel (im 130. Pſalm) ſagend, das nur von ſatten Seelen geſprochen werden darf.

Im 4. Capitel dieſes Abſchnittes wird der umſtändliche und doch oft undeutliche Talmud in ſeinen letzten Verordnungen und Beſtimmungen der Gebräuche, beides im hohen Grade, wovon gleich der erſte Satz (§.) zeugt, der nach Joh. Jac. Rabe's Verteutſchung und eingeklammerten Erläuterungen ſo lautet: „Drei Mal im Jahre erheben die Prieſter ihre Hände (das Volk zu ſegnen), des Tages vier Mal, bei dem Morgengebet, bei dem Muſaph- oder Zugabgebet, bei dem Minchah- oder Abendgebet und bei dem Thorſchluß, nämlich an den Faſttagen, bei den Stationen (Maamadoth, da die Standmänner vier Tage in der Woche faſteten) und an dem Verſöhnungsfeſte.“ — Deutlicher, heißt es, ſollte dieſer Satz nach der Gemara ſo heißen: Zu dreierlei Zeiten im Jahre, nämlich an den Faſttagen, bei den Stationen und am Verſöhnfeſte, erheben die Prieſter ihre Hände bei jedem Gebete, nämlich bei dem Morgen-, Abend- und Thorſchlußgebete. An einem Tage von dieſen dreierlei Zeiten thun ſie es aber vier Mal, nämlich am Verſöhnungstage, an welchem das Muſaphgebet hinzukommt. — Die zweite §. oder Miſchnajoth fährt ſo fort:

Mit den Stationen oder Standmännern aber hat es dieſe Bewandtniß: Es heißt 4 Moſ. 28, 2: Gebeut den Kindern Iſrael, und ſprich zu ihnen: Meine Opfer, welche mein Brod ſind . . ., ſollt ihr halten mir darzubringen ꝛc. Wie kann aber Jemand etwas darbringen, wenn er nicht dabei ſteht? Daher haben die erſten Propheten (Samuel und David) 24 Hüter verordnet. Von jeder Hut war zu Jeruſalem eine Station von Prieſtern, Leviten und Iſraeliten, und wenn die Zeit einer Hut kam, hinauf zu ziehen gen Jeruſalem, ſo zogen die Prieſter und Leviten hinauf (da die von dem Volke beſtimmten Standmänner ſich ſtets daſelbſt aufhielten). Die Iſraeliten aber von derſelben Hut (welche weiter von Jeruſalem entfernt wohnten, indem ganz Iſrael nach den 24 Huten eingetheilt war) verſammelten ſich in ihren Städten (in ihren Schulen, faſteten und beteten, daß das Opfer ihrer Brüder möge gnädig angenommen werden) und laſen (im Geſetz den ganzen Tag) das Werk der Schöpfung (zu bezeugen, daß die Welt durch den Gottesdienſt beſtehe, den ſie im Heiligthume verrichteten). — Und weiter im Satze 3: („Die Standmänner faſteten vier Tage in der Woche, vom Dinstage bis zum Donnerstage. Am Freitage faſteten ſie nicht, dem Schabbes zu Ehren, und am Montage nicht, um nicht auf ein Mal von der Ruhe und Luſt zur Arbeit und zum Faſten überzugehen, damit ſie nicht ſterben möchten.“) Über dieſe eingeklammerte und „—“ bezeichnete Stelle wird bemerkt, daß ſie ſich in den vorzüglich genauen Ausgaben der Miſchnah nicht finde. In der Gemara wird aber als Urſache des Nichtfaſtens am Sonntage angegeben, daß es um der Nazaräer willen geſchehe, und nach Andern, weil die überflüſſige Schabbesſeele ausgefahren und man deswegen ſchwach ſei. Montags aber faſteten ſie (alsdann wirklich vier Tage) für die, welche auf dem Meere fuhren; Dinstags für die Reiſenden in der Wüſte; Mittwochs für die Kinder, daß ſie von der Bräune befreit blieben, und Donnerstags für Schwangere und Säugende. — Im Fortgange wird nun ausführlich geordnet, welche Abſchnitte der Schöpfungsgeſchichte an jedem Tage geleſen werden und auf welche Weiſe; ferner wo die Standmänner beim Gebete ſein müſſen oder nicht; ferner von den neun Zeiten, wo die Prieſter und das Volk Holz herbeiſchaffen, nämlich zum Altar; endlich von den fünf Dingen (traurige), die ihren Vätern am 17. Tage des Monats Tammus, und von den fünf Dingen, die am neunten Tage des Monats Af begegnet ſind. Die letzten fünf Dinge ſind ihnen beſonders betrübt, denn am 9. des Af iſt über ihre Väter beſchloſſen worden, daß ſie nicht in das heilige Land kommen ſollen; der Tempel iſt das erſte und zweite Mal an dieſem Tage zerſtört worden (das zweite Mal iſt es nicht an dieſem Tage geſchehen; es wird aber auf dieſen Tag, als einen Unglückstag, verlegt); die Stadt Bitter (wo die Juden einen großen König gehabt haben wollen) iſt daran von den Heiden eingenommen und Jeruſalem bepflügt worden. Daher verringert man alle Freudensbezeigungen, ſobald der Monat Af begonnen hat. — In der Woche, in welche der 9. dieſes Monats fällt, iſt es verboten, ſich zu beſcheren und Kleider zu waſchen (bis der Faſttag vorüber iſt). Des Donnerstags aber, wenn der 9. auf den Freitag fällt, iſt das Kleiderwaſchen erlaubt dem Schabbes zu Ehren (wie gewöhnlich). Den Tag zuvor ſoll man nicht von zweierlei Gerichten eſſen (nämlich von gekochten oder gebratenen), kein Fleiſch eſſen und keinen Wein trinken. Dagegen halten es Andere für hinlänglich, wenn man nur etwas von ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe ändert, z. B. nur einen Becher Wein trinke, wenn man ſonſt zwei trinkt ꝛc. — Das Ende dieſes Capitels der Miſchnah gehört nicht hierher.

Das Verſöhnungsfeſt hat natürlich einen Abſchnitt für ſich erhalten; es iſt die fünfte Abhandlung des zweiten Buches, mit der Aufſchrift: Joma, d. i. der Tag, vorzugsweiſe ſo genannt, wie ihn die Juden auch jetzt noch „den langen Tag“ nennen. Es iſt der jährliche große Faſt-, Buß- und Bettag, deſſen Gebräuche ausführlicher, als jedes andern Feſtes, vorgeſchrieben ſind 3 Moſ. 16. — Der Hauptinhalt dieſes Capitels iſt folgender: Der Herr befahl dem Moſes, ſeinem Bruder Aaron zu ſagen, er ſolle nicht zu jeder Zeit in das inwendige Heiligthum hinter den Vorhang vor den Gnadenſtuhl gehen, daß er nicht ſterbe; denn ich will in einer Wolke erſcheinen auf dem Gnadenſtuhle. Sondern er ſoll mit einem jungen Farren zum Sündopfer und mit einem Widder zum Brandopfer hineingehen; ſoll den heiligen leinenen Rock anlegen und leinen Untergewand, ſich mit einem leinenen Gürtel gürten und den leinenen Hut aufhaben, denn das ſind die heiligen Kleider. Zuvor ſoll er ſich baden. Und ſoll von der Gemeinde der Kinder Iſrael zween Ziegenböcke nehmen zum Sündopfer und einen Widder zum Brandopfer; die zween Böcke vor den Herrn ſtellen vor der Thür der Hütte des Stifts, dann das

Digitized by Google

Loos werfen über die zween Böcke, ein Loos dem Herrn (zum Sündopfer), und das andere dem ledigen Bock, den er vor den Herrn ſtellen ſoll, daß er ihn verſöhne; und laſſe den ledigen Bock in die Wüſte. Den Farren ſoll er dann zur Verſöhnung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes vor dem Herrn ſchlachten, darauf einen Napf voll Gluth vom Altar nehmen, der vor dem Herrn ſteht, den Napf hinter den Vorhang bringen und eine Hand voll zerſtoßenen Räuchwerks auf's Feuer thun, daß der Nebel vom Räuchwerk den Gnadenſtuhl bedecke, daß er nicht ſterbe; das Blut vom Farren mit ſeinem Finger ſieben Mal vor dem Gnadenſtuhle ſprengen. Mit dem geſchlachteten Bocke, dem Sündopfer des Volkes, ſoll er desgleichen thun, und alſo das Heiligthum verſöhnen von der Unreinigkeit der Kinder Israel und von ihrer Übertretung, in allen ihren Sünden, denn ſie ſind unrein, alle, die umher liegen. Kein Menſch ſoll in der Hütte des Stifts ſein, wenn er hineingeht zu verſöhnen. Wenn er herausgeht zum Altar, ſoll er ihn verſöhnen und des Bluts vom Farren und vom Bocke nehmen und auf des Altars Hörner umher thun, ſieben Mal mit ſeinem Finger vom Blute darauf ſprengen. Nach dieſem Verſöhnen des Heiligthums ſoll er den lebendigen Bock herzu bringen, ſeine beiden Hände auf deſſen Haupt legen und bekennen auf ihn alle Miſſethat der Kinder Israel; und ſoll ſie dem Bock auf das Haupt legen, und ihn durch einen Mann, der vorhanden iſt, in die Wüſte laufen laſſen, daß alſo der Bock alle ihre Miſſethat auf ihm in die Wüſte trage. Dann ſoll Aaron in die Hütte des Stifts gehen, die heiligen Kleider ausziehen und daſelbſt laſſen, ſein Fleiſch an heiliger Stätte mit Waſſer baden und ſeine eigenen Kleider anziehen; ſo herausgehen, ſein und des Volkes Brandopfer machen zur Verſöhnung, und das Fett vom Sündopfer auf dem Altare anzünden. — Der Mann, der den Sündenbock in die Wüſte brachte, ſoll ſeine Kleider waſchen und ſich baden, und darnach ins Lager kommen. Den Farren und den Bock des Sündopfers ſoll man darauf hinaus ins Lager ſchaffen und Alles mit Feuer verbrennen. Der es thut, ſoll ſeine Kleider waſchen, ſich baden und darnach ins Lager kommen. Auch ſoll euch das ein ewiges Recht ſein; am zehnten Tage des ſiebenten Monats ſollt ihr euren Leib kaſteien, und kein Werk thun, er ſei einheimiſch oder fremde unter euch. Denn an dieſem Tage geſchieht eure Verſöhnung, im Jahr ein Mal. Darum ſoll's euch der größte Sabbath ſein, und ihr ſollt euren Leib demüthigen. Solche Verſöhnung ſoll aber ein Prieſter thun, den man geweihet hat zum Prieſter an ſeines Vaters Statt. — Dies iſt das ewige Recht, das Moſes geboten hat zur Verſöhnung des Volkes im Namen des Herrn. — In dieſer Abhandlung der Miſchnah haben nun die Älteſten beſchrieben, wie es damit gehalten worden iſt, ſo lange der zweite Tempel noch geſtanden hat; denn nachdem die Juden keinen Tempel und keine Opfer mehr haben, können ſie faſt gar nichts mehr davon beobachten.

Schon die Vorbereitungen zu dieſem Feſte hatten ſich die Juden ſehr umſtändlich und weitläufig gemacht. Sieben Tage vor dem Verſöhnungsfeſte nahm man den Hohenprieſter aus ſeinem Hauſe und führte ihn in das Zimmer Palhedrin (der Räthe), und ſetzte einen Andern an ſeine Stelle, damit ihm nichts begegne, was ihn zur Verrichtung des Amtes untauglich mache. Täglich übte er ſich hier im Blutſprengen und Räuchern, Opfern, und reinigte die Lampen von der Aſche. Die Älteſten des Gerichts laſen ihm die Verordnung Moſis für dieſen Tag vor und ſprachen zu ihm: Mein Herr Hoheprieſter, lies mit deinem Munde, du möchteſt es vergeſſen, oder gar nicht gelernt haben (dies war zur Zeit des zweiten Tempels nöthig, wo von den Beherrſchern auch Untüchtige gewählt wurden, welche die Andern weder an Weisheit, noch an Reichthum, Gewalt und Schönheit übertrafen). Den Tag vor dem Verſöhnungsfeſte des Morgens ſtellten ſie ihn in das Thor gegen Morgen und führten vor ihm Farren, Widder und Schafe vorbei, damit er den Dienſt erkennen und lernen möchte. Dieſe ſieben Tage über ließ man ihm an Speiſe und Trank nichts mangeln, aber den Tag vorher, nachdem es finſter geworden war, ließen ſie ihn nicht viel eſſen (beſonders keine erhitzenden Genüſſe, wie Milch, Eier, fettes Fleiſch, alten Wein ꝛc.), weil das Eſſen ſchläfrig macht. — Hierauf überließen ihn die Älteſten des Gerichts den Älteſten der Prieſterſchaft, und dieſe führten ihn hinauf auf den Söller des Hauſes Aſtinas (zu denen, welche das Rauchwerk zubereiteten, damit er damit umgehen lerne, was eins der ſchwerſten Stücke heißt), beſchworen ihn und gingen von ihm. Sie ſprachen aber zu ihm: Mein Herr Hoherprieſter! Wir ſind Abgeordnete von dem Gericht, und du biſt ein Abgeordneter von uns und dem Gericht. Wir laſſen dich ſchwören bei dem, deſſen Name in dieſem Hauſe wohnt, daß du nichts änderſt von Allem, was wir dir geſagt haben. Er ſchied weinend von ihnen, und ſie weinend von ihm. (Er ſoll weinen, weil ſie ihn im Verdacht gehabt, und ſie, weil ſie ihn vielleicht fälſchlich im Verdacht gehabt haben — alſo ein Schauſpiel mit Thränen! Der Eid ſoll hauptſächlich wider die Meinung der Sadducäer gegangen ſein, die das Rauchwerk außerhalb des Allerheiligſten auf die Pfanne gethan wiſſen wollten, da doch Moſes ausdrücklich vorſchreibt, daß es erſt vor dem Herrn geſchehen ſoll (!). — Nun wurde vorzüglich darauf gehalten, daß er die Nacht über nicht einſchläft. Er erklärt eine Halachah oder läßt ſie in ſeiner Gegenwart von Andern erklären, wenn er kein Gelehrter iſt; lieſt oder läßt ſich vorleſen, wozu meiſt das Buch Hiob, Esra und die Bücher der Chronika, auch wol Daniel verwendet werden, weil ſie vorzüglich aufregen ſollten. Wollte der Hoheprieſter aber doch entſchlummern, ſo ſpielten die jüngern Prieſter mit den Fingern und ſprachen: Mein Herr Hoherprieſter! Stehe auf und kühle dich ab auf dem Pflaſter. Und ſo erhielten ſie ihn wach bis zur Zeit des Schlachtens. — An gewöhnlichen Tagen wurde die Aſche vom Altare geräumt um die Zeit des Hahnſchreies; an anderen Feſten nach der erſten Nachtwache, aber am Verſöhnungstage gleich nach Mitternacht (zur Erleichterung des Dienſtes und weil ſchon vor dem Hahnrufe der Vorhof vom Volke gefüllt war). — Das zweite Capitel gehört gar nicht zur

Digitized by Google

Beſchreibung des großen Verſöhnungstages, ſondern erklärt, wie die Prieſter gelooſt haben, um die Ordnung des Dienſtes beim Opfern zu beſtimmen; z. B. wer die Ehre habe, den Altar von der Aſche zu reinigen, das Opfer zu ſchlachten, das täglich gebracht wurde, das Blut zu ſprengen, die Stücke des Opfers auf den Altar zu tragen u. ſ. f. Alles bis auf das Geringſte ausführlich geordnet. — Das dritte Capitel fährt fort, die Gebräuche des Verſöhnungstages zu erörtern:

Hatte ein beauftragter Prieſter verkündet, daß der Tag hervorglänze, ſo führte man den Hohenprieſter zum Bade, das übrigens Jeder nehmen mußte, wer auch nur in den Vorhof des Volkes wollte. Der Hoheprieſter hatte ſich aber an dieſem Tage fünf Mal zu baden, und bei jedem Bade zwei Mal Hände und Füße zu waſchen; immer, mit Ausnahme des erſten Bades, im Heiligthume über dem Gemache Beth Parvah. Dabei zog man einen Vorhang von Byſſus zwiſchen ihm und dem Volke auf. Nach dem Bade legte er die güldenen Kleider an und fing an das tägliche Opfer zu ſchlachten, was ein Anderer vollendete, weil der Hoheprieſter das Blut auffangen mußte, um es zu ſprengen. Dann ging er ins Heilige, die Morgenräucherung zu verrichten, die Lampen in Ordnung zu bringen, die gewöhnlichen Opferſtücke nebſt dem Gebackenen und dem Weine auf den Altar zu legen. — Nach abermaligem Bade zog er nun die weißen Kleider an, des Morgens von peluſiſcher (der theuerſten) Leinwand, gegen den Abend, wenn er die Rauchpfanne heraustrug, von hindoſtaniſcher Leinwand. (Im Ganzen ſollen von der Gemeinde, oder von dem heiligen Schatze 30 Minen darauf verwendet werden, wozu der Hoheprieſter von dem Seinen zulegen darf, wenn er will.) — Dann begab er ſich zu ſeinem Sühnfarren, welcher zwiſchen der Halle und dem Altare ſtand, den Kopf gegen Mittag gerichtet und den Hals gekrümmt, damit das Geſicht gen Abend gewendet würde, als wohin er eigentlich ſehen ſollte. Weil er aber in ſolcher Stellung den Hintertheil dem Altare zugewendet hätte, fand man dieſe Stellung bedenklich. Der Hoheprieſter aber ſtand gegen Abend ſehend und legte ſo beide Hände auf das Opferthier und rief: Ach Herr! ich habe übertreten, gemishandelt und geſündigt vor dir, ich und mein Haus! Ach Herr! laß dich verſöhnen die Übertretungen, Mishandlungen und Sünden, was ich übertreten, gemishandelt und geſündigt habe vor dir, ich und mein Haus, wie im Geſetz Moſcheh deines Knechtes geſchrieben ſteht: 3 Moſ. 16, 30: Denn an dieſem Tage ſoll die Verſöhnung für euch geſchehen ꝛc. Das Volk antwortet ihm darauf: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reiches immer und ewiglich. — Darauf ging der Hoheprieſter nach der Morgenſeite des Vorhofs zu dem Altare gegen Mitternacht (um der Böcke willen, über welche gelooſt werden ſollte), den Sagan oder Prieſtervorſteher, ſeinen Gehilfen, zu ſeiner Rechten, und den Oberſten derer, welche Wache halten, zu ſeiner Linken. Daſelbſt war ein hölzernes Käſtchen mit zwei Looſen aus Buchsbaumholz (Escheroa), welche der Hoheprieſter Joſchuah, der Sohn Gamla, aus Gold gemacht hatte, was ihm zum Ruhme gerechnet wurde, wie Allen Alles, was zur Verherrlichung des Tempels geſchah, wobei und wofür auch Wunder geſchahen.

Nun greift der Hoheprieſter ſchnell mit beiden Händen die zwei Looſe. Hatte er das, was dem Herrn gehörte, in ſeiner Rechten, ſo war dies eine gute Vorbedeutung, worauf der Sagan ſprach: Mein Herr Hoherprieſter, erhebe deine Rechte. Im Gegentheil ſprach der Andere zu ihm. Dann legte er die Looſe auf die Böcke und rief bei dem einen: „Dem Herrn!“ Das Volk antwortete: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reiches immer und ewiglich. — Dem andern Bocke band er darauf die purpurfarbene Zunge (von rother Wolle) auf den Kopf, und nun wurde er gegen das Thor geſtellt, woraus er fortgeführt wurde. Dem Opferbocke band er die rothe Zunge an den Hals, und man ſtellte ihn gegen den Schlachtplatz. — Darauf ging er zu ſeinem Opferfarren und legte das erſte Sündenbekenntniß zum zweiten Male ab, doch ſo, daß er nicht nur ſich und ſein Haus erwähnte, ſondern auch die Kinder Aaron und das heilige Volk, alſo die ganze Prieſterſchaft. Das Volk antwortete mit ſeinem nun bekannten Spruche. Jetzt wurde das feierliche Schlachten vorgenommen, das Blut von ihm aufgefangen, einem Prieſter übergeben, der es umrührt, bis der Hoheprieſter die goldene Rauchpfanne mit glühenden Kohlen des Altars gefüllt und hineingetragen hatte. An andern Tagen wurden die Kohlen in ein ſilbernes Gefäß gefüllt. Kurz dieſes Feſt war in allen Gebräuchen prunkhafter, als alle andern. So war die Rauchpfanne an dieſem Feſte zierlicher geformt, mit längeren Handhaben verſehen und von rothem Golde, während am andern Tage eine maſſivere und unbequemere, von gelbem Golde überzogene, gebraucht wurde. Man nahm an dieſem Tage nicht nur mehr, ſondern auch von dem feinſten Weihrauch; auf dem Altare brannte ein Feuer mehr, als an andern Tagen (Manche nehmen für gewöhnlich vier, Andere nur zwei Feuer an) u. ſ. w.

Nachdem man dem Hohenprieſter eine Schale und ein Rauchfaß gebracht hatte, nahm er aus dem letzten eine Hand voll und füllte damit die Schale; ergriff dann die Rauchpfanne mit Kohlen rechts und die Schale mit der linken Hand und ging in den Tempel zwiſchen die zwei Vorhänge, deren äußerſter nach Mittag aufgeheftet war, daß man hineinſehen konnte, und der innere Vorhang nach Mitternacht. „Alſo ging er zwiſchen den Vorhängen von der Mittagsſeite bis zur mitternächtlichen. Hier wendete er ſein Geſicht gegen Mittag und ging linker Hand hinter dem Vorhange bis zur Lade (im erſten Tempel, oder bis zum Orte der Lade im zweiten Tempel). Hier ſtellte er die Rauchpfanne zwiſchen die zwei Stangen, ſtreuete das Rauchwerk auf die Kohlen, daß das ganze Haus voll Rauch wurde, ging auf demſelben Wege heraus, jedoch rückwärts, damit er der Lade nicht den Rücken zukehrte, betete dann im Tempel (in dem Heiligen, außerhalb des Allerheiligſten) ein kurzes Gebet, damit er das Volk nicht erſchrecken möchte, als ſei ihm etwa ein Unfall begegnet.“ Dieſes kurze Gebet wird ſo angegeben: „Laß dir wohlgefallen, Herr, mein Gott, daß

Digitized by Google

dieſes Jahr, ſollte es ein dürres werden, ein Regenjahr werde, und laß die Herrſchaft nicht vom Hauſe Juda kommen. Laß dein Volk Israel nicht nöthig haben, daß Einer von dem Andern Unterhalt ſuche, noch von einem andern Volke, und laß nicht vor dich kommen das Gebet derer, die auf dem Wege ſind (d. i. der Reiſenden, die keinen Regen wünſchen)." — „Seit die Lade weggekommen iſt, liegt mitten im Allerheiligſten von den Zeiten der erſten Propheten an (nämlich David und Salomo, womit man behaupten wollte, der Stein habe ſchon den erſten Tempel als ein Heiligthum geziert) ein Stein, welchen man Schatbjah nennt (den Grundſtein, worauf Gott die Welt gegründet), welcher drei Finger hoch über den Boden reicht; auf dieſen ſtellte der Hoheprieſter dann die Rauchpfanne.

Darauf ging er mit dem Blute abermals in das Allerheiligſte auf dieſelbe Weiſe, ſprengte das Blut ein Mal nach der Höhe und ſieben Mal nieder, von Oben immer mehr nach Unten. Dabei zählte er: Eins! (für das Sprengen in die Höhe und für das Niederſprengen:) Eins das iſt Eins, und abermals ſind Zwei — u. ſ. f. bis auf ſieben. Beim Herausgange ſtellte er das Gefäß auf das goldene Geſtell im Tempel. — Dann wird der Bock geſchlachtet, mit dem Blute ebenſo verfahren und das Sprenggefäß auf das andere Geſtell im Tempel niedergeſetzt (was von andern Rabbinen anders dargeſtellt wird, als ſei nur ein Geſtell geweſen). — Alsdann entſündigt er den goldenen Altar von Oben nach Unten, und zwar von der nordöſtlichen Ecke an. Das übrige Blut wird am Altare ausgegoſſen. — Geht auch nur das Geringſte wider die beſtimmte Ordnung, heißt es nichts gethan, und muß wiederholt werden. Die Umſtändlichkeit in Allem, was äußerlich iſt, geht bis über die Verwunderung.

Die beiden Böcke ſollten eigentlich an Farbe, Größe und Werth einander gleich ſein; ſie ſind aber auch tauglich, iſt es anders. Nach dem Opfer des Bockes begibt ſich der Hoheprieſter zu dem Bocke, welcher dem Aſaſel zugefallen iſt, legt beide Hände auf ihn, bekennt die Sünden und ſpricht: „Ach Herr! Es haben gemishandelt, übertreten und geſündigt vor dir dein Volk, das Haus Israel. Ach im Namen des Herrn lieber, laß dich verſöhnen gegen die Mishandlungen, Übertretungen und Sünden, welche gemishandelt, übertreten und geſündigt haben, vor dir, mein Volk, das Haus Israel, wie geſchrieben ſteht im Geſetz" u. ſ. f. Die Prieſter aber und das Volk im Vorhofe, wenn ſie den Schem hamphoraſch, d. i. den eigenen Namen Gottes, hören aus dem Munde des Hohenprieſters, bücken ſich, beten an und fallen auf ihr Angeſicht, ſprechend: Gelobet ſei der Name der Ehre ſeines Reichs immer und ewiglich! — Dann wurde der ledige Bock dem übergeben, der ihn hinausführen ſollte. Dazu war Jeder tauglich. Die Hohenprieſter haben jedoch beſtimmt, daß ihn kein Israelit in die Wüſte führe. — Der Bock wurde bis gen Zuk, einen ſteilen Berg in der Wüſte, geführt, welcher 1995 Schritte fern lag. Bis dahin waren in beſtimmten Entfernungen zehn Hütten erbaut, wo ihn die Leute in denſelben von einer zur andern begleiteten, außer von der letzten Hütte, wo es nicht geſchah; man ſah von hier aus nur von fern zu, was der Führer des Bocks that. Dieſer aber zertheilte die rothe angeheftete Zunge, deren eine Hälfte an dem Felſen, die andere zwiſchen den Hörnern des Bockes befeſtigt wurde; dann ſtürzte er ihn hinter ſich hinunter. Schon auf der Mitte des Berges war der Bock in Stücke zerriſſen. Der Mann ging darauf bis unter die letzte Hütte, wo er blieb, bis es finſter wurde. Seine Kleider aber waren unrein. Desgleichen die Kleider derer, welche den Farren und den Bock zum Orte tragen, wo ſie verbrannt werden ſollen, nachdem der Hoheprieſter herausgenommen hatte, was auf dem Altare verbrannt werden mußte.

Während der Zeit, wo das Fleiſch und die Haut des Farren und des Bockes verbrannt werden, lieſt der Hoheprieſter unter allerlei Feierlichkeiten entweder in leinenen Kleidern, oder in ſeiner gewöhnlichen weißen Stola den Abſchnitt vom Verſöhnungsfeſte und noch einige, mit acht Lobſprüchen endend (die ſich alle auf Geſetz, Prieſterſchaft und Israel beziehen). — Das Ganze beſchließt mit Opfern. Nach vielem Kleiderwechſel und Waſchen und Baden begleitet man ihn in ſeinen eigenen Kleidern nach Hauſe, wo er ſeinen Freunden einen guten Tag macht. — Jeder Prieſter verrichtet den Dienſt in vierfacher Bekleidung: Rock, Unterkleider, Turban und Gürtel. Zu dieſen hatte noch der Hoheprieſter vier andere: das Schildlein, den Leibrock, den Seidenrock und das Stirnblatt. Mit dieſen mußte er angethan ſein, wenn man das Urim und Tummim fragte, was außer dem Könige und dem Gericht nur noch die Gemeinde fragen durfte, wenn ſie in Noth war. Über mancherlei Gebräuche ſind jedoch ſchon die alten Rabbinen nicht einig.

An dieſem Verſöhnungsfeſte iſt verboten zu eſſen und zu trinken, ſich zu waſchen, zu ſalben, Schuhe anzuziehen und mit Frauen umzugehen. Wer vorſätzlich das Faſten bricht, ſoll ausgerottet werden; unvorſätzliches Eſſen und Trinken löſt man mit einem Sündopfer. Arbeiten koſtet ein neues Sündopfer. — Kinder faſten nicht, man gewöhnt ſie einige Jahre vor der geſetzlichen Zeit nach und nach daran. Ein Mädchen von 12 Jahren und einem Tage, ein Knabe von 13 Jahren und einem Tage ſind zum Faſten verbunden. Schwangern und Kranken iſt das Eſſen erlaubt. Überhaupt: Lebensgefahr vertreibt den Sabbath. Man darf dann auch dafür arbeiten. In zweifelhaften Fällen verſöhnt ein Opfer. Der Tod und der Verſöhntag verſöhnen mit der Buße. — Wer aber die Sünde für erlaubt anſieht und auf Gnade darauf los ſündigt, den verſöhnt auch der große Tag der Verſöhnung nicht. Auch verſöhnt der Verſöhnungstag wol die Sünden gegen Gott, aber gegen den Menſchen nicht eher, als bis es der Beleidigte zugibt. — Übrigens ſollen am Verſöhnungstage die zweiten Tafeln des Geſetzes gegeben und das Heiligthum von Salomo erbaut worden ſein.

Chriſtliches Faſten.

Chriſtus fand alſo den Gebrauch des Faſtens unter ſeinem Volke, das er erheben und beſſern wollte, allgemein verbreitet und in Ehren gehalten, mit alleiniger

Digitized by Google

Ausnahme der Sadducäer, die nicht faſteten und wenig glaubten, aber auch dafür von den Leuten nicht für die Frömmſten gehalten wurden. Die Menge bewunderte dagegen die äußerliche Zucht der Phariſäer, auch um ihres Faſtens willen. Die eifrig Gläubigen unter den Juden ahmten ihnen nach. So wird uns ausdrücklich im neuen Teſtamente (Luc. 2, 37) von der betagten Prophetin Hanna berichtet: Die kam nimmer vom Tempel, diente Gott mit Faſten und Beten Tag und Nacht. — Als nun Jeſus ſein Meſſiasamt antreten wollte, begab er ſich (Matth. 4) an einen einſamen Ort, wo er 40 Tage und Nächte gefaſtet habe. Die Bedeutung eines ſo viele Tage und Nächte anhaltenden Faſtens kann nach unſerer Überzeugung vernünftiger Weiſe kaum zweifelhaft ſein. Ebenſo bekannt iſt die Hinweiſung auf den Vorgang Moſis, welcher, als er auf dem Berge die heiligen zehn Gebote feſtſetzen wollte, gleichfalls 40 Tage und Nächte lang kein Brod aß und kein Waſſer trank (2 Moſ. 34, 28). Und ſo wird denn von nicht Wenigen dafür gehalten, daß Jeſus durch ſeine eigene That das Faſten geheiligt habe. Es ſcheint uns aber, als unterliege dieſer Ausſpruch nicht nur mancher bedeutenden Einſchränkung, ſondern er unterſtütze auch ohne Grund manchen Fehler, der einer geſunden und chriſtlichen Lebensauffaſſung ſchnurſtracks entgegen iſt. Denn erſtlich kann offenbar dabei von einem Garnichteſſen und Garnichttrinken nicht im Entfernteſten die Rede ſein, wenn die wahre menſchliche Natur Jeſu nicht gefährdet, oder ein offenbares Wunder zur Erhaltung ſeines Lebens angenommen werden ſoll, was er ſelbſt doch in der gleich damit zuſammenhangenden Verſuchungsgeſchichte gradezu für unrecht erklärt. Jeſus enthielt ſich alſo nur der gewöhnlichen, künſtlich zubereiteten Nahrungsmittel, weshalb er auch dem Verſucher es abſchlägt, ſeine göttliche Sendung damit für bewieſen zu halten, daß er den Stein in Brod verwandelt ſehen möchte, ob er gleich danach Verlangen zu tragen anfängt. Zweitens genoß er die gewöhnliche Menſchennahrung nur darum nicht, weil er ſie in dieſer Wüſte nicht haben konnte, wenn er den Zweck ſeines Gehens in die Einſamkeit nicht ſelbſt zu früh vernichten wollte. Er opferte alſo nur um einer höhern Pflicht und um einer ſo höchſt wichtigen Veranlaſſung willen den an und für ſich erlaubten Genuß ordentlicher Nahrungsmittel einmal auf, da ſich beides mit ſeinem vernünftigen und wichtigen Zwecke durchaus nicht vereinigen ließ, nicht aber, daß er eine gewiſſe Verdienſtlichkeit darin geſehen, oder den mäßigen Genuß ordentlicher Menſchenkoſt für gewiſſe Zeiten für unrecht, oder zur Förderung eines ernſtlicheren Bedenkens für nothwendig erklärt hätte. Jeſu Faſten war alſo nicht einmal ein eigentliches, d. i. keine Enthaltung von allen Lebensmitteln, ſondern nur von gewöhnlicher, oder ordentlich zubereiteter Menſchenkoſt, nur eine unvermeidlich übernommene Entbehrung derſelben um einer ungleich höhern Verpflichtung willen, in einer Lage, die nicht blos für ſein eigenes Leben, ſondern für die Glückſeligkeit Vieler, ja des ganzen Menſchengeſchlechts entſchied. Daher kann auch das Faſten an und für ſich durch dieſe That Jeſu nicht geheiligt worden ſein, noch weniger uns als ein Beiſpiel dienen, dem wir nachzukommen verpflichtet wären; es iſt nichts Anderes, als was er uns durch ſein ganzes Leben und Sterben gelehrt hat: Laß dich vom Gutesthun, vom Segenſchaffen weder durch Ungemach, noch durch Gefahr, ſelbſt nicht durch Aufopferung deines Lebens abhalten. Man ſehe *J. G. Körner*, Dissert. jejunium Christi nec legem esse nec exemplum propositum. (Lips. 1776. 4.) — Wo aber das Faſten in dieſem Sinne unvermeidlich wird, wenn nicht Höheres um der Vermeidung deſſelben willen vernachläſſigt werden ſoll, wird jeder Tüchtige, ſoweit als es grade nothwendig geworden iſt und nicht weiter, ſich demſelben unterwerfen, ohne es deshalb für etwas an und für ſich Heilbringendes, ſondern nur durch dringende Umſtände dazu Gewordenes, zu halten.

Dies ergibt ſich auch aus dem ganzen Leben und der geſammten Lehre Jeſu. Er ſelbſt faſtete weiter nicht, am allerwenigſten an dazu beſtimmten Tagen, es wäre denn, daß er ſich der allgemeinen Sitte einmal gefügt hätte, um Andern keinen Anſtoß und kein unnöthiges Ärgerniß zu geben; gebot es auch ſeinen Jüngern nicht, ſondern entſchuldigte vielmehr ihr Nichtfaſten, oder richtiger, rechtfertigte ſie und ihr Nichtfaſten gegen die Jünger Johannis des Täufers, welche viel faſteten und darin etwas Verdienſtliches ſahen. Marc. 2, 18—22. Aus dieſer Rede Jeſu geht ſogar hervor, daß er in ſeiner neuen Religion die bisher beſtandenen Gewohnheiten nicht für verbindliche erklärt, ſondern neue Sitten, aus neuen und beſſern Anſichten hervorgegangen, wünſcht. Nur in Noth, Kummer und innerer Betrübniß ſieht er das Faſten für eine natürliche und freiwillige Handlung an, die ſich von ſelbſt dem Menſchen aufdrängt; aber ein Gebot für das Faſten gab er nie. Hierher ziehen wir auch die Stelle Matth. 17, 14—21, wo Jeſus mit den Worten: „Dieſe Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Faſten," dieſen beiden in Verbindung „eine beſondere Kraft" beizulegen ſcheint. Es iſt aber doch nur ein außerordentlicher Fall, wo der Menſch von ſelbſt, ohne ein ausdrückliches Gebot, zu einer außerordentlichen Maßregel ſich gedrungen fühlt. Es mag alſo ſein, daß er ein freiwillig aus irgend einem Grunde ſich ſelbſt auferlegtes Faſten in einer Zeit, wo es ſo allgemein gebräuchlich war und als etwas Wirkſames und Förderliches galt, wo es folglich auch leicht irgend einem Menſchen heilſam und zweckdienlich vorkommen konnte, nicht gradehin verbot, ſondern der Schwachheit nachgab, um den Menſchen in ſeiner natürlichen Freiheit des Gewiſſens auch nicht im Geringſten zu beeinträchtigen, ſondern ſeine Änderung in ſeinen Sitten von ſeinen Überzeugungen abhangen laſſen wollte; allein von irgend einer Vorliebe für das Faſten, auch nur der geringſten, findet ſich, in Rückſicht auf gewöhnliches Leben und Lebensverhältniſſe, nicht die kleinſte Spur, weit eher das Gegentheil davon. „Des Menſchen Sohn iſſet und trinket," ſagt er von ſich ſelbſt, im Gegenſatze zu Johannes dem Täufer, u. ſ. f. Daß er das heuchleriſche Faſten der Phariſäer auf das Beſtimmteſte verwarf, weiß Jeder aus der Bergpredigt. Man kann alſo höchſtens ſagen, Jeſus läßt es dem Menſchen frei; als

Digitized by Google

Gebot hingegen hat er es nie und nirgends hingeſtellt, ja er iſt gegen ein ſolches Gebot, was Marc. 2, 18—22 deutlich genug verkündet.

Offenbar waren auch die Jünger Jeſu keine beſondern Liebhaber des Faſtens, am allerwenigſten, ſo lange ihr Meiſter bei ihnen war. Später, als Jeſus von ihnen genommen worden war, nicht ſo ſtark als ihr Vorbild, nahmen ſie bei wichtigen Anläſſen die Sitte der Zeit und ihres Volkes auf; namentlich bemerkte man dies bereits, wenn ſie mit Auflegung der Hände einen befähigten Schüler zum Apoſtel und Lehrer weihen wollten, wo ſie ſich durch Faſten und Gebet dazu vorbereiteten. Apoſtelgeſch. 13, 2 und 3; 14, 23. — So faſtete auch der Hauptmann Cornelius vier Tage, nachdem er den Entſchluß gefaßt hatte, in die chriſtliche Gemeinſchaft ſich aufnehmen zu laſſen. Paulus gibt den Korinthern (1 Kor. 7, 5) den Rath, daß Eheleute ſich einander nicht entziehen ſollten, es ſei denn aus Beider Einwilligung eine Zeit lang, daß ihr zum Faſten und Beten Muße habt. Und wenn er im zweiten Briefe Cap. 6 ſie ermahnt, daß ſie in allem Trübſal ein Vorbild ſein ſollten, ſo nennt er im 5. V. zur Arbeit, zu Gefängniſſen ꝛc. auch Wachen und Faſten. Im 11. Cap. V. 27 zählt Paulus ſelbſt unter dem, was er zum Beſten der Brüder gethan und erlitten, auch vieles Faſten mit auf. Es iſt demnach gewiß, daß die Sitte des Faſtens, verbunden mit Gebet, von den Apoſteln ſelbſt geübt wurde, wenn es galt. Allein es geſchah mit chriſtlicher Freiheit, in Selbſtwahl und um Andern kein Ärgerniß zu geben, denn ſonſt würde ſich Paulus widerſprechen, wenn er den Koloſſern 2, 16 ſchreibt: „So laſſet nun Niemand euch Gewiſſen machen über Speiſe und Trank" ꝛc., wozu noch V. 21 und 22 zu ziehen iſt, wo dies Menſchengebot genannt wird. Noch deutlicher erklärt er ſich im Allgemeinen 1 Tim. 4, 1—5, wo es als Irrlehre und Gleißnerei bezeichnet wird, wenn man verbieten wolle, ehelich zu werden, und zu meiden die Speiſe, die Gott geſchaffen hat, zu nehmen mit Dankſagung, den Gläubigen und denen, die die Wahrheit erkennen. — Daſſelbe, und nichts Anderes, lehrt er im Briefe an die Römer 14, 14—23, wo er kein Eſſen und Trinken für gemein und unrein erklärt, jedoch den Rath gibt, lieber kein Fleiſch zu eſſen und keinen Wein zu trinken im Angeſichte ſolcher, die ein Ärgerniß daran nehmen in ihrer Schwachheit. Man ſoll ſie ſchonen und ſeinen Glauben für ſich haben und üben. Ja, Paulus preiſt den ſelig, der ſich ſelbſt kein Gewiſſen macht in dem, das er annimmt. Man ſoll den Nächſten gefallen zur Beſſerung, daß man ſie durch Nachgeben und Freundlichkeit zu beſſerer Einſicht bringe. Wenn aber die Schwachheit Stärke zu ſein glaubt und Anmaßung wird, oder wol gar Andere thöricht zwingen wollte in ihre Schwachheit, ſoll ihr mit Kraft und Nachdruck widerſtanden werden, damit nicht das Geringe herrſche über das Beſſere, noch der Wahn über den Glauben. — Es iſt auch nirgends von einem Gebote der Apoſtel für das Faſten die Rede, ſondern nur von einem guten Rathe, daß man nicht in jeder Kleinigkeit hart ankämpfen ſoll gegen eine Meinung, die entſchuldigt werden kann, und gegen eine Zeitſitte, die Manches für ſich hat, mindeſtens die Gewohnheit des Gefühls, ſo lange das letzte nicht übermüthig wird. — Die Geſchichte aber lehrt, daß die Schwachheit, die, wenn auch aus Gefühl und Verwöhnung, ſich in der Wahrheit ſtark dünkt, von den heller Denkenden nicht zu nachgiebig behandelt werden darf, wenn anders Unheil und Plage für die Zukunft vermieden werden ſollen.

Noch, nachdem die Apoſtel die Erde verlaſſen und der Sitte des Faſtens durch ihre That und Nachſicht, in Theilnahme an demſelben ſchon etwas mehr, als Jeſus ſelbſt, der ſeine Jünger nicht zum Faſten anhielt, eingeräumt hatten, ſahen die erſten Chriſten das Faſten doch nicht zu ſtark um ſich greifen. Man hatte Achtung vor demſelben, hielt es fort und fort für ein gutes Vorbereitungsmittel zu heiligen Handlungen und Feſten; aber zu großen Werth legte man ihm noch keineswegs bei, wenigſtens nicht allgemein. Eine ſchon öfter angeführte Stelle aus der apokryphiſchen Schrift: Der Hirt des Hermas ſpricht dafür: „Mit dem äußern Faſten wird für die Tugend nichts gethan und nichts gewonnen. Alſo faſte vielmehr, daß du kein Unrecht thuſt und keiner böſen Luſt Raum gibſt." Allein die Sache war viel zu ſehr durch Sitte und Gewohnheit geheiligt, als daß nicht auch die meiſten Chriſten, deren größte Zahl Anfangs dennoch aus den Juden ſtammten, mehr, als wünſchenswerth, dafür hätte eingenommen geweſen ſein ſollen. Die größte Zahl der erſten Chriſten faſtete wirklich und hielt es in Ehren. Beſonders waren es die Mittwoch und der Freitag, die dazu verwendet wurden, weil Jeſus an der Mittwoche gefangen genommen und am Freitage gekreuzigt worden war. Man verlegte alſo nur die beiden Faſttage der Phariſäer, um ſie in eine chriſtliche Erinnerungsvorbereitung zur Liebe gegen den Erlöſer zu verwandeln. Wurden ſchon dieſe Tage jeder Woche dafür auserleſen, ſo war es natürlich, daß von den Chriſten die Jahreswoche des Leidens und Sterbens ihres Herrn ganz beſonders zu einem noch allgemeinern und größern Faſten verwendet wurde, um ſich des Segens der Erlöſung deſto beſſer zu verſichern. War auch dies Alles nicht ein Geſetzliches, ſondern aus freiwilliger Liebe Entſtandenes, und zwar aus der Richtung der Zeit Hervorgegangenes, ſo war es doch offenbar ſchon früh genug allen Bekennern Jeſu ſo wichtig, daß ſich wol Niemand davon völlig auszuſchließen wagte. Ja es entſtanden ſogar ſchon über die Nothwendigkeit eines unterbrochenen und ununterbrochenen Faſtens in der ſtillen Woche manche Streitigkeiten, beſonders über das chriſtliche Paſcha, oder Oſterlamm, deſſen Vorbild das jüdiſche Paſcha genannt wird. Die Chriſten aßen mit einander ſehr früh ein Oſterlamm, zum Gedächtniß an die letzte Mahlzeit Jeſu mit ſeinen Jüngern, alſo auch der Einſetzung des heiligen Abendmahls wegen, und zum Gedächtniß an den Tod Jeſu. Man fing darauf an, das Kreuzigungspaſcha vom Auferſtehungspaſcha zu unterſcheiden, welche beide alle Chriſten ohne Ausnahme feierlich begingen. Nur über die Zeit dieſer Feier war man uneinig. Die meiſten kleinaſiatiſchen Chriſten feier-

Digitized by Google

ten es in der Zeit der Juden, am 14. Tage nach dem Neumonde des März, worauf am dritten Tage die Auferſtehung gefeiert wurde, welche Einrichtung ſie auf die Apoſtel Johannes und Philippus zurückführten. Die übrigen Chriſtengemeinden begingen das Gedächtnißmahl ſtets am Abend vor dem Auferſtehungsfeſte, das ſie immer am Sonntage nach dem 14. Niſan (März) feierten, was ſie auf die Apoſtel Petrus und Paulus zurückführten. Der Zwieſpalt kam vorzüglich daher, daß nach der Einrichtung der Morgenländer das Auferſtehungsfeſt nicht immer auf den Sonntag fiel, und daß dadurch die ſchon früh in der ſtillen Woche gebräuchlichen Faſten unterbrochen wurden. Das Faſten mußte demnach bereits für ſehr wichtig gehalten werden, ob es ſich gleich noch auf kein beſtimmtes Geſetz gründete. Es mag daher immer noch jene Freiheit beſtanden haben, ob ſich Jemand das Faſten ſtrenger oder gemäßigter erklären, d. i. gar nichts, oder nur Weniges genießen wollte. Es ſcheint aber doch, als haben ſich die Meiſten dabei aller Speiſen enthalten bis nach Untergang der Sonne. Dabei betete man auf den Knieen zum Zeichen ſeines Ernſtes und innerer Traurigkeit. Juſtin der Märtyrer bemerkt in ſeiner Schutzſchrift, daß diejenigen, die Chriſten werden wollten, vor ihrer Einweihung durch die Taufe aufgemuntert würden, Gott um Vergebung ihrer Sünden zu bitten unter Faſten und Beten; die Gemeinde aber betete und faſtete mit ihnen. Dann erſt wurden die Täuflinge an fließendes Waſſer geführt ꝛc. Eine Sitte, welche die Apoſtel nicht kannten, wodurch ſich die größere Verbreitung des Faſtens ſchon im erſten Jahrhundert bemerklich genug macht. — Die gedrückte Lage der Chriſten und die ganze, ſeltſame Erregung jener Zeit mußte in Vielen auch Überſpanntes hervorſchlagen, was im Kampfe einer neuen Umgeſtaltung des Lebens gegen ein altes, innerlich abgeſchwächtes, dagegen noch äußerlich herrſchendes nie anders möglich iſt. Die Menſchheit war in ſich zerriſſen und der Verſchrobenheit von allen Seiten Thor und Thür geöffnet. Selbſt die Heiden gefielen ſich in ihren Philoſophemen in beliebter Abtödtung des Fleiſches, und die gnoſtiſchen Sekten trieben es theils hierin auf das Äußerſte, oder riſſen ſich bis ins ärgſte Gegentheil in wüſter Zügelloſigkeit. — Da kam Montanus in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chriſto (Epiphanius ſetzt den Anfang ſeiner Partei um 157), gab ſich für den Paraklet aus und führte nach ſogenannt göttlichen Eingebungen eine ungemeine Lebensſtrenge ein. Das Faſten, das er erweiterte und vervielfältigte, war natürlich nicht das Letzte. Dieſer phrygiſche Mann, aus einem Lande, das von jeher dem äußern Naturdienſte vor vielen andern ergeben geweſen war, hatte es bekanntlich nicht mit Reinigung oder Umänderung des Glaubens, ſondern der chriſtlichen Sitten zu thun, die er bis zur fanatiſchen Verachtung aller Sinnenluſt, ja des Todes, ſteigerte, ſodaß den rechten Chriſten der Märtyrertod und die Hoffnung auf baldiges Beginnen des tauſendjährigen Reiches die einzigen Freuden ſein müßten. Montan ordnete darum unter ſeinen Anhängern, den Geiſteskindern, die allein die wahre Kirche bildeten, zu den ſchon gewöhnlichen Faſten noch zwei neue für beſtimmte Zeiten, wovon eine nach Pfingſten fiel. In dieſen neuen, von ihm eingeführten, Faſten wurden nur ganz trockene Speiſen genoſſen und Waſſer getrunken; ſogar friſche Früchte und Alles, was ſaftig war, gehörte zu dem Verbotenen. Man nannte dieſe Art Faſten Xerophagie, das Eſſen des Trockenen. An den ſchon gewöhnlichen Faſttagen, z. B. Mittwochs und Freitags, wurde nichts genoſſen bis zum Untergange der Sonne, was bisher bei den meiſten Chriſten nur bis Nachmittags 3 Uhr gebräuchlich geweſen ſein ſoll. Nahmen nun auch an dieſen Neuerungen Montan's nicht wenige chriſtliche Lehrer Anſtoß, ſo geſchah es wol hauptſächlich darum, weil dieſer Mann eine bisher freiwillige fromme Handlung zum Geſetz erhob, und dieſer Äußerlichkeit höheres Verdienſt zuſchrieb, als der Freude an wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die er ſogar für ſündlich erklärte. Man würde jedoch viel zu weit gehen, wenn man, wie es noch öfter geſchieht, behaupten wollte, daß dieſe Neuerungen Montan's der Chriſtenheit anſtößig geweſen wären; vielmehr war dieſe Überſpannung ſo ſehr im Geſchmacke der Zeit, daß eben darin der Grund zu ſuchen iſt, warum die Anhänger dieſes Schwärmers ſo ſchnell zahlreich wurden und ſo lange (bis ins 6. Jahrh.) widerhielten. Weiß man doch, daß keine Partei unter den Chriſten ſo viele Märtyrer aufzuweiſen hatte, als eben dieſe Montaniſten, und daß, was noch mehr beweiſt, der Einfluß ſeiner Vorſchriften ſogar im Abendlande bedeutend genug wurde. Das Geſetzlichmachen der Faſten, ſodaß alle ſeine Anhänger für die von ihm beſtimmten Zeiten daran gebunden waren und es als eine unverbrüchliche Pflicht zu erfüllen hatten, ging jedenfalls von ihm aus. Das war es aber auch, was viele einſichtsvolle Männer nicht durchgehen laſſen wollten, um ſo weniger, je mehr ſie ſahen, daß die abergläubige Menge, die ſolche Heiligkeiten ſchon oft an einzelnen Beiſpielen bewundert hatte, an ſolchen Äußerlichkeiten hing, wider die Freiheit der Gewiſſen. — Es gereicht überhaupt den Vorſtehern der Chriſtengemeinden in den erſten beiden Jahrhunderten zur Ehre, daß die meiſten derſelben ihren Pflegebefohlenen keine willkürlichen Verpflichtungen auflegten, um ſich damit geltender zu machen; ſelbſt Montan, obgleich der vorgebliche Paraklet, wagte es dennoch nicht, ſeine Vorſchriften für zur Seligkeit ſchlechthin nothwendig auszugeben, ſondern nur für ſolche, welche die Seligkeit in einer Zeit ſolcher Gefahr förderte und den Chriſten die rechte Geiſtesſtärke gebe zur Überwindung der Welt. Die weitere Verbreitung Montaniſtiſcher Anſichten oder Sitten, namentlich im Abendlande, bewirkte durch ſeine Schriften der heftige Tertullian in Carthago, der viel Überſpanntes förderte. Bei jeder Gelegenheit wird von ihm das Faſten hochgehalten, z. B. als Vorbereitung zur Taufe, wo es mit dem Gebete zuſammenfällt, wie gewöhnlich; Ehen mit Heiden, alſo gemiſchte Ehen, findet er nicht gut, weil ſie unter Anderem auch das chriſtliche Faſten hindern. Beſonders gehört hierher ſein Buch De jejuniis adversus Psychicos. (So nannten die Montaniſten die Weltmenſchen und die weniger ſtrengen Chriſten, ſich und die Ihren dagegen Pneumatici.) Hier

Digitized by Google

fällt er mit Spott über alle her, die nur ein einziges geſetzliches Faſten des Jahres annehmen (in der ſtillen Woche) und die übrigen freigelaſſen ſehen wollen, die Biſchöfe ſelbſt des Widerſpruchs beſchuldigend, welche nicht nur öfter in Aſien ihre Kirchenverſammlungen mit Faſten begonnen, ſondern auch zuweilen ſogar ihren Gemeinden beſondere Faſten vorgeſchrieben hätten. Es iſt Schade, daß ſeine ſieben Bücher für die Montaniſten verloren gegangen ſind. — Man ſieht jedoch ſchon hinlänglich aus Tertullian's Spott, daß es mit dem vermehrt geſetzlichen Faſten im Anfange des 3. Jahrh. noch nicht recht vorwärts gehen wollte, am wenigſten bei den chriſtlichen Lehrern, unter denen Origenes mit freiſinnigen Anſichten obenan ſteht in ſeiner zehnten Homilie über das dritte Buch Moſis, welches die einzige Stelle genannt wird, worin er ſich über das Faſten erklärt. Daß aber im Morgenlande, und namentlich in Ägypten, beſonders die Mittwoch und der Freitag nach alter Gewohnheit fortwährend noch dem Faſten geweiht waren, beſtätigt auch der Alexandriniſche Biſchof Petrus: „Niemand darf uns tadeln, daß wir nach einer mündlichen Vorſchrift am vierten und ſechsten Tage der Woche faſten, denn der Grund davon iſt, weil Chriſtus am vierten Tage verrathen worden iſt und am ſechsten gelitten hat." Es liegt in dieſer Stelle nicht blos die Beſtätigung der Fortdauer der alten Sitte im Morgenlande, ſondern auch eine Verwahrung gegen andere Einrichtung des Faſtens, die ſich auch wirklich im Abendlande gebildet hatte. Für die Mittwoch war der Sonnabend beliebt worden, wobei jedoch immer noch ſoviel Verſchiedenheit und Freiheit herrſchte, daß es beinahe überall mehr um der Sitte, als um einer geſetzlichen Beſtimmung willen gehalten wurde.

Seitdem aber noch zu den Montaniſten die Anachoreten in Ägypten, von Paul von Theben und Antonius an, Aufſehen gemacht und ihre Jünger das chriſtliche Mönchsleben in einige Ordnung gebracht hatten, ſeitdem wurde der Chriſtenheit auch das Faſten immer wichtiger und gewiſſermaßen immer verdienſtlicher, was nicht zu verwundern iſt. Nie in der Welt hat es unter irgend einem Volke einen Mönchsorden gegeben, der nicht dem Faſten große Ehre erwieſen und es angelegentlich vor den Menſchen geübt hätte. Dies pflanzte ſich auch auf die chriſtlichen Mönche und Nonnen gebührend fort. Da nun noch die chriſtliche Kirche überhaupt kurz nach dem Beginne des 4. Jahrh. in ganz neue Verhältniſſe trat und ihr gedrückter Zuſtand nicht blos in einen freien, ſondern ſogar herrſchenden umgewandelt worden war, ſo mußte in alle religiöſen Gebräuche ein ohne Vergleich lebhafterer Umſchwung kommen, alſo auch in das nicht mehr unwichtige Faſten. So wird z. B. vom römiſchen Biſchofe Miltiades erzählt, daß er 311 verordnete, es ſolle Niemand weder am Donnerstage, noch am Sonntage faſten, weil Jeſus am Sonntage auferſtanden, am Donnerstage aber das heilige Abendmahl eingeſetzt und gen Himmel gefahren ſei. Änderte ſich dies auch wegen des Donnerstags ſpäterhin wieder, ſo war doch die ganze Verordnung vollkommen auf die älteſte Chriſtenſitte geſtützt, wobei es auch für den Sonntag immerhin geblieben iſt. Allein es iſt immer noch ein Unterſchied zwiſchen einer Verordnung, welche nur beſtimmt, an welchen Tagen nicht, und einer andern, welche feſtſetzt, an welchen Tagen nothwendig gefaſtet werden ſoll. Noch zur Zeit, als der Streit der chriſtlichen Lehrer nur zu laut und übermächtig geworden war, alſo in der andern Hälfte des 4. Jahrh., überliefert uns der berühmte Verfaſſer der Ketzergeſchichte, Epiphanius, Folgendes über das gegen Ende des 4. Jahrh. gewöhnliche Faſten (aus ſ. Exposit. fidei): „In der allgemeinen chriſtlichen Kirche werden folgende Faſttage durch das ganze Jahr regelmäßig beachtet. Alle Mittwochen und Freitage wird bis 9 Uhr (Nachmittags um 3 Uhr) gefaſtet, mit Ausnahme der 50 Tage zwiſchen Oſtern und Pfingſten, an welchen man weder auf den Knien zu beten, noch zu faſten pflegt. Ebenſo wenig darf am Tage der Erſcheinung oder der Geburt Jeſu gefaſtet werden, wenn auch das Feſt auf eine Mittwoch oder einen Freitag fällt. Diejenigen aber, die ſich vor Andern in der Frömmigkeit üben wollen, faſten zu jeder Zeit aus freiem Willen, nur durchaus nicht am Sonntage und an den 50 Tagen zwiſchen Oſtern und Pfingſten. Endlich iſt die Kirche gewohnt, die ſogenannten 40tägigen Faſten vor der heiligen (der Paſcha) Woche zu halten. Des Sonntags aber faſtet ſie niemals, auch nicht einmal in den Oſterfaſten." Man vergleiche damit, was Schröckh in ſeiner chriſtlichen Kirchengeſchichte im 10. Bde. S. 86 und 87 hinzuſetzt. Es deutet auf einige Verſchiedenheiten in den Gebräuchen des Faſtens, die damals freilich noch mehr, als in der Folge, ſtattfinden mußten, da das Faſten immer noch nach Gewohnheit und Sitte, aber noch nach keiner genauen geſetzlichen Vorſchrift ſich richtete. Schröckh ſetzt a. a. O. beſonders noch hinzu, daß das Faſten in den letzten ſechs Tagen vor dem Paſcha in der Xerophagie beſtehe (welche durch die Montaniſten in Anſehen gekommen war), ſodaß man nur Brod, Salz und Waſſer genoß. Manche blieben die ganze ſtille Woche dabei, Andere nur einige Tage. So verſchieden waren auch die Wachen in den Nächten, die heiligen Verſammlungen ꝛc. Dieſer verſchiedene Gebrauch, ſowie eine gewiſſe Freiheit beim Faſten, hier mehr, dort weniger, wird noch im 5. Jahrh. gerühmt, ſodaß aus des *Theodoretus* Epit. divin. decret. c. ult. ausgehoben wurde: Ein Jeder hatte ſeine freie Wahl, und es band ihn kein Geſetz an dieſe oder jene Art des Faſtens. *Nicephor.* Hist. eccles. lib. 12. c. 14. — Freilich bindet auch oft die Sitte noch mehr, als das Geſetz, das nur den Schein des äußern Haltens erzwingen kann; dennoch bleibt es wohlgethan, wenn eben die Sitte nicht erzwungen wird. Dieſe freie Wahl beim Faſten, oder doch dieſes freiwillig ſcheinende Befolgen der Sitte währte unter den Chriſten nicht ungeſtört; auch hierin fanden ſich Geſetzgeber verſchiedener Art, deren erſte jedoch nicht die Päpſte waren.

Die Kirchenverſammlung zu Orleans 541 verordnete ſchon in ihrem zweiten Kanon, daß jeder Chriſt in der kirchlichen Faſtenzeit das Faſten nothwendig zu halten habe und nur des Sonntags ein ordentliches Mittagseſſen genießen ſolle, im Übertretungsfalle aber von ſeinen geiſt-

Digitized by Google

lichen Seelſorgern mit den geſetzlichen Strafen zu belegen ſei. Auch die achte Kirchenverſammlung zu Toledo im 7. Jahrh. erklärte in ihrem neunten Kanon Alle, welche in der Faſtenzeit Fleiſch genießen würden, für Sünder, die unwürdig wären, an der Feier des Auferſtehungsfeſtes Theil zu nehmen, ja daß ſie dafür das ganze Jahr lang kein Fleiſch zu eſſen verdienten. — War dies nun als eine geſetzliche Verpflichtung für jeden Laienchriſten ausgeſprochen worden, ſo mußte das Anſehen der Faſten in der Meinung der Geiſtlichkeit ſelbſt außerordentlich geſtiegen ſein; die apoſtoliſche Milde hatte ſich verloren und die Anſicht Jeſu, wie ſein eigenes Beiſpiel waren gänzlich verkehrt worden. Das hatten die *Mönche* gewirkt, die bereits in der erſten Hälfte des 4. Jahrh., vornehmlich von Athanaſius bei Gelegenheit ſeiner Verbannungen, auch ins Abendland eingeführt worden waren, die Mönche, denen das Faſten von jeher außerordentlich wichtig geweſen war und immer mehr wurde. Selbſt die vernünftigſte aller Mönchsregeln, die Regel des heiligen Benedict, kann nicht umhin, ſeinen Gehorſamskindern vor Allem einzuſchärfen, den Körper zu züchtigen, keine Ergötzungen zu ergreifen und das Faſten zu lieben. Wir werden aber von den Mönchsfaſten beſonders ſprechen. Genug, die chriſtliche Kirche war mönchiſch geworden und mußte es wol, da nicht blos die niedere Menge die Entbehrungen und Kaſteiungen dieſer Einſamkeits- und Abſchlußmänner anſtaunte und verehrte, ſondern auch chriſtliche Kaiſer. Und ſo hatte denn der altheidniſche Übertreibungsglaube, daß die Materie böſe ſei, der Leib, als der Kerker der Seele, verächtlich und ſein Verlangen ſündhaft, ſich auch des Chriſtenthums nur zu ſehr wieder bemächtigt, ſodaß eine übermäßige Enthaltſamkeit von aller Sinnenluſt, die man doch liebte, allenthalben ihr ſcheinheiliges Haupt erhoben und ſich geſpenſtig als höchſte Tugendgeberin hingeſtellt hatte. Da dieſer Wahn auch höchſt einflußreiche und in anderer Hinſicht ſogar tüchtige Männer ergriffen hatte, wir wollen nur an Gregor I. erinnern, der auch wol der Vater der Mönche und Nonnen genannt wird, ſo wäre es ein Wunder geweſen, wenn das Mönchiſche nicht einen Weltſieg erlebt hätte. Damit war aber der Werth des Faſtens und Betens von ſelbſt beſtimmt.

Wie verführeriſch dieſer Wahn iſt, als könnten die Ausſchweifungen der Sinne nur durch Ausſchweifungen der Seele und durch bethätigte Feindſchaft und Unterdrückungsbegier beider Theile gegen einander bezwungen werden, ergibt ſich aus der geſchichtlichen Thatſache, daß er die ganze Welt ergriff und wie ein Rieſe feſthielt. In jener Zeit trat *Muhammed* auf, lehrte ſeine neue Religion, verbreitete und bewies ſie mit dem Schwerte, als Sieger den Koran den Seinen zur Glaubens- und Lebensnorm hinterlaſſend. Bevor wir in der Geſchichte des chriſtlichen Faſtens weiter gehen, wollen wir hier zuvor die Anſichten, Gewohnheiten und Geſetze der Muhammedaner über das Faſten einſchieben.

Muhammedaniſches Faſten.

In dieſer aus altarabiſchen Sitten, aus Judenthum und Chriſtenthum zuſammengeſetzten Religion konnte das Faſten kaum fehlen, um ſo weniger, je mehr Muhammed von ſeinen erſten Jünglingsjahren an chriſtlich Neſtorianiſche Mönche auf ſeinen Reiſen nach Syrien kennen und lieben gelernt hatte, da ſie es waren, die in ſchwärmeriſchen oder vorgeſpiegelten Weiſſagungen in ihm einen Volksbeherrſcher und Stifter einer gereinigten Religion ſahen, und durch ihre wahrſcheinlich parteiſüchtigen Schmeicheleien in ſein Gemüth den erſten Funken legten, der endlich zum Feuer heranloderte. Die Vorliebe zu dieſen Mönchen dauerte auch wirklich in Muhammed's Seele bis in die Zeit ſeines Prophetenthums, was ſich aus der fünften Sure (der Tiſch) ergibt, wo er noch den chriſtlichen Mönchen und Äbten eine ſtattliche Lobrede hält, die freilich ſich in der neunten (die Buße) ſchon in Tadel, namentlich der Vielgötterei, umgewandelt hatte. So ſchmeichelte Muhammed auch Anfangs und noch im Laufe ſeines Prophetenthums den Juden, deren Zahl damals unter den Arabern noch anſehnlicher war, als die Zahl der Chriſten, und welche ſchon ſeit Abraham's und Ismael's Zeiten großen Religionseinfluß auf ſie gehabt hatten, durch das Gebot der Richtung des Geſichts nach Jeruſalem zu bei Verrichtung des Gebets, was er ſpäter in eine Richtung des Antlitzes nach Mekka hin verwandelte. Die geſetzliche Einführung der Faſten von Muhammed ſelbſt war alſo völlig in natürlicher Ordnung.

In der zweiten Sure des Korans, die von den Moslemen für die Hauptſure erklärt wird, betitelt: Die Kuh —, lautet des Propheten Verordnung ſo: „Auch eine Faſtenzeit iſt euch, ihr Gläubigen, ſowie euren Vorfahren, zur Förderung der Gottesfurcht verordnet worden. Eine beſtimmte Anzahl von Tagen müßt ihr faſten. Wer aber unter euch krank iſt, oder auf Reiſen ſich befindet, der ſoll eine gleiche Zahl anderer Tage faſten. Und die es nicht thun, ob ſie es gleich thun könnten, ſollen für Unterlaſſung der Faſtenpflicht, zur Verſöhnung der begangenen Sünde, einen Armen ſpeiſen. Wer aber, was beſſer iſt, ſich freiwillig dazu verſteht, dem wird es heilſam ſein. Das Faſten aber nach dem Geſetz iſt doch beſſer, als Nichtfaſten und einen Armen dafür erquicken. Wenn ihr das deutlich einſehen würdet, ſo würdet ihr es auch thun! Der Monat Ramadhan, in welchem Gott das Buch (den Koran) mitgetheilt hat, dies Lehrbuch für die Menſchen, dies Buch, das die Lehren erklärt und den Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen zeigt, iſt euch zur Faſtenzeit verordnet worden. Wer alſo von euch gegenwärtig iſt in dieſem Monate, der faſte. Der Abweſende aber, der Kranke, der Reiſende, faſte ſo viele Tage zu einer andern Zeit. Gott will dieſe Angelegenheit euch leicht machen, und ſein Wille iſt nicht, euch beſchwerlich zu ſein. Nur um Gott zu verherrlichen über ſeine ſeligen Führungen mit euch, und eure Dankbarkeit zu erwecken, müßt ihr eine beſtimmte Zahl von Tagen faſten. — Wenn meine Knechte dich über mich befragen werden, ſo bezeuge ihnen, daß ich nahe bin, und daß ich die an mich gerichtete Bitte des Flehenden erhöre, jedoch unter keiner andern Bedingung, als daß ſie mir gehorſam ſind und an mich glauben, um zu richtigen Geſinnungen zu gelangen. Erlaubt ſoll euch ſein, in der Nacht

Digitized by Google

der Faſten euch zu euren Weibern zu halten; ſie ſind euch ein Troſt und ihr ſeid es ihnen (ſie ſind die Decke eures Leibes, und ihr ſeid die Decke ihres Leibes). Zwar weiß Gott, daß ihr ſelbſt in der Nacht der Faſten euren ehelichen Rechten entſagt habt: daher läßt er ſich zu euch mit geneigter Willfahrung herab. Verbindet euch alſo mit ihnen, und verlangt begierig, was Gott zu verlangen erlaubt hat; eßt und trinkt die ganze Nacht durch, bis ihr bei anbrechendem Tage den weißen Faden von dem ſchwarzen deutlich unterſcheiden könnt. Hernach aber beobachtet die Faſten pünktlich bis an den Abend, ſodaß ihr von einander bleibt, und euch beſtändig an den Stätten aufhaltet, die der Anbetung gewidmet ſind. Dies ſind die Schranken, die Gott euch geſetzt hat, denen ihr euch nicht nähern müßt, um ſie zu überſchreiten. In dieſer Art macht Gott den Menſchen ſeine Befehle bekannt, daß ſie ſich hüten ſollen, ſie zu übertreten." — Der Monat Ramadhan, welcher der neunte der Araber iſt, heißt auch der Monat der Geduld, weil beinahe dieſer ganze Monat mit Faſten zugebracht wird. Das Faſten in dieſem Monate heißt auch das ſtrenge Faſten.

Aus einer andern, bald darauf folgenden Stelle derſelben Sure erhellt, daß das Faſten auch als Stellvertreter für andere Verpflichtungen gelten darf, wenn man gehindert iſt, die eigentlich befohlene Pflicht zu erfüllen. Es heißt: „Die Reiſe nach Mekka vollzieht und beſucht die Wohnung Gottes daſelbſt. Werdet ihr belagert, ſo opfert, was euch nicht hoch zu ſtehen kommt, und ſcheeret eure Häupter nicht eher, als bis ihr euer Opfer an der Stelle habt, wo es hin muß. Wenn aber Jemand unter euch krank iſt, oder am Kopfübel leidet, der faſte dafür, daß er das Haupt vor der geſetzten Zeit abſcheeren läßt, oder gebe Almoſen, oder bringe ſonſt ein Opfer. Seid ihr aber vor Feinden ſicher, ſo ſoll der, der den Beſuch des Tempels zu Mekka bis zur Wallfahrt ausſetzt, ein Opfer bringen, was ihm nicht ſauer wird. Und wer nichts zum Opfer hat, ſoll drei Tage auf der Wallfahrt faſten, und ſieben Tage, wenn ihr wieder zurückgekommen ſeid. Zehn volle Tage ſollen mit Faſten zugebracht werden, eine Pflicht für den, der mit ſeiner Familie im heiligen Hauſe nicht gegenwärtig iſt. Fürchtet Gott, überzeugt davon, daß er ſtreng iſt im Strafen."

Nur für den Abfall von der wahren Religion (dem Islâm) hilft keine Buße, alſo auch kein Faſten (Sure 3: Das Geſchlecht Amram). Übrigens wird dem Faſten große Kraft zugeſchrieben unter den Bekennern des Islâm.

Es gab auch ein freiwilliges Faſten, das zum Gelübde gebraucht wurde, damit Noth und Tod abzuwenden. So hatte nach den Erzählungen der Moslemim Ali und Fatima, nebſt ihrer Sklavin Fidda, zur Abwendung einer ſchweren Krankheit Muhammed's, ein dreitägiges Faſten gelobt und es ſo fromm gehalten, daß ſie ſogar die für die Nacht gebackenen Gerſtenkuchen den Armen gaben, die ſie um Speiſe gebeten hatten. Dies wurde vom Engel Gabriel ſehr hoch aufgenommen und dem Muhammed zu einer ſo frommen Familie Glück gewünſcht. (Vergl. den von Sam. Frdr. Günther Wahl überſetzten Koran an den angeführten Stellen.)

Fortſetzung des chriſtlichen Faſtens.

Die große Verſchiedenheit, die in den erſten 500 Jahren in den chriſtlichen Kirchen beſtanden hatte, auch im Gebrauche der Faſten, beſchreibt vorzüglich Sokrates im 5. B. Cap. 22 ſeiner Kirchengeſchichte ſo: Chriſtus und ſeine Apoſtel hätten nicht über Feiertage und Einrichtungen, ſondern über Geſinnung und Leben Geſetze ertheilt. Daher werde auch das Faſten vor dem Paſcha, der Sabbath und Anderes ſo wenig gleichförmig gefeiert. Die römiſchen Chriſten faſteten drei Wochen vor Oſtern nach einander, den Sabbath und Sonntag ausgenommen. In Illyrien, Achaja und Alexandria dauere es ſechs Wochen, und werde daher das vierzigtägige genannt. Andere nannten es wol ebenſo, fingen es auch mit der ſiebenten Woche vor Oſtern an, faſteten aber nur eine Woche um die andere, und in jeder Faſtenwoche nur fünf Tage. Auch in der Art des Faſtens wären die Chriſten verſchieden. Manche äßen keine Thiere, Andere blos Fiſche, Andere Fiſche und Vögel; Manche enthielten ſich der Eier und der Baumfrüchte, und Andere genöſſen nichts als Brod, Andere auch nicht einmal dieſes. Es gäbe auch Chriſten, die bis zur neunten Stunde (Nachmittags 3 Uhr) faſteten, dann aber allerlei Speiſe ohne Unterſchied genöſſen. Dieſe Verſchiedenheit, konnte ſie auch nicht völlig aufgehoben werden, verringerte ſich doch immer mehr, je mehr man das Faſten für etwas Verdienſtliches hielt von Seiten der Geiſtlichkeit, d. h. von den meiſten Biſchöfen und Äbten, denn ſelbſt unter dieſen gab es von Zeit zu Zeit Gegner und ſolche, die dem Faſten einen untergeordneten Werth beimaßen. Unter die letzten gehörte ſogar der Abt Theonas (nach Caſſianus' 21. Unterredung; vergleiche Schröckh B. 8. S. 467), welcher das Faſten nicht für ein Hauptgut, ſondern nur für ein Mittelgut erklärt, was zwiſchen dem liege, das an ſich gut und an ſich böſe iſt. Und ſo wird es gewiß noch Manchen gegeben haben, der, wie der Mönch Jovianus, in der letzten Zeit des 4. Jahrh., glaubte und behauptete, daß Jungfrauen und Ehefrauen bei gleicher Treue in guten Werken einerlei Verdienſt hätten, ſowie Faſten und Eſſen mit Dankſagung nicht den geringſten Unterſchied mache; allein die Überſpannung war bereits zu groß und zu allgemein geworden. Die Wenigen drangen nicht durch, oder fürchteten ſich vor Verketzerung. Vigilantius war für lange Zeit der Letzte, der es wagte, den Aberglauben ſeiner Zeit ſcharf anzugreifen, und wurde, wie Jovian, vom heftigen Hieronymus auf das Schwärzeſte verketzert. Mönchsfrömmigkeit erhob ihr Haupt immer mehr. Daher ſtehe in Umriſſen ein Bild von den Mönchsfaſten im Allgemeinen.

Ohne Faſten und allerlei Enthaltſamkeiten iſt ein Mönch und irgend ein Asket, zu welchem Volke und zu welcher Religion er auch gehöre, gar nicht zu denken. Daß aber unter Menſchen, welche den Leib für nichtswürdig, die Sinne für nichts, als ſchändliche Verführer, und überhaupt die Materie für bös hielten, zunächſt die allernatürlichſten Bedürfniſſe und die allen Menſchen ohne Unterſchied angenehmſten Verlangen geflohen und als zur

Digitized by Google

Hölle führend bekämpft werden mußten, iſt einer ſolchen Zerfleiſchung der Natur erſtes und nothwendigſtes Werk. Darum können ſich alle Mönche und Aſketen auch nur durch den Grad der Strenge im Befolgen ihres Wahnes unterſcheiden. Je einſeitiger und fanatiſcher der Irrglaube, deſto heftiger das Wüthen gegen ſein eigenes Fleiſch. Und ſo ſind es denn einzig und allein die unzähligen Stufenverſchiedenheiten vom geringſten Grade der Widernatur bis zum gräßlichſten, was dem traurigen Bilde eine ſolche Mannichfaltigkeit gibt, daß ſie einerſeits kaum überſehbar, andererſeits höchſt ermüdend und erdrückend ſein müßte, weil alle Verſchiedenheiten nur auf Eins und Daſſelbe hinauslaufen, dabei oft nur in zu wenig augenſcheinlichen Unterſchieden beſtehen würden. Fängt aber das Volk an, dergleichen Enthaltſamkeiten als Heldenthaten anzuſtaunen und als bewundernswerthe Kraftäußerungen zu begaffen und zu preiſen, und eine übermenſchliche Heiligkeit darin zu ſehen, ſo iſt ſolchen Überſpannungen Thor und Thür geöffnet. Die Schwäche der Vernunft ſucht dann in der Selbſtqual ihre Ehre und im Ekelhafteſten und Roheſten ihren Ruhm. Kommt noch der Wahn dazu, als ſei in dieſer Abtödtung und Abmergelung ſeiner Sinne der Hauptſchlüſſel zum Himmelreich zu ſuchen, ſo iſt das Widernatürlichſte zum Gottgefälligſten geworden. Daher begnügte man ſich denn nicht mehr, unter dem Faſten eine Enthaltung von wohlſchmeckenden und nahrhaften Speiſen und Getränken, dagegen ein ſehr einfaches Ernähren des Leibes, etwa von Brod und Waſſer für eine beſtimmte Zeit zu denken, ſondern es gab natürlich Manche, die es auf ihre ganze Lebenszeit ausdehnten. Andere, die den Ruhm ſolcher Helden ſahen, begehrten ſie zu überbieten, und nahmen daher theils zu völligem Nichteſſen und Nichttrinken bis auf das Äußerſte ihre Zuflucht, ſodaß nicht Wenige fünf Tage lang ohne alle Nahrung blieben, theils griffen Andere zu den ungeſundeſten und unſchmackhafteſten Stoffen, womit ſie ſich zu Grunde richteten. Es gab Eiferer im Faſten, die nie etwas Anderes genoſſen, als wilde Olivenblätter, oder auch Eichenlaub, was ſie ohne Salz und Schmalz kochen ließen. Noch Andere, beſonders unter den koptiſchen Mönchen, die ſich für immer alles deſſen entzogen, ohne welches der Leib nothdürftig erhalten werden kann, verzehrten ihre elende Koſt nur aus Holznäpfen, die nie vom Tiſche genommen und nie gereinigt wurden. Ließ einer etwas im Napfe, ſo wurde der neue Zuguß über den alten Reſt geſchüttet. Noch Andere, wie die äthiopiſchen Mönche und Nonnen, tunkten ihr Brod in eine Art Senfbrühe, die im Munde biß. Dazu erſannen ſie ſich noch andere Quälereien zu ihrem Faſten, unter welchen ein unabläſſiges Stehen noch zu dem Leichten gehörte, worüber jedoch hier gar nicht geredet werden ſoll. Kurz jeder Orden und jede Abtheilung, ja jeder Einzelne war eifrig bemüht, etwas zu erſinnen, wie er ſein Faſten recht auffallend und beſonders machen konnte, und wäre es nur geweſen, daß ſie ihre Hülſen nicht eher zu ſich nahmen, als bis ſie die Sterne beſchienen. Manche ließen ſich dabei in Höhlen einſperren, brachten die ganze Nacht im Waſſer ſtehend zu u. v. A. Die meiſten Verſchiedenheiten der mönchiſchen Faſten beſtanden jedoch in den ſorgfältigſten Vorſchriften, die außerordentlich mannichfach waren, welche Speiſen genoſſen werden durften und welche nicht. Darin zeichneten ſich auch die verſchiedenen Faſten von einander aus, ſodaß an einem Faſten erlaubt war, was an dem andern verboten worden war. Es ſchien, als ob der ganze Witz der Mönche ſich in ſolchen Regelungen und Erfindungen von allerlei Pönitenzen erſchöpfen wollte. Es drehte ſich alſo Alles darum, ob und wann Fleiſch, Eier, Milch, Butter, Öl, Wein ꝛc. genoſſen werden durften, oder nicht; um mehr oder weniger des Erlaubten oder Verbotenen; alſo um härtere oder gemäßigtere Faſten; endlich um die Zahl der jährlichen Faſten und um die längere oder kürzere Dauer derſelben. — Nirgends aber gab es mehr und ſchärfere Faſten, als im Morgenlande. Hatte das Abendland Mühe, ihm hierin nachzukommen, ſo kann man doch nicht ſagen, daß es in dieſem ſonderbaren Ehrenpunkte ſonderlich weit zurückgeblieben wäre. Wo ein Hieronymus, Ambroſius, Gregor I. ꝛc. glänzen und gebieten, da kann es an guten Fortſchritten im Faſten der Mönche gar nicht fehlen, am wenigſten in einer Zeit, wo die Enthaltung von der Ehe den Biſchöfen bereits Ehrenſache geworden war. Je mehr Päpſte Mönchsfreunde waren, oder aus den Zellen auf den Stuhl Petri erhoben wurden, deſto mehr wurden die ſtarren Enthaltſamkeitsmänner den Biſchöfen und den Laien gefährlich; deſto mehr galt ihre Lehre und ihr Beiſpiel; deſto mehr gelüſtete es den Laien und den Weltgeiſtlichen nach allerlei Entſagungen, um des Himmelreiches willen. Und ſo mußte denn namentlich auch das Faſten in den Augen der chriſtlichen Welt immer mehr im Anſehen ſteigen.

Seit dem 8. Jahrh. ſchien die Nothwendigkeit des Faſtens in der ganzen Chriſtenheit ihre höchſte Höhe erreicht zu haben; das Verdienſtliche deſſelben war allgemeiner Glaube, ſodaß ſich auch der Laie dieſe Wohlthat für ſeine Seligkeit nicht nehmen laſſen wollte. Um ſo lebhafter fuhren die Geiſtlichen fort, für geregelte Einrichtungen zu ſorgen, damit Jedermann wiſſe, was er zu thun und zu laſſen habe auch im Eſſen und Trinken, wenn er nicht verloren gehen wolle. Man hielt von Seiten der Kirchenvorgeſetzten mit Eifer auf die Befolgung der erlaſſenen Faſtengebote, und gewiß größtentheils aus wahrer Überzeugung. Allein die höchſte Spitze in den Beſtimmungen der Faſten, noch viel weniger in der Strenge, womit man auf die Haltung dieſer Faſtengebote drang, war noch lange nicht da. Wie hätte dies auch bei dem ſo ungeheuern Zunehmen der Mönche und der Mönchsorden, ſowie bei dem außerordentlichen Steigen der geiſtlichen Gewalt denkbar ſein ſollen? Das Inſtitut der Faſten wurde nicht allein immer mehr ausgebildet, ſondern die Strenge im Beſtrafen der Übertreter der Faſtengebote fuhr fort zu wachſen bis in 11. Jahrh., wo wenigſtens einiges Licht in die Nacht der Dunkelheit zu ſchimmern begann, das nicht mehr von Allen ſogleich für ein Teufelslicht gehalten wurde. — Wie ſehr jedoch das ſtrenge Halten auf geſetzliches Faſten zugenommen hatte, beweiſt der oft ausgeſprochene Kirchenbann gegen die Frevler, die ſich hatten gelüſten laſſen, in der Faſtenzeit Fleiſch zu genie-

Digitized by Google

ßen. Baronius erzählt ſogar in ſeinen Annalen auf das Jahr 1018, daß man den Fleiſcheſſern in der Faſten die Zähne ausgeſchlagen habe.

Sehen wir nun auf die verſchiedenen Faſten, die nach und nach in der Chriſtenheit gewöhnlich geworden waren. Nehmen wir

1) die wöchentlichen Faſten, wol die älteſten unter den Chriſten und die verbreitetſten. Am heiligſten und allgemeinſten war es der Freitag, der zum Faſten beſtimmt worden war, weil Jeſus an demſelben ſtarb. Dazu war noch ſehr frühzeitig von den eifrigen Chriſten die Mittwoch genommen worden, weil an derſelben der Tod Jeſu von den Juden beſchloſſen worden war. Die judaiſirenden Chriſten mögen auch wol darum zwei Tage in der Woche dazu beſtimmt haben, weil ſie durch das Vorbild der Phariſäer an zwei Faſttage gewöhnt worden waren, Montags und Donnerstags, wo ſie auch in ihren Schulen (Synagogen) zuſammenkamen, um ſich das Geſetz erklären zu laſſen, wobei die Eifrigen auch faſteten. Die von den Chriſten veränderten Tage und die dafür angegebenen Gründe machten die Sache auch den Heidenchriſten werth. Vorzüglich griffen die Aſketen und Mönche darnach, die ſich am liebſten für Streiter Chriſti anſahen, ein Bild, das auch die älteſten Kirchenlehrer gern gebrauchten. Deshalb erhielten auch dieſe Faſttage nach der Wache der römiſchen Soldaten, die Statio hieß, den Namen Stationes. Wir wiſſen ſchon, daß ſie Anfangs nicht für Alle geſetzlich waren, ſondern freiwillig gehalten wurden; ebenſo, daß man in der Regel nur bis Nachmittags um 3 Uhr zu faſten pflegte. Nachdem man es aber, ſeit Montan, ſtrenger mit dem Faſten zu nehmen anfing, erhielt dieſe Art, Faſttag zu halten, den Namen der Halbfaſten oder Semijejunium. Nach den ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen waren eigentlich nur die Geiſtlichen und Mönche dazu verpflichtet. Allein viele der Laien fanden es billig und recht, ſich davon nicht ganz zurückzuziehen, vorzüglich des Freitags, der auch immer mehr dafür beſtimmt wurde. — Wegen der Mittwochsfaſten gab es ſchon frühzeitig Zwieſpalt zwiſchen den morgenländiſchen und abendländiſchen Biſchöfen. Im Anfange des 4. Jahrh. hatte man auf einer Synode in Spanien zu den Wochenfaſttagen noch den Sonnabend hinzugefügt, was von den Morgenländern ſo wenig gebilligt wurde, daß ſogar den Mönchen das Faſten am Sonnabende erlaſſen wurde; ja man fand es unſchicklich, am Sonnabende zu faſten. Im Abendlande war dies anders; es gab nicht Wenige, die das Sonnabendfaſten für eine zweckdienliche Vorbereitung auf den Sonntag erklärten und es hielten. Da jedoch den Meiſten ein dreimaliges Faſten in der Woche zu viel war, ſo trat im Abendlande das Mittwochsfaſten immer mehr in den Hintergrund. In den alten Gewohnheiten der Chriſten lag das Sonnabendfaſten offenbar nicht, im Gegentheil war es eine Neuerung der ſpaniſchen Biſchöfe, die aber auch damit die altgewöhnliche Mittwochsenthaltung nicht verdrängen wollte. Das machte ſich von ſelbſt, wäre aber, bei der entſchiedenen Abneigung der orientaliſchen Biſchöfe gegen dieſe Neuerung, höchſt wahrſcheinlich wieder eingegangen, wenn nicht der römiſche Biſchof Innocentius I. im 5. Jahrh. eingegriffen hätte. Dieſer Mann, der bereits alle abendländiſchen Kirchen von der römiſchen für abhängig erklärte, weil ſie alle von den Schülern und Nachfolgern Petri gegründet worden wären, behauptete gradehin wider alle Gewohnheit der erſten Chriſten, und hauptſächlich der Morgenländer, daß am Sabbath, d. i. am Sonnabende, ſo gut als am Freitage gefaſtet werden müſſe, weil Jeſus auch am Sonnabende im Grabe gelegen hätte, weshalb es wahrſcheinlich ſei, daß die traurigen Jünger Jeſu auch an dieſem Tage gefaſtet hätten. Es fand jedoch ſelbſt im Abendlande nicht allgemeinen Beifall; im Morgenlande gar keinen, ja man ſprach ſich ſo beſtimmt dagegen aus, daß man auch wol diejenigen, die des Sonnabends faſteten, aus der Kirchengemeinſchaft ausſchloß. Die griechiſch-katholiſche Kirche hat auch ſpäter, und ſogar dann noch weniger, etwas davon wiſſen wollen. Selbſt ihre Mönche, auch die ſtrengſten, wie z. B. die äthiopiſchen, die doch ſonſt im Faſten Außerordentliches leiſten und nicht genug derſelben ausfindig machen können, ſind ſtets die heftigſten Gegner der Sonnabendsfaſten geweſen, und haben ſich hierin fortwährend den Bemühungen der römiſch-katholiſchen Miſſionäre widerſetzt. Man vergl. *Chladenius*, De Stationibus veterum Christian. (Lipsiae 1744.) *Albaspinaeus*, De veteribus ecclesiae ritibus. Observatio 15.

2) Die Vigilien, oder nächtlichen Gottesdienſte der erſten Chriſten, die Anfangs wegen der Verfolgungen ein Werk der Nothwendigkeit waren, ſpäterhin theils aus Liebhaberei noch im 4. Jahrh. in vielen Gegenden feſtgehalten wurden; theils wurden ſie eben wieder von manchen gedrückten Kirchenparteien, hauptſächlich von den Arianern, gepflegt, welche ſie am meiſten durch Abſingung ſchöner Hymnen feierlich und anziehend zu machen wußten, was Chryſoſtomus ihnen nachthat — dieſe Vigilien, die in der Nacht zum Sonntage und vor allerlei Feſten, hauptſächlich und am dauerndſten vor den Feſten der Märtyrer gehalten wurden, führten doch ſehr bald große Nachtheile mit ſich; man klagte laut über ſittliche Misbräuche und gab Verordnungen, daß keine Frauen ihnen beiwohnen ſollten. Da ſich dies nicht gut durchſetzen ließ, ſo kürzte man ſie ab, machte theils Frühgottesdienſte (Frühmetten) daraus, theils Vespern, theils verwandelte man ſie in Faſttage, wohin auch in der abendländiſchen Kirche das Sonnabendfaſten gerechnet werden kann. Solche Faſttage, die vor verſchiedenen Feſten, als den Marienfeſten, Johannis des Täufers, des Laurentius ꝛc., gehalten wurden, behielten in der römiſchen Kirche den Namen Vigilien (ſ. dieſen Art.). Dennoch ſind die eigentlichen Vigilien nicht ganz ausgerottet, wol aber verkürzt worden.

3) Das große oder 40tägige Faſten; Quadrageſimalfaſten des Jahres. Es iſt ſeinem Urſprunge nach das Faſten, welches jedem andern chriſtlichen Faſten zum Grunde liegt, und zugleich das heiligſte und wichtigſte, wenn man es im Sinne der erſten Chriſten nimmt, ſowol dem Gegenſtande nach, der es hervorrief, als der Strenge nach, mit welcher man es feierte. Dieſes große Faſten begriff nämlich die 40 Stunden, welche

Digitized by Google

Jeſus im Grabe gelegen hatte. Dabei berief man ſich auf Matth. 9, 15, als auf den Ausſpruch Jeſu wegen ſeiner Jünger: Wie können die Hochzeitleute faſten, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen iſt; alsdann werden ſie faſten. Es war in der griechiſch-katholiſchen Kirche dieſer Sonnabend darum auch der einzige, an welchem gefaſtet wurde, in Verbindung mit dem Freitage, als dem Todestage Jeſu, und zwar ſo, daß dieſes Faſten ein durchaus ſtrenges war, oder eine ὑπερθέσις (superpositio), d. h. eine Verſtärkung, ein Zuſatz zu den übrigen Wochenfaſten am Freitage. Man kann alſo ſagen, daß der Grund der Wochenfaſten, und ſomit aller Faſten, in dieſem 40ſtündigen Faſten lag. Es war aber auch darum ein verſtärktes, weil es nicht blos mit einer Xerophagie, ſondern mit einer gänzlichen Enthaltung von allen Speiſen (abstinentia) ohne Unterbrechung gefeiert wurde. — Nach und nach verlängerten ſich dieſe Tage der großen Faſten, nämlich in der heiligen oder der Kreuzigungswoche am Freitage und Sonnabende, oder das 40ſtündige Faſten in 40 Tage, doch nicht ſo, als ob wirklich volle 40 Tage gefaſtet worden ſei, ſondern nur in Angabe einer runden Zahl, und zwar der heiligen 40, was die meiſten alten Kirchenlehrer ausdrücklich berichten. Die Wochen vor Oſtern wurden deshalb in der lateiniſchen Kirche quadragesima und in der griechiſchen τεσσαρακοστή genannt. Dieſer Name war gewählt worden, um des Vorbildes willen, das Moſes, Elias und Chriſtus mit ihren 40tägigen Faſten gegeben hatten, oder auch um der 40 Jahre willen, welche die Juden in der Wüſte zubrachten, und um der 40 Lager willen, die als Vorbilder auf das Chriſtenthum angeſehen wurden. War aber auch die Benennung ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ziemlich allgemein eingeführt worden, ſo war es deshalb doch noch lange die Zeit nicht, in welcher dieſes Faſten beobachtet wurde. Bei der Freiheit der Gemeinden, ſich ihre Einrichtungen ſelbſt zu beſtimmen, wurde an einem Orte länger, an andern Orten kürzer gefaſtet. Nicht anders verhielt es ſich mit der Art, wie gefaſtet wurde. Ein Theil der Chriſten enthielt ſich in der großen Faſten alles Fleiſches, ein anderer nur des Fleiſches der vierfüßigen Thiere, anderer noch genauerer Beſtimmungen des Erlaubten und Verbotenen nicht zu gedenken; hier waren Milchſpeiſen erlaubt, anderwärts verboten, ſowie Alles, was von Milch kommt, als Butter, Käſe. Unter den Mönchen waren natürlich die Verbote geſchärfter, ſodaß zuweilen auch ſelbſt das Öl nicht erlaubt war, ſondern nur Brod und Waſſer. Kurz eine gleichmäßigere Beſchaffenheit dieſes Faſtenlebens, was vita quadragesimalis hieß, und das erlaubte Eſſen cibus quadragesimalis, ordnete ſich erſt nach und nach. Auch in den für dieſes Faſten beſtimmten Wochen wich man ſehr von einander ab, wie in der Zahl der Tage. Dennoch gaben die Alten dieſe Einrichtung für eine göttliche oder auch apoſtoliſche aus, was ſie offenbar nicht war, weil ſonſt mehr Übereinſtimmung darin geherrſcht haben würde. Daß jedoch dieſe Ausdrücke auch von den Alten nur für rhetoriſche Figuren und nicht im ſtrengen Sinne genommen wurden, beweiſt ein Ausſpruch des ſonſt überaus mönchiſchen Hieronymus: Praecepta majorum leges apostolicas arbitrantur. — Im Laufe der Zeit wurde die Zahl der eigentlichen Faſttage der Quadragesima auf 36 geſetzt, wofür die Abendländer ſechs Wochen, die Morgenländer dagegen ſieben Wochen vor Oſtern ordneten, weil die letzten nicht blos den Sonntag, ſondern auch den Sonnabend (mit Ausnahme des letzten Sonnabends vor Oſtern) nicht faſteten. Mit dieſen 36 Faſttagen wurden wieder Hinweiſungen auf altteſtamentliche Einrichtungen verbunden, weil das ganze alte Teſtament ein Vorbild auf Chriſtum ſein ſollte. Man verglich dieſe 36 Tage mit dem Zehnten, den die Juden den Leviten abzutragen hatten, und erklärte, daß man mit ſolchem Faſten Gott den zehnten Theil ſeiner Jahre weihe. Man ſprach daher von einer decimatio animae. Vergl. *Cassian.* collat. 21. c. 24. 25 und 30. Ferner *Gregor.* homil. 16 in evangelia: Dum vero annus per 365 dies ducitur, nos autem per 36 dies affligimur (durch das Faſten), quasi anni nostri decimas Deo damus. Sieht man auch daraus, und noch mehr aus den überaus zahlreichen Beſprechungen dieſes Gegenſtandes, welche Wichtigkeit die alte Kirche dem Faſten beimaß, ſo ſieht man doch auch mit Freuden aus mehren Ausſprüchen der Väter, daß ſie ſich nicht immer, im Grunde ſogar nur ſelten, bis zur Unduldſamkeit gegen andere Einrichtungen, als die ihrigen waren, bewegen ließen. So berichtet Auguſtin von dem in andern Dingen ſtrengen Ambroſius, er habe zur Mutter Auguſtin's, die ungewiß war, wie ſie ſich bei ſo abweichenden Gebräuchen betragen ſollte, geſagt: „Wenn ich in Rom bin, faſte ich am Sonnabende (Sabbath); bin ich aber hier (in Mailand), ſo faſte ich nicht. So mache du es auch, damit du Keinen ärgerſt, noch geärgert werdeſt." — Eine Sammlung von Faſtenpredigten hieß Quadragesimale. Unter den zwölf noch übrigen Faſtenpredigten Leo des Großen ſind z. B. folgende Sätze hier von Bedeutung: Das Faſten iſt nicht genug, obgleich es nothwendig iſt zur Vertheidigung gegen den Teufel, ſondern man muß auch beſſer werden. Man ſündigt aber auch, wenn man erlaubte Genüſſe meidet, wie dies die Manichäer thun, und dgl. — Freilich wurde der letzte Ausſpruch nur allzu wenig bedacht, noch weniger geübt. Vielmehr fuhr man in näheren Beſtimmungen dieſes allzu wichtig gehaltenen Gegenſtandes lebhaft fort, wovon nur angezeigt werden ſoll, daß endlich im 8. Jahrh. (wol noch nicht durch Gregor I.) die 40 Tage der Faſten vollſtändig gemacht worden waren. Je weniger in den erſten Zeiten des Chriſtenthums (in den erſten vier bis fünf Jahrhunderten) gleichmäßig feſtgeſetzt worden war, deſto größer war die freiwillige Strenge, mit welcher ſich die Freunde des Faſtens hervorthaten. Da es aber auch Gegner des Faſtens gab, von denen wir zu den bereits genannten nur noch den Aërius im 4. Jahrh. anführen wollen, ſo kann man ſich nicht wundern, wenn die meiſten Biſchöfe, die gewöhnlich Förderer und Liebhaber der Enthaltſamkeitspredigt waren, einen Grund lebhafterer Empfehlung, beſonders der Quadrageſima, daher nehmen, daß ſie der Chriſtenheit nachſagen, ſie habe nicht

Digitized by Google

wenig in früherer Strenge des Faſtens nachgelaſſen. Man hielt daher täglich fromme Verſammlungen in den Kirchen, wenigſtens in den Hauptkirchen, reichte jeden Sonnabend und Sonntag das heilige Abendmahl, nahm um Oſtern die Büßenden wieder in die Gemeinſchaft der Gläubigen auf ꝛc. Die bürgerlichen Geſetze halfen nicht wenig zu einer größern Eingezogenheit des Lebens während der Quadrageſima, in welcher, nach Cod. *Theod.* l. 15. tit. 5. leg. 5, alle geräuſchvolle Vergnügungen, als Hochzeiten, Schauſpiele, Gaſtmähler, verboten waren. Nach einem andern Gebote dieſes eifrig chriſtlichen Kaiſers mußten ſogar die Criminalproceſſe während der Faſten eingeſtellt werden. — Empfohlen wurde noch, daß das durch die Faſten erſparte Geld den Armen gegeben werden ſolle.

Erſt im 6. Jahrh. fing das Faſten an geſetzlich zu werden, ſodaß die Biſchöfe auf Concilien beſchloſſen, Alle für Übertreter der Kirchengeſetze zu erklären, die den Faſtenbeſtimmungen nicht Folge leiſten würden. Wir haben bereits geſehen, wie und bis auf welche Zeit die Strenge hierin wuchs. Kaum hatten aber die Biſchöfe eine allgemein geſetzliche Verbindlichkeit für alle Chriſten aus dem Faſten und ihren Vorſchriften darüber gemacht, als man auch anfing, allerlei Auswege zu ſuchen, die Geſetzesbeſtimmungen künſtlich zu umgehen und mitten im Faſten nicht zu faſten. So hatte Jonas, der Biſchof von Orleans um 828, auf das Erſuchen eines frommen Laien, ein Werk verfaßt: Libri tres de Institutione Laicali, worin aus einem ſchon im 7. Jahrh. geſchriebenen Buche Folgendes ausgehoben wird: „Wenn ſich die Chriſten der vierfüßigen Thiere im Faſten enthalten, und ſtatt derſelben Faſanen, Pfauen und andere koſtbare Vögel und Fiſche genießen, ſo ſcheinen ſie mir ihre ſinnlichen Vergnügungen ſich nicht abzuſchneiden, ſondern nur zu ändern, und zwar nicht aus Enthaltſamkeit, ſondern wegen ihres zarten, verwöhnten Magens jene gemeinen Ergötzungen und ſchlechten Fleiſchſpeiſen wegzuwerfen, damit ſie nicht blos mit anderem, ſondern ſogar mit noch ſchmackhafterem Fleiſche ihre Wollüſte befriedigen können; indem man nicht die von Gott hervorgebrachte Natur von mancherlei Fleiſche, das dem Menſchen zum Gebrauche überlaſſen worden iſt, verdammen, wol aber die fleiſchliche Begierde fliehen muß, welche der Teufel mit dem Gefühle des Fleiſches eingeführt hat. Andere aber, welche mäßiger ſcheinen wollen und in einer ſtrengern Enthaltſamkeit ihren Ruhm ſuchen, eſſen von gar keinem Thiere, befriedigen dagegen ihre ungeheuere Eßluſt mit ausländiſchem Obſte und allerhand feinen Getränken, da doch die geiſtliche Enthaltſamkeit empfiehlt, nicht den Genuß einiger Speiſen, ſondern die Begierden einzuſchränken." (Vergl. Schröckh 23. B. S. 296.) — Man fing alſo ſehr zeitig an, dergleichen Auskunftsmittel hervorzuſuchen. Die Biſchöfe waren aber um ſo weniger im Stande, dieſe Umgehungen des Faſtenzweckes zu entfernen, je weniger ſie ſelbſt im Verbieten und Erlauben einig waren und ſein konnten. Hatte doch Iſidorus in ſeinen zwei Büchern de ecclesiasticis officiis zwar das Eſſen des Fleiſches, als wol nach der Sündfluth erlaubt, von Chriſto jedoch wieder verboten, ausgegeben, dagegen das Eſſen der Fiſche für rechtmäßig erklärt, weil Jeſus nach der Auferſtehung Fiſche aß. Bei ſo verſchiedenen Anſichten und oft geänderten, hier ſo, dort anders geſtellten Vorſchriften konnte natürlich gar keine gleichförmige, oder auch nur feſte Einrichtung in die Art des Faſtens gebracht werden, um ſo weniger, je mehr man daran arbeitete, und je mehr Jeder ſeine Neigung für eine größere oder geringere Strenge, wenigſtens für ſeine Untergebenen, geltend zu machen ſuchte, die alſo auch ebendarum nicht allgemeine Gültigkeit erlangen konnte. Daß veränderte Zeitverhältniſſe gleichfalls manche Abänderungen nöthig, oft ſogar zweckmäßig machten, liegt in der Sache. Je weiter daher das Faſteninſtitut ausgebildet wurde, um ſo mehr Mannichfaltigkeit in den Geſetzen ſelbſt und um ſo mehr Luſt, dieſe auf eine geſchickte Art zu umgehen, mußte ſich zeigen, und zeigte ſich wirklich. Im Allgemeinen iſt daher nur zu ſagen: Je reicher die Klöſter wurden, deſto nachläſſiger wurden die Mönche in Befolgung der Strenge ihrer Faſten. Dies gab gewöhnlich den Eiferern Veranlaſſung, Reformationen zu machen und neue verbeſſerte Congregationen in ihre Orden zu bringen, die nicht ſelten bis zur Überſpannung ſtreng waren, ſo lange der Reichthum nicht wieder andern Sinnes werden ließ, oder auch die Ehrſucht, die gern Auffallendes bringt, was die Menge anſtaunt.

4) Die übrigen Faſten im Laufe des Jahres haben mit dem Quadrageſimalfaſten Vieles gemein, und ſind, wie die bis zur angegebenen Zeit eben geſchilderten, gleichfalls Vorbereitungen zu mancherlei Feſten, und beſonders feierlichen Handlungen der Kirche. Unter dieſen ragen die vierteljährlichen Faſten hervor, wofür oft folgende Stelle aus dem erſten Sermon Leo des Großen angeführt wird: Si quidem jejunium vernum in quadragesima, aestivum in pentecoste, auctumnale in mense septimo, hiemale autem in hoc, qui est decimus, celebramus. M. Karl Chriſt. Friedr. Siegel ſetzt in ſeinem Handbuche der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer (2. Bd. S. 77) hinzu: Das Vorgeben Bellarmin's (De bonis operibus. L. I. c. 19), als wären die drei erſten vierteljährlichen Faſten von den Apoſteln, das vierte aber von Calliſto im J. 224 angeordnet, hat nichts für ſich. Auch die vierteljährlichen Faſten ſind nach und nach entſtanden, und zwar um die Juden nachzuahmen, die im 4., 5., 7. und 10. Monate faſteten (was wir ſchon angemerkt haben, und was wir hier darum wiederholen, um das Judaiſirende der altchriſtlichen Biſchöfe an einem Beiſpiele mehr hervorzuheben). Vielleicht auch mit Rückſicht auf die Heiden, welche drei sacrificia solemnia, und zwar fructuum causa, feierten, welche vinalia, robigalia und floralia hießen. Auch konnte man ſie als ſtellvertretend für die Vigilien anſehen, die man, nachdem ſie abgeſchafft worden waren, allmälig in Faſttage verwandelte. Sie ſind auch nicht an allen Orten zu gleicher Zeit gehalten worden, wie z. B. aus dem Synodo Salegunstadensi (Seligenſtadt am Main) 1023. can. 2 erhellt. — Dieſem fügen wir noch eine Stelle aus der Schrift des Iſidor (De ecclesiasticis officiis libri II.) bei, wo zu-

Digitized by Google

erſt von der großen Faſtenzeit (den Quadrageſimalfaſten) und von vier jährlichen Faſten geredet wird, als: nach Pfingſten, im ſiebenten Monate, am 1. November und am 1. Januar. Auch Iſidor läßt die erſten drei jährlichen Faſten als jüdiſchen Urſprungs gelten; das Neujahrfaſten hingegen ſei als Gegenſatz wider die Heiden, die an dieſem Feſte ſich allen möglichen Erluſtigungen überließen, eingeführt worden. Endlich wird vom dreitägigen Faſten und vom wöchentlichen gehandelt — und alſo damit die ganze Reihe der zu Iſidor's Zeit gewöhnlichen Faſten dargeſtellt. Zuletzt erwähnt auch er, daß die Gemeinden in ihren Faſten und Faſtengebräuchen ſehr von einander abwichen, und gibt die Regel, daß man die Gebräuche jeder Gemeinde mit ihr zu beobachten habe. — Kam man demnach auch mit der Benennung der vier jährlichen Faſten, außer den Quadrageſimalfaſten, lange Zeit nicht überein, was darum nicht wol möglich war, weil die Zeit der Haltung derſelben lange verſchieden blieb, ſo waren es doch immer, vom 5. Jahrh. an, vier Zeiten des Jahres, in welchen, ohne die großen Faſten, noch beſonders gefaſtet wurde. Die quatuor tempora beſonderer Faſten waren alſo gewöhnlich, ohne daß eine gleichmäßige Ordnung in ſie hineingebracht worden war. Sie fielen auch wol mit andern gewöhnlichen Faſttagen zuſammen und verdoppelten nur die Wichtigkeit derſelben. Am meiſten ſcheint dies mit dem jejunium vernum der Fall geweſen zu ſein, weil es mit der quadragesima zuſammenſtieß. Wenn aber dieſe ſogenannten Vierteljahrfaſten jeden erſten Freitag eines Vierteljahrs begangen wurden, woher das zuſammengezogene Wort Quatember aus quatuor tempora kommt, ſo waren es ja keine neuen, ſondern nur verſtärkte Faſten, die mit größerer Genauigkeit und Strenge gehalten werden ſollten. Dabei darf jedoch nicht vergeſſen werden, daß die Gebräuche nicht überall gleich waren, ja daß viele Biſchöfe eine ſolche Gleichheit nicht einmal für nothwendig hielten. Darum ſind auch die Nachrichten darüber ſo verſchieden. Von Zeit zu Zeit wurden Änderungen vorgenommen, die ſich doch meiſt auf irgend eine ſchon herrſchend geweſene Gewohnheit der alten Kirche bezogen. So ſchreibt Grundmayr in ſeinem liturgiſchen Lexikon der römiſch-katholiſchen Kirchengebräuche S. 319: „Nach dem 10. Jahrh. erſt ſind die vier Quartalfaſten mit dreimaligen Faſttagen, als Mittwochs, Freitags und Sonnabends, durch jede Quatemberwoche ordentlich anbefohlen und in der ganzen Chriſtenheit eingeführt worden." Dieſe neu befohlenen drei Tage der erſten Woche jedes Vierteljahres waren aber nur für dieſe Allgemeinbeſtimmung für die Quatemberfaſten etwas Neues, im Übrigen keineswegs. Schon ſeit dem Anfange des 6. Jahrh. hatte man einige dieſer Faſten mit drei Tagen gefeiert; nur daß die Tage ſelbſt verſchieden waren. Das Pfingſtfaſten z. B., gleich in der Woche nach Pfingſten, was mit dem jejunium aestivum für eins genommen wird, wurde 517 auf der Kirchenverſammlung zu Girona für drei Tage angeſetzt, vom Donnerstage bis zum Sonnabend. Ebenſo wurde das Advents- oder Winterfaſten nach der Kirchenverſammlung zu Mascon im J. 581 auf drei Tage in jeder Woche geſetzt und dafür der Montag, die Mittwoch und der Freitag gewählt. Dieſes Faſten, als Vorbereitung auf die Feier der Geburt Jeſu, war überhaupt eins der wichtigſten, ſodaß es unmittelbar nach dem Quadrageſimalfaſten, ſeiner Bedeutung nach, folgte. Die Dauer deſſelben war zwar verſchieden, immer jedoch in der alten Kirche von nicht geringer Länge; die übertriebene Dauer der mönchiſchen Faſten gar nicht in Erwägung gezogen. Erſt auf der ſchon genannten Synode zu Seligenſtadt 1022, und anderwärts ſpäter wiederholt, wurde es auf die letzte Woche vor Weihnachten eingeſchränkt. — Die *jejunia quatuor ordinationum*, die man nach und nach einführte, theils um die Weihungen wichtiger zu machen, weil die Kirche gewohnt war, ſich auf alle ihre Hauptfeſte durch Faſten vorzubereiten, theils um die Apoſtel nachzuahmen, von denen es im 14. Cap. der Apoſtelgeſch. V. 23 heißt: „Und ſie ordneten ihnen (den gläubig Gewordenen) hin und her Älteſten in den Gemeinden, beteten und faſteten," — können wenigſtens in der alten Kirche nicht für der Zeit nach beſtimmte Faſten gehalten werden, da keine Zeit der Weihe feſtgeſetzt war. Da ſie aber ſeit 813 (Kanon 34 des Concils zu Mainz) auf die vierteljährlichen Faſten verlegt wurden, ſo fallen ſie wenigſtens mit dieſen zuſammen und können nur für verſtärkte Faſttage angeſehen werden. Auf dieſe Weiſe war es auch mit den Monatsfaſten, die eine Nachahmung der jüdiſchen Neumondsfeier ſein ſollten.

Manche der in den erſten 600 Jahren der Kirche eingeführten Faſten hatten einen ſehr gelegentlichen Urſprung. Im Grunde war es mit allen Faſtenbeſtimmungen nicht anders, da ſie nach und nach, völlig unabhängig von einander, hier ſo, dort anders eingerichtet wurden, ohne daß man dieſe Verſchiedenheit einander zur Sünde machte. Es waren fromme Annahmen, die in den Zeitbegriffen lagen, die aber doch Jeder ſo oder anders machen konnte. Selbſt Auguſtinus erklärte ſich über die Faſtengebräuche ſo: Wenn ihr mich um meine Meinung hierüber fragt, ſo finde ich in den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, daß wir faſten ſollen; aber an welchem Tage es geſchehen ſolle, oder nicht, davon hat uns weder Chriſtus, noch ſeine Apoſtel etwas geboten. Darum waren auch nicht wenige angeſehene Kirchenlehrer ſo nachgiebig, wie wir geſehen haben, gegen die verſchiedenen Faſtenbeſtimmungen, weil ſie die Ordnung hierin nicht für Gottes Gebot, ſondern für eine fromme Sitte hielten, die gut ſei, wenn ſie nur von Zeit zu Zeit geſchähe, während ſie die durch Gewohnheit dafür beſtimmte Zeit für gleichgültig hielten. Nur daß eine Annahme mehr oder weniger für ſich hatte, als die andere. Und darin beſtand denn auch in der That der ganze Unterſchied. Da uns aber nicht immer alle Umſtände und Verhältniſſe, unter welchen eins und das andere dieſer Faſten eingeführt wurde, überliefert worden ſind, ſo kann auch der Grund der Entſtehung nicht immer gleich einleuchtend ſein. Mit dem Faſten vor Himmelfahrt, das in der Mitte des 5. Jahrh. von Mamercus, einem Biſchof von Vienne, eingeführt wurde, liegt der Grund deutlich vor, welcher hier vorzüglich um deswillen anzugeben war, weil in der

Digitized by Google

frühern chriſtlichen Zeit die Tage zwiſchen Oſtern und Pfingſten gar nicht gefaſtet worden war. Es hatten ſich Landplagen eingefunden, welche der Biſchof durch beſondere Faſttage (abermals nach altjüdiſchen Begriffen) zu beſeitigen vermeinte. Drei Faſttage waren dafür angeordnet worden. An dieſen Tagen wurden nun verſchiedene Litaneien, wahrſcheinlich ſolche, die auf die Plagen ſelbſt Beziehung hatten, abgeſungen, weshalb denn dieſes Faſten **jejunium litaniarum** genannt wurde. **Jejunium rogationum** hieß es gleichfalls, und zwar darum, weil es nach dem Sonntage Rogate gefeiert wurde. Dieſem Faſten ſchloſſen ſich nun noch manche andere Gegenden an, ob es gleich nie allgemein geworden iſt, nicht einmal in der abendländiſchen Kirche, wie viel weniger im Morgenlande.

Ähnliche einzelne Faſttage hat es noch viele gegeben, die jedoch keinen Fortgang und ſomit keine Geſchichte haben. Daß ſich die Einrichtung einer Gegend und einer Zeit von der andern auch wol gradehin widerſpricht und die Gebräuche ſeltſam in einander laufen, iſt unter ſolchen Umſtänden natürlich. Eine große Veränderung auch im Faſten ereignete ſich, als der lang vorbereitete Streit der abendländiſchen mit der morgenländiſchen Kirche, oder eigentlich der römiſchen Patriarchen mit den conſtantinopolitaniſchen ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, ſodaß ſich beide Kirchen zu trennen anfingen.

Nicolaus I. begann um 860 von Neuem den ehrgeizigen Kampf mit dem ſchnell für den abgeſetzten Ignatius gewählten Patriarchen Photius, gegen welchen der Papſt die Sprache des Oberherrn führte, desgleichen gegen den Kaiſer Michael. Der Verlauf dieſes Streites, der nicht hierher gehört, iſt in Schröckh's Kirchengeſchichte B. 24. S. 126—226 nachzuleſen. Da aber ohne dieſe ehrgeizige Eiferſucht der römiſchen und conſtantinopolitaniſchen Patriarchen alle noch ſo bedeutende Abweichungen beider Kirchen in Gebräuchen und Einrichtungen dennoch keinen Bruch herbeigeführt haben würden, ſo muß mindeſtens auf den Grund ſo ernſthafter Händel im Allgemeinen verwieſen werden. Der Streit ging zur Frage über, ob der römiſche oder der conſtantinopolitaniſche Patriarch rechtmäßiger Oberhirt über die Bulgaren ſei. Der Fürſt der Bulgaren ſelbſt neigte ſich für Rom, ſchickt Geſandte und Geſchenke 866 und bat um Beantwortung mancher Fragen. Nicolaus belehrte ihn in einem langen Schreiben, wobei er das Volk von Conſtantinopel völlig abzuziehen ſuchte und mancherlei griechiſche Gebräuche verwirft, z. B. daß man ſich an der Mittwoch und am Freitage (als an den gewöhnlichen Faſttagen) nicht baden ſolle; ſchreibt ihnen dagegen vor, in der großen Faſtenzeit nicht zu heirathen, noch Gaſtmähler anzuſtellen ꝛc. Photius dagegen hält 867 eine Synode, auf welcher der Papſt in den Kirchenbann gethan und für abgeſetzt erklärt wird. In dem Rundſchreiben nennt Photius die abendländiſchen Geiſtlichen Irrlehrer, welche das Faſten am Sabbath (Sonnabend) eingeführt, auch in den erſten Wochen der großen Faſten den Genuß der Milch, der Käſe und dergl. erlaubten. — Auf dieſe Art wurden denn auch die verſchiedenen Faſteneinrichtungen der abend- und morgenländiſchen Kirche unter vielen andern mit in den großen Streit gezogen, deſſen Grund Herrſchſucht war. — Im Fortgange dieſer Geſchichte, als Kaiſer Michael von ſeinem Mitregenten Baſilius noch 867 ermordet und Photius vom Baſilius abgeſetzt, Ignatius dagegen wieder eingeſetzt worden war, wurde den bußfertig ſich zeigenden Klerikern auferlegt, kein Fleiſch, keine Eier und keinen Käſe zu eſſen bis Weihnachten ꝛc., alſo das Faſten als Strafe der Bußzucht aufgelegt. Das Anathema des Photius und die Unterwerfung des Baſilius unter Rom wirkten jedoch unter Vielen Unzufriedenheit; man beſchwerte ſich, daß die conſtantinopolitaniſche Kirche der römiſchen wie eine Magd der Frau unterworfen worden ſei. Kurz der Streit brach von Neuem aus. Hierher gehört in des Biſchofs von Paris, Äneas, durch dieſen Streit entſtandenen Widerlegungsſchrift, **Liber adversus Graecos**, die Auseinanderſetzung vom Unterſchiede der Gebräuche vieler chriſtlichen Länder im Faſten: Ägypten und Paläſtina faſten neun Wochen vor Oſtern; ein Theil Italiens enthält ſich in der großen Faſtenzeit in jeder Woche drei Tage lang vom Gekochten; in Teutſchland ißt Jedermann in ſolcher Zeit Milch, Butter, Käſe und Eier, es wäre denn, daß Einer es aus beſonderer Andacht unterließe. — Als nun Photius nach des Ignatius Tode von Neuem Patriarch wurde und dem römiſchen Biſchofe ſich gar nicht unterwürfig, dabei doch klug und feſt bezeigte, zerfiel alle Einigkeit ſo gänzlich, daß der Bruch vollkommen wurde. Man hatte, wie ſchon erinnert, den Herrſchſuchtſtreit beider Patriarchen zu einem Streite beider Kirchen, der abendländiſchen und morgenländiſchen, gemacht, wo auch die Abweichungen im Faſten hart angegriffen wurden; namentlich 1053 wird von Michael Cerularius bemerkt, daß die Abendländer mit ihrem ungeſäuerten Brod und Sabbathfaſten weder Juden, noch Chriſten ſind, ſondern den Leoparden gleich, deren Haare weder weiß, noch ſchwarz ſind. Was auch dagegen geſchah, ſo ſind doch beide Kirchen von dieſer Zeit an als getrennte zu betrachten. Unter die Irrlehren der abendländiſchen Kirche wird von jetzt an immerfort geſetzt, Anfangs vorzüglich von den Patriarchen zu Conſtantinopel, daß ſie den Sabbath feierten, die großen Faſten nicht ſtreng genug hielten und ihre Mönche Fleiſch und Speck eſſen ließen. Urtheilten nun auch andere morgenländiſche Patriarchen und Biſchöfe über dieſe und ähnliche Verſchiedenheiten gelinder, ſo drang dies doch nicht durch, ſodaß wir von jetzt an auch in den unwichtigern Gebräuchen beide Kirchen als getrennte und einander feindſelige betrachten müſſen. Von jetzt an ſind alſo die Gebräuche beider Kirchen von einander zu trennen, auch in dem Faſten. Alſo:

Fortgeſetzte Geſchichte des Faſtens in der abendländiſchen Kirche oder der römiſch-katholiſchen. In den Zeiten der Trennung beider Kirchen hatte allerdings die Strenge des Faſtens im Abendlande bedeutend nachgelaſſen. Das war jedoch nicht allgemein ſo, noch weniger war es immer ſo geweſen. Der große Mönchsfreund, Gregor I., hatte z. B. ausdrücklich verordnet, daß an den Faſttagen weder Fleiſch, noch was dem Fleiſche verwandt ſei, genoſſen werden dürfe. Von

Digitized by Google

der Schärfe dieſer Regel hatte man ſich freilich zu befreien gewußt. Selbſt die Mönche, ſo hoch ſie auch ihren Gregor den Großen ehrten, waren doch in dieſem Punkte immer dann anderer Meinung geworden, ſobald ihre Klöſter durch Gaben der Laien, die überſchwenglich ausfielen, weil ſie Sündenvergebung und Himmelreich brachten, reich geworden waren. Dann gab es aber auch immer Andere, die bald aus Gewiſſenhaftigkeit, bald aus Ehrgeiz unzufrieden damit waren, neue Congregationen ſtifteten, und meiſt ſo ſtrenge, daß ſie ſich hierin kühn den Morgenländern wenigſtens an die Seite ſetzen konnten; ja ſie übertrafen oft ihre Gegner, wenn wir auch nur die geſetzlichen, nicht die freiwilligen Faſten ausgezeichneter Eiferer in Betracht ziehen wollen. Dieſe Strenge währte dann immer wieder ſo lange, bis auch dieſe Mönchsreformationen durch Reichthum verweltlichten. Und ſo waren denn immer ſtrenge und nachläſſige Beobachtungen der geſetzlichen Faſten unter den verſchiedenen Mönchscongregationen zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten zu finden. — Die Sonnabendfaſten waren gegen die Gewohnheit der Morgenländer allerdings in Rom längſt eingeführt worden, wie wir bereits berichteten, obgleich Innocentius I. feſtgeſetzt hatte, daß am Sonnabend nicht gefaſtet werden ſollte, weil Jeſus an demſelben im Grabe gelegen, wodurch die Ruhe der Chriſten in der ewigen Seligkeit vorgebildet worden ſei. In der Folge erhob Gregor VII. (von 1073 an) das Faſten am Sonnabende zum Unterſcheidungsgeſetz von der morgenländiſchen Kirche, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem Innocenz I. es unterſagt hatte, weil nämlich Jeſus an dieſem Tage im Grabe gelegen und alſo ſeine traurigen Jünger an demſelben gefaſtet hätten. — Die Mittwoche und der Freitag, vor Allem der letzte, blieben jedoch geſetzlich vorzüglich heilige Faſttage, an denen nur dann, nach Honorius' Beſtimmung, die auch mit den Kirchenregeln vollkommen übereinkam, nicht gefaſtet werden ſollte, wenn das Weihnachtsfeſt auf einen dieſer Tage fallen ſollte. — Innocentius III. (1198 — 1216) hatte im Anfange des 13. Jahrh. geboten, daß der heilige Abend (der Tag vor dem Feſte) jedes Apoſteltages ein Faſttag ſein ſollte. Ausgenommen waren das Feſt Philippi und Jacobi, weil es zwiſchen Oſtern und den weißen Sonntag fiel (die Woche nach Oſtern hieß die weiße und die Woche vor Oſtern unter Anderem auch die ſchwarze); ebenſo das Feſt Johannis des Evangeliſten, weil es ins Weihnachtsfeſt fiel, die zur Freudenzeit gehörten. — Endlich hatte Urban IV. (1261) die heiligen Abende vor den drei Marienfeſten: Heimſuchung, Himmelfahrt und Geburt, zu Faſttagen erhoben. — Die Zahl der geſetzlichen Faſttage war demnach gewachſen, allein die Strenge, mit welcher es doch auch ſonſt nicht immer ganz vortrefflich geſtanden hatte, war freilich nicht mehr wie ehedem. Das beweiſen beſonders die eingeführten Lacticinia, wo allerlei Milchſpeiſen, Eier und Wein erlaubt waren. Durch den Genuß des Weines und Confectes wurde kein Faſten mehr für unterbrochen gehalten. Durandus (ſtirbt 1296) in ſ. Rationale divinorum officiorum begründet die Erlaubniß, an Faſttagen Fiſche zu eſſen, damit, daß er ſagt, es ſei recht, weil Gott wol die Erde, aber nicht das Waſſer verflucht habe, damit durch daſſelbe bei der Taufe Vergebung der Sünden ertheilt werden könne. Alexander von Hales iſt derſelben Meinung und rechnet das Faſten (wie Gebet und Almoſen) zu den Genugthuungen für wirkliche Sünden. Dennoch wurde es immer mehr erleichtert. Sogar die Collationen, d. h. Abendeſſen, wo in den Faſten, die nur am Tage etwas gewiſſenhafter befolgt werden mußten, allerlei kalte Speiſen, Obſt und Wein erlaubt waren, erheiterten ſeit dieſer Zeit die Faſtenden. Daher iſt es denn zum Sprüchwort geworden, daß man in römiſch-katholiſchen Ländern nie beſſer ſpeiſt, als in den Faſten. Darüber iſt auch ſchon die Stelle des Erasmus aus einem Briefe an den Biſchof von Baſel angeführt worden: Nunquam apud Pontificios operosior est culina nec apparatus major, quam per quadragesimam, in qua pauperes quidem esuriunt et duriter vivunt, sed divites jejunando deliciantur. Quis enim non malit truttam vel muraenam edere, quam suillam fumo duratam? Et quam multa sunt non carnes, quae ad libidinem provocant, v. g. testudines, cochleae.

Bei allen dieſen Erleichterungen der Faſten für Alle, die ſich dieſelben zu Nutze machen können, blieb dennoch der Grundſatz, das Faſten ſei ein ſo verdienſtliches Werk, daß man dadurch ſeiner Seele Seligkeit gewinne, ungekränkt. Die Laien wurden und werden daher ſtets eifrig von den Prieſtern zur Befolgung der Faſtenregeln angehalten, wie ſie eben waren und ſind; die Übertretung derſelben wurde und wird daher ſtets für eine Sünde erklärt, die gebüßt werden muß, am beſten durch Dispenſation oder Bezahlung um ſeiner Seele willen, welche Dispenſation man auch vor dem Faſten erlangen kann, wenn einer zu ſchwach zum Faſten iſt. Auch von den Hauptfaſten kann man ſich ſo befreit ſehen.

Man theilt die Faſten ein 1) in jejunium generale, wozu alle römiſch-katholiſche Chriſten verpflichtet ſind, als das 40tägige und die vier Quatemberfaſten; 2) consuetudinarium, das Gewohnheitsfaſten, oder das hergebrachte, das nur für gewiſſe Gegenden gilt, aber nicht überall; 3) poenitentiale, was zur Buße für allerlei Vergehungen aufgelegt wird; 4) votivum, das man ſich ſelbſt durch ein Gelübde auflegt; endlich 5) voluntarium, das freiwillige, um irgend etwas beſſer ausführen zu können, namentlich um größerer Andacht willen.

Das Faſten der griechiſch-katholiſchen Kirche.

Die griechiſch-katholiſche Kirche hält unter allen chriſtlichen Parteien das Faſten am höchſten und hat die alte Strenge der Väter am meiſten noch bis jetzt beibehalten. Die morgenländiſchen Chriſten im türkiſchen Reiche und im ruſſiſchen ſind jedenfalls im Faſten die eifrigſten, und erlauben ſich eher jede andere Sünde, als daß ſie ſich eine Übertretung der Faſtenvorſchriften zu Schulden kommen laſſen ſollten. Dazu haben ſie mehr Faſttage als jede andere Kirche, ſodaß beinahe ³/₄ des Jahres mit Faſten hingebracht werden. Am Nächſten ſtehen ihnen hierin die Armenier und Habeſſinier (Äthiopier) mit Grund-

Digitized by Google

ſätzen der altkoptiſchen Chriſten. Sie halten die Faſtengebote als Traditionen von den Apoſteln und den Vätern der erſten Kirche für ſo hoch, daß Jedermann zu willigem Gehorſam verbunden iſt, weshalb auch Befreiungen von den geſetzlichen Faſten nur im Nothfalle gegeben werden. Zwar hat auch hier die übertriebene Strenge der Alten, ſodaß ſelbſt Kranke, Wöchnerinnen und Säuglinge nicht davon losgeſprochen wurden, ſoweit nachgelaſſen, daß für ſolche Fälle Dispenſationen vom Faſten nicht mehr ſchwer halten; allein die Ärzte ſind doch noch immer eidlich verpflichtet, ohne Anzeige und Erlaubniß keinem Kranken ein Heilmittel zu verordnen, wozu Fleiſch, Fleiſchbrühe, Eier, Milch und Butter genommen werden. Die Hauptſache für Bewahrung dieſer Strenge iſt, daß das Volk ſelbſt in ſeinem Gewiſſen daran hängt, beſonders der Ruſſe. Daß in ſolchen Verhältniſſen von Seiten mancher Thäter und mancher Lehrer Übertreibungen vorkommen, iſt in der Ordnung. Indeſſen dürfte die Faſtenanſtalt doch wol nicht mehr für eine von Gott ſelbſt gegebene Verordnung gehalten werden, wie es der Patriarch Jeremias that, welcher ſich deshalb auf 3. Buch Moſ. C. 16. V. 29 berief (!) u. ſ. w. Mit Gebet und Almoſen ſoll das Faſten übrigens allerwärts verbunden ſein, ſodaß dies für keinen Unterſchied der griechiſch-katholiſchen und irgend einer andern chriſtlichen Partei angeſehen werden kann. Im Ganzen iſt das Verdienſtliche der Faſten ebenſo hervorgehoben worden, wie in der abendländiſchen Kirche. Es iſt ein Handel um das Himmelreich, wie der Patriarch Jeremias ſpricht: „Laſſet uns bemüht ſein durch Faſten und Gebet, als geiſtliche Kaufleute nach dem Himmelreich zu handeln;“ was nicht in Streit und Zank und allerlei Ungerechtigkeit geſchehen kann, ſondern, „wenn wir mit dem Leibe faſten, ſollen wir auch im Geiſte faſten und uns aller Bosheit enthalten.“ — Man theilt die Faſten in ordentliche und außerordentliche. Die erſten ſind die wöchentlichen und jährlichen, die in beſtändiger Ordnung wiederkehren; die außerordentlichen werden nur in Zeiten der Noth von ihren Biſchöfen und Patriarchen, in dieſer oder jener Gegend, zuweilen angeordnet, als in Kriegszeiten, bei großer Dürre, in Überſchwemmungen, bei Seuchen und dergleichen, wie es ſtets und überall Sitte war.

1) Wöchentliche Faſten ſind Mittwoch und Freitag, an welchen Tagen ſtets das ganze Jahr hindurch gefaſtet wird, wovon nur folgende vier Zeiten im Jahre ausgenommen ſind: a) die Zeit zwiſchen Weihnachten und dem Feſte der Erſcheinung, oder in den 12 Nächten, wie wir dieſe Zeit nennen, wogegen ſie ſagen, „in den 12 Tagen (ἐν τῷ δωδεκαημέρῳ); b) in der Woche nach Oſtern, bei den Abendländern die weiße Woche genannt, von den weißen Kleidern der am Grabe Jeſu erſchienenen Engel und den weißen Kleidern der Täuflinge ſo genannt, im Morgenlande dagegen hieß dieſe Woche διακαινήσιμος (Erneuerung), weil durch Jeſu Auferſtehung Alles erneuert wurde, oder die erſte Woche des neuen Kirchenjahres; c) in der Woche nach Pfingſten, ἐν τῇ ἑβδομάδι τοῦ ἁγίου πνεύματος (in der Heiligen-Geiſt-Woche); d) in der dritten Woche nach dem Feſte der Erſcheinung, um ſich von den ketzeriſchen Armeniern zu unterſcheiden, welche in dieſer Zeit ein feierliches Faſten halten, ihrem Sergius zu Ehren (ſ. Sergius), den dieſe den Heiligen nennen. — Daß die Morgenländer ſtets wider das Sonnabendfaſten der Lateiner eiferten und nur ſelten Ausnahmen zulaſſen, weil es in den ſogenannten apoſtoliſchen Satzungen unterſagt iſt, haben wir bereits erwähnt; nicht minder, daß die Mittwochs- und Freitagsfaſten für apoſtoliſche Traditionen gehalten werden. Es wird aber nützlich ſein, noch an Folgendes dabei zu erinnern: Man erlaubte in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche das Sonnabendfaſten unter Anderm auch darum nicht, weil es mehre Gnoſtikerparteien gab, welche den Gott der Juden für das böſe Princip erklärten, und zur Verachtung deſſelben und der Juden grade an dem Tage, welcher der Verehrung dieſes Gottes gewidmet war (der Sabbath), ein feierliches Faſten eingeführt hatten. In den ſogenannten apoſtoliſchen Conſtitutionen waren daher von den Rechtgläubigen, welche dieſe Gnoſtiker für Ketzer erklärten, alle Geiſtliche, welche dieſe Sonnabendsfaſten mitmachen würden, ihres Amtes zu entſetzen und die Laien aus der Kirchengemeinſchaft zu ſtoßen verordnet worden. Man berief ſich auch auf die untergeſchobene Epiſtel des Ignatius an Philipp, worin es heißt, daß derjenige für einen Mörder Chriſti zu halten ſei, der am Sonntage oder am Sonnabende faſte. Man erklärte alſo dieſen Brief des Pſeudo-Ignatius für echt.

2) Die großen jährlichen Faſten (αἱ τέσσαρες νηστεῖαι τοῦ καθ' ἑνὸς χρόνου). Deren ſind alſo vier. Die erſten die großen Oſterfaſten, ἡ πρώτη μεγάλη καὶ ἁγία τεσσαρακοστή (die Quadragesima der Abendländer), welche 7 Wochen dauert oder 48 Tage, von dem Montage Sexagesimae an bis auf den Oſterheiligenabend. — Die zweiten die großen Weihnachtsfaſten (ἡ δευτέρα νηστεία καὶ αὐτὴ τεσσαρακονθήμερος πρὸ τῆς κατὰ σάρκα τοῦ σωτῆρος γεννήσεως), dauert 39 Tage, vom 15. Nov. an bis zum 24. Dec. — Die dritten zur Ehre der Jungfrau Maria (ἡ τρίτη νηστεία τῆς θεοτόκου), fängt am 1. Auguſt an und währt bis zum 15., alſo bis auf Maria's Himmelfahrt. — Die vierten, die großen Faſten der Apoſtel (ἡ τετάρτη νηστεία τῶν ἁγίων ἀποστόλων), fangen am Montage nach Allerheiligen an, d. i. nach uns den Montag nach Trinitatis, und dauern ſo viele Tage, als man von Oſtern an bis zum 2. Mai zählt. Es kommt alſo darauf an, ob Oſtern früher oder ſpäter fällt, was die Zahl der Apoſtelfaſttage vermehrt oder vermindert. Das Ende derſelben iſt auf den 29. Juni geſetzt.

3) Die kleinen jährlichen Faſten (νηστεῖαι προεόρτιοι), die Heiligenabendfaſten, die ſogenannten Vigilien der römiſch-katholiſchen Kirche, alſo die Vorbereitungsfaſten auf folgende Feſte: a) Faſten vor dem Feſte der Erſcheinung, gehalten am 5. Januar; b) Faſten vor Pfingſten, gehalten am Montage und Sonnabende vor dieſem Feſte; c) vor der Verklärung Jeſu, gehalten am 5. Auguſt; d) vor Kreuz-Erfindung, am 14. September; e) vor Johannis Enthauptung, am 28. Auguſt. (Man

Digitized by Google

ſehe über dieſe Faſten *Christoph. Angeli* enchirid. cap. 4—9. *Thom. Smith*, De statu Eccles. Graec. hod.)

Zu bemerken iſt, daß die Morgenländer die großen Faſten vor Oſtern, welche von der älteſten Kirche zur würdigen Feier der Leiden Jeſu gehalten wurden, ſpäter vorzüglich als eine Nachbildung der 40tägigen Faſten Jeſu anſehen; dagegen die großen Faſten vor Weihnachten von dem 40tägigen Faſten Moſis auf dem heiligen Berge herleiten und zwar, damit die Chriſten ihren Geſetzgeber des neuen Bundes (τὸν νομοθέτην) deſto würdiger empfangen. Die Faſten der Apoſtel werden von Apoſtelgeſch. 13, 3 hergeleitet u. ſ. w.

Die Oſterfaſten werden am Sonntage Septuagesimae angeſagt, weshalb dieſer Sonntag κυριακὴ προσφωνήσεως (der Verkündigung) heißt. In dieſer Woche geben ſie Almoſen, Gaſtmähler und verſöhnen ſich mit ihren Feinden. Der Sonntag darauf, an welchem ſie das letzte Mal Fleiſch eſſen dürfen, heißt κυριακὴ τῆς ἀπόκρεως. In der erſten Woche der Faſtenzeit iſt aber blos das Fleiſch unterſagt; Eier, Butter, Milch, Käſe werden geſpeiſt bis zum nächſten Sonntage, welcher deshalb κυριακὴ τυρινὴ oder τυροφάγος heißt (der Milchſpeiſen wegen). Von jetzt an hören auch die Milchſpeiſen auf und es ſind blos erlaubt, Brod, Salz, Honig, getrocknetes Obſt und andere gedörrte Speiſe, alſo eine wahre Xerophagie der Alten. Sogar Öl und Wein ſind verboten, mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage, an denen ſie Öl und Wein genießen und zwei Mal des Tages eſſen. An den Faſttagen aber bleiben ſie bis Mittags um 2 Uhr nüchtern, wo ſie etwas Faſtenſpeiſe zu ſich nehmen. Am höchſten ſteigt die Enthaltung in der Woche vor Oſtern, beſonders Donnerstags, Freitags und Sonnabends (der Hauptſonnabend, der als Ausnahme dem Faſten beſtimmt iſt), wo ſie Tag und Nacht in der Kirche weilen und nur etwas Brod und Waſſer genießen, wenn ſie ganz ſchwach werden. Das Alleluja wird in der ganzen Faſtenzeit nicht geſungen, was auch hin und wieder im Abendlande unterlaſſen wird. — Weniger ſtreng ſind die großen Weihnachts- und Apoſtelfaſten, an denen doch wenigſtens Fiſche, Öl und Wein erlaubt ſind, aber weder Fleiſch, Eier, noch Milchſpeiſen; auch wird in dieſen beiden Faſtenzeiten des Tages zwei Mal gegeſſen. Die Faſten vor Maria's Himmelfahrt ſind dadurch etwas ſtrenger, als die beiden vorigen, weil auch die Fiſche wegfallen, es verſteht ſich Milch u. ſ. w. gleichfalls. Es darf aber doch täglich zwei Mal gegeſſen werden. Mit der Art dieſer Marienfaſten kommen die kleinen jährlichen Faſten und die Wochenfaſttage beinahe überein.

Das iſt aber die Vorſchrift für die Laien. Die Mönche haben es viel ſtrenger, ſodaß ſie das ganze Jahr hindurch nur ſehr wenig Fleiſch und Fiſche genießen; die meiſten thun es gar nicht. Von den griechiſch-katholiſchen Mönchen, die meiſt nach der Regel des heiligen Antonius und Baſilius leben, ſ. den Art. Mönche und die einzelnen Artikel. An Strenge und Menge der Faſten ſtehen ihnen die Maronitenmönche, die armeniſchen, die koptiſchen und vor Allen die äthiopiſchen bald ganz nahe, bald völlig gleich, bald überbieten ſie die griechiſch-rechtgläubigen Mönche noch, wenn nicht an Zahl der Faſttage, was kaum möglich iſt, doch an Strenge, die bis ins Unglaubliche geht, die freiwilligen Selbſtpeinigungen ſogar weggerechnet.

Es iſt hier am Orte, der Neſtorianer in Alt-Aſſyrien, Armenien, Medien und Meſopotamien zu gedenken, über welche noch manche Dunkelheiten herrſchen. Der neueſte Reiſende, der Unterſuchungen über ſie anſtellte und ſeine Entdeckungen in einem Werke: Über die Neſtorianer in Alt-Aſſyrien u. ſ. w. herausgab, iſt Aſahel Grant. Es iſt verteutſcht erſchienen in Baſel 1843. Der Mann erklärt ſie für Abkömmlinge der 10 Stämme Iſraels, die ſehr Vieles vom altteſtamentlichen Cult bewahrt haben und beſonders auch Reinigungen und Faſten ſehr hoch halten.

Die proteſtantiſche Kirche verwirft das Faſten nicht gradehin, ſondern daß man einen nöthigen Dienſt daraus, auf beſtimmte Tage und Speiſe, zur Verwirrung der Gewiſſen, gemacht hat. Sie will nicht, daß es für ein nothwendiges Stück zur Seligkeit gehalten werde, noch daß man dadurch Vergebung ſeiner Sünden vor Gott verdienen könne. Sie rechnet es unter die Adiaphora, die geſchehen können und auch nicht, alſo auch nicht für Gottesdienſt zu halten ſind. Sie dringt auf Freiheit in äußerlichen Gebräuchen, und erkennt darum nur ein freiwilliges Faſten an, kein befohlenes und auf irgend eine Zeit feſtgeſetztes. Man ſehe Augsburgſche Confeſſion im Artikel: Vom Unterſchied der Speiſen. Die Apologie der augsburgiſchen Confeſſion ſpricht ſich noch ausführlicher darüber aus, wie z. B.: „Menſchenſatzung hat einen Schein der Weisheit; denn Faſten dient dazu, den alten Adam zu zähmen; da fällt bald die Vernunft darauf und macht ein Werk daraus, das Gott verſöhne, wie Thomas ſchreibt: Faſten ſei ein Werk, das da tauge, Schuld gegen Gott auszulöſchen und ferner zu verhüten.“ „Es ſind Gottesdienſte, die gleiſen vor den Leuten und keine ſind. Von den rechten guten Werken ſchreiben die Gegner aber nicht, ſondern allein von ſolchen Satzungen, als von den 40 Tagen zu faſten. Dagegen ſpricht Paulus zu den Koloſſern 2, 16 u. 17: Laſſet euch Niemand Gewiſſen machen über Speis und Trank, Neumonden, Sabbather.“ Kurz, Faſten und leiblich ſich bereiten, iſt wol eine feine äußerliche Zucht, aber der Glaube an Chriſtum iſt das Würdige und Rechte. — Und ſo hatte denn das Faſten unter den Proteſtanten aufgehört ein Kirchengeſetz zu ſein. Man ließ Jedem freie Wahl, zu faſten oder nicht. Beſſeres hätte man nicht thun können. Nur in der Freiheit liegt der rechte Fortſchritt. Bei ſo langer Gewöhnung ans Faſten, als an einen frommen Gebrauch, konnte es kaum fehlen, daß es Viele gab, die es als eine nützliche Vorbereitung auf beſonders wichtige Feiertage und heilige Handlungen beibehielten. Da aber weder Zeit noch Ort des Faſtens vorgeſchrieben war, ſo konnte es ebenſo wenig fehlen, daß das Faſten nach und nach immer ſeltener und in jeder Hinſicht geringer wurde, bis es in unſern Zeiten faſt gänzlich eingeſtellt worden iſt. Wer über Nutzen und Nachtheil des Faſtens eine aus-

Digitized by Google

führliche Unterſuchung leſen will, nehme Reinhard's Moral 4. Bd. S. 587—603, wo auch einige geſchichtliche Bemerkungen abgeriſſen eingewebt worden ſind. Jedenfalls iſt der Nachtheil größer als der Vortheil, welcher letzte im Grunde nur in der Gemüthsverfaſſung einzelner Menſchen zu finden iſt, nie aber im Ganzen und Großen. Beiſpiele, daß Spener, Reimmann, Bernd, Breithaupt, Zinzendorf u. ſ. w. öfter zu ihrem Nutzen faſteten, liegen eben in der Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Männer, ſprechen aber nichts weiter, als daß eben Faſten und Nichtfaſten frei ſein müſſen. Zu einem ſtets mäßigen Genuß der Gottesgaben gehört mehr als zum Faſten. Chamier's Wort: Nostrae compotationes sunt modestiores vestris jejuniis — iſt der Anführung werth. — Aber der Menſch kann das Tagewählen nicht gänzlich austreiben, ſeiner ſinnlichen Natur und des einflußreichen Wechſels wegen. Daher hielt man auch unter den Proteſtanten lange genug Buß- und Faſttage für eins, was jetzt auch ziemlich ganz vorüber iſt. Beſonders aber behielt am meiſten die Lutheriſche Kirche manche römiſch-katholiſche Gebräuche der Quadragesima, die zuletzt mit der Aſchermittwoch anfing, bei, weil man die Leidenszeit Jeſu vor jeder andern auch äußerlich auszeichnen wollte. Man verbot in dieſer Zeit alle laute Luſtbarkeiten, als Muſik, Tanz, Schauſpiele, Hochzeiten u. ſ. w., was man tempus clausum nannte. Auch davon iſt jetzt nur noch ſehr wenig übriggeblieben. Es hat Noth, daß die Charwoche, oder die ſtille, noch ſtill bleibt; denn wo Freiheit gegeben iſt, hat die Natur bald den Sieg und ihr Recht wieder, und wenn es ausgeſtorben geſchienen.

Die Literatur über das Faſten iſt überſchwenglich. Außer den gelegentlich genannten Werken heben wir aus, auf die Gloſſarien und Theſauren nur hindeutend, desgleichen auf die ausführlichern Kirchengeſchichten: *Bingham*, Origg. Vol. IX. l. 21. *Fabricius*, Bibliographia antiquaria c. 11. *J. A. Muratori*, De quatuor temporum jejuniis, eorum origine et usu. — *J. Dallaeus*, De jejuniis et quadragesima. 1654. *Fr. Ulr. Calixtus*, De jejunio. 1676. Schöne's Geſchichtsforſchungen. 1. Th. S. 201—216. Beantwortung acht wichtiger Fragen über den Urſprung, die Geſchichte des Faſtens und des Abſtinenz-Gebotes u. ſ. w. 1786. — Geſchichte der in der katholiſchen Kirche eingeführten, bis auf die gegenwärtigen Zeiten fortgeſetzten Faſtenanſtalten, mit manchen wichtigen Bedenken den Biſchöfen Teutſchlands gewidmet. (Wien 1787.) J. Mich. Heineccii eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechiſchen Kirche, nach ihrer Hiſtorie, Glaubenslehren und Kirchengebräuchen in 3 Theilen. (Leipzig 1711.) — Briefe über den Gottesdienſt der morgenländiſchen Kirche von Dr. Edw. v. Muralt. (Leipzig 1838.) — Bibliſche Encyklopädie oder exegetiſches Realwörterbuch u. ſ. w. durch eine Geſellſchaft von Gelehrten. (Gotha 1794.) — Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer in alphabetiſcher Ordnung u. ſ. w. von M. Karl Chriſtian Frdr. Siegel. 2. u. 4. Bd. (Auguſti's Denkwürdigkeiten u. ſ. w. liefern zerſtreut manches Wichtige.) — *J. Tilesaci* Oper. varia. (Parisiis 1621.) *Ge. de Dassel*, De jure temporis quadragesimalis. (Argent. 1617.) — *J. G. Walch*, De jejunio quadragesimali. (Jenae 1727.) — *J. J. Homborg*, De quadragesima veterum Christianorum et ritibus in ea quondam usitatis diss., qua etiam de recentiorum Papistar., Graecor., Russor., Syrianor., Georgianor., Maronitar., Jacobit. etc. passim disseritur. (Helmst. 1677.). (*G. W. Fink.*)

Faſtenblume, ſ. Primula veris.

FASTI. sc. dies, hießen bei den Römern die Tage, an welchen Gericht gehalten und rechtliche Ausſprüche gethan werden durften, alſo entweder von fari, reden, weil der Prätor die entſcheidenden Worte: do, dico, abdico ausſprechen durfte (*Macrob.* Sat. 1, 16; *Varro* L. L. 5, 4), oder von fas, das Recht. Entgegengeſetzt waren die dies nefasti, an denen jene rechtlichen Ausſprüche nicht gethan werden durften (*Ovid.* Fast. 1, 47). Das Buch, in welchem ſolche gerichtliche und ungerichtliche Tage verzeichnet wurden, hieß nachmals ſelbſt Faſti, auch mit dem Beiſatze calendares, sc. dies. Man unterſchied Fasti majores und minores calendares. Jene beſtanden aus marmornen Tafeln und waren theils Fasti consulares, wenn die Conſulate, Dictaturen, Kriege, Siege und die ludi seculares darin bemerkt waren, theils Fasti triumphales, wenn darin angeführt war, zu welcher Zeit und über welches Volk ein Triumph gehalten worden. *Cic.* ad Div. V, 12. Man hat im 16. Jahrhundert die Fasti majores in Rom ziemlich zerbrochen wieder aufgefunden und ſie durch den Druck bekannt gemacht, nämlich in *Pighii* Ann. rom. (Antwerpen 1650. F.); *Graevii* thes. rom. T. X., auch in *van Vaassen*, Animadv. ad fastor. rom. sacros.

Die Fasti minores waren entweder romani oder rustici. In den erſtern fand man eine Darſtellung des Jahres nach ſeinen Monaten, wobei die dies fasti und nefasti, die Comitial- und Feiertage, die Göttermahle und Spiele, ſowie die eingeſchalteten Tage verzeichnet waren. Bis A. U. 550 hielten die Pontifices dieſe Faſti geheim und machten dem Volke nur durch Ausrufer bekannt, was es davon wiſſen ſollte. Als aber der Pontifex Maximus Appius Claudius blind geworden war, ließ er den Kalender durch ſeinen Schreiber Cn. Flavius abſchreiben und ohne Einſchränkung bekannt machen, worauf die Faſti in Marmortafeln gehauen und für Jedermann öffentlich im Capitole aufgeſtellt wurden. Liv. IX, 46. In den Fastis rusticis waren die Wochenmärkte und diejenigen Feſte verzeichnet, welche die Landleute zu feiern hatten; denn um die Feldarbeiten nicht zu ſehr zu ſtören, wurden ſie mit der Feier mancher ſtädtiſchen Feſte verſchont. Außerdem fand man in dieſen Faſtis auch verzeichnet, welcher Gott der Vorſteher eines jeden Monats war und welche Feldarbeiten in jedem Monat verrichtet werden mußten. Auch die 12 Zeichen des Thierkreiſes fand man bemerkt. Dieſer Kalender war nicht auf Tafeln, ſondern auf einem würfelförmigen Stück Marmor auf den vier Seiten deſſelben eingegraben. Von ſolchen ſind noch Exemplare vorhanden. In ſpätern Zeiten bemerkte man auch bei den Tagen die an denſelben vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten, z. B. bei dem Feſte der Luperkalien, daß Antonius dem

Digitized by Google

Cäſar eine Krone dargereicht habe. *Cic.* Phil. II, 34. Daher bedeutet Fasti auch ſoviel als Chronik, Annalen, Geſchichtswerk, denn ſchon die älteſten Geſchichtſchreiber Roms folgten bei Erzählung der Begebenheiten der Ordnung der Jahrestage. Zu ſolchen Fastis gehören die Fasti praenestini, welche außer der Angabe der einzelnen Feſttage auch eine kurze Bemerkung der wichtigſten Ereigniſſe im römiſchen Staate enthielten, in wiefern ſie auf das Haus des Auguſtus Bezug hatten. Der Grammatiker M. Verrius Flaccus ließ ſie in Stein gehauen zu Präneſte aufſtellen, wo ſie bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. unbeſchädigt geſtanden zu haben ſcheinen. Um das Jahr 1770 entdeckte P. Fr. Foggini mehre Bruchſtücke derſelben, aus denen er vier Tafeln zuſammenſetzte, die er unter dem Titel: Fastorum anni rom. a Verrio Flacco ordinatorum reliquiae cura *P. F. Fogginii.* (Rom. 1770. Fol.) — Es war die größte Ehre, wenn Jemandes Name den Faſtis einverleibt wurde (*Cic.* Ep. ad Brut. 15; *Ovid.* Fast. I, 9; *Tac.* Ann. I, 15), aber auch die größte Schande, wenn ein Name wieder ausgelöſcht wurde. *Cic.* Sext. 14; Pis. 13; Verr. II, 53, IV. fin.; *Tac.* Ann. III, 17. — Daß Ovid unter dem Namen Fasti die römiſchen Jahresfeſte und ihre Veranlaſſung beſchrieben hat, iſt bekannt. (*Richter.*)

FASTNACHTSSPIELE nannte man ſchon früh denjenigen Theil der Faſtnachtsluſtbarkeiten, der die Maſſen und Poſſen des Carnevals mit einer Art dramatiſcher Färbung zu beſonderen Darſtellungen vereinzelte, ſich bald den Regeln der allmälig herangebildeten Kunſt unterwarf und endlich durch volksthümliche Bearbeitungen, günſtige Aufnahme und ſchnelle Verbreitung für das Mittelalter und deſſen weltliche Beluſtigungen daſſelbe wurde, was die ſogenannten Myſterien den kirchlichen Feierlichkeiten geweſen waren.

Ihr Anfang iſt wirklich den Mimen und Hiſtrionen (auch joculatores, agyrtae, circumforanei, praestigiatores genannt) [1]) zuzuſchreiben, die wir als herumziehende Gaukler und Poſſenreißer im 11., 12. und 13. Jahrhundert erwähnt finden, wo ſie von einem Hofe zum andern wanderten, um auch bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Gaſtmahlen durch Tanz, Geſang und mimiſches Spiel die Geſellſchaft zu unterhalten [2]). Es waren extemporirte Farcen, die zur Darſtellung gebracht wurden, ähnlich denen, die noch jetzt in den ſchlechtern Marionettentheatern und den früheren Marktſchreierbuden aufgeführt wurden und in den rohen Anfängen der dramatiſchen Poeſie bei ungebildetern Völkern auch heute noch zu finden ſind.

Dennoch iſt ein tieferer Zuſammenhang mit dem durchdringenden Geiſte des Alterthums nicht zu verkennen, der nicht beſtimmt und geneigt war, blos der Kirche des Mittelalters in unfreiwilliger Beſchränkung zu eigenwilliger Geſtaltung und blendend glänzender Selbſterhebung zu dienen, ſondern der in ſeiner aufgedrungenen Unmündigkeit die Kindlichkeit nicht verlor, die nach und nach mit dem myſteriöſen Heiligenſchein, der die päpſtliche Despotie umgab, zu ſpielen anfing und trotz aller Bedrückung und Strafe ſich bald ſo fühlen lernte, daß er zum kräftigen Gegenſatz erſtarkte.

Und ſo iſt man jetzt daran gewöhnt, zur Erklärung der Entſtehung beſonders der teutſchen Faſtnachtsſpiele auf die dramatiſchen Spiele der Alten hinzuweiſen, ihren Urſprung nicht allein mit denen der heidniſchen Dramen zu paralleliſiren [3]), wo Weltluſt und Gottesverehrung ſich bunt mengte, ſondern gerade darin keinen geringen Fortſchritt des Nationalgefühls und Volksbewußtſeins zu finden, daß den Aufwallungen der Freude ein eigenes Feld ſich öffnete, auf dem öfters der Volkswitz ſich den pfäffiſchen Spitzfündigkeiten gegenüber Geltung zu verſchaffen ſuchte, weil das rein Menſchliche ſich von dem Drucke des als göttliche Ordnung dem Geiſte aufgedrungenen Spieles mönchiſchen Aberwitzes loszuringen ſtrebte.

Denn ſeit die lateiniſchen Komödien einzelner Dichterinnen und Dichter des Mittelalters in den Klöſtern von Mönchen und Schülern theils zur Beluſtigung, theils zur Übung des Converſationslateins [4]) ſtattgefunden und die Myſterien (ludi, ludi paschales) in Teutſchland zur Aufnahme gekommen, war es eben natürlich, daß man den Ernſt rein religiöſer Darſtellungen durch Scherz zu mildern ſuchte, wie uns ein Fragment eines geiſtlichen Drama des vierzehnten Jahrhunderts beweiſt, das ſich nicht blos auf reines Wiedergeben und dramatiſirtes Anordnen der Auferſtehungsgeſchichte Chriſti nach den Erzählungen der heiligen Schrift beſchränkt (wie noch in den ſogenannten Moralitäten geſchah und in den Myſterien der Griechen, in denen, wie Flögel [IV, 2] ſagt: die Geſchichte der Götter von den Windeln bis zum Grabe geſpielt und beſonders ihre traurigen Schickſale auf die tragiſcheſte Art dargeſtellt waren), ſondern das aus einzelnen Nebenumſtänden die Motive zu weitläufig ausgeführten, ganz weltlichen und ſogar an das Poſſenhafte ſtreifenden Scenen entnommen hat [5]). So fing, wie an andern feſtlichen Feierlichkeiten, die Repräſentation des religiöſen Elements tief unter ſeine Würde zu ſinken begann (man denke nur an die dies stultorum s. libertatem Decembricam, das Eſelsfeſt u. a.) [6]) das Weltliche zugleich an ſich emporzuheben, indem es von jenem angezogen und durchdrungen ward. Legenden wurden von jener Seite, Anekdoten, Schwänke, Ta-

1) Cf. *v. Berger*, Commentatio de personis, vulgo larvis seu mascheris, von der Carnevalsluſt, critico-historico-morali atque juridico modo conscripta. (Lips. et Francof.) c. II, 45 sq. 2) Naſſer, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie. 1798. 1. Bd. S. 175. (Flögel) Geſchichte der komiſchen Literatur. 1787. Bd. I. und IV, 12 fg.

3) Vgl. über die heidniſchen Luſtbarkeiten bei ſtehenden Feſten Flögel a. a. O. I, 324 fg. Derſ. über die Feſte der Ceres und des Bacchus. Bd. IV, 11 fg., add. von Berger S. 49 fg. Ähnlich die Anthesteria des nyſeiſchen Dionyſos (auch gehalten im Monat Anthesterion (= Februar), bei Kannegießer, Die alte komiſche Bühne zu Athen. 1817. S. 207 fg. — Die römiſchen Saturnalia, ihren Zweck und ihre Bedeutung, verwandt denen der mittelalterlichen Mummereien, Flögel I, 325 fg. Die Entſtehung der Chöre iſt allbekannt. 4) ſ. Kehrein, Die dramatiſche Poeſie der Teutſchen. (Leipzig 1840.) 1. Bd. §. 31. 5) Koberſtein, Grundriß der teutſchen Nationallit. S. 309. 6) *Nitzsch.* Tom. III. Ephem. Erudit. 9. §. 4. p. m. 680, und *v. Berger* II, 201 sq.

Digitized by Google

gesbegebenheiten von dieſer Seite geliefert, und bald war trotz des überwiegend geiſtlichen Stoffes ein Miſchſpiel entſtanden, deſſen Tendenz eher zur Beluſtigung als zur Erbauung diente, und das den Exodien oder Nachſpielen der atellaniſchen Stücke bei den Alten nicht unähnlich war[7]), deren Poſſen zum Ende (wie noch heute in Frankreich) faſt gänzlich den Eindruck der vorangegangenen Aufführung einer Tragödie verwiſchte[8]). Noch entſchiedener ward es, als Teufel und Hanswurſt ihre Rollen dabei zu ſpielen begannen; jener wie dieſer mit witzigen oder derben Späßen, die Hofnarren der Großen unter dem Volke repräſentirend. Der Kampf des Guten und Böſen wurde vom Engel gegen den Teufel geführt, bald von mehren gegen mehre, von Maria, Chriſtus, Gott und den himmliſchen Heerſcharen gegen Legionen Teufel; grobe, executive und die Einbläſer des Böſen, die Hofteufel, Sauteufel, Aufruhr-, Fluch-, Kriegs-, Ehe-, Jagd-, Faul-, Spiel-, Schrop-, Zauber-, Geſinde-, Schul- und andere Teufel. Spiele mit ihm hießen Teufeleien. Der ſprüchwörtlich werdende arme Teufel mußte zur ausgelaſſenen Freude des zuſchauenden Volks ſeine Haut zu Markte tragen, aber der Kaufpreis blieb — die meiſtens ungetrübte, ſtille Erbauung der frühern Myſterien und Moralitäten[9]). Der Hanswurſt[10]), ein Schmarotzer, der ſich gewöhnlich einer Mahlzeit wegen zur Poſſenreißerei hergab, erweiterte die Grenzen des Faſtnachtsſpiels noch mehr. Mit ihm tritt es als Poſſe hinüber auf den Boden des Luſtſpiels, indem es ſich ſelbſtändig dramatiſch geſtaltend abſchied.

Blieb nun gleich Hans Worſt hier und da noch den Myſterien getreu, ſodaß er ſogar noch 1653 zu Mainz in der von Wolfram Stuck geſchriebenen ungeheuer perſonenreichen und ausführlichen Darſtellung des Inhalts der Evangelien allen Ernſtes die Declamation des Prologanfangs veni creator spiritus zugetheilt bekam, wie in Brummer's tragicomoedia apostolica (ſ. u.) die Vertretung des Chors der alten Dramen, ſo war es doch ſeinem eigenthümlichen Charakter gemäßer, ſich als eigentlicher Comus zu den Freuden der Tafel zu begeben, und im näheren Verhältniß zu einzelnen Gaſtgebern, Gönnern und einladenden Lachluſtigen ſeinen Witz markirter, ſeine ſatyriſchen Bemerkungen und Späße bezüglicher und perſönlicher einzurichten. War er doch hier ebenſo der triumphirende Luſtigmacher, wie der Teufel der myſteriöſen Faſtnachtsſpiele der unterdrückte, und wie der Hofnarr oft der einzige lachende Weiſe ſeiner Umgebung, die das Bittere ernſthafter Wahrheiten nicht allzuwenig zu hören bekam. Vielleicht waren auch zur förmlicheren Geſtaltung des teutſchen Faſtnachtsluſtſpiels, das dort in der Kirche und bei den Tafeln der heiteren Reichen, hier im Leben ſelbſt aufgeführt wurde, die mehrfachen Überſetzungen des Terenz und Plautus (auch des Euripides) nicht ohne Einfluß, die bekannter zu werden anfingen[11]), und nach dem Ge-

7) Flögel a. a. O. IV, 88 fg. 8) Man wird nicht leicht, ſagt Flögel (a. a. O. IV, 6 fg.), eine merkwürdige Begebenheit in der heiligen Schrift finden, die nicht hier und da, beſonders vor den Zeiten der Reformation, ſollte dramatiſch in den Kirchen vorgeſtellt werden ſein. In dem Dome zu Halberſtadt zeigt man noch an einer Säule den Adamsſitz, welcher ein runder, an der Mauer befeſtigter, Stein iſt, auf welchem ehemals der ſogenannte Adam, ehe er aus der Kirche hinausgetrieben, und wenn er wieder aufgenommen wurde, an der Aſchermittwoche zu ſitzen pflegte. (ſ. *Joh. Andr. Schmidii* Dissert. de Adamo halberstadiensi in die cinerum ex ecclesia ejecto. [Helmstad. 1702. 4.]) In den ruſſiſchen Kathedralkirchen, beſonders zu Moskau und Nowgorod, wurde vor Zeiten am Sonntage vor Weihnachten die ſogenannte Ofenhandlung, ein wirkliches Schauſpiel, in den Gottesdienſt eingeflochten, zum Andenken der drei Männer im feurigen Ofen, wobei man wirklich einen Ofen vor den Altar ſetzte. Die handelnden Perſonen waren jene drei Männer, der Engel und zwei Chaldäer. Vgl. Baemeiſter, Ruſſiſche Bibliothek III, 233. In dem oben erwähnten Bruchſtücke eines Oſterſpiels iſt wol der Contraſt nicht minder ſeltſam, die Wirkung nicht minder komiſch. Es wechſeln ernſte Sing- und Spruchſtellen von dem Begräbniß und der Auferſtehung Chriſti mit Markſcenen zwiſchen einem Kaufmann und ſeinem Diener, ſeinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz im derben Geſchmack des Poſſenſpils ſind die Perſonen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelſcene zwiſchen Mann und Weib und dgl., wobei der Ritterton parodirt wird:

Fraue liebe Fraue mein,
Daß ir immer ſelig müßt ſein,
Vergib mir, daß ich dich habe geſlagen
Gar hartlich an deinen kragen.

(ſ. Gervinus Krit. Liter. II, 367), add. Flögel IV, 289: Störung eines kirchlichen Oſterſpiels durch Eulenſpiegel. 9) cf. Theatrum diabolorum. (Frankfurt a. M., Geſammtausgabe 1575.) — Thom. Murner in ſeiner Narrenbeſchwörung ſtellt ſich ſelbſt als einen Gaukelmann, einen moraliſchen Exorciſten dar, der ſich durch langes Studium der menſchlichen Narrheit in den Stand geſetzt habe, den Narrheitsteufel zu bannen. 10) Hanswurſt (Hans Worſt), ein nicht von Luther, wie man meinte, erfundenes Wort (ſ. Luther's Schrift gegen den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel im J. 1541), „von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſein wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun," — auch Harlekin (Arlequino), nach Leſſing (Theatr. Nachlaß I, 47) ein Freſſer, bei dem es aber nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und geſchmeidig bleibe; Hans Knapkäſe (ſ. Kehrein a. a. O. S. 59 und 135), in Niederſachſen Putznelken (Polichinello), Pickelhäring, Jean Poſſet, Jean Pudding, Jean Potage, Jean Farine, Pantalon, Trivelin (vgl. Heinſius und Adelung u. d. W. Hanswurſt); früher hieß er der närriſche Knecht.

11) Ein Einfluß, der, den mehrfach fortgeſetzten Überſetzungsverſuchen nach zu urtheilen, wenigſtens größer geweſen ſein muß, als der der lateiniſch gedichteten Schauſpiele damaliger Zeit. Von Reuchlin's Scenica Progymnastica iſt es bekannt, daß dieſe Komödie, die er 1497 vor dem Biſchofe Joh. Camer. Dalberg in Worms von Studenten aufführen ließ, Chöre enthielt, die nicht, wie die dialogiſchen Partien des Stücks, in altem römiſchen, der Sprache des Terenz nachgebildeten, Latein, ſondern in der Manier der lateiniſchen Verſificatoren des Mittelalters geſchrieben und ſogar mit Reimen verſehen ſind. Er romantiſirte alſo, um ſeinem Publicum zu gefallen. Deſſenungeachtet ging — wenigſtens von der antiken Form — an das er ſein Publicum durch Accommodation gewöhnen wollte, nichts in die Nationalpoeſie der Teutſchen über (vgl. Gottſched, Nöthiger Vorrath ꝛc. 2. Th. Hegewiſch, Teutſche Culturgeſchichte. S. 219. Bouterwek, Geſchichte der teutſchen Poeſie und Beredſamkeit IX, 368 fg.). Als teutſche Überſetzungen römiſcher Schauſpiele finden wir die Andria des Terentius von Notker, Mönch in St. Gallen, die Phädria und den Heautontimorumenos in teutſchen Reimen: „Ain Maiſterliche vnd wolgeſetzte Comedien zeleſen vnd zehören, luſtig und kurtzwillig. Die der Hochgelert vnd groß Maiſter und Poet Therencius gar ſubtill mit großer kunſt vnd hochem fliß geſezt hat. Darin man lernet die gemüt, aigenſchafft und ſitten der menſchen des gemainen Volks erkennen. Darum ein yeder ſo durchleſen oder hören deß wiſſen emphachet ſich deſter bas vor aller betrügniß der böſen Menſch mag hütten

ſchmack des Zeitalters moderniſirt waren. Gewiß war, daß die gewohnheitsmäßigen Mummereien der Faſtnacht, deren Intereſſe allmälig auch geſteigert werden mußte, zur Losreißung und Selbſtändigkeit, ſowie zur regelmäßigeren Ausbildung der Spiele der Faſtnacht das Ihrige beitrugen. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt die muthmaßliche Weiterbildung der Faſtnachtsſpiele, wie ſie aus den Narrenpoſſen herumſchweifender Joculatoren hervorkeimte, und wie ſie ebenſo in das Volk, als in die Häuſer und Gemüther der Gebildeteren ſich Eingang verſchafften, von Gottſched (Nöth. Vorr. I. p. 12. [coll. *Flögel* l. l. IV, 292. Tieck, Teutſches Theater. Vorr. I. p. 8. *Kehrein* l. l. I. §. 37. 41]) beſchrieben. „Um die Faſtnachtszeit," ſagt er, „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Hauſe in das andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr; man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert verſtärkten ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälig länger, bis ſie zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen, die theils ſatyriſch, theils auch ſchlüpfrig waren und den guten Sitten eben keinen Vortheil brachten." „Sonderlich zu Nürnberg," fährt Flögel fort, „glich es dem Theater der alten Römer und Griechen, hatte ſeinen Chor, war ſatyriſch u. ſ. f." — Auch ziemlich gleich den larvis convivalibus der Alten (cf. *von Berger* l. l. II. p. 54 sq.), die zur Ergötzung regierender oder vornehmer Herren ſich bei Gaſtmählern oder bei Privatgeſellſchaften einfanden[12]) und denen, wobei der deus comessationum, Comus, verlarvt mit gleichfalls vermummtem Gefolge der Götter und Göttinnen als unterhaltender Hiſtrio auftrat. Bei Ayrer finden wir ausdrücklich Larven erwähnt. Ebenſo erfährt man, daß ſchon zeitig genug ſich über dem platten Boden der Aufführungslocale Bretergerüſte und Buden erhoben, wobei Maſchinerien und Theatervorſchriften in Anwendung gebracht wurden, und fahrende Schauſpielertruppen (ſ. u. über Verbote)[13]) mit einſtudirten Luſtſpielen die Faſtnachtsfreuden eintheilen halfen. An Joh. Brummer's berühmter tragicomoedia apostolica (einer dramatiſchen Darſtellung des Inhalts der ganzen Apoſtelgeſchichte, aufgeführt von 266 Perſonen i. J. 1572) und an Holzwarth's Saul (von 100 redenden und 400 ſtummen Perſonen in 10 Acten dargeſtellt) erſieht man das geſteigerte Intereſſe an ſolchen Darſtellungen, das Drängen oder wenigſtens die Luſt zu ſchauen oder ſelbſt mitzuſpielen, ſowie an einzelnen Überſchriften, als: „der heilige Geiſt fährt hernieder, und erſcheinen an den Apoſteln feurige Zungen;" „der heilige Geiſt zeigt ſich mit Bewegung der Stätte;" „es geſchieht ein Erdbeben; die Thüren thun ſich auf, und werden ſie aller Bande ledig;" und an Crigingeris Vallensis (historia vom Reichen Mann vnd armen Lazaro, in eine Action verfaſſet. Dresden 1555) Vorſchrift: „die Seelenperſon des verdammten reichen Mannes, ein Knab, der unter Augen, an Händen und Füßen kohlſchwarz ſei, in einem ſchwarzen Kittel," wie an Joh. Sander's Johannes der Täufer, worin dem Texte zufolge die fama, im Faſtnachtskleide, mit Flügeln und vielen plumis behangen erſcheinen muß; — daß man Ordnung im Äußern, in Scenerie, Maſchinerie, Coſtüm, mit der größern und künſtlicheren innern Ordnung der Spiele erſtrebte. Einen Schluß über die Betheiligung des Publicums bei Aufführung derartiger Stücke mag man aus der beſtätigten Nachricht machen, daß, als zu

---

und wiſſen zebewaren. Dieſe Comedia hat Hanns Nythart zu Ulm laſſen truken den Cunrad Dinckmut. Nach Criſts Geburt. M.C.C.C.C.L.x.x.x.v.j. Jar." Nach Gervinus iſt dieſe Übertragung in der harten, aber kernigen, Weiſe des Niclas Wyle im J. 1499 erſchienen: „Terentius, der hochgelert vnd aller bruchliſt Poet von Latein zu Tütſch transferiret, nach dem Text vnd nach der Gloß. In ſeinen vj Büchern vß dem ein yeglicher menſch erkennen mag die ſytten vnd gemut der andern menſchen." Jede Komödie mit einem Holzſchnitt und jeder Auftritt mit einem Bildchen. — Nächſtdem Valentin Boltz von Ruffach, der den ganzen Terenz überſetzte, und den Theologen erklärte, daß er aus der weltfreudigen, ſchimpflichen, fleiſchlichen Materie der Heiden habe das Evangelium verſtehen lernen, und doch nicht ihren Glauben und Leichtſinn angenommen; Gott habe uns die ſchöne Kunſt durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott ſelbſt. — Getruckt zu Tübingen durch Ulrichum Morhart an. 1544 (neu aufgelegt 1567). — Von Klemens Stephan von Buchau des Terenz Eunuch und Andria in Reimen (1554); und Überſetzungen, ebenfalls gereimt, von Episcopus (1568), Bapſt (1596). — „Zwo Comedien des ſynnreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo vnn Bachide. Nachvolgent ain Comedia Vgolini Philogenia genannt; getewtſcht. (Augsburg 1518. 4.)" Von Dr. juris Albrecht von Eyb, Archidiakonus zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichſtädt, Kämmerling des Papſtes Pius II., auch ſchon in deſſen Spiegel der Sitten. (Daſ. 1511. Frankf. 1550 fg. und daſ. 1557.) — Joach. Gräff (Greff) in Deſſau: Eine ſchöne luſtige Comedia des Poeten Plauti, Aulularia (Magdeburg 1535.) u. A. Daß übrigens dieſe Überſetzungen im Weſentlichen aus demſelben Geſichtspunkte angefertigt wurden, aus dem die Myſterien, Teufeleien und Faſtnachtsſpiele vor ihrer Abtrennung von jenen, bezeugt der Vorbericht zu des Hans Nythart Überſetzung, in welchem er eine Komödie nennt „ain gedicht, aus mangerlai das gemüt vnd anfechtung mitler Perſonen inhaltende, daraus man lernet, was gut iſt zegebrauchen vnd das Böß zemeiden (ſ. *Kehrein* l. l. I. §. 44. 45. *Flögel* IV, 294).

12) v. Berger erzählt a. a. O.: quam in rem in memoriam revocari potest cognitum satis epulum Augusti, quod *δωδεκάθεον* dicebatur, propterea quod sex dii personati totidemque deae huic intererant et discumbebant. Has dearum personas olim suscipiebant Persarum reges, qui nihilo inferiores diis videri volebant, cum fastu insolentiaque animi elati, subjecta nunc pedibus suis sphaera, ut polum se calcare per vices mentiantur, nunc radiato capite, ne sint homines, solis resident in figura, nunc impositis sibi cornibus, quasi viros se esse doleant, effeminantur in Lunam, nunc varias velut siderum sumunt figuras, ut hominis perdant figuram, et nihil supernae claritatis non acquirant, ut ait Petr. Chrysologus, serm. XX. Ad cujus generis convivia accedere solebant Chiromimi, e theatro vocati, et artificiosa manuum digitorumque commotione insignes, qui sub persona alia, forsan plurium artificiorum specimina dabant, volucres certe, et cetera obsoniorum genera scissorio gladio dividebant. — Add. seq. p. 55 und III. p. 90: Pariter fere ac Romani (Graeci nonnisi sub persona publice comoedentes) Comoedos delectationis causa in conviviis habebant, quemadmodum constat, praeter alios, e *Plinio* lib. I. epist. 15 et lib. IX. epist. 36. — Huc etiam attinet, quod de Cois habet *Plutarchus*, Quaest. Graec. LVIII. 13) Über ſie vgl. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 102.

Digitized by Google

Bautzen im Jahre 1412 auf dem Markte die Hiſtorie von der heiligen Dorothea gegeben wurde, das Dach des Löbau'ſchen Hauſes vom Volk ſo beſetzt war, daß es einſtürzte und 33 Perſonen zerſchmetterte.

Je wohlwollender dieſe Spiele nun vom Volke aufgenommen wurden, deſto beſtimmter wurde ihr Charakter; die belehrenden und die ſatyriſch-polemiſchen Elemente der Faſtnachtsſpiele wurden nicht vergebens dem Volke geboten. Recht und Unrecht im Kampfe gab bald den dramatiſchen Darſtellungen ganz den Anſchein eines öffentlichen Proceſſes, um ſo lieber und erfreulicher, da Rechtskenntniß dem Bürger mehr und mehr eigen wurde. Ähnliches wird ſchon im Kriege auf der Wartburg geboten, in Salomon und Markolf, Suſanna, Haman, Hiob, Lucretia, Virginia, dem jüngſten Gericht, entſchieden in Ayrer's Proceß wider der Königin Podagra Tyrannei [14]). Das urſprünglich von Jacob de Therano lateiniſch geſchriebene Buch Belial (Strasburg 1477.) enthält einen förmlichen Proceß, die Überwindung des Teufels durch Chriſtus. Jeſus iſt der Beklagte; Belial Kläger und Bevollmächtigter der Hölle; Moſes, der Anwalt Jeſu; Salomo von Gott zum Richter ernannt; Daniel, Notar. Belial ſtellt zuerſt eine Spolienklage an; in der Folge ändert ſich die Action, und er führt eine Klage über das eigene Gut. Der Proceß wird ganz bis zur Appellation durchgeführt. (ſ. *Kehrein* I. §. 39. 50. add. *Flögel* l. l. IV, 8 sq. *Panzer*, Annalen I. p. 63 und weiter unten.) Ja, man hat Beiſpiele, daß „eine ehrſame Bürgerſchaft" zur Aufführung zuſammentrat. Bemerkenswerth iſt, was (nach dem Lit. Converſationsblatt 1826. Nr. 31 aus einer handſchriftlichen Chronik der Stadt Windsheim) Kehrein I, §. 41 erzählt. „Heute (14. März 1568) iſt auf unſerm Rathhaus vor einem ehrbaren Rath, den ſämmtlichen hieſigen Eheweibern und ihren Kindern die Comödia von König Ahasver und der Eſther agirt worden; hernach den 21. deſſelben Monats, als ein hochedler Rath dieſes Schauſpiel mit ſattſamen Contento genoſſen, hat derſelbe großgünſtig erlaubt, daſſelbe auf dem Tanzhaus auch vor einer ganzen Gemeinde zu geben. — Einen hohen Genuß brachte uns die Faſtnacht dieſes Jahrs (1608). Unſer kunſtreicher neuangehender Herr Candidat Georgius Öſterreicher, nachdem er des weltberühmten Herrn Nicodemi Friſchlini Schauſpiel, betitelt Rebecca (Comoedia ex cap. Geneseos XXIV.), ins Teutſche überſetzt, hat ſolches in dieſer Sprache durch ſeine Scholaren uns vorſtellen laſſen. — Der ſchon öfters gerühmte Herr Cantor Georgius Öſterreicher hat uns in dieſem Monat Julio (1617) die Comediam von der Dorothea gegeben, dabei ſich etliche Bürger gebrauchen laſſen. Inſonderheit hat Herr Valentinus Zinck, des Herrn Cantoris Koſtgänger, der noch dies Jahr gen Wittenberg zog, die Dorotheam ſo wohl repräſentirt, daß ihm ein Erbarer Rath ein Zehrpfennig verehren laſſen." Daß Bürger neben ihren Tagsbeſchäftigungen als Schauſpieler fungirten, war zur Zeit des Hans Sachs gewöhnlich; auch fand Profeſſor Wille in Altdorf noch 1715 einen Handwerker in die Bürgerliſte eingetragen: Wolfgang Dorſch, Scheibenzieher und Comödiant (ſ. Taſchenbuch für die Schaubühne 1782. S. 124. *Flögel*, IV, 293). Und daß die Luſt, Schauſpiele aufzuführen, beſonders zur Faſtnachtszeit in alle Stände eingedrungen, beweiſt die Erzählung eines Chronikenſchreibers (cf. Iduna und Hermode, 4. Jahrgang S. 158): „Als anno 1570 etliche Grafen nach Waldenburg kamen, daſelbſt die Faſtnacht zu halten, hatten ſie den Adeligen Fräulein ein Nachſpiel gegeben, wie es bei ihnen Gebrauch geweſen; haben ſich derowegen etliche als wilde Leute vermummt, ihre Kleider mit Pech, Harz und grobem Wergk überzogen, ein ſchönes, luſtiges Schauſpiel gehalten, und mit einander gewürfelt. Aus Unachtſamkeit verbrannten ſie ſich am Feuer, da wunderbarerweiſe nirgends Waſſer zu bekommen war." — Nur bei Hofe ward die Aufführung der Faſtnachtsſpiele, die auch die Myſterien parodirten, weniger günſtig aufgenommen, als die der Myſterien ſelbſt, da die teutſchen Fürſten die vaterländiſche Poeſie überhaupt immer mehr zu vernachläſſigen anfingen, ſogar unter Maximilian noch an kein teutſches Hoftheater gedacht zu ſein ſcheint, obgleich er an einzelnen dramatiſchen Vorſtellungen bekanntlich Gefallen fand (ſ. *Flögel* IV, 295), und erſt im 17. Jahrhundert, als ſich das Faſtnachtsſpiel in allmäligem Fortſchritt zum Singſpiel geſtaltet (dem es der Anlage nach nie unähnlich geweſen und dem die Bürger als Acteurs und Meiſterſänger nachhalfen), haben wir ein Beiſpiel, daß in Dresden beim Beilager des Landgrafen von Heſſen Georg II. mit der Prinzeſſin Maria Eleonora, Schweſter des Kurfürſten Johann Georg I., das erſte wahre teutſche Singſpiel, Daphne von Opitz, an die Stelle eines Turniers, Ringelrennens und einer Mummerei zu treten im Stande war. Liebte man ſchon Faſtnachtsſpäße, ſo fand man doch keinen Gefallen an jedem Spaße, der als Rechtfertigung ſeiner verwundenden Bezüglichkeit die Freiheit der Comödie vorſchützte; wie denn Anton Schorus aus Hochſtraaten in Brabant, der in Heidelberg in ſeinem Hauſe vor wenigen Zuſchauern ein ſolches Drama hatte aufführen laſſen, ſich nur durch die Flucht der Anklage eines Verbrechens entziehen konnte, das der Kaiſer ſelbſt in einem Briefe an Kurfürſt Friedrich II. ihm Schuld gab und auf deſſen Grund mehre ſeiner Schüler vom Rector der Akademie in das Gefängniß geworfen wurden. Schorus hatte nämlich die Religion zu den Großen kommen und um Herberge bitten laſſen; dieſe ſchloſſen ihr die Thür. Da wendet ſie ſich an die Geringſten des Volks, und wird von ihnen aufgenommen. „Was wird man," ſchreibt der Kaiſer, „von den Großen denken, wenn es erlaubt ſein ſollte, ſie als Verfolger der Religion auf dem Theater auszupoſaunen?"

In der That war es aber eben die Religion mit, die auch ridendo und risum movendo hier ihre Wahr-

14) Hierher gehört auch das witzigſte und zugleich ſchamloſeſte Stück des Schnepperers, das unter der bloßen Überſchrift: Ein Faſtnachtsſpiel, mehre Männer ſich vor Gericht vertheidigen läßt gegen die Beſchuldigungen des Ehebruchs. Die Frauen ſind Klägerinnen. Nachdem auf die ſkandalöſeſte Weiſe die Geheimniſſe des Ehebettes zur Sprache gebracht, hat dieſes Stück ſogar das ſeltſame Reſultat der Vertagung des Proceſſes, indem die Parteien auf einen andern Termin beſchieden werden (ſ. Gottſched, Nöth. Vorrath). — Sehr häufig iſt die wiederkehrende Proceßform bei Folz.

Digitized by Google

heiten an den Mann zu bringen ſuchte. Ein Vorgefühl lag wol darin, daß man ſchon dem Hans Nythart es übel nahm, daß er durch Überſetzung des Terenz einen heidniſchen Schriftſteller der Welt bekannt gemacht habe, ferner, in den ausdrücklichen Gewiſſensverwahrungen des Valentin Bolz (ſ. o.), wie auch, und noch mehr, darin, daß manche Dichter es für nothwendig hielten, ſich über den Vorwurf der Ketzerei zu verantworten [15]). War doch der kirchliche Gegenſatz und der religiöſe Zwieſpalt ſchon in die Gemüther des Volks gedrungen und beunruhigte, beſonders zur Zeit der Reformation, die Polemik gegen einzelne Satzungen des Katholicismus Kirche und Staat, Pfaffen und Fürſten nicht wenig. Dabei nahm die Kühnheit der polemiſchen Richtungen überhand. Beweis iſt die vielbeſprochene [16]): Tragedia oder Spill, gehalten in dem küniglichen Sal zu Pariß (1523. 4.). Als nämlich der Kaiſer einſt zu Augsburg mit ſeinem Bruder, dem römiſchen Könige Ferdinand, ſich bei der Tafel befand, hielten einige Schauſpieler um die Erlaubniß an, ſie mit ihren Vorſtellungen bei Tiſch zu beluſtigen. Da dieſe, wie Maſenius ſagt, Ketzer waren, ſo wollten ſie dem Kaiſer den Urſprung und die Urſachen der neuen Sekte vorſtellen. Als ſie die Erlaubniß dazu erhalten, trat zuerſt ein Mann auf, wie ein damaliger Doctor gekleidet, auf deſſen Rücken geſchrieben war Johann Kapnio oder Reuchlin; dieſer trug ein Bündel Holzſcheite, die er hin und her in dem Hofe zerſtreute, als wollte er ſie dem erſten beſten Vorübergehenden überlaſſen. Als dieſer fortgegangen war, trat ein anderer Vermummter auf, der, als er gerade und krumme Scheite vermengt und hin und her zerſtreut ſah, ſich viel Mühe gab, dieſelben zu ſammeln und in Ordnung zu bringen. Weil es ihm aber nicht gelingen wollte, das Krumme mit dem Geraden zu vereinigen, ſo ging er unwillig davon. Auf ſeinem Rücken ſtand der Name Erasmus von Rotterdam. Nach ihm trat ein Mönch auf, der Luther's Namen führte, welcher glühende Kohlen und Brände trug, die er zu den Scheiten legte, welche durch ſein Blaſen in volle Flammen geriethen. Hierauf ging er vergnügt davon, als hätte er ſeine Sache noch ſo gut gemacht. Nun kam ein Mann in kaiſerlicher Kleidung, der, als er die Flamme erblickte, ſein Schwert herauszog, und mit großer Gewalt in das Feuer ſchlug, um die Gluth zu löſchen. Da aber die Flamme dadurch noch heftiger zu lodern anfing, ging er voll Zorns eiligſt davon. Zuletzt erſchien ein Geiſtlicher in päpſtlicher Kleidung, der ſehr beſtürzt wurde, als er die Flamme erblickte. Da er ſich nun nach einem Hilfsmittel umſah, der Flamme zu ſteuern, erblickte er in der Nähe zwei Eimer, die er eifrigſt ergriff, in der Meinung, das Feuer zu löſchen. Er goß aber ſtatt des Waſſers Öl in die Flamme, wodurch ſie nur deſto mehr verſtärkt wurde, und eilte dann in Verzweiflung davon. — So hatte das Spiel ein Ende. Aber der Kaiſer und ſein Bruder wurden durch dieſe Vorſtellung ſo erbittert, daß ſie die Urheber derſelben aufſuchen ließen; dieſe aber waren nirgends zu finden.

Noch heftiger polemiſirten die Faſtnachtsſpiele der Schweizer. Dort wurden [17]) Stücke aufgeführt, in denen der Heiland auf einer Eſelin einherritt, neben ihm der Papſt im feierlichen Pompe mit einem Harniſch bedeckt und gefolgt von Reitern und Fußvolk; außerdem die ſarkaſtiſchen Geſpräche des N. Manuel, deſſen „Bonenlied" (1522. 4.) wider den päpſtlichen Ablaß und „jämmerliche Klage wider den Todtenfreſſer; „Ein Faſtnachtſpyl, ſo zu Bern vff der Hern Faſtnacht, in dem 1522 jare, von Burgerßſönen öffentlich gemacht iſt, darinn die wahrheyt in ſchimpffs weyß vom pabſt, vnd ſeiner prieſterſchafft gemeldet wird. Item ein ander ſpyl, daſelbs vff der alten faſtnacht darnach gemacht, anzeigend groſſen vnderſcheid zwiſchen dem Papſt, vnd Chriſtū Jeſum vnſerm ſeligmacher." — „Der neudeutſch Bileams Eſel, wie die ſchön germania durch arge Liſt vnd Zauberey iſt zur Pabſt-Eſelin transferiret worden, jetzund aber alß ſie vom Waſſer auß dem weiſſen Berg flieſſent getrunken, durch Gottes genad ſchier wieder zu ihrem rechten Auſſitzer gekommen (nach Gottſched vom J. 1522). Und „Claws Pawer, ein gar luſtig vnd ſchön ſpiel von vier Perſonen (ohne Ort und Jahr, wieder abgedruckt zu Magdeburg 1606. 8.), beißend ſatyriſch gegen die römiſche Geiſtlichkeit. Auch der wirkſame Scharfſinn Huttens und des Barfüßer Kettenbach (wie Kehrein mit Gervinus bemerkt), der die Handlungen Chriſti mit denen ſeines Statthalters verglich, gingen in belebte Darſtellung und dramatiſche Aufführung über, wie z. B. das echt Lucianiſche Geſpräch Hutten's „die Anschauenden" nebſt andern Dialogen eine Menge Nachahmungen in Latein und Teutſch erweckte, auch von Hans Sachs und Folz nebſt Andern ſtets als Dramen betrachtet und Faſtnachtsſpiele genannt werden [18]).

In ernſthafteſter Darſtellung wurden aber hierin auch von den Myſterien dem Spott der Faſtnachtsſpiele ſtillſchweigend ſeine Bahnen geöffnet. Die Apotheosis Joannis VIII., Pontificis Romani [19]), iſt eigentlich nichts anderes als ein ernſt ſcheinendes komiſches Faſtnachtsſpiel, wie auch Myſterien, um Faſtnacht aufgeführt, keine Seltenheit waren. Zugleich führt es den Titel: Ein ſchön Spiel von Fraw Jutten, welche Babſt zu Rom geweſen, vnd aus ihrem bäbſtlichen Scrinio pectoris auff dem Stuel zu Rhom ein Kindlein zeuget. (Eisleben 1565. 8.) Herausgeber iſt Mr. Hieronymus Tileſius Hirſchpergenſis, der aber in der Vorrede verſichert, daß es ſchon im Jahre 1480 von Theodoricus Schernberk (einem katholiſchen Geiſtlichen, ſogenannten Meßpfaff) verfertigt ſei [20]). Es iſt übrigens

15) Umgekehrt befleißigte man ſich ja, bibliſche Hiſtorien in die altclaſſiſchen Formen zu bringen; wie ſpäter Mehre ſich angelegen ſein ließen, bibliſche Moral in den alten Komödien zu ſuchen. 16) Vgl. Panzer, Annalen 2, 320, wo ſich angeführt finden: *G. G. Zeltneri* Dissert. de Comoedia muta Carolo V. exhibita. Altteutſch 1725. 4. *Burcardi* Vita Hutteni II, 294. III, 296. *Burignii* Vita Erasmi II, 278. — Noch zwei Mal gedruckt 1524. 4. add. des Jeſuiten Maſenius specul. imag. veritatis occultae p. 662 und *Flögel* l. l. IV, 309. *Kehrein* §. 49.

17) *Kehrein* I. §. 48. 18) *Gervinus* l. l. II, 447. 19) Bei Gottſched (Nöth. Vorr.) iſt es ganz abgedruckt. 20) *Nasser* l. l. p. 178. In dieſem ſatyriſch-komiſch-tragiſchen Stücke iſt die bekannte Fabel von der Päpſtin Johanna behandelt. Es endigt damit, daß Frau Jutte (der Papſt), nachdem ſie ein Kind zur Welt gebracht hat und ihre Seele in die Hölle gefahren iſt, endlich

Digitized by Google

das vollſtändigſte dramatiſche Stück dieſes Jahrhunderts, und in Anlage, Durchführung und Sprache ebenſo Ernſthaftes und Feierliches mit kecken, groben Schimpfreden und plattem Witz paarend, als das unter dem Namen „des **Türken Fastnachtsspiel**“ bekannte Drama des Schnepperers (ſ. u.), das neben der Rüge vieler Misbräuche und Laſter in Kirche und Staat doch als Reſultat die Ermahnung zur Treue und zum Glauben an Papſt und Kaiſer dem Türken gegenüber aufſtellt, und ſowol chriſtliche als patriotiſche Geſinnungen erwecken ſoll.

Nicht minder kämpfte die Geiſtlichkeit in ſatyriſchem Spiele gegen die politiſche Erhebung des Adels. So im Faſtnachtſpiele **de Schwekloth**: „welches nach erhaltener Schlacht für Soltau der Biſchof zu Hildesheim halten und ſeinen Stiftsadel damit perſtringiren laſſen.“ Handſchriftlich zu Wolfenbüttel, auch mit dem Titel: **de Brillenmaker** (= Biſchof). Auch ſoll der Biſchof ſelbſt Verfaſſer geweſen ſein, wenigſtens in dem Kreuzgange es an die Wand haben malen laſſen, nachdem es zum Ärger des Adels von Bürgern aus Hildesheim aufgeführt war. Auch Pamphilus Gengenbach's: **Prophetien Sancti Methodii vnd Nollhardi** (= Vorausſagungen künftiger Schickſale von Kaiſer, Königen, Fürſten, Päpſten, Biſchöfen, Freiſtaaten), welche ſind geſpilt worden im XV. vnd XVII. Jor (1515 und 1517) vff der Herren Faſtnacht von etlichen erſamen vnd geſchickten Burgeren einer lob-

---

durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle erlöſt und vom Engel Michael in den Himmel gebracht wird. Spielende Perſonen ſind im Ganzen 25; darunter Luciper, Unverſün, Lillis (des Teufels Mutter), Sathanas, Spiegelglanz, Fedderwiſch, Nottis, Aſtrot, Krenzelein (ſämmtlich Teufel), Babſt Jutta, Clericus, Babſt Jutten Bule, Magister Noster Parisiensis, Baſilius (Papſt), vier Cardinäle, ein römiſcher Rathsherr, Simſon vom Teufel beſeſſen, Chriſtus Salvator, Maria, S. Nicolaus, Gabriel, Michael, Mors der Tod. — Luciper erſcheint und ruft ſeine Geſellen; ſie kommen und ſingen den Chor:

Luciper in Dein Throne
   Rimo, Rimo, Rimo;
Warſt Du ein Engel ſchone,
   Rimo, Rimo, Rimo;
Nu biſtu ein Teufel grewlich
   Rimo, Rimo, Rimo.

Hieeauf erhalten ſie von Luciper den Auftrag:

Sehet hin zu iener Awen,
Da gehet gar ein ſchön Jungfrawe,
Die iſt Juttha genant,
Die wil ziehen aus Engelland
Mit einem Schreiber weiß
In die hohe Schule kegen Paris,
Vnd ſie wil ſich anderſt laſſen nennen,
Daß man ſie nicht mag erkennen,
Auch wil ſie heimlich und leiſe,
Gekleidet gehn in Mannes weiſe,
Vnd ihr Nam ſol ſein genant
Johannes aus Engellandt,
Da rathet liebe Geſellen zu,
Das ſie das gar balde thu,
Vnd mügen ſie zu vns gerücken,
Zu ihrem groſſen vnglücke,
Das wird vnſer groſſer Frome werden,
Nach alle vnſers hertzen begerden.

Die Teufel verrichten ihre Geſchäfte. Jutta entſchließt ſich zur Reiſe; ſie gibt dem Clericus Nachricht von ihrem Entſchluß und geht endlich mit ihm in Mannskleidern nach Paris. Hier kommen ſie zum Magister Parisiensis, und es beginnt folgendes Geſpräch:

Clericus zum Magiſter:
Magister reverende proficiat.

Magiſter.
Et vobis nunquam deficiat.

Clericus.
Meiſter hoch und an Künſten reich,
Mein Geſelle vnd ich
Wir ſind her zu euch komen,
Denn wir haben verſtanden vnd vernomen,
Daß ihr der klügſte Meiſter ſeid,
Der da itzund zu dieſer Zeit
Allhie zu Paris mag werden funden,
Nun vnd zu allen ſtunden,
Darumb das vns das iſt worden bekandt,
So haben wir vns zu euch gewandt,
Vnd bitten euch aus hertzlichem begeren,
Das ihr vns wollet geweren,
Vnd wollet vns on allen Schemen,
Zu zweien Studenten auffnemen u. ſ. f.

Das geſchieht; ſie werden Studenten und nach ertheiltem Unterricht Doctoren. So ziehen ſie hin nach Rom zum Papſte und erhalten die Cardinalswürde. Bald darauf ſtirbt Baſilius und Jutta wird zum Papſte gewählt. Jetzt fängt Luciper an ſein Spiel zu treiben; der Teufel Unverſün iſt in den Sohn eines römiſchen Senators gefahren, er ſpricht aus ihm und verräth unter Anderem, daß Papſt Jutta ein Weib und geſchwängert ſei. Indeſſen muß doch der Teufel weichen. Beim Weggehen ſagt er zu Jutta:

Ich wil dein Betrieger ſein,
Bis das ergehet der wille mein,
Sindt das du ein Bebſtin biſt genant,
So muß ich von dir weichen zuhandt,
Kompſt du aber wider in meine gewalt,
Ich wil dirs vergelten hundertfalt,
Vnd wil dich ſetzen gar vnſachte nieder,
Vnd machſt du dich noch ſo feom vnd bieder.

Nun folgt eine ernſthafte Scene. Chriſtus, Maria und der Engel Gabriel treten auf und unterreden ſich über das Verbrechen der Päpſtin. Es wird deſchloſſen, daß ſie ſterben ſoll. Der Tod erſcheint, um Jutten ihr Urtheil anzukündigen; ſie bereitet ſich zum Tode, fällt zur Erde, gebiert ihr Kind und ſtirbt. Der Teufel fährt mit der Seele ab, und der Schauplatz verwandelt ſich in die Hölle, wo die Teufel geſchäftig ſind, Jutta's Seele zu quälen. Nachher kommen die Cardinäle und berathen ſich über den ſonderbaren Fall. Einer gibt den Rath:

Darumb wollen wir keinen zum Babeſt han,
Wir ſein es denn gewis das er ſei ein Man,
Wir wollen einen ſtul laſſen machen,
Der da dienet zu ſolchen ſachen,
Da ſol ſich der new Babſt begreiffen lahn,
Wie es iſt vmb ihn gethan,
Das man da erkenne,
Ob er ſei ein Han oder Henne.

Gleich daranf iſt wieder die Scene in der Hölle. Die Teufel ſtrengen ihre ganze Erfindungskraft an, um Jutta zu quälen; endlich wird ſie erlöſt und in den Himmel aufgenommen. (Vgl. Bouterwek a. a. O. S. 363 fg.) — Die Geſprächsform iſt ebenſo in den meiſten Faſtnachtsſpielen vorherrſchend, wie auch H. Folz 1470 ein Drama als „Geſprächſpiel“ und H. Sachs „Kampfgeſpräche“ ankündigte. Die Acte heißen gewöhnlich Wirkungen oder Handlungen (deren einige Spiele 10, ſogar 19 hatten), Auftritte, Ausfahrt (bei Ayrer: Angang); ferner Fürtragen, Fürbringen ꝛc.

Digitized by Google

lichen Statt Baſel. 4. — Gelegentliche Erweiterungen brachten auf dieſe Art moraliſche und politiſche Stücke in großer Anzahl mit einem großen Reichthume gröberer und feinerer Satyre. Einen gleichen Verlauf und gleich theilweiſe Verdrängung der religiöſen Stücke durch Faſtnachtsſpiele finden wir, nur in ſchnellerer Entwickelung einer kürzeren Zeit, bei den Paſſionsbrüdern Frankreichs, deren jeux des pois pilés (Spiele der geſtoßenen Erbſen) ſich als poſſen- und ſalbungsreiche Miſchſpiele aus den allmälig mit wachſender Gleichgültigkeit aufgenommenen Moralitäten herausbildeten, und bei den ſogenannten Enfans sans souci, die unter ihrem ſelbſtgewählten Oberhaupte, dem Narrenkönige, ihre sotties (Narrenpoſſen oder Narretheien), — freilich unter Bewilligung Karl's VI., mit einem Inhalte wie unſere Faſtnachtsſpiele, aufführten.

Die Reihe namhafter Dichter ſolcher Faſtnachtsſpiele eröffnet der wormſer H. Folz, Barbier und Meiſterſänger zu Nürnberg [21]). Von ihm 1) das Faſtnachtſpil von einem pawern Gericht. (Nürnberg 1474.) (1535. 1542). — 2) Ein teutſch wahrhaftig poetiſch yſtori von wannen das heylig römiſch reich ſeine Vrſprung erſtlich habe vnn wie es darnach in devtſche lāt kumme ſey. (Nürnberg, gedruckt durch Haanſen vollezen. 1480. 4.) — 3) Ein hübſch Faßnachtſpil von einer gar pawriſchen pawre heyrat, ſeer kurtzweylig und gut zu lachen. (Nürnberg, gedruckt durch Jobſt Gutknecht. 1521. 8.) — 4) Von einem wirtzsknecht und der Haußmayd. (Nürnberg, gedruckt durch Joh. Nuchs. 1521. 8.) — 5) Von dem künig Salomon vnd Marckolffo, vnd einem narrn, ein hübſch Faſtnachtſpil new gemacht. (Nürnberg, gedruckt durch Joh. Nuchs. 1521. 8.) — 6) Ein Faſtnachtſpil von pulern, den fraw venus ein vrteil fellt. (ohne Jahr und Ort. 4.) — 7) Ein Faſtnachtſpil von den die ſich weiber narrn laſſen. (ohne Ort und Jahr. 4.) — 8) Das Kargenſpil, ein Geſprech in Reimen zwiſchen einem reichen Kargen vnd einem armen dürftigen. (Nürnberg, 1534. 4. geſchrieben 1474.) — 9) Von einem Arzte und einem Kranken. (ohne Ort und Jahr.) —

Ihn übertrifft an ungezügelten und ſchmutzigen Scherzen im Faſtnachtsſpiele, die übrigens auch roh und ohne dramatiſche Verwickelung ſind, der nürnberger Wappenmaler H. Roſenblüt, genannt der Schnepperer (loſer Schwätzer, Spaßmacher). Gedruckt von ihm ſind 1) Ein vaßnacht Spil von den Syben Meiſtern. — 2) Ein vaßnachtſpil von dem Jüngling. — 3) Die Kuchenſpeiſe. — 4) Von dem König aus Engellant. — 5) Von dem geiſtlichen Gericht. — 6) Von dem Bawern mit dem Fleiſchgaben. — 7) Von drei in ein Haus entronnen und 8) von zwei Eheleuten, welches letztere mit dem (oben angeführten) (Faſtnachtsſpiel vom Ehebruch) gleich gehalten wird. Ferner die genannten 9) des Türken Faſtnachtſpiel und 10) Ein vaßnachtſpil von dem pawern und dem Bock, welches ein wenig mehr Handlung enthält, als die übrigen. Sechs von ihnen theilt Gottſched mit (Nöth. Vorr. 2. Th. S. 43—80). —

Nicht mehr ganz ſo roh ſind die Faſtnachtsſpiele des Schuhmachers und Meiſterſängers H. Sachs (1494—1576). Fehlt gleich ſeinen Charakteren und Situationen im Ganzen meiſtens ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe, ſo findet ſich doch öfters grade in den Faſtnachtsſpielen in der langen Reihe mehrer, früher nur an einander gedrängter Scenen, hier und da eine burleſke Intrigue eingeflochten. Einige, ſagt ganz richtig von ihnen Bouterwek (l. l. IX, 400), beſonders diejenigen, in denen Eulenſpiegel die Hauptrolle ſpielt, haben der Phantaſie und dem Witze des Dichters wenig gekoſtet; andere ſind dafür deſto geiſtreicher erfunden und ausgeführt. Die Verwickelung iſt nicht künſtlich, aber drollig; die Situationen haben ein wahrhaft komiſches Intereſſe; die Darſtellung iſt natürlich und voll Leben; die Charaktere ſind gut gehalten, und das Ganze thut die erheiternde Wirkung, die man von witzigen Farren erwarten darf. Die Satyre dieſer Faſtnachtsſpiele beweiſt Hans Sachs' bürgerliche Menſchenkenntniß und ſein Talent, das Charakteriſtiſche zu ergreifen, und wo es an Satyre fehlt, da werden wir ſchadlos gehalten durch jovialiſchen Scherz.

Sein erſtes Faſtnachtsſpiel (1517 am Samſtage vor Faſtnacht) beſteht aus 13 Perſonen und gehört in die Kategorie der erwähnten Proceßſtücke: Das Hofgſind Veneris. Eins der witzigſten iſt das Vom Teufel nahm ein alt Weib zur Ehe 1557 [22]), dem Grundgedanken nach ähnlich andern: Der Teuffel mit dem kauffman vnd den alten Weibern. 1549. Noch andere, ebenfalls aus Einem Acte beſtehende: 4) Von der Eygenſchafft der Lieb. 1518. — 5) Von einem böſen Weib. 1533. — 6) Die ſechs Kla-

21) ſ. außer Panzer, Annalen II, 51 fg. Kehrein a. a. O. I. §. 42 fg. und die dort angeführten Autoren, nebſt §. 75.

22) Der Teufel entſchließt ſich zur Ehe freiwillig, aber unter gewiſſer Bedingung. Er tritt auf:

In der Höll mag ich nit mehr bleiben,
Mein Zeit und weill darin vertreiben,
Sonder bin herauff gefahren auff erden,
Vnd wil gleich auch ein Ehman werden.
Hab an mich genommen ein Mannes leib.
O hett ich nur ein altes Weib!
Ich hab gehört, wie in der Eh
All Ding ſo wol vnd frewdig ſteh,
Deß wil ich mich auffs kürtzſt vmbſchawen
Nach einer frommen alten frawen.
Ein junge die wer mir zu geil;
Ich bin auch alt auff meinen theil.
Eine junge thät mir leicht kein gut.
Gleich mit ſeim gleich ſich frewen thut,
Wie uns ſagt das alt Sprichwert klug;
Darumb iſt ein alte wol mein Fug.

Es erſcheint eine ſolche Alte und geht die Ehe ein. Doch nur zu bald ergeht es dem Teufel übel. Er enteilt ſeiner Plage und verdingt ſich einem Arzt und Teufelsbanner. Beide einigen ſich dahin, daß der Teufel in Perſonen fahren, der Arzt dieſe dann durch Austreibung ſeines Geſellen heilen ſoll, der Lohn ſoll dann getheilt werden. Allein der Arzt betrügt den Teufel, und dafür will der Teufel aus einem Beſeſſenen nicht entweichen, ſondern beſchimpft den Arzt aus dem Kranken heraus ſo lange, bis dieſer eine Liſt gebraucht, um die Vorwürfe und den Theilnehmer ſeines Erwerbes los zu werden. Er meldet jenem, ſein altes Eheweib ſei angekommen, um ihn mit einem richterlichen Ausſpruche zurückzuholen. Äußerſt erſchrocken fährt der Teufel ſchnell aus dem Beſeſſenen heraus und flüchtet zur Hölle hinab, wo er ſich immer beſſer zu befinden hofft, als in der Ehe mit einer Alten.

Digitized by Google

genden. 1535. — 7) Die Rockenſtuben. 1536. — 8) Bachen holen im Teutſchen Hof. 1539. — 9) Krappfen holen. 1540. — 10) Der ſchwanger Pawer. 1544. — 11) Die Laſter Artzney. 1544. — 12) Der Teufel mit dem alten Weib. 1545. — 13) Der Naſen Tantz. 1550. — 14) Der Geſellen Faſtnacht. 1550. — 15) Der fahrent Schuler im Paradeiß. 1550. — 16) Der jung Kauffman Nicola mit ſeiner Sophia. 1550. — 17) Fraw Warheit wil niemand beherbergen. 1550. — 18) Der Pawer mit dem Kühdieb. 1550. — 19) Von Joſeph vnd Meliſſo, auch König Salomon. 1550. — 20) Das Wildbad. 1550. — 21) Der böß Rauch. 1551. — 22) Zwiſchen dem Gott Apolline vnd dem Römer Fabio. 1551. — 23) Der vnerſetlich Geitzhunger. 1551. — 24) Das Kelberbrüten. 1551. — 25) Die ſpäch Bulerey. 1551. — 26) Der Pawren Knecht wil zwo Frawen haben. 1551. — 27) Der farent Schuler mit dem Teufel pannen. 1551. — 28) Das heyß Eyſen. 1551. — 29) Von der vnglückhafften, verſchwetzten Bulſchafft. 1552. — 30) Der Parteckenſack. 1552. — 31) Der geſtolen Bachen. 1552. — 32) Der Pawr im Fegfewr. 1552. — 33) Die liſtig Bulerin. 1552. — 34) Das Weib im Brunnen. 1553. — 35) Das weynent Hündlein. 1553. — 36) Der Tyrann Dioniſius mit Damone. 1553. — 37) Der Ewlenſpiegel mit den Blinden. 1553. — 38) Das böß Weib, mit den Worten, Würtzen vnd Steinen gut zu machen. 1553. — 39) Der verdorben Edelman mit dem weichen Beth, das Kayſer Auguſtus kauffen wolt. 1553. — 40) Der Ketzermeiſter mit den vil Keſſelſuppen. 1553. — 41) Die Burgerin mit dem Thumbherrn. 1553. — 42) Der Todt Mann. 1553. — 43) Der Ewlenſpiegel mit der Pfaffen Kellerin vnd dem Pferdt. — 44) Der Roßdieb zu Früſing mit den Thollen diebiſchen Bawren. 1553. — 45) Der alt Buler mit der Zauberey. 1554. — 46) Die wunderlichen Männer, vnd unheußlichen Weiber geſchlacht vnd heußlich zu machen. 1554. — 47) Der loß Mann, mit dem muncketen Weib. 1554. — 48) Der Krämerskorb. 1554. — 49) Der blind Meßner mit dem Pfaffen vnd der Meßnerin. 1554. — 50) Der Bawer mit dem Saffran. 1557. — 51) Das Narrenſchneiden. 1557. — 52) Ewlenſpiegel mit dem blawen Hoßtuch, mit dem Bawern. 1557. — 53) Der ſchwanger Bawer mit dem Füll. 1559. — 54) Der verſpilt Reuter. 1559. — 55) Die zwen Gſattern mit dem zorn. 1559. — 56) Die fünff armen Wanderer. 1559. — 57) Der Doctor mit der groſſen Naſen. 1559. — 58) Der Neydhart mit dem Feyhet. 1562. (3 Acte.) — 59) Ewlenſpiegel mit dem Beltzwaſchen zu Trügſtetten. 1562. — 60) Der groß Eyferer, der ſein Weib Beicht höret. 1563. — 61) Der Pfarrherr mit dem Ehbrecher Bawren. 1563. — 62) Der Bawer mit dem Plerr. 1563. — 63) Die alt verſchlagen Kuplerin mit dem Thumherrn. 1563. — Auch hierin fehlt der Narr nicht, wie der Teufel in ſeinen Komödien und geiſtlichen Dramen.

Von Wickram (Stadtſchreiber zu Burgheim) findet ſich noch ein nachgelaſſenes Stück: Ein hübſch neu Faſtnachtſpil, der treu Eckart genannt, darinn alle ſtand der Welt begriffen werden (Straßburg 1538.); von Peter Probſt zu Nürnberg: ein ſchön Buch von Faſtnachtſpielen vnd Maiſtergeſängen, eine Sammlung von ſieben ſolcher Stücke, die Gottſched (l. l. 1, 34) anführt. Des J. Ayrer Faſtnachtſpiele ſ. in dem nach ſeinem Tode erſchienenen Werke: Opus thaeatricum, dreyſig ausbündtige ſchöne Comedien vnd Tragedien von allerhand denckwürdigen alten römiſchen Hiſtorien vnd anderen Politiſchen geſchichten vnd gedichten, Sampt noch andern Sechs vnd dreiſſig ſchönen luſtigen vnd kurtzweiligen Faßnacht oder Poſſen Spilen, durch Weyland den Erbarn vnd wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium Publicum vnd Gerichts Procuratorn zu Nürnberg ſeeligen ꝛc. (Nürnb. Anno 1618. Fol.) — Über Sprache und geſangmäßige Abfaſſung ſeiner Faſtnachtſpiele in gleichförmigen Stanzen, als erſte Verſuche teutſcher Singſpiele, ſ. den Art. Ayrer in dieſer Encyklopädie. — Als von ihm verfaßt nennt man: 1) Vom Antreuro, aus dem Cento Novella, die fünff Tagreiß, wie viel Unglücks jhm in einer Nacht zugeſtanden. — 2) Von Meiſter Simon, wie er in einen Dobe geworfen wird. — 3) Die zwei paar verwechſelten Eheleut vnd den Marggraffen von Rom. — 4) Von einem Juden zu Franckfort, der einen Dieb will ſein geſtollenes gut abkauffen. — 5) Von einem halbnärriſchen Wucherer vnd ſeinem Sohn, vnd Zechgeſellen. — 6) Der Baur mit ſeinem Gefatter Todt. — 7) Aus dem Ritter orden deß Podagriſchen Fluß. — 8) Comediſcher Prozeß wider der Königin Podagra Tyranney. — 9) Hofflebens kurtzer Begriff. — 10) Von einer verſoffenen Bäurin. — 11) Die beſeſſene Bäurin mit jhrem Pfarherrn Bulent. — 12) Wie der Teufel einer Bulerin jhr Ehr vor jhren Bulern hütet, biß jhr Ehemann wiederkommt. — 13) Von einem Pfaffen, der den Teufel beſchwern wolt, daß er jhm ſeine Köchin nicht hinführn ſolt. — 14) Die zwen vereinigten Bulern. — 15) Wie einem Weib jhr eygener Mann vnwiſſenter Ding verkuppelt wird. — 16) Die ehrlich Beckin mit jhren drey vermeinten Bulern. — 17) Der vberwundene Eifferer. — 18) Der Bock, der ſein Weib wider lebendig geiget hat. — 19) Von Fritz Dölla mit ſeiner gewünſchten Geigen. — 20) Der vberwundene Trummelſchläger. — 21) Von dem Engelländiſchen Jann Poſſet wie er ſich in ſeim Dienſt verhalten. — 22) (Daſſelbe als) „Singetsſpil.“ — 23) Der verlohren Engellendiſch Jann Poſſet. — 24) Der Hämpel genant ſo Doctor werden wil. — 25) Das kein Landtsknecht in Himmel, noch in die Höll kommt. — 26) Der falſch Notarius mit ſeiner vnwarhafften Beicht. — 27) Der verlarfft S. Franciſcus mit der ſchönen venediſchen Wittfrauen. — 28) Daſſ. als Singſpiel. — 29) Singetsſpil von einem vngerechten Juriſten, der ein Mönch worden; Im Thon „Liebhaben ſteht ein jeden frey.“ — 30) Singetsſpil von dreyen böſen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht thun können. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt.“ — 31) Singetsſpil, Der Forſter im Schmaltzkübel. Im Thon „Aus friſchen freyen Muth, Tantz du mein edles Blut.“ — 32) Singetsſpiel, Von dem Knörren Güntzlein. Im Thon „Venus du vnd dein Kind, ſeind alle beide blind.“ — 33) Singetsſpil, der Münch im Keßkorb. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt.“ — 34) Singetsſpil,

Digitized by Google

der Wittenbergiſch Magiſter in der Narrenkappen. Im Thon „Wie man den Dillathey o Narr Dummel dich ſingt.“ — 35) Singetsſpiel, Von etlichen närriſchen Reden des Claus Narrn, vnd anderer zuſammen colligirt. Im Thon „Laßt vns ein weil bey einander bleiben.“ — 36) Singetsſpil, Von dem Eulenſpiegel, mit dem Kauffmann vnd Pfeiffenmacher. Im Thon „Wie man den Engliſchen Roland ſingt“ [23]).

Aber ungeachtet der großen Anzahl und der günſtigen Aufnahme dieſer Faſtnachtsſpiele, dem auch fremder, beſonders engliſcher, Einfluß noch nachhalf [24]), ſuchte man doch, hauptſächlich im 17. Jahrhundert, ſie durch Vorſtellungen beſſerer Stücke und regelmäßigere Einrichtungen ſowol der Schauſpielertruppen als der Theater ſelbſt zu verdrängen. So ſanken ſie allmälig zu bedeutungsloſen Mummereien und zweckloſen Poſſen herab, und erhielten nur, nachdem das reine Luſtſpiel ſich aus ihnen hervorgebildet, ſich noch in Volksgebräuchen fröhlicher Feſte. In einzelnen teutſchen Landen wurden auch dieſe, wie das Carneval ſelbſt, eingeſchränkt, wo nicht ganz bei Strafe unterſagt. Das Verbot: larvas daemonum ante se ferre wurde als ein diaboliſcher Misbrauch und als sacris canonibus prohibitum öfters eingeſchärft; im Würtembergiſchen wurde „Das Mommen und die Butzen-Kleider“ u. ſ. w., das Herumziehen „zu einiger Zeit des Jahrs mit verdecktem Angeſicht“ bei „Strafe des Thurms oder Narrenhäusleins“ verboten (cf. Ordin. Provinc. Würtemb. tit. 102. von Faſtnacht-Küchlein und Butzen-Kleidern §. 3); die Canones Concilii Toletani III. (can. 2. Irreligiosa de consecr. distinct. 3. add. cap. I, 10) und die Constitutio Innocentii III. de vita et honestate clericorum, ne mimis joculatoribus et histrionibus intendant (coll. c. XII, 10 und Concil. Trident. sess. XXII. c. 21), den Geiſtlichen ins Gedächtniß zurückgerufen und ihnen nur spectacula rerum piarum erlaubt (cf. glossa ad cap. XII, 10 de vita et hon. cleric.), doch auch dieſe (nach *Tellez* ad l. l.) durften die Gottheit nicht perſönlich erſcheinen laſſen, wie Tertullianus (de spectaculis VI.) ſagte: iam vero ipsum opus personarum, an deo placeat, qui omnem similitudinem vetat fieri, quanto magis imaginis suae? — Der nachmals überhand nehmende Gebrauch öffentlicher Luſtſpiele, „wobei insgemein vieles ſündliches mit unterläuffet, auch die daraus entſtehende, und ſonſten vielerley, Exceſſe nicht wohl abzuwenden ſind,“ ward 1713 in Sachſen unterſagt, und zwei Studenten zu Wittenberg [25]) nach dem Ausſpruche des Hofgerichts und Schöppenſtuhls wegen einer Mummerei mit Gefängniß und um einige „neue Schocke“ geſtraft. Joh. Georg II. auch hatte ſchon ſeine „höchſte Ungnade und ernſtliche unnachläſſige Strafe“ angedroht; Friedrich Auguſt am 14. Febr. 1719 bei Vermeidung der Verhaftung und Strafe „alles verlarffen auf denen öffentlichen Straßen und Gaſſen der Stadt Leipzig, als auch in dergleichen Geſtallt Zuſammenkünſte in privat-Häuſern angeſtellet, und darbey geſpielet werden wollen“ verboten; wie denn auch im Febr. 1722 der Senat zu Dresden bei Contravention gegen 150 Menſchen von Militair ins Gefängniß abführen, den Hausbeſitzern eine Geldbuße auferlegte und die betheiligten Fremden aus der Stadt weiſen ließ. Documente über dieſe Beſchränkungen der Faſtnacht und ihrer Spiele finden ſich bei *von Berger* l. l. c. III. de jure actionum.

Was ihre Überreſte im Volksleben betrifft, ſo ſind ſie ihrem Uranfange wieder ſehr verähnlicht worden. In allen Ländern, wo Faſtnachts- und dieſen ähnliche Spiele vorhanden waren, in den Städten, die ſie beſonders pflegten, finden ſich noch heute in einzelnen Äußerungen der Faſtnachtfreude Erinnerungen an die ehemals beliebten Faſtnachtsſpiele. In Freiburg, Jauer, Nürnberg, Augsburg u. ſ. w., über ganz Teutſchland verbreitet, und oft noch mit deutlichen Anklängen an die Aufführungen früherer Zeit und anderer Länder, beſtehen an verſchiedene Feſte vertheilt Darſtellungen mit Inhalt und Form der alten Faſtnachtsſpiele als Volksſchauſpiele, Mummen- oder Mummelſpiele, Mummenſchanz u. ſ. w. mit dem Mummelmann (Mummanz, Mumelack, Mummelbätz). So der heilige Chriſt, Knecht Ruprecht, das Tod austreiben, die heiligen drei Könige, die verſchiedenen Pfingſtpoſſen, Quargſchießen, die Guggelfuhre, Schönbartlaufen u. a. m., und ebenſo am gewöhnlichſten bei Hochzeiten und Polterabenden (cf. *Flögel* l. l. I, 328 sq. und IV, 7 sq.). Die letzten auch Faſtnachtsſpiele genannten Nachahmungen lieferte Goethe: 1) Ein Faſtnachtsſpiel u. ſ. w. vom Pater Brey, dem falſchen Propheten. 2) Satyros, oder der vergötterte Waldteufel; das letztere in mehren Acten. Den faſtnachtlichen Miſchſpielen kommt nahe das Schönbartſpiel: Das Jahrmarktfeſt zu Plundersweilern (ſ. Bd. XIII. ſämmtl. Werke). Im Egmont gebraucht Goethe Faſtnachtsſpiel = -ſcherz überhaupt (2. Act: Iſt denn ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath?). (*O. Gruber.*)

FASTOLF (Johann), von den Gefährten der Siege Königs Heinrich V. von England einer der gefeiertſten, hatte durch eine Reihe tapferer Thaten ſich zu der Stelle eines Oberſthofmeiſters bei dem Herzoge von Bedford, dem Regenten von Frankreich, aufgeſchwungen, auch den Hoſenbandorden empfangen, als ihm der Auftrag wurde, eine bedeutende Zufuhr, dem Belagerungsheere vor Orleans, das nicht weniger als die Belagerten unter dem Mangel von Lebensmitteln zu leiden hatte, beſtimmt, zu geleiten. Er befehligte „1600 combattans et bien mille communs,“ an deren Spitze er, Aſchermittwoch 1429, von

23) Literariſche Nachweiſungen bei Kehrein a. a. O. I. §. 75.

24) Vom J. 1620 und 1630 iſt eine Sammlung engliſcher Schauſpiele vorhanden: Engliſche Comedien und Tragedien, d. i. ſehr ſchöne, herrliche und auserleſene, geiſtliche und weltliche Comedi und Tragedi Spiel, ſampt dem Pickelhäring ꝛc. 2 Thle. Und von 1670 (ſpäter 1727): Schaubühne Engliſcher und Franzöſiſcher Comödianten. 3 Bde. — An die Manier engliſcher Faſtnachtſpiele, eben wie in Teutſchland gewöhnlich wurde, Stoff aus den Moralitäten zu entlehnen und mit witziger Doppelzüngigkeit zu verdrehen oder zu deuten, erinnert u. A. das Wort Richard III. (act. 3. sc. 1):

Gleichwie im Faſtnachtſpiel die Sündlichkeit
Deut' ich zwei Meinungen aus Einem Wort.

25) In den alten Geſetzen dieſer Univerſität heißt es: Bacchanalia et personatas pompas in paganorum morem celebrare, sub relegationis poena vetitum esto.

Digitized by Google

Paris auszog, auch nach mehren Tagmärſchen das Dorf Rouvray-S. Denys, zwiſchen Genville und Orléans, erreichte. Da erwarteten ihn eine gute Anzahl franzöſiſcher Hauptleute, der Herzog von Bourbon, die beiden Marſchälle von Frankreich, der Connétable von Schottland, die Herren von la Tour, von Chauvigny, von Graville, von Albret, der Vicomte von Thouars, der Baſtard von Orléans, Jacob von Chabannes, Gilbert von la Fayette, Pothon von Saintrailles, Stephan von Vignolles, genannt Lahire, Theobald von Valperga und Andere, mit 3 bis 4000 Reiſigen, und von deren Abſicht Faſtolf zeitig die Kunde erhielt. Daher ordnete er ſofort all ſein Fuhrwerk zu einer Wagenburg mit zwei offenen Ausgängen, ſtellte auch an den Ausgängen ſeine Schützen, hinter denen und ſeitwärts, an den zweckmäßigſten Punkten, ſeine Reiſigen auf. Wo die Wagenburg am ſtärkſten war, da wurde den Krämern, Fuhrleuten, Pagen und anderem Volke von geringer Wehrfähigkeit, auch ſämmtlichen Roſſen, ein Raum angewieſen. In ſolcher Lage erwarteten die Engländer beinahe ganzer zwei Stunden einen Angriff, da der Feind unter großem Geſchrei vor der Wagenburg, jedoch außer Schußweite, ſich in Schlachtordnung zeigte. Es ſchien auch der Franzoſen große Anzahl, verglichen mit der bunten Zuſammenſetzung von Faſtolf's Geſchwader, wo unter den Leuten der verſchiedenſten Zungen kaum 600 Engländer zu zählen waren, denen in der Wagenburg wenig Gutes, vielmehr eine baldige Überwältigung zu verheißen; zum Glück hatte ſich auf der Gegner Reihen ein Geiſt der Zwietracht und des Widerſpruchs niedergelaſſen. Die einen, vornehmlich die Schotten, wollten abſitzen und zu Fuß fechten, die andern beritten bleiben. Die Aufmerkſamkeit der Streitenden zu beſchäftigen und hiermit vielleicht den Gegenſtand des Streites in den Hintergrund zu drängen, verlangten der Herzog von Bourbon und einige andere Herren aus den Händen des Marſchalls la Fayette den Ritterſchlag zu empfangen. Während dieſer dem Begehren willfahrte, erſahen der Connétable von Schottland und ſein Sohn dieſen Augenblick als den günſtigſten, ihre Abſicht zu erreichen; ſie ſtiegen ab und dergleichen thaten alle ihre Leute, die auch ſofort zum Angriffe der Wagenburg ſich wendeten, und durch ihr Beiſpiel die Übrigen, welche jedoch beritten blieben, fortriſſen. Der kühne Angriff fand herzhaften Widerſtand; denn die engliſchen Schützen, hinter der Wagenburg ſicher, empfingen Schotten und Franzoſen mit einem Hagel von Pfeilen, der, in Schußweite ausgehend, zuerſt die Reiter zum Weichen brachte. Doch ſetzte der Connétable mit ſeinen Leuten allein den Sturm gegen das eine Thor der Wagenburg fort, bis er ſelbſt, zuſammt ſeinem Sohne, tödtlich getroffen, niederſank. Da fielen auch Wilhelm von Albret, der Herr von Château-brun, der Herr von Montpipel, Johann Larigot, überhaupt wol 120 Edle und in allem 5 bis 600 Reiſige, meiſt Schotten. Die Übrigen aber ritten davon, da ein Ausfall, von Faſtolf geleitet, ſie mit vollſtändiger Niederlage bedrohte. Alſo endigte die Häringsſchlacht, Samſtag den 12. Febr., und den Dinstag darauf traf Faſtolf mit ſeiner Convoi wohlbehalten im Lager von Orléans ein. Der Noth der Belagerer war hiermit abgeholfen, aber die Hoffnung, die Stadt zu gewinnen, ſchwand Angeſichts der begeiſterten Johanna. Nochmals ſollte Faſtolf den entmuthigten Landsleuten Beiſtand bringen, und es war zu dem Ende eine bedeutende Kriegsmacht ſeinen Befehlen untergeben. Von Paris ausziehend, vernahm er in Eſtampes den Fall von Jargeau, eine Botſchaft, welche ihn veranlaßte, alle ihm anvertrauten Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedarf in Eſtampes zurückzulaſſen, mit ſeinem Volke aber in der Richtung von Yenville vorwärts zu gehen. In Yenville traf er mit Talbot zuſammen, und die beiden Feldherren hielten daſelbſt Berathungen, in denen ſie den Entſatz von Beaugency zu verſuchen ſich einigten. Sie erreichten Méun-ſur-Loire ohne Hinderniß, und ließen alsbald die daſige Brücke ſtürmen. Eben hatten aber die letzten, von den Engländern zu Beaugency bis dahin behaupteten, Poſten, Brücke und Burg, capituliren müſſen, und ungeſäumt ſeinen Marſch fortſetzend, erſchien der Vortrab des franzöſiſchen Heeres zu Méun am 18. Juni. Da ließen die Engländer ab von dem Sturme auf die Brücke, und Lebensmittel und Kleidungsſtücke hinter ſich laſſend, zogen ſie hinaus ins Freie, als zu einer Schlacht ſich ordnend. Auf einmal aber traten ſie den Rückmarſch an gen Patay, hitzig von den Franzoſen verfolgt, und dabei noch durch der Anführer Uneinigkeit beunruhigt. Darum ließen ſie ein Schlachtfeld, das viele Vortheile dargeboten hätte, unbenutzt, um eine Viertelſtunde weiter in ein Gefecht ſich einzulaſſen, welches ſo unverhofft entſtand, daß Faſtolf, der Baſtard von Thien, und viele ihrer Leute nicht einmal Zeit gewannen, abzuſitzen, vielmehr in wilder Unordnung davon jagten. Während der Engländer Niederlage durch die Gefangennehmung von Talbot und Scales vervollſtändigt wurde, gelangte Faſtolf, ohne zu verſchnaufen, nach Corbeil, ein Benehmen, das der Herzog von Bedford ihm höchlich verwies, und dem feldflüchtigen Ritter auch den Verluſt des Hoſenbandordens zuzog. Er remonſtrirte jedoch, wiederholend, was er ſchon im Kriegsrathe gegen Talbot wahr gehalten hatte, daß nämlich der vor Orléans, Jargeau und anderwärts erlittene Verluſt den Soldaten zum äußerſten entmuthigt, ſein Gegner aber die höchſte Zuverſicht gewonnen habe. Unter dieſen Umſtänden wäre es Thorheit geweſen, ſich auf eine Schlacht einzulaſſen, man hätte vielmehr, als wozu er mit aller Macht gerathen, die Truppen in die nächſten Feſten verlegen und ihnen Zeit gewähren ſollen, von ihrer Beſtürzung zurückzukommen, mittlerweile dann die über Meer erwartete Verſtärkung im Felde erſchienen ſein würde. Daß man ihn nicht hätte hören wollen, ſei zu Patay theuer gebüßt worden, berechtige aber keineswegs, ihn, den Rathgeber, der Feigheit zu bezüchtigen, da er fremder Thorheit ein Opfer zu fallen ſich geweigert habe. Dieſe Ausführung entbehrte keineswegs einer rechtlichen Begründung, und nach Unterſuchung und Erwägung der wahren Beſchaffenheit der Dinge wurde Faſtolf durch Urtheil und Recht wieder zu den Ehren des Hoſenbandes aufgenommen, was ihn jedoch in weitläufige Streitigkeiten mit dem mittlerweile der Gefangenſchaft entlaſſenen Talbot verwickelte. Sechs Jahre ſaß Faſtolf noch zu Corbeil,

Digitized by Google

der ihm zugetheilten Hauptmannſchaft, dann wich er den ſiegreichen Waffen der Franzoſen, um in der Väter Hauſe, zu Caſter bei Yarmouth, zu ſterben. Sein Lieutenant, Ferrieres, übergab Corbeil an Jacob von Chabannes. In ſpätere Zeiten haben Faſtolf in den Ruf gebracht, als ſei er das Original zu einer Art von ritterlichem Hanswurſt, zu jenem Sir John Falſtaff, welcher auf der Bühne zu erſcheinen pflegte; es berichtet jedoch Fuller mit beſſerm Grunde, daß Falſtaff, der ausſchweifende, aber kurzweilige Ritter, jener Thomas Oldcaſtle, Lord Cobham, ſei, welchem, als dem Haupte der Lollarden, Hume ungemeſſene Lobſprüche ſpendet. (*v. Stramberg.*)

FASTOLPHUS (Richard), geboren zu York in England, wurde Ciſtercienſer, lebte um 1150 zu Clairvaux als Freund des heiligen Bernhard, darauf als Abt zu Fontaines in Burgund, und ſchrieb De Harmonia oder De Musica. Dieſes noch nicht aufgefundene Manuſcript erwähnt Geßner in ſeinen Bibl. und Ballum de script. Brit. Cent. 13 (nach Gerber). (*G. W. Fink.*)

FATALE, Nothfriſt [1]). Unter Friſt (dilatio) verſteht man, im Gegenſatze des Termines oder der Tagefahrt, jeden beſtimmten Zeitraum, innerhalb deſſen gewiſſe gerichtliche Handlungen vorzunehmen ſind. Ihrer Wirkung nach ſind dieſe Friſten entweder dilatoriſche, oder peremtoriſche oder Nothfriſten. Die dilatoriſchen (oder verzögerlichen) unterſcheiden ſich dadurch, daß ihre Verſäumung keinen rechtlichen Nachtheil mit ſich führt, ſondern der Richter ſie auch im Fall der bereits eingetretenen Verſäumung zu verlängern befugt iſt [2]), von den andern beiden, welche, wegen des mit ihrer Verſäumung verknüpften Präjudizes, in einem weitern Sinne des Worts unter den gemeinſchaftlichen Ausdruck Fatalien ſubſumirt werden [3]); das Präjudiz aber beſteht darin, daß die gerichtliche Handlung, deren wirkſame Vornahme von der Beobachtung des Fatale abhängig war, nach abgelaufener Friſt nicht mehr wirkſam vorgenommen werden kann [4]). In dieſem weitern Sinne aufgefaßt, unterſcheidet man bedingte (oder relative) und unbedingte (oder abſolute) Fatalien, und zwar ſo, daß die letzteren ſchon ipso jure und ohne Dazwiſchenkunft eines richterlichen Decrets eintreten [5]), die erſtern hingegen ein richterliches Decret als Bedingung vorausſetzen, von deſſen Publication ab ſie zu laufen beginnen [6]). Unter dieſen bedingten Fatalien hat man die oben erwähnten peremtoriſchen (oder zerſtörlichen) Friſten, unter den unbedingten die ebenfalls obengedachten Nothfriſten zu verſtehen; dieſe Nothfriſten bilden, den peremtoriſchen Friſten gegenüber, die Fatalien im engern Sinne. Die peremtoriſchen Friſten ſtehen zwiſchen den dilatoriſchen und Nothfriſten in ſofern gewiſſermaßen in der Mitte, als ſie zwar einer Seits, wenn ſie verabſäumt ſind, gleich den Nothfriſten ihr Präjudiz nach ſich ziehen, allein anderer Seits, gleich den dilatoriſchen, vom Richter verlängert werden können, obſchon freilich, wie bereits ihre innere Natur mit ſich bringt, nur im Falle der noch vor ihrem Ablaufe erbetenen Prorogation [7]). Die Nothfriſten ſchließen eine ſolche Verlängerung aus, ſondern wie ſie ohne richterliches Decret zu laufen beginnen, laufen ſie auch im Verſäumungsfalle ab, ohne daß ein richterliches Decret ihren Lauf zu hemmen vermag [8]). Indem aber hiernach Anfang, Lauf und Ende der Nothfriſt unabhängig von aller richterlichen Einwirkung iſt, kann auch kein Richter dergleichen Nothfriſten ſetzen, ſondern es erfodern dieſelben unmittelbare geſetzliche Vorſchrift. (*Dieck.*)

FATALIA, Nothfriſten, peremtoriſche Friſten, beſonders von den Geſetzen beſtimmte (ſ. den vorhergehenden Artikel). Hierüber finden ſich Bemerkungen und Nachweiſungen in Beziehung auf die Oberappellationsgerichte in der Allgemeinen Encyklopädie d. W. und K. 3. Section. 1. Theil. S. 422. Wir bemerken daher hier nur das Rechtsgeſchichtliche im Betreff des Reichshofraths. Hier war das Fatale, innerhalb deſſen die Reviſion nachgeſucht werden mußte, vier Monate, und Supplik ward auch den letzten Tag angenommen. Wenn vor Ablauf der vier Monate ein Paritori-Urthel erging, oder Execution erkannt ward, hinderte es die Reviſion nicht. Man konnte zwar Prorogirung des Termins zu Übergebung des Libelli Gravaminum ſuchen; doch mußten die übrigen Formalien [1]) innerhalb der vier Monate beobachtet werden. Übergab man in dem prorogirten Termin den Libell nicht, ſo durfte man denſelben hernach nicht mehr übergeben. Die Reviſion ſelbſt war jedoch deshalb nicht deſert [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

FATA MORGANA. An den Küſten Calabriens, beſonders zu Reggio, zeigt ſich bisweilen, wenn die Meerenge weder vom Winde noch von den Wellen bewegt wird, ein wunderbares Phänomen, welches den Namen der Fata Morgana, d. h. des Schloſſes der Fee Morgana, erhalten hat; es erſcheinen nämlich dann über dem Meere eine Menge der verſchiedenſten Gegenſtände, Paläſte, Thürme, Säulen, Reiter u. ſ. w. Die Beſchreibungen deſſelben ſind aber gewiß übertrieben. Statt vieler möge hier nur die Beſchreibung des Dominikaners Minaſi *) Platz finden, welche derſelbe bekannt machte, nachdem er das Phänomen nach ſeiner Ausſage drei Mal beobachtet hatte. Er erzählt: „Wenn am Morgen die Sonne ſo hoch geſtiegen iſt, daß ihre Strahlen ungefähr in einem Winkel von 45° auf die See Reggio fallen, und weder Wind noch Strömung den hellen Waſſerſpiegel bewegen, ſo zeigen ſich dem auf einem erhabenen Orte in der Stadt

1) Nettelbladt, Anleitung zur praktiſchen Rechtsgelahrtheit. §. 28 fg. Glück, Erläuterung der Pandekten. 3. Th. §. 265. 2) Vergl. z. B. L. 36. D. de judiciis. (5, 1.) 3) L. 32. pr. C. de appellat. (7, 62.) L. 3. pr. C. ubi senatores. (3, 24.) 4) L. 3. C. de temporib. appellat. (7, 63.) 5) L. 1. §. 5. 11—15. D. quando appelland. (49, 4.) 6) Cap. 1 in 6to de restit. spoliator. (2, 5.)

7) Ein Beiſpiel liefern die Beweisfriſten vieler Particularrechte. Kori, Theorie des ſächſiſchen bürgerlichen Proceſſes. §. 96. 8) Ein Beiſpiel liefern die Nothfriſten für Einlegung der Rechtsmittel.

1) Über die Bitten um Friſtenerſtreckungen ſ. Herchenhahn, Geſchichte der Entſtehung, Bildung und gegenwärtigen Verfaſſung des kaiſerlichen Reichshofraths. (Mannheim 1793.) 3. Th. S. 177—185. 2) Vergl. Joh. Jac. Moſer, Von der teutſchen Juſtizverfaſſung. 2. Th. S. 244.

*) Dissertazione sopra un fenomeno volgarmente detto Fata Morgana etc. Al sua Eminenza il Sign. Cardinale di Zelada. (In Roma 1773.)

Digitized by Google

befindlichen Beobachter, welcher, den Rücken gegen die Sonne gewandt, auf das Meer blickt, plötzlich im Waſſer, wie auf einem katoptriſchen Theater mannichfaltig vervielfältigte Gegenſtände, z. B. lange Reihen von Pfeilern und Bogen, Paläſten mit Fenſtern und Thürmen, ausgedehnte Alleen von Bäumen, große, mit Heerden bedeckte Ebenen, ganze Scharen von Fußvolk und Reitern, und eine Menge anderer ſeltſamer Bilder, ſämmtlich in natürlicher Farbe und Haltung, welche während der kurzen Zeitdauer der angegebenen Bedingungen ſich ſchnell nach einander über die Oberfläche der See hinbewegen. Iſt unter den angegebenen Umſtänden die Luft ſtark mit Dünſten erfüllt, welche weder durch Wind, noch durch Wellen und Sonnenwärme verjagt und verdünnt werden, ſodaß ſie gleich einem Vorhange dicht über der See etwa 30 Palmen hoch längs der Meerenge ſtehen, ſo erblickt man jene Scenen nicht blos im Spiegel der See, ſondern auch in dieſen Dünſten, wiewol minder deutlich und beſtimmt. Wenn aber endlich die Luft feucht, nebelig und dunkel, etwa einen Regenbogen zu bilden geſchickt iſt, ſo zeigen ſich die Gegenſtände zwar blos auf dem Spiegel der See, aber insgeſammt mit prismatiſchen Farben erleuchtet, oder mit rothen, gelben und andern Rändern umgeben." Eine ſpätere ſorgfältige und nicht übertriebene Beſchreibung dieſer Erſcheinung iſt mir nicht bekannt; ſie muß alſo nicht häufig auftreten, ſonſt würde ſie von Reiſenden gewiß öfter beobachtet worden ſein. — Die ganze Erſcheinung ſcheint nichts als eine Luftſpiegelung zu ſein; es iſt zur genauern Kenntniß derſelben freilich aber nothwendig, daß zuerſt beſtimmt wird, welches die geſpiegelten Gegenſtände ſind, ob vielleicht die Stadt Meſſina mit ihren Umgebungen durch eine Luftſpiegelung nach Aufwärts eine Zeit lang ſichtbar wird. Es iſt mir aber auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Phänomen ähnlich, wie das ſogenannte Brockengeſpenſt, ein bloßer Schatten iſt, den die Häuſer und Umgebungen von Reggio ſelbſt bilden, wozu auch die von Minaſi angegebene Stellung recht gut paßt; die Phantaſie hat dann zur Ausſchmückung der Erſcheinung das Ihrige beigetragen. Daß die Sonnenſtrahlen unter einem Winkel von 45° auf die See von Reggio fallen müßten, ſtimmt mit den Angaben anderer Beobachter nicht, welche vielmehr die Zeit der aufgehenden Sonne angeben, wie z. B. ſchon Facellus *): „Früh beim Beginn der Morgenröthe ſieht man bei ſtiller Luft verſchiedene Figuren von Menſchen und Thieren, deren einige unbeweglich bleiben, die meiſten aber in der Luft laufen oder mit einander ſtreiten; aber alles verſchwindet, wenn die Sonne emporkommt." (In den Annalen der Phyſik von Gilbert finden ſich eine Reihe von Abhandlungen über dieſe Erſcheinung und die Luftſpiegelungen). (*Hankel.*)

Faterna *Noronh.*, ſ. Urceola.

FATESCH, eine kleine, ſeit 1779 errichtete Kreisſtadt in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Kurſk, am Fateſch, mit 242 Wohnhäuſern, 1 Kirche und 1750 Einwohnern, welche größtentheils noch Landwirthſchaft treiben, 7 Meilen von der Hauptſtadt Kurſk. Es iſt hier auch eine Seilerei, eine Schmiede und eine Ziegelhütte. Sie hat blos zwei Haupt- und einige Nebengaſſen. In den neuern Zeiten ſind bei der Stadt mehre Obſt- und Gemüſegärten angelegt worden. Unter den Gebäuden zeichnen ſich die neuen Gerichtshäuſer aus. Der Handel mit Getreide, Hanf, Wachs, Honig, Borſten, Lederwerk, Haſenfellen und leinenen Zeuchen iſt nicht ganz unbedeutend. In dem zu dem Orte gehörigen Kreiſe werden gute Mühlſteine gebrochen; auch ſind in demſelben 5 Stutereien, 5 Ziegelbrennereien, eine Kalkbrennerei, eine Leinwandmanufactur und eine Fabrik zur Reinigung des Hanföls. In den Wäldern halten ſich Wölfe, Haſen, Hermeline, Murmelthiere, Adler, Kraniche, Trappen, Reiher, Repp- und Birkhühner und andere Vögel auf. (*J. C. Petri.*)

FATĬMA (فاطمة) war eine der vier Töchter Muhammed's, des Stifters des Islam, von der Chadidſcha. Zu Mekka geboren fünf Jahre vor dem öffentlichen Auftreten ihres Vaters, wurde ſie in ihrem ſechszehnten Lebensjahre mit dem damals 22jährigen Ali, dem nachmaligen Khalifen, vermählt. Die Hochzeit fand etwa zwei Jahre nach der Auswanderung aus Mekka ſtatt, die Trauung ſchon etwas früher. Die Muhammedaniſche Sage hat die Geſchichte der Familie Muhammed's im kleinſten Detail überliefert, aber ihr Schwanken, beſonders im Punkte der Zahlen, zeugt von ihrer Unſicherheit in dieſen Einzelheiten. Von der Fâtima wird unter Anderm berichtet, und dies gewiß der Wahrheit ziemlich nahe, daß ihre Ausſteuer folgende Stücke in ſich begriffen habe — recht eigentlich die Ausſteuer einer Beduinenbraut: zwei Kleider, zwei ſilberne Armbänder, ein Kopfkiſſen von Leder und als Bett ein Hammelfell nebſt einer kurzen Decke, eine Handmühle, zwei größere Waſſergefäße, einen Krug, einen Becher, und einen Schminkapparat. Der Hochzeitſchmaus ſoll in einer Schüſſel mit Datteln und Oliven beſtanden haben. Fâtima wird als eine ſehr tugendhafte Frau geſchildert, und in der Geſchichte des Prophetenhauſes nimmt ſie als die Mutter der beiden unglücklichen Söhne Ali's, des Haſan und des Huſein, eine hohe Stelle ein. Sie ſtarb, erſt 28 Jahre alt, ein halbes Jahr nach ihrem Vater in Medina. Vgl. die Art. Ali und Muhammed. (*E. Rödiger.*)

FATIMIDEN, auch Aliden genannt, eine Dynaſtie arabiſcher Herrſcher, welche ihre Abkunft auf den Khalifen Ali und deſſen Gemahlin Fâtima, die Tochter Muhammed's, zurückführten, den Khalifentitel annahmen und von 296—567 der Hidſchra, d. i. 909—1171 Chr., einen Theil des nördlichen Afrika, dann Ägypten und längere Zeit auch Syrien regierten. Die Dynaſtie der Aghlabiden, welche etwas länger als ein Jahrhundert in der Gegend des alten Carthago herrſchte, fand mit dem Tode des Wüſtlings Sijadet-Allah III. ihr Ende im J. 296 H. = 909 Chr.

Abu-Abdallah, Miſſionar einer Art von Propaganda der Aliden, an deren Spitze ein gewiſſer Muhammed in der ſyriſchen Stadt Salamia ſtand, hatte ſeit mehren Jahren im nördlichen Afrika zuvörderſt in der Stille für die Sache der Aliden gewirkt. In dem genannten Jahre trat er

*) De rebus Siculis. Dec. I. Lib. 2.

Digitized by Google

öffentlich mit einem ſo zahlreichen Anhange hervor, daß er die gegen ihn geſchickten Streitkräfte ganz und gar zurückſchlug und, da Sijadet-Allah auf der Flucht ſtarb, die Herrſchaft der Aliden begründete, indem er dem Obeidallah, dem Sohne des genannten Muhammed, überall Bahn machte und ihn als den Mahdi (المهدى) oder den erwarteten zwölften Imâm dem Volke zeigte. Außer dem Reiche der Aghlabiden hatte er für ihn ſchon das Gebiet der Ruſtemiden in Tahart erobert, und als Obeidallah, durch den Khalifen von Bagdad verfolgt, nach Sigilmaſa geflohen war, auch den dort regierenden letzten Fürſten aus dem Hauſe der Medrariden bezwungen, ſodaß Obeidallah's Herrſchaft, auf den Trümmern dreier Dynaſtien gegründet, ſich faſt über die ganze Nordküſte von Afrika, ſowie über Sicilien erſtreckte. Zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft war es aber nach orientaliſchen Grundſätzen nöthig, daß Abu-Abdallah aus dem Wege geräumt wurde, was auch alsbald geſchah. Jetzt dachte Obeidallah auf Vergrößerung ſeines Reiches und richtete ſeine Eroberungspläne beſonders auf Ägypten. In drei Feldzügen ſtand ſein Sohn Abul-Kâſim Muhammed an der Spitze des Heeres (301. 302 u. 306 H.), er kämpfte zu Waſſer und zu Lande, und drang tief in das Land ein; aber jedes Mal wurde er von Munas, dem Feldherrn des Khalifen, wieder vertrieben. Mittlerweile erbaute Obeidallah die Stadt Mahdia und nahm darin ſeine Reſidenz. Er ſtarb nach 24jähriger Regierung 322 H. = 934 Chr.

Da den bedeutendern Fürſten des Hauſes beſondere Artikel gewidmet ſind, ſo begnügen wir uns hier, ſie der Reihe nach aufzuzählen und die wichtigſten Ereigniſſe kurz anzudeuten, beſonders ſolche, an die ſich die Schickſale der Dynaſtie knüpfen. Alſo

1) **Obeidallâh el-Mahdi**, über welchen ſchon geſprochen iſt, regierte von 296—322 H. (= 909—934 Chr.)

2) Deſſen Sohn **Abul-Kâsim Muhammed**, mit dem Beinamen **El-Kâjim bi-amr-Allâh**, bis 334 H. (= 946 Chr.) Im J. 323 ſchickte er eine Flotte gegen Genua ab, die Stadt ward genommen und geplündert, auch auf Sardinien wurde ein Raubzug gemacht. Ein Aufſtand, der in Agrigent ausbrach 325 H., wurde nach vierjähriger Belagerung gedämpft. Gegen Ende ſeiner Regierung erhob ſich der berüchtigte Abu-Jaſid in Afrika, ſchlug die Heere des Kâjim, nahm eine Stadt nach der andern weg und belagerte zuletzt ſogar Mahdia eine Zeit lang. Kâjim ſtarb 334 H. und ſein Sohn

3) **Ismail ben Muhammed**, mit dem Beinamen **el-Manssûr-billâh**, verfolgte den Abu Jaſid, als er abzog, und drängte ihn ins Gebirge, bis er ihn endlich gefangen nahm und tödtete. Dieſer Krieg dauerte bis gegen das Ende des Jahres 336 H. (= Mitte 948 Chr.) [1]). Manßur ſtarb 341 H. (= Anf. 953 Chr.) Es folgte ihm ſein Sohn

4) **Abu-Tamim Maadd** mit dem Beinamen **Moïss lidîn-Allâh**, der Erſte der Fatimiden, der den Titel Khalifa annahm 341 bis 365 H. (= 975 Chr.) Die Wegnahme eines ſeiner Schiffe brachte ihn im Jahre 344 H. in Streit mit Abd-er-Rahmân III., Khalifen von Spanien; Haſan, Statthalter von Sicilien, blokirte den Hafen von Almeria und verbrannte die dort liegenden Schiffe. Er machte ausgedehnte Eroberungen zuerſt im Weſten, wo ihm auch Fes nicht widerſtehen konnte, 347 H. In Sicilien befeſtigte er ſeine Herrſchaft, in Italien unternahm er mehre Raubzüge. Der wichtigſte, wenn auch nicht der mühſamſte Fortſchritt in ſeinen Eroberungen war die Beſitznahme Ägyptens im Jahre 348 H. (= 969 Chr.), welcher ſogleich auch die Unterwerfung Syriens folgte. Der Feldherr, der dort ſeine Eroberung ſo ſchnell und glücklich vollendete, war Gauhar, ein vormaliger griechiſcher Sklave. Ägypten war von den letzten Fürſtenſtatthaltern, dem Ichſchid und dem ſchwarzen Eunuchen Kafur, mit feſter Hand regiert worden. Als aber Kafur geſtorben und noch keine neue Wahl getroffen war, rückte Gauhar plötzlich mit ungeheuren Streitkräften in das Land, und es ergab ſich faſt ohne Widerſtand; auch in Syrien wurde ſolcher ſaſt nur von Damaskus geleiſtet. Gauhar gründete el-Kâhira (d. i. die Siegreiche, eine Nikopolis), wo Moïss im Ramadhân 362 H. einzog [2]) und wo auch ſeine Nachfolger fortan ihren Sitz nahmen, während Syrien ihnen wiederholt ſtreitig gemacht wurde.

5) **Abu-Manssûr Nesâr**, mit dem Beinamen **Asis-billah**, des vorigen Sohn, regierte v. 365 H. (= 975 Chr.) bis 386 H. (= 996 Chr.) Er faßte wieder feſteren Fuß in Syrien.

6) **Manssûr Abu-Ali** mit dem Beinamen **el-Hâkim biamr-Allâh**, das berüchtigte Oberhaupt der Druſen. Da er erſt 11 Jahre alt war, als ſein Vater ſtarb, ſo verwaltete ein vertrauter Diener des Letzteren, der Eunuch Argawan, die Reichsgeſchäfte. 397 H. wurde in Ägypten der Aufſtand des Abu-Rakwa gedämpft. Wie Hâkim mit Hilfe des Hamſa und ſeiner Emiſſäre die Druſenlehre verbreitet, die Juden und Chriſten bald begünſtigt, bald bedrückt, wie er die heilige Grabkirche in Jeruſalem zerſtört, desgleichen über ſeine wunderlichen Launen und Gewohnheiten, ſ. den Art. Hakem. Er verſchwand plötzlich 411 H. (= Anf. 1021 Chr.), auf Veranſtaltung ſeiner Schweſter ermordet, und ſogleich wurde ſein Sohn

7) **Abul-Hasan Ali**, mit dem Beinamen **eth-Thâhir lii'sâs din-Allâh**, als Chalifa auf den Thron erhoben, ein gerechter und milder Regent, geſt. 427 H. = 1036 Chr. Ihm folgte ſein Sohn

8) **Abu-Tamim Maadd**, mit dem Beinamen **Mustanser-billâh**, beim Antritt der Regierung erſt ſieben Jahre alt. Er erlaubte unter andern den Wiederaufbau der Grabkirche zu Jeruſalem, welche Hâkim zerſtört hatte, und erhielt für dieſe Conceſſion vom griechiſchen Kaiſer 5000 gefangene Muslims zurück, gewiß meiſt die Beute der Kämpfe in Syrien. Unter ihm entſtand in Kairo Tumult, als ein Mann aufſtand, der ſich für den verſchwundenen Hâkim ausgab, aber er wurde bald entlarvt und hingerichtet. Der Fürſt von Kairowan hörte auf, die

1) ſ. Abulfeda's Ann. 2. Th. S. 430 fg.

2) ſ. Makriſi in Koſegarten's Arab. Chreſtomathie S. 115 fg. Abulfeda's Annalen. 2. Th. S. 510. 524. Eine Biographie des Moïss von Quatremère im Journ. asiat. 1836 und 1837.

Digitized by Google

Oberhoheit der Fatimiden anzuerkennen und ſchloß ſich dem Khalifen von Bagdad an, wurde aber mit Hilfe einiger Araberſtämme dafür hart geſtraft. — Dagegen fand bald darauf in Bagdad ſelbſt eine Bewegung zu Gunſten der ägyptiſchen Khalifen ſtatt [3]). In Syrien wurde die Oberhoheit der Fatimidiſchen Khalifen noch zu wiederholten Malen in Frage geſtellt, und beſonders zu Damaskus war häufig die Partei der Sunniten gegen die den Fatimiden anhängenden Schiiten in Vortheil; bei einer dieſer Raufereien ging die große prächtige Moſchee zu Damaskus in Feuer auf. Haleb, Ramle, Jeruſalem, ſpäter auch Damaskus wurden der ägyptiſchen Herrſchaft entriſſen und zwar das letztere für immer. In Ägypten ſelbſt hatte die Mutter des Khalifen alle Macht an ſich geriſſen und uſurpirte die Herrſchaft mit Hilfe ihrer Sklaven. Gegen ſie machte Naßir-ed-Daula aus dem Geſchlechte der Hamdaniden Partei, und ihm hingen die türkiſchen Soldaten an. Auch er ſtrebte nach der Gewalt, der Chalifa wurde zur Null und wäre faſt verhungert und verjagt, wenn ihn nicht ſein treuer Feldherr Badr el-Gamâli befreit hätte. Sicilien wurde an die Normanen verloren. Er ſtarb nach 60jähriger Regierung, die er freilich ſchon als ſiebenjähriges Kind angetreten hatte, 487 H. = Ende 1094 Chr.

9) **Abul-Kâsim Ahmed**, mit dem Beinamen **el-Musta'li-billâh**, des vorigen Sohn, nahm noch auf eine kurze Zeit Jeruſalem in Beſitz, worauf es von den Franken erobert wurde, welche nun überhaupt durch ihre Kreuzzüge der Herrſchaft der ägyptiſchen Khalifen in Syrien und Paläſtina mehr und mehr Abbruch thaten, während bis dahin und noch fortwährend in den einzelnen Städten kleine Fürſten ſaßen, beſonders aus dem Geſchlechte der Seldſchukiden und der Ortokiden. Muſta'li regierte nur ſieben Jahre; ſein erſter Miniſter war Afdhal, der Sohn und Nachfolger jenes Badr el-Gamâli.

10) **Abu Ali Manſsûr**, mit dem Beinamen **el-Âmir bi-ahkâm-Allâh**, kam durch den Tod ſeines Vaters ſchon im fünften Lebensjahre auf den Thron 495 H. = 1101 Chr., und ſtand gleichfalls unter der Leitung des Afdhal, bis dieſer (vielleicht nicht ohne Vorwiſſen des Khalifen) ermordet wurde. Bald aber fand der Khalif ſelbſt den Tod durch die Hand eines Meuchelmörders 524 H. = 1130 Chr. Er ſtarb ohne männliche Nachkommen, und es folgte ihm ein Enkel des Muſtanßer, nämlich

11) **Abd-el-Magîd**, mit dem Beinamen **el-Hâfith lidîn-Allâh**. Er ließ alle ſeine Veſire der Reihe nach umbringen, denn einer derſelben, des Khalifen eigener Sohn, riß alle Macht an ſich; ein anderer, ein armeniſcher Chriſt, brachte alle Ämter an ſeine Glaubensgenoſſen; der letzte war der erſte ägyptiſche Veſir, der den Titel Malik führte.

12) Des Vorigen Sohn **Abu-Manſsûr Ismaîl**, mit dem Beinamen **eth-Thâfir bi-amr-Allâh**, kam zur Regierung im Jahre 544 H. = 1149 Chr. und wurde 549 H. = 1154 Chr. von ſeinem Veſir ermordet.

3) ſ. Abulfeda's Ann. 3. Th. S. 168—180.

13) Sein fünfjähriger Sohn **Abul-Kâsim Isa**, mit dem Beinamen **el-Fâïs bi-naſsr-Allâh**, ſtarb ſchon nach ſechs Jahren, und man wählte einen Enkel des Khalifen Hâfith, nämlich:

14) den letzten Fatimidiſchen Khalifen **Abu-Muhammed Abdallah**, mit dem Beinamen **el-Âdhid li-dîn-Allâh**, der von 555—567 H. (= 1160—1171 Chr.) regierte. Die Veſire der genannten letzten Fatimidiſchen Khalifen hatten nach und nach durch ihre Herrſch- und Raubſucht das Reich zerrüttet, und die Schwäche deſſelben lockte die Eroberer an. Aſad ed-dîn Schirkuh, von Nureddin geſchickt, eroberte einen Theil Ägyptens im Jahre 562 H., wurde jedoch diesmal mit Hilfe der Franken vertrieben, die dafür das Land brandſchatzten. Schirkuh kam aber 564 H. wieder, von dem Khalifen ſelbſt gegen die Franken zu Hilfe gerufen. Er verjagte die Franken, welche eben die Reſidenz des Khalifen belagerten. Schirkuh wurde feierlich und durch ein beſonderes großes Diplom zum Veſir ernannt. Er ſtarb, nachdem er nur zwei Monate dieſe Würde bekleidet hatte, und zu ſeinem Nachfolger ernannte der Khalif den damals noch ganz jungen Saladin, einen Neffen des Schirkuh, welcher der Begründer einer neuen Herrſcherdynaſtie in Ägypten wurde, der Dynaſtie der Ejjubiden.

Wir berühren ſchließlich noch einmal die ſtreitige Abkunft der Fatimiden von Ali und Fâtima. So feſt ſie ſelbſt und ihre Anhänger, die Schiiten, die Abkunft aus dem Hauſe des Propheten behaupteten, ſo heftig wurde dieſelbe von der Partei der Sunniten und von den abbaſidiſchen Khalifen von Bagdad beſtritten. Es kamen Gerüchte auf, und daraus wurden allmälig Verſicherungen, die wie beglaubigte Geſchichte ausſahen, und für deren Glaubwürdigkeit die angeſehenſten Männer, von Glaubenseifer oder Parteihaß geblendet, mit ihren Namen bürgten, daß die verhaßten ſchiitiſchen Khalifen nichts weniger ſeien, als Abkömmlinge der erlauchten Prophetenfamilie, ſondern daß ſie in gerader Linie von einem infamen ketzeriſchen Vorvater, einem Dualiſten Daiſan, oder gar — denn zwiſchen dieſen beiden Angaben ſchwankt die ſchmähſüchtige Sage — von einem Juden abſtammten. Mehre der einſichtsvollſten Hiſtoriker unter den Muhammedanern, wie Ibn Khaldun, Makriſi und Andere [4]), halten dieſe Gerüchte für gehäſſige Erfindungen, und der öffentliche Act der Verfluchung und Infamirung, den der abbaſidiſche Khalif Kâder-billâh in Bagdad gegen Hâkim und ſein ganzes Geſchlecht hervorzurufen wußte und dem ſich auch mehre ſchiitiſche Doctoren anſchloſſen, läßt ſich aus politiſcher Eiferſucht, aus Furcht, Parteihaß und aus dem Abſcheu, den die verruchte Druſenlehre und Hâkim's Vergötterung erregen mußte, ſo vollſtändig erklären, daß daraus nicht das Mindeſte gegen die Abkunft der ägyptiſchen Khalifen von Ali gefolgert werden kann. Auf der andern Seite gibt es aber freilich kein hiſtoriſches Zeugniß oder ſonſtiges Beweismittel, wo-

4) *S. de Sacy*, Chrestom. arabe. T. II. p. 18 sq. des Textes und p. 94 der Anmerk.; ſein Exposé de la religion des Druzes I. p. LXVI. Abulfeda's Annalen. 2. Th. S. 308 fg.

Digitized by Google

durch ſich die Richtigkeit der Alidiſchen Abkunft des Fatimidiſchen Herrſcherhauſes vollkommen conſtatiren ließe. In neuerer Zeit iſt dieſer Gegenſtand hauptſächlich von zwei franzöſiſchen Gelehrten ausführlicher und mit Benutzung vieler handſchriftlichen Quellen behandelt worden, Silveſtre de Sacy und Etienne Quatremère, deren Erſterer ſich mehr für, der Letztere mehr gegen die Prätenſionen der Fatimiden ausſpricht[5]). (*E. Rödiger.*)

FATIO de Duillier (Nicolas), ein geſchickter und fleißiger Mathematiker, geb. zu Baſel den 16. Febr. 1664, erzogen in Genf, wo er auch 1678 das Bürgerrecht erhielt. Er lebte eine Zeit lang in Paris und im Haag, am längſten aber in England, wo er ſich endlich ganz niederließ. Schon in ſeinem Jünglingsalter zeigte Fatio vielumfaſſende Kenntniſſe und eigene productive Kraft. Beweis davon iſt ein Brief an Caſſini, den er in ſeinem 17. Jahre ſchrieb, und worin er den Verſuch einer Theorie zur Beſtimmung der Entfernung der Sonne von der Erde und eine Hypotheſe zur Erklärung der Erſcheinungen des Saturnsringes vorträgt. Kaum 24 Jahre alt, wurde er in die londoner royal society aufgenommen; noch früher würde er Mitglied der pariſer Akademie geworden ſein, wenn er nicht reformirter Religion geweſen wäre, ein Hinderniß, welches Colbert, Abbé Nicaiſe und Abbé Catelan vergeblich zu überwinden ſuchten. Einige von den gelehrten Gegenſtänden, mit denen ſich Fatio beſchäftigte, ſind folgende: In einem Briefe an Mariotte vom 13. April 1684 unterſucht er die Erweiterung und Zuſammenziehung der Pupille, und weiſt die Fibern der vorderen Traubenhaut und der Aderhaut des Auges nach. Er erfand eine eigene Methode zur Bearbeitung der Gläſer für Fernröhre, ein Mittel, die Geſchwindigkeit der Schiffe zu meſſen; ferner ein Mittel, Rubine zu durchbohren und ſie zur Vervollkommnung der Taſchenuhren zu verwenden. Er gab an, wie man die Furche, welche im Waſſer durch die Fortbewegung eines Schiffes entſteht [das Kielwaſſer], benutzen könne, um zu ſägen, Korn zu mahlen, Anker zu lichten, Segelſtangen aufzuhiſſen u. ſ. w. Er erſann ein auf Schiffen anzuwendendes aſtronomiſches Obſervatorium. Er maß die Höhen der Genf umgebenden Berge über dem Spiegel des genfer Sees, und hatte auch alle Materialien zu einer Karte dieſes Sees ſelbſt geſammelt, welche jedoch unausgeführt blieb. Was aber Fatio's Namen am meiſten auf die Nachwelt gebracht hat, und was ihm leider nicht zum Ruhme gereicht, iſt der von ihm zuerſt erhobene Streit über die Priorität der Erfindung des Differentialcalculs. Bis zum Tode ihres gemeinſchaftlichen Freundes Oldenburg hatten Leibnitz und Newton durch Oldenburg's Vermittelung in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden. Newton hatte auf dieſem Wege die Reſultate angegeben, zu welchen die von ihm erfundene Fluxionenrechnung in Bezug auf das Ziehen von Berührungslinien an Curven und in Bezug auf Quadraturen führe, hatte aber ſeine Methode ſelbſt nicht enthüllt, ſondern in ein Anagramm verſteckt. Darauf hatte Leibnitz den 21. Juni 1677 eine von ihm ſelbſt erfundene Methode, welche zu denſelben Reſultaten führte, mitgetheilt. Dies war die Differentialrechnung, welche Leibnitz jedoch dem größeren Publicum bis zum J. 1684 vorenthielt, wo er ſie zuerſt in den **Acta Eruditorum** drucken ließ. Unterdeſſen behielt Newton ſeine Fluxionenrechnung noch immer für ſich und gab nur in ſeinen 1687 herausgegebenen **Philosophiae naturalis principia mathematica** einen Abriß derſelben, erwähnte jedoch in einem **Scholion** zum **Lemma 2** der **Propositio 7** des zweiten Buches aufs Ehrenvollſte Leibnitzens, der, unabhängig von ihm[1]), eine der ſeinigen in der Hauptſache gleiche Methode gefunden habe. Bis zum J. 1699 genoß daher auch Leibnitz ohne Widerſpruch der Ehre, Erfinder des von ihm zuerſt veröffentlichten und von ihm Differentialrechnung benannten Calculs zu ſein. In dieſem Jahre aber war es zuerſt Fatio, welcher Zweifel gegen Leibnitzens Recht an der ſo höchſt wichtigen Erfindung erhob; geſtachelt, wie es ſcheint, durch ſeine Eitelkeit, welche ſich dadurch verletzt fühlte, daß Leibnitz ihn nicht unter den Gelehrten mit genannt hatte, von welchen er die Auflöſung mehrer von ihm vorgelegten Aufgaben erwartete. Leibnitz beklagte ſich über dieſen Angriff bei der royal society, und nun erhitzte ſich der Streit, beſonders durch Zwiſchenträgerei und Einflüſterungen von Parteigängern zweiten und dritten Ranges, vorzüglich Keil's, durch welchen endlich Newton ſelbſt, der bis dahin geſchwiegen hatte, zur Theilnahme an dem bedauernswerthen Zwiſte beredet wurde. Mehr darüber ſ. in den Artikeln **Keil**, **Leibnitz** und **Newton**.

Faſt möchte man glauben, ein böſer Geiſt habe von da an den bisher nur als ſcharfſinnigen und erfindungsreichen Mathematiker bekannten Fatio regiert; denn er verirrte ſich jetzt zur eifrigen Theilnahme an dem fanatiſchen Treiben der nach London geflüchteten Camiſards aus den Cevennen, wurde Anhänger und Vertheidiger ihrer Propheten, wollte mit ihnen Todte erwecken u. ſ. w. Dieſem Unfuge machte im September 1707 die Polizei ein Ende, verhaftete Fatio und zwei andere Fanatiker und ſtellte ſie an den Pranger[2]). Nach ſeiner Freilaſſung gab Fatio alle ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf, und dachte nur daran, die Welt zu bekehren. Er reiſte deshalb nach Aſien, kam von dort, zwar mit fehlgeſchlagenen Erwartungen, aber mit nicht vermindertem Bekehrungseifer, nach England zurück und ſtarb in Dunkelheit im J. 1753.

5) de Sacy a. a. O. Quatremère im Journ. asiat., Août 1836.

1) Das geſchichtlich wichtige Scholion lautet: In literis, quae mihi cum geometra peritissimo G. G. Leibnitio annis abhinc decem intercedebant, cum significarem me compotem esse methodi determinandi Maximas et Minimas, ducendi Tangentes, et similia peragendi, quae in terminis surdis aeque ac in rationalibus procederet et in literis transpositis hanc sententiam involventibus [Data aequatione quotcunque fluentes quantitates involvente, fluxiones invenire, et vice versa] eandem *celarem*; rescripsit vir clarissimus se quoque in ejusmodi methodum incidisse, et methodum suam *communicavit* a mea vix abludentem praeterquam in verborum et notarum formulis et idea generationis quantitatum. Utriusque fundamentum continetur in hoc lemmate. 2) Dies behauptet wenigſtens Nicollet in der Biogr. universelle, Art. *Fatio*. Andere leugnen es.

Digitized by Google

Nur eine von ihm ausgearbeitete Theorie der Schwerkraft ſcheint, nach Brieffragmenten, welche die genfer Bibliothèque universelle (T. 22 und 23. Sciences et arts) mittheilt, ihn noch damals als Mathematiker und Phyſiker lebhaft intereſſirt zu haben. Im Druck erſchienen iſt dieſe Theorie nicht, vermuthlich weil er nicht die nöthige Anzahl von Subſcribenten zur Deckung der bedeutenden Druckkoſten zuſammenbringen konnte. Außerdem fanden ſich in ſeinem Nachlaſſe noch viele Aufſätze über Mechanik, Aſtronomie, Alchymie, Kabbala, Inſpiration u. ſ. w.; drucken laſſen hat aber Fatio nur Folgendes: 1) Lettre à Cassini sur une lumière extraordinaire qui paraît dans le ciel depuis quelques années. (Amsterdam 1686.) Es iſt darin vom Zodiakallicht die Rede. 2) Epistola de mari aeneo Salomonis ad Bernardum, in qua ostenditur geometriae satisfieri posse mensuris, quae de mari aeneo in sacra scriptura habentur. (Oxoniae 1688.) 3) Fruit walls improved. (Lond. 1699. 4.) Dieſe anonym erſchienene, Vorſchläge zur Verbeſſerung der Spalierwände enthaltende, Schrift legt Böhmer unſerm Fatio bei. 4) Lineae brevissimi descensus investigatio geometrica duplex, cui addita est investigatio geometrica solidi rotundi, in quod minima fiet resistentia. (Londini 1699. 4.) 5) La navigation perfectionnée (1728), lehrt die geographiſche Breite aus Beobachtung zweier Sonnenhöhen und der dazwiſchen verſtrichenen Zeit genauer, als man vorher pflegte, beſtimmen. 6) Excerpta ex sua responsione ad excerpta ex litteris *J. Bernoulli* in den Acta Eruditorum vom J. 1700. 7) Epistola Nic. Facii ad Joh. Christoph. Facium, qua vindicat solutionem problematis de inveniendo solido rotundo seu tereti, in quo minor sit resistentia in den philosophical Transactions von 1713. — Das Gentlemen's magazine liefert in faſt allen ſeinen Nummern aus den Jahren 1737 und 1738 Aufſätze Fatio's über phyſiko-mathematiſche und techniſche Gegenſtände, z. B. über die Parallaxe der Sonne, über die Refraction der Mondsatmoſphäre, über die allgemeine Schwere, über die Schwerpunkte, über Uhrmacherkunſt u. ſ. w. (*Gartz.*)

FATIO (Jean Christophe), der ältere Bruder des Vorhergehenden, war ebenfalls ein fleißiger, aber nicht ſo erfindungsreicher Mathematiker und Phyſiker. Auch er war Mitglied der londoner royal society. Man hat von ihm einige Beobachtungen über die Naturgeſchichte der Umgebungen des genfer Sees, welche hinter Spon's Geſchichte von Genf gedruckt ſind, aber, wie man ſagt, großentheils von ſeinem Bruder herrühren. (*Gartz.*)

FATIOA. So nannte Candolle (Prodr. III. p. 88) eine Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der zwölften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Lythrarieen, nach dem Phyſiker Nicolas Fatio de Duillers. Char. Der Kelch ohne Stützblättchen, glockenförmig, ſechsſpaltig; ſechs Corollenblättchen, abwechſelnd mit den Kelchſetzen in dieſen eingefügt; 24 Staubfäden im Grunde des Kelches ſtehend; der Fruchtknoten dreikantig, mit langem, fadenförmigem Griffel und einfacher Narbe; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, welche Wallich in Nepal gefunden hat, F. nepalensis *Cand.* (l. c. p. 89; Denkſchr. der allgem. ſchweizer. Geſellſchaft für die Naturwiſſ. I. S. 97. t. 3), iſt ein Strauch oder Baum mit vierkantigen, knotigen, unbehaarten Zweigen, gegenüberſtehenden, elliptiſchen, oben unbehaarten, dunkelgrünen, unten ſammethaarigen, weißlichen, ganzrandigen Blättern und drei- bis fünfblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen. (*A. Sprengel.*)

FATIUS (Anselm), geb. zu Enna in Sicilien, hat, nach Mongitoris (Bibl. Sicul. T. I. p. 40) Cantiones sacras und ein fünfſtimmiges Madrigalwerk 1589 zu Meſſina drucken laſſen. Ebenda wird noch ein Auguſtinermönch erwähnt, welcher 1628 zu Meſſina ein Werkchen: Memoria artificiale di casi di Conscienza etc. (8.), herausgab. Mongitor kann nicht ſagen, ob die Muſikhefte und die Abhandlung einem und demſelben Verfaſſer zugehören, oder nicht. (Nach Walther.) Wir führen dieſen ſiciliſchen Componiſten des 16. Jahrh. vorzüglich darum an, daß man ſich überzeuge, die eigentliche Kunſtſatzbildung war ſo frühzeitig nach Sicilien, als nach Italien gekommen. Es iſt dies eine Bemerkung, die man bis jetzt in allen uns bekannten Geſchichtwerken über Muſik nicht gehörig berückſichtigte, obgleich der genannte Componiſt keineswegs das einzige Beiſpiel eines frühzeitigen Antheils der Inſulaner an der neuen Kunſt iſt. (*G. W. Fink.*)

FATOUA. Eine zweifelhafte, durch Gaudichaud (*Freycinet*. Voy. p. 509) aus Urtica japonica *Thunberg* gebildete Pflanzengattung, welche vielleicht mit Dorstenia zu vereinigen, jedenfalls aber genauer zu unterſuchen iſt. (*A. Sprengel.*)

FATRA, ein Theil des Karpatengebirges, das in die drei Hauptabtheilungen des Tatra, Fatra und Matra getheilt wird. Den Namen Fatra führt jener Gebirgsſtamm, welcher ſich der Hauptmaſſe nach zwiſchen den Geſpanſchaften Thurócz und Liptó ausbreitet, und ein Theil der von Magda ſogenannten neitraer Gebirgsreihe iſt. Unter den Bergen dieſes Höhennetzes, das über einen großen Theil der genannten Comitate ausgebreitet iſt und auch den ſüdöſtlichſten Theil der arvaer Geſpanſchaft mit einigen ihrer Höhen berührt, ſind die große und die kleine Fatra die bemerkenswertheſten. Die große Fatra, über welche eine Poſtſtraße aus der thuróczer in die liptauer Geſpanſchaft geht, erhebt ſich zu einer Höhe von 3721 Fuß; ihr gegenüber jenſeit der Waag, da wo ſie die Arvá aufnimmt, ſteigt am rechten Flußufer die kleine Fatra, 3497 Fuß hoch, empor und bildet mit ihr gleichſam das Thor, durch welches die hier vereinigten Flüſſe Waag und Arvá in die thuróczer Geſpanſchaft eingehen, deſſen ſchöner Garten durch die letztere zum Theil geſchützt wird. Das äußere Anſehen des Gebirges iſt beiweitem nicht ſo impoſant, als jenes der Tatraformation; doch gewähren auch die mächtigen Kalkmaſſen, aus denen die Fatra beſteht, immerhin noch einen großartigen Anblick. Das kleine Fatragebirge charakteriſiren aber insbeſondere bituminöſer Mergelſchiefer, Sandſtein und Grauwacke Die niedrigeren Höhen des Fatragebirges ſchmücken ſchöne

Digitized by Google

Buchenwaldungen, unter deren kräftigem Schatten eine reiche Vegetation grünt *). (*G. F. Schreiner.*)

Fatraea *Thouars*, ſ. Terminalia.

FATSISIO. Von dem Buſen von Jeddo aus erſtreckt ſich eine Gruppe kleiner Inſeln nach Südoſten in das Meer; die äußerſte iſt die dreizipflige Felſeninſel Fatſiſio. Sie iſt vielleicht der merkwürdigſte Verbannungsort der Welt. Ihre Felſenküſten ſind von ſo erſtaunlicher Höhe, daß nur vermittels einer Art von Krahn die Verbannten, meiſt japaneſiſche Fürſten und Große, heraufgewunden werden. Oben iſt eine Seidenfabrik, in der ſie arbeiten müſſen. Und die ſeidenen, mit Gold durchwebten, Zeuche von Fatſiſio ſind von ſo vorzüglicher Feinheit und Güte, daß der Kubo Soma ſelten ſich in anderes Zeuch kleidet. Er trägt alſo die Beweiſe der Strafgewalt, ſelbſt gegen die Mächtigſten im Lande, höchſteigen auf dem Leibe herum. Die Ausfuhr der Zeuche von Fatſiſio iſt ſtreng verboten. (*Duniel.*)

FATTORI (Santo), ein anatomiſcher Schriftſteller, von dem ich aber weiter nichts anzugeben weiß, als daß er Profeſſor der Anatomie in Pavia war. Er mag ums J. 1819 geſtorben ſein. Von ihm ſind: Discorso sulla natura dei nervi. (Pavia 1791.) Guida allo studio della anatomia umana per servir d'indice alle sue lezioni. (Pavia 1807—1812.) 3 Voll. (*F. W. Theile.*)

FATUA, Tochter des altitaliſchen Gottes oder Königs Pikus und Gemahlin des Gottes Faunus. *Justin.* 43. 1. Man verehrte ſie als Orakel ſpendende Sibylle, und an manchen Orten hatte ſie geweihte Höhlen, Haine, wol gar Tempel. Zuletzt ward ſie mit der Ops, Maja, der Kybele als Bona Dea und der Fauna, d. h. überhaupt mit einer Gottheit verwechſelt, in der man die Erdmutter verehrte. Nach Macrob (Sat. 1, 12. *Lactant.* 1, 22) ertheilte ſie beſonders dem weiblichen Geſchlechte Orakelſprüche. Man ſehe auch *Serv.* ad *Virg.* Aen. VII. 47. *Moser* ad *Nonni* Dionys. XIII, 328. p. 278. Creuzer's Symbol. II. S. 976. 2. Ausg. (*Richter.*)

FATUM, *Μῶρος*, Eimarmene, Pepromene, Schickſal, Beſtimmung, Verhängniß, Tochter des Erebos und der Nyx, weil die Fügungen des Schickſals für den Menſchen ihren Veranlaſſungen und Gründen nach mit Finſterniß und Nacht bedeckt ſind. Götter und Menſchen ſind ihm unterworfen. Selbſt Jupiter vermag Sarpedon's Tod nicht zu hindern, weil das Schickſal ihn beſchloſſen hat. In dieſem Weſen erſcheint die allen Menſchen eingepflanzte Idee einer über Alles waltenden allmächtigen Gottheit, der ſich nichts entziehen kann. Die Parzen, beſonders die Töchter der Nacht, ſind ſeine Dienerinnen und die Vollzieherinnen ſeines Willens. Man unterſchied ein gutes und böſes Fatum, wie freundliche und feindliche Parzen. Eine Abbildung des böſen Fatums findet man auf einem antiken Steine in der Stoſch'ſchen Sammlung. Es erſcheint in zorniger Geſtalt mit fliegendem Haar, einen Dolch in der erhobenen Linken, mit Sturmesſchritten zum Verderben heranſchreitend. Der Glaube an eine von dem Menſchen ganz unabhängige Beſtimmung, die alſo im Charakter der Nothwendigkeit auftrat und mit der menſchlichen Freiheit gradezu im Widerſpruche ſtand, mußte ſich ſehr frühzeitig ausbilden, da die Erfahrung bald lehren konnte, wie oft menſchliche Kraft und Klugheit an dem Walten einer unſichtbaren Macht ſcheitert, die nach ganz andern Berechnungen ihre Verfügungen zu treffen ſcheint. Der aufgeklärte Denker erkennt darin das weiſe und gütige, wenn auch von uns unbegriffene, Walten der Gottheit, die Alles zum Beſten lenkt, wenn es auch nicht mit unſern Wünſchen und Erwartungen übereinſtimmt. Auch dann hält er dieſen Glauben feſt, wenn er wahrnimmt, wie oft das Schickſal der Menſchen ſo wenig mit dem Zuſtande ihrer Sittlichkeit und Intelligenz übereinſtimmt, wie ununterbrochenes äußeres Glück oft den Unwürdigen bei allen ſeinen Unternehmungen begleitet, oder der ſittlich-gute Menſch unausgeſetzt mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hat. Er weiß, daß die Gottheit unendlich weiter ſieht, als der Menſch, und da einen zweckmäßigen Zuſammenhang der Ereigniſſe erblickt, wo unſere Kurzſichtigkeit nur Verwirrung, Widerſpruch, Ungerechtigkeit zu ſchauen meint. Aber zu dieſem Glauben verhilft uns erſt eine durch die Lehre des Chriſtenthums ausgebildete Vernunft. Im früheſten Alterthume konnte er von der Sinnlichkeit des Menſchen noch nicht gefaßt werden, und ſo entſtand bei ihm die Idee eines geheimnißvollen Weſens, das nach andern Grundſätzen über die Ereigniſſe verfügt, als der menſchliche Verſtand für recht und angemeſſen erkennen kann. So bildete ſich alſo die Idee eines Fatums nicht nur bei den Griechen, ſondern bei allen Völkern. Indem ſich dieſe Idee in den ſabäiſchen Religionen mit der Verehrung der Geſtirne und dem Glauben an ihren Einfluß auf den Menſchen, ſeine Schickſale und die allgemeinen Weltbegebenheiten verband, erzeugte ſie die vermeinte Wiſſenſchaft der Aſtrologie und modificirte den Begriff des Fatums ſo, daß es den Geſtirnen untergeordnet blieb. Dies war ſchon ein Übergang zur Wahrheit. Das Fatum war nicht mehr ein blindes Verhängniß, das rückſichtslos, nur den Geſetzen der Nothwendigkeit gehorchend, einherſchreitet, ſondern es hing von den Beſchlüſſen höherer Intelligenzen ab, die in den Geſtirnen thronten. Auch bei den jüdiſchen Sekten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer fand die Lehre vom Fatum Eingang, bei den Griechen aber bildete die Idee ſich bald philoſophiſch aus. Einige, wie Thales, ſcheinen eine von dem unwandelbaren Entſchluſſe der Gottheit bedingte Nothwendigkeit anzunehmen; Andere, wie Pythagoras, beſchränkten die Macht des Fatums, und wollten, daß die menſchliche Freiheit und der Zufall bei den uns treffenden Ereigniſſen nicht ohne Einfluß wären. Heraklit und Demokrit huldigten wieder der Idee der allgemeinen Nothwendigkeit; Plato ſah den Widerſtreit der menſchlichen Freiheit und eines unbedingten Fatums deutlicher ein, vermochte aber nicht den Knoten zu löſen. Ariſtoteles ſetzte die Unter-

*) ſ. A. v. Sydow's Bemerkungen auf einer Reiſe ꝛc. nach den Centralkarpaten ꝛc. (Berlin 1830.) S. 148. 168 fg. Neueſte ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien und Slavonien ꝛc. (Vom Prof. Magda.) Zweite Ausgabe. (Leipzig 1834.) S. 6. 180. 191 fg.

Digitized by Google

ſuchung nicht weiter fort, die Stoiker aber erhoben das Fatum über die Gottheit, was noch weniger mit der Willensfreiheit zu vereinigen war. Die Löſung des Räthſels glückte ebenſo wenig den Neuplatonikern und der Streit dauerte unter den Philoſophen bis in die neueſten Zeiten fort. Hobbes, Spinoza, Bayle waren Gegner der menſchlichen Freiheit; Leibnitz vertheidigte dieſelbe, ordnete die Nothwendigkeit der göttlichen Allmacht ſo unter, daß dieſe die Freiheit behielt, die Geſetze der Natur zu ändern, und ſuchte zu erweiſen, daß äußere Einflüſſe auf menſchliche Entſchließungen wol da wären, aber keine zwingende Gewalt ausübten, ſodaß der Menſch gegen ſie ſeine Freiheit behaupten könnte. Die höchſte Ausbildung fand das Syſtem des Fatalismus in der Muhammedaniſchen Religion, die im ſtrengſten Sinne eine abſolute Vorausbeſtimmung annimmt, der kein Menſch entgehen könne. Die chriſtliche Lehre von der göttlichen Vorſehung iſt eigentlich am beſten im Stande, den Glauben an ein blindes Fatum als irrig zu erweiſen und die Nothwendigkeit mit der Willensfreiheit zu verſöhnen; aber auch hier miſchte ſich die Speculation in die Religion, und es bildeten ſich hier die Syſteme des Determinismus, Indeterminismus und der Prädeſtination. (Vgl. Schicksal.) (*Richter.*)

FATUNHU, auch Fattuuhu, eine lange, ſchmale Inſel in der Waſhington- oder Revolutions-Inſelgruppe, im ſüdlichen ſtillen Ocean. Sie und Hiau ſind die nördlichſten in der Gruppe. (*Eiselen.*)

FATZEBAJA, Bergwerk im Großfürſtenthume Siebenbürgen, zarander Geſpanſchaft. Eins der reichſten Goldbergwerke im ganzen Lande. Auf der Mittagsſeite deſſelben baut man allein neun Stollen. Nordwärts auf der trimpoeller Seite wird, außer drei andern, noch ein Kreuzbau auf Hoffnung, nebſt zwei Zubauſtollen angetrieben. Unter andern Seltenheiten findet man hier auch öfters gediegenes Gold von der Farbe des ſpaniſchen Tabaks. (*v. Benigni.*)

FATZMAN, ein Untergott oder göttlich verehrter Heiliger in Japan, Bruder des Tenſio Dai Sin, des oberſten Gottes und Schutzherrn des ganzen Reichs. Die Anhänger der einheimiſchen oder Sintoreligion verehren ihn und feiern ihm jährlich am 25. Tage des achten Monats ein Feſt. Sein Haupttempel iſt Uſa Fatzman in Buſjen oder Bungo. Außer dem Hauptfeſte wird ihm auch jeden 15. des Monats ein kleineres gefeiert. Kämpfer's Geſchichte von Japan I. S. 276. (*Richter.*)

Fauces Caudinae, ſ. Caudium 1. Sect. 15. Bd.

FAUCHARD (Pierre), ein Zahnarzt, der zuerſt in einem tüchtigen Handbuche ſich über die Zahnheilkunſt verbreitete, die ſich bis dahin nur mehr durch mündliche Mittheilung von Lehrern auf Schüler fortgepflanzt hatte. Am Ende des 17. Jahrh. in der Bretagne geboren, übte er die Zahnheilkunde zuerſt in Nantes; in Folge ſeines ausgebreiteten Rufes ſiedelte er ſich aber ſpäter nach Paris über, wo er bald der Angeſehenſte ſeines Faches wurde, den Titel Chirurgien-major des vaisseaux du roi erhielt und über 40 Jahre lang wirkte. Er ſtarb am 22. März 1761. Er gibt in ſeinem Handbuche genaue Anweiſungen über das Feilen und Plombiren der Zähne, welches Letztere durch ihn in die zahnärztliche Praxis eingeführt worden ſein ſoll, über den künſtlichen Wiedererſatz von einzelnen Zähnen oder ganzen Gebiſſen; er beſchreibt die Caries der innern Zahnſubſtanz, wobei ſich das Email erhält, genau, und bildet eine große Menge von Inſtrumenten ſeiner Erfindung ab, darunter auch künſtliche Gaumen. Die Schrift führt den Titel: Le Chirurgien dentiste, ou Traité des Dents, où l'on enseigne les moyens de les entretenir propres et saines, de les embellir, d'en réparer la perte, et de remédier à leurs maladies, à celles des gencives et aux accidens qui peuvent survenir aux autres parties voisines des dents, avec des Observations et Réflexions sur plusieurs cas singuliers. Avec 42 planches. 2 Voll. Paris 1728. 12. (Ib. 1746 und 1786. Teutſch: Berlin 1733. 8.) (*F. W. Theile.*)

FAUCIGNY (le), eine der acht Abtheilungen des dem Könige von Sardinien unterthänigen ſouverainen Herzogthums Savoyen. Begrenzt wird es im Oſten von dem ſavoyiſchen Chablais (ſ. d. Art.) und dem ſchweizeriſchen Canton Wallis; im Süden von dem piemonteſiſchen Val d'Aoſta (ſ. d. Art.), von welchem die Gletſcherkette des Montblanc es trennt; im Weſten von der ſavoyiſchen Tarentaiſe und dem ſavoyiſchen Genevois und im Norden von den ſavoyiſchen Intendanzen Genevois und Carouge [1]. Zur Römerzeit bewohnten die Centronen das Ober-Faucigny (le Haut-Faucigny), während Unter-Faucigny (le Bas-Faucigny) zum Gebiete der Allobrogen gerechnet wurde. Im Mittelalter beherrſchte faſt drei Jahrhunderte hindurch das Haus der Freiherren von Faucigny das Land; was nach demſelben la Baronie de Faucigny genannt wurde. Der erſte bekannte Herr aus dieſem Hauſe war Emmeraud (Emeraldus) im J. 1000 nach Chriſtus. Einem ſeiner Nachfolger, Ardutius, verlieh der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im J. 1162 das Bisthum Genf. Mit Aimon II. ſtarb der Letzte aus dieſem Mannsſtamme; denn Margaretha, Erbin von Faucigny, die zweite Frau des Grafen Thomas I. (geſt. 1233), brachte 1223 das Land an Savoyen. Es behielt auch noch lange bedeutende Vorrechte, eigene Stände und ein eigenthümliches Städteweſen, alles Wohlthaten, die es dem Hauſe Faucigny verdankte, von welchem der jedesmalige Erbfreiherr, wie in der Provence und in dem Viennois, „Dauphin“ hieß. Auf dem zu Chambery im J. 1560 abgehaltenen Landtage ward indeſſen Faucigny genöthigt, ſich der allgemeinen ſavoyiſchen Geſetzgebung und Verfaſſung anzuſchließen, und hörte auf, ein ſelbſtändiger, politiſcher Verband zu ſein [2]. Während der

1) Umſtändlich bezeichnet dieſe Grenzen der Generallieutenant von Bourcet in ſeinen Mémoires militaires sur les frontières de la France, du Piémont et de la Savoye depuis l'embouchure du Var jusqu'au lac de Genève. (Berlin 1801.) p. 290.

2) „Dans les états (de Savoie) convoqués à Chambery en 1528 on proscrivit les livres et la doctrine de Luther; et dans ceux de 1560, rassemblés dans la même ville, on obligea les provinces de Genevois et de Faucigny à reconnaître l'unité du gouvernement et l'uniformité d'une même législation dans tout le duché. Depuis cette époque ils ne furent plus convoqués." *Grillet*, Dictionnaire historique de la Savoye. Tome I. p. 354 sq.

Digitized by Google

franzöſiſchen Herrſchaft gehörte es erſt zu dem Departement du Montblanc und alsdann zu dem Departement du Leman. Es bildete darin das Arrondiſſement de Bonneville, welches in neun Bezirke (Cantons), 74 Gemeinden mit 67,157 Einwohnern zerfiel. Sitze der Friedensgerichte waren damals Bonneville, Chamonix, Cluſes, Mégève, la Roche, Sallenches, Sanions, Tanninges und Viüz-en-Sallaz [3]). Als ſpäter die Beſitzungen des ſavoyiſchen Hauſes unter die Botmäßigkeit deſſelben zurückkehrten, ward durch den wiener Congreß unter dem 26. März 1815 beſchloſſen, daß die Provinzen Chablais und Faucigny in der durch alle Mächte gewährleiſteten ſchweizeriſchen Neutralität mitbegriffen ſein ſollten [4]). Die, ſoviel wir wiſſen, noch nicht vermeſſene Größe des Faucigny wird von Norden nach Süden auf 18 Stunden und von Oſten nach Weſten auf 12 Stunden geſchätzt; was einer Oberfläche von 441,663 piemonteſiſchen Tagwerken gleich kommt. Davon wurden nach einer im J. 1782 vorgenommenen amtlichen Abſchätzung 205,863 auf bebautes Land, 135,675 auf Viehweiden, 100,000 auf Gletſcher, Felſen, Flußbetten und Straßen u. ſ. w. gerechnet. Wenige Länder in Europa können ſich, rückſichtlich der Naturſchönheiten aller Art, mit dem Faucigny vergleichen; in welcher Beziehung es hinreichend iſt, das Chamounythal und den Montblanc zu nennen. Die ſeltſamſten Schichtungsverhältniſſe der Berge und Thäler, die noch lange nicht hinreichend erforſchten Gletſchermaſſen, der Reichthum an Kryſtallen, an Silber-, Kupfer-, Blei- und anderen Erzen, an Steinkohlen, Schiefertafelbrüchen und die mannichfaltigſten Verſteinerungen entzücken den Phyſiker und den Mineralogen, die es den harmloſen Ureinwohnern gönnen, die Turbiniten und Ammonshörner, die man häufig, z. B. bei Cluſes, findet, als Kunſtwerke zu betrachten, mit deren Verfertigung ſich die Feen in ihren Nebenſtunden beſchäftigen (ſ. Friedrich Matthiſſon's Briefe. [Zürich 1795.] I, 94). Alle Schätze der Alpenflora, herrliche Urwälder voll rieſiger Kaſtanienbäume, Eichen, düſterer Arben (Pinus Larix *L.*), Tannen und Fichten ziehen die Kräuterkundigen in dieſe Berge. Von einem dieſer Wälder ſagt De Luc: „le chemin des Fonds à Sixt est en partie dans des bois de sapins, qui produisent quelquefois une pleine nuit (!). Nous ne pouvions suivre alors notre guide qu'au bruit de ses pas" (Relation a. a. O. p. 102). Dafür kann der Zoolog Gemſen [5]), Bären, Luchſe, Steinböcke, Murmelthiere und deren Feinde, die Lämmergeier, und eine Menge ſchöner Inſekten und Alpenſchmetterlinge beobachten. Auch hat es nicht an Naturforſchern gefehlt, welche grade dieſen Theil von Savoyen zum Ziele ihrer Forſchungen gemacht haben. Als Beiſpiele mögen hier genannt werden die genfer Gebrüder De Luc [6]), Horaz Benedict und ſein erſt kürzlich verſtorbener Sohn Theodor de Sauſſure [7]), Bourrit [8]), Pictet [9]), Berthoud van Berchem [10]), Ebel [11]), Albani von Beaumont [12]) u. m. A. Alle Berge gehören zwar zu den Alpen, ihre Gipfel ſind darum aber nicht alle mit ewigem Eiſe bepanzert, ſo wenig, als alle Thäler mit Schnee oder Gletſchern ausgefüllt ſind. Einige, wie der Col d'Anternes, der Col des Gets, der Col de Jourplane u. ſ. w., gewähren Päſſe oder für Maulthiere und Pferde brauchbare Übergänge; andere enden ſpitz wie Nadeln, und heißen daher Aiguilles, wie z. B. l'Aiguille de Gouté, l'Aiguille de Bionnassey u. dgl. m.; andere endlich zeichnen ſich durch ihre ſeltſamen Geſtalten aus, wie z. B. die prächtigen Felſenwände des Aigle de Vorens und die Cheminées des Fées, kegelförmige Erderhöhungen, auf welchen ungeheure Felſenblöcke liegen. Von dieſen Bergen ſtammen mannichfaltige Gewäſſer ab, die theilweiſe ſchöne Waſſerfälle bilden, wie z. B. le Nant d'Arpenas, theilweiſe als Flüſſe oder Wildbäche die Thäler durchbrauſen. Dieſe Wildbäche heißen in der Landesſprache Nants, welches Wort vom lateiniſchen natare herkommt. Zu den bedeutenderen gehören le Bon-Nant, le Nant noir, le Bionnaſſay, la Menoge, la Borne, le Tonnant, l'Arly, la Sallenche u. ſ. w. Zu den Flüſſen rechnet man die Arve, das wilde Eismädchen vom Col de Balme, in welche ſich die meiſten der Nants ergießen, und welches durch ſein ungeſtümes Weſen und die Verheerungen ſeines oft überſchrittenen Bettes während der Sommermonate ſattſam bekannt iſt, und den Giffre, deſſen De Luc's Relation p. 3 beſonders gedenkt. Im J. 1782 betrug die Bevölkerung des Faucigny 55,539, im J. 1790 ſchon 57,826 Seelen. Sie wird jetzt auf 61,000 geſchätzt. Die Bewohner ſind katholiſch, aufgeweckt, doch mit allen Vorurtheilen der Gebirgsvölker. Man rühmt ihren Fleiß, ihre Fröhlichkeit, ihre herzliche Gutmüthigkeit und ihre harmloſen Sitten, wenigſtens in den entlegenern, von Fremden weniger beſuchten, Gegenden. Sie ernähren ſich vom Ackerbau, von der Viehzucht

3) Almanach impérial, an bissextil MDCCC. XII, présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu*. (Paris.) p. 418. 4) Uſtery's Handbuch des ſchweizeriſchen Staatsrechts. Zweite Auflage. (Aarau 1824.) S. 46. 5) und Gemſeklemmen (Contraintes des Chamois) könnte man hinzufügen. Siehe, was De Luc von dieſen grauſamen Örtern ſagt, wo dem armen Thiere nichts übrigbleibt, als ſich oder den Jäger in einen Abgrund zu ſtürzen.

6) ſ. Recherches sur les modifications de l'Atmosphère. 1778. 2 Bde. — Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme. (Paris et à la Haye MDCCLXXIX.) Tome V. p. 393—448. — Relation de différents voyages dans les Alpes du Faucigny par Messieurs *D.* et *D.* (à Maestricht MDCC.LXXVI.) 7) Voyages dans les Alpes précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Genève. (Genève et Paris 1786. 4.) 4 Vol. Mit Kupfern. 8) Voyage pittoresque aux Glacières de Savoye, fait en 1772. (Genève 1773.) Description des aspects du Mont-Blanc. (Lausanne 1786.) — Itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni. Nouvelle édition. (Genève 1792.) — Nouvelle description générale et particulière des glacières, vallées de glace et glaciers, qui forment la grande Chaine des Alpes. (Genève 1785.) 3 Vol. Mit Kupfern. 8) *J. P. Pictet*, Nouvel itinéraire des vallées autour du Mont-Blanc. (Genève 1818.) 10) Itinéraire de la Vallée de Chamonix, d'une partie du Bas-Vallais et des montagnes avoisinantes. (Lausanne 1790.) Mit einer Karte. 11) Anleitung, auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. Von D. G. von Eſcher. Achte Originalauflage. (Zürich 1843.) 12) Description des Alpes grecques et cottiennes, ou tableau historique et statistique de la Savoie etc. (Paris 1802. 4.) 2 Vol. Mit Karte und Kupfern.

Digitized by Google

und Alpenwirthſchaft und von dem Handel mit den von ihnen gewonnenen Producten, namentlich nach Genf, welche Stadt gleichſam als ihr Stapelplatz angeſehen werden kann. Auf zeitweiſen Auswanderungen erwerben ſie ſich wol auch einige Erſparniſſe.

Die bemerkenswertheſten Örtlichkeiten ſind nachſtehende:

Aise, am ſüdlichen Abhange des Môle, unweit Bonneville, mit reichen Weinbergen, deren Ertrag im Lande geſchätzt wird. Außer eilf zerſtreuten Weilern gehören die Dörfer Buaz, Chardon, Broiſin, Ballet, l'Epaner, les Cullets, Bochu und les Coutumiers zu der Pfarrgemeinde Aiſe (oder Ayze), die gegen 800 Seelen zählt. Die Sennhütten dieſer Gemeinde ſind 578 Klaftern höher, als der Genferſee.

Aviernoz, bildet mit den Weilern les Ollières und la Grimottière eine Pfarrgemeinde von etwa 600 Einwohnern. Die Umgegend, deren Freundlichkeit gerühmt wird, iſt fruchtbar und gut angebaut.

Balme, kleines Dorf, etwa eine Stunde von Cluſes, mit einer berühmten, von allen Reiſenden beſuchten, 640 Schritte langen Höhle, worin ein ſehr tiefer Waſſerbehälter iſt. Die Wände ſind mit Tropfſtein beſetzt. Die Caverne oder Grotte de Balme liegt 700 Fuß höher, als die Arve. In der Nähe gibt es Steinkohlenflötze.

Bionnassey, ein Dorf am Fuße des Bionnaſſeygletſchers, auf welchem das Waldwaſſer le Bionnaſſey entſpringt. Es fließt in den Tonnant, der ſich ſpäter mit der Arve vereinigt. Ritter (a. a. O.) nennt den Ort treffend ein „Gletſcherdorf."

Bionnay, ein Dorf, 477 Klaftern über dem Meere in dem Val de Mont-Joie (Mons Jovis), welches von einem Waldwaſſer, le Bon-Nant, durchſtrömt wird.

Boëge, in dem von zwei Armen der Montagne des Voirons gebildeten und von der Menoge bewäſſerten Thale. Die zerſtreuten Weiler l'Egliſe, les Périers, chez Dupuis, Laint, Rogi, vers la Cochi, la Penotte, chez Dubois und les Combes ſind in Boëge pfarrgenöſſiſch. Die Einwohner, etwa 1150 an der Zahl, ſetzen ihr Vieh und ihr Getreide mehrentheils in dem nahen Genf ab. Das ehemals befeſtigte Schloß iſt während der Kriege mit dem Hauſe Savoyen mehr als ein Mal von den Genfern erobert worden. In dieſem Orte hatte das Geſchlecht Montvagnard ſein Familienarchiv, in welchem man die Acten der koſtnitzer Kirchenverſammlung entdeckte. Lefranc brachte ſie 1589 nach Genf, wo ſie auf der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt werden.

Bogève, liegt nicht weit von Boëge, doch etwas höher. Dieſe Pfarrgemeinde, deren 640 Einwohner in 14 Weilern zerſtreut leben, treiben Ackerbau und Alpenwirthſchaft. Ihr Vieh und ihre Butter ſetzen ſie theils in Genf, theils in Thonon, der Hauptſtadt der ſavoyiſchen Provinz Chablais, ab.

Bonneville (la), Hauptort der Provinz, 234 Fuß oder 39 Klaftern über dem Genferſee. Bei ſeiner Gründung durch die Freiherren von Faucigny hieß der Ort Burgum castri, denn er beſtand, wie auch noch ſpäter, nur aus einem mit mehren Häuſern umgebenen Schloſſe. Beatrix, Frau von Faucigny, verlieh ihm beſondere Freiheiten, und verwandelte ſeinen Namen 1283 in den, welchen er jetzt führt. Im 14. Jahrhundert hatte Bonneville mit ihrer Nebenbuhlerin, der Stadt Cluſes, langwierige Fehden zu beſtehen; im 16. Jahrh. ward ſie von den Bernern und von den Genfern erobert. Sie liegt am Fuße des Môle (760 Klaftern über dem Genferſee) und dem Brezon (755 Klaftern über dem Genferſee) gegenüber, am rechten Ufer der Arve, über welche eine lange, im J. 1751 gebaute, ſteinerne Brücke führt, iſt wohl gebaut und beſteht aus einem mit Baumgängen und einem Springbrunnen beſetzten, faſt dreieckigen Marktplatze und drei kleinen daran ſtoßenden Straßen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich höchſtens auf 1200, worunter, weil die Stadt der Sitz der Provinzialbehörden, als des Intendanten, eines eigenen Commandanten u. ſ. w. iſt, ſich eine unverhältnißmäßige Menge von Advocaten befindet. Bonneville iſt die Vaterſtadt des um die Literargeſchichte von Savoyen vielfach verdienten gelehrten Kanonikus Grillet, deſſen Dictionnaire historique, littéraire et statistique du département du Mont-Blanc et du Léman, contenant l'histoire ancienne et moderne de la Savoie. (Chambéry 1807.) 3 Vol. zur nähern Kunde des Faucigny's unentbehrlich iſt.

Bornand (le petit), Pfarrgemeinde, zu welcher die Weiler le Cry, la Ville deſſous, la Ville deſſus, Eſſy, Glievaz, les Linières, les Villards, Eſſambuy, Senize, Saſſiaz, Termines, Vavey und Eſſey gehören, an dem ungeſtümen Waldwaſſer la Borne, welche in den Gebirgen Grand-Bornand und Cluſaz entſpringt. Die Einwohner, 1800 an der Zahl, ernähren ſich hauptſächlich vom Kohlenbrennen und dem Verfertigen von allerhand Holzgeräthſchaften. Bei Vavey (auch Vaſſey und Vavet geſchrieben) iſt eine von den Thalbewohnern ſtark benutzte Mineralquelle, und noch im J. 1786 wurden unweit des petit Bornand Steinkohlen gewonnen. In dem von der Borne bewäſſerten Bornethale (Vallée des Bornes), in welchem Bornand liegt, bricht auch Schieferkohle.

Bourdignin, Pfarrgemeinde im Thale von Boëge. Sie beſteht aus 15 zerſtreuten Weilern, deren 560 Einwohner ſich von Ackerbau und der Alpenwirthſchaft ernähren.

Brison, Pfarrgemeinde von etwa 400 Einwohnern. Sie liegt mit den dazu gehörenden Weilern Solaiſon, Chavanney und l'Egliſe Pichord zwiſchen dem Briſon, einem 5680 Fuß hohen Berge, und dem Mont du Berger, der 6879 Fuß über dem Meere anſteigt. Der Mont du Berger wird von den Hirten Mont du Bergy genannt, was von Sauſſure in ſeinen Voyages dans les Alpes I. verleitet hat, ihm den Namen Mont Bergy beizulegen.

Chamouny, ſ. dieſen Artikel in der Encyklopädie und vergleiche noch den ganz vortrefflichen Abſchnitt: „Das Chamouny und der Montblanc," in Gerold Meyer von Knonau's Erdkunde der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft. Zweite Auflage. (Zürich 1839.) II. S. 386—

Digitized by Google

422. Wir wollen hier nur noch daran erinnern, daß der Doctor Michel Paccard und Jacques Balmat, die zu allererſt am 8. Aug. 1786 die Spitze des Montblanc erreichten, aus Chamouny gebürtig waren. Von dieſer Beſteigung erhielt Balmat den Beinamen „le Montblanc."

Chatillon-de-Faucigny, Pfarrgemeinde, zu der die Dörfer Blanc, Balmotte, le Bois d'en haut, Preſſe und Lard, nebſt zehn zerſtreuten Weilern, gehören, zählt über 1000 Einwohner, mit einem alten Schloſſe, dem gewöhnlichen Sitze der vormaligen Freiherren von Faucigny. Es ward im 11. Jahrh. von Emeraud (Emeraldus) Freiherrn von Faucigny erbaut und gelangte im 13. Jahrh. an den Erbherrn von Viennois (dauphin de Viennois) und 1355 an das Haus Savoyen.

Chède, ein romantiſch gelegener Weiler unweit Paſſy und der Arve, am Fuße eines gleichnamigen Berges, über den man nach Servoz gelangen kann. Wer kennt nicht aus von Sauſſure's Beſchreibung (Voyages dans les Alpes II. p. 209) den lieblichen Lac de Chède und den ungeheuren Felſenſturz von Fis, der ſich im J. 1751 ereignete? Dafür, daß im J. 1817 der Chèdeſee durch Bergſchutt faſt ganz ausgefüllt ward, entſchädigen die nahen Zertrümmerungen des eben erwähnten, noch immer ſichtbaren Felſenſturzes, der wilde, oft ſchwer zu bändigende Nant-noir, der höchſt maleriſche Pont aux Chèvres, der herrliche Fall der Arve und die wunderbaren Geſtalten der zerklüfteten Aiguilles de Fis.

Cluses, Stadt, die mit den dazu gehörigen Dörfern Preſſy, Marſan, Cruſeille, Diliag, La Feuilliere und den Weilern Noiret, Fresney, les Cones und Pegy an 2102 Einwohner zählt. Die Stadt beſteht aus einer einzigen Straße und hat ihren Namen von ihrer ſeltſamen Lage, indem die Berge hier ſo nahe an einander rücken, daß dazwiſchen nur die Stadt und die Arve Platz haben. Sie liegt 378 Fuß über dem Genferſee, hat mehrmals, und noch zuletzt im J. 1844, an bedeutenden Feuersbrünſten gelitten, woran die eigenthümlichen, ſchon von Bourrit als leicht entzündlich gerügten, hölzernen Vorbaue (grands domes de bois enfumé) das Ihrige beigetragen haben mögen. Die Bewohner leben vorzüglich von der Uhrmacherei und dem Handel. Sie lieben die Muſik, den Tanz, militairiſche Aufzüge und Beluſtigungen, und feiern alljährlich, unter lebhafter Theilnahme der ganzen Nachbarſchaft, ein Vogelſchießen. Die Stadt hat ſtark beſuchte Wochen- und Jahrmärkte. Über die Arve führt hier eine ſchöne ſteinerne Brücke. Cluſes war die Hauptſtadt der alten Freiherrſchaft Faucigny. Sie verdankt dem Freiherrn Hugo von Faucigny beſondere Privilegien. Dieſe letzten wurden noch von den Grafen von Savoyen vermehrt, was die Einwohner übermüthig machte, ſodaß ſie ihre Nachbarn befehdeten, namentlich Bonneville plünderten. In einer alten, von J. P. Berthout van Berchem (Itinéraire de la Vallée de Chamonix. [Lausanne 1790.] p. 30) angezogenen, Handſchrift heißt es: „Per portam Pertuiseti (Agathopolis) intraverunt latrones Clusarum, violaverunt filias nostras et depraedaverunt nos." Bei Cluſes auf einem Hügel iſt das um 1310 durch Hugo Freiherrn von Faucigny zur Vertheidigung des Engpaſſes gebaute Schloß Muſſel, welches jetzt ein Privatmann beſitzt. Zwiſchen Cluſes und Saint-Sigismond treten die ſehenswerthen Berggipfel hervor, die man les Sommets de Frêtes nennt.

Col d'Anternes, ein nur für Maulthiere und Pferde gangbarer Weg führt über dieſen Bergübergang. Er trennt die Thäler Sixt und Servoz von einander und erhebt ſich 6960 bis 7000 Fuß über das Meer. Nordöſtlich von dieſem Paſſe ragt der Felsſtock des Buet 9480 und ſüdweſtlich die Pointe de Salens 8770 Fuß über das Meer empor.

Col des Gets, ein 4190 Fuß über dem Meere hoher Bergpaß zwiſchen dem faucigny'ſchen Thale von Tanninges und dem chablaiſchen Thale von Saint-Jean-d'Aulps. In der Nähe erblickt man den Mont Salvan (6620 Fuß ü. d. M.), die Roche d'Enfer (6040 Fuß ü. d. M.), die Pointe du Roi (6380 Fuß ü. d. M.), die Pointe de Vezine (6000 Fuß ü. d. M.) und den Folly (8020 Fuß ü. d. M.). Auf dem Abhange des Col liegt die zerſtreute Gemeinde les Gets, deren Kirche 3880 Fuß ü. d. M. ſteht.

Col de Jourplane, Bergübergang, 6270 Fuß ü. d. M., zwiſchen dem Thale von Samoëns und dem chablais'ſchen Thale von Morzine. In der Nähe die ſchon genannten Bergſpitzen la Pointe du Roi, der Folly und die Pointe de Crioud (8540 Fuß ü. d. M.).

Col des Tenneverges, ſ. nachſtehend Sixt.

Combloux, ſüdlich von Sallenches, wozu, außer eilf Weilern, das Dorf Baſſeville gehört, iſt eine Pfarrgemeinde, die nahe an 1000 Einwohner zählt.

Contamine-sur-Arve, im Bas-Faucigny, zwiſchen der Arve und einem Bergabhange am Fuße des Môle, mit Weinbergen, in welchen aber die Reben, ohne an Weinſtöcke gebunden zu ſein, gezogen werden.

Contamines (les), im Haut-Faucigny, und zwar in dem von dem Tonnant durchſtrömten Val de Montjoie am weſtlichen Fuße des Montblanc, auf dem Wege, der über den Col de Bonhomme nach Bourg, St. Maurice und Courmajeur führt. Die Kirche liegt 3060 Fuß über dem Meere. In dieſer Pfarrgemeinde, die an 900 Einwohner zählt und zu der die Dörfer la Fraſſe, la Chapelle, le Champel, le Cuynon, la Gorge, le Baptieur und die Weiler les Soines, Lelay, la Braſière, le Cuynolet, les Houches, la Revenaz und Nivorin gehören, iſt der Aſtronom Alexis Bouvard, Mitglied des Inſtituts zu Paris, geboren.

Côte d'Arbos. Zu dieſer aus 580 Einwohnern beſtehenden Pfarrgemeinde rechnet man die Dörfer l'Egliſe, la Villaz, les Pluies, les Bouts, chez le Comte rouge und die Weiler les Moulins, chez les Martins, la Villaz-ſur-Foron und Courbaſol.

Côte d'Hyot. Dieſe Pfarrgemeinde zählt 390 Einwohner, die in acht Weilern und den Dörfern les Baubins, Mereguay und Urgevaz zerſtreut ſind.

Demi-quartier-de-Mégève, Pfarrgemeinde von 500 Einwohnern, zu welcher die Dörfer Ormaret, Du-

Digitized by Google

dier, Bovrey, les Pois, les Chaſeaux und die Weiler les Bertheſets und la Fouetaz gehören.

Domancy, Pfarrgemeinde von ungefähr 560 Einwohnern. Es werden dazu gerechnet die Dörfer le Cruet, Verver, Lapalun und die Weiler Vers-le-Nant und Laviaz. Von hier aus hat man die herrlichſten Ausſichten auf den Montblanc und deſſen nächſte Umgebungen. Auf dem 18. Blatte des Meier'ſchen Atlas Suisse werden die Namen Domancy in „Domandi" und Lapalun in „Palus" verwandelt. In dem Wörl'ſchen Atlas der Schweiz ſteht fälſchlich „Domanei" ſtatt Domany.

Entremont, an der Borne, ſüdlich von Petit-Bornand, unweit der genevoiſchen Grenze mitten unter hohen Bergen, bildet mit den Weilern Vers l'Egliſe, au Regard, Torty und la Piſſe eine Pfarrgemeinde von 690 Einwohnern. Auf ältern Karten wird hier eine 1154 geſtiftete Abtei Auguſtiner Chorherren angegeben, die 1770 aufgehoben ward.

Faucigny, liegt hoch auf einer der Abſtufungen des Möle, oberhalb der Arve unweit Contamine-ſur-Arve im Bas-Faucigny. Zu dieſer Pfarrgemeinde gehören les Goyards, chez Padion, chez Papet, au Biolley und chez Dubois. An das Stammſchloß des Hauſes Faucigny erinnern nur noch einige maleriſche Trümmer.

Flaine (le lac de), berühmt durch ſeine anmuthige Lage, mitten in einer kleinen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen, Ebene. Dieſer kleine See iſt etwa ¾ Stunde von dem einſamen Weiler Colonne entfernt und in der Gegend von Cluſes. De Sauſſure glaubt, daß die ſehr reiche Quelle, ¾ Stunde von Cluſes, ein Ausfluß dieſes Sees ſei. Nicht weit von dem Lac de Flaine gegen Weſten findet man den Berg le haut de Veron oder la Croix de fer, 1172 Klaftern über der See, wo man verſteinerte Auſtern antrifft.

Flumet, iſt ein Flecken von 1100 Einwohnern, den die Wörl'ſche Karte in die Haute-Savoie verſetzt, während er allerdings zu der im Faucigny gehörenden Vallée de Mégève gehört. Man rechnet dazu die zerſtreuten Ortſchaften le Bourg, la Fraſſette, Tandieu, Valentin, Mayen, l'Envers, l'Eglière, Scionzier und l'Adroit. Der Ort liegt am Arly, hat einen Wochenmarkt und jährlich drei Jahrmärkte. Von dem ehemaligen Schloſſe, das die Freiherren von Faucigny hier beſaßen, ſieht man heutzutage nur noch einige wenige Überreſte.

Granges des Communes, ein Sommerdorf bei Sixt, d. h. eine Anzahl von nur während des Sommers von Kuhhirten bewohnten Sennhütten. Es iſt den Lawinen ſehr ausgeſetzt. Nach de Luc 3875 Fuß über dem Genferſee. De Luc auf ſeiner erſten Reiſe im J. 1765 kletterte bis auf die Reihe von Felſen, die man Grenier des Communes nennt, alſo noch 2863 Fuß höher hinauf. Die höchſte Spitze heißt le Grenairon. Sie erhebt ſich 7223 Fuß über den Genferſee. Man findet daſelbſt unter andern Verſteinerungen auch Ammonshörner. ſ. J. A. de Luc's Reiſen nach den Eisgebirgen von Faucigny in Savoyen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. (Leipzig 1777.) S. 41. 63.

Maglans, nicht Mayland, wie Lutz in den Zuſätzen und Berichtigungen zum geographiſch-ſtatiſtiſchen Handlexikon der Schweiz. (Aarau 1828.) S. 106 ſchreibt, liegt im gleichnamigen Thale (la Vallée de Maglans) zwiſchen Cluſes und Sallenches. Es gehören zu dieſer wohlhabenden Gemeinde, außer zehn zerſtreuten Weilern, die Dörfer la Balme, la Colonnaz, Sarel, Ver, Banzier, la Golettaz, au Rebas, Gravin, Cheſſin, Chamonix und la Vulpilière. Es iſt eine alte Sitte der Einwohner, auf mehre Jahre auszuwandern, um im Auslande Handelsgeſchäfte zu treiben. Mit ihrem Verdienſte eilen ſie dann der Heimath wieder zu, um daſelbſt von ihren Erſparniſſen zu leben. In der unmittelbaren Nähe iſt ein berühmter Wiederhall (Echo). Der ungenannte Verfaſſer einer im Jahrgange 1828 des Morgenblattes abgedruckten „Schilderung der Alpen und Gletſcher von Faucigny" ſagt treffend von demſelben: „Es iſt wirklich überraſchend; die Schüſſe aus einer Menge daſelbſt aufgeſtellter Böller wiederholen ſich wol zehn Mal ganz deutlich und abgeſetzt, hernach rollen ſie noch lange und immer ſchwächer werdend durch die Berge und verlieren ſich endlich in der ewigen Eis- und Schneeregion mit einem Laut, der dem einer hart angeſtoßenen Harfe gleicht." In dieſem Thale iſt, etwa eine Stunde von Maglans, noch ſehenswerth der herrliche Waſſerfall, der le Nant d'Arpenas genannt wird. Nach der Meſſung der Herren Pictet und Trembley aus Genf beträgt ſeine Höhe 800 Fuß. Er ſetzt mehr durch dieſe bedeutende Höhe, als durch ſeine Fülle in Erſtaunen; denn, wie Friedrich Matthiſſon in ſeinen Briefen (Zürich 1795. I. S. 95) richtig bemerkt, iſt es keine donnernde Waſſerſäule, deren gewaltiger Sturz Felſen höhlt, ſondern ein leichtes Silberband, das in ſanften Wallungen an der grauen Steinwand flattert und ſich unten in tauſend zarte Fäden auflöſt.

Marcossey bei Scionzier. Das Stammſchloß eines gleichnamigen adeligen Geſchlechts, dem unter Anderem der 71. Biſchof von Genf, Guillaume Fournier de Marcoſſey, entſproſſen iſt. Er ſtarb 1377, von ſeinen Unterthanen beweint. Nach J. Senebier's Histoire littéraire de Genève I. p. 104 hatte er Genf mit 22 Thürmen befeſtigen laſſen. Zwei Jahrhunderte ſpäter (1589) eroberten die Genfer ſein Stammſchloß und verbrannten es.

Marigny, mit guten Weinbergen.

Mégève, nicht Mégère, im gleichnamigen Thale (la Vallée de Mégève), iſt eine der bevölkertſten und wohlhabendſten Gemeinden des Faucigny; denn ſie zählt nahe an 3000 Bewohner, zerſtreut in 17 Weilern und den Ortſchaften le Praz-de-Mégève, la Thonnaz, les Varins, Caſſioux, le Tour, ſur le Mau, le Plancy, le Planciet, les Petorreaux, Allard, Lecoin, la Mottaz und le Villard. Die Einwohner ziehen ihren Unterhalt aus dem Verkaufe von Getreide, Vieh, Strohgeflechten und den von ihnen verfertigten Spitzen, die im Lande geſchätzt werden.

Mélan bei Tanninges. Hier ruht Beatrix Freifrau von Faucigny in dem von ihr 1292 geſtifteten, aber 1793 aufgehobenen Karthäuſerkloſter. Die Kloſtergebäude, die

Digitized by Google

hohen Kloſtermauern und die ſchöne Kloſterkirche ſind noch gut erhalten.

Mont-Joie (Vallée de Mont-Joie, d. h. mons Jovis), ein Thal, welches vom Col de Bonhomme herabkommt, da wo die Hauptmaſſe der Montblanc-Kette, oder, wie ſie ſonſt hieß, les monts maudits, ſechs bis ſieben Stunden breit iſt. Es wird vom Bon-Nant durchſtrömt.

Notre-Dame de la Gorge, nahe bei les Contamines im Haut-Faucigny, eine kleine, von Wald umgebene, Ebene am äußerſten Ende der Vallée de Mont-Joie. In dieſer Wildniß am Fuße des Bonhomme (7518 Fuß über dem Meere) und über dem Felſenſchlunde des Bon-Nant verſammeln ſich am 15. Auguſt jedes Jahres die Bewohner aus den nahen ſavoyiſchen Thälern zur Verehrung eines in einer eigenen Kapelle aufbewahrten wunderthätigen Marienbildes. Bourrit in ſeiner Description des aspects du Mont-Blanc. (Lausanne MDCCLXXVI.) p. 28 zählt ſtatt einer Kapelle — „quinze petites chapelles, rangées sur une même ligne à vingt pas de distance.“ Über das Schickſal derſelben, ſowie über den Gnadenort ſelbſt bemerkt Karl Ritter in ſeiner Geographiſch-hiſtoriſch-topographiſchen Beſchreibung zu K. W. Kummer's Stereorama oder Relief des Montblanc-Gebirges und deſſen nächſter Umgebung. (Berlin 1824.) S. 88 Folgendes: „Das Marienbild thut Wunder vor der gläubigen Menge noch am heutigen Tage; ein Brunnen, der in der Kapelle ſelbſt ſpringt, ſprudelt Weihwaſſer, das Kopf und Glieder heilt. Vergeblich hat man mehre Male das Bild der Madonna aus dieſer Kapelle, die ſchon für Geſunde, geſchweige denn für Kranke und Lahme, einen gefahrvollen Zugang hat, in die tiefer im Thale liegende Kirche gebracht, immer iſt es von ſelbſt wieder in jene Kapelle zurückgekehrt, die ein ſtark bewallfahrteter Gnadenort für die ganze Alpengegend iſt. Seit einiger Zeit hat ſelbſt der Bon-Nant dem Gnadenbilde keinen Gehorſam geleiſtet; längs ſeinem Ufer hin, das er oft gewaltig einriß und das ganze Thal verödete, hatte man zwölf Oratorien Notre-Dame zu Ehren erbaut, und hoffte dadurch auch den Gebirgsſtrom in Reſpect und innerhalb ſeiner Ufer zu erhalten. Aber jetzt ſind ſie faſt alle zerſtört; nur von wenigen ſieht man noch Mauern; die Einen ſagen, daß der Waldſtrom, die Andern, daß die Revolution, die auch bis in dieſe verlaſſenen Thalwinkel vordrang, ſie zerſtört habe. — Früherhin lebten hier bei der Kapelle zwei Patres, welche von Almoſen, das ſie im Lande herbeitrieben, die Reiſenden gratis bewirtheten, die den gefahrvollen Paß des Bonhomme durchzogen. Nur zuweilen werden hier noch Feſtpredigten gehalten.“

Passy, eine Gemeinde von 1556 Einwohnern mit neun zerſtreuten Weilern und den Dörfern Chède, les Plagnes, la Mottaz, les Juillards, le Cret, Jour, le Perrey, Maffrey, Verbet und le Grand-Eſſert. Man ſchätzt den Wein und das Obſt, welches in der Umgegend gebaut wird. Hier gedeihen die letzten Trauben gegen das Eisgebirge hin, unter dem erwärmenden Schutze der Aiguilles de Vorens und anderer gegen Süden gekehrter, die Sonnenſtrahlen ſtark zurückprallender, Felſen. Daß dieſer Ort ſchon zur Römerzeit bewohnt war, beweiſen die hier und in der nahen Gemeinde les Outards ausgegrabenen mehrfachen römiſchen Alterthümer und die noch deutlichen Spuren einer Römerſtraße. Auch behauptet ſchon Durandi in ſeinem Piemonte Cispadano antiquo p. 40, daß Paſſy das alte, von Plinius erwähnte, Vatiscum ſei, wo die Centronen einen Markt hatten. Bei dem Baue der Kirche fand man nachſtehende zwei ex voto, die jetzt in dem Kirchthurme eingemauert ſind:

I.

MARTI
AYSVGIVS AF
VOLTVATVRVS
FLAMEN AVGy
II. VIR AERARI
EX VOTO.

II.

MARTI AVG
PRO SALVTE
IΔVIBI. LvFIL
FLAVIIVI
LVIBIVS VESTINVS
PATER
$\overline{\text{II}}$. VIR. IVR. DIC
$\overline{\text{III}}$ VIR. LOC. PP
EX VOTO.

Berthoud van Berchem im Itinéraire de la Vallée de Chamonix p. 61 lieſt ſie alſo:

I.

Marti Aulus Isugius, Auli filius, volvaturus flamen Augustali II vir aerari ex voto.

II.

Marti Augusto pro salute Lucii vibii, Lucii filii flavini Lucius vibius vestitus, pater Duumvir loco publico posuit ex voto.

Reposoir (le), ein eigenes, ſchönes Thal mit einem Dorfe dieſes Namens, in welchem Aimon I. Freiherr von Faucigny im Februar 1151 ein Karthäuſerkloſter, la Chartreuse du Reposoir, ſtiftete. Ergötzlich iſt die Schilderung des tödtlichen Schreckens, der die guten Mönche, die grade ihr „Spaciment“ feierten, überfiel, als Horaz Benedict von Sauſſure auf ſeinen Alpenwanderungen ſie zum erſten Male beſuchte (ſ. Voyages dans les Alpes. Tome I. p. 226). Die das Kloſter umgebenden Berge ſind wegen ihrer Verſteinerungen und ſeltenen Pflanzen berühmt.

Saint-Gervais, ein Dorf unweit Sallenches, durch welches ein nur im Sommer zu benutzender Weg führt, deſſen man ſich bedient, um aus dem Faucigny in die Tarentaiſe oder in Piemont zu treten. Es liegt an 200 Fuß über der Arve, in einer Schlucht der Vallée de Mont-Joie, die, um mit Ritter (a. a. O.) zu reden, vom kalten, weißen Gletſcherwaſſer des Bon-Nant und von ſehr kalten Winden faſt ununterbrochen durchſtrömt wird.

Digitized by Google

Dicht am Ufer des Wildbaches, der einen herrlichen Waſſerfall bildet, liegt zwiſchen Erlenwäldern eine erſt 1806 entdeckte, warme Schwefelquelle, noch keine 720 Fuß über dem Genferſee. Sie wird in den Sommermonaten, namentlich von Genfern, ſehr ſtark beſucht. 607 Fuß höher als der Thalboden liegt das Dorf Saint-Gervais, nach Pictet's Meſſung nur 30,000 Fuß im directen Abſtande vom Gipfel des Montblanc. Auf dieſer Höhe, 2453 Fuß über dem Meere, wechſeln noch Weizenfelder, Nußbäume und Kaſtanienwälder mit Alpenweiden.

Saint-Joire-en-Faucigny, am öſtlichen Fuße des Môle, ein Flecken von 1385 Einwohnern, beſtehend aus den Weilern le Bourg, Poully, Cormaud, ſus Chable, Montrenaz, Chounaz und Verſanton. Hier beſaßen die Freiherren von Faucigny ein Schloß.

Saint-Martin, ein ärmliches Dorf unweit Sallenches mit einer Kapelle, einer ſteinernen Brücke über die Arve und einem Berge voll ſchwarzen Marmors und Schiefer. Von der Brücke aus genießt man eine herrliche Ausſicht auf den Montblanc.

Sallenches (Salancia), liegt am gleichnamigen Bache, auf einem Hügel, an deſſen Fuße die Arve fließt, am Ausgange des Thales von Mégève. Es gehören dazu die Weiler Clos, Batard, Bellegarde mit einem Schloſſe und St. Joseph. Es iſt die bedeutendſte Stadt im Faucigny, erhielt im J. 1310 von den damals regierenden Freiherren große Vorrechte, und hat ſeit 1388 eine Stiftskirche, die älteſte und reichſte im Sprengel des vormaligen Bisthums Genf. Die Einwohner, etwa 1800 an der Zahl, ernähren ſich von dem Betriebe eines Eiſenhammers, einer Kupferſchmelze, einer Baumwollenſpinnerei, dem Handel mit Tuch, Vieh und allerhand Metallwaaren. Zu ihrer geiſtigen Ausbildung haben ſie ein ſogenanntes Collegio, d. h. eine unſeren teutſchen Gymnaſien entſprechende öffentliche Unterrichtsanſtalt, nebſt einer Bürgerſchule. Sie ſind ſehr geneigt, als Bauhandwerker oder Bediente auf einige Jahre auszuwandern, namentlich nach Paris, wo ſie ſich ſoviel verdienen, daß ſie auf ihren alten Tagen in der Heimath von den Zinſen ihrer Erſparniſſe dem dolce far niente fröhnen können. Der 19. April 1840 war für den Ort ein Schreckenstag; denn an demſelben wurden durch eine gräßliche Feuersbrunſt 320 Häuſer eingeäſchert, wobei 63 Perſonen in den Flammen umkamen; Zahlenangaben, die ich aus einer kleinen Gelegenheitsſchrift des Hrn. Oscar entlehne, welche auf amtlichen Erörterungen beruht. Zur Verbreitung des Feuers hat der Umſtand weſentlich beigetragen, daß die meiſten, ohnehin ſchlecht gebauten, Häuſer mit Schindeln gedeckt waren. In Sallenches wohnte ehemals einer der beſten Wegweiſer im Faucigny, deſſen Bourrit in ſeinem Itinéraire de Génève, Lausanne et Chamouny. (Génève 1792.) p. 215 unter dem ihm beigelegten Namen eines „Baron de Pierre-Ronde“ gedenkt. Entzückend iſt die Ausſicht, die von Sallenches aus der Montblanc gewährt. Die ſchönſten umliegenden Berge ſind le Mont Roſſet, le Mont Vorens, deſſen Gipfel l'Aiguille de Vorens 1388 Klaftern über das Meer ſteigt, für St. Martin und le Mont Dorens mit nur im Sommer bewohnten Alpenhütten, oder einem ſogenannten Sommerdorfe. Eine halbe Stunde von der Stadt fließt der Nant-Sauvage, ein Alpenwildbach, gefährlich, wenn es auf den Bergen geregnet hat, und nicht weit der Nant-d'Orli, der einen prächtigen Waſſerfall bildet.

Samoëns (Septimontium), im gleichnamigen Thale (Vallis septem montium), welches an Wallis und Chablais grenzt. Zu dieſer über 3300 Einwohner zählenden Gemeinde gehören le Bourg, Lalanche, Vigny, Marthoner, les Allemands, Verclans, Verchez, la Berrouze, Chantemerle, les Chozalles, la Roſière, Coſſin, l'Etteley und chez Renaud.

Siongy oder **Songy**, in einer mit Obſtbäumen bepflanzten und aus ſchönen Wieſen beſtehenden Ebene, zwiſchen Bonneville und Cluſes. In dieſem großen Dorfe beſaßen die Karthäuſermönche des Kloſters le Repoſoir ein anſehnliches Haus. Das Kloſter ſelbſt gehörte zu der Gemeinde

Scionzier.

Sixt, eins der intereſſanteſten Alpenthäler, am Fuße des 9497 hohen Buët, durchſtrömt von dem daſſelbe oft verheerenden Giffre. Wenige Thäler haben einen ſolchen Reichthum an den ſteilſten Felſenwänden, Waſſerfällen und Gletſchern aufzuweiſen. Die erſten Spuren menſchlicher Anſiedelungen gehen bis zum Jahre 1144 zurück, in welchem einige Geiſtliche aus Notre-Dame d'Abondance ſich zuerſt in dieſer Wildniß niederließen. Im J. 1167 errichteten ſie ein Kloſter (l'Abbaye de Sixt) und ſpäter vermehrte ſich die Bevölkerung des Thales bis auf 1262 Seelen, die in 17 zerſtreuten Weilern und in den Dörfern L'Abbaye, Nambride d'en haut, Nambride d'en bas, Paſſy, Savagny und le Mont wohnen. Bekannter iſt dieſe Gegend erſt ſeit 1765 geworden, von wo ab ſie das Ziel von vier naturwiſſenſchaftlichen Reiſen des berühmten Phyſikers J. A. de Luc aus Genf und ſeines Bruders ward. Siehe deren noch jetzt leſenswerthe Relation de divers voyages aux Montagnes de Sixt en Faucigny, die zu Maſtricht MDCCLXXVI unter dem Titel erſchienen iſt: Relation de différens voyages dans les Alpes du Faucigny. Par Messieurs *D.* et *D.* Von der Vallée de Sixt kann man in das valorſiner Thal gelangen, und zwar auf einem der gefährlichſten Alpenpäſſe, dem Col de Tanneverges. Es erhebt ſich 7260 Fuß über das Meer, zwiſchen den beiden Bergen le Cheval blanc und le Vieux. Nördlich dehnt ſich der Grenairongletſcher aus, über welchen der ſchwarze Felſenkamm des Grenier emporragt. Aus dem Sixtthale war der verwegene Gemsjäger, deſſen von Sauſſure Voyage dans les Alpes II. p. 151 gedenkt, und der das Schickſal ſeines Vaters und ſeines Großvaters hatte. Alle drei ſtarben nämlich als Opfer ihrer blinden Leidenſchaft für die Gemſenjagd.

Tanninge-Flairier, gleichſam am Fuße des hohen Berges Marcheli oder Marchilly oberhalb des Giffre. Dieſe Pfarrgemeinde zählt 2721 Einwohner, die in den Dörfern le Bourg, le Mont, Rond, Arroner, Rems, Fry, Verner-la-Pallu und 14 Weilern leben. Das gleichna-

Digitized by Google

mige, fruchtbare und äußerſt liebliche Thal, welches zwiſchen dem Marcheliberg und dem Môle liegt, endet in den ewigen Schneefeldern des Buët und des Dent du Midi. Da es nicht paſſend ſein würde, hier in alle Einzelnheiten einzugehen, ſo verweiſen wir auf Martin's Itinéraire de la Vallée de Taninge etc. (Genève 1821.)

Viûz-en-Salaz, am Fuße der Montagnes des Voirons, in einer getreidereichen Thalebene des Bas-Faucigny. Zu dieſer Gemeinde, die 1961 Einwohner zählt, gehören 26 zerſtreute Weiler. Die Genfer bemächtigten ſich im 16. Jahrh. dieſes Ortes, wurden aber 1538 aus demſelben und aus dem dortigen Schloſſe vertrieben, wo ſie einen eigenen Verwalter angeſetzt hatten.

(Graf *Henckel von Donnersmarck.*)

FAUCILLE. 1) Berge von la Faucille, eine Bergkette in der Landſchaft Ger, einem Theile des Jura. Sie erreichen auf dem höchſten Punkte, der Straße zwiſchen Ger und Mijour, 4104 Fuß. 2) Berge im Departement der Vogeſen, welche die Vogeſen und Cevennen verbinden. (*Daniel.*)

FAUDACQ (Charles François), Chirurg, wurde zu Ende des 17. Jahrh. in Namur geboren, ſtudirte in Paris unter J. L. Petit und Morand, und ließ ſich dann in ſeiner Heimath nieder. Seine Schriften über Wunden und Schußwunden ſind für die damalige Zeit immer beachtenswerth, nämlich: Réflexions sur les plaies, ou la méthode de procéder à leur curation, suivant les principes modernes, la structure naturelle des parties et leurs mouvements méchaniques; fondées sur l'expérience la plus certaine. Avec des Remarques des plus grands maîtres de l'art et leurs observations les plus curieuses et les plus instructives, touchant les plaies des trois ventres. (Namur 1735.) 577 p. Nouveau Traité des plaies d'armes à feu, avec des remarques et des observations. (Namur 1746.) (*F. W. Theile.*)

FAUGUES (Vincenzo), auch Fagus, oder la Fage genannt, ein Componiſt des 15. Jahrh., den Baini wiederholt mit anführt, da ſich von ſeiner Arbeit im päpſtlichen Archive mancherlei vorfindet, namentlich Meſſen, vorzüglich über das damals und lange noch beliebte Thema: l'homme armé (Kandler's Überſetzung des Baini). Gerber nennt in ſ. alten Lexikon noch einen andern Tonſetzer la Faghe aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der mit dem vorigen nicht zu verwechſeln iſt. (*G. W. Fink.*)

FAUJAS de St. Fond (Barthélemi), Geolog, geb. am 17. Mai 1741 zu Montélimart im Dauphiné, geſt. am 18. Juli 1819 auf ſeinem Landgute St. Fond im Dauphiné, woſelbſt er auch an dem von ihm beſtimmten Platze beerdigt worden iſt. Seine Vorſtudien machte Faujas vom 12. Jahre an im Jeſuitencollegium zu Lyon. Er legte hier einen ſolchen beſondern Geſchmack an der Poeſie an den Tag, daß der Director der Anſtalt bei einer Gelegenheit, wo ihm der poetiſche Preis zuerkannt wurde, ihm die Worte zuzurufen ſich veranlaßt fühlte: Si vous voulez être heureux, ne faites pas des vers. Als er aber nachher in Grenoble die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte, ſcheint er dieſer poetiſchen Neigung ſich gänzlich entſchlagen zu haben; denn ſelbſt ſeine häufigen Beſuche der Alpen in dieſer Periode des Lebens galten nicht etwa der poetiſchen Auffaſſung der Naturſchönheiten der Gebirgswelt, ſondern der junge Student der Rechte forſchte dabei nach der Zuſammenſetzung der Gebirgsmaſſen, und legte ſo den Grund zu ſeinen Kenntniſſen über Geologie oder über die Theorie der Erde, wie man die Sache damals mit Buffon und Guétard nannte.

Nachdem er einige Jahre die Advocatur betrieben hatte, wurde er 1765 Präſident des Tribunals in Grenoble, welcher Stelle er zwar aufs Beſte vorſtand, ohne aber mit Freude an ſeinem Berufe erfüllt zu werden. Namentlich ſoll die Erkennung der Todesſtrafe ſeinem Herzen immer ſehr wehe gethan haben. Dazu kam, daß, je mehr er in ſeinen Forſchungen in der Natur fortſchritt und die Großartigkeit und Einfachheit der letztern kennen lernte, um ſo mehr auch durch das kleinliche Formenweſen die richterliche Carriere ihm verleidet werden mußte. Faujas ſetzte aber das Studium der Geologie, der Chemie und Phyſik mit Eifer fort, und trat 1776 als Schriftſteller im Gebiete der Paläontologie auf. Dadurch kam er mit Buffon in Correſpondenz, und es erhielt ſeine Laufbahn ſchnell eine veränderte Richtung. Buffon nämlich, der 1777 die perſönliche Bekanntſchaft von Faujas in Paris machte, benutzte ſeinen großen Einfluß, um demſelben die Stelle eines Adjoint-Naturaliste au Muséum mit 6000 Franken Gehalt auszuwirken. Später wurde er auch noch zum Commissaire du roi pour les Mines mit 4000 Franken Gehalt ernannt. Von da an lebte Faujas ganz der Geologie, zu welchem Ende er viele Reiſen unternahm, nicht nur in verſchiedene Provinzen Frankreichs, ſondern auch nach England, Schottland, den Hebriden, nach Oberitalien, Kärnthen, Böhmen, Teutſchland, Holland, den Niederlanden. Während der Revolution verlor er zwar den Gehalt von einer ſeiner Stellen; dafür decretirte ihm aber 1797 der Rath der Fünfhundert, auf den Vorſchlag von Dubois aus den Vogeſen, eine Entſchädigung von 25,000 Franken für ſeine zum Vortheile der Wiſſenſchaft unternommenen Ausgaben.

Als der öffentliche Unterricht wieder vollſtändig geordnet wurde, erhielt Faujas die Profeſſur der Geologie am Muſeum der Naturgeſchichte, und ſeine bis zum J. 1818 fortgeſetzten Vorleſungen gehörten zwar nicht grade zu den ausgezeichnetern, aber doch zu den ſehr belehrenden, da Faujas, weit entfernt, ſich als den Centralpunkt ſeiner Wiſſenſchaft zu betrachten, den Unterſuchungen Anderer ſtets volle Rechnung trug, und ſo die Wiſſenſchaft nach ihrem jeweiligen hiſtoriſchen Standpunkte vortrug. Faujas hatte eine ſcharfeindringende Beobachtungsgabe, und ſein Name wird in der Geſchichte der Geologie und Paläontologie ſtets geachtet bleiben, wenngleich er in den ſpätern Jahren an dem lebhaften Umſchwunge dieſer Wiſſenſchaften keinen eingreifenden Antheil mehr genommen hat. — Außer 36 Abhandlungen in den 19 erſten Bän-

Digitized by Google

den der Annales et Mémoires du Muséum d'histoire naturelle hat er folgende, insgeſammt in Paris erſchienene, Schriften herausgegeben: Mémoire sur les bois de cerf fossiles trouvés en 1775 dans les environs de Montélimart, à quatorze pieds de profondeur. (1776. 4. 1779. 4.) — Recherches sur les volcans éteints du Vivarais et du Velay, avec un discours sur les volcans brûlants, des mémoires analytiques sur les Schörls, la Zéolithe, les Basaltes etc. (1778. fol.) — Mémoire sur la manière de reconnaitre les différentes espèces de pouzzolane et de les employer dans les constructions sous l'eau et hors de l'eau. (1780.) — Histoire naturelle de la province de Dauphiné. (1781. 8. 1782. 12.) — Description des expériences aérostatiques de M. Montgolfier et de celles, auxquelles cette découverte a donné lieu. 2 Voll. 1783. (Teutſch von Gehler. Leipzig 1784.) — Minéralogie des Volcans, ou Description de toutes les substances produites ou rejetées par les feux souterrains. (1784.) — Essai sur l'histoire naturelle des roches de trapp, avec des analyses et des recherches sur leurs caractères distinctifs. (1788. 12. 1813. 8.) — Essai sur le goudron du charbon de terre, et de la manière de l'employer pour caréner les vaisseaux. (1790.) — Voyage en Angleterre, en Ecosse et aux Iles Hébrides, où l'on trouve la description détaillée de la grotte de Fingal à l'île de Staffa. 1797. 2 Voll. (Teutſch von Wiedemann. Gött. 1799. Auch ins Engliſche überſetzt.) — Histoire naturelle de la Montagne de Saint-Pierre de Maestricht. 1798. gr. 8. (Hundert Exemplare in Fol.) — Essai de géologie, ou Mémoires pour servir à l'histoire naturelle du globe. (1808 et 1809.) 3 Voll.

Faujas hat auch eine Ausgabe der Oeuvres de Bernard de Palissy (1777. 4.) beſorgt, und mehre Manuſcripte hinterlaſſen, darunter eins über die Seidenwürmer. Von Freycinet, dem Bruder des Schiffers, erſchien: Essai sur la vie et les Ouvrages de Faujas de St. Fond. (Paris 1820. 4.) (*F. W. Theile.*)

Faujasia *Cassin.*, ſ. Senecio.

FAUKEN (Johann Peter Franz Xaver), Arzt, geb. zu Wien am 9. März 1740, promovirte daſelbſt im J. 1767, und wurde ſpäterhin Arzt des Hoſpitals zu St. Marcus und des Waiſenhauſes am Rennwege in Wien. Er ſtarb am 19. Juni 1794. Außer ſeiner Inauguralabhandlung (Diss. de solutione reguli et vitri antimonii in diversis vinis hic loci cognitis. [Vindob. 1767.]) ſchrieb er noch einige, im Ganzen unbedeutende, Schriften: Das in Wien im J. 1771 und 1772 ſehr viele Menſchen anfallende Fäulungsfieber. Sammt Anhang einer bösartigen Krankheit, welche im J. 1770 unter den Kindbetterinnen im Spitale zu St. Marx gewüthet hat. (Wien 1772.) — Anmerkungen über die Lebensart der Einwohner in großen Städten. (Wien 1779. 12.) — Entwurf eines allgemeinen Krankenhauſes. (Wien 1784.) — Entwurf zu einer Einrichtung der Heilkunde. (Göttingen 1794.) Lateiniſch: Diagramma de studio medico. (Gott. 1794.) (Gegen die wiener Univerſität. Der Druck in Wien ſtieß auf Cenſurſchwierigkeiten, obwol Fauken die Erlaubniß erhalten hatte, das Schriftchen dem Kaiſer zu dediciren, und deshalb wurde es im Auslande gedruckt.) (*F. W. Theile.*)

FAUL (August Heinrich), geb. am 29. Auguſt 1718 zu Roſtock, ſtudirte zu Helmſtedt die Rechte und lebte dann als Advocat zu Schwerin. Seine Kenntniſſe und Talente erwarben ihm 1753 die Stelle eines Legationsſecretairs bei der herzogl. Regierung. Im J. 1763 ward er zum mecklenburg-ſchweriniſchen Kanzleirath ernannt. Den Charakter eines wirklichen Regierungsraths erhielt er ein Jahr vor ſeinem 1775 erfolgten Tode. Faul war Verfaſſer vieler anonymen Schriften, und nahm in jüngern Jahren thätigen Antheil an mehren Journalen. Von ihm ſind unter Anderem die Briefe über die Einrichtung des Schulweſens und des Unterrichts der Kinder und jungen Leute überhaupt [1]. Er ſchrieb außerdem einen Beitrag zur Berathſchlagung über die Handelsgrundſätze zur wahren Aufnahme der Länder. (Kosmopolis 1771.) Auch entwarf er den Plan zu dem ehemaligen Pädagogium zu Bützow. Er beſaß überhaupt vielſeitige Kenntniſſe und ſprach und ſchrieb mit großer Gewandtheit. In ſeinem Charakter als Menſch war er höchſt liebenswürdig [2]. (*Heinrich Döring.*)

Faulbaum, Faulbeerbaum, ſ. Rhamnus Frangula und Prunus Padus.

Faule Grete, ſ. Aethusa Cynapium.

Faulfieber, ſ. Fieber.

FAULFISCH (Peter). So wird hin und wieder ein Schulmann des 15. Jahrh. genannt, welcher mehr unter dem Namen Peter von Dresden (Petrus Dresdensis) bekannt iſt und zu den treueſten Bekennern der Huſſitiſchen Lehre gehört. Man weiß ſehr wenig von ſeiner Perſon und ſeinen Lebensumſtänden, und auch das Wenige iſt meiſtentheils unzuverläſſig. Der gelehrte Leipziger Jacob Thomaſius hat eine Monographie über ihn, Dissertat. de Petro Dresdensi (Lips. 1678. 4.), herausgegeben, die mit vielem Fleiß gearbeitet iſt, jedoch in mehren Punkten durch neuere Forſchungen berichtigt wird. Sein Taufname Peter iſt wol außer Zweifel; deſto ungewiſſer iſts, wie er weiter geheißen, wobei man auch nicht aus der Acht laſſen darf, daß Familiennamen damals noch nicht ſo allgemein üblich waren. Von dem Zunamen *Dresdensis* hat man den ſichern Beweis hernehmen wollen, daß er aus Dresden ſei gebürtig geweſen. Aber, nicht zu gedenken, daß ſich ſtatt Dresdensis hier und da auch Dresensis, Trecensis, Drasensis findet, was allenfalls als Schreib- oder Leſefehler gelten möchte, ſo wird von namhaften Schriftſtellern,

1) Nebſt einer hiſtoriſchen Betrachtung der Religion von Erſchaffung der Welt bis zum Anfange der chriſtlichen Kirche unter den Apoſteln. Mit einer Vorrede begleitet von A. J. D. Aepinus, ordentl. Profeſſor der Redekunſt zu Roſtock. (Roſtock und Wismar 1750.) 2) Vergl. Nugent's Reiſen durch Mecklenburg. 2. Bd. S. 216 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 286.

wie Äneas Sylvius, Herm. von der Hardt u. A., weit glaubwürdiger, Böhmen als ſein Vaterland und Tauſchkow ob der Miß, ein kleiner Ort unweit Prag, als ſein Geburtsort angegeben. Will man endlich den von Einigen ihm beigelegten Familiennamen Faulfiſch nicht gradezu für irrthümlich erklären, ſo wird man geneigt ſein, ihn für einen Verwandten ſeines Lehrers Hieronymus von Prag zu halten, der nach faſt allgemeiner Behauptung Faulfiſch ſoll geheißen haben, was indeſſen auch noch einigem Zweifel unterliegt.

Aus den wenigen, aber zum Theil einander ganz zuwiderlaufenden, Nachrichten von Peter's Leben und Wirken dürfte Folgendes am ſicherſten anzunehmen ſein. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche und geiſtige Bildung auf der prager Univerſität, vornehmlich durch den Unterricht der beiden hochgeachteten Männer Huß und Hieronymus, die er lieb gewann und deren Grundſätzen er eifrig zugethan war, wie denn unter den Namen ihrer wärmſten Freunde auch der ſeinige mit genannt wird. Nach vollendeten Studien trat er ſelbſt in das Lehramt zu Prag, wahrſcheinlich nicht als akademiſcher, ſondern als Schullehrer. Da er ſich aber, nachdem im J. 1409 jenes bekannte harte Schickſal über Prag ergangen war, nicht länger dort halten konnte, verließ er Stadt und Vaterland und wendete ſich nach dem benachbarten Sachſen. Hier arbeitete er an gelehrten Schulen, anfänglich in Dresden, dann in Chemnitz, ſpäter, und vielleicht am längſten, in Zwickau. Nach Tob. Schmidt's zwickauiſcher Chronik hat er das Rectorat, nach Thomaſii Bericht das Cantorat verwaltet. Beides konnte in jenen Zeiten wol füglich neben einander beſtehen; und daß er der Kunſt des Geſanges mächtig geweſen, iſt nicht zu bezweifeln. Wie lange ſein Aufenthalt in Sachſen gedauert, iſt ungewiß; nach der gewöhnlichen Angabe fünf Jahre, jedoch wahrſcheinlich etwas länger. Die von Einigen gehegte Meinung aber, daß er in Zwickau geſtorben ſei, iſt gewiß falſch, und mag vielleicht aus Misverſtändniß der Angabe entſtanden ſein, daß er daſelbſt zuletzt (in Sachſen nämlich) gelebt habe. Denn als nun die Huſſiten mit zerſtörender Gewalt in Sachſen eindrangen, war hier ſeines Bleibens nicht mehr, und er kehrte nach Prag zurück, ſetzte daſelbſt das Lehramt wieder fort, und ſoll es bis an ſein Ende geführt haben. Iſt dieſes, wie einſtimmig berichtet wird, im J. 1440 erfolgt, ſo läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß er höchſtens etwas über 50 Jahre alt geworden iſt. Beſtimmt läßt ſich aber ſein Alter nicht angeben, da man ſein Geburtsjahr nicht weiß.

Nicht ohne Bedeutung iſt ſein Name in der Geſchichte des chriſtlichen Cultus, und zwar in Bezug auf einige ihm zugeſchriebene, aus Latein und Teutſch zuſammengeſetzte, Weihnachtsgeſänge, von denen die drei: Puer natus in Bethlehem etc., Quem pastores laudavere etc. und In dulci jubilo etc., die bekannteſten ſind, und dieſer letzte als ein macaroniſches Lied, d. h. in welchem bei fortgehendem Inhalte beide Sprachen zeilenweiſe abwechſeln, ſich am auffallendſten vor den übrigen auszeichnet, in denen der Wechſel nur ſtrophenweiſe ſtattfindet, und die teutſche Strophe immer die Überſetzung der vorhergehenden lateiniſchen enthält. — Schon Luther machte in den beiden letzten der von ihm ſelbſt beſorgten Geſangbücher von dieſen lateiniſch-teutſchen Liedern Gebrauch, gleichzeitig auch die katholiſche Kirche; und es haben ſich in vielen, namentlich lutheriſchen, Geſangbüchern jene Lieder, doch meiſt mit Umwandlung des Lateiniſchen in Teutſch, bis in die neuern Zeiten erhalten. Dagegen hat bei der reformirten Kirche, ſowie bei der böhmiſch-mähriſchen Brüdergemeinde, dergleichen Geſang gleich vom Anfange an keinen Eingang gefunden. — Wie viel Antheil Peter an den ihm beigelegten Liedern haben mag, iſt mit Gewißheit durchaus nicht zu beſtimmen, da es an hinlänglichen Nachrichten darüber gänzlich fehlt. Auffallend bleibt es immer, daß jene Lieder ſammt und ſonders, nachdem ſie ſchon weit über hundert Jahre in öffentlichem Gebrauche waren, noch anonymiſch in den Geſangbüchern ſtehen, und erſt um die Mitte des 17. Jahrh. der Name Petrus Dresdensis ſich dabei findet, welcher aber von der Zeit an auch mehren Liedern beigeſetzt iſt, die ihm nicht angehören können, ſondern nachweislich theils frühern, theils ſpätern Urſprungs ſind. Hierbei iſt nicht zu überſehen, daß Zachar. Theobald, ein gelehrter Geiſtlicher in Böhmen, der 1627 ſtarb, in ſeiner Hiſtorie des Huſſitenkrieges die beiden Lieder: Puer natus in Bethlehem und In dulci jubilo, einem andern Freunde Huß's, M. Petrus de Mladonowicz, zuſchreibt; und es könnte gar wohl ſein, daß derſelbe wirklich Verfaſſer dieſer und ähnlicher Geſänge wäre, und Petrus Dresdensis dieſelben blos zum öffentlichen Gebrauche befördert, höchſtens hier und da etwas verändert hätte. — Eine früherhin von Vielen gehegte, oft nachgeſprochene und nachgeſchriebene Meinung ging dahin: Peter von Dresden ſei nicht nur Verfaſſer jener Weihnachtslieder und anderer aus Latein und Teutſch beſtehenden Geſänge, ſondern auch Erfinder der macaroniſchen Versart, und er habe, um dem Volke zu einem verſtändlichen Geſange behilflich zu ſein, dieſe ſeine Lieder bei dem öffentlichen Gottesdienſte eingeführt, wozu er auf ſein Geſuch die ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes erhalten habe, jedoch mit der Weiſung, die teutſche Sprache dabei nur abwechſelnd mit der lateiniſchen anzuwenden. Dies Alles erſcheint als völlig grundlos. Gedichte und Lieder, aus der lateiniſchen und der Landesſprache zuſammengeſetzt, namentlich auch in macaroniſcher Versart, gab es damals ſchon ſeit Jahrhunderten, wie die noch jetzt vorhandenen Sprachdenkmale zur Genüge beweiſen. Neues bei dem öffentlichen Gottesdienſte einzuführen, ſtand nicht einmal den niedern Geiſtlichen, geſchweige einem Schulmanne zu. Und an ein Geſuch bei dem Papſte war in dem vorliegenden Falle vollends gar nicht zu denken. Peter würde als Mitglied der Huſſitengemeinde ſich klüglichermaßen ſolches nicht haben beigehen laſſen; und jedenfalls würde er als Mitgenoſſe einer bei dem römiſchen Stuhle ſo übel angeſchriebenen Ketzerſekte die Erlaubniß nicht erhalten haben. Es bedurfte aber auch ſolcher Erlaubniß nicht. Wenn nur die Meſſe, als der weſentliche Theil des katholiſchen Cultus, unangefochten und unverletzt blieb; im Übrigen war mehr Freiheit verſtattet, wie denn damals

Digitized by Google

ſchon ſeit langer Zeit in verſchiedenen Ländern ſelbſt Kanzelvorträge in der Mutterſprache gehalten wurden.

Folgendes möchte wol die Sache ins rechte Licht ſtellen. Schon von frühen Zeiten her gab es in den chriſtlichen Gemeinden Schülerchöre, die ſowol vor den Häuſern und bei Proceſſionen, als auch in den kirchlichen Verſammlungen ſingen mußten. Die Verſammlungen waren aber beſonders zahlreich bei den Frühgottesdienſten am Weihnachtsfeſte, oder den ſogenannten Chriſtmetten, die ſich bekanntlich auch in der evangeliſchen Kirche noch bis in die neuern Zeiten erhielten. Nun hatte Peter bei ſeinem Schulamte auch die Direction eines Singechors. Er ließ alſo, mit Zuſtimmung der Geiſtlichkeit, die hier gedachten, gleichviel ob von ihm ſelbſt, oder von Andern verfaßten, Weihnachtsgeſänge, die in vielen der noch vorhandenen alten Geſangbücher ausdrücklich als „Chriſtmetten-Lieder" überſchrieben ſind, durch ſeine Choriſten in dem Frühgottesdienſte am Weihnachtsfeſte ſingen, allerdings wol in der guten Abſicht, daß das Volk, welchem Kirchengeſang in der Mutterſprache bisher noch fremd geweſen, an ſolchen möchte gewöhnt und allmälig zum Selbſtmitſingen teutſcher Lieder geneigt werden. Allem Vermuthen nach theilte er die Choriſten in zwei Chöre, ſodaß das eine die lateiniſchen, das andere die teutſchen Strophen oder Verszeilen ſingen mußte. Während des Chorgeſanges ſchwieg die Gemeinde; ihr aber wurden, entweder damals ſchon oder doch in der Folge, bekannte teutſche Lieder zum Selbſtſingen gegeben, und dieſe mit dem Chorgeſange Strophe um Strophe verbunden, ſodaß das Ganze einen Wechſelgeſang bildete, wie denn auch hiervon ſich Beiſpiele in alten Geſangbüchern finden. Auf dieſelbe Weiſe mag es auch bei den andern Feſten gehalten worden ſein, z. B. an Oſtern mit dem lateiniſchen Chorgeſange Surrexit Christus hodie, welcher ebenfalls, wiewol irrthümlich, unter dem Namen Peter's von Dresden vorkommt.

Denkt man ſich die Sache ſo, ſo wird man an den gedachten Liedern, in deren Inhalte die freilich zum Theil ſehr kraſſen Ideen mit Nachſicht beurtheilt werden müſſen, doch die Zweizüngigkeit des Ausdrucks, zumal in dem einen „In dulci jubilo," beiweitem nicht mehr ſo anſtößig finden, vielweniger beſpötteln, wie ſo oft geſchehen iſt; und Peter, möge er nun *Dresdensis* oder Faulfiſch heißen, wird unbeſtritten den Ruhm behalten, in einem finſtern Zeitalter zur Gründung des teutſchen Kirchengeſanges und Förderung eines vernünftigen Gottesdienſtes redlich das Seinige beigetragen zu haben.

(*Fulda.*)

FAULHABER (Johann), ein für ſeine Zeit ſehr geſchickter Mathematiker und Ingenieur, geb. den 5. Mai 1580 zu Ulm, wo er das Handwerk ſeines Vaters, eines Webers[1]), erlernte und eine Zeit lang ausübte, dabei aber eifrig ſtudirte und endlich Rechenmeiſter und Modiſt, d. h. Aufſeher über die Maße und Gewichte in ſeiner Vaterſtadt, wurde. Angeſteckt von dem Hange ſeines Zeitalters zur Schwärmerei und zum Myſticismus, verdarb er leider einen großen Theil ſeiner Zeit mit Roſenkreuzerei, Goldmacherei und Kabbala, und wurde wegen ſeiner Verbindungen mit dem Pſeudopropheten Noah Kolb im J. 1602 eine Zeit lang gefangen gehalten. Dieſe Strafe heilte ihn aber nicht ganz von ſeinen Thorheiten; denn noch im J. 1621 glaubte er „aus 1 Gran Gold in wenig Tagen 2 Gran in ebenderſelben Güte" machen und durch Kabbala die Erſcheinung von Kometen vorausſagen zu können. Seine wirklich ſchätzbaren Kenntniſſe in der Arithmetik und Geometrie und ſein unermüdlicher Fleiß[2]) erwarben ihm indeſſen einen bedeutenden Ruf im In- und Auslande, ſodaß Descartes, als er im J. 1620 als junger Officier durch Ulm kam, nicht verſäumte, ihn aufzuſuchen. Faulhaber ſoll, nach Montucla's Erzählung (Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 614), den jungen Descartes, welcher ein Problem, das unſerm Faulhaber ſehr ſchwierig ſchien, in kurzer Zeit zu löſen verſprach, Anfangs für einen ruhmredigen Fant gehalten und daher nicht wenig geſtaunt haben, als ihm Descartes Tags darauf wirklich die Auflöſung brachte. Beide Männer blieben ſeitdem in freundſchaftlicher Verbindung und rühmten einander. — Im J. 1618 erhielt Faulhaber von dem Landgrafen Philipp zu Heſſen die für jene Zeit anſehnliche Summe von 50 Gulden für Mittheilung ſeiner mathematiſchen und mechaniſchen Erfindungen und Geheimniſſe, mit Ausnahme derer, welche die Minirkunſt betrafen. Im J. 1619 wurde Faulhaber bei dem Feſtungsbaue zu Ulm zu Rathe gezogen, im J. 1622 bei dem Feſtungsbaue zu Baſel. Im J. 1625 verlangte ihn der Prinz von Oranien, 1629 der Fürſt und Cardinal von Ditrichſtein zu ſeinen Dienſten. Im Anfange des Jahres 1630 wurde Faulhaber nach Frankfurt gefodert, um die eingefallenen Bollwerke zu verbeſſern. Im J. 1632 wollte ihn der König von Schweden, bei welchem er auch eine Privataudienz hatte, in ſeine Dienſte nehmen. Die Feſtungswerke von Lauingen und von Memmingen wurden unter Faulhaber's Leitung abgeſteckt ꝛc. Faulhaber ſtarb im J. 1635 an der Peſt. Er hatte ſich

1) Die Familie Faulhaber lebte ſchon in der Mitte des 15. Jahrh. unter den Bürgern in Ulm. Hundert Jahre früher findet man ſie als ein edles Geſchlecht und als Lehensleute des Abtes zu Fulda zwiſchen den Jahren 1354—1461.

2) Faulhaber hatte erſt in reiferem Mannesalter Lateiniſch, Franzöſiſch und Italieniſch gelernt. Wie fleißig er immer fortſtudirte, zeigt ein Brief von ihm an Matthäus Beger, Tuchſcheerer in Reutlingen, worin er unterm 16. April 1617 ſchreibt: „Ich habe mich ſeithero bemühet, die aller fürnehmſten mathematiſchen Bücher teutſch zu bekommen, welche ich durch keine andern Mittel habe erlangen mögen, als daß ich mich eines ſehr mühſamen Werkes unterfangen, und ſolche Bücher, ſo gut ich gekonnt (und mir als einem, der die lateiniſche Sprach nie ſtudirt und erſt den Verſtand derſelben lernt), aus dem Latein in einfältig teutſch vertierret, daß ich jezo alſo bei der Hand habe, in teutſcher Sprach die Bücher Euclidis, Archimedis, Apollonii, Sereni, Theodosii, Regiomontani, Cardani u. A., die ich unterlaſſe zu nennen, welche mir von Herrn M. Michael Möſtlino, Prof. in Tübingen, ſind fürgeliehen worden; und habe jezt unter Handen noch zu vertieren die opticen Vitellionis, ſo mir Gott Gnad verleyhet, daß ich alſo vermeine, ich werde nunmehr an rechten guten mathematiſchen Grund und Fundament keinen Mangel haben, fürhin etwas darauf zu conſtruiren und bauen ꝛc." Auch aus dem Franzöſiſchen überſetzte Faulhaber Vieles.

Digitized by Google

im J. 1600 verheirathet und mit ſeiner Frau neun Kinder erzeugt. Mehre ſeiner Nachkommen haben ſich in der Arithmetik, Geometrie, Ingenieurkunſt, Phyſik ꝛc. rühmlich ausgezeichnet. Faulhaber's Werke ſind: 1) Arithmetiſcher, cubicoſſiſcher Luſtgarten, mit neuen Inventionibus gepflanzet ꝛc.; gedruckt zu Tübingen 1604. 4. (nachher mehrmals neu aufgelegt und erklärt). 2) Neu erfundener Gebrauch eines niederländiſchen Inſtruments zum Abmeſſen und Grundlegen, mit ſehr geſchwindem Vortheil zu prakticiren. (Augsburg 1610. 4. [nachher öfter aufgelegt, auch ins Lateiniſche überſetzt]). 3) Neue geometriſche und perſpectiviſche Inventiones etlicher ſonderbarer Inſtrumenten, mit Kupfern. (Frankfurt 1610. 4.) — Faulhaber's Kunſtkammer und Sammlung mathematiſcher Inſtrumente war zu ihrer Zeit ſehr berühmt. 4) Neue geometriſche und perſpectiviſche Inventiones zu Grundriſſen der Paſteyen und Veſtungen. (Frankfurt 1610. 4.) Mit Kupfern. Die letztgenannten drei Werke ſind auch ins Lateiniſche überſetzt von Joh. Remmelin. (Frankfurt 1610. 4.) 5) Neuer mathematiſcher Kunſtſpiegel. Darinnen fürnemlich dreyerley Stuck zu ſehen. Als erſtlich, ein gründtliche Verzeichnuß der wunderbarlichen Natur und Eigenſchaften etlicher Zahlen Danielis vnd der Offenbahrung St. Johannis. Zum andern, ein newerfundener gebrauch Daniel Specklins Inſtrument zu Abmeſſung der Höhe, Tieſe, Weite vnd Breyte, wie auch zum Planimetriſchen Grundlegen. Zum dritten, ein Kurzer doch klärlicher Bericht vonn einem ſechsſpitzigen Proportional-Zirkel, wozu derſelbig fruchtbarlich zu gebrauchen ſeye. Mit einem Kupſer. (Ulm 1612. 4.) — Auch dieſe Schriſt iſt ins Lateiniſche überſetzt. 6) Andeutung einer unerhörten Neuen Wunderkunſt, welche der Geiſt Gottes in etlichen prophetiſchen und biblischen Geheimniſſen, Zahlen bis auf die letzte Zeit hat wollen verſiegelt und verborgen halten. (Nürnberg 1613. 4.) Die lateiniſche Überſetzung heißt: Ansa inauditae et novae artis, quam Spiritus Dei arcanis aliquot propheticis et biblicis numeris ad ultima haec tempora obsignare et operire voluit. (Ulm 1613.) Dawider erſchien: Phantasma quae Joh. Faulhaber de ansa inauditae et admirabilis artis etc. et de Magia Arcana Coelesti etc. somniavit, explicata, discussa. (1614. 4.) 7) Himmliſche geheime Magia oder neue Cabaliſtiſche Kunſt- und Wunderrechnung von Gog und Magog. (Nürnberg 1613. 4.) Dieſe Schrift, die gleichfalls ins Lateiniſche überſetzt wurde, gab wieder Veranlaſſung zu Gegen- und Vertheidigungsſchriften. 8) Arithmetiſcher Wegweiſer (Ulm 1614. 8.), iſt oft neu aufgelegt, ſeit 1762 unter dem Titel: Arithmetiſcher Tauſendkünſtler, welcher alles Mögliche und Nöthige in der Rechenkunſt mit vielen Exempeln u. ſ. w. aufs Kürzeſte und Leichteſte erklärt. 9) Gemein offen Außſchreiben an alle Philosophos, Mathematicos, ſonderlich Arithmeticos vnnd Künſtler Europae. (Augspurg 1615.) 10) Herrn Joh. Faulhaber's Continuatio ſeiner neuen Wunderkünſten oder Arithmetiſchen Wunderwerken. Herausgegeben durch Conradum Holzhalbium, von Zürich. (1617. 4.) 11) Neue Invention einer Hauß- und Handmühle. (Nach Weyermann Ulm 1617. 4., nach Käſtner Augsburg 1616. 4.) 12) Solution, wie man die Friſten, welche ohne Intereſſe auff gewiſſe Ziel zu bezahlen verfallen, wenn mans auff einmal vorher mit Abzug eines gewiſſen per cento — anticipirt — Abrechnen ſoll. — (Ulm 1618. fol.) 13) Fama Syderea Nova. Gemein offentliches Außſchreiben des Ehrenveſten, Weitberühmten Vnd Sinnreichen Herrn Joh. Faulhaber's u. ſ. w. Anlangend den neuen und durch ein ſonderbare Invention lange zuvor prognosticirten Cometſtern, So den 6. Monatstag Decembr. des ablauffenden 1618. Jahrs, An alle Philosophos Mathematicos etc. Authoris manu propria Schriftlichen verfaſt und abgangen; Nun aber ꝛc. ꝛc. in offenen Truck publicirt durch M. Julium Gerhardinum Goldtbergen, Jenensem. (Nürnberg. 4.) (Die Dedication iſt vom December 1618 an David Verbez, ulmiſchen Stadtphyſikus.) 14) J. Faulhaber's Continuatio deß newen Mathematiſchen Kunſtſpiegel ꝛc. (Tüb. 1620. 4.), enthält ein Verzeichniß von 32 Inventionen ꝛc., welche in der folgenden Schrift wieder vorgetragen und mit zehn neuen vermehrt werden. 15) J. Faulhaber's — Zwey und viertzig Secreta etc. (Augspurg 1621. 4.) 16) Appendix Oder Anhang der Continuation des Newen Mathematiſchen Kunſtſpiegel ꝛc. (Augspurg 1621. 4.) Mit einem Kupfer. 17) J. Faulhaber's erſte teutſche Lection, ſo er in löbl. Fürſtenthum Würtemberg offentlich angeſchlagen vnd gehalten, welche begreiſt das Prognosticon von Gog und Magog. (Augspurg 1621.) 18) Miracula arithmetica zu der Continuation des Arithmetiſchen Wegweiſers, herausgegeben von David Verbez. (Augsb. 1622. 4. [neu aufgelegt 1631]). 19) Tariff vber das kurze vnd lange Brennholz — auß Befelch Eines Ehrſamen Raths der Stadt Vlm. (Vlm 1625.) 20) Weitere Continuation des privilegirten mathematiſchen Kunſtſpiegels. (Ulm 1626. 4.) 21) Geheime Kunſtkammer ꝛc. (Ulm 1628. 4.) 22) Ingenieurs-Schul, Erſter Theyl: Darinnen durch den Canonem Logarithmicum alle Planiſche Triangel zur Fortification, oder Architectura Militari, Optica, Geodaesia, Geometria etc. gar leichtlich vnd behänd zu ſolviren gelährt wird, darneben die Doctrina triangulorum sphaericorum zur Geographia, Gnomonica, Astronomia gehörig auch zu ſehen ꝛc. (Frankfurt a. M. 1630.) 170 S. mit 3 Kpft. 23) Appendix Oder Anhang des Erſten Theils der Ingenieur-Schul Joh. Faulhaber's ꝛc., darinnen das ganze Fundament vnd rechte grund der Logarithmorum, daraus ſie entſpringen vnd gemacht werden, kürzlich angedeutet und erleutert wird. Allen denen, ſo das eigendtliche Fundament der Kunſt zu wiſſen begehren, zu gefallen angehengt. 24) Canon Triangulorum logarithmicus, d. i. künſtliche logarithmiſche Tafeln der Sinuum, Tangentium vnd Secantium; Nach Adriani Vlacq's Calculation, Rechnung vnd Manier geſtellt. (Augsburg 1631.) 25) Zehntauſent Logarithmi der abſolut oder ledigen Zahlen von 1 bis 10000 ꝛc. (Augsb. 1631.) — Die drei letztgenannten Werke wurden bei der zweiten 1637 in 4. erſchienenen Ausgabe des erſten Theils der „Ingenieurs-Schul" in dieſe mit aufgenommen. 26) Academia Algebrae, darinnen die miraculoſiſchen Inven-

Digitized by Google

tiones zu den höchſten Coſſen weiters continuirt und perficirt werden ꝛc. (Augsburg 1631. 4.) 27) Vernünftiger Creaturen Weiſſagungen ꝛc. (Augsburg 1632.) 28) Ingenieurs-Schul, der andere Theil (von der Regular-Fortification ſammt den Außenwerken), der dritte Theil (Irregular-Fortification), der vierte Theil (Belagerung und Vertheidigung). (Ulm 1633. 4.) Die ganze Ingenieurs-Schul iſt nachher öfter wieder aufgelegt, z. B. Nürnberg 1634, 1637. — Von den übrigen zahlreichen Mitgliedern der Familie Faulhaber, welche ſich als Gelehrte beſonders um die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften verdient gemacht haben und größtentheils auch als Schriftſteller aufgetreten ſind, mögen hier nur noch folgende zwei erwähnt werden:

I. Christoph Ehrhardt Faulhaber, geb. zu Ulm den 10. Aug. 1708, ſtudirte in Jena und Wittenberg, und erhielt 1737 einen Ruf nach Ulm als Profeſſor der Mathematik. Zwei Jahre ſpäter wurde er Pfarrer und verwaltete nach einander verſchiedene geiſtliche Ämter, bis er den 16. Juli 1781 als Senior Ministerii und Ehrichter ſtarb. Er beſaß in der Phyſik, Mathematik und in den theologiſchen Wiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe und ſtiftete an den ulmiſchen Kirchen und Schulen viel Gutes. Seine Schriften ſind: 1) De effectu lentium simplicium tam extra oculum quam in oculo, Praes. *J. P. Hasio*. (Wittenb. 1735. 4.) 2) Duae ex Optica controversiae, Respond. *Jo. Matthaeo Faulhabero*, fratre praesidis. (Wittenb. 1735. 4.) 3) De incerta mutabilitate obliquitatis Eclipticae. (Ulmae 1740. 4.) 4) De mensura geometrica constante nondum detecta. (Ulmae 1744. 4.) 5) De motus perpetuitate in machinis impossibili. (Ulmae 1751. 4.) 6) Communionbuch, mit Kupfern. (Ulm 1754, nachher öfter aufgelegt.) 7) De virtute speculorum causticorum. (Ulmae 1755. 4.) 8) Sammlung von Meinungen großer Gelehrten vom Blutregen. (Ulm 1755.) 9) Dissert. ubi mechanica sessionis nostrae consideratio sistitur. (Ulmae 1760. 4.)

II. Elias Matthäus Faulhaber, geb. zu Ulm den 2. Sept. 1742, ſtudirte in Erlangen und Jena Theologie, Mathematik, Phyſik, Chemie, Phyſiologie, jus publicum und Geſchichte. Im J. 1766 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde dort 1767 Profeſſor der Mathematik. Zwei Jahre ſpäter wurde er Pfarrer und ſtarb nach rühmlicher Verwaltung mehrer Schul- und Kirchenämter im J. 1794 den 28. Mai. Er wird als ein tiefer Denker und als ein ſehr aufgeklärter, freiſinniger, dienſteifriger, wohlthätiger und frommer Mann gerühmt. Seine Schriften ſind: 1) De oppositis Mathematicorum quantis. (Ulmae 1768. 4.) 2) De attractione. (Ulmae 1779. 4.) 3) Recenſionen in Seiler's Gemeinnützigen Betrachtungen vom J. 1777 an. 4) Beſorgte er viele Jahre den ulmer Wappen- und Quartkalender.

Über dieſe und die übrigen Glieder der Faulhaber'ſchen Familie ſehe man Albr. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten, Künſtlern und andern merkwürdigen Perſonen aus Ulm. (Ulm 1798 und Fortſetzung Ulm 1829.) Über Johann Faulhaber's Werke ſ. Käſtner's Geſchichte der Mathematik. 3. Bd. S. 111—152. Über Elias Matthäus Faulhaber ſ. Schlichtegroll's Nekrolog 1796. S. 215—237. (*Gartz.*)

FAULHORN (das). In der Kette von Gebirgen, die in dem ſchweizeriſchen Canton Bern das Grindelwald von dem Thale des Brienzerſees ſcheidet, verdient beſonders das Faulhorn genannt zu werden. Früher kaum beachtet, hat es erſt im J. 1787 die Aufmerkſamkeit der Alpenwanderer auf ſich gezogen[1]), und noch im J. 1809 galt die Beſteigung ſeines Gipfels für eine, wenngleich völlig gefahrloſe, Reiſe[2]). Seit 1832, wo ein geräumiger Gaſthof von drei Stockwerken unweit der Spitze dazu einladet[3]), gehört es zu den beſuchteſten Bergen in der Schweiz; zumal die Marſchzeit von Grindelwald aus nur auf 4½ Stunden berechnet wird. Das Faulhorn hat die Geſtalt eines halb von Oben nach der Grundfläche entzweigeſchnittenen Kegels, der ſeine ſenkrechten tiefen Abſtürze gegen Norden hin ausſtreckt. Sein ſüdlicher Abhang iſt auf dem Gipfel nicht nur, wie es in Höpfner's Magazin a. a. O. geſagt wird, mit etwas Gras bewachſen, ſondern auch, wie König a. a. O. erinnert, mit „Vergißnichtmeinchen"[4]) geziert und von Mäuſen durchfreſſen. Dieſer Gipfel erhebt ſich 8020 Fuß über die Meeresfläche[5]) und gewährt eine weit ausgedehntere Ausſicht, als der freilich an 2500 Fuß niedrigere Rigiculm. Dieſe Fernſicht iſt, wie es in der Beſchreibung des Grindelwaldthales (Höpfner a. a. O. S. 25) mit Recht behauptet wird, mehr ausgebreitet, als ſchön, und für das Auge wirklich ermüdend; denn ſie umfaßt den größten Theil der nördlichen und nordweſtlichen Schweiz mit ihren Seen, Flüſſen, Bergen und Thälern, die Alpenkette vom Montblanc bis nach Tyrol, und findet ihre Grenzen nur am Jura, in den Vogeſen und in den Bergen des Schwarzwaldes und Lothringens. In den Felſenklüften des Faulhorns horſten oft Lämmergeier und gewöhnliche Adler, ſowie es auch noch den Gemſen zum Aufenthaltsorte und zur Weide dient. Wer ohne

1) Verſuch einer Beſchreibung des Grindelwaldthales in Albrecht Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. (Zürich 1787.) 1. Bd. S. 25. Die Lage des Faulhorns iſt in dem Meyer'ſchen Atlas der Schweiz, Blatt 10, ſehr kenntlich angegeben, 46° 40′ 34″ der Breite und 5° 39′ 32″ der Länge. 2) Reiſe nach dem Faulhorn, den 10. Aug. 1809, in den Reiſen in die Alpen von F. N. König. (Bern 1814.) S. 56—59. 3) In ſeinen „claſſiſchen Stellen der Schweiz" (Karlsruhe u. Leipzig 1836.) nennt Zſchokke wol etwas dichteriſch dieſes Gaſthaus die höchſte aller menſchlichen Wohnungen unſeres Welttheils. 4) Myosotis perennis et alpestris und Myosotis nana *de Candolle*. 5) Nach J. G. Tralles, Beſtimmung der Höhen der bekannteren Berge des Canton Bern. (Bern 1790.) S. 155 und Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1819. (Zürich.) S. 50. — 8312 Fuß über dem Meere nach dem Ingenieur Frey aus Knonau. ſ. Marcus Lutz, Wegweiſer durch die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. (Aarau 1822.) S. 113. Glutz-Blotzheim, Handbuch für Reiſende in der Schweiz. Fünfte Auflage. (Zürich 1837.) S. 237. Beitzke, Die Alpen. (Colberg 1843.) S. 138. — 8140 Fuß über dem Meere. Wörl, Karte der Schweiz. Golbery, Geſchichte und Beſchreibung der Schweiz. Aus dem Franzöſiſchen. (Stuttgart 1840.) S. 515. — 6240 Pieds de France au-dessus du Lac de Thoune. Wyß, Handatlas a. a. O. Nr. 1.

Digitized by Google

den Berg zu beſteigen, der auch den Geologen manches Intereſſante darbietet, ſich einen anſchaulichen Begriff von ſeinen nächſten Umgebungen und von dem Umfange der in der That außerordentlichen Fernſicht, der einzelnen ſichtbaren Berghöhen, ihrer gegenſeitigen Lage u. ſ. w. machen will, den verweiſen wir auf nachſtehende Darſtellungen: 1) Karte von Grindelwald, gezeichnet von Kuhnle, geſtochen von Claus in Zug, in Albrecht Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. (Zürich 1787.) 1. Bd. 2) Vue des montagnes les plus élevées de la Suisse, dessinée sur le Faulhorn par *Weiss*. 3) Ausſicht vom Faulhorn ins höchſte Gebirge des berner Oberlandes in Joh. Rud. Wyß, Handatlas für Reiſende in das berner Oberland. (Bern 1816. Nr. 9 und S. 71 des Textes. Dieſe Ausſicht iſt vom Kunſtmaler Stähli gezeichnet. 4) Das Faulhorn im Grindelwald von J. J. Schweizer, Pfarrer. (Bern 1833.) Eine recht gute Monographie mit einem Panorama von Schmid, und endlich 5) Gebirgspanorama vom Faulhorn in der achten von G. von Eſcher bearbeiteten Auflage der Ebel'ſchen Anleitung, die Schweiz zu bereiſen. (Zürich 1843.) (Graf *Henckel von Donnersmarck*.)

FAULQUEMONT, FAUQUEMONT, FALKENBERG, eine alte Herrſchaft oder Marquiſat im Herzogthume Lothringen, an der Nied, gehörte früher zum Bisthume Metz und kam dann an die lothringiſchen Herzoge. Nach der neuen, 1751 getroffenen, Eintheilung gehörte Faulquemont zum Amte Borlay. Jetzt liegt es im Bezirke Metz des Departements Moſel und hat etwa 1900 Einwohner in 160 Häuſern. Dabei der Blaubrunnen, eine Quelle mit bläulichem Waſſer. (*Daniel*.)

Faulthier, ſ. Bradypus.

FAUNA, als bildlicher Ausdruck für den Inbegriff der Thiere und ihrer Geſchichte. Hier macht Fauna als Thiergeſchichte den Gegenſatz zur Flora, der Pflanzengeſchichte, und zur Mineralogie, für welche kein bildlicher Ausdruck gebraucht iſt, und die daher im proſaiſchen Ausdrucke daneben geſetzt wird. Ob der Ausdruck Fauna für Aufzählung der Thiere oder rückſichtlich für Thiergeſchichte paſſend iſt, zu unterſuchen, würde zu ſpät ſein, da der Gebrauch deſſelben ſo beliebt worden iſt, und wie hätte dieſes anders ſein können, da ein ſo mächtiger Vorgänger vorleuchtete, wie Linné mit ſeiner Fauna Suecica [1]). Der Ausdruck Fauna für Thiergeſchichte wird beſonders dann gebraucht, wenn von der eines beſtimmten Landes die Rede iſt. So haben wir von Carlo Luciano Bonaparte, Prinzen von Muſignano, Iconografia della Fauna italica [2]). Roſſi (Peter), Arzt zu Piſa, Fauna Etrusca, sistens Insecta, quae in provinciis, Florentina et Pisana praesertim collegit *Petrus Rossius* [3]) etc. Scopoli (Joh. Anton), Profeſſor der Chemie und Botanik zu Pavia, Deliciae Florae et Faunae Insubriae. (4 Bde. Pavia 1786—1788.) Zu Scopoli's Entomologia carniolica (1. Bd. Wien 1763.) bemerkt Cuvier (Das Thierreich, überſetzt von Voigt. 6. Bd. [Leipzig 1843.] S. 559): „Er hat auch Supplementtafeln zu ſeiner Fauna carniolica herausgegeben, die aber wenig bekannt ſind." In Beziehung auf Teutſchland nennen wir: Duftſcheid (Kaspar), Profeſſor in Linz, Fauna Austriae [4]); Schrank (Franz von Paula), Profeſſor zu Ingolſtadt, Fauna Boica [5]); Panzer (Georg Wolfgang Franz), Arzt zu Nürnberg, Faunae Insectorum Germaniae initia, oder Teutſchlands Inſekten [6]); Heer (Oswald), Profeſſor zu Zürich, Fauna Coleopterorum Helvetica (1. Bd. Zürich 1842.); Sturm (Jacob), Maler zu Nürnberg, Teutſchlands Fauna, mit Abbildungen, Nürnberg 1807 fg., deren zahlreichen Hefte ſich über Vögel, Amphibien, Käfer und Conchylien verbreiten; bis 1844 geht dieſe Fauna in der V. Abtheilung. Inſekten bis zum 15. Bändchen. Käfer mit 16 illuminirten Kupfertafeln (Nürnberg 1844); Fürnrohr (A. E.), Profeſſor der Naturgeſchichte am Lyceum zu Regensburg, Naturhiſtoriſche Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forſter, Herrich-Schäffer, Koch, v. Schmöger und v. Voith bearbeitet u. ſ. w. 3. Bd., die Fauna von Regensburg enthaltend. Auch unter dem Titel: Fauna Ratisbonensis, oder Überſicht der in der Gegend um Regensburg einheimiſchen Thiere. Von K. L. Koch, Kreisforſtrath, Dr. A. Herrich-Schäffer, Kreis- und Stadtgerichtsarzt, und F. Forſter, Patrimonialrichter (Regensburg 1840.); ferner Fauna von Thüringen und den angrenzenden Provinzen. I. Säugethiere. Herausgegeben von Dr. Karl Koch, Profeſſor an der Univerſität zu Jena, und die nach der Natur gefertigten Originalzeichnungen von Dr. Ernſt Schenk, akademiſchem Zeichnenlehrer zu Jena [7]). IV. Schmetterlinge, herausgegeben von Dr. Theodor Thon, Profeſſor zu Jena, und die nach der Natur gefertigten Originalzeichnungen von Dr. Ernſt Schenk, fortgeſetzt von Joh. Wilh. Krauſe, Pfarrer in Taupadel, und die Originalzeichnungen von Schenk [8]). In Beziehung auf andere Länder Europa's: *Linnaei* Entomologia Faunae Suecicae, descriptionibus aucta, curante et augente *C. de Villers* (4 Bde. Leyden 1789.), mit Abbildungen; Villers hat die Beſchreibungen mehrer Inſekten der ſüdlichen franzöſiſchen Departemente hinzugefügt; Paykull (Guſtav), Rath des Königs in Schweden, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Fauna Suecica (Insecta) [9]); Walckenaer (Karl Athanaſius), Mitglied der Akademie der Inſchriften, Faune parisienne [10]), und Aranéides

1) 1. Bd. Stockholm 1746; zweite vermehrte Ausgabe, ebendaſelbſt 1761; dritte Ausgabe von Andr. J. Retz (Leipzig 1800.), blos die Wirbelthiere begreifend. 2) Rom ſeit 1833 bis jetzt bereits über 29 Hefte. 3) 2 Bde. Livorno 1790, mit colorirten Tafeln; iterum edita et annotationibus perpetuis aucta, von Helwig (1. Bd. Helmſtädt 1755.) und fortgeſetzt von Illiger. (2. Bd. 1807.)

4) Der 1. Bd. 1805 und der 2. Bd. 1812 zu Linz und Leipzig. 5) 6 Bde. (Nürnberg u. Ingolſtadt 1798.) 6) 109 Hefte (Nürnb. 1796 fg.), jedes aus 24 illuminirten Kupfertafeln mit Text beſtehend; vom 110. Hefte bis jetzt zum 180. fortgeſetzt von Herrich-Schäffer. 7) 1. Heft. Mit vier colorirten Kupfertafeln. (Jena 1841.) 8) Heft 1 — 8. Mit colorirten Kupfertafeln. 1838 fg. Die erſten Hefte zu Leipzig, die folgenden zu Jena. 9) 3 Bde. (Upſala 1800.), nur die Käfer enthaltend. 10) 2 Bde. (Paris 1802.)

Digitized by Google

de la France, ein Theil des unter dem Titel: Faune française publiée par MM. *de Blainville*, *Desmaret*, *Viellot* etc. erſchienenen Werkes; Rambur (M. P.), franzöſiſcher Naturforſcher, der Corſica und Spanien bereiſte, Faune entomologique de l'Andalousie [11]); Zetterſtädt (Joh. Wilh.), ſchwediſcher Naturforſcher, Fauna Insectorum Lapponica [12]). In Beziehung auf Europa überhaupt: Göze (Joh. Aug.), Prediger zu Quedlinburg, Europäiſche Fauna, oder Naturgeſchichte der europäiſchen Thiere. 3 Bde., vom 4. bis zum 9. Bde. fortgeſetzt von J. A. Donndorf. (Halle 1791—1803.) *Augusti Ahrensii* [13]) Fauna insectorum Europae [14]). Im Betreff der außereuropäiſchen Länder bemerken wir: Fabricius (Otto), Pfarrer in Grönland [15]), Fauna Groenlandica [16]); Harlan (Richard), Profeſſor zu Philadelphia, Fauna Boreali-Americana [17]); Schreiber's (Karl von), Directors des kaiſerl. Naturaliencabinets in Wien, Collectanea ad Faunam Brasiliae, Ornithologia [18]); Mikan (Johann Chriſtian), Profeſſor emeritus zu Prag, Delectus Florae et Faunae Brasiliensis [19]); Rüppell (Eduard), Neue Wirbelthiere zur Fauna von Abyſſinien [20]); Siebold (Ph. Fr.), Fauna Japonica, seu descriptio animalium, quae in itinere 1823—1830 collegit etc. Mammalia elaborantibus *C. J. Temminck* et *H. Schlegel* [21]). Pisces, elaborantibus iisdem [22]): *Eichwald* (Eduardus, phil. med. et chir. Dr. etc.), Fauna Caspio-Caucasia nonnullis observationibus novis illustravit [23]). Außer dem, daß zu Fauna gewöhnlich das Land geſetzt wird, wird Fauna in einzelnen Fällen auch ohne dieſe Bezeichnung gebraucht. Für Fauna wird auch ihr Gatte Faunus in Gebrauch genommen. So Faunus, Zeitſchrift für Zoologie und vergleichende Anatomie; herausgegeben von Dr. Johannes Giſtl [24]). (*Ferdinand Wachter.*)

Fauna. ſ. Fatua.

FAUNALIA, ein Feſt, das in Rom den 13. Febr. (*Ovid.* Fast. II, 193), auf dem Lande den 5. Dec. dem Faunus zu Ehren gefeiert wurde. In Rom opferte man dem Gotte eine junge Ziege, etwas Weihrauch und Wein. Die Landleute aber verſammelten ſich in Wäldern und auf Wieſen, und opferten auf dem Altar des Faunus ein Böckchen, goſſen ihm zu Ehren Wein aus und ließen den Pflugſtier raſten. Übrigens überließ man ſich bei dem Feſte dem Tanze und andern Vergnügungen. Horaz (Od. III. 18. 9 sq.) ſingt davon:

Faunus, der du fliehenden Nymphen nacheilſt,
Wenn du meine Grenzen und ſonnenhelle
Trift berührſt, ſo gehe der jungen Brut nicht
　　Zornig vorüber.

Dafür ſoll dir jährlich ein Böcklein bluten,
Und dem Venusbübchen kein voller Becher
Fehlen, und mein Raſenaltar von Wolken
　　Weihrauchs dir dampfen.

Alles Vieh, ſobald die Decembernonen
Wiederkehren, ſpringt auf begraſtem Anger;
Auf den Feldern feiert das Dorf, und müßig
　　Weidet der Pflugſtier.

Selbſt der Wolf irrt unter den dreiſten Lämmern,
Und der Buchwald ſtreuet dir Laub zum Lager;
Und der Winzer ſtampft mit vergnügtem Fuße
　　Drei Mal den Boden.

(*Richter.*)

FAUNI (alte Geographie), ein Volk, das man in den unbekannten aſiatiſchen Norden ſetzte. Nach Strabo [1]) wurde die Macht der Befehlshaber in den griechiſchen Beſitzungen längs des Indusſtromes auf kurze Zeit ſo mächtig, daß einige ihre Herrſchaft durch das Land der Sakae bis an die Grenzen der Serer und Faunen (*Σύρων καὶ Φαύνων*) ausdehnten, welches keinem der vorhergehenden Eroberer geglückt war. Daß für *Σύρων Σήρων* geleſen werden müſſe, darüber iſt kein Streit. Nach Mannert [2]) hießen die Fauni vielleicht *Φρουροι* nach einer Stelle des *Dionys. Perieg.* v. 752, oder vielmehr *Φρῦνοι*, nach der Erklärung des Euſtathius. Nach unſerer Meinung haben die Fenni (die Finnen) zur Bildung des Namens des Volkes Fauni die Veranlaſſung gegeben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der große Stamm der Finnen erſt dem Tacitus [3]) ſollte bekannt geworden ſein. Aber bevor ihn die Römer durch die Germanen näher kennen lernten, und man nichts mehr von ihnen wußte, als den Namen, machten die fabelliebenden Griechen Faunen daraus. Da man nach Herodot die Geißfüßler dahin ſtellte, wohin man nichts wußte, ſo konnte es nicht anders kommen, als daß man auch den Faunen einen Platz in dem aſiatiſchen Norden anwies, wiewol ſie eigentlich dem europäiſchen Norden angehören. Doch wollen wir ſie auch von dem aſiatiſchen Norden nicht ausſchließen. Ja! Aſien mag ihre Urheimath ſein, und um ſo leichter konnten die aus den Fennen (Fennis) gebildeten Faunen im aſiatiſchen Norden Wohnſitze erhalten. (*Ferdinand Wachter.*)

Fauni. ſ. Faunus.

FAUNUS, eine alte ländliche Gottheit der Lateiner, nach Virgil (Aen. VII, 45) ein Sohn des Picus, nach Dionyſius (A. R. I, 31 und *Appian*. Fragm. 1, 1) des Mars, nach Plutarch aber (Parall. min. 35) des Hermes. Nach dem Tode des Vaters Picus regierte er über die Aboriginer und hatte den mit der Nymphe Marica erzeugten Latinus zum Nachfolger. In dieſen Angaben iſt er alſo ein alter König, aber man betrachtete ihn auch als einen Gott und zwar als einen weiſſagenden. In einem heiligen Haine hatte er ein berühmtes Orakel, das den Umwohnern, wenn ſie in Noth waren, Antworten ertheilte. Der Hain lag unweit weſtlich von Tibur. In

11) Paris 1838. 12) 1. Bd. (Hamm 1828.) 13) Früher Schauſpieler, dann Entomolog. 14) Heft 1—12, ſpäter in Verbindung mit Germar bis Heft 20. 15) Hierauf in Norwegen und Dänemark. 16) 1. Bd. (Kopenhagen und Leipzig 1790.) 17) 1. Bd. (Philadelphia 1825.), enthält die Naturgeſchichte der Säugethiere von Nordamerika. 18) Heft 1. 1833, mit Taf. 19) Wien 1820. 20) 17 Hefte, Frankfurt a. M., wo Rüppell auch wohnt, 1835—1840, mit Abbild. 21) II. Dec. (Leyden 1833 und 1843.) 22) V. Dec. (Leyden 1844.) 23) Mit 40 lithographirten Abbildungen. (Petersburg 1842.) 24) 1. und 2. Bd. (1. Folge.) München 1834. 1835. Neue Folge 1. Bd. (3 Hefte) ebendaſelbſt 1837.

1) Lib. XI. p. 516. 2) Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 473. 474. 3) über die Fenni ſ. *Tacitus*, Germ. 46.

Digitized by Google

demſelben floß die Geſundheitsquelle Albunea (jetzt Aqua zolfa oder Solfatara di Tivoli genannt) und darum war dieſer Hain der Nymphe Albunea gewidmet. Auf dieſe Lage ſcheint nicht zu paſſen, wenn Virgil, als er den Latinus das Orakel des Vaters befragen läßt, ſich ſo ausdrückt:

> Aber der König erſchrak ob der Schau und zu Faunus Orakel
> Geht er und forſcht in den Hainen des Schickſal redenden Vaters
> An der Albunea Schlund, die groß vor den Nymphen der Wälder
> Rauſcht mit heiligem Quell und dumpf mephitiſchen Dunſt haucht.

Dies paßt nicht auf die Waſſerſtröme von Tivoli, die rein und geruchlos ſind und von Schwefeldunſt keine Spur zeigen. Bonſtetten (Reiſe in die claſſ. Geg. Roms I, 315 fg.) erklärt ſich daher ſo darüber: Virgil ſcheint durch Albunea mehr einen Wald als eine Quelle zu bezeichnen. Setzt man mit Servius die Albunea in die große Ebene zwiſchen Tivoli und Rom, ſo findet man zwar ſchwefelartige Gewäſſer, aber ſie fließen geräuſchlos und ohne Abfall, in einer vollkommnen Ebene, eine Meile von jeder Anhöhe, jedem Felſen entfernt, und Virgil konnte ſich ſo nicht ausdrücken. Überdies wäre das Familienorakel des Latinus in einem ganz fremden Gebiete geweſen, faſt 40 Miglien von Laurentum. Bonſtetten vermuthet daher, die Albunea Virgil's ſei die jetzige aqua solforata d'Altiere, deren milchichtes Waſſer viel Schwefelſäure entbindet, einen ſehr ſcharfen und herben Geſchmack hat, und zwiſchen Laurentum und Alba, ſüdlich von Rom, alſo mit der Albunea von Tivoli grade in entgegengeſetzter Richtung ſich befindet. Hier ſtimmt die Natur noch mit Virgil überein, denn der Schwefelgeruch kommt nicht blos aus dem Baſſin oder der Höhle, ſondern auch von dem umliegenden Boden, der früher mit Wald bewachſen geweſen ſein mag. Wenn man Virgil mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo wird man finden, daß er unter Albunea einen geweiheten Hain von großer Ausdehnung unter einem Felſen dieſes Namens verſteht. Das Orakel ſelbſt war ein Wald, der Hain des Faunus, hinter dem Palaſte des Picus. Bei Tibur gab es aber allerdings eine Quelle Albunea, d. h. wie der Name ſagt, eine Quelle mit weißem, milchichtem Waſſer. — Nach Ovid (Fast. 4, 648) befragte auch Numa das Orakel. Er beginnt die Ceremonie mit dem Opfer von zwei Schafen, das eine für Äneas, das andere für den Gott des Schlafs. Die Stirn mit Buchenzweigen bekränzt, legt er ſich auf das Fell der Opferthiere, nachdem er ſein langhaariges, von der Scheere nie berührtes Haupt zweimal in der heiligen Quelle gewaſchen hatte. Er hatte ſich jeder Liebesgemeinſchaft enthalten, nichts Lebendiges geſpeiſt und jeden Ring von ſeinen Fingern genommen. Mit einem gelben Gewande bekleidet, ſprach er vor Schlafengehen ſorgfältig die Worte, die nur an den Gott Faunus gerichtet wurden. Kaum war er eingeſchlafen, ſo erſchien ihm der Gott an ſeiner rechten Seite und drückte mit ſeinem ſchweren Fuße auf das Schaffell, auf welchem Numa ſchlief. Die Antwort ertheilte das Orakel in einer rauhen Versart, welche man die Saturniſche nannte, wahrſcheinlich, weil in ihr Saturnus ſeine Geſetz- und Denkſprüche ertheilt hatte. *Varro* l. l. VI, 3. Origo Romana ex auct. Rom. Q. Fabio Pictore L. Egnatio Veratio etc. collecta in *Sylb.* ed. *Dionys.* p. 137; *Hermann* de metr. Graecor. — Des Faunus Gemahlin hieß Fauna, Fatua, die Sprechende, Schickſal Verkündende, von fari, reden (*Justin* 43, 1. *Heyne* exc. ad Aen. VII, 3. p. 156 sq.) Auch eine Tochter, Fauna, ſoll der Gott gehabt haben. Beide waren in Rückſicht der Keuſchheit das Gegentheil des Gottes und werden mit der Bona dea identificirt. Von der Gemahlin wird erzählt: Sie habe einſt im Genuſſe des Weins ausgeſchweift und ſei deswegen vom Gatten mit einem Myrtenſtrauche ſcharf gezüchtigt worden. Deshalb durfte man bei dem Feſte der Bona Dea nicht einmal den Namen Wein ausſprechen, und obgleich das Haus der Feier mit Weinranken verziert war, ſo wurde doch der Wein, den man in einem zugedeckten Gefäße vor die Göttin hinſtellte, nicht Wein, ſondern Milch genannt. Macrobius erzählt daſſelbe von der Tochter, aber mit Veränderung. Der Vater habe ſie mit einem Myrtenſtabe gezüchtigt, weil ſie nach dem Weingenuſſe ſich ſeiner Liebesgier nicht habe fügen wollen; nur in eine Schlange verwandelt habe er ſeinen Zweck erreicht. Deswegen dürfe in ihrem Tempel kein Myrtenſtab ſein; über ihrem Haupte breiten ſich Weinranken aus, durch deren Frucht der Vater ſie habe bethören wollen; Wein müſſe in ihrem Tempel Milch heißen und Schlangen erſcheinen darin weder ſchreckend noch fürchtend. Man vergleiche Bona Dea. — Auch nach ſeinem Tode weiſſagte noch Faunus. Denn vor einem nahen Treffen zwiſchen den Römern und Etruskern wegen Wiedereinſetzung der Tarquinier erſchallte ſeine Stimme ins römiſche Lager, ſprach Muth ein und verhieß den Sieg. Deswegen weihete ihm im J. R. 245 Domitius Ahenobarbus auf der Tiberinſel eine Kapelle (*Liv.* XXXIII, 42) und er erhielt eigene Prieſter, die Luperken.

Als die griechiſche Religion in Italien eindrang (Evander kam zur Zeit des Faunus nach Italien und brachte die Verehrung des Arkadiſchen Pan mit), erklärte man ihn für den Lykäiſchen Pan oder Luperkus, weil Pan ebenſo wol als Faunus die Heerden liebte, und die mit der Fauna erzeugten Faunen, deren Stimme oft aus den Wäldern ſchallte und in Schlachten das paniſche Schrecken erregte, für die Panen der Griechen. Hierbei bemerkt Visconti (Mus. Pio-Clem. III, 54, 6), daß der Name Faunen von dem Griechiſchen: Panen wol nicht verſchieden ſein möchte, obgleich nach Varro (B. 6.) die Faunen davon den Namen haben, weil ſie in Waldgegenden ihre Anweſenheit durch Stimmen (fando) verkündigten. Zu bemerken iſt, daß Horaz, der für den feinern, der Umdeutungen kundigen Römer ſchrieb, den Gott Pan immer Faunus nennt, wogegen Virgil in ſeinen Hirtengedichten immer den Namen Pan gebraucht, weil ſeine Hirten als griechiſche Abkömmlinge des einheimiſchen Namens Pan gewohnt waren. Nur in der einen (ſechsten) Idylle, die einen höheren Ton hat, nennt er Faunen ſtatt Pane. Dieſe Faunen dachte man ſich nun, wie die griechiſchen Pane, als krummnaſige Waldgötter mit Hörnern, Schwänzen und Bocksfüßen, und ſchrieb ihnen, wie jenen, die Erregung plötzlicher Schrecken und unvermuthete Erſcheinungen zu. Man ſuchte ſie daher durch Opfer zu verſöhnen, um zu bewirken, daß man

Digitized by Google

nicht etwa einen Faun zu Geſichte bekommen möchte, was nie ungeſtraft geſchehen konnte. Deſto lebhafter wußte aber die Phantaſie ihre Geſtalt auszumalen und es gab eine eigene Krankheit, welche Träume verurſachte, in denen man ſich von Faunen gequält glaubte, vielleicht derſelbe Zuſtand, den wir Alpdrücken nennen. Durch Opfer und Gebete ſuchte man auch die Faunen zu bewegen, daß ſie den Kindern nicht ſchadeten und durch fürchterliche Erſcheinungen aus dem Schlafe erweckten. Übrigens waren die Faunen auch wohlthätige Feldgottheiten, und darum ruft Virgil (Georg. I, 10) ihren Schutz an. Faunus ſelbſt ward als Schützer und Mehrer der Heerden gedacht. — Gewiß, wie Mitſcherlich zu Horaz (l. c.) bemerkt, lag dem Begriffe des Faunus eine phyſiſche Idee zum Grunde. Sowol die roheren als edleren ländlichen Gottheiten des Alterthums waren Symbole der erzeugenden Kraft. Dies knüpften die Dichter an menſchliche Liebesverhältniſſe, die bald eine ſchlüpfrige Natur offenbarten; ſo wurden denn die Faunen Symbole der ſinnlichen, immer nach Genuß ſtrebenden Liebe. Darum flohen denn die Nymphen das reizbare Geſchlecht und Mädchen ſcheueten die Wälder, wo ſie ſolche böſe Laurer fürchteten. Doch bisweilen findet man auch Nymphen und Faunen in gutem Einverſtändniſſe. Da Pan die Syrinx ſpielte, ſo fehlte dieſe vielleicht auch den Faunen nicht und darum kommen ſie wol bisweilen in Geſellſchaft der Muſen vor. Bacchus war wahrſcheinlich der Vermittler, denn Horaz (Epist. I, 19, 5) ſagt, Liber zähle die Dichter, wofern ſie nicht nüchterne ſeien, ſeinen Satyrn und Faunen zu. Faunen aber kommen zum Bacchus durch ihre Ähnlichkeit mit den Satyrn und den Panen. — Über die Unterſchiede zwiſchen Panen, Satyrn und Faunen erklärt ſich Heine in den Antiquar. Auff. 2. Bd. S. 53 ſo: Die Satyren der Griechen ſind eines doppelten Weſens. Einmal Waldgötter. Ein ſolcher kommt zur Danaide Amymone; einen noch früheren erlegt Argos Panoptes, und Jupiter verführt die Antiope in Geſtalt eines Satyrs. Dann bildete ſich die Idee weiter aus durch pantomimiſche Darſtellungen der ehemaligen Wildheit der Menſchen in den Bachiſchen Aufzügen. Die Wilden bedeckten ſich mit einem über den Kopf gezogenen Ziegenfelle, daher denn der Geisſchwanz, die ſpitzen Ohren und die etwas geplätſchte Naſe der Satyrn. Dem Erzieher des Bacchus, Silenus, gab man dieſelbe Geſtalt, nur ſtellte man ihn alt vor. Man nannte daher alte Satyrn Silene, obgleich immer ein erſter Silen, eben jener Erzieher des Gottes, als Anführer der übrigen bleibt. Bei Homer kommt von dem Allen nichts vor. In einem Fragmente des Heſiodus bei Strabo X, p. 723 werden Satyri als Waldgottheiten unter den Nymphen aufgeführt und die Hymne an die Venus V. 263 gedenkt der Silenen. Künſtler bildeten nun Silenen und Satyrn ſehr häufig, um die bäuriſche Natur in ihren verſchiedenen Nüancen darzuſtellen. Berühmt iſt der Satyr des Prariteles unter dem Namen Periboëtus (der Berühmte), von dem Rom noch viele Copien aufbewahrt. Ein anderer berühmter Satyr war das Gemälde des Protogenes, Anapauomenos (der Ruhende) genannt. Ebenſo oft bildete man auch alte Satyrn oder Silene. Die Pane hatten urſprünglich mit den Bachiſchen Aufzügen nichts gemein. Als Hirtengott und Heerdenſchützer hatte Pan eine viel rauhere thieriſche Natur, Hörner, ſtarke Ohren, ſtraubigen Bart, krumme Naſe und eigentliche Ziegenfüße. Dieſer urſprüngliche Ausdruck des Wilden und Rohen mochte ſpäterhin Veranlaſſung geben, daß auch Pansgeſtalten in die Bachiſchen Aufzüge und dramatiſchen Chöre eingeführt wurden. Man nannte nun Figuren ohne Ziegenfüße Satyrn, und wenn ſie noch ſehr jung waren, Satyriſci, andere mit Ziegenfüßen Pane und als jung Paniſci. Nach und nach wurde dieſer Unterſchied nicht mehr beobachtet, beſonders ſeitdem der Bachiſche Dienſt nach Italien überging. Pan war hier zum Faunus geworden, und ſo kam auch dieſer, oder ſeine Vervielfältigung, die Faunen, in die Bachiſchen Aufzüge. Nun wurden auch weibliche Satyren und Faunen (Satyrae und Faunae) dargeſtellt. In neuern Zeiten gewöhnte man ſich, den Satyrgeſtalten ohne Ziegenfüße den Namen Faunen und den eigentlichen Panen mit Ziegenfüßen den Namen Satyrn zu geben. Lanzi (Vasi p. 96 sq.) geſteht offen, er wiſſe nicht, was ein Faun ſei, gibt aber mit Kennerblick mehre treffliche Winke. Nach ihm ſoll in der Kunſtſymbolik Faun und Satyr in der menſchlichen Form gleich ſein. Dagegen ſoll der Faun mehr von einem Bock, der Satyr mehr von einem Pferde haben. Die Miene des Satyrs ſoll mannichfaltiger und unbeſtimmter ſein, die des Faun einförmiger mit jener heitern Einfalt, wie man ſie an jungen Bauern ſieht. Dazu kommen oft noch beſtimmte Charakterzeichen: jene zwei knotigen Auswüchſe, wie man ſie am Ziegengeſchlechte findet, und jene Symbole der Landleute: das Ziegenfell, das Pedum oder der Hirtenſtab, die Schalmei und der Fichtenkranz, oft auch eine Anzahl Früchte im Ziegenfelle zuſammengefaßt. Der Satyr dagegen hat gewöhnlich den Thyrſus, die Flöte und den Epheukranz. Das Ideal eines Faun zeigt die Statue aus der Villa des Hadrianus im Museo Pio-Clem. (I. tav. 47) und das des Satyrs die ſchöne Statue ebendaſelbſt (II. tav. 30). — Voß in den mythol. Br. (II. S. 252) ſagt: Der gewöhnliche Gang der Kunſtbildung iſt allmälige Entedelung der Menſchengeſtalt zur thieriſchen. Ein Satyr bei Kalliſtratus, dem Dionyſos tanzend, erhob rückwärts die Ferſe des rechten Fußes, natürlich des menſchlichen, und war übrigens rauh von Geſtalt, als Bergdämon und mit Epheu gekränzt; neben ihm ſtand Pan, die Echo umarmend So fand in Gemälden Philoſtrat (icon. I, 22) die Satyren rauh, blutreich, großöhrig, hohl an den Hüften, üppig und mit Roßſchweifen; von Geißfüßen redet er ſo wenig als Lucian. Spätere Künſtler, die dem Sonderbaren die Schönheit aufopferten, erfanden ein Mittelding zwiſchen Satyr und Pan, indem ſie den Satyren die vorragenden Knollen am Haupte zu eigentlichen Hörnern von beliebiger Größe und die Füße zu Geißfüßen umſchufen. Pollux (IV, 19, 4) bemerkt im ſatyriſchen Drama einen Papposilenus, deſſen Geſtalt thieriſcher war; vielleicht nur haariger. Aber Heraklit (incred. 25) kennt Pane und Satyrn mit Bockshaar und Bocksfüßen. Bekannt ſind auch die bocksfüßigen Satyrn bei Lukrez und Horaz. Gleiche Er-

ſindſamkeit brachte ſtumpfnaſige Satyrinnen mit ſpitzen Ohren und Hörnchen hervor, und krummnaſige Paninnen mit langen Geißhörnern, die, ein Panchen im Arme, auf Geißfüßen trippelten. Da der Römer ſeinen Faunus für den Lykäiſchen Pan anſah, ſo dürfen wir unter Faunen wol nichts anderes als Pane verſtehen, nicht aber menſchliche Satyrn.

Dem Faunus war die Fichte (*Ovid.* Ep. Oenon. 137) und der Ölbaum (*Virg.* Aen. XII, 766) heilig. Man opferte ihm Böcke und Lämmer. Unter ſeiner Regierung ſoll auch Herkules in Italien geweſen ſein, ja ihn hingerichtet haben (Auct. parall. minor. n. 35), weil er vorhatte, den Heros ſeinem Vater Merkur zu opfern, wie er auch andern Fremdlingen gethan. Er erfand auch die Schalmei und ſetzte dem Saturn zu Ehren Menſchenopfer ein. (*Richter.*)

FAUSSEBRAIE, der niedere Wall (ſpan. Falsabrayer), findet ſich ſchon in alten befeſtigten Städten als Zwingermauer zur doppelten Vertheidigung, die eingenommen ſein mußte, ehe man ſich der Hauptmauer nähern konnte. Sie war deshalb allezeit von der letzteren überhöhet, an die man nun keinen Mauerbrecher heranbringen konnte, und deren Fuß die Zwingermauer ſchützte, als mit der Einführung der Feuergeſchütze das Niederſchießen der Umfangsmauer aus der Ferne möglich ward, da ihre Höhe die Erſteigung mit Sturmleitern verhinderte. Als in Folge des durch die Erfindung des Pulvers veränderten Angriffes die hohen Thürme auf den Ecken der Befeſtigung ſich in Rundeele verwandelten, denen man wegen des ſtärkern Widerſtandes gegen äußere Gewalt, nicht ohne Grund die runde Form ließ, brachten die alten Baumeiſter in denſelben Kaſematten (Mordkeller) an, um dem Graben eine niedere Beſtreichung zu gewähren; ließ jedoch dafür bei Waſſergräben öfter die vorliegende Zwingermauer weg; ſie findet ſich dann nur noch hie und da mit Schußſpalten für die Muskete durchbrochen.

San Micheli, der Erfinder der noch jetzt üblichen Bollwerke, die früher ihre Spitze dem Feinde entgegenſtreckten, ſich aber in der ſpätern Zeit möglichſt hinter das Ravelin verbergen, um ſich der ſo ſehr gefürchteten Enfilade zu entziehen, — behielt, wie ſeine italieniſchen Nachahmer, lange den Hohlbau bei, der bei mehren Feſtungen des 16. Jahrhunderts auf den Flanken der Bollwerke eine bloße Frontmauer ohne Überwölbung iſt, weil damals kein Grund vorhanden war, ſich gegen die noch ganz unſicheren Würfe der Mörſer zu decken.

Der lange und blutige Krieg, durch den die Niederländer ihre Freiheit erſtritten, gab ihnen Veranlaſſung, ihre Städte zu befeſtigen, oder die ſchon befeſtigten durch eine neue Umwallung zu verſtärken. So erhielt mit den Horn- und Kronwerken auch die Fauſſebraie ihr Daſein; denn die Kürze der Zeit, welche man auf den Bau verwenden konnte, und der Mangel des Materials geſtatteten die hohen Mauern der Italiener nicht mehr. Man begnügte ſich mehrentheils mit einem Waſſergraben, durch den die Feſtung — wenigſtens im Sommer, während der gewöhnlichen Dauer des Feldzuges, — ſturmfrei ward, und einem Erdwall, vor dem auf dem Horizonte des Grabens, ein zweiter, niederer Wall lag, der zur Beſtreichung des Grabens und des gedeckten Weges mit leichtem Feldgeſchütz und Haubitzen beſetzt ward. (Die letzteren dienten damals blos zu Kartätſchen, daher ihr Name Haufnits, nicht aber von einem Marcheſe Obizzi, der nach dem Gebrauche jener Zeit eher ſeinen Namen von dem Geſchütze erhalten haben könnte.)

Freitag iſt der Erſte, der in ſeiner Neu vermehrten Fortification (Leyden 1631. Fol.) die Fauſſebraie erwähnt, die von den Niederländern ſo allgemein angenommen und für ſo unentbehrlich gehalten ward, daß man ſie ſogar an größern Feldſchanzen anbrachte. Auch bei ihr nehmen nach Vorſchrift der niederländiſchen Befeſtigungsart die Dimenſionen mit der Zahl der Polygonſeiten zu, wodurch allerdings die Profile für die kleinern Vielecke zu ſchwach und für die größern übermäßig ſtark werden. Die Länge der Bollwerksfacen iſt zugleich allezeit 24 Ruthen und die Curtine 36 Ruthen. Man hat nun am Fuße des Hauptwalles

	Die Breite der Fauſſebraie.	Bruſtwehrdicke derſelben.	Höhe des Walles.	Anlage deſſelben.	Breite des Wallganges.
In IV. Ecke . . .	12 Fuß	12 Fuß	12 Fuß	54 Fuß	21 Fuß
„ V. Ecke . . .	15 „	14 „	14 „	60 „	22 „
„ VI. Ecke . . .	15 „	15 „	15 „	66 „	25 „
„ VII. Ecke . . .	17 „	18 „	16 „	72 „	27 „
„ VIII. Ecke . .	21 „	20 „	18 „	78 „	28 „
„ IX. Ecke . . .	21 „	24 „	18 „	84 „	30 „

Bei einer zweckmäßigen Einrichtung der Fauſſebraie gibt ſie durch ihre, nöthigenfalls bombenfrei bedeckten, Kanonenſtände ein raſirendes Feuer auf den äußern Grabenrand und die Brechbatterie, ſowie gegen alle Theile des Grabens, gegen die außerdem blos Senkſchüſſe von den hohen Flanken ſtattfinden. Sie iſt folglich bei ſolchen Feſtungen unentbehrlich, unter deren Hauptwalle keine Kaſematten ſich befinden, durch die ſie nur allein erſetzt werden kann. Mehre teutſche Ingenieure haben ſie daher dringend empfohlen, Cöhorn, Landsberg, Dürange, Birgin haben ſie ſogar bei ihren Außenwerken als vortheilhaft angebracht, wo doch dadurch eine Überhäufung von Werken herbeigeführt würde, welche die Baukoſten auf eine mit der Gegenwehr in keinem Verhältniſſe ſtehende Weiſe erhöhete. Die Bedingungen, unter denen ſie am Hauptwerke mehr noch als nützlich iſt, ſobald ſich an demſelben keine Kaſematten unter den Facen und Flanken finden, ſind: 1) Daß ſie durch einen beſondern Graben von dem Hauptwalle hinter ihr geſchieden iſt, wodurch es möglich wird, jenem eine Höhe von 24 Fuß zu geben. 2) Daß auch

Digitized by Google

der große Graben vor ihr tief genug iſt, damit die Fauſſebraie durch ihre Höhe ſturmfrei wird, wenn ſie auch keine Futtermauer bekommen ſoll. Andernfalls muß ſich im Graben eine mindeſtens 24 Fuß breite und 8 Fuß tiefe Lunette befinden. 3) Ihr Wallgang muß breit genug zu Aufſtellung von Rohrgeſchütz ſein, und man muß ihn 4) aus einer auf der Schulter des Bollwerks liegenden Kaſematte, oder auch durch die am Schulterpunkte gebrochene Form der Bruſtwehr, — wie bei Heer, Sturm, Glaſer, Dúrange, Fäſch, — beſtreichen können. Vauban, mehr dem Umriß der alten Italiener folgend, und mit ihm alle Franzoſen haben die Fauſſebraie verworfen und nie angebracht, weil ſie 1) Durch die darauf fallenden Bomben und durch die heruntergeſchoſſenen Trümmer der Futtermauer des Hauptwalles zur Vertheidigung unbrauchbar wird — vorausgeſetzt, daß ſie keinen Graben hinter ſich hat. 2) Weil ſie die Wallhöhe theilt, begünſtigt ſie eine Leitererſteigung und erleichtert die Deſertion. 3) Die auf ihr liegen bleibenden Trümmer der Eſcarpenmauer befördern die Erzeugung eines erſteiglichen Wallbruches. 4) Sie verſchafft dem Feinde beim Sturm Gelegenheit, ſich auf ihrem Wallgange auszubreiten, und vielleicht am Schulterpunkte oder im Flankenwinkel den Hauptwall zu erſteigen. Alle dieſe Einwürfe finden jedoch bei einer zweckmäßigen Anlage nicht ſtatt, und es iſt leicht, den hier angeführten Nachtheilen zu begegnen. Daher hatte auch der Praktiker Megrigny bei der von ihm 1670 angelegten Citadelle von Tournai eine Fauſſebraie angebracht; Vauban glaubte ſie durch ſeine Grabenſcheere (Tenaille) erſetzt, die er mit ihrem Wallgange in Neu-Breiſach 5 Fuß tiefer legte, als den bedeckten Weg, während andere Ingenieure ihr die Höhe der Contreſcarpe gegeben haben, wodurch doch die Flankengeſchütze masquirt werden, ohne irgend einen beſondern Vortheil dafür zu erlangen, den doch die Fauſſebraie durch ihre unmittelbare Beherrſchung des Grabens und gedeckten Weges gewährt. Choumara hat daſſelbe Syſtem durch ſeine doppelten Bruſtwehren der Wälle befolgt, deren äußere dem Umriſſe der Futtermauern folgt, eine Fauſſebraie mit ihren Fehlern darſtellt, deren hintere aber der eigentliche Hauptwall iſt, und bei nur geringer Höhe wol nicht für unbedingt ſturmfrei angeſehen werden darf, da ſeine Futtermauern blos durch ihre Kraft der Trägheit widerſtehen, ohne Gelegenheit zu irgend einer kräftigen Gegenwehr zu geben. Camp's von dem Walle getrennte, vorwärts in den Graben gerückte Futtermauern helfen dieſem Mangel ab. Sie ſetzen der Breſch- und Contrebatterie ein ihnen gleiches Kanonenfeuer entgegen, das ſchon Anfangs die Anlegung eines Logement, die Erbauung und Bewaffnung der Batterie hindert, wenigſtens höchlich erſchwert. (*v. Hoyer.*)

FAUST (Bernhard Chriſtoph), geb. am 23. Mai 1755 zu Rothenburg in Kurheſſen. Sein Vater, Otto Chriſtoph Fauſt, war dort Landphyſikus, ſeine Mutter eine Tochter des Kanzleidirectors Hilchen. Er verdankte ſeinen Ältern eine ſorgfältige Erziehung. Auch auf die Elementarkenntniſſe der Medicin erſtreckte ſich der Unterricht in dem Carolinum zu Caſſel, wo er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte. So gewann er jene Wiſſenſchaft ſchon früh lieb, und beſchloß ſie, nach dem Beiſpiele mehrer Mitglieder ſeiner Familie, zu ſeinem künftigen Lebensberufe zu wählen. Mit rühmlichem Eifer ſtudirte er zu Göttingen Arzneikunde. In Rinteln erwarb er ſich den Grad eines Doctors der Medicin durch ſeine am 19. Juli 1777 unter Schröter's Vorſitze vertheidigte Diss. inaug. Descriptionem anatomicam duorum vitulorum bicipitum et conjecturas de causis monstrorum exhibens[1]. Eine bald nachher von ihm herausgegebene ſehr gründliche Unterſuchung über die Trennung der Schoosbeine bei ſchweren Geburten[2], und eine gleichzeitig geſchriebene Abhandlung über die Tödtlichkeit der Fußgeburten und deren Verminderung[3] ſprachen für ſeine Kenntniſſe und für ſeinen Beruf zum praktiſchen Arzte. Als ſolcher begab er ſich in ſeine Vaterſtadt. Die ärztliche Praxis, die er dort nicht ohne günſtigen Erfolg einige Jahre getrieben, ſetzte er zu Alt-Morſchen fort, einem in Niederheſſen gelegenen Dorfe.

Von dort aus datirte er unter dem 26. Dec. 1785 einen gedruckten Quartbogen[4], worin er in dem Tone eines Volkslehrers ſich zu ärztlicher Hilfe erbot. „Liebe Landleute," ſchrieb er, „da es gut iſt, wenn man den Mann, mit dem man etwas zu thun hat, kennt, ſo will ich euch ſagen, daß ich ein gerechter, guter, rechtſchaffener Mann bin." Er macht hierauf weiter bekannt: ſein Recept ſolle einen Groſchen koſten, die Arzeneien gibt er für den Einkaufspreis, und die Bereitung derſelben nach dem Recept ſolle auch nicht mehr als einen Groſchen koſten u. ſ. w. Hierauf folgen einige Verhaltungsregeln für den Landmann in Krankheitsfällen, beſonders bei den Kinderblattern. Er rügt hierauf die Unwiſſenheit der Hebammen und erbietet ſich zu deren Unterricht[5]. Schließlich machte er 32 vorgeſchriebene Fragen namhaft, welche von Patienten beiderlei Geſchlechts zu beantworten wären, und in gewiſſen Fällen noch ſechs beſondere für das weibliche Geſchlecht und wiederum zwölf andere bei Kindern. „Und ſo, liebe Mitmenſchen," ſchließt er ſeinen Bericht, „will ich wünſchen, daß ihr meiner Hilfe nicht bedürft. Bedürft ihr derſelben aber, ſo werdet ihr finden, daß ich ein rechtſchaffener und verſtändiger Mann bin."

Nach der Rückkehr von einer Reiſe durch Holland und England lebte Fauſt als Landphyſicus zu Bach im Heſſen-Caſſelſchen. 1788 folgte er einem Rufe nach Bückeburg. Er ward dort Leibarzt der verwitweten Fürſtin Juliane

1) Rintel. 1777. 4.; ſpäterhin teutſch mit Zuſätzen von Fauſt herausgegeben unter dem Titel: Anatomiſche Beſchreibung zweier Misgeburten, nebſt einer Unterſuchung der wahrſcheinlichen Entſtehung derſelben. (Gotha 1780.) Vergl. Hall. gel. Zeitung. 1780. 51. St. S. 402 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 47. Bd. S. 413 fg. 2) Gotha 1780. Vergl. Göttinger gel. Anzeigen. 1780. 85. St. S. 696 fg. Jenaiſche gel. Zeitung. 1780. 68. St. S. 551 fg. Erfurter gel. Zeitung. 1780. 40. St. S. 318 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 46. Bd. S. 158 fg. Baldinger's Neues Magazin für Ärzte. 2. Bd. 6. St. S. 541 fg. 3) In dem Frankfurter medicinischen Wochenblatte. 1780. 35. St. Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 51. Bd. S. 186 fg. 4) Die Stirn des Blattes ziert der Hexameter: Non ignarus mali, miseris succurrere disco. 5) Ausführlicher hatte er über dieſen Gegenſtand ſchon geſprochen in ſeinen „Gedanken über Hebammen und Hebammenanſtalten auf dem Lande." (Frankfurt a. M. 1784.) Dieſer Schrift hatte er als Anhang die früher erwähnte Abhandlung von der Tödtlichkeit der Fußgeburten beigefügt.

Wilhelmine Luiſe von Schaumburg-Lippe, einer gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal. Zugleich erhielt er das Landphyſicat zu Bückeburg. 1789 ward er beauftragt, den jungen Fürſten, der zu Lauſanne der Aufſicht und ärztlichen Pflege Tiſſot's übergeben geweſen war, nach Bückeburg zu begleiten. Die genannte Stadt blieb ſeitdem ſein beſtändiger Wohnſitz. Längere Zeit war er dort als Arzt und Geburtshelfer thätig und allgemein beliebt. Er entſagte indeſſen allmälig immer mehr der ärztlichen Praxis, ohne ſich jedoch, wenn er darum erſucht ward, der Ertheilung von Rathſchlägen zu entziehen. Immer feſter war in ihm die Überzeugung geworden, daß Krankheiten leichter verhindert, als geheilt werden könnten. In dieſer Überzeugung ſchrieb er ſeinen „Geſundheitskatechismus“ [6]), der in mehr als 150,000 Exemplaren verbreitet, viele Leſer fand, faſt in alle lebende Sprachen überſetzt [7]) und in mehren Schulen als Leſebuch eingeführt ward. In ſeinem Eifer gegen die Menſchenpocken ſtellte er in mehren unten angeführten Schriften [8]) neben manchen zweckmäßigen Vorſchlägen auch manche unausführbare Idee auf, die durch die Einführung der Kuhpocken in ſich ſelbſt erloſch. Dieſe ſelbſt zu verbreiten, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Schon im Jahre 1801 impfte er zu Bückeburg die erſten Kinder, und die Zahl derer, die er nach und nach geimpft, ſoll ſich gegen 4000 belaufen haben. Auch durch mehre Schriften [9]) und Abhandlungen [10]) ſuchte er die neue Erfindung zu verbreiten. In einem Zurufe an die Menſchen, den er ſeiner unten erwähnten Schrift: „Öffentliche Anſtalten, die Blattern auszurotten“ (Bückeburg 1804. 8.) beifügte, äußert er im dritten Artikel: „Der Menſch, deſſen Geſicht und Körper von unzähligen Blattern, Geſchwüren, Beulen und Schorfen bedeckt iſt, und der aus keinem Auge ſehen kann, ſiehet keinem Menſchen ähnlich, er iſt ſich und den Menſchen ein Scheuſal, gleicht nicht dem Ebenbilde Gottes.“

Schon in eine frühe Zeit fällt ſeine, von Campe mit einem Vorworte begleitete Schrift: „Wie der Geſchlechtstrieb der Menſchen in Ordnung zu bringen, und wie die Menſchen beſſer und glücklicher zu machen [11]).“ In dieſem Werke, das große Senſation machte und mehre Gegenſchriften veranlaßte [12]), hatte Fauſt beſonders auch eine verbeſſerte Kinderkleidung empfohlen, und gegen das frühe Tragen der Hoſen geeifert. Sein Name auf dem Titel einer franzöſiſchen Schrift hat zu der irrigen Vermuthung geleitet, ihn für den Verfaſſer derſelben zu halten. Es war ein gewiſſer Andreas Meyer, der Fauſt's Namen misbrauchte, um den von ihm behandelten Gegenſtand der franzöſiſchen Nationalverſammlung zur Prüfung und Beherzigung vorzulegen [13]).

Nach mannichfachen Richtungen hin verbreitete ſich Fauſt's unermüdete literariſche Thätigkeit zum Wohle ſeiner Mitmenſchen. Aus der Mäßigkeit, die ihm ſelbſt in allen Genüſſen eigen war, floß ſein Eifer gegen den Branntwein [14]). Wie er früher die Blattern bekämpft, ſo ſuchte er auch durch zweckmäßige Vorſchläge anderen Krankheiten [15]) und verheerenden Seuchen Einhalt zu thun. Bemerkenswerth iſt in dieſer Hinſicht vorzüglich ſein Werk: „Über die Rindviehpeſt und über die Verhütung und Ausrottung derſelben [16]).“ Ein beſonderer Gegenſtand ſeiner

6) Bückeburg 1792. Eilfte Auflage, beſorgt von J. G. Reinhardt. (Leipzig 1830.) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. Nr. 5. S. 39 fg. 1795. Nr. 41. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 1793. 3. Bd. S. 84 fg. 1794. 3. Bd. S. 97 fg. 1796. 3. Bd. S. 41 fg. Neue Allgem. teutſche Bibliothek. 1. Bd. S. 306 fg. Nürnberger gel. Zeit. 1793. 65. St. S. 513 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1793. 88. St. S. 601 fg. Erlanger Lit.-Zeit. 1801. Nr. 168. S. 1343. 7) Ins Engliſche von J. H. Baſſe (Leipzig 1794. 12.); ins Däniſche von R. Böttcher (Kopenhagen 1793. 8.); auch von J. C. Tode (Ebend. 1794. 8.); ins Lateiniſche von C. Meiner (Leipzig 1796. 8.) u. a. m. 8) Verſuch über die Pflicht des Menſchen, jeden Blatterkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern und dadurch zugleich in Städten und Ländern und Europa überhaupt die Ausrottung der Blatternpeſt zu bewirken. (Bückeburg 1794.) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1794. Intell.-Bl. Nr. 120. S. 954 fg. 1795. Nr. 1. S. 14 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1795. 6. St. S. 56 fg. Annalen der theologiſchen Literatur. 1794. Beil. 11. S. 163 fg. An den Congreß zu Raſtadt, wegen Ausrottung der Blattern. (Bückeburg 1798. 6. Aufl. Ebend. 1800.) Vergl. Junker's Archiv gegen die Pockennoth. 6. St. S. 158 fg. 9) Über die Kuhpocken und deren Impfung. (Bückeburg 1801.) An Herrn Dr. Eduard Jenner über einige Verſuche zur weitern Unterſuchung der Wirkungen und zum Beweiſe der Unſchädlichkeit der Kuhpockenmaterie. (Hanover 1802.) (Vergl. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 4. Bd. S. 161 fg.) Öffentliche Anſtalten, die Einimpfung der Blattern durch Kuhpocken auszurotten. (Bückeburg 1804.) 10) Anfang der Blattern-Ausrottung in Teutſchland und in Europa (in dem Berliner Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. 1797. 1. Bd. S. 452 fg.) Über die Kuhpocken (im Allgem. Reichsanzeiger. 1801. Nr. 143 und 144). Reſultate der Kuhpocken-Einimpfung in Großbritannien während des Jahres 1799 (im Hanov. Magazin. 1800. St. 58 und 59; auch im Allgem. Reichsanzeiger. 1800. Nr. 190).

11) Braunſchweig 1791. Vergl. Gothaiſche gel. Zeit. 1791. 55. St. S. 524 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1791. 157. St. S. 1574 fg. Blumenbach's Medicin. Bibliothek. 3. Bd. 3. St. Nr. 111. Allgem. teutſche Bibliothek. 104. Bd. S. 575 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1791. Nr. 151. S. 521 fg. Durch die zuletztgenannte Recenſion ward Fauſt zu einem Aufſatze veranlaßt in dem Intell.-Bl. der genannten Zeitung. 1792. Nr. 101. S. 836 fg. 12) ſ. unter Anderem C. G. Salzmann's Pädagogiſches Bedenken über die Fauſtiſche Schrift: Wie der Geſchlechtstrieb u. ſ. w. (Schnepfenthal 1791.) (Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 105. Bd. S. 167 fg.) Auch eines Unaufgefoderten Recenſion der Fauſtiſchen Schrift. (Jena 1792.) Fr. Schulz in ſeinen Mikrologiſchen Aufſätzen (Königsberg 1793.) bekämpft mit Gründen die Abſchaffung der Beinkleider, und bemerkt dabei ſcherzend: „Fauſt wolle die ganze Generation zu Sans-Culottes machen.“ 13) Die erwähnte Schrift erſchien unter dem Titel: Hommage fait à l'Assemblée nationale de quelques idées sur un vêtement uniforme et raisonné, à l'usage des enfans par Mr. *Faust*. (Strasbourg 1792. 4.) Vergl. Gothaiſche gel. Zeit. 1792. 22. St. S. 203 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 9. Bd. S. 373. 14) Im Allgem. Reichsanzeiger. 1801. Nr. 15 und 16 und in der Minerva. 1806. Auguſt. S. 302 fg. Der in der erſtgenannten Zeitſchrift befindliche Aufſatz fand eine ſcherzhafte Erwiederung in dem Sondershäuſiſchen Intell.-Bl. 1801. Nr. 16. 15) ſ. unter Anderem den Aufſatz: Über kalte oder Wechſelfieber und ein Heilmittel derſelben (im Allgem. Reichsanzeiger. 1808. Nr. 176. S. 1929 fg.). 16) Leipzig 1797. Verwandten Inhalts iſt ſein Noth- und Hilfsbüchlein zur Verhütung der Rindviehpeſt oder Viehſeuche. (Bückeburg 1797.) Vergl. Göttinger gel. Anzeigen. 1797. 192. St. S. 1917 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1798. 74. St. S. 657 fg. Hierher gehören auch die Abhandlungen: Iſt Teutſchland nicht wieder in Gefahr der Rindviehpeſt? (im Allgem. Reichsanzeiger. 1799. Nr. 117) und der Plan zu einer Aſſecuranz gegen die Rindviehpeſt. (Ebend. 1800. Nr. 16 und 17.)

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit blieb die Geburtshilfe, zu einer Zeit, wo er längſt ſeine ärztliche Praxis aufgegeben hatte. Noch im Jahre 1807 ſuchte er durch ſeinen zu Bückeburg erſchienenen „Guten Rath an Frauen über die beſte Art des Gebährens“ nützlich zu werden. Eine vermehrte Ausgabe dieſer Schrift ließ er 1811 zu Hanover drucken, begleitet von einer Abhandlung K. A. Böttiger's über das Gebähren bei den Alten, und dem Fragmente eines chineſiſchen Hebammenkatechismus. Sein raſtlos beſchäftigter Geiſt führte ihn zu mancherlei Erfindungen im Gebiete der Heilkunde [17]).

Manche ſeiner Ideen, wie unter andern die Unverletzlichkeit der Lazarethe im Kriege, die politiſche Eintheilung der pyrenäiſchen Halbinſel u. a. m., waren ebenſo wenig ausführbar, als die von ihm vorgeſchlagene Einrichtung von Kornvereinen, Kornhäuſern und Kornpapieren, die er durch eine zu Hanover 1825 gedruckte Schrift zu verwirklichen ſtrebte. In dieſe Kategorie gehört auch die Rüge mancher Mängel im Bauweſen [18]) und beſonders ſein Vorſchlag zum Bau einer Sonnenſtadt, die genau nach Süd, Nord, Oſt und Weſten orientirt, und wo alle Wohnungen nach Süden, alſo der Sonne, dem Lichte und der Wärme, alle Gärten dagegen nach Norden zu gelegen ſein ſollten [19]). Sein gemeinnütziges Streben war frei von jedem Egoismus. Es kränkte ihn daher kaum, wenn die Ausführung ſeiner Plane ſcheiterte. Selbſt das Schickſal, ſeine Bemühungen verkannt zu ſehen, machte ihm wenig Kummer. Innig freute er ſich, als am Abend ſeines Lebens ihm ein eigner Platz mit der Erlaubniß angewieſen ward, ſich dort nach ſeinen eignen Ideen ein Häuschen bauen zu dürfen. Er hatte bereits ſein 80. Jahr überſchritten, als ihn das Schickſal traf, zweimal das Bein zu brechen. Eine beſondere Befriedigung gab ihm die beſchleunigte Heilung des Bruchs nach den von ihm ſelbſt öffentlich bekannt gemachten Vorſchriften [20]).

Ein Feſt für ſeine zahlreichen Freunde war die Feier ſeines Doctorjubiläums im Jahre 1827 auf dem von ihm errichteten Turnplatze. Von ſeinem Fürſten erhielt er eine zu jener Feier geprägte goldene Medaille und von dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden dritter Claſſe. Da die Hochſchule zu Rinteln, der er ſein Doctordiplom verdankte, aufgehört hatte, ſo ward daſſelbe durch die mediciniſche Facultät zu Marburg erneuert. Zu dem großen ſilbernen Pokale, mit welchem ihn ſeine bückeburger Freunde überraſchten, fügte der königl. preußiſche Oberregierungsrath Koppe, einer ſeiner innigſten Verehrer, noch einen gläſernen Pokal, mit der zwiefachen Inſchrift: „ἄριστον μὲν ὕδωρ“ und „den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Ärgerniß.“ Die erſtgenannte Inſchrift bezog ſich auf den ſchon in frühern Jahren von ihm empfohlenen Gebrauch des kalten Waſſers, innerlich und äußerlich als Verdauungs- und Heilmittel. In der zweiten Inſchrift lag eine Hindeutung auf das ihn oft getroffene Schickſal, ſeine gemeinnützigen Bemühungen vielfach verkannt zu ſehen. Die Beſchwerden des Alters drückten ihn wenig, und ein ſanfter Tod endete am 25. Januar 1842 ſeine irdiſche Laufbahn. Ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn zu ſeiner Ruheſtätte, und die Liedertafel zu Bückeburg ſang ihm den Abſchiedsgruß. Seine gewohnte Thätigkeit war ihm auch noch in den letzten Jahren ſeines Lebens geblieben. Immer war er beſchäftigt mit neuen Ideen und voll reger Theilnahme an den Weltereigniſſen. Eine ungetrübte Heiterkeit gab ihm das Bewußtſein, ſich allgemein geliebt und verehrt zu ſehen, ſelbſt von Fremden, die gelockt durch den Ruf ſeines Namens ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchten [21]).

(*Heinrich Döring.*)

FAUST (Sage von). Im J. 1771 ſchrieb Möhſen über Fauſt: „Mit denen bekannten elenden Tragödien von ihm hat es, Gott Lob! ein Ende, da man endlich ſolche einfältige Vorurtheile (die von Zauberern) abgelegt hat und vernünftigere Vorſtellungen liebt. Fauſt hat es nunmehro lediglich Rembrandten zu danken, daß ſeiner noch gedacht wird.“ Einige Jahre früher hatte Goethe in Leipzig das Puppenſpiel vom Dr. Fauſt geſehen, welches die Idee zu ſeiner Tragödie in ihm anregte, durch welche allein die Fauſtſage, wenn nun auch Alles, was wir ſonſt über ſie beſitzen, untergehen ſollte, der Unſterblichkeit gewiß iſt. Sie iſt es aber auch an ſich, denn hätte Goethe ſeine Tragödie auch nicht geſchrieben, dieſe Sage iſt als eine der tiefſten und großartigſten unter allen teutſchen Sagen, die noch bis in die Gegenwart ſich forterhalten haben, als die, an welche die reichſten Überlieferungen des Mittelalters, die mannichfaltigſten Reſte des teutſchen Heidenthums ſich knüpfen, unſterblich. So iſt ſie doppelt gegen den Untergang geſchützt.

Beim Entſtehen der Fauſtſage, in der Zeit der Reformation, konnte Niemand ahnen, daß ſie einſt ſo hohes Anſehen erlangen würde. Damals beſtanden zahlreiche ähnliche Sagen neben ihr. Ihre Bedeutung hat die Fauſtſage dadurch gewonnen, daß ſie alle jene verwandten Sagen überlebt, zum Theil ſie in ſich aufgenommen hat und ſo mehr und mehr erweitert allein durch drei Jahrhunderte zu uns herübergedrungen iſt. So iſt ſie unter den Sagen der Gegenwart faſt die alleinige Vertreterin des Glaubens an Bünde mit dem

17) Er gab darüber nähere Auskunft in dem im Allgem. Reichsanzeiger (1803. Nr. 336) gedruckten Aufſatze: An das Publicum über meine vier Erfindungen: 1) das Geburtslager; 2) die Wiege; 3) die Beinbruchmaſchine; 4) das Krankenbette. (Vgl. Journal des Luxus und der Moden. 1804. Januar. S. 18 fg. Salzburger mediciniſch-chirurgiſche Zeitung. 1803. 4. Bd. S. 385 fg.) 18) Beitrag zum Bauweſen. (Bückeburg 1830.) Lebhaft vertheidigt Fauſt in dieſer Schrift den Bau der Häuſer von Lehmſteinen und mit platten Dächern. 19) Die von ihm darüber verfaßte Schrift, von der bereits acht Bogen gedruckt waren, blieb unvollendet. 20) Über Beinbrüche (im Allgem. Reichsanzeiger. 1806. Nr. 304). Vergl. den ebendaſelbſt (1807. Nr. 65) befindlichen Aufſatz: Ein edler Mann und meine Beinmaſchine.

21) Vergl. Elwert's Nachrichten von jetzt lebenden teutſchen Ärzten. (Hildesheim 1799.) 1. Bd. S. 141 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 80 fg. 6. Bd. S. 513 fg. 9. Bd. S. 373 fg. 10. Bd. S. 381 fg. 11. Bd. S. 336. 12. Bd. S. 350. 13. Bd. S. 338. 14. Bd. S. 326 fg. 16. Bd. S. 537. Menſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 295 fg. 9. Bd. S. 326 fg. 11. Bd. S. 215. 13. Bd. S. 363 fg. 17. Bd. S. 553. 22. Bd. 2. Abth. S. 113 fg. Den Allgem. Anzeiger der Teutſchen. 1842. Nr. 68. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XX. 1. Th. S. 117 fg.

Digitized by Google

Teufel und an die übermenſchliche Gewalt, welche durch ſolche Bünde erreicht wird. Sie führt uns zurück in das graueſte Alterthum und klingt doch zugleich an all die Ideen an, welche heut das Volk aufs Lebendigſte beſchäftigen, und welche zu allen Zeiten die beſten Kräfte der Völker für die Forſchung in Anſpruch genommen haben. Mit zwei Wurzeln hat ſich die Sage gleichſam in das Herz des Volkes gegraben. Einmal erfreute ſich das Volk an den Reſten ſeiner älteſten Religion, die es in ihr fand, an Reſten, wie ſie zwar auch ſonſt noch in tauſend Sagen und Mährchen fortleben, von denen jedoch hier ein großer Theil wie in einem cykliſchen Gedichte vereinigt iſt. Die meiſten Erzählungen von Fauſt's Thaten und Erlebniſſen nämlich, wie ſie das Volksbuch und die neben ihm fortbeſtehende mündliche Überlieferung uns erhalten hat, ſind nur umgeſtaltete teutſche Götter- und Elfenmythen; dies war, obwol es noch von Niemandem ausgeſprochen iſt, nach dem Erſcheinen von Grimm's teutſcher Mythologie leicht zu erkennen; ich füge darum, indem ich die Ergebniſſe der Grimm'ſchen Forſchungen im Allgemeinen vorausſetze, unten bei Beſprechung der einzelnen Sagen nur den dunkleren eine Hinweiſung auf früheres Vorkommen und auf ihre Verbreitung bei. Doch nicht blos die Erinnerungen an das Alterthum ſprachen das Volk in der Fauſtſage an; es waren in ihr auch die tiefſten Fragen der Philoſophie und Theologie berührt. Fauſt lehnt ſich gegen Gott auf; er verbindet ſich mit der Hölle, um durch ſie zu erlangen, was Gott ihm verſagt, und um Gott dann Trotz bieten zu können; hier drängt ſich die Frage von der Freiheit des Menſchen, der göttlichen Weltregierung gegenüber, und von der Macht des Teufels ein, und das ſpäteſte Mittelalter beantwortet die letztere in der Sage durch ſeine ganze furchtbar ausgebildete Idee vom Teufel, der perſönlich auf Erden waltet und in einzelnen Sagen faſt ſchon wie im orientaliſchen Dualismus gleichmächtig Gott gegenübertritt. Wie ſich Fauſt mit dem Teufel verbindet, hofft er, daß es ein Leben nach dem Tode nicht gebe, und oft wiederholt er im Volksbuche dieſe Hoffnung auf Errettung: ſo wird die Unſterblichkeit in Frage geſtellt. Außerdem ſtreitet Fauſt im erſten Theile des Volksbuches mit Mephiſtopheles über Weltſchöpfung und Weltuntergang, über den Bau des Himmels, die Bewegung der Geſtirne, die Beſchaffenheit der Hölle und ob es eine Hölle gebe, und über andere ähnliche Fragen. An eine wirkliche Löſung derſelben iſt natürlich nicht zu denken; doch ſie wurden aufgeworfen, und dies beweiſt, daß, wenn nicht das Volk, doch der Verfaſſer des älteſten Volksbuches fühlte, was in der Sage lag, und er regte auch durch ſeine unvollkommene Beſprechung der Probleme gewiß die Leſer zu weiterem Nachdenken über dieſelben an. Jene ſagenhaften Beſtandtheile mögen das Volk beſonders angezogen haben; die philoſophiſchen und theologiſchen aber mußten den Dichtern für weitere Ausbildung und tiefere Deutung der Sage willkommen ſein. So erklärt es ſich, wie die Fauſtſage immer wieder und wieder auf Volks- und Puppentheatern dargeſtellt und in neuen Auflagen der Volksbücher erzählt wurde, wie das Volk noch jetzt die drei Bogen von Fauſt, die es als „gedruckt in dieſem Jahr" auf den Märkten findet, eifrig kauft, und wie die Dichter dieſen Stoff ſo häufig behandelten, daß von keinem andern in der neueren und von wenigen in der geſammten teutſchen Literatur ſo viele poetiſche Bearbeitungen vorhanden ſind.

Ich beabſichtige hier nur die Geſchichte der Fauſtſage in ihren Hauptumriſſen zu geben, indem ich von der hiſtoriſchen Grundlage derſelben und von ihrer Entwickelung bis zum Erſcheinen des älteſten Volksbuches ausgehe, und darauf die Fortbildung der Sage durch die Volksbücher und die neben ihnen fortdauernden ſchriftlichen und mündlichen Überlieferungen hindurch verfolge.

Von einem Fauſt, der ſich ſelbſt ſeiner Zauberkunſt rühmte, und von dem man ſchon Manches erzählte, was mit den Sagen von Fauſt übereinſtimmt, ſpricht zuerſt Tritheim von Sponheim, den ſeine Steganographie ſelbſt in den Ruf eines Zauberers brachte. In einem Briefe vom 20. Aug. 1507 ſchreibt er dem Mathematiker Johann Wirdung von Hasfurt[1]): Homo ille, de quo mihi scripsisti, Georgius Sabellicus, qui se *principem necromanticorum* ausus est nominare, gyrovagus, battologus et circumcellio est: dignus qui verberibus castigetur, ne temere deinceps tam nefanda et ecclesiae sanctae contraria publice audeat profiteri. Quid enim sunt aliud tituli, quos sibi assumit, nisi stultissimae ac vesanae mentis indicia, qui se fatuum, non philosophum ostendit? Sic enim titulum sibi convenientem formavit, *Magister Georgius Sabellicus*, *Faustus junior*, *fons necromanticorum*, *astrologus*, *magus secundus*, *chiromanticus*, *agromanticus*, *pyromanticus*, *in hydra arte secundus*. Vide stultam hominis temeritatem, quanta feratur insania, ut se fontem necromantiae profiteri praesumat, qui vere omnium bonarum literarum ignarus fatuum se potius appellare debuisset quam magistrum. Sed me non latet ejus nequitia. Cum anno priore de marchia brandenburgensi redirem, hunc ipsum hominem apud Geilenhusen oppidum inveni: de quo mihi plura dicebantur in hospitio frivola, non sine magna ejus temeritate ab eo promissa. Qui mox, ut me adesse audivit, fugit de hospitio et a nullo poterat persuaderi, quod se meis praesentaret aspectibus. Titulum stultitiae suae, qualem dedit ad te, quem memoravimus, per quendam civem ad me quoque destinavit. Referebant quidam in oppido sacerdotes, quod in multorum praesentia dixerit, tantam se omnis sapientiae consecutum scientiam atque memoriam, ut, si volumina Platonis et Aristotelis omnia cum tota eorum philosophia in toto periissent ab hominum memoria, ipse suo ingenio, velut Ezras alter Hebraeus, restituere universa cum praestantiore valeret elegan-

1) Jacob Spiegel's Ausgabe der Briefe. (Hagenau 1536.) S. 312 fg. Hannöverſche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen, Montag den 14. Mai 1759. Görres, Die teutſchen Volksbücher. S. 212—214.

tia. Postea me Neometi existente Herbipolim venit eademque vanitate actus in plurimorum fertur dixisse praesentia, quod Christi salvatoris miracula non sint miranda, se quoque omnia facere posse, quae Christus fecit, quoties et quandocunque velit. In ultima quoque hujus anni quadragesima venit Stauronesum [2]) et simili stultitia gloriosus de se pollicebatur ingentia, dicens se in alchemia omnium, qu fuerint unquam, esse perfectissimum, et scire atque posse quicquid homines optaverint. Vacabat interea munus docendi scholasticum in oppido memorato, ad quod Franscisci ab Sickingen, Balivi principis tui, hominis mysticarum rerum percupidi, promotione fuit assumptus: qui mox nefandissimo fornicationis [3]) genere, cum pueris videlicet, voluptari coepit: quo statim deducto in lucem fuga poenam declinavit paratam. Haec sunt, quae mihi *certissimo constant testimonio* de homine illo, quem tanto venturum desiderio praestolaris. Cum venerit ad te, non philosophum sed hominem fatuum ac nimia temeritate agitatum invenies.

Denſelben Georg Fauſt erwähnt Conradus Mutianus Rufus, Kanonikus zu Gotha (geſt. 1526), in einem Briefe vom 3. Oct. 1513 [4]): Venit octavo abhinc die quidam chiromanticus Erphurdiam, nomine *Georgius Faustus*, Helmitheus Hedebergensis, merus ostentator et fatuus. Ejus et omnium divinaculorum vana est professio et talis physiognomia levior typula. Rudes admirantur. In eum theologi insurgant. Non conficiant philosophum Capnionem [5]). Ego audivi garrientem in hospitio. Non castigavi jactantiam. Quid aliena vesania ad me?

Ein Anſtoß, den man an dieſen beiden Stellen nimmt, liegt in dem Vornamen Georg. In den Volksbüchern heißt Fauſt ſtets Johann und ebenſo in dem bald zu erwähnenden Zeugniſſe von Manlius. Da dieſes Zeugniß jedoch in mehre jüngere Schriften übergegangen iſt, und der Verfaſſer des älteſten Volksbuches ein Gelehrter war, ſo iſt es ſehr möglich, daß auch er den Namen Johann nur von Manlius überkommen hat; er aber iſt der Gewährsmann aller ſpätern Bearbeiter des Volksbuches, ſodaß der Name Johann jedenfalls nicht beſſer bezeugt iſt, als Georg. Vielleicht nannte ſich Fauſt ſelbſt verſchieden, wofür ſich die übrigen Beinamen bei Tritheim und Mudt anführen ließen; oder es vertauſchte das Volk in der lebendigen Sage den Namen Georg mit Johann, weil ihm Georg weniger geläufig war; als Manlius ſchrieb, war die Sage ſchon ſehr ausgebildet, und obwol er Fauſt's Exiſtenz bezeugt, ſtützt ſich der größere Theil ſeines Berichtes doch nur auf die Sage. Bei ſolch' einer Vertauſchung der Namen könnte die Erinnerung an den Buchdrucker Johann Fauſt mit eingewirkt haben, der ſelbſt am Schluſſe ſeiner Bücher ſagte, ſie ſeien nicht durch Feder und Griffel, sed arte quadam perpulcra zu Stande gebracht, und die man lange für Erzeugniſſe der ſchwarzen Kunſt hielt. In keinem Falle wird man in Johann und Georg Fauſt verſchiedene Perſonen ſehen. Der Fauſt bei Tritheim führt daſſelbe ausſchweifende Leben, welches Manlius und das Volksbuch von dem Fauſt der Sage berichten; er nennt ſich das Haupt der Zauberer, was er im Volksbuche iſt, und vielleicht ſtellte Tritheim Manches nur als übermüthiges Selbſtlob Fauſt's dar, was das Volk bereits von ihm erzählte; ebenſo ruhmredig, wie bei Tritheim und Mudt, aber iſt Fauſt bei Begardi, Manlius, Wier (ſ. unten) und in den Volksbüchern; wie Fauſt bei Tritheim die Werke des Plato und Ariſtoteles, wenn ſie verloren gingen, wieder zu ſchaffen verſpricht, ſo erbietet er ſich im älteſten teutſchen und im niederländiſchen Volksbuche zu Erfurt die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz aus dem Gedächtniß zu dictiren; wie er in der Sage ganz Teutſchland durchzieht, ſo erſcheint er hier ſchon zu Geilenhauſen, Kreuznach, Würzburg und Erfurt; in Kreuznach aber erzählt man noch jetzt, daß Fauſt einſt Lehrer dort geweſen ſei, und zu Erfurt tritt er im Volksbuche auf und lebt ebenfalls noch jetzt dort in der Sage. Um ſo übereinſtimmende und doch durchaus nicht gewöhnliche Angaben auf zwei verſchiedene Männer, welche denſelben Namen gehabt und beide in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. gelebt hätten, zu beziehen, müßte man ſtärkere Gründe beſitzen, als die Verſchiedenheit der Vornamen bei Zeugen, welche ſämmtlich Fauſt nicht genau kannten, bei denen alſo ein Irrthum im Vornamen leicht denkbar iſt [6]). — Hiernach wäre Fauſt ſpäteſtens um 1480 geboren, da er 1506, nach dem, was Tritheim von ihm berichtet, mindeſtens 25 Jahre alt geweſen ſein muß. Die Namen Sabellicus bei Tritheim und Helmitheus

2) Kreuznach. 3) Conjectur von Heumann (in den Hannöv. Beiträgen a. a. O.) für formationis. 4) Tenzel's Ausgabe der Briefe. S. 95. Deſſelben Curieuſe Bibliothek oder Fortſetzung der monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde. 1706. S. 196. Hannöv. Beiträge a. a. O. Görres, Die teutſchen Volksbücher. S. 214. 5) Zuvor hat Mutianus gegen die Verfolgungen Reuchlin's geſprochen.

6) Stieglitz in ſeinem Aufſatze über Fauſt (in Raumer's Hiſtoriſchem Taſchenbuche. 1834.) und Andere verwerfen die Zeugniſſe von Tritheim und Mudt des abweichenden Namens wegen, ohne auf ihren Inhalt einzugehen. Sie dürften alsdann überhaupt nur das Zeugniß von Manlius auf den Fauſt der Sage beziehen, da Wier, wo er Fauſt's Vornamen Johannes nennt, Manlius abſchreibt, die übrigen Schriftſteller aber, welche vor Erſcheinen des Volksbuches von Fauſt ſprechen, keinen Vornamen anführen, alſo, wenn es in der That zwei ſo vollendete Doppelgänger gab, ſo gut Georg als Johann Fauſt meinen können. S. 139 ſeines Aufſatzes vermuthet Stieglitz, daß Georgius Sabellicus den ältern, wirklichen Fauſt „nachahmte und, um ſo mehr Anſehen zu erhalten, deſſen Namen annahm"; damit im Widerſpruche aber nimmt er, freilich völlig unkritiſch nach dem Widmann'ſchen Volksbuche, S. 162 ausdrücklich an, daß Fauſt erſt im J. 1525 „ſeine Schwänke begann," alſo 19 Jahre ſpäter, als Tritheim ſeinen Nachahmer in Geilenhauſen traf. Wenn ein Fauſt den andern nachgeahmt und, um hierbei des Erfolges ſicherer zu ſein, deſſen Namen misbraucht hätte, ſo müßte natürlich der wirkliche Fauſt damals bereits berühmt geweſen ſein, und dann würden die Schriftſteller, welche den falſchen Fauſt kennen lernten, ohne Zweifel auch von dem echten etwas erfahren haben, zumal da der Zuſatz junior zur Nachfrage nach dem ältern veranlaßte; und ſie würden ſolch einen Betrug um ſo weniger verſchweigen, als ſie ſämmtlich bemüht ſind, Fauſt als verächtlich darzuſtellen.

Digitized by Google

Hedebergensis bei Mutianus Rufus weiß ich nicht zu erklären. Der Verfaſſer des Aufſatzes über Fauſt in Bieſter's Neuer berliniſcher Monatsſchrift. 1810. Juli. S. 40 erinnert bei Sabellicus an die Tapferkeit und Zauberkunde der Sabiner oder Sabeller, und Heumann erklärt in ſeinen „Gründlichen Nachrichten von D. Fauſten" (Hannöverſche Beiträge. 1759. S. 609—622) Helmitheus **Hedebergensis** als **Hemitheus** (ἡμίθεος) Wirtebergensis, was er nur durch Leſefehler Tenzel's entſtellt glaubt; Wirtebergensis aber könnte ſich Fauſt genannt haben, weil er nach Manlius und Anderen zu Knittlingen, das ſeit 1504 zu Würtemberg gehörte, geboren war. Beide Deutungen haben wenig für ſich; doch liegt an dieſen Beinamen überhaupt nichts: wahrſcheinlich gab ſie ſich Fauſt nur, um mit ſeinen neugierigen und leichtgläubigen Bewunderern, vielleicht auch mit den Gelehrten ſich einen Scherz zu machen. Ebenſo wenig weiß ich, welchem ältern Fauſt gegenüber ſich der unſere bei Tritheim Faustus junior nennt; doch war der Name Fauſt, in welchem der lateiniſche Faustus und der teutſche Fauſt, Füſt ſich begegnen, ſehr gewöhnlich [7]. — Zu beachten iſt, daß Tritheim und Mutianus Rufus noch nicht von Zauberthaten Fauſt's ſprechen, ſondern nur von den Künſten, die er zu verſtehen vorgab. Man ſieht hier zwar ſchon, wie die Sage ſich bilden konnte, doch von der Sage ſelbſt finden wir noch nichts.

Das dritte Zeugniß für die Exiſtenz Fauſt's gewährt Begardis Zeyger der Geſundheit. (Worms 1539.) Da ich die Schrift ſelbſt nicht habe erreichen können, ſo nehme ich die Stelle aus dem Aufſatze von Stieglitz (Raumer's Hiſt. Taſchenbuch. 1834. S. 131): „Es ward auch ein nahmhafter, tapferer Mann erfunden, ich wollt aber doch ſeinen Namen nicht genannt haben, ſo aber will er auch nicht verborgen ſein noch unbekannt. Denn er iſt vor etlichen Jahren faſt durch alle Landſchaft, Fürſtenthümer und Königreiche gezogen, ſeinen Namen Jedermann ſelbſt bekannt gemacht und ſeine große Kunſt, nicht allein der Arzenei, ſondern auch der Chiromanzie, Nigromanzie, Phyſionomie, Viſiones in Kryſtallen und dergleichen mehr Künſte ſich höchlich berühmt. Und auch nicht allein berühmt, ſondern ſich auch einen berühmten und erfahrnen Meiſter bekannt und geſchrieben. Hat auch ſelbſt bekannt und nicht geleugnet, daß er ſey, auch hieß Fauſtus, damit ſich geſchrieben philosophum philosophorum etc. Wie aber Viele mir geklagt haben, daß ſie von ihm ſeyn betrogen worden, deren iſt eine große Zahl geweſen. Nun, ſein Verheiſen war auch groß, wie des Theſſali (zu Galen's Zeiten), dergleichen ſein Ruhm, wie auch des Theophraſti, aber die That, wie ich vernehme, faſt ſehr klein und betrüglich erfunden; doch hat er ſich in Geld nehmen und empfangen (daß ich recht red) nicht geſäumt, Viele mit den Ferſen geſegnet. Aber was ſoll man nun dazu thun, hin iſt hin, ich wollt es jetzt auch dabey laſſen, ſchau du weiter, was du zu ſchicken haſt."

Dieſe Schilderung ſtimmt zu den beiden vorhergehenden, und ſie beweiſt zugleich, daß Fauſt ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen ungewöhnliches Aufſehen erregte. Aus den Worten „hin iſt hin" könnte man ſchließen, daß Fauſt 1539 bereits todt war; doch folgt dies nicht ſicher. Ausdrücklich geſagt wird es in folgender für die Geſchichte der Sage beſonders wichtigen Erwähnung Fauſt's in Johannes Gaſt's Sermones convivales. Tom. II. (4. Ausg. [Baſel 1554.] S. 274. 275):

De Fausto Necromantico. Divertitur sub noctem in coenobium quoddam valde dives, pernoctaturus illic. Fraterculus apponit illi vile vinum, pendulum et nihil gratiae habens. rogat Faustus, ut ex vase altero hauriat melius vinum, quod nobilibus dare consueverat. Fraterculus mox dixit: Claves non habeo. Prior dormit, quem exuscitare piaculum est. Faustus inquit: Claves jacent in isto angulo, has accipe et vas illud ad sinistrum latus aperi et adfer mihi potum. Fraterculus renuit, sibi non esse commissum a Priori aliud vinum hospitibus proponere. Faustus iis auditis iratus dixit: Videbis brevi momento mira, inhospitalis fratercule. Abiit summo mane insalutato hospite, ira accensus, ac immisit satanam quendam furibundum, die nocteque in coenobio perstrepentem, omnia moventem tam in ecclesia, quam in ipsis habitationibus monachorum, adeo ut quietem nullam habere possint, quodcunque negocium attentarent. Tandem deliberarunt, an coenobium esset relinquendum aut omnino pereundum. Palatino itaque scripserunt de infortunio illo, quo tenebantur. Qui coenobium in suam recepit defensionem, abjectis monachis, quibus alimenta praestat in singulos annos, reliqua sibi servat. Ajunt quidam, etsi adhuc hodie monachi coenobium intrent, tantas turbationes fieri, ut quietem incolentes habere non possint. Hoc novit satan instituere.

Aliud de Fausto exemplum. Basileae cum illo coenatus sum in collegio magno, qui varii generis aves, nescio ubi emerat aut quis dederat, cum hoc temporis nullae venderentur, coquo ad assandum praebuerat, quales etiam ego nunquam in nostris regionibus viderim. *Canem secum ducebat et equum, Satanas fuisse reor, qui ad omnia erant parati exequenda. Canem aliquando servi formam assumere* et esculenta adferre, quidam mihi dixere. Atqui miser deplorandum finem sortitus est, nam *a Satana suffocatus*, cujus cadaver in feretro facie ad terram perpetuo spectans, etsi quinquies in tergum

7) Eine Familie Fauſt im Kur- und meißniſchen Kreiſe, beſonders zu Mühlberg, führt Köhler in ſeiner „Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über das Leben und die Thaten D. Johann Fauſt's" an (S. 62). Das Wappen eines Juriſten Doctor Fauſt ſoll in dem Wappenbuche enthalten ſein, welches Frankfurt a. M. 1579 herauskam (Hiſtoriſche Remarqven über D. Johan Fauſten, Zwickau o. J. S. 7). Der Buchdrucker Fauſt, Fauſtus Socinus, der Stifter der Socinianer, und Fauſtus Arundelinus, Profeſſor zu Paris, ſind geradezu mit unſerm Fauſt verwechſelt worden. Raphael Volaterra hat, nach Neumann's Disquisitio de Fausto. Cap. I. §. 11, einen ganzen Katalog von Männern Namens Fauſt zuſammengeſtellt.

Digitized by Google

verteretur. Dominus custodiat nos, ne Satanae mancipia fiamus.

Johann Gaſt aus Breiſach war proteſtantiſcher Geiſtlicher zu Baſel. Die Dedication des erſten Theiles ſeiner dreibändigen Schrift, einer ſehr rohen Compilation von Anekdoten, eigenen Erlebniſſen des Verfaſſers, Ausſprüchen alter und neuer Gelehrten und dergl., iſt 1543 unterſchrieben; es kommen jedoch in der von mir benutzten Ausgabe des zweiten Bandes ſchon Stücke aus den Jahren 1544—1547 vor, ſo daß ich leider nicht weiß, ob die Erzählung von Fauſt's Tode ſchon in der erſten Ausgabe enthalten war. Doch ſteht ſie wenigſtens bereits in der Ausgabe von 1548, aus der Veeſenmeyer dieſes Zeugniß im Allgem. literariſchen Anzeiger. 1799. S. 2030 zuerſt nachgewieſen hat. Fauſt war alſo 1548 ſchon todt und wurde 60 bis 70 Jahre alt. — Der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen über D. Joh. Fauſten ſagt S. 33 ausdrücklich, Fauſt ſolle 1541 geſtorben ſein; doch gibt er nicht an, woher er dies nimmt. Mit dieſer Angabe ſtimmt, vielleicht nur zufällig, das niederländiſche Volksbuch von Chriſtoph Wagner überein, in welchem Wagner bald nach Fauſt's Tode auf 30 Jahre einen Bund mit dem Teufel ſchließt und 1570 ſtirbt. — Die Sage aber war zu Gaſt's Zeiten offenbar ſchon ſehr ausgebildet; beſonders finden wir ſchon Spuren der doppelten Faſſung des Bundes mit dem Teufel, welche in der Pfitzer'ſchen Bearbeitung des Volksbuches (vielleicht ſchon bei Widmann, deſſen Werk, Pfitzer's Quelle, mir noch unbekannt iſt) wiederkehrt, indem der Teufel nach der einen Sage als Hund, nach der andern als Diener Fauſt's ſteter Begleiter war. Zugleich wird Fauſt's Hund durch dieſes Zeugniß hiſtoriſch erwieſen, ſowie auch Cornelius Agrippa's Hund, der in der Sage zum Teufel wurde, hiſtoriſch iſt. Das von Gaſt erwähnte Pferd iſt vielleicht ebenfalls nur ſpäter zu dem Zauberpferde umgebildet worden, welches in den Volksbüchern erſcheint, und in das ſich, nach einem ausdrücklichen Zuſatze des älteſten teutſchen und des niederländiſchen Volksbuches, Mephiſtopheles verwandelt. Auch daß Fauſt vom Teufel erwürgt wird, daß ihm der Teufel als Diener Speiſen zuträgt wie der Hausgeiſt, und daß Fauſt, um ſich zu rächen, Poltergeiſter in Häuſer ſendet, iſt dem Volksbuche gemäß. Die naive Erzählung, Fauſt habe Vögel gehabt zu einer Zeit, da man in Baſel keine verkaufte, und Vögel, wie ſie Gaſt nie geſehen, bürgt, daß auch im Übrigen nichts von Gaſt erfunden iſt, da er dieſen Zug ſonſt wol ausgeſchmückt hätte: doch war er allerdings tief befangen in dem Zauberglauben ſeiner Zeit; ſo z. B. ſah er einſt ſelbſt, wie ein Hahn einen ungeheuern Balken zog, während es in der That nur ein Strohhalm war (Serm. conv. III, 76; vergl. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm II, 149). — Aus dem offenbar verderbten Schluſſe der Erzählung erkennt man nicht, ob die Sage ging, Fauſt's Kopf habe nach vorn herabgehangen, und man habe umſonſt geſucht ihn zurück zum Rücken zu drehen, oder ſein Geſicht habe, als er auf der Bahre, alſo auf dem Rücken, lag, zur Erde geblickt, d. h. es habe im Nacken geſeſſen, wie der wilde Jäger öfter erſcheint (z. B. in den Niederſächſiſchen Sagen von Harrys. 2. Heft. Nr. 5). Für die letztere Erklärungsweiſe ſpräche, daß auch Manlius, zu dem wir jetzt kommen, berichtet, Fauſt's Leiche habe inversa facie dagelegen.

Locorum communium collectanea a *Johanne Manlio* per multos annos tum ex lectionibus D. *Philippi Melanchthonis* tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta jamque postremum recognita. (Basileae 1562.) p. 38:

Novi quendam nomine *Faustum de Kundling*, quod est parvum oppidum patriae meae vicinum. Hic cum esset Scholasticus Cracoviensis, ibi magiam didicerat, sicut ibi olim fuit ejus magnus usus et itidem fuerunt publicae ejusdem artis professiones. *Vagabatur passim*, *dicebat arcana multa.* Ille Venetiis cum vellet ostendere spectaculum, dixit se volaturum in coelum. Diabolus igitur subvexit eum et afflixit adeo ut allisus humi pene exanimatus esset: sed tamen non est mortuus.

Ante paucos annos idem *Johannes Faustus* postremo die sedit admodum moestus in quodam pago ducatus Wirtenbergensis. Hospes ipsum alloquitur, cur moestus esset praeter morem et consuetudinem (*erat alioqui turpissimus nebulo*, *inquinatissimae vitae*, *ita ut semel atque iterum pene interfectus sit propter libidines*); ibi dixit hospiti in illo pago: Ne perterrefias hac nocte. Media nocte domus quassata est. Mane cum Faustus non surgeret, hospes, adhibitis aliis, ingressus est in ejus conclave invenitque eum jacentem prope lectum *inversa facie*, sic a diabolo interfectus. *Vivens adhuc habebat secum canem*, *qui erat diabolus*, sicut iste nebulo qui scripsit De vanitate artium[8]) etiam habebat canem secum currentem, qui erat diabolus. Hic Faustus in hoc oppido Witenberga evasit, cum optimus princeps dux Johannes dedisset mandata de illo capiendo. Sic Norinbergae etiam evasit, cum jam inciperet prandere, aestuavit, surgitque statim, solvens quod hospiti debebat; vix autem venerat ante portam, ibi veniunt lictores et de eo inquirunt.

Idem Faustus magus, turpissima bestia et cloaca multorum diabolorum vane gloriabatur de se omnes victorias, quas habuerunt caesarini exercitus in Italia[9]), esse partas per ipsum sua magia. Idque fuit mendacium vanissimum. Id enim dico propter juventutem, ne statim talibus vanis hominibus assentiantur.

Als eigentlicher Gewährsmann für dieſe Angaben wird gewöhnlich Melanchthon angeſehen: wie viel ihm davon gehört, läßt ſich nicht erkennen; doch iſt deutlich, daß ihm Manlius wenigſtens den Anfang ſeines Berichtes in den Mund legt, da Knittlingen, wie ſchon Neumann (Disquisitio de Fausto. Cap. I. §. 3) ſtatt Kundling richtig lieſt, zwei Stunden ſüdöſtlich von Bretten,

8) Cornelius Agrippa. 9) 1527.

dem Geburtsorte Melanchthon's, liegt. Es gehörte zum Kloſter Maulbronn und war, wie das Kloſter ſelbſt, urſprünglich pfälziſch; erſt 1504 wurden beide durch Herzog Ulrich an Würtemberg gebracht (Chronicon parvum Sueviae, oder kleines ſchwäbiſches Zeitbuch, durch Martinum Zeilerum. [Ulm 1653.] S. 564). Kundling iſt ohne Zweifel nur Schreib- oder Druckfehler bei Manlius; denn daß Knittlingen früher Kundlingen hieß, was in den bereits erwähnten hiſtoriſchen Remarquen S. 4, in Köhler's hiſtoriſch-kritiſcher Unterſuchung über Fauſt S. 60 und ſonſt geſagt wird, läßt ſich nicht beweiſen. Auch kommt die Form Kundlingen überhaupt nur bei den Schriftſtellern vor, welche erweislich die Stelle von Manlius vor Augen hatten [10]).

Alles Übrige, was Manlius erwähnt, bezeugt uns nur die raſche Entwickelung der Sage. Für geſchichtlich könnte man höchſtens noch Fauſt's Flucht aus Wittenberg halten, die Manlius ebenfalls wie mit Melanchthon's eigenen Worten anführt. Neumann zwar leugnet, daß Fauſt je nach Wittenberg gekommen ſei; Manlius, ſagt er, ſchreibe non tam latine quam audacter, Wittenberg ſei eine Verwechſelung mit Würtemberg, die auch im Volksbuche wiederkehre, wo erzählt wird, daß Fauſt im Speſſerwalde bei Wittenberg den Teufel beſchwur, und daß er bei einem Vetter, dem Bruder des Vaters, zu Wittenberg erzogen wurde; allein mit dem Speſſerwalde könne nur der Speſſart gemeint ſein, und ein Mann, Namens Fauſt, habe ſich, wie aus dem Einwohnerverzeichniſſe auf dem wittenberger Rathhauſe hervorgehe, nie in Wittenberg aufgehalten. Neumann, als angeſehener Theolog zu Wittenberg, ſcheint die wittenberger Univerſität durch das Volksbuch von Fauſt für beſchimpft gehalten zu haben: obgleich er daher ſonſt in der ganzen Abhandlung ſehr gründlich verfährt, ſo übergeht er hier doch offenbar abſichtlich all die zahlreichen Stellen des Volksbuches, aus denen er ſehen mußte, daß Wittenberg wenigſtens auf keiner Verwechſelung mit Würtemberg beruht, ſondern daß ſich die Sage wirklich an Wittenberg knüpft. Daß Fauſt ſich einige Zeit zu Wittenberg aufgehalten hat, ſcheint unzweifelhaft, da mindeſtens der dritte Theil der Sage in Wittenberg ſpielt. — Für die Zeitbeſtimmung gewinnen wir durch die Worte ante paucos annos nach Gaſt's Zeugniß nichts. Die Schilderung von Fauſt's Tode aber ſteht dem Volksbuche ſchon näher, als die bei Gaſt. Von der Sage, daß der Teufel Fauſt als Diener begleitete, ſcheint Manlius nichts gewußt zu haben, doch wie hier aus Wittenberg und Nürnberg, wird Fauſt im älteſten teutſchen Volksbuche aus Erfurt verwieſen; Fauſt's Aufenthalt zu Krakau kommt nur im franzöſiſchen Volksbuche (wol nach Wier, der ſich auf Manlius ſtützt) vor; worauf die Angabe ſich gründet, daß in Krakau öffentlich die Magie gelehrt worden ſei, weiß ich nicht. Der verunglückte Verſuch in den Himmel zu fliegen aber, welchen die Volksbücher nicht erwähnen, iſt wahrſcheinlich von Simon Magus auf Fauſt übertragen. Wie ähnlich dieſe Sage von Fauſt der von Simon iſt, fühlte ſchon Samuel Meiger (Pfarrer zu Nordtorf in Holſtein), der, vielleicht nur nach Manlius, in ſeinem Nucleus Historiarum, oder Auſſerleſene liebliche, denckwürdige vnd warhaffte Hiſtorien u. ſ. w. (Hamburg 1599. Fol.) Buch 7. Cap. 18 erzählt: „In gleiche vnſinnigkeit (wie Simon Magus) geriete Faustus das fromme kindt zu Venedig auch, der ließ ſich auch vernehmen, wie er ohne Federn fliegen wolte, da jederman dem ſpiel zu ſicht, ſtürtzet er herunter, vnnd bricht ein bein entzwey, doch dieweil ſeine zeit noch nicht gekommen vnnd er noch nicht ausgedienet, kam er domahlen mit dem leben dauon, biß ſein glaß war ausgelauffen, da zerbrach jhm der Teuffel den Hals." — Nur einen Auszug aus der Stelle bei Manlius gibt Andreas Hondorff: Theatrum historicum sive Promptuarium illustrium exemplorum ad honeste, pie beateque vivendum etc., initio quidem a reverendo viro D. Andrea Hondorffio Theologo idiomate Germanico conscriptum, jam vero labore et industria Phil. Loniceri ... latinitate donatum multisque in locis auctum et illustratum. Ed. quinta. (Francof. 1633.) (Die erſte Ausgabe erſchien 1575.) p. 167.

Auch Wier, der ſechſte Zeuge, hatte die Stelle von Manlius vor ſich; doch fügt er Eigenes hinzu. De Praestigiis Daemonum et Incantationibus ac Veneficiis libri sex. Ab auctore sexies aucti et recogniti, juxta Exemplar Basiliense 1583 (in *Joannis Wieri*, illustrissimi Ducis Juliae, Cliviae etc. quondam archiatri, opera omnia. Ed. nova et hactenus desiderata. [Amstel. 1659.]) lib. 2. §. 8: Joannes Faustus ex Kundling oppidulo oriundus, Cracoviae magiam, ubi olim docebatur palam, didicit *eamque paucis annis ante quadragesimum supra sesquimillesimum, cum multorum admiratione, mendaciis et fraude multifaria in diversis Germaniae locis exercuit.* Inani jactantia nihil non potuit. Exemplo uno artem ea conditione Lectori ostendam, ut se non imitaturum mihi prius fidem faciat. Hic sceleris ergo captus Batoburgi in Mosae ripa ad Geldriae fines, barone Hermanno absente, mitius ab ejus sacellano D. Joanne Dorstenio tractabatur, quod huic viro bono nec callido plurium rerum cognitionem artesque varias polliceretur. Hinc et tamdiu vinum, quo Faustus unice afficiebatur, prompsit ille, donec vas evacuaretur. Quod ut Faustus intelligeret atque Graviam sibi abeundum esse, ut raderetur barba, diceret alter, vinum is si adhuc curaret, artem denuo promittit singularem, qua citra novaculae usum tolleretur barba. Conditione accepta arsenico confricari eam citra ullam praeparationis mentionem jubet. Adhibita illinitione tanta successit inflamma-

10) Daß Fauſt zwar nicht in, doch bei Knittlingen geboren und daſelbſt vom Teufel in Stücke geriſſen ſei, gibt auch Konrad Dietrich (aus Ulm) an in ſ. Werke Ecclesiastes, d. i. der Prediger Salomo, in unterſchiedenen Predigten erklärt u. ſ. w. (Nürnb. 1664.) II, 237. Noch jetzt zeigt man in Maulbronn ein Gemach, das Fauſt einſt bewohnte, und aus dem ihn der Teufel holte, wovon noch die Blutſpuren an der Wand zu ſehen ſind (Schwab, Wanderungen durch Schwaben S. 29). Auch Tritheim's Angabe, daß Fauſt früh mit Franz von Sickingen bekannt war, macht es wahrſcheinlicher, daß Fauſt aus Schwaben, als daß er, wie die Volksbücher ſagen, aus Roda im Weimariſchen, oder aus Salzwedel in der Mark gebürtig war. Für ſichere Gewähr wird man jedoch das Zeugniß von Manlius ſeinem ganzen Tone nach nicht halten.

Digitized by Google

tio, ut non modo pili sed et pellis cum carne exureretur. Cum stomacho idem ille mihi facinus hoc non semel recensuit. Alius mihi non incognitus, barba nigra, reliqua facie subobscura et melancholiam attestante (spleneticus etenim erat) quum Faustus accederet, incunctanter hic ait: Profecto te sororium meum esse existimabam, pedibus tuis mox observatis, num longae et incurvae in iis prominerent ungulae; ita hunc daemoni assimilans, quem ad se ingredi arbitraretur, eundemque affinem appellare consuevit. Hic tandem in pago ducatus Wirtenbergici inventus fuit juxta lectum mortuus inversa facie et domo, praecedente nocte media, quassata, ut fertur.

Wier (lateiniſch Piscinarius genannt), Agrippa's Schüler, war ſelbſt aus Grave an der Maas gebürtig, und lange Zeit Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve. Er ſpricht zuerſt ausdrücklich von dem Aufſehen, das Fauſt im Volke erregte; doch iſt daſſelbe nach der bisher dargelegten Entwickelung der Sage ſchon früher vorauszuſetzen. — Der Scherz, den ſich Fauſt mit dem Melancholiſchen macht, ſcheint anzudeuten, daß Fauſt ſchon bei ſeinen Lebzeiten beſchuldigt wurde, nicht blos als Hund, ſondern auch in menſchlicher Geſtalt begleite ihn der Teufel [11], und daß Fauſt ſelbſt heiter auf dieſe Anklage einging. „Schwager" mag eine der traulichen Benennungen ſein, welche vom alten Hausgeiſte auf den Teufel übergingen; wenigſtens nannte der Zwergkönig Goldemar den Neveling von Hardenberg Schwager (Grimm's teutſche Mythologie. 2. Ausg. S. 477; vergl. „Lieber Nachbar" als Anrede, die der Kobold empfängt). — Daß Fauſt in den Jahren kurz vor 1540 beſonders berühmt war, ſtimmt zu dem Zeugniß von Begardi; da er jedoch ſicher vor 1548 ſtirbt, ſo ſcheint die Sage erſt gegen Ende ſeines Lebens allgemeiner geworden zu ſein.

In dem folgenden Paragraph erzählt Wier noch von einem Schulmeiſter zu Goslar, der ex Fausti magi vel verius infausti mali doctrina instructus den Teufel beſchwört, und, wie der Teufel erſcheint, ſo erſchrickt, daß er ein Jahr lang ſtumm bleibt [12], dann zwar wieder zu ſprechen anfängt, doch am dritten Tage darauf ſtirbt. Hierin ſcheint zu liegen, daß ſchon zu Wier's Zeit eine Zauberſchrift unter Fauſt's Namen umlief; denn wenn Wier meinte, der Schulmeiſter ſei von Fauſt ſelbſt oder nach einer mündlich überlieferten Lehre Fauſt's im Beſchwören unterrichtet worden, ſo würde er wol a Fausto oder secundum Fausti doctrinam instructus ſagen.

Auf Wier ſtützt ſich zum Theil Philippus Camerarius (Operae horarum subcisivarum [Francof. 1624.] Centuria prima p. 314), von welchem hierher nur die Äußerung gehört, daß es noch zu ſeiner Zeit allgemein bekannt ſei, wie unter den Zauberern der vorhergehenden Generation beſonders Fauſt berühmt geweſen ſei, und daß er ſelbſt ſich von denen, welche Fauſt wohl gekannt hatten, noch Vieles habe erzählen laſſen.

Außerdem wird Fauſt von Konrad Geßner 1561 in einem Briefe an Johann Krato von Kraftheim (Epistolae medicinales p. 1) erwähnt. Hier heißt es: Equidem suspicor illos (die Schüler des Theophraſtus Paracelſus) ex Druidarum reliquiis esse, qui apud Celtas veteres in subterraneis locis a daemonibus aliquot annis erudiebantur, quod nostra memoria in Hispania adhuc Salamancae factitatum constat. Ex illa schola prodierunt quos vulgo scholasticos vagantes nominabant, inter quos Faustus quidam non ita pridem mortuus mire celebratur. Dieſes wunderbare Preiſen zeigt aufs Neue die raſche Fortbildung der Sage. Zu den fahrenden Schülern rechnet Geßner auch im Onomaſticon Fauſt: ob er wirklich zu ihnen gehörte, wiſſen wir nicht; ſicher iſt nur nach Begardi's Schilderung, daß er gleich den fahrenden Schülern unſtät umherſtreifte [13].

Endlich wird die Verbreitung der Sage vor dem Erſcheinen des Volksbuches noch durch eine Stelle in Ludwig Lavater's, reformirten Predigers zu Zürich, Abhandlung: De spectris, lemuribus et magnis atque insolitis fragoribus variisque praesagitionibus (Genevae 1570.) p. 206, bezeugt: nachdem er von den Zauberern ſeiner Zeit, die Gott ſtrafen werde, geſprochen, ſchließt er, um gleichſam ein ſchlagendes Beiſpiel anzuführen, Quam miranda referuntur de Fausto Germano, quae nostra aetate per magicas artes effecerit!

Köhler erwähnt in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über Fauſt S. 153—155 nach dem Magazin der ſächſiſchen Geſchichte (1785. St. 16. S. 208 fg.) einen Johann Fauſt, einen alten wittenberger und leipziger Studenten, der in dem mühlbergiſchen Amtsdorfe Außig wohnte und bei dem Kaiſer Karl V. im J. 1547 einkehrte. Da jedoch die Sage, nach Gaſt's Zeugniß, zu jener Zeit ſchon ſehr ausgebildet war, und ſie hier mit keinem Worte berührt wird, ſo dürfen wir annehmen, daß nicht unſer Fauſt gemeint iſt. Daß eine Familie Fauſt in jener Gegend anſäßig war, iſt ſchon oben bemerkt, und Johann war ſchon damals ein ganz gewöhnlicher Name.

Auch die in der Vorrede zu der Widmann'ſchen Bearbeitung des Volksbuches erwähnten Worte Luther's glaube ich nicht als geſchichtliches Zeugniß für Fauſt anführen zu dürfen. Von der Hagen in ſeinem Aufſatze über Fauſt im ſechsten Bande des Neuen Jahrbuchs der berliniſchen teutſchen Geſellſchaft S. 289—308 hält dieſe Stelle für beſonders wichtig, und wundert ſich, daß ſie bisher gänzlich unbeachtet geblieben ſei; doch iſt ſie von denen, welche früher über die Sage geſchrieben haben, offenbar deshalb übergangen, weil ſie richtig erkannten, daß Widmann, welcher verſichert, ſein ganzes Buch gründe ſich auf das von Johann Waiger (Fauſt's Diener) und von andern Bekannten Fauſt's hinterlaſſene „rechte und wahrhaffte Original", Widmann, der mehrfach bei rein ſagenhaften Erzählungen ſich auf das Zeugniß von Au-

11) Vergl. Gaſt's Angabe, daß Fauſt's Hund, wie man erzähle, ſich bisweilen in einen Diener verwandle. 12) Wer Geiſtererſcheinungen ſieht, wird ſtumm. Vergl. Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 319.

13) In dem Discursus de vagantibus scholasticis von Jacob Thomaſius, einem der vielen Werke, die ſeit Neumann's Abhandlung traditionell angeführt werden, iſt hierüber auch nur geſagt, daß Fauſt wahrſcheinlich kein fahrender Schüler geweſen ſei.

Digitized by Google

genzeugen beruft, ja ſogar Briefe mittheilt, in denen Fauſt ſelbſt ſeine Thaten beſchreibt, daß ſolch ein Gewährsmann keinen Glauben verdient, wenn er aus dem Briefe eines Ungenannten anführt, was einſt Luther mit einigen Freunden bei Tiſche über Fauſt geſprochen habe. Es kann dieſes Geſpräch ſeinem Tone und Inhalte nach ſehr wol zu Luther's Tiſchreden gehören; doch um es wirklich zu ihnen zu rechnen und irgend Folgerungen darauf zu gründen, müßte man eine beſſere Bürgſchaft für ſeine Echtheit beſitzen, als Verſicherungen Widmann's.

Endlich wird unter den Zeugen für die Exiſtenz Fauſt's häufig noch Melanchthon genannt; doch iſt dieſe Angabe in ein gewiſſes Dunkel der Tradition gehüllt und beruht vielleicht nur auf einem Irrthume. Zuerſt begegnet ſie in den hiſtoriſchen Remarquen über D. J. Fauſt, wo es S. 7 heißt: „Philippus Melanchton, ein ſcharfſer Einſeher in ſeine Zeiten und genauer Kenner der Hiſtorie, hat in ſeinen Schrifften des D. Fauſt's auch gedacht." Dann ſagt Köhler in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung über Fauſt S. 56: „Noch ſicherer aber iſt eine Angabe in Melanchthon's Briefen nach Kaspar Peucer's Ausgabe"; doch in den von Peucer herausgegebenen Briefen Melanchthon's kommt eine Erwähnung Fauſt's nicht vor. Nur allgemein auf einen Brief Melanchthon's berufen ſich Görres (Die teutſchen Volksbücher S. 212), Horſt (Zauberbibliothek VI, 87), Stieglitz (a. a. O. S. 141, nach Horſt), v. d. Hagen (a. a. O. S. 290) und Andere; keiner aber gibt an, wo jener Brief Melanchthon's ſtehen ſoll, während ſie doch ſonſt weit Unbedeutenderes durch genaue Citate belegen. Wahrſcheinlich iſt dieſe Berufung auf Melanchthon nur dadurch veranlaßt, daß mehrere Frühere, wie Tenzel, die Fauſt's Exiſtenz nachzuweiſen ſuchten, unter den Zeugen für dieſelbe Melanchthon aufführten, indem ſie ihn als Gewährsmann der von Manlius mitgetheilten Angaben betrachteten. Wenn man ſpäter fand, daß Melanchthon Fauſt erwähne, ſo lag es am nächſten zu vermuthen, daß er in ſeinen Briefen von ihm ſpreche.

Ohne Zweifel iſt in Schriften des 16. Jahrh. noch manche Erwähnung Fauſt's enthalten; allein es iſt nicht zu fürchten, daß irgend eine von ihnen die Auffaſſung der Sage weſentlich verändern oder zu ihrer Erklärung im Einzelnen etwas Weſentliches beitragen werde. Daß die Sage auf einer hiſtoriſchen Grundlage ſich entwickelte, iſt hinlänglich bezeugt, und wenn wir kein Zeugniß dafür hätten, ſo würden wir es bereits aus ihrem plötzlichen Auftauchen und ihrer raſchen Entfaltung ſchließen können. Doch hielt ſie ſich mit ſo geringer Pietät an die Perſon ihres Helden, daß an eine bloße Umgeſtaltung und Ausſchmückung geſchichtlicher Ereigniſſe nicht zu denken iſt. Zu wünſchen wäre darum noch, daß durch ein geſchichtliches Zeugniß erklärt würde, wie grade Fauſt unter den zahlreichen Zauberern des 16. Jahrh. in ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich zu ziehen vermochte, daß ſein Ruhm in wenigen Jahrzehnten ſich über ganz Teutſchland verbreitete und das ganze Volk ein Gedicht weiter und weiter zu dichten begann, das zu Anfang wenigſtens nur ſeine Thaten verherrlichte. Die Gelehrten ſchildern ihn als unſittlich und unwiſſend, und ſagen nur, er habe ſich ſelbſt übermüthig ſeiner tiefen Weisheit und ſeiner Zauberkräfte gerühmt; doch durch bloßen Selbſtruhm wird das Volk nicht gewonnen; auch bemerkt Manlius wenigſtens, Fauſt habe vieles Geheime offenbart, und das erſte Beiſpiel bei Wier zeigt, daß man beſondere Künſte von ihm zu ſehen und zu lernen gewohnt war. Wenn daher Fauſt auch kein fahrender Schüler war, ſo ſcheint er doch gleich den fahrenden Schülern aus der angeblich magiſchen Kunſt ein Gewerbe gemacht zu haben. Daß er nicht ohne alle Kenntniſſe war, darf man aus Tritheim's Erwähnung ſchließen; da Tritheim bei der Verachtung, mit der er von ihm ſpricht, ihn ſicher nicht zum Lehrer in Kreuznach und zum Magiſter gemacht haben würde, wenn er Grund gehabt hätte, dieſe Angaben zu bezweifeln. Auch die Schilderungen von Fauſt's Unſittlichkeit wird man nicht buchſtäblich nehmen dürfen: die Gelehrten fühlten ſich durch die Bewunderung, die Fauſt beim Volke genoß, herausgefodert, und konnten das, was ſie als verächtlich an ihm erkannten, unwillkürlich mit ſchwärzeren Farben malen, ſowie ſie Manches, was zu Fauſt's Gunſten ſprach und uns vielleicht das Aufſehen, das er im Volke erregte, erklären würde, leicht übergehen konnten. Auf welche Weiſe jedoch Fauſt auch dieſes Aufſehen erregt haben mag, daß er es erregte, iſt eine Thatſache, und ſobald es da war, hatte die Sage bei ihm um ſo freieren Spielraum, weil er dem Volke allein angehörte und bis dahin ein dunkles Leben geführt hatte; ſie durfte ihn daher weit höher heben, als ſie Tritheim, Paracelſus, Agrippa und die vielen Gelehrten der Zeit, denen ſie ebenfalls den Ruhm der Zauberer zugedacht hatte, zu heben vermochte. Dieſe wirkten theils während ihres Lebens ſelbſt noch der Sage entgegen; theils hatte man nach ihrem Tode in ihren Schriften und im Andenken an ihr öffentliches Wirken einen Maßſtab, nach dem man die Glaubwürdigkeit der Sage beurtheilte. Fauſt's Ruhm war erſt durch die Sage geſchaffen; ſobald ſich ſeine Geſtalt aus dem Dunkel erhob, war ſie ſchon in die Sage gehüllt; der Sage entgegen zu treten, hatte er keinen Grund, vielmehr mußte er nach Allem, was uns die Gelehrten von ihm berichten, ſich ihrer Ausbildung freuen und ſie ſelbſt zu befördern ſuchen. Sein unſtätes Leben begünſtigte die Entwickelung der Sage, da man nun an den verſchiedenſten Orten zugleich die Sage fortzubilden begann, was die Wiederholungen und Widerſprüche im Volksbuche beweiſen. Wenn man hierzu noch den Zauberglauben des 16. Jahrh. erwägt, ſo überraſcht es nicht, daß ſich die Sage kaum ein halbes Jahrhundert nach Fauſt's Tode ſoweit ausgebildet zeigt, wie vielleicht keine Sage, die von einer hiſtoriſchen Geſtalt ausging, ſich je ausgebildet hat. Doch eben weil dieſe hiſtoriſche Geſtalt erſt durch die Sage berühmt geworden war, ging die Sage mit ihr um ſo eigenmächtiger um, und ſie gab, wenn auch gewiß nur nach und nach, die Perſönlichkeit ihres Helden vollſtändig auf und ſchuf ihn zum allgemeinen Typus der Zauberer um, auf den ſie die verſchiedenartigſten Sagen und Mährchen übertrug. So finden wir in den Volksbüchern von Fauſt eine bunte Sammlung von Zauberſagen, die ſich faſt alle noch auf alte teutſche Mythen zurückführen laſ-

Digitized by Google

ſen, und die durch Fauſt's Namen nur wie durch ein zufälliges Band zuſammengehalten werden.

Das älteſte dieſer Volksbücher erſchien 1588. Sein vollſtändiger Titel iſt: Historia Von D. Johann Fauſten, dem weitbeſchreyten Zauberer vnnd Schwartzkünſtler, Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben, Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewer getrieben, biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel, abſcheuwlichen Exempel und treuwhertziger Warnung zuſammen gezogen vnd in den Druck verfertiget. Jacobi IIII. Seyt Gott vnterthänig, widerſtehet dem Teuffel, ſo fleuhet er von euch. CVM GRATIA Et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johann Spies. M.D.LXXXVIII. kl. 8. — Dieſen ſehr ſeltenen älteſten Druck beſitzt die Ponickau'ſche Bibliothek zu Halle; den von 1592 hat mir Jacob Grimm aus ſeiner Bibliothek gütigſt mitgetheilt. In dem letztern iſt die Orthographie mehrfach verändert, doch oft nur zum Nachtheil; auf der Rückſeite des Titels ſteht in dieſer Ausgabe, doch nicht in der von 1588, folgendes

Epigramma.

QVisquis es, ingentes qui vis cognoscere technas
Daemonis, hunc librum perlege, certus eris.
Offeret hic etenim tibi Fausti tristia fata,
Squalida quem vivum traxit in antra Draco.
Testis eris multo paries maculate cerebro,
Dentibus et mixto foeda cruore domus.
Membra, animam secum raptans, collisa reliquit,
Insculptum busto qua breve carmen habent:
Hac lacerum FAVSTI corpus requiescit in vrna,
Spiritus est Stygij raptus in antra ducis.
Exemplo quivis moniti coluisse Tonantem
Discant, blasphemos poena maligna manet.
Astra Fides Penetrat.

Eine Grabſchrift Fauſt's findet ſich ſonſt nirgends erwähnt, und ſie iſt hier wol nur fingirt.

Der Verf. dieſes Volksbuches, aus dem die ſpätern alle durch Überſetzung oder Umarbeitung hervorgegangen ſind, war ein Gelehrter, wie man aus der häufigen Einmiſchung lateiniſcher Wörter und Sätze erſieht. Obgleich auch er durch die Darſtellung der Sage ſchon von ähnlichen Zauberwerken abzuſchrecken bezweckt, ſo faßt er die Sage doch noch weit heiterer und unbefangener, als die ſpäteren Bearbeiter, und der ganze Ton ſeiner Schrift iſt ungleich volksthümlicher, als der aller jüngeren, welche die harmloſeren Scherze, und beſonders die ſchöne Ironie, mit der oft ſowol Fauſt als der Teufel ſelbſt verlacht wird, durchgängig unterdrücken, dürre moraliſche Betrachtungen an ihre Stelle ſetzen und in einförmigem, ſteifen Lehrtone die Vorzüge der ältern Darſtellung verwiſchen. Beſonders geſchickt wird in dieſem älteſten Volksbuche eine Menge von Sprichwörtern eingeflochten, von denen ſich in den jüngern Bearbeitungen keine Spur mehr findet. Ich ſetze nur eine Stelle als Beiſpiel her. Mephiſtopheles verſpottet Fauſt, deſſen Vertrag zu Ende geht:

„Weiſtu was, ſo ſchweig;
Iſt dir wohl, ſo bleib;
Haſtu was, ſo behalt.
Vnglück kömpt bald.
Drumb ſchweig, leyd, meyd vnd vertrag,
Dein Vnglück keinem Menſchen klag.
Es iſt zu ſpat, an Gott verzag;
Dein Vnglück läufft herein all tag.

Darumb, mein Fauſte, iſt's nit gut mit groſſen Herrn vnd dem Teuffel Kirſchen eſſen, ſie werffen einem die Stiel ins Angeſicht, wie du nun ſieheſt, derhalben wereſtu wol weit von dannen gangen, were gut für die Schüß geweſen; dein hoffertig Rößlein aber hat dich geſchlagen; du haſt die Kunſt, ſo dir GOtt gegeben, veracht, dich nicht mit begnügen laſſen, ſonder den Teuffel zu Gaſt geladen vnd haſt die 24 Jar hero gemeynet, es ſeye alles Golt, was gleiſſet, was dich der Geiſt berichte, darburch dir der Teuffel, als einer Katzen, ein Schellen angehengt. Siehe, du wareſt ein ſchöne erſchaffene Creatur, aber die Roſen, ſo man lang in Händen trägt vnd daran riecht, die bleibt nit; deß Brot du geſſen haſt, deß Liedlein muſtu ſingen; verziehe biß auff den Karfreytag, ſo wirdts bald Oſtern werden. Was du verheiſſen haſt, iſt nicht on Vrſach geſchehen. Ein gebratene Wurſt hat zween Zipffel. Auff deß Teuffels Eiß iſt nicht gut gehen. Du haſt ein böſe Art gehabt, darumb läßt Art von Art nicht, alſo läßt die Katz das mauſen nicht. Scharpff fürnemmen macht ſchärtig. — — — Hoffart thäte nie gut; wolteſt Hans in allen Gaſſen ſeyn, ſo ſoll man Narren mit Kolben lauſen. Wer zuviel wil haben, dem wirt zu wenig; darnach einer Kegelt, darnach muß er auffſetzen. So laß dir nun meine Lehr vnd Erjnnerung zu Hertzen gehen, die gleichwohl ſchier verloren iſt; du ſolteſt dem Teuffel nit ſo wol vertrawet haben, dieweil er GOttes Aff, auch ein Lügener vnnd Mörder iſt, darumb ſolteſt du Klüger geweſen ſeyn. Schimpff bringt Schaden, denn es iſt bald vmb einen Menſchen geſchehen, vnd er koſtet ſo viel zu erziehen; den Teuffel zu beherbergen braucht ein klugen Wirt. Es gehört mehr zum Tantz dann ein roht par Schuch, hetteſtu Gott vor Augen gehabt vnd dich mit denen Gaben, ſo er dir verliehen, begnügen laſſen, dörffteſtu dieſen Reyen nicht tantzen, vnnd ſolteſt dem Teuffel nicht ſo leichtlich zu willen worden ſeyn vnd gegläubet haben, dann wer leichtlich glaubt, wirdt bald betrogen; jetzt wiſcht der Teuffel das Maul vnnd gehet davon" (S. 209—213).

Dieſes hochteutſche Volksbuch wurde noch in demſelben Jahre 1588 ins Niederteutſche überſetzt. Ein Exemplar der Überſetzung, die bei Johann Balhorn gedruckt wurde, beſitzt die berliner königliche Bibliothek.

Vier Jahre ſpäter, 1592, erſchien zu Emmerich die erſte Ausgabe der niederländiſchen Überſetzung deſſelben Volksbuches (ſ. Marchand, Dictionnaire historique s. v. Fauste). Im J. 1607 wurde es in Delft neu aufgelegt unter dem Titel: „Die Historie van D. Johannes Faustus, die eenen uitnemenden groote Tooveraar ende swert Constenaar was, uit de Hooch-Duytschen oversien ende met figuren verclart." 4. (Marchand daſelbſt.) Ich habe es benutzt in dem amſterdamer Druck von 1728: Historie van Jan Faustus grooten Tooveraer en swarten Konstenaer. Von sijn Duyvelsche Beschryvinge, van syn onchriste-

Digitized by Google

lijck Leven, met wonderlycke Avonturen, en van syn schrickelyck en grouwelyck Eynde en ofscheydt. Meestendeel uyt syn eygen naergelaeten Schriften by een vergadert etc. T'Amsterdam. By Jean de Nivel, Broeder van het wytvermaert Manneke-pis [14]). 12. Die Überſetzung iſt mit Sinn und Gewandtheit ausgeführt; ſie ſchließt ſich in der Anordnung der Stücke genau an das Original an, läßt nur zwei unbedeutende Zuſätze, gegen die, wie es ſcheint, des Verfaſſers Patriotismus ſich auflehnte, weg und fügt nur einen, wahrſcheinlich aus der Volksſage aufgenommenen, Zug ein. Bei der Erzählung nämlich, daß Fauſt einſt im Winter mehrere adlige Studenten und deren Schweſtern zu Wittenberg in ſeinen Garten lud, der vom Winter unberührt reich blühte, wird hinzugeſetzt, daß man von den Trauben und Roſen, die man bewunderte, keine abſchneiden konnte; denn ſobald Jemand eine abzuſchneiden verſuchte, hielt er einen Andern aus der Geſellſchaft bei der Naſe. Dieſelbe Sage, nur in anderer Verbindung, überliefern Camerarius und der Überſetzer des franzöſiſchen Volksbuches, auch beſteht ſie noch jetzt zu Vorberg bei Heilbronn im Volke fort (ſ. unten). Weggelaſſen aber hat der Überſetzer Folgendes. Erſtens ſchafft Fauſt bei einem Gaſtmahle unter andern Weinen auch niederländer und brabanter; doch dieſe beiden fehlen in der Überſetzung, indem wahrſcheinlich der Überſetzer nicht wollte, daß ein Zauberer die Weine ſeines Landes zu ſchaffen vermöge (S. 161 des teutſchen Volksbuches; vgl. S. 124 fg. des niederländiſchen). Zweitens befinden ſich unter den ſieben ſchönen Frauen, die ſich Fauſt im 19. und 20. Jahre ſeines Bundes mit dem Teufel zu Genoſſinnen wählt, auch zwei Flamänderinnen, von welchen ebenfalls in der Überſetzung geſchwiegen wird (S. 197 des teutſchen, S. 175 des niederländiſchen Druckes).

Ferner iſt das älteſte teutſche Volksbuch ins Franzöſiſche überſetzt von Petrus Victor Palma Cayet (Cajetanus) oder Caillette. Cayet war hugenottiſcher Prediger, wurde jedoch wegen mehrerer groben Verbrechen, deren man ihn anklagte, vorzüglich weil er einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen haben ſollte, ſeines Amtes entſetzt, ging hierauf zum Katholicismus über, ward Doctor der Theologie und Profeſſor der morgenländiſchen Literatur zu Paris und endlich, nach der Sage, wie Fauſt vom Teufel geholt [15]). Vielleicht trug die Überſetzung des Volksbuches von Fauſt zur Ausbildung dieſer Sage bei. Die Überſetzung erſchien zuerſt in Paris 1598. 12. [16]); wahrſcheinlich war Cayet, als er ſie abfaßte, noch Huguenott, da er S. 172 eine Erzählung von einem Prieſter in Cöln einfügt, der ein ſchönes Brevier mit ſilbernen Spangen hatte und in die Meſſe eilte, doch von Fauſt verblendet, plötzlich ein Spiel Karten in der Hand zu haben glaubte und das Brevier wegwarf, welches Fauſt und ſeine Geſellen ſich zueigneten. Ohne Zweifel wollte Cayet hiermit die katholiſchen Prieſter perſifliren, welche der Teufel zu verblenden Macht habe, und bei deren Brevieren die Karten ſo nahe liegen, daß eine Verwechſelung ſtets zu fürchten ſei. Daß Cayet aus dem Hochteutſchen überſetzte, ſieht man aus mehreren beibehaltenen Wörtern; S. 134 fg. z. B. ruft Fauſt zwei Mal wolauf, S. 159 ſteht le bourgemaistre. Doch ſcheint Cayet des Teutſchen nicht vollkommen mächtig geweſen zu ſein, da die Überſetzung nicht nur oft unklar und bisweilen völlig unverſtändlich iſt, was auch nur zum Theil in Entſtellungen der ſpäteren Abdrücke ſeinen Grund haben kann, ſondern da ſie viele Fehler enthält, die auf ſichtlichen Misverſtändniſſen beruhen; z. B. gleich zu Anfange iſt Fauſt nach dem teutſchen Volksbuche gebürtig aus Rod bei Weimar, nach Cayet de Veimmar sur le Rod; das Pferd, welches ſich nachträglich in einen Strohwiſch verwandelt, verkauft Fauſt auf einem Jahrmarkte zu Pfeifering; doch bei Cayet heißt es von dem Roßtäuſcher, der es kauft, il avoit nom Fiffring, comme qui diroit le Fleusteur (S. 164); Fauſt's Haus zu Wittenberg iſt „neben deß Ganſers vnd Veit Rodingers (nach der Ausgabe von 1588, Rödingers nach den ſpätern) Hauß gelegen, bey dem Eyſern Thor in der Schergaſſen an der Ringmawren," was Cayet überſetzt auprès de la maison des Oyes et en la place des Royers près la porte de fer, en la ruë des Barbiers près la ceinture des murailles; Ganſer ſcheint er für den Plural von Gans genommen, ſtatt Rödinger aber Rädinger geleſen und dies ſich als Radmacher (ſ. Royer, Roquefort II, 499) erklärt zu haben; la place entſtand vielleicht gar dadurch, daß er Velt, d. i. Feld ſtatt Veit, las. — Ich habe dieſes Volksbuch in drei jüngeren Ausgaben benutzt: Histoire prodigieuse de Jean Fauste, grand et horrible enchanteur, avec sa mort espouvantable. Dernière édition. À Roven, chez Clement Malassis. M.DC.LXVII. 12. 222 S., dann À Paris, chez Cl. Malassis. MDCLXXIV. 12. 222 S. und À Cologne, chez les Héritiers de Pierre Marteau (d. i. à Bruxelles chez George de Backer; vgl. Marchand a. a. O.) M.DCC.XII. 12. 209 S. Die beiden erſten Ausgaben ſtimmen nicht blos wörtlich überein, ſondern es beginnen in ihnen die Seiten ſtets genau mit demſelben Buchſtaben, und man ſieht nur aus einzelnen kleinen Unregelmäßigkeiten, daß es in der That zwei verſchiedene Abdrücke ſind. Die Ausgabe von 1712 dagegen, die jüngſte, die ich überhaupt erwähnt gefunden habe, iſt neu durchgeſehen, doch ohne Vergleichung des Originals. Die Orthographie iſt durchgehend moderniſirt; einzelne Wörter ſind verändert, meiſt ſolche, die zu veralten anfingen, z. B. für devis, Geſpräch, iſt ſtets entretien geſetzt; ſtiliſtiſche Nachläſſigkeiten und ſinnentſtellende Fehler ſind häufig weggeſchafft, doch iſt immer noch viel Verkehrtes ſtehen geblieben. Beigegeben iſt die-

14) Vergl. Wolf's niederländiſche Sagen Nr. 375—378. Durch dieſen Scherz hoffte der Verleger ohne Zweifel ſich größern Abſatz zu verſchaffen, indem er das Buch noch geheimnißvoller erſcheinen ließ; doch hieß er Johann von Nivelle? und war in einer Sage ein Johann von Nivelle der Bruder des Manneken-Piß? Sagen von zwei verſchiedenen Jan von Nivelle ſ. bei Wolf Nr. 133. 134. 15) ſ. Bayle s. v. Cayet. Die Überſetzung des Fauſt erwähnt Bayle nicht; vergl. über ſie Marchand, Dict. hist. s. v. Fauste und J. Ben. Schriben's Freymüthige Gedanken aus der Hiſtorie, der Critic und zumahl der Litteratur. 2. Aufl. (Franckenthal an der Werra 1737.) S. 53. 16) Nach Gräße's Bibliotheca magica p. 69; daſelbſt werden noch zehn ſpätere Ausgaben angeführt.

Digitized by Google

ſer Ausgabe ein Titelkupfer, welches Fauſt darſtellt, wie er im Walde bei Wittenberg den Teufel beſchwört; er ſteht im Zauberkreiſe, dunkel gekleidet, ziemlich alt, mit angſtvollem Geſicht; rings um den Kreis ſtehen Teufel, auf deren Rumpfe Todtenſchädel und Thierköpfe ſitzen. Ein Band, das ſich über Fauſt um die Baumwipfel ſchlingt, trägt die Aufſchrift: Doctor Fauste. — Mehrere Stücke ſind von Cayet umgeſtellt; es fehlen ſechs auf einander folgende einzelne Erzählungen, welche in dem Drucke von 1592 ſich finden, doch noch nicht im älteſten (die, wie Fauſt zu Leipzig auf einem Weinfaß aus dem Keller reitet, und fünf Sagen von Erfurt; Cayet arbeitete alſo nach der erſten Ausgabe, der Niederländer nach einer ſpätern); dagegen ſind ſieben Stücke hinzugefügt (S. 169—175. 176. 192. 194) und einige ſtark verändert. Unter den neu eingeſchalteten treffen wir den von Wier erzählten Streich, wie Fauſt den Kaplan zu Batoburg mit Arſenik barbiert; und zwar ſtimmt Cayet ſo genau mit Wier überein, daß wol nur Wier ſelbſt ſein Gewährsmann war, ſowie Cayet wahrſcheinlich auch die Angabe von ihm entlehnte, daß Fauſt zu Krakau die Magie ſtudirte (S. 7), was in keinem andern Volksbuche vorkommt, und was Wier wiederum von Manlius hat.

Ohne Zweifel iſt auch das engliſche Volksbuch nur eine Überſetzung des älteſten teutſchen, da dem ohne Jahrzahl erſchienenen erſten Theile der zweite ſchon 1594 folgte, alſo vor dem Erſcheinen der Widmann'ſchen Bearbeitung. Gräße's Behauptung, daß dieſes engliſche Volksbuch die erſte Aufzeichnung der Fauſtſage enthalte und die Quelle aller jüngern Darſtellungen ſei (Literargeſchichte des Mittelalters II, 2, 631), weiſt ſchon v. d. Hagen (Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde VI, 304) als unbegründet zurück. Ich habe dieſes Volksbuch nicht erreichen können.

Auch Widmann's Werk habe ich bisher vergeblich geſucht und kenne es nur aus der Pfitzer'ſchen Recenſion. Es erſchien zuerſt im J. 1599 in drei Quartbänden und iſt eine Umarbeitung des älteſten Volksbuches mit mehrfachen Umſtellungen, Zuſätzen und Weglaſſungen. Von der Hagen a. a. O. S. 300. Anmerk. * gibt eine Überſicht der Abweichungen Widmann's von ſeinem Original und S. 303. Anmerk. * der Abweichungen Pfitzer's von Widmann, und im Allgemeinen wird man ſich wol auf dieſe Angaben verlaſſen können, wenn man auch durch die Anmerkung auf S. 301 zur Vorſicht ermahnt wird; dort nämlich heißt es, daß nur Widmann berichte, wie Fauſt den Studenten zu Erfurt bei Erklärung des Homer die trojaniſchen Helden und Polyphem vorgeführt habe, daß jedoch daſſelbe umſtändlicher in einer von Möhſen benutzten alten erfurter Chronik erzählt ſei; allein es ſteht dieſe Sage ausführlich im älteſten Volksbuche, nur nicht in der erſten Ausgabe deſſelben (ſ. S. 181 des Druckes von 1592), und iſt von Widmann ohne Zweifel nur daraus beibehalten; die alte erfurter Chronik aber, von der Möhſen ſpricht, iſt entweder das älteſte Volksbuch ſelbſt, oder ein Werk, in welches Auszüge aus demſelben aufgenommen ſind, da Alles, was Möhſen (Verzeichniß einer Sammlung von Bildniſſen S. 16 fg.) und Motſchmann (Erfordia literata continuata. Dritte Fortſetzung. [Erfurt 1735.] Sectio II. p. 369—371) aus dieſer angeblichen Chronik anführen, genau mit dem Volksbuche übereinſtimmt, nur fehlen die von ihnen ausgehobenen Stücke ſämmtlich im älteſten Drucke des Volksbuches, finden ſich jedoch in dem von 1592 und ſind wahrſcheinlich ſchon in der 1589 erſchienenen, vermehrten Ausgabe eingeſchaltet. — Widmann's Hauptveränderung des Volksbuches beſteht darin, daß er den einzelnen Capiteln deſſelben ſehr weitſchweifige moraliſche Anmerkungen beigefügt hat, durch welche der Charakter des Volksbuches faſt gänzlich verwiſcht iſt. Über Widmann's Perſon iſt nichts bekannt, außer daß er ſelbſt in der „zu Schwäbiſch Hall" unterſchriebenen Dedication an den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Langenburg dieſen ſeinen gnädigen Herrn nennt und ſagt, daß ſein Vater, Dr. Georg Rudolf Widmann, 30 Jahre Rath und Advocat bei des Grafen Vater, Eberhard, geweſen ſei (ſ. v. d. Hagen a. a. O. S. 294).

Die Pfitzer'ſche Bearbeitung des Widmann'ſchen Textes erſchien zuerſt 1674 und wurde öfter wiederholt (vergl. Gräße's Bibl. mag. p. 68). Ich benutze ſie in der Ausgabe von 1695: Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des viel-berüchtigten Schwarzkünſtlers D. Johannis Fausti, Erſtlich, vor vielen Jahren, fleiſſig beſchrieben von Georg Rudolph Widmann; Jetzo, aufs neue überſehen, und ſo wol mit neuen Erinnerungen als nachdencklichen Fragen und Geſchichten, der heutigen böſen Welt zur Warnung, vermehrt durch Joh. Nicolaum Pfitzerum, Med. Doct. Nebſt vorangefügtem Bericht Conradi Wolffg. Platzii, weiland der heiligen Schrifft Doctorens, von der greulichen Zauberey-Sünde; und einem Anhange, von den Lapponiſchen Wahrſager-Paucken, wie auch ſonſt etlichen zaubriſchen Geſchichten. Nürnberg, In Verlegung Wolffgang Moritz Endters. M.DC.XCV. 8. — In der Vorrede wiederholt Pfitzer ausdrücklich, er gebe das Buch nur zur Warnung heraus, weil ſich der Teufel „in einen Engel des Liechts gar meiſterlich verſtellen kann." In den frühern „Exemplarien," ſagt er, iſt „viel Unwahres mit eingemiſchet, viel auch unterlaſſen worden; in dieſer Edition aber, als welche dem rechten Original, ſo Chriſtoph Wagner, der Famulus D. Fausti guten und special-Freunden, namentlich Thomas Wolhaldt, Thomas Hanner, Chriſtoph Haillinger, Caſpar Moir, Friderich Bronauer, Gabriel Renner, Johann Victor, auf D. Fausti Befehl, kurtz nach ſeinem Tode, zu handen geliefert und in einer alten Bibliothec nachmals aufbehalten worden, allerdings gemäſſe iſt, deren keines anzutreffen." Dieſes angebliche Werk Wagner's iſt offenbar nur einer der vor Widmann erſchienenen Drucke geweſen; da Pfitzer in vielen Punkten, in denen er Widmann's Angaben falſch nennt, mit dem älteſten Volksbuche übereinſtimmt. Das Ganze iſt in drei Bücher getheilt, welche in Capitel getrennt werden. Die religiöſen und philoſophiſchen Geſpräche zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles ſind zum Vortheil des Buches ſehr gekürzt und die Erzählungen von Fauſt's Reiſen ganz weggelaſſen [17]);

17) In der Note zum 24. Cap. des erſten Buches bemerkt

Digitized by Google

dagegen ſind die von Widmann zugefügten Anmerkungen ſtark vermehrt. — Wahrſcheinlich nur um Fauſt zu einem um ſo größeren Propheten zu machen hat Pfitzer die ganze Zeitrechnung verrückt, indem er Fauſt die Reformation vorher verkündigen läßt und ausdrücklich hinzuſetzt, Fauſt ſei vor der Reformation geſtorben; auch tritt an die Stelle Karl's V., an deſſen Hofe Fauſt nach den ältern Volksbüchern mehrere Zauberſtücke ausſührt, bei Pfitzer Maximilian I.; gleichwol aber kommt Fauſt in Leipzig mit dem Cardinal Campegius zuſammen, der bekanntlich erſt während der Reformation nach Teutſchland kam, was Pfitzer nicht wußte oder nicht bedachte.

Auf Pfitzer ſtützt ſich folgende Bearbeitung des Volksbuches: Des durch die gantze Welt beruffenen Ertz-Schwartz-Künſtlers und Zauberers Doctor Johann Fauſts mit dem Teufel auffgerichtetes Bündnüß, abendtheurlicher Lebens-Wandel und mit Schrecken genommenes Ende. Auffs Neue überſehen, in eine beliebte Kürze zuſammen gezogen und allen vorſetzlichen Sündern zu einer hertzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Chriſtlich Meinenden. (Franckfurt und Leipzig 1726.) 46 S. (Auch daſelbſt ohne Jahrzahl, jüngerer Druck mit gebeſſerter Orthographie, und Braunſchweig und Leipzig 1740.)

Auf der Rückſeite des Titels ſtehen die beiden Sprüche aus Auerbach's Keller:

Der Doctor Fauſt zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt
Auf einem Vaß mit Wein geſchwind,
Welches geſehn viel Mutter-Kind;
Hats durch ſein ſubtil Kunſt gethan,
Des Teufels Lohn empfangen davon.

Vive bibe obgraegarememor Fausti cujus et hujus
Poenae aderat claudo haec asterat ampla gradu.
Anno M.D.XXV [18]).

In dem kurzen Vorwort an den „unparteiiſchen Leſer“ ſagt der Verfaſſer, er würde gern die Wahrheit der Thaten Fauſt's beweiſen, und „wo dieſes ja nicht möglich,“ die Falſchheit derſelben „der galanten Welt deutlicher vor Augen legen.“ „Weil aber,“ fährt er fort, „ſo unzeblig viel Schrifften pro et contra davon heraus, die theils ex professo, theils incidenter dieſe intricate Materie berühret und nicht ohne Verwunderung viele von denen Gelehrteſten unſerer Zeit hierinnen Schiffbruch gelitten, ſo habe ſolches zu einer reifferen Meditation ausgeſetzet und blos die von ihm erzehlten Fata zuſammen getragen, damit ich dem Verlangen einiger, welche ſeine Lebens-Beſchreibung nur in etlichen Bogen zu haben gewünſchet, ein Genügen thun möge.“ Daß der Verfaſſer nur nach Pfitzer arbeitete, lehrt der ganze Gang und die häufige, genaue Übereinſtimmung in unbedeutenden Einzelheiten, beſonders dort, wo Pfitzer angibt, daß er von ſeinem Original abweiche. Doch iſt das Ganze ſehr verkürzt; die Eintheilung in Bücher und Capitel iſt aufgegeben; ſämmtliche Anmerkungen ſind weggelaſſen, dagegen ſind oft religiöſe Exclamationen im Texte eingeſchaltet. Auch die Namen und Ortsangaben fehlen häufig; einige Male ſind verwandte Sagen zuſammengefaßt und einige Stücke ſind umgeſtellt. Neu ſind zwei Erzählungen. Erſtens (zwiſchen dem 35. und 36. Capitel des erſten Buches bei Pfitzer) wie Fauſt in Wien mehrere Freunde in einem Palaſt außerhalb der Stadt zu einem Gaſtmahl ladet; ſie bringen goldenes und ſilbernes Trinkgeſchirr, ſpeiſen und zechen köſtlich; Jungfrauen erfreuen ſie mit Saitenſpiel; endlich ſchlafen ſie ein; Fauſt entflieht mit dem Geſchirr, und als die Betrogenen am Morgen erwachen, liegen ſie unter dem Galgen. Zweitens (zwiſchen dem 18. und 19. Capitel des zweiten Buches bei Pfitzer) ſah Fauſt einſt zu Wien, wie man ein Schiff mit vielen Pferden in die Donau ziehen wollte; er wettete mit dem Schiffer um 50 Thaler, daß ſein Affe allein dies vermöge, rief den Affen herbei und gewann die Wette. Dieſe beiden Sagen ſind dem Volksbuche von Chriſtoph Wagner (Berlin 1712. S. 81 fg. und 73 fg.) entlehnt und von Wagner auf Fauſt übertragen. Ebendaher ſtammt vielleicht auch die Form Mephiſtophiles, welche der Chriſtlich Meinende ſtatt der ältern Mephoſtophiles braucht: wenigſtens habe ich ſie vor der von Marperger beſorgten Ausgabe des Volksbuches von Wagner nirgends gefunden.

Nach Pfitzer's Bearbeitung oder vielleicht nur nach dieſem Auszuge des Chriſtlich Meinenden erzählt Fauſt ſeine eigene Geſchichte in der Schrift „Geſpräche im Reiche derer Todten zwiſchen dem ehemaligen Frantzoiſiſchen General-Feldt-Marſchall Hertzog Frantz Heinrich von Luxenburg und Doct. Johann Fauſten, zweyer Weltbekannten Ertz-Zauberer und Schwartz-Künſtler. Der böſen, gottloſen, ſichern Welt zur Warnung auffgeſtellet und gedruckt. Leipzig Anno 1733.“ 104 S.

Ein anderes kurzes Volksbuch auf Löſchpapier mit Holzſchnitten, welches die Lieblingslectüre der Landleute war, erwähnt Köhler in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung S. 54.

Außerdem gibt v. d. Hagen a. a. O. S. 303 den Titel einer, wie es ſcheint ſpurlos verſchwundenen, poetiſchen Bearbeitung: Von D. Johann Fauſten Schwartzkünſtler ein erſchrecklich Geſchicht, allen Gottloſen zum ſchrecklichen Exempel vnd trewhertziger Warnung, Reimenweiſe. 1588.

Pfitzer ſelbſt, im Original finden ſich noch mehrere Fragen über Lauf, Zierde und Urſprung des Himmels, Winter und Sommer; doch ſei nicht zu glauben, „daß der Geiſt ſo ungereimt von der Sachen ſolte geredet haben, . . . zumaln er ja der beſte Astrologus und Physicus iſt, unter dem Himmel ſeine Wohnung hat, wie bekannt iſt.“

18) Stieglitz in ſeinem Aufſatze „Über die Bilder in Auerbach's Keller“ (in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde. I. Bd. [Leipzig 1836.] S. 70—80) ſchreibt S. 76: Vive. Bibe. Obgraegare. Memor Fausti hujus et hujus Poenae. Aderat claudo haec Asterat ampla Gradu. Hierzu fügt er eine Erklärung des Rectors Nobbe, nach welcher obgraegare ſo viel wie obi sodalium circulos heißen ſoll, und haec in hic, asterat in astra ad zu ändern iſt; das ganze Diſtichon wird dann überſetzt: „Lebe, trinke im Kreis der Freunde, doch gedenke dieſes Fauſt und ſeiner Strafe, der mit ſchwankendem Schritte von hier zur ſternenhellen Oberwelt gelangte;“ hiermit ſoll auf die Strafe, die Fauſt vom Teufel empfing, hingedeutet ſein; doch könnte man nach dieſer Überſetzung die Verſe vielmehr darauf beziehen, daß Fauſt, nachdem er genug gezecht, in der Nacht ſchwankend aus dem Keller ſtieg. — Wenn man ſich eine ſtarke Änderung für obgraegare erlaubt, kann man etwa leſen:

Vive, bibe, oblectare memor Fausti hujus et ejus
Poenae. Aderat claudo haec, ast erat ampla, gradu.

Sonſt ließe ſich auch et graecare vermuthen.

Digitized by Google

Ich laſſe nun den Inhalt des älteſten Volksbuches folgen.

Fauſt war gebürtig aus Roda bei Weimar[19]). Seine Ältern waren arme, fromme Bauersleute; doch hatte ſein Vater einen begüterten Bruder zu Wittenberg, der ſelbſt keine Erben beſaß und Fauſt an Sohnes Statt annahm. Fauſt ſtudirte Theologie und wurde Doctor derſelben[20]). Doch hierauf gerieth er in ſchlechte Geſellſchaft, legte die Bibel eine Weile „hinter die Thür und unter die Bank" und ſtudirte Zauberſchriften, „wolte ſich hernacher keinen Theologum mehr nennen laſſen, ward ein Weltmenſch, nandte ſich ein D. Medicinae, wardt ein Astrologus vnnd Mathematicus vnd zum Glimpff ward er ein Artzt." Er lernte nun mit Zaubercharakteren, Beſchwörungen und dergleichen umgehen und begab ſich eines Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr in den Speſſerwald[21]) bei Wittenberg, um den Teufel zu beſchwören. Auf einem Kreuzwege zog er Zauberkreiſe um ſich her und begann die Beſchwörung. Da erhob ſich ein mächtiges Getöſe; die Bäume bogen ſich bis zur Erde, und es donnerte, als ob lauter Wagen durch den Wald führen[22]): dann wurden Pfeile auf Fauſt zu geſchoſſen, und er hörte eine liebliche Muſik von vielen Inſtrumenten, auch Geſänge, und ſah die Teufel tanzen und mit Spießen und Schwertern turnieren[23]). Wie dies vorüber war, beſchwur Fauſt den Teufel zum zweiten Male, und es erſchien ein Greif oder Drache über ihm; dann fiel ein feuriger Stern herab und verwandelte ſich in eine feurige Kugel, und nachdem Fauſt dieſe drei Mal hinter einander beſchworen hatte, nahm ſie die Geſtalt eines feurigen Mannes an; der ging eine Viertelſtunde um Fauſt's Zauberkreis, verwandelte ſich in einen grauen Mönch und fragte Fauſt, was er begehre. Fauſt beſtellte ihn für die folgende Nacht um 12 Uhr in ſein Zimmer; doch erſt ließ ſich der Teufel aufs Neue „bey ſeinem Herrn" beſchwören, eh er Fauſt's Wunſch zu erfüllen verſprach[24]).

Zu Hauſe fodert Fauſt, daß ihm der Teufel bis an ſeinen Tod diene, all ſeine Wünſche erfülle, unſichtbar in ſeinem Hauſe walte, und wenn er erſcheine, die Geſtalt annehme, die Fauſt ihm anzunehmen gebieten werde. Dagegen verlangt der Teufel, der ſich Mephoſtophiles[25]) nennt, Fauſt ſolle ſich ihm mit Blut verſchreiben, den chriſtlichen Glauben ableugnen, aller Chriſten Feind ſein und ſich nicht verführen laſſen, wenn man ihn bekehren wolle. Fauſt ſtellt die Verſchreibung aus, und ſagt darin

---

19) Nach Pfitzer, der dieſe Angabe ausdrücklich verwirft, iſt Fauſt zu Sondwedel in der „Grafſchaft" Anhalt geboren; wahrſcheinlich iſt hiermit Soltwedel, d. i. Salzwedel, in der Mark gemeint. Zu Neu-Ruppin in der Mark erſcheint Fauſt noch jetzt in einer Volksſage; ſ. Kuhn's märkiſche Sagen. Nr. 152. — Das niederländiſche Volksbuch fügt hinzu, daß Fauſt im J. 1491 geboren ſei. 20) Nach Pfitzer wird Fauſt nur Magiſter und zwar zu Ingolſtadt, wo er hierauf noch drei Jahre Medicin ſtudirt. 21) Welcher Wald gemeint iſt, läßt ſich nicht erkennen. Bei Widmann ſoll der „Speſſart" ſtehen, nach Köhler's Hiſtoriſch-kritiſcher Unterſuchung über Fauſt S. 95; Köhler ſelbſt erinnert an die Specke, ein Luſtwäldchen bei Wittenberg. 22) Der Teufel erſcheint als wilder Jäger, deſſen Geſtalt er oft in Sagen annimmt. 23) Bei den Gelagen, die Fauſt ſpäter mit ſeinen Geſellen zu Wittenberg hält, kommen öfter Katzen, Affen und andere Thiere vor, welche zauberiſche Muſik machen, bei der Tiſche und Bänke, Schüſſeln und Becher zu tanzen anfangen. Wahrſcheinlich iſt dies nur eine Erinnerung an die verführeriſche, zaubermächtige Muſik elbiſcher Weſen, beſonders der Waſſergeiſter (Grimm's Mythologie. S. 438 fg. 460 fg.); wenn die elfte Variation des ſchwediſchen Strömkarlslag geſpielt wird, tanzen ebenfalls Tiſche und Bänke, Kannen und Becher und alle Menſchen, die ſie hören. — Auch die Turniere der Teufel ſind wol nur den Turnieren der Zwerge nachgebildet; vergl. meine Abhandlung: De Theophili cum diabolo foedere. p. 17. 24) Als Drache, feurige Kugel, Irrlicht, Sternſchnuppe und dgl. wird der Teufel ſehr oft dargeſtellt. Dieſe Geſtalten alle ſcheint er vom teutſchen Hausgeiſt überkommen zu haben, an deſſen Stelle er in ſehr vielen Sagen von Bünden mit dem Teufel getreten und von dem beſonders auch auf Mephiſtopheles viel übertragen iſt. Der teutſche Hausgeiſt nämlich iſt wol ſicher eine Feuergottheit, indem man, wie ſchon Kuhn in der Vorrede zu ſeinen märkiſchen Sagen aufgeſtellt hat, das Feuer des Herdes in ihm verehrte. Zu den in Kuhn's Sammlung enthaltenen und in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, December 1843. Nr. 112 aus den niederländiſchen Sagen von Wolf angeführten Beſtätigungen dieſer Anſicht kommt hinzu, daß in ganz Nordteutſchland der Kobold als rothgekleidet gedacht wird, und daß er nach niederſächſiſchen Sagen auf dem Heede und im Schornſteine ſeinen Sitz hat, und oft gradezu als hell lodernde, rothe und bläuliche Flamme durch das Zimmer oder zum Schornſteine hinaus durch die Luft ſchwebt. — Die wichtigſten Züge, welche vom Kobold auf Mephiſtopheles übertragen ſind, beſtehen in Folgendem: Mephiſtopheles ſelbſt ſagt von ſich, er ſei kein ſcheußlicher Teufel, ſondern ein Spiritus familiaris, der gern mit den Menſchen verkehre (Pfitzer's Volksbuch. 1. Buch. Cap. 11), und an einer andern Stelle, er ſei ein fliegender Geiſt, der unter dem Himmel wohne (daſelbſt 1, 16. Volksbuch von 1588. S. 15. 36; vergl. den Drachen). Wie Mephiſtopheles oben bei der Beſchwörung in Geſtalt eines feurigen Mannes erſcheint, ſo geht er darauf in Fauſt's Hauſe um „wie ein fewriger Mann, daß von jhm giengen lauter Fewerſtramen oder Strahlen" (Volksbuch von 1588. S. 24), und als Fauſt ſich verheirathen will und Mephiſtopheles vergebliche Einwendungen dagegen macht, erfüllt ſich plötzlich das ganze Haus mit Flammen (daſelbſt S. 33: um ſich für erlittene Beleidigungen zu rächen, verwandeln ſich Kobolde in Feuer und ſetzen die Häuſer über ſich in Brand). Das Glöcklein, welches Mephiſtopheles tragen muß, um Fauſt ſtets ſein Nahen zuvor anzuzeigen (daſelbſt S. 18), erinnert an die Schellenröcke der Kobolde (Myth. 479. *Gisberti Voetii* Selectae disputationes theol. [Ultraj. 1659.] III, 118. Firmenich's teutſche Mundarten 1, 68. Pfitzer fühlte, wie es ſcheint, ſchon, daß dieſer Schmuck des alten Hausgeiſtes für den Teufel nicht paſſe, denn bei ihm widerſetzt ſich Mephiſtopheles, als Fauſt ihm die Schelle umhängen will). Mephiſtopheles waltet unſichtbar in Fauſt's Hauſe (vergl. die norwegiſchen und däniſchen Niſſen, Myth. 476. Hermann Püttmann, Nordiſche Elfenmährchen und Lieder. S. 139; von ihnen hat Mephiſtopheles vielleicht auch ſein graues Gewand empfangen); er verrichtet Fauſt's Geſchäfte, beſorgt Saat und Ernte auf deſſen Äckern (Pfitzer I, 14), holt Geld, Kleider und Speiſen von fernen Orten und ſucht, die Natur des Teufels ganz verleugnend, in der Weiſe des freundlichen Kobolds, Fauſt von ſeinem böſen Wandel abzubringen (vergl. z. B. Wolf's niederl. Sagen. Nr. 474). Endlich zieht er als Poltergeiſt in ein Haus, deſſen Beſitzer Fauſt ſtrafen will, weil derſelbe ihn zu bekehren verſucht hat (Pfitzer II, 2). Nicht ſpeciell vom Kobolde, doch von den elbiſchen Weſen im Allgemeinen ſcheint auf Mephiſtopheles übertragen, daß er noch ſelig zu werden hofft; vergl. die ſchöne Sage vom Strömkarl, Myth. 461; auch Püttmann a. a. O. S. 154 fg. Iriſche Elfenmärchen S. 23 fg.

25) Die Form Mephiſtophiles findet ſich, wie oben bemerkt iſt, zuerſt in Marperger's Bearbeitung des Volksbuches von Wagner (Berlin 1712.), dann in dem Fauſtleben des „Chriſtlich Meinenden." Mephiſtopheles kommt vor Goethe nicht vor. Die Ableitung des Namens iſt dunkel.

ausdrücklich: „Nachdem ich mir fürgenommen die Elementa zu ſpeculieren, vnnd aber auß den Gaaben, ſo mir von oben herab beſcheret vnd gnedig mitgetheilt worden, ſolche Geſchicklichkeit in meinem Kopff nicht befinde vnd ſolches von den Menſchen nicht erlehrnen mag, So hab ich gegenwertigem geſandtem Geiſt, der ſich Mephostophiles nennet, ein Diener des Helliſchen Printzen im Orient[26]), mich untergeben, auch denſelbigen mich ſolches zu berichten vnd zu lehren mir erwehlet, der ſich auch gegen mir verſprochen inn allem vnterthänig vnd gehorſam zu ſeyn." Daß Fauſt vom Wiſſensdurſte getrieben ſich dem Teufel verbündet, um von dieſem zu erlangen, was Gott ihm verſagt hat, iſt alſo hier ſchon entſchieden ausgeſprochen[27]), nicht, wie oft behauptet wird, erſt von Leſſing, dem Maler Müller oder Goethe in die Sage gelegt.

Fauſt gebietet Mephiſtopheles, ſtets in Geſtalt und Kleidung eines Franziskanermönchs mit einem Glöcklein zu erſcheinen, damit Fauſt hören könne, wenn er naht. Mephiſtopheles bringt Speiſen, Wein und Kleider für Fauſt und deſſen Famulus Chriſtoph Wagner; außerdem empfängt Fauſt wöchentlich 25 Kronen von ihm, und er legt „dem Geiſte," wie Mephiſtopheles im älteſten Volksbuche gewöhnlich heißt, nun eine Reihe theologiſcher, philoſophiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Fragen vor (über die Beſchaffenheit der Hölle, über der Teufel Gewalt und Herrſchaft, über Lucifers Verſtoßung aus dem Himmel, über die Weltſchöpfung, des Himmels Bau und die Geſtirne, Sommer und Winter u. ſ. w.), welche Mephiſtopheles, dem Vertrage gemäß Fauſt's Wißbegier zu befriedigen, beantwortet. Hierauf unternimmt Fauſt zu ſeiner weiteren Belehrung drei Reiſen, eine in die Hölle, die zweite durch den Wolken- und Sternenhimmel, die dritte durch die meiſten Reiche der Erde: die Hölle ſieht er nicht wirklich, ſondern glaubt nur, vom Teufel eingeſchläfert, im Traume ſie zu ſehen[28]).

Es folgen Fauſt's Zauberthaten.

Zu Insbruck beſchwur Fauſt Alexander den Großen und deſſen Gemahlin aus der Unterwelt herauf und führte ſie Karl V. vor. Ebenda zauberte er am Hofe des Kaiſers einem Ritter, der aus dem Fenſter ſah, ein Hirſchgeweih an den Kopf, ſo daß ſich derſelbe weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte[29]). Als der Kaiſer und das Hofgeſinde ihn ausgelacht hatten, löſte Fauſt den Zauber. Doch wie er ſpäter den kaiſerlichen Hof verließ, zog ihm der Ritter mit ſechs Reitern nach, um Rache an ihm zu nehmen. Da eilte Fauſt in ein Gehölz am Wege, und als er wieder heraus trat, ſchien ſeinen Verfolgern das ganze Gehölz voll geharniſchter Ritter[30]); ſie flohen, allein ſie wurden umringt und ergaben ſich: Fauſt ließ ſie frei, doch zauberte er den Menſchen Geiß- und den Pferden Kuhhörner an, die ſie einen Monat lang behalten mußten.

Vor Gotha verſchlang Fauſt einſt einem Bauer ein Fuder Heu, nebſt dem Wagen und den Pferden; doch als der Bauer Fauſt beim Bürgermeiſter von Gotha verklagt hatte und mit dieſem zurück zu dem Platze kam, ſtand der Wagen unverſehrt da. Ebenſo verzehrte er einem Bauer bei Zwickau ein halbes Fuder Grummet, nachdem ihm der Bauer erlaubt hatte, für einen Löwenpfennig an dem Grummet ſich ſatt zu eſſen; als der ſo Beraubte daheim war, hatte er ſein Heu, wie zuvor[31]).

Drei Grafen, die in Wittenberg ſtudirten, führte Fauſt in ſeinem Mantel in einer Nacht nach München und von da zurück[32]). Sie ſchauten der Hochzeit zu, welche der Sohn des Baierfürſten hielt; doch hatte ihnen Fauſt verboten, ein Wort zu ſprechen. Als nun der Eine ſprach, entfloh Fauſt mit den beiden Andern[33]); doch holte er jenen, der gefangen genommen und eingekerkert wurde, noch vor Tagesanbruch nach Wittenberg heim, indem er ſeine Hüter in Schlaf verſenkte und Thür und Schlöſſer „mit ſeiner Kunſt" öffnete[34]).

Von einem Juden lieh Fauſt einſt 60 Thaler auf einen Monat. Als der Monat vorüber war, bot er, da er noch nicht zahlen konnte, dem Juden zu größerer Sicherheit ſein Bein zum Pfande. Der Jude nahm den Schenkel, den Fauſt ſich abgeſägt hatte, und warf ihn in einen Fluß; doch nach drei Tagen wollte Fauſt das Pfand einlöſen, und da es der Jude nicht ſchaffen konnte, ging er ſeiner Forderung verluſtig und mußte noch 60 Thaler zuzahlen. Fauſt aber hatte ſein Bein nach wie vor; denn es war „lauter Verblendung" geweſen.

Auf einem Jahrmarkte verkaufte Fauſt einem Roßtäuſcher ein Pferd für 40 Gulden; doch als dieſer es in die Schwemme ritt, verwandelte es ſich unter ihm in ein Bündel Stroh. Er eilte zurück zu Fauſt, der ſcheinbar ſchlafend auf einem Bette lag, zog ihn am Bein, aber kaum hatte er ihn gefaßt, ſo riß er ihm ſchon das Bein

26) Mephiſtopheles hat zuvor erzählt, daß es in den vier Himmelsgegenden vier verſchiedene Reiche der Teufel gebe, und daß Lucifer, ſein Herr, im Orient gebiete. 27) In der Pfitzer'ſchen Bearbeitung des Volksbuches tritt dieſer Zug faſt ganz zurück; vielleicht, weil Pfitzer ſah, daß er für den Haupttheil der Sage, wie ſie im Volksbuche erſcheint, für die Zauberthaten Fauſt's ohne Bedeutung iſt. 28) Vergl. die Sage von Tundalus, welche, beſonders durch Vincentius Bellovacenſis (Speculum historiale 27, 88), ſehr verbreitet wurde und Dante wahrſcheinlich bekannt war. 29) Dieſe Sage wird oft wiederholt. Die jüngſte Anlehnung derſelben iſt wol die, nach welcher ein litthauiſcher Müllergeſelle dem alten Deſſauer, als er aus dem königlichen Schloſſe in Königsberg ſah, ein Elendsgeweihe anzauberte (Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 155). Vergl., daß der Teufel häufig mit einem Horn erſcheint und überhaupt verſchiedne angefangene, doch unvollendete Thiergeſtalten annimmt, Myth. 946.

30) Als Merlin mit Niniannen am Bache ſaß, ließ er plötzlich, ihr eine Freude zu machen, viele Ritter, Damen und Edelknechte ſich nahen, welche vor ihnen muſicirten und tanzten. — Zu Steehedding in Seeland ſollen einige alte Bäume auf dem Kirchhofe ſtehen, welche ſich bei Nacht in Geiſter verwandeln und des Elfenkönigs Soldaten heißen (Püttmann a. a. O. S. 68). 31) Offenbar ſind dieſe beiden Sagen nur Variationen einer und derſelben: wenn der Verfaſſer des Volksbuches beim Sammeln der einzelnen Überlieferungen einigermaßen kritiſch verfahren wäre, würde er nur eine von ihnen aufgenommen haben. Es ſcheint bei dieſen und den vielen ähnlichen, aller Anſchauung entbehrenden Sagen nur angenommen zu werden, daß die Sinne der Zuſchauenden durch Zauber verblendet ſind. 32) So führt Wodan in ſeinem Mantel Helden durch die Luft. Vergl. Altteutſche Blätter I, 289. 33) Es iſt ein in Sagen häufiger Zug, daß, wenn man ſpricht, der Zauber verſchwindet. 34) Vergl. Myth. 424.

Digitized by Google

aus. Erſchrocken entfloh er; doch Fauſt lachte: er hatte den Roßtäuſcher nur verblendet und ſo das Geld gewonnen. — Ebenſo verkaufte Fauſt ein ander Mal fünf Schweine für 30 Gulden, und als ſie ins Waſſer getrieben wurden, ſchwammen ſie als Strohbündel dahin [35]).

Zu Wittenberg ſah Fauſt einſt, wie ſich zwölf Studenten, ſieben gegen fünf, vor ſeinem Hauſe ſtritten; da verblendete er ſie, daß ſie ohne einander zu erkennen blind Einer auf den Andern losſchlugen [36]). Und als ihn in einer Schenke einſt das Singen und Schreien der Bauern verdroß, machte er, daß ihnen plötzlich der Mund weit aufſtand und ſie kein Wort zu ſprechen vermochten, bis er den Zauber wieder von ihnen nahm.

Beim Grafen von Anhalt, „ſo jetzundt Fürſten ſeind," ließ Fauſt einſt im Januar durch ſeinen Geiſt Trauben und Obſt, wonach die Gräfin begehrte, binnen einer halben Stunde aus fernen Ländern holen. Auch baute er dort über Nacht ein zauberiſches Schloß, in welchem er den Grafen nebſt vielen Gäſten herrlich bewirthete. Doch als ſie weg zogen, ging das Schloß in Flammen auf und ſie hungerten, als ob ſie nichts gegeſſen hätten [37]).

Von Anhalt zog Fauſt wieder nach Wittenberg, wo er mit ſeinen Geſellen die Faſtnacht feierte. In der Nacht vom Montag zum Dienſtage fuhr er mit ihnen auf einer Leiter in den Keller des Biſchofs von Salzburg, wo ſie allerlei Weine koſteten und den beſten tranken [38]). Die folgenden Tage unterhielt Fauſt ſeine Genoſſen durch verſchiedene kleinere Zauberſtücke, und am weißen Sonntage (14 Tage vor Oſtern) führte er ihnen Helena, die Griechin, vor, deren Schönheit die Studenten ſo entzückte, daß ſie beſchloſſen am folgenden Tage ſie abmalen zu laſſen. Fauſt wandte ein, er könne ſie nicht immer erwecken; doch ſchickte er ihnen ein Gemälde von ihr, welches oft wieder abgemalt und weit verbreitet wurde. Wie hier Helena, beſchwur er einſt zu Erfurt, wo er Vorleſungen hielt, die Homeriſchen Helden und Polyphem aus der Unterwelt, und zeigte ſie den Studenten, welchen er den Homer interpretirte. Ebenda erbot er ſich die verlornen Komödien des Plautus und Terenz auf einige Stunden wieder zu ſchaffen, damit man ſie abſchreiben und für immer beſitzen könne: doch lehnte man ſein Anerbieten ab, weil zu fürchten ſei, daß der böſe Geiſt allerlei Gift und ärgerliche Exempel in die neugefundenen Komödien einſchiebe [39]).

In der Nähe von Braunſchweig begegnete Fauſt einſt einem Bauer, der einen leeren Wagen mit vier Pferden führte. Fauſt bat ihn ſich aufſetzen zu dürfen, und da der Bauer dies ihm weigerte, ließ er ihm die vier Räder des Wagens an die vier Stadtthore von Braunſchweig fliegen und die Pferde wie todt niederſtürzen. Als jedoch der Bauer ſein Unrecht eingeſtand und auf den Knien bat, Fauſt möge die Pferde wieder beleben, hieß ihn Fauſt Erde auf dieſelben werfen; da richteten ſie ſich unverletzt wieder auf.

Als Fauſt in Leipzig mit mehreren wittenberger Studenten an einem Weinkeller vorüberging und die Schröter verhöhnte, welche ein Faß von 16—18 Eimern heraufzuwinden ſich ſehr anſtrengten, verſprach der Weinherr dem das Faß als Eigenthum, welcher es allein aus dem Keller ſchaffe: da ſetzte ſich Fauſt darauf wie auf ein Pferd, ritt es hinauf und trank es mit ſeinen Geſellen aus [40]).

In der Schloſſergaſſe zu Erfurt wohnte in dem Hauſe, „zum Enker" genannt, ein Stadtjunker, der mit Fauſt nah befreundet war. Als dieſer einſt bei einem Gelage mit mehreren andern Freunden Fauſt's zuſammen ſaß, rief einer im Scherz Fauſt, der ſich grade am kaiſerlichen Hofe in Prag aufhielt, beim Namen und bat ihn herbeizueilen und mit ihnen fröhlich zu ſein. Alsbald erſchien Fauſt, von Mephiſtopheles, der ſich in ein geflügeltes Roß verwandelt hatte [41]), durch die Lüfte dahergeführt. Während des Zechens ließ er ein neues Zauberſtück ſehen: er fragte jeden der Anweſenden, was für Wein er trinken wolle; darauf bohrte er vier Löcher in den Tiſch, und aus ihnen floſſen die verſchiedenen gewünſchten Weinarten [42]). Gegen Morgen eilte er wieder durch die Luft nach Prag.

Später, von Prag zurückgekehrt, lud Fauſt dieſelben Freunde in Erfurt zu einem Gaſtmahle zu ſich. Als ſie kamen, ſahen ſie noch keine Vorbereitungen zur Bewirthung. Da ſchlug Fauſt mit einem Meſſer auf den Tiſch, und es trat ein Diener herein, welchen er fragte, wie ſchnell er ſei. Der Diener antwortete: Wie ein Pfeil. Das ſchien Fauſt zu langſam; er entließ ihn darum, und es kam ein zweiter, ſchnell wie der Wind. Auch er wurde entlaſſen; doch der dritte, welcher ſchnell war wie die Gedanken der Menſchen, ſchaffte bald die herrlichſten Speiſen und Getränke in Fülle herbei [43]). — Das große

---

35) Dieſelbe Sage erzählt Gaſt (Sermones convivales. T. III. p. 76 sq.) von einem Bauer, der einen Fleiſcher betrügt; auch hier kehrt der Fleiſcher, wie er den Betrug erkennt, zurück, findet den Bauer ſcheinbar ſchlafend und reißt ihm ein Bein aus. — Gaben der Götter und Elbe ſcheinen werthlos, wenn man ſie empfängt, doch nachträglich verwandeln ſie ſich in Gold; das Geld des Teufels aber und der Zauberer wird zu Spreu: ſo ſind die Thiere, welche die Zauberer ſchaffen, nur auf einige Zeit umgebildete und belebte Strohbüſchel. Daß das Waſſer den Trug zerſtört, deutet auf die alte Reinheit und Heiligkeit des Elementes: ſ. Hoffmann's Fundgruben I, 284, Anmerkung. 36) So erzählt die Sage von Hinzelmann, daß er ſeine Luſt daran hatte, Menſchen zum Streit an einander zu hetzen, doch dafür ſorgte, daß ſie ſich keinen Schaden thaten. Teutſche Sagen. I. Th. S. 109 fg. 37) Zauberſchlöſſer, welche der Teufel, nach Art der alten Rieſen, ſchnell erbaut und ebenſo ſchnell wieder zerſtört, kommen oft vor. — Die Speiſe des Zauberers ſättigt und nährt nicht, ſowie die Hexenmahlzeit; Myth. 1024. 38) Der iriſche Cluricaun hauſt in einem Weinkeller. Auch zieht er nächtlich mit ſeinem Diener Mac Daniel in fremde Keller und zecht daſelbſt. S. Iriſche Elfenmärchen. Nr. 12. 14.

39) Dieſe beiden Sagen von Erfurt, ſowie die drei unten folgenden erfurter und die von Leipzig fehlen in der erſten Ausgabe des Volksbuches; doch ſtehen ſie in der von 1592. 40) Auerbach's Keller wird in keinem der Volksbücher erwähnt. 41) Karl der Große wurde von einem Teufel, der ſich in ein Roß verwandelt, in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Frankreich geführt. Myth. 980. 42) Vergl. Myth. 1025. 43) Dieſer Zug, daß Fauſt unter mehren Geiſtern den ſchnellſten auswählt, kehrt in den unten anzuführenden in Cöln gedruckten Verſen und im Mirakelbuche und Puppenſpiel wieder; er iſt von Leſſing und dem Maler Müller für die Poeſie verwandt worden.

Digitized by Google

Aufſehen aber, welches Fauſt's Thaten in und um Erfurt machten, wurde die Veranlaſſung, daß er, beſonders auf Antrieb des Doctor Klinge, eines Barfüßermönchs[44]), vom Rector der Univerſität und vom Rathe der Stadt aus Erfurt verwieſen wurde[45]).

Zu Frankfurt traf Fauſt während der Meſſe einſt mit vier Zauberern zuſammen, welche einander die Köpfe abhieben und wieder aufſetzten. Sobald ein Kopf vom Körper getrennt war, wuchs aus einem dabei ſtehenden Gefäß voll deſtillirten Waſſers eine Lilie, welche die Wurzel des Lebens hieß. Dies bemerkte Fauſt, und „vermeynendt, er were allein deß Teufels Han im Korb," ſchlich er zu dem Gefäß und durchſchliß die Lilie, welche eben wieder empor ſchoß, heimlich mit einem Meſſerchen: da verſuchten die drei Zauberer vergeblich ihrem Geſellen den Kopf wieder aufzuſetzen[46]).

Im 17. Jahre ſeines Bundes mit dem Teufel mußte Fauſt ſich dieſem aufs Neue verſchreiben, weil er ſich von einem frommen Arzte faſt hätte bekehren laſſen, und Mephiſtopheles ihn zu zerreißen drohte, wenn er ihm nicht eine neue Verſchreibung ausſtelle. Um an dem Frommen ſich zu rächen, ſandte ihm Fauſt Mephiſtopheles als Poltergeiſt ins Haus. Doch da dieſer von dem Frommen nur verhöhnt wurde, mußte er bald entweichen[47]).

Durch Liebeszauber gewann Fauſt zu Wittenberg einem jungen Edelmann ein Mädchen, welches bis dahin alle Freier, doch am meiſten den Edelmann verachtet hatte und nun ſich ſelbſt ihm antrug.

Im 19. Jahre ſeines Bundes lud Fauſt einſt um Weihnachten Studenten und Mädchen in ſeinen Garten zu Wittenberg, und zur Verwunderung der Gäſte grünte und blühte hier Alles; Trauben hingen an den Weinreben, und es war nirgends eine Spur des Winters zu ſehen[48]).

In demſelben und dem folgenden Jahre lebte Fauſt mit ſieben Teufelinnen, welche den ſieben ſchönſten Frauen glichen, die er auf ſeinen Reiſen geſehen hatte. Im letzten Jahre aber mußte ihm ſein Geiſt die Griechin Helena ſchaffen, die Fauſt ſo lieb gewann, daß er faſt keinen Augenblick fern von ihr war. Sie gebar ihm einen Sohn, welcher Juſtus Fauſtus genannt ward und vieles Zukünftige verkündete. Nach Fauſt's Tode verſchwanden Mutter und Kind[49]).

Zuvor hatte Fauſt noch im 22. Jahre ſeines Bundes in einer verfallenen Kapelle bei Wittenberg einen Schatz gehoben, welchen eine Schlange bewachte[50]).

Zu dieſen einzelnen Zauberſagen des älteſten Volksbuches kommen in Pfitzer's und vielleicht ſchon in Widmann's Bearbeitung noch folgende.

Neben Mephiſtopheles hatte Fauſt noch einen Geiſt in ſeinem Dienſte, der in Geſtalt eines ſchwarzen, zottigen Hundes ihn begleitete und Präſtigiar hieß[51]). Dieſen lieh er einſt einem Abt in Halberſtadt auf drei Jahre, doch ſchon nach dem erſten Jahre ſtarb der Abt im Wahnſinn.

Wie Fauſt die lärmenden Bauern in der Schenke plötzlich zum Schweigen gebracht hatte (ſ. o.), ſo bezauberte er zu Heilbronn die Kühe, deren Blöken ihn verdroß, daß ſie mit aufgeſperrten Mäulern plötzlich verſtummten.

Auf einem Bergſchloß bei Borberg in der Nähe von Heilbronn ſtreckte Fauſt einſt ſeine Hand nach dem

---

44) D. Konrad Klinge, Guardian des Franziskanerordens und Domprediger zu Erfurt, geſt. 1556. Vergl. J. Chr. Motſchmann's Erfordia literata continuata, dritte Fortſetzung. (Erfurt 1735.) Sectio II. p. 369 sq. 45) Vergl. Fauſt's Flucht aus Wittenberg und Nürnberg bei Manlius. 46) Dieſe Sage ſpricht deutlicher, als die mir ſonſt bekannten, den Übergang der Seelen in Blumen aus (Myth. 786 fg.); ſie wiederholt ſich in den Volksbüchern von Wagner, wo an die Stelle der Lilie eine Roſe geſetzt iſt; auch vergl. Teutſche Sagen I, 93. Sinnig wird dieſelbe Vorſtellung in einem noch ungedruckten mittelhochteutſchen Gedichte (Cod. pal. 341. p. 46 d) ausgedrückt. Ein Ritter, der im Alter ins Kloſter gegangen war, heißt es hier, konnte nichts mehr erlernen, als die Worte Ave Maria; ſie aber ſprach er, wo er ging und ſtand. Nach ſeinem Tode wuchs eine Lilie aus ſeinem Grabe, und auf jedem ihrer Blätter ſtand mit goldenen Buchſtaben Ave Maria. Man grub nach und fand, daß die Blume im Gaumen des Todten wurzelte. — In dieſe Worte war gleichſam die Seele des Ritters aufgegangen, ſie mußten darum auch an der Blume fortdauern, deren Geſtalt die Seele annahm. — Aus den Herzen, die man in Zauberſchlaf verſenkten Mädchen ausſchneidet und in die Erde gräbe, ſprießen alsbald Blumen hervor, und aus dem reinſten Herzen blüht die ſchönſte Blume: ſ. die Roſenkönigin in Bechſtein's Märchenbuche. (Leipzig 1845.) S. 35—39. Auch Roſe und Rebe auf Triſtan's und Iſolden's Grabe wurzeln nach Heinrich von Freiberg (6830 fg.) in ihren Herzen. 47) Daß Geiſter, wenn man ſie verhöhnt, entweichen, iſt in Sagen gewöhnlich. 48) Vergl. die bekannte Sage von Albert dem Großen, welcher dem Könige Wilhelm von Holland zu Liebe den Winter in Sommer verwandelte. Schon Virgil hatte einen Garten, in den kein Regen drang, der von unbeweglicher Luft wie von einem Zaune umſchloſſen war, und zu dem eine aus Luft gebaute Brücke führte. Und in den Gestis Romanorum (1499. fol. 15 a) hat ein Zauberer einen Garten, durch den er große Schätze gewann und alle ſeine Feinde vernichtete; der Garten war ſo ſchön, daß, wer ihn betrat, im Paradieſe zu ſein glaubte und nie in die Welt zurückzukehren begehrte; der Zauberer lockte daher ſeine Feinde hinein und erlaubte ihnen darin zu bleiben unter der Bedingung, daß ſie ihn zum Erben ihrer Güter einſetzten; dann kam er in der Nacht und tödtete ſie.

49) Ich vermuthe, daß die Sage von der Vermählung mit Helena nur durch den Verfaſſer des älteſten Volksbuches von Simon Magus auf Fauſt übertragen iſt und nicht auf volksthümlicher Grundlage beruht. Simon wird in dieſem Volksbuche einige Male ausdrücklich erwähnt; ſeine Sage war alſo dem Verfaſſer bekannt: Helena aber war, obwol man durch die verſchiedenen Darſtellungen des trojaniſchen Krieges von ihr wußte, durchaus nicht, wie etwa Alexander der Große, mit einheimiſchen Überlieferungen verſchmolzen und zur mittelaltrelich-romantiſchen Geſtalt umgebildet worden. Das Volk würde Fauſt vielmehr, wie dem Ritter von Staufenberg und Andern, eine Meerminne, eine Waldfrau oder ſonſt ein göttliches oder elbiſches Weſen zugeſellt haben. — Schon oben iſt bemerkt, daß vielleicht auch die von Manlius erzählte Sage, daß Fauſt zu Venedig in den Himmel zu fliegen verſucht habe, von Simon, der in Rom vor Nero in den Himmel ſtieg, doch dabei herabſtürzte und ſtarb, auf Fauſt übergegangen iſt, zumal da ſonſt keine Sage von Fauſt in Italien ſpielt. 50) Vergl. Myth. 653 fg. 51) Offenbar beſtanden urſprünglich zwei von einander unabhängige Sagen, daß der Teufel in Geſtalt eines Dieners und in Geſtalt eines Hundes Fauſt's Begleiter geweſen ſei: daß jedoch die letztere nicht erſt nach dem Erſcheinen des älteſten Volksbuches ſich gebildet hat, beweiſen die Erwähnungen des Hundes bei Gaſt und Manlius. Dieſelbe Sage von zauberiſchen Hunden knüpft ſich an Simon den Zauberer, an den Papſt Sylveſter II., Cornelius Agrippa, Marcus Bragadinus und an einen Prieſter in Thorn, Namens Heinrich Knotte (ſ. Tettau und Temme, Die Volkſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 117).

Digitized by Google

Regenbogen aus, der am Himmel ſtand. Da ſenkte ſich der Regenbogen immer tiefer und tiefer herab, bis ihn Fauſt ergriff und feſthielt. Er erbot ſich auf ihm zum Himmel hinauf zu fahren, doch da ihn die Anweſenden baten, dies nicht zu thun, ließ er ihn los, und der Regenbogen ſchnellte an ſeinen alten Platz zurück[52]).

Auf einer Reiſe nach Wittenberg verſchlang Fauſt in einem Wirthshauſe den aufwartenden Burſchen und trank einen Keſſel voll Kühlwaſſers darauf. Nachher fand man den Burſchen ganz naß hinter dem Ofen[53]).

Einem Wirth in Gotha, mit deſſen Frau Fauſt zu vertraut geworden war, und der ihn im Zorn darüber faſt erſtochen hätte, ſandte Fauſt einen Poltergeiſt ins Haus, welcher die Lichter im Keller ausblies, und ſo tobte, daß kein Geſinde bei dem Wirthe aushielt, daß die Nachbarn ſich beſchwerten und er zuletzt die Wirthſchaft aufgeben mußte[54]).

Dem Cardinal Campegius zu Ehren veranſtaltete Fauſt in Leipzig während der Meſſe eine Luſtjagd, bei welcher er mit einem Hifthorn und Mephiſtopheles von vielen Hunden begleitet durch die Luft fuhr, und bei der ſie eine Stunde lang das verſchiedenſte Wild hetzten[55]).

Als Fauſt dem Kaiſer Maximilian, welchen Pfitzer an die Stelle Karl's V. ſetzt, Alexander den Großen und deſſen Gemahlin erweckt hatte, belohnte ihn der Kaiſer durch ein Geſchenk; und um ſich wieder dankbar zu bezeigen, verwandelte Fauſt eines Morgens des Kaiſers Schlafgemach in einen zauberiſchen Garten. Pomeranzen, Granaten, Feigen, Limonien und andere ſeltne Früchte hingen an den Zweigen der Bäume; reife Trauben glänzten dazwiſchen; der Boden war eine blumige Wieſe, auf der Haſen und Kaninchen ſpielten; man hörte die Nachtigallen ſingen, und dies währte etwa eine Stunde; dann verſchwand Alles. — Ein ander Mal ließ Fauſt bei einem Banquet im Saale des Kaiſers Wolken heraufziehen; ſie theilten ſich, und die Sterne leuchteten hindurch; doch nach einer Viertelſtunde thürmte ſich neues Gewölk, die Sonne begann heftig zu blitzen, ſo daß alle Anweſenden ſich bekreuzten; ein Regenbogen wölbte ſich vor der Tafel des Kaiſers: bald aber verſchwand er wieder, und es folgten Blitz, Donner, Hagel, und Regen; die Gäſte entflohen voll Angſt, doch litt Niemand Schaden[56]).

Einem Freiherrn auf Helpeda bei Eisleben ſchuf Fauſt einen Luſtwald voll Nachtigallen, Droſſeln, Faſanen und andern Gevögels. Einige der Vögel verkündeten die Zukunft; doch als Fauſt zwei Jahre darauf ſtarb, flogen ſie davon[57]).

Endlich ließ Fauſt noch einen Edelmann, der in der Türkei gefangen ſaß, durch Mephiſtopheles befreien und nach Wittenberg holen. Des Edelmanns Weib hatte ſich ſchon ein Jahr vorher mit einem Andern verheirathet; doch dieſer war von Fauſt durch Zauber untüchtig gemacht: nun wurde die Ehe für nichtig erklärt, und der Edelmann lebte durch Fauſt wieder im Genuß ſeines alten Glückes[58]).

Als nun die 24 Jahre, welche Fauſt ſich von der Hölle bedungen hatte, verfloſſen waren, wurde er nach der übereinſtimmenden Angabe aller Volksbücher vom Teufel geholt. Er ſetzte ſeinen Famulus, Chriſtoph Wagner, zum Univerſalerben ein, verſchaffte ihm zuvor noch den Geiſt Auerhahn, der Wagner in Geſtalt eines Affen ſtets begleitete[59]), ging am Morgen ſeines letzten Tages mit vielen Freunden in das Dorf Rimlich bei Wittenberg und erzählte ihnen hier voll Reue, was er gethan und was ihm bevorſtehe. In der Nacht zwiſchen zwölf und eins erhob ſich ein mächtiger Sturm. In Fauſt's Zimmer hörte man ein grauenerregendes Pfeifen und Ziſchen, als ob das ganze Haus von Schlangen und Nattern erfüllt wäre. Fauſt's Thür ging auf; man hörte ihn mit halber Stimme um Hilfe rufen: dann plötzlich war Alles ſtill. Am Morgen ſah man Fauſt's Gehirn an den Wänden kleben; die Augen und mehrere Zähne lagen auf dem Boden, und das ganze Zimmer war mit Blut beſpritzt: den Körper aber fand man auf einem Miſthaufen. Noch nach dem Tode erſchien Fauſt ſeinem Diener Wagner und offenbarte ihm vieles Geheime. Auch ſahen ihn Viele, die bei Nacht an ſeinem Hauſe in Wittenberg vorübergingen, zum Fenſter herausſchauen, und in dem Hauſe war es ſeit ſeinem Tode ſo unheimlich, daß Niemand darin zu wohnen vermochte.

Neben dieſen Überlieferungen der Volksbücher beſtand und beſteht zum Theil noch jetzt eine Reihe von Sagen lebendig im Volke fort, die bald ihrem Tone nach ſich den Volksbüchern anſchließen, bald einen entſchieden andern, mehr heitern, märchenhaften Charakter annehmen. Die wichtigſten derſelben ſind folgende.

Die Münze, mit der Fauſt und Agrippa auf ihren Wanderungen in den Herbergen bezahlten, pflegte ſich wenige Tage nach ihrer Abreiſe in Hornſcheibchen oder andern Unrath zu verwandeln[60]).

---

52) Thraziſche Zauberinnen zogen den Mond auf die Erde herab; ſonſt weiß ich nichts mit dieſer Sage zu vergleichen. Vielleicht hängt der Glaube, daß man auf den Regenbogen nicht mit Fingern zeigen darf (Haupt's Zeitſchrift III, 363, 31), mit ihr zuſammen. 53) Dieſelbe Sage wird von Zito erzählt, der einen Baiern verſchlang (*Camerarius*, **Meditationes historicae** I, 4, 10). Wahrſcheinlich wird auch hier nur Verblendung der Zuſchauer vorausgeſetzt. 54) Vergl. die Sage vom Poltergeiſte, den Fauſt in ein Kloſter ſendet, oben bei Gaſt. 55) Fauſt ſelbſt erſcheint hier an der Spitze der wilden Jagd, neben dem Teufel, der ſie in vielen Sagen führt. 56) Vergl. das Wettermachen der Hexen: Myth. 1040 — 1043; Wolf's niederländiſche Sagen, Anmerkung zu Nr. 282.

57) Prophezeiende und den Menſchen rathende Vögel kennt ſchon die Edda. — Werke der Zauberer beſtehen meiſt nur, ſo lange die Zauberer leben und ſie gleichſam durch ihre Kraft forterhalten. 58) Der Glaube an das Binden der männlichen Kraft durch Zauber, das „Neſtelknüpfen," erſcheint früh und war ſehr verbreitet; vergl. im 13. Jahrh. das Gedicht von der guten Frau 2043. 2433 —2444. 59) Vergl. die Volksbücher von Wagner. Sie ſcheinen ſich nicht, wie die von Fauſt, auf lebendige Volksſage zu ſtützen, ſondern nur durch die Erwähnung Wagner's in den Volksbüchern von Fauſt veranlaßt und die Erfindung eines Einzelnen zu ſein, da ſich vor dem Erſcheinen der Volksbücher in Geſchichte und Sage von Wagner keine Spur findet. Auch ſind die meiſten ihm zugeſchriebenen Thaten nur Wiederholungen und oft zur Carricatur entſtellte Übertreibungen der Thaten Fauſt's. 60) *Martin Delrio*,

Digitized by Google

Bei einem fröhlichen Gelage im Winter zauberte Fauſt einſt einen Weinſtock auf den Tiſch, an dem ſo viele reife Trauben hingen, wie Zechbrüder um den Tiſch ſaßen. Fauſt ließ ſich verſprechen, daß ſie keine Traube abſchneiden wollten, bevor er das Zeichen dazu geben würde. Begierig faßte Jeder mit der einen Hand eine Traube, mit der andern ein Meſſer: da entzauberte Fauſt ihre Augen, und ſie ſahen, daß Jeder das Meſſer an ſeines Nachbarn Naſe geſetzt hatte[61]).

Wie im Volksbuche zu Erfurt, ſoll Fauſt auch zu Nürnberg ein Collegium über Homer geleſen und ſeinen Zuhörern die homeriſchen Helden vorgeführt haben[62]). Auch ſoll er den Nürnbergern einſt außerhalb der Stadtmauern Helden des Alterthums, unter ihnen auch Hercules, zu Pferde gezeigt haben[63]).

Wie Fauſt im Volksbuche zu Leipzig ein Weinfaß aus dem Keller hinauf reitet, ſo iſt er einſt auf dem Schloſſe Waerdenberg bei Bommel auf einer Tonne Bier vor den Augen vieler Gäſte aus dem Zimmer geritten[64]).

In Kreuznach erzählt man, wie ſchon angeführt iſt, noch jetzt, daß Fauſt einſt Lehrer daſelbſt war. Und in Erfurt zeigt man noch Fauſt's Haus, ſowie das Haus „zum Anker," in welchem der Stadtjunker wohnte, der nach dem Volksbuche mit Fauſt befreundet war. Auch gibt es zu Erfurt noch ein Fauſtgäßchen, durch welches Fauſt, obgleich es ſehr eng iſt, einſt mit einem vierſpännigen Wagen gefahren ſein ſoll.

Zu Neu-Ruppin in der Mark pflegte Fauſt mit den Bürgern Abends Karten zu ſpielen. Er hatte Pferdefüße und gewann ſehr viel. Noch lange nach ſeinem Tode ſah man ihn oft in einem Buſch am See mit Andern am Tiſche ſitzen und Karten ſpielen, und dort treibt er noch jetzt ſein Weſen[65]).

Im 30jährigen Kriege rettete ſich der Schulze zu Brada bei Wittenberg, als ein Soldat in ſein Haus bringen wollte, dadurch, daß er ihm ſagte, dies ſei das Haus, in welchem der Doctor Fauſt ſein Ende genommen. Zum Beweiſe zeigte er ihm eine mit Blut befleckte Wand, und voll Angſt floh der Soldat[66]). — Ebenſo zeigt man noch auf Waerdenberg die unvertilgbaren Blutflecken, welche zurückblieben, als der Teufel dort mit Fauſt aus einem Fenſter des Schloßthurms in die Hölle fuhr[67]).

Auch zu Maulbronn werden in dem Zimmer, aus dem Fauſt vom Teufel geholt worden ſein ſoll, noch an der Wand die Blutſpuren gezeigt. Endlich ſoll der Teufel auch in Cöln mit Fauſt durch ein Fenſtergitter gefahren ſein; ſo daß, wenn wir hierzu noch die Angaben bei Manlius und im Volksbuche nehmen, die Sage von Fauſt's Tode ſich an ſechs verſchiedene Orte knüpft.

Dieſe Züge der neben dem Volksbuche fortlebenden Sage weichen von der Auffaſſung des Volksbuches nicht ab; ja ſie ſtehen derſelben zum Theil ſo nah, daß ſie vielleicht nur daraus entlehnt und localiſirt ſind. Entſchieden unabhängig vom Volksbuche ſind dagegen die weit naiveren, milderen Erzählungen, welche ein als fliegendes Blatt in Cöln gedrucktes Gedicht[68]) und die ſchon berührte niederländiſche Sage enthält. Das Gedicht erzählt, daß Fauſt einſt 40,000 Geiſter aus der Hölle beſchwur, doch unter ihnen nur einen fand, der ihm ſchnell genug war, Mephiſtopheles, „geſchwind wie der Wind." Der mußte ihm Geld, Speiſen und was er ſonſt begehrte, ſchaffen. — Zu Straßburg ſchoß Fauſt vortrefflich nach der Scheibe; er ſchoß[69]) nach dem Teufel, daß dieſer oft laut aufſchrie. Wenn er reiſte, mußten die Geiſter vorn, hinten und auf beiden Seiten ihm den Weg pflaſtern. Zu Regensburg war es ſeine Freude, Kegel auf der Donau zu ſchieben und Fiſche zu fangen. Als er einſt am Charfreitage in Jeruſalem war, zeigte ihm der Geiſt Chriſtus am Kreuze und ſagte ihm, Chriſtus ſei für uns geſtorben, doch dies danke ihm die Menſchheit nicht. Fauſt gebot ihm darauf, drei Ellen Leinwand zu bringen und die große Stadt Portugal darauf zu malen. Dies hatte Mephiſtopheles in wenigen Augenblicken gethan, und nun hieß ihn Fauſt Chriſtus am Kreuze abmalen; doch ſchärfte er ihm ein, es dürfe nichts daran fehlen, beſonders nicht an ſeinem Titel und heiligen Namen.

> Dieſen konnt' er nicht abmalen,
> Darum bitt er Fauſtum
> Ganz inſtändig: „Schlag mir ab
> Nicht mein Bitt: ich will dir wiederum
> Geben dein zuvor gegebene Handſchrift,
> Denn es iſt mir unmöglich,
> Daß ich ſchreib „Herr Jeſu Chriſt.""

Hier iſt im Gedicht offenbar eine Lücke. Es wird fortgefahren:

Disquisitiones magicae, lib. 2. quaest. 12. (ed. Moguntiae 1612. p. 149 a). Daß Fauſt und Agrippa zuſammen umherzogen, was man aus dieſer Stelle geſchloſſen hat, liegt nicht in den Worten.

61) *Philippus Camerarius*, Horae subcisivae, centuria prima p. 315 und darnach bei *Simon Majolus*, Dies caniculares. T. II. colloqu. 3. p. 602, und *Drexelius*, Aurifodina. Pars II. c. 8. Auch findet ſich dieſe Sage im franzöſiſchen Volksbuche (S. 192), wol nur von Camerarius entlehnt, und erſt in die jüngern Ausgaben des Volksbuches eingefügt. Vergl. Mone's Anzeiger 1838. S. 226, wo ſie mit der Sage von dem Zaubergarten, den Fauſt im Winter erblühen läßt, vermiſcht und nach Boxberg bei Heilbronn verlegt iſt. 62) Hiſtoriſche Remarquen. S. 12. 63) Nach einer von San-Marte nachgewieſenen Bemerkung Stanislaus Sarnicki's, welcher hinzufügt, daſſelbe geſchehe in Krakau mit den alten polniſchen Helden: ſ. Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde V, 271. Vergl., daß Fauſt, nach Manlius, zu Krakau die Magie lernt. 64) Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 266. 65) Kuhn's märkiſche Sagen. Nr. 152. Es kommt öfter in Sagen vor, daß der Teufel mit Menſchen Karten ſpielt oder würfelt, urſprünglich wol um die Seele, was auch noch bisweilen ausdrücklich hinzugeſetzt wird; vergl. Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. Nr. 201. 204. 205. 218. Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 468. Mit einem Engel würfelt der Teufel ſchon ſeit 600 Jahren um die Seele des Herrn von Falkenberg, und ein Mönch gewann einſt im Schachſpiel dem Teufel die Seele einer längſt Verſtorbenen ab; Wolf a. a. O. Nr. 130. 179.

66) *Neumann*, Disquisitio de Fausto praestigiatore. Cap. 3. §. 8. 67) Vergl. Wolf a. a. O. Nr. 266 und die Anmerkung dazu. An der Grenze von Geldern erſchien Fauſt bei Wier. 68) Des Knaben Wunderhorn I, 214. Erlach's Volkslieder der Teutſchen II, 288. Wolff's hiſtoriſche Volkslieder. S. 685. Der Text des Gedichtes iſt ſehr entſtellt; urſprünglich ſcheint es aus vierzeiligen Strophen beſtanden zu haben. 69) Im Gedichte ſteht „Er thät nach dem Teufel ſchieben."

Digitized by Google

> Der Teufel fing an zu fragen:
> „Herr, was giebſt du mir für Lohn?
> Häts das lieber bleiben laſſen.
> Bei Gott findſt du kein Pardon.“

Auch hierauf antwortet Fauſt nicht, ſondern der Dichter ermahnt ihn ſich zu bekehren, weil er noch eine Stunde Zeit habe und ihm Gott die ewige Huld ſchenken wolle.

> „Nach Gott thu ich nichts fragen
> Und nach ſeinem himmliſchen Haus.“
> In derſelben Viertelſtunde
> Kam ein Engel von Gott geſandt:
> Der thät ſo fröhlich ſingen
> Mit einem engliſchen Lobgeſang.
> So lang der Engel da geweſen,
> Wollt ſich bekehren Doktor Fauſt.
> Er thäte ſich alsbald umkehren.
> Sehet an den Höllen-Grauß.
> Der Teufel hatte ihn verblendet,
> Malt ihm ab ein Venus-Bild.
> Die böſen Geiſter verſchwunden
> Und führeten ihn mit in die Höll.

Nach der niederländiſchen Sage gab ſich ein Teufel, Namens Joſt, auf ſieben Jahre bei Fauſt in Dienſt. „Von dem Augenblicke war nichts ſo ſchön in der Welt, welches Fauſt nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amſterdam und Paris kommen. Mitten im Winter verlangte er ſchöne Trauben, mitten im Sommer Schnee und Eis. Auf dem Schloßhof (zu Waerdenberg) blühte fortwährend eine große Hortenſia; der Garten war ſtets gefüllt mit den koſtbarſten Blumen. — Aber dabei blieb er nicht ſtehen. Der Teufel mußte ihm auch noch eine Kutſche mit vier Pferden ſchaffen, die nimmer müde wurden. In kürzeſter Zeit war er in Conſtantinopel und gleichſchnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, dann hieß es nur: „Joſt, zur Stunde eine Brücke über die Wael und gleichſchnell wieder abbrechen!“ und die Brücke lag da und verſchwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals ſchlecht gepflaſtert, aber Fauſtus rief nur: „Joſt, vor den Pferden voraus, Alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand ſetzen; denn ich mag die Bommeler nicht leiden.“ ... Joſt machte er den ganzen Tag zu ſchaffen, und hatte der ſich nun müde gearbeitet und gedachte der Ruhe zu pflegen, dann ging Fauſtus und ſäete Abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornenhecken, und Joſt mußte in der Nacht alles wieder zuſammenleſen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schloſſes, aus welchem Joſt es wieder ganz rein und unverdorben hervorzuſuchen hatte. — Das hielt Joſt vier Jahre lang aus, wurde aber dabei ſo mager, daß er erbärmlich anzuſchauen war. Endlich brach ihm die Geduld, und er ſprach zu Fauſt: „Ich will dir die vier Jahre umſonſt gedient haben, aber ich bitte dich, entlaſſe mich, denn ich halte es länger nicht aus.“ Deß lachte Doctor Fauſtus und ſagte: „Biſt du es auch müde, ich bin's noch lange nicht.“ So mußte Joſt ihm auch noch die drei Jahre dienen.“

Der Zug, daß die Geiſter Fauſt den Weg ebenen müſſen, erſcheint auch zu Borberg, wo noch jetzt die Sage geht, daß Fauſt einſt mit vier Rappen um drei Viertel auf Zwölf von Borberg wegfuhr und mit dem letzten Glockenſchlage zwölf in Heilbronn war: ein Arbeiter auf dem Felde ſah, wie gehörnte Geiſter vor dem Wagen her den Weg pflaſterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufriſſen (Baader in Mone's Anzeiger 1838. S. 226).

Hier treten wir aus der ernſteren Sage ganz in das heitere Gebiet des Märchens. Wenn im Volksbuche eine Rettung Fauſt's nicht denkbar iſt, ſo kündigt ihm hier der Teufel ſelbſt den Dienſt und bittet ihn die Verſchreibung zurückzunehmen. Es ſcheint dies wieder eine Erinnerung an den Hausgeiſt, welcher den Menſchen, der übel mit ihm umgeht, freiwillig verläßt, ſo läſtig ſonſt oft ſeine Treue wird [70]). Zugleich erſcheint der Teufel, wie beſonders oft in Märchen, als der dumme, arme Teufel, welcher dem Menſchen, wenn er einen Vertrag eingeht, Alles zu leiſten verſpricht und zuletzt doch nicht erfüllen kann, was des Menſchen Übermuth und Eigenſinn ausdenkt. Auch die Mahnung, welche Mephiſtopheles in dem Gedichte Fauſt zu Jeruſalem vor dem Kreuze Chriſti ertheilt, iſt der Natur des Teufels, welcher ſonſt am Kreuze nicht einmal vorbeizugehen und auch hier Chriſti Namen nicht zu ſchreiben vermag, entgegen, und erinnert an die Verweiſe, welche die Menſchen bei ſchlechtem Wandel von ihren Koboldcn empfangen. — Wie der Teufel hier an drei Orten Fauſt den Weg bahnt, ſo baut er in einem märkiſchen Märchen (bei Kuhn S. 280) dem General Luxemburg Wege durch die Luft mit Balken und Bohlen, die er immer hinten abbricht und vorn wieder anſetzt. Daß der Teufel in der niederländiſchen Sage Joſt heißt, iſt wol nur eine Erinnerung an Juſtus Fauſtus im Volksbuche, den Sohn Fauſt's und der Helena. Auf ſieben Jahre aber werden Bünde mit dem Teufel und überhaupt mit übermenſchlichen Weſen gewöhnlich geſchloſſen [71]). — Beſonders ſchön und wiederum märchenhaft iſt der Zug des Gedichtes, daß Gott noch in der letzten Stunde einen Engel ſendet, der vor Fauſt fröhlich ſingt, um ſeine Gedanken Gott zuzuwenden. Ich weiß damit nur zu vergleichen, daß es in einem ſchleſiſchen Volksliede (Hoffmann S. 51 fg.), in welchem drei Reiter ein Mädchen mit dem Schwerte zertheilen, heißt:

> Und wo ein Tröpflein Blut hinſprang,
> Da ſchwebte ein Engel und er ſang.

Doch ſoll der Engel hier wahrſcheinlich nur die Unſchuld des Mädchens verkünden, nicht die Mörder zur Buße bewegen. — Mit dem Venusbilde iſt wol nur Helena gemeint, welche auch im Puppenſpiel noch in der letzten Stunde Fauſt von Gott abwendet.

Wäre die Fauſtſage bei ihrem Entſtehen eine eigenthümliche Schöpfung geweſen, ſo dürfte man in der zuletzt beſprochenen Faſſung derſelben eine jüngere Abſchwächung vermuthen, weil ſie der früheren an Tiefe bei Weitem nachſteht; und es wäre für Sagenbildung im Allge-

70) Vergl. z. B. Wolf's niederländiſche Sagen. Nr. 474.
71) Vergl. meine Abhandlung über die Sage von Theophilus S. 19**, und füge hinzu: Kinder- und Hausmärchen. Nr. 39, 2. 106. 125. Hoffmann's Schleſiſche Volkslieder S. 3. Pfitzer's Volksbuch von Fauſt S. 340. Auch ſind Wieland und ſeine Brüder ſieben Jahre mit drei Walkyrien vermählt.

meinen lehrreich zu bemerken, wie auch dieſer ungeheure Stoff, der Himmel und Erde umſpannte, ſich faſt zum heitern, anſpruchsloſen Märchen verflüchtigte. Da jedoch die Fauſtſage nur aus Vereinigung der verſchiedenartigſten ältern Elemente erwuchs, ſo iſt es ſehr wol möglich, daß dieſe zweite Geſtalt gleichzeitig neben der erſten entſtand, daß das Märchen ebenſo früh, wie die ernſtere Sage ſich Fauſt aneignete. Für das Alter dieſer zweiten Geſtaltung ſpricht, daß ſie an drei verſchiedenen Orten durchbricht, ohne daß ſich Spuren einer ältern Aufzeichnung fänden. Geringere Verbreitung fand ſie natürlich, weil in ihr, obwol ſie ſehr ſchön iſt, die tiefere Idee des Bundes mit dem Teufel und der dadurch erlangten übermenſchlichen Gewalt aufgegeben iſt.

Ein beſonderer Sagenkreis reiht ſich um die angeblich von Fauſt verfaßten Bücher. Die Zahl der theils wirklich untergeſchobenen, theils nur fingirten Zauberſchriften, als deren Verfaſſer man bekannte Perſonen alter und neuer Zeit angab, war ſehr groß. Schon Abel ſoll ein Zauberbuch geſchrieben haben, welches er, da er die Sündfluth vorausſah, in einem hohlen Steine verbarg; nach der Sündfluth, welche auch zum Theil durch die Sünde der Zauberei hervorgerufen wurde (*Clementis Romani* recognitiones. [Colon. Agr. 1570.] p. 74), fand es Hermes Trismegiſtus, und ſpäter beſaß daſſelbe Thomas Aquinas (*Arpe*, De talismanibus p. 53; *Naudé*, Apologie pour les grands hommes soupçonnéz de Magie. [Amsterdam 1712.] p. 384). Henoch ſoll 30 und mehr Zauberſchriften verfaßt haben. Noah wird ein Buch de magia naturali zugeſchrieben (*Fabricius*, Codex pseudepigraphus V. T. p. 263). Dieſes entwandte ihm Cham, über deſſen Zauberei viele Zeugniſſe vorhanden ſind (vergl. *Arpe* p. 4). Von Cham ging die Zauberkunde über auf ſeinen Sohn Mesraim, welchen man auch Zoroaſter nannte (*Clemens Romanus* ib.). Nach Anderen hieß Cham ſelbſt Zoroaſter und Noah iſt identiſch mit Azonach, der nach Plinius Zoroaſter's Lehrer war. Von Zoroaſter, der nach einer weit allgemeineren Überlieferung die Magie erſt erfunden hat, kannte man mehrere magiſche Schriften (vgl. *Clementis Rom.* recognitiones p. 74. *Suidas* s. v. *Zoroaster*). Die Clavicula Salomonis iſt eins der berühmteſten Beſchwörungsbücher. Alexander der Große ſchrieb: de septem herbis septem planetarum (vgl. z. B. *Fabricius*, Bibl. graec. lib. III. c. 8. p. 206). Auch Papſt Johann VIII. oder die Päpſtin Johanna ſoll ein Buch über Magie hinterlaſſen haben (*Naudé*, Apologie p. 395) u. ſ. w. [72]). Von allen irgend namhaften neueren Zauberern kannte man Schriften, die theils wirklich von ihnen verfaßt, doch ganz anders gemeint waren, wie die von Paracelſus, Tritheim, Agrippa, theils ihnen angedichtet wurden, wie mehrere dem Albert von Bollſtädt und Thomas von Aquino. Fauſt durfte daher in der Sage den Ruhm, ſeine Kunſt in Schriften dargeſtellt zu haben, nicht entbehren. Eine Spur der Sage von Fauſt's Schriften haben wir ſchon bei Wier gefunden. Später führte man ſechs bis zehn Werke an, welche Arpe De talismanibus p. 125, Bock in den hannöv. nützlichen Sammlungen vom J. 1758. 92. Stück, Stieglitz in dem oft angeführten Aufſatz in Raumer's Taſchenbuch und Gräße in ſeiner Bibliotheca magica p. 25 angeben. Doch weichen die Titel ſo ſtark von einander ab und ſtützen ſich ſo offenbar nur wieder meiſt auf Tradition, daß ich ſie nicht erſt herſetze; zumal da ſich für die Geſchichte der Sage aus ihnen nicht das Mindeſte gewinnen läßt. Auf einigen der Bücher ſtehen die Jahrzahlen 1509. 1510. 1511, die ohne Zweifel nur zugeſetzt ſind, um den Büchern, außer dem Anſehen, welches ſie durch Fauſt's Namen erhielten, noch das des Alterthums zu verleihen; denn obgleich Fauſt nicht, wie Stieglitz bei Beſprechung dieſer Jahrzahlen meint, erſt 1525 auftrat, ſo war er doch um 1510 noch nicht ſo berühmt, daß man ihm bereits Schriften unterzuſchieben Grund gehabt hätte; auch zeigen die Titel, wenn ſie irgend genau abgedruckt ſind, ſchon durch ihre Sprache, daß die Schriften nicht aus dem Anfange des 16. Jahrh. ſind. Wahrſcheinlich wurden dieſelben erſt im 17. Jahrh., nachdem das Volksbuch Fauſt's Ruhm vollendet hatte, untergeſchoben. Wäre die Sage von Fauſt's Zauberſchriften ſchon allgemein geweſen, als der Verfaſſer des älteſten Volksbuches und Widmann ſchrieben, ſo würde ſie von dieſen gewiß nicht übergangen worden ſein. Die oft ausgeſprochene Anſicht aber, daß Fauſt wirklich etwas möge geſchrieben haben, was zum Theil die Grundlage dieſes Unſinns wurde, läßt ſich zwar nicht durch Facta widerlegen; allein bei der Leichtfertigkeit, mit der man, oft wol nur um Geld zu verdienen, den Zauberſchriften berühmte Namen vorſetzte, hat man durchaus kein Recht, dieſe Anſicht erſt aufzuſtellen.

Ich kenne von dieſen Schriften nur zwei.

1) „Doctor Fauſts groſer und gewaltiger Höllenzwang, mächtige Beſchwörungen der hölliſchen Geiſter, beſonders des Aziels, daß dieſer Schätze und Güter von allerhand Arten gehorſamvoll, ohne allen Aufruhr, Schreckenſetzung und Schaden vor den geſtellten Crayß ſeiner Beſchwöhrer bringen und zurück laßen müße. Nach dem Prager Exemplar 1509." Gedruckt in Horſt's Zauberbibliothek II, 115 — 144; nach Sprache und Orthographie in dieſer Geſtalt kaum über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaufzurücken. — In der Einleitung wird der Leſer ermahnt, daß er ſich nicht von Aziel, dem beſchworenen Geiſte, verlocken laſſe, ihm die Seele mit Blut zu verſchreiben, daß er den Weg des Herrn wandle, durch deſſen höchſte und allmächtige Namen der Geiſt das Befohlene überliefern müſſe, daß er den Armen, den Kirchen und Schulen von den gewonnenen Schätzen mittheile. Der Geiſt muß in Geſtalt eines lieblichen zwölfjährigen Jünglings erſcheinen. S. 116 iſt das Siegel Aziel's abgedruckt: auf dieſes muß der Beſchwörer mit dem linken Fuße treten. Hierauf werden die Stunden angegeben, welche an den einzelnen Tagen zum Beſchwören geeignet ſind. Es werden Gebete vorausgeſchickt und mit Gebeten werden die Beſchwörungen unterbrochen. Zum Schluß

72) Eine groſe Menge von ältern und neuern Zauberſchriftſtellern wird kurz beſprochen oder nachgewieſen von *Arpe*, De talismanibus. Cap. 2—4.

Digitized by Google

erfolgt die Abdankung des Geiſtes im Namen Gottes. Den Beſchwörungen, bei denen die hebräiſchen Gottesnamen, der Name und das Kreuz Chriſti angerufen werden, ſind lateiniſche und eine Menge ganz barbariſcher Wörter eingemiſcht, die wol unverſtandene Reſte kabbaliſtiſcher Weisheit ſind [73]). Der Geiſt muß 299 tauſend Dukaten bringen (es muß eine ungerade Zahl ſein); doch wird ihm mit größter Ängſtlichkeit wiederholt eingeſchärft, es müſſe gutgemachte, unveränderliche Münze ſein. — Daraus, daß es S. 116 heißt: „Das Siegel des Geiſtes Aziel, welches er dem Doctor Fauſt überreichen mußte," ſchließt Horſt, daß Fauſt nicht der Verfaſſer ſei; doch würde es hieraus nicht folgen, da die Einleitung, ihrem Tone nach, von einem Andern zugefügt ſein könnte. Allein es wird überhaupt in der ganzen Schrift mit keinem Worte geſagt, daß Fauſt ihr Verfaſſer ſei, und der Titel: „Fauſt's Höllenzwang," ſoll vielleicht nur „der von ihm angewandte," nicht „der von ihm geſchriebene" heißen.

2) „**Dr. Johann Faustens Miracul-Kunst- und Wunder-Buch** oder die ſchwarze Rabe, auch der **Dreifache Höllen Zwang** genannt. Womit ich die Geiſter gezwungen, daß Sie mir haben bringen müßen, was ich begehret habe. Es ſey Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden iſt, das habe ich Alles mit dieſem Buche zu Wege gebracht, auch die Geiſter wieder losſprechen können." Lyon MCDXXXXXXIX (nach Sprache und Schreibung nicht viel älter, als der Höllenzwang). Gedruckt in Horſt's Zauberbibliothek III, 86—114. IV, 141—163.

Die gereimte Einleitung ermahnt, das Buch nicht ohne Zauberkreis zu leſen, weil es dann ſchon gefährlich ſei [74]). Durch den Anfang „Ich Dr. Johann Fauſt" führt ſich Fauſt ſelbſt als Verfaſſer ein. Er erzählt, wie er anfänglich den Teufel nur zur Probe beſchworen, doch wie ihm dieſer alsbald ein Bündniß angetragen habe, welches Fauſt, obwol nicht dazu geneigt, annehmen mußte, weil er kaum mit einem ſchlechten Kreiſe verſehen war. Als Fauſt den Bund geſchloſſen hatte, erſchien der Geiſt Mochiel, der auf Fauſt's Frage, wie geſchwind er ſei, antwortete: „Wie der Wind." „Du dieneſt mir nicht," ſagte Fauſt, „fahre wieder hin, woher du gekommen." Darauf erſchien Aniguel, der war ſchnell wie ein Vogel in der Luft. „Du biſt mir dennoch zu langſam," antwortete Fauſt, „fahre wieder hin." Da kam Aziel, geſchwind wie der Menſchen Gedanken. „Recht vor mich; dich will ich haben," ſprach Fauſt und nahm ihn an. — Hierauf folgt eine Ermahnung, ſich vor Pakten mit den Geiſtern zu hüten, „damit es dir nicht gehe, wie mir geſchehen wird." S. 102 fg. wird eine Aufzählung der wichtigſten Teufel nach dem Range gegeben: 1) Lucifer, der König. 2) Belial, Vice-Roi. 3) Satan, Belzebub, Aſtaroth, Pluto: Gubernatores. 4) Aziel, Mephiſtophilis und fünf andere Großfürſten. 5) Abbadon und vier andere Grand-Ministres, Geheimde hölliſche Räthe. 6) Milpeza, Geh. Reichs Secretarius. 7) Zwölf Spiritus familiares. S. 109 fällt der Verfaſſer ſchon aus dem Tone, indem er ſagt: Dr. Johann Fausti vornehme Geheimniſſe u. ſ. w., und 4. Th. S. 151 heißt es gar „nachdem nun meine Zeit und Stunde bald vorhanden war, ſo habe ich noch mein Teſtament einem jeden Operiſten wohlmeinend hinterlaſſen wollen." S. 158 wird eine Anweiſung zu Fauſt's Mantelfahrt gegeben. — Daß Fauſt's Geiſt Aziel hieß, habe ich außer in dieſen beiden Schriften nirgends gefunden; wahrſcheinlich iſt der Name nur in den ſchon früher vorhandenen Büchern, als man ſie auf Fauſt übertrug, unverändert geblieben.

Ein geſchriebenes Büchlein, das noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts unter Fauſt's Namen umging, erwähnt Tenzel in der Curieuſen Bibliothek 1706. S. 195. Von verdächtigen Leuten ſagte man: Er hat Fauſt's Bücher geleſen; er hat dies oder jenes aus Fauſt's Büchern gelernt (Hiſt. Rem. S. 21). Beſonders den zu Paſſau gedruckten Höllenzwang Fauſt's ſuchte man eifrig und bot viel Geld dafür (Tenzel's Curieuſe Bibl. 1704. S. 746). Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſoll man, wie Köhler (Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung S. 160) ſagt, einen einträglichen Handel mit dem Höllenzwang getrieben haben, indem man Abſchriften deſſelben an Bibliotheken, beſonders an die öſterreichiſchen, bairiſchen und ſchwäbiſchen Klöſter verkaufte: der gewöhnliche Preis ſoll 200 Thaler geweſen ſein; nur wer billig war, ließ ſich mit 100 genügen [75]). Mehrere anſehnliche Bibliotheken ſtanden in dem Rufe, das Original des Höllenzwanges als einen großen Schatz zu beſitzen (Köhler a. a. O. S. 159). Nach Zwickau kamen noch 1699 und 1700 Schatzgräber und forderten unter ſchweren Drohungen Fauſt's Bücher, die nach einer alten Sage ſich auf der zwickauer Bibliothek befinden. Auch lernten die zwickauer Schüler aus Fauſt's Schriften das Mantelfahren und flogen auf ihren Schulmänteln über die Stadtmauer und um die

73) Von ſolchen Formeln iſt das Volksbuch von Wagner (Berlin 1712.) voll. Ähnliche haben ſich bis auf unſere Tage erhalten und werden gegen Krankheiten angewandt; ſ. Tettau und Temme, Die Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens. S. 270 fg. Von der Kraft der Gottesnamen handeln faſt alle Zauberſchriftſteller; vergl. unter den ältern teutſchen Gedichten den Sylveſter Konrad's von Würzburg. Die höchſte Macht hat der Name Jehovah, weil er nicht eine Eigenſchaft, ſondern die Subſtanz Gottes ausdrücken ſoll (Arpe a. a. O. S. 11). 74) Über die Gefahr, welche das bloße Leſen in Zauberbüchern bringt, gibt es viele Sagen. Eine von einem Schüler Agrippa's theilt Wolf in ſeinen niederländiſchen Sagen Nr. 264 mit. Eine andere erzählt nach Hotting (Hist. eccles. seculi 11. p. 352) der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen S. 23: Gregor VII. ging faſt nie ohne ſein nekromantiſches Buch aus. Einſt aber hatte er es doch vergeſſen, und wie ihm dies beim lateraniſchen Thore einfiel, ſchickte er zwei vertraute Jünglinge darnach; doch verbot er ihnen ſtreng das Buch zu öffnen. Gleichwol ſahen ſie hinein und laſen darin, und alsbald erſchienen des Satans Engel und fragten, was ſie thun ſollten; wenn ſie ohne Grund berufen ſeien, drohten ſie ſich ſchwer zu rächen. Erſchreckt geboten die Jünglinge den Geiſtern, die dabei ſtehenden Mauern Roms einzureißen, was ſie auch thaten. Die Beiden aber bekreuzten ſich und eilten davon. — Vergl. auch unten die Sage vom Höllenzwang in der zellerfelder Kirche.

75) Auch die berliner königliche Bibliothek beſitzt eine Abſchrift des Höllenzwanges (MS. germ. quart. 413): Praxis Magica Faustiana, oder der von mir Doct. Johann Faust Practicirter und Peſchworner Höllenzwang. (Passau ao. 1525.)

benachbarten Teiche (Hiſt. Rem. S. 28. 34)[76]). Noch Bahrdt nahm, um einer Geldnoth abzuhelfen, einſt zum Höllenzwange ſeine Zuflucht (ſ. deſſen Biographie S. 188 fg.). Oft wurden die Gläubigen mit dem Höllenzwange durch angebliche Schatzgräber betrogen. In mehreren Klöſtern läßt ihn die Sage in beſonderen Kaſten an Ketten liegen (Köhler S. 159). So liegt er noch jetzt in der zellerfelder Kirche an einer eiſernen Kette. Wenn man ihn dort vorwärts lieſt, ſo erſcheint der Teufel, wenn man ihn rückwärts lieſt, entweicht er. Doch wer ihn vorwärts geleſen und ihn rückwärts nicht leſen kann, wird vom Teufel umgebracht (Harrys, Volksſagen, Mährchen und Legenden Niederſachſens. [Celle 1840]. 2. Abth. Nr. 13)[77]).

Dies ſind die Sagen vom Dr. Fauſt. Schon im 17. Jahrh. wurden dieſelben Gegenſtand dramatiſcher Vorſtellungen[78]). Von jenen Volksſchauſpielen iſt uns nichts durch ſchriftliche Aufzeichnung erhalten, doch ohne Zweifel ſind Reſte derſelben in den verſchiedenen Bearbeitungen des Puppenſpiels von Fauſt zerſtreut. Dieſes Puppenſpiel machte ſchon am Schluſſe des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. ſolches Aufſehen, daß die berliner Geiſtlichen, unter ihnen Ph. Jac. Spener, ſich beim Könige darüber beſchwerten, daß Fauſt Gott und Chriſtum abſchwöre (Franz Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen II, 270). Noch jetzt gehört „Doctor Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt"[79]) zu den beliebteſten tragiſchen Poſſen der Puppentheater. Einzelne ſtark abweichende Faſſungen des Puppenſpiels theilen mit Roſenkranz, Zur Geſchichte der teutſchen Literatur (Königsberg 1836.), Leutbecher, Über den Fauſt von Goethe (zweiten Buches zweiter Abſchnitt), Zeller, Bilder aus Schwaben, Franz Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen II, 265—284; zwei giebt von der Hagen im neuen Jahrb. der berl. Geſellſchaft für teutſche Sprache und Alterthumskunde IV, 211—255. In folgender, durch einzelne Züge ſich auszeichnenden Geſtalt habe ich noch 1844 das Puppenſpiel in Berlin geſehen.

Erſter Act. Fauſt in Mainz[80]) klagt, daß er ſo lange vergeblich den Wiſſenſchaften obliege und immer nicht den Ruhm erlange, nach dem er trachte. Was helfe ihm ſein eifriges Studium der Theologie? er wolle ſich mit der Hölle verbünden, doch dazu fehle ihm „die Studia der Magie." Indeſſen kommt Wagner und berichtet, es ſei ein Mann in ſchwarzer Kleidung in das Haus getreten, der habe ein Buch an der Schwelle niedergelegt, und dies ſei die Studia der Magie. Entzückt eilt Fauſt mit ihm hinaus. — Kaspar tritt auf und erzählt, wie ſeine Mutter ihn in die Fremde geſchickt habe, wie er auf dem Wege in zwei Schenken ſein Geld verzehrt und hier in dieſem Wirthshauſe zu borgen denke. Nachdem er einigen Lärm gemacht, kommt Wagner, und nach kurzem Hin- und Widerreden iſt Kaspar als Diener angenommen. Er dingt ſich monatlich 36 Groſchen Lohn und 10 Thaler Trinkgeld aus und wird zunächſt in die Küche geſchickt, um ſich von den Mühſalen des Weges zu erholen. — Fauſt kehrt zurück, löſt ſeinen Gürtel, der ein Zaubergürtel iſt, legt ihn um ſich her auf den Boden als Zauberkreis und beginnt den Teufel zu beſchwören. Doch plötzlich ſchwinden ihm die Sinne, er ſinkt auf einen Stuhl hin; eine Stimme ertönt zu ſeiner Rechten; es erſcheint „der Engel der Menſchheit" und warnt ihn, nicht von Gott zu laſſen. Zugleich mahnt ihn eine Stimme zur Linken an den Ruhm, den er bald gewinnen werde. Fauſt ſchwankt einen Augenblick, dann beginnt er den Teufel von Neuem zu beſchwören. Es erſcheint Vizlipuzli[81]). Fauſt fragt, wie ſchnell er ſei. „Wie die Schnecke im Sande." — „Ha, um ſo ſchnell zu ſein brauch' ich keine Geiſter. Zurück, wo du hergekommen biſt. Aperti male spiriti (sic)." — Es erſcheint Asmodeus, ſchnell wie der Bach, der ſich vom Felſen ſtürzt. „Eine ſchöne Geſchwindigkeit, doch mir zu langſam. Ap. m. sp." — Der dritte Geiſt, Haribar, iſt ſchnell wie der Wind; Fauſt entläßt ihn mit denſelben Worten wie den vorhergehenden; ebenſo Xerres, ſchnell wie das Laub, das im Herbſt von den Bäumen fällt, und Auerhahn, ſchnell wie die Kugel aus dem Rohr. Endlich erſcheint Mephiſtophles (ſo); er iſt ſchnell wie die Gedanken der Menſchen und wird von Fauſt zum Dienſte angenommen. 48 Jahre ſoll er Fauſt dienen, doch eilt er erſt zu ſeinem Herrn, dem Gotte Pluto, ihn zu befragen, ob er ſo lange dienen dürfe, und er kehrt mit der Antwort zurück, daß 24 Jahre die längſte Friſt ſei, für die er ſich Fauſt unterwerfen könne. Fauſt willigt in dieſe Zeit, und der böſe Geiſt Mercurius bringt in Geſtalt eines Raben[82]) den Pact der Hölle, welchen Fauſt mit ſeinem Blute unterſchreibt. Die Bedingungen, welche Fauſt eingeht, ſind: 1) er muß Gott und dem chriſtlichen Glauben entſagen; 2) er darf ſich, während der Teufel ihm dient, weder waſchen noch kämmen, auch Haare und Nägel nicht verſchneiden[83]); 3) er muß den

76) Der Verfaſſer der hiſtoriſchen Remarquen ſpricht mit ſo großer Erbitterung gegen dieſe Sage, daß er hiernach ohne Zweifel ſelbſt aus Zwickau, vielleicht Lehrer daſelbſt war. 77) Über das Rückwärtsleſen, welches der Teufel fodert, vergl. Grimm's Myth. S. 1023. Anm. **. Wer es kann, ſcheint als im Dienſte des Teufels erfahren oder doch zu ihm geſchickt betrachtet und darum vom Teufel geſchont zu werden. 78) Neumann, Disquisitio de Fausto. Cap. 3. §. 8: Adeo quidem obscuram satis vitam transegit praestigiator, futurus longe obscurior, nisi in scenam toties atqve Theatrum Tragicum fuisset productus. Hiſt. Rem. S. 3: Es mag wohl die Urſache ſolches Zweiffels (ob Fauſt gelebt habe) von den theatraliſchen Vorſtellungen herrühren, welche ſchon im XVII. Seculo über das gottloſe Leben und jämmerlichen Untergang dieſes Zauberers, ſowohl in Städten als auch auf dem Lande, um dadurch denen Leuten eine Furcht und Schrecken vor der Hölle einzujagen, vorgenommen worden. 79) Der Titel iſt wol von Klinger's Roman entlehnt. 80) Verwechſelung mit dem Buchdrucker.

81) Vergl. Eiſelein, Grammatik der hochteutſchen Sprache unſerer Zeit. S. 358 a. 82) Dieſer Rabe, der aus der Hölle geſandt wird, ſcheint noch deutliche Erinnerung an den Raben, den Wodan als Boten ausſandte. Den Namen Mercurius mag ihm ein Gelehrter gegeben haben, welcher ſchon richtig erkannte, daß in der claſſiſchen Mythologie Mercur dem teutſchen Wodan am nächſten ſtehe, weshalb auch nach der interpretatio romana Wodan durch Mercurius überſetzt wurde. 83) Noch jetzt iſt es Volksglaube, daß, wer einen Kobold in ſeinem Dienſte habe, ſich weder

Digitized by Google

Eheſtand meiden; 4) nach 24 Jahren, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, iſt Fauſt dem Teufel mit Leib und Seele verfallen. — — Fauſt fordert nun, Mephiſtopheles ſolle eine freundlichere Geſtalt annehmen: er iſt bisher in rothem Unterkleide mit langem, ſchwarzem Mantel und mit einem Horn an der Stirn erſchienen. Hierauf kommt er wenig verändert, indem er nur das Horn unter einem Baret verborgen und anſtatt des langen, weiten Mantels einen kurzen Rittermantel angelegt hat. Doch tröſtet er Fauſt, daß er nur in ſeinen Augen dieſe Geſtalt habe, in den Augen jedes Andern erſcheine er ſo, wie Fauſt es wünſche; ebenſo ſoll Fauſt ungeachtet der zweiten Bedingung des Vertrags in den Augen Aller der ſchönſte Mann ſein. — Sie gehen ab, um auf dem „Luſtmantel" des Mephiſtopheles in wenigen Minuten nach Parma zu fahren. — — Kaspar kommt aus der Küche und lieſt an Fauſt's Gürtel „Wenn man will, daß die Geiſter erſcheinen, ſpricht man perlippe," und alsbald erſcheint eine Menge von Geiſtern und erbietet ſich Kaspar zu dienen. Er fragt ſie, was ſie gekocht haben; ſie antworten „Eiſen und Stahl, Pech und Schwefel." Hierauf lieſt er weiter an dem Gürtel „Wenn man will, daß die Geiſter verſchwinden, ſpricht man perlappe," und die Geiſter entweichen. Zu ihrem Verdruß wiederholt er nun mehrere Male die beiden Worte. Endlich kommt Auerhahn und erzählt ihm, daß Fauſt in Parma ſei; er erbietet ſich Kaspar nachzuführen, wenn ihm dieſer Leib und Seele verſchreibe. Kaspar erklärt, dies ſei unmöglich, denn den Leib brauche er ſelbſt, eine Seele aber habe er nicht; als er zur Welt gekommen, ſeien ſchon alle Seelen vergeben geweſen. In Hoffnung auf künftigen Gewinn jedoch führt ihn Auerhahn hinweg.

Zweiter Act. Kaspar fällt in einen Garten zu Parma aus der Luft herab, weil er geſprochen, was ihm verboten war [84]). Er trifft mit einem Kammerherrn Don Carlos zuſammen, nennt ſich Fauſt's Lehrer und ſoll für ein Goldſtück eine Probe ſeiner Kunſt zeigen; doch nach einigen mislungenen Späßen läuft er davon. — Es treten auf Fauſt und die Herzogin von Parma. Fauſt lieſt ihre Wünſche in ihren Augen und läßt vor ihr den weiſen Salomo, wie er auf dem Throne ſitzt, erſcheinen, dann Judith im Lager der Aſſyrer und die Enthauptung des Hauptmanns Holofernes, den Rieſen Goliath und den kleinen David, endlich den Selbſtmord der keuſchen Lucretia [85]). Fauſt ſoll zur herzoglichen Tafel kommen, doch hält ihn Mephiſtopheles zurück. Kaspar, durch den Zaubergürtel belehrt, hat erzählt, daß Fauſt ſeine Künſte durch den Beiſtand der Hölle verrichte; man hat ihn darauf offen tödten wollen, doch dies hat Mephiſtopheles verhindert; nun will man ihn bei Tiſche vergiften, und bei des Herzogs Tiſch hat Mephiſtopheles keine Gewalt, weil die hohe Geiſtlichkeit eingeladen iſt. Sie gehen ab, um vor den Augen des Volkes ſich über der Stadt in die Luft zu ſchwingen und nach Conſtantinopel zu ziehen. — Kaspar erfährt wiederum von Auerhahn, daß ſein Herr in Conſtantinopel ſei; er wünſcht von Auerhahn nach Mainz zurückgeführt zu werden und verſpricht nach der Fahrt ihm Leib und Seele zu verſchreiben.

Dritter Act. Fauſt iſt wieder in Mainz. Er hat zwölf volle Jahre in den Gaben des Teufels geſchwelgt. Reue befällt ihn. Er betet zu Gott. Mephiſtopheles ſtürzt herbei: wenn Fauſt noch wenige Augenblicke betet, iſt er ihm entriſſen. Er ſtellt das Bild der Helena hinter Fauſt auf [86]); Fauſt hat ſie zu ſehen gewünſcht und ſoll ſie nun umarmen und für immer beſitzen, wenn er Gott von Neuem abſchwört. Er thut es, wendet ſich um und eilt auf Helena zu; doch ſie verſchwindet und Mephiſtopheles lacht: „Betrügen iſt mein Handwerk." Zugleich kündigt er Fauſt an, daß er ihn um Mitternacht holen werde; er habe ſich verpflichtet ihm 24 Jahre, das Jahr zu 365 Tagen, zu dienen, doch habe er ihm Tag und Nacht gedient, alſo ſein Verſprechen ſchon in zwölf Jahren gelöſt. Fauſt will beten, doch eine Stimme ruft „Gott verſchworen, Alles verloren." Er geht traurig ab. — Kaspar tritt auf als Nachtwächter und bläſt fünf Stunden hinter einander ab. Fauſt kehrt zurück, und Kaspar fordert ſeinen rückſtändigen Lohn. Fauſt will ihn durch Liſt bewegen, mit ihm die Kleider zu tauſchen, damit Mephiſtopheles den falſchen ergreife; doch vergeblich. Es ſchlägt zwölf. Mephiſtopheles erſcheint. Fauſt bittet ihn, nur noch einmal am Grabe ſeines Vaters beten zu dürfen. „In der Hölle haſt du Zeit zu beten," ruft Mephiſtopheles; „dort ſollſt du über dein Leben jammern und heulen, daß die Ewigkeit über dir grau wird." Und unter Flammen verſinken ſie.

Der bemerkenswertheſte Zug des Puppenſpiels, der in allen Faſſungen deſſelben wiederkehrt, iſt, daß im Gegenſatz zu Fauſt's glühender, überſchwänglicher Natur, zu ſeinem unerſättlichen Drange die Tiefen der Natur und der Gottheit zu ergründen, in Kaspar der beſchränkte, nüchterne Verſtand dargeſtellt wird, der mit kleinlichem Behagen in ſeinem engen Kreiſe ſich dreht, und an dem dieſelben Verſuchungen eindruckslos vorübergehen, welche Fauſt zum Bunde mit der Hölle und zum offenen Trotze gegen Gott führen. Goethe hat in Wagner denſelben Gegenſatz dargeſtellt: ihn durch die Tragödie hindurchzuführen hatte er keinen Grund, weil in den beiden Scenen des erſten Theils, in denen Wagner auftritt, ſein Charakter bereits erſchöpft iſt. Im Volksbuche findet ſich von einem Gegenſatze zwiſchen Fauſt und Wagner keine Spur. Der Geiſt Auerhahn

---

waſchen noch kämmen dürfe. Umgekehrt aber heißt es auch, wer ſich mit dem Teufel verbunden hat und ſich ſieben Jahre nicht wäſcht, noch kämmt, wird ihn wieder los (Grimm's Myth. 970). Vielleicht iſt die letzte Sage nur aus der erſten entſtellt, da die Bünde mit elbiſchen Weſen häufig ſieben Jahre währten, und nach Verlauf dieſer ſieben Jahre, während deren der Menſch ſich weder wuſch noch kämmte, der Geiſt freiwillig den Dienſt aufgab.

84) Der Zug wiederholt ſich im Volksbuche von Wagner. Auch Fauſt verbietet den drei Grafen, die er nach München führt, auf der Fahrt zu ſprechen, und wie Einer im Saale ſpricht, müſſen ſie entfliehen (ſ. o.). An viele Zaubergebräuche knüpft ſich das Gebot, daß ſie ſchweigend vollführt werden ſollen.

85) Wenn die Geſtalten erſcheinen ſollen, ruft Fauſt „Heu-us, heu-us, Mephistophles," wenn ſie verſchwinden ſollen, „unio stenta." — Vergl. daß Fauſt im Volksbuche die trojaniſchen Helden, Alexander den Großen und Helena erſcheinen läßt.

86) Vergl. das fliegende Blatt aus Cöln.

aber, der Kaspar im Puppenſpiel begleitet, iſt von dem Wagner des Volksbuches auf ihn übertragen.

Der erſte namhafte Dichter, welcher die Fauſtſage dramatiſch bearbeitet hat, iſt Chriſtoph Marlowe (Old plays. [London 1816.] vol. I. — Doctor Fauſtus. Tragödie von Chriſtoph Marlowe. Aus dem Engliſchen überſetzt von Wilh. Müller. Mit einer Vorrede von L. Achim von Arnim. [Berlin 1818].) Marlowe hält ſich ſtreng an die Sage, und zwar hat er nicht, wie in der Einleitung zu den Old plays vermuthet wird, Camerarius, Wier und andere Zauberſchriftſteller, benutzt, ſondern er hat nach dem älteſten teutſchen Volksbuche (wahrſcheinlich nach der engliſchen Überſetzung deſſelben) gearbeitet, was durch den Gang der Tragödie und durch die genaue Übereinſtimmung in vielen unbedeutenden Einzelheiten unzweifelhaft dargethan wird. In vielen Scenen ſind nur Capitel des Volksbuches in der kurzen, knappen, ſpringenden Weiſe des altengliſchen Theaters dramatiſirt, und die Grundidee der Sage tritt wenig ſchärfer hervor als im Volksbuche. Da Marlowe vor 1593 ermordet wird, ſo ſchrieb er ſeinen Fauſt zwiſchen 1588 und 1593.

Die zahlreichen teutſchen Tragödien von Fauſt einzeln durchzugehen, würde über den Zweck dieſer Abhandlung, die eine gedrängte Darſtellung der Geſchichte der Fauſtſage beabſichtigt, hinausführen; da jene Tragödien alle entweder nur vereinzelte Züge der Sage oder, was bei der Mehrzahl der Fall iſt, nur Fauſt's Namen und die Grundidee der Sage, d. i. die allgemeine Idee des Zauberglaubens und der Sagen vom Bunde mit dem Teufel, beibehalten haben, im Übrigen von der Sage völlig unabhängig ſind. Goethe, der eine ſo überſchäumende Fülle der Poeſie über die Sage ausgegoſſen hat, daß ſein Gedicht zu den größten aller Zeiten und Völker gehört, hat auch noch die meiſten Einzelheiten der Sage für ſeine Schöpfung zu benutzen gewußt; doch iſt dieſelbe ihrem Grundgedanken nach von der Sage weit entfernt. Im Volksbuche verbindet ſich Fauſt mit der Hölle, weil er an Gott verzweifelt und durch den Teufel zu erlangen denkt, was er von Gott vergeblich gehofft hat. Im vollen Vertrauen auf den Teufel fordert er Gott zum Kampf heraus, während er bei Goethe verzweifelt, je in ſeinem Streben befriedigt zu werden, und darum des Teufels ſpottend nur eine Wette, nicht einen Bund mit ihm eingeht.

Zum Schluß habe ich die bisher erſchienenen Schriften und Abhandlungen über die Sage kurz zu beſprechen, weil es mit zur Geſchichte derſelben gehört zu erfahren, wie man zu verſchiedenen Zeiten über ſie geurtheilt hat.

Kaum der Erwähnung werth iſt es, daß Einige Fauſt's Exiſtenz ganz geleugnet, Andere ihn für den Buchdrucker Johann Fauſt von Mainz gehalten haben. Das Erſtere thut z. B. *Naudé*, Apologie pour les grands hommes soupçonnéz de Magie (Amsterdam 1712.) p. 314, und *Bodinus*. Diss. de fallacibus indiciis magiae §. XXII; das Andere Humphrid Prideaux, Zeltner, Miſſonius (ſ. *Bierling*, Commentatio de Pyrrhonismo hist. p. 159. Anm. f), und beſonders Johann Konrad Dürr, Profeſſor der Theologie zu Altorf, in ſeiner Epistola ad Georgium Sigismundum Führerum, Altorfi 18. Julii 1676 (gedruckt in Schelhorn's Amoenitates literariae V, 50 — 80). Dieſe Abhandlung iſt ein Muſter von gelehrtem Pedantismus. Mit dem Aufwande vieler Kategorien und dem gewichtigen Bewußtſein hoch über den Thorheiten des Volkes zu ſtehen, beweiſt Dürr nichts, als daß die Angabe des Volksbuches, es ſtütze ſich auf ein Autographon Fauſt's, falſch ſei, und daß das Volksbuch manche Widerſprüche enthalte. Dafür, daß Fauſt nur der Buchdrucker ſei, hat er natürlich keine Gründe: der Haß der Mönche, ſagt er, dichtete dem Buchdrucker dieſe Fabeln an; und hieraus erklärt ſich die Sage, daß Alexander der Große aus der Unterwelt von Fauſt heraufbeſchworen ſei; der Drucker nämlich habe mit zuerſt Doctrinalia Alexandria herausgegeben, und hierdurch ſei bei der stupiditas jener Zeiten ein ſolches Gerücht entſtanden.

Weit gründlicher iſt die oft genannte Abhandlung von Neumann: Q. D. B. V. Disquisitio historica de Fausto praestigiatore, vulgo von Doctor Fauſt, quam in alma hac Leucorea publico examini committunt praeses M. Johann. Georg. Neumann et respondens Carol. Christianus Kirchner. Die XXIII. Maji, anno CIϽ IϽC XXCIII. H. L. Q. C. Im erſten Jahre erſchienen drei Auflagen; ſpätere 1693 (zwölf unpaginirte Blätter, kl. 4.) 1712. 1743. Überſetzt wurde die Schrift unter dem Titel: „M. J. G. Neumann's Curieuse Betrachtungen des ſo genannten D. Fauſtens, aus dem Lateiniſchen ins Teutſche überſetzt von M. M.“ Dreßden und Leipzig bei Joh. Chriſtoph Miethen 1702.); auch findet ſich die Überſetzung in der Sammlung Deliciarum manipulus, das iſt: Annehmliche und rare Discurse von mancherlei nützlichen und Curiosen Dingen. 1. Th. (Dreßden und Leipzig 1703. kl. 8.[87]). Neumann (Prof. der Theologie zu Wittenberg, geſt. 1709) führt zunächſt die Stellen älterer Schriften an, in denen Fauſt erwähnt wird, und er hat unter denſelben ſchon die Zeugniſſe von Manlius, Wier, Phil. Camerarius und das aus Gesner's Onomaſticon. Darauf verſucht er im zweiten Capitel eine Kritik von Fauſt's Leben und Thaten, leugnet, daß Fauſt ſich in Wittenberg aufgehalten habe, und daß er Doctor geweſen ſei, hält ihn für einen wirklichen Zauberer; doch meint er, daß ſeine Thaten unzuverläſſig erzählt ſeien. Denn Alexander den Großen habe ſchon Tritheim beſchworen und den Sommer im Winter ſchon Albertus Magnus entſtehen laſſen, den Teufel als Hund habe Agrippa mit ſich geführt und den Heuwagen ſchon Zito verſchlungen; dieſe Züge ſeien offenbar auf Fauſt übertragen. Hieraus ergibt ſich im dritten Capitel der Schluß, daß Fauſt zwar wirklich gelebt, doch daß man ihm ſpäter viele Thaten angedichtet habe. Wir finden hier ſchon im Allgemeinen die völlig richtige Auffaſſung der Sage, und ein ſo großer Schritt iſt zum

87) Die Überſetzung enthält im 2. Capitel einen § weniger und im 3. einen mehr, als die von mir benutzte Ausgabe des Originals von 1693.

Digitized by Google

Verſtändniß derſelben in keiner der ſpäteren Abhandlungen mehr gemacht; vielmehr ſind in den beſſern derſelben faſt nur die Ergebniſſe der Neumann'ſchen Diſſertation wiederholt worden.

Hierauf gab Tenzel, ohne Neumann zu kennen, in der Curieuſen Bibliothec oder Fortſetzung der monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde, in des dritten Repoſitoriums erſtem Fach (1706. S. 195—197), die Zeugniſſe von Tritheim, Mutianus Rufus und Manlius. An der Verſchiedenheit der Vornamen Fauſt's nahm er keinen Anſtoß.

In Bierling's Dissertatio de Pyrrhonismo historico p. 158—173 ſind verſchiedene Anſichten Anderer zuſammengeſtellt. Bierling ſelbſt meint, was Gräße in ſeiner Literärgeſchichte II. 2 wiederholt, daß die weſentlichen Züge in Fauſt's Geſchichte wahr ſeien, doch daß man ſie ſpäter ausgeſchmückt und Vieles hinzugedichtet habe; allein der Bund mit dem Teufel und die Zauberei ſind doch wol weſentlich; ſie müßten demnach auch als wahr angenommen werden. Ein ſolches Urtheil über die Sage wird man allenfalls Bierling, doch nicht Gräße verzeihen.

Der Verfaſſer des ſelten gewordenen Schriftchens: „Hiſtoriſche Remarqven über D. Johann Fauſtens, des Schwartz-Künſtlers, geführtes Leben und deſſen Ausgang, nebſt andern ſich hiebey ereigneten Begebenheiten, auch was ſonſt von Fauſtens Büchern ohne Grund ausgeſtreuet worden" (Zwickau o. J. 4. 36 Seiten), führt in fünf Abſchnitten aus, 1) daß Fauſt exiſtirt habe, 2) daß er ein Schwarzkünſtler geweſen ſei, 3) daß er keine Bücher geſchrieben, 4) daß man ſeine vermeintlichen Bücher aus Geldgier ſuche, 5) daß ſich dieſe Bücher auf der Zwickauer Bibliothek nicht befinden. Die Schrift iſt mit einiger Gelehrſamkeit ausgeſtattet, doch entbehrt ſie aller Schärfe. Fauſt's Exiſtenz wird nur aus dem Zeugniſſe Lavater's und aus dem Volksbuche ſelbſt gefolgert; von einer tieferen Auffaſſung der Sage zeigt ſich keine Spur; auch war dem Verfaſſer von den früheren Abhandlungen über Fauſt nichts bekannt. Schon oben habe ich vermuthet, daß derſelbe Lehrer zu Zwickau oder doch ein Einwohner der Stadt war. Mir hat das Schriftchen, welches ſeinem Styl nach in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfaßt iſt, nur die wenigen Bemerkungen eingetragen, bei denen ich es als Quelle genannt habe.

In den hannöverſchen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1758. 92. Stück (Freitag den 17. Nov.) S. 1463—1470 beantwortet J. Chriſt. Bock, der Rechte Baccalaureus zu Brüggen, die in Nr. 70 derſelben Zeitſchrift aufgeſtellte Frage: „Was wohl von Dr. Fauſt zu halten ſei." Obgleich er am Schluſſe ausdrücklich ſagt: „Mehreres iſt mir von Fauſt nicht bekannt," hat er doch nichts gethan, als die Neumann'ſche Diſſertation ausgezogen und ſogar einzelne Ausdrücke, die er, wie es ſcheint, nicht verſtand, beibehalten, z. B. daß Fauſt gelebt habe zur Zeit des Herzogs von Sachſen Johannis Constantis, indem er Constans wahrſcheinlich für Eigennamen hielt. Selbſt zugefügt hat er nur den Titel der Neumann'ſchen Abhandlung und die Namen von ſieben angeblichen Schriften Fauſt's.

Auf Tenzel ſich ſtützend, ließ Chriſt. Aug. Heumann in ſeiner gründlichen Nachricht von Dr. Fausten (Hannöverſche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen 1759. 39. Stück. S. 609—622, wiederholt in Hauber's Bibliotheca magica, 27. Stück. S. 184 fg.) die Zeugniſſe von Wier, Manlius, Mutianus Rufus und Tritheim abdrucken.

Einige neue Nachweiſungen gibt Möhſen (Verzeichniß einer Sammlung von Bildniſſen, größtentheils berühmter Ärzte. [Berlin 1771.] S. 13—18). Er beginnt ſchon die plattrationaliſtiſche Auslegung der Sage, indem er aus Fauſt's Geiſterbeſchwörungen ſchließt, Fauſt habe die Zauberlaterne bereits gekannt. Die ganze Sage kommt Möhſen, wie den meiſten bisher Genannten, abgeſchmackt vor.

Hierauf folgte die anonyme Schrift: „Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünſtler verſchrieenen Landfahrers Doctor Johann Fauſts, des Caglioſtro ſeiner Zeiten." (Leipz. 1791.) Ihr Verfaſſer iſt Joh. Fr. Köhler. Seine Quelle für die hiſtoriſchen Zeugniſſe iſt wiederum Neumann's Diſſertation; in der Kritik geht er keinen Schritt weiter als Neumann; von der Bedeutung der Sage aber, ſowie von Sagenbildung überhaupt, hat er nicht die leiſeſte Ahnung; vielmehr iſt es Hauptzweck ſeiner Schrift mit der faden Ironie der Aufklärung die Sage zu perſifliren, und damit dies um ſo beſſer gelinge, nimmt er, wenn er Fauſt's Thaten nach dem Volksbuche erzählt, zu einer Menge offenbar abſichtlicher Übertreibungen und Verdrehungen ſeine Zuflucht. Wenn man nicht aus der nüchternen, altklugen Selbſtgefälligkeit, mit welcher die ganze Schrift abgefaßt iſt, des Verfaſſers Ernſt ſähe, ſo könnte man ſie für eine gelungene Parodie der alten rationaliſtiſchen Erklärung der Wunder Chriſti halten, da Fauſt's Thaten ganz in derſelben Art etymologiſch und phyſikaliſch gedeutet werden, indem bald den Worten des Volksbuches ein anderer Sinn untergelegt, bald Fauſt als ein in der Naturkunde bewanderter Taſchenſpieler dargeſtellt wird. Wie ſich aus den Späßen eines Betrügers und den ſtyliſtiſchen Nachläſſigkeiten ſeines Biographen eine Sage bilden könne, die Jahrhunderte lang mehrere Nationen beſchäftigt hat, dies zu fragen war gegen das Princip der Aufklärung, welche meinte, die tiefſte Poeſie des Volkes ſei nur da, damit die Plattheit der Gelehrten daran ihre Kunſt übe.

Ein Jahr ſpäter, 1792, erſchien im Journal von und für Teutſchland, herausgegeben von Siegmund Freiherrn von Bibra, S. 657—671 und 1041 ein Aufſatz „Über die verſchiedenen poetiſchen Behandlungen der Nationallegende vom Doctor Fauſt, in deutſcher Sprache." Hier wird eine Deutung der Sage nicht erſt verſucht; doch waren unter den vielen Nachweiſungen einige neu und noch zu brauchen.

Einen großen Fortſchritt in der Beurtheilung der Sage und den erſten und einzigen ſeit Neumann, that Görres in ſeiner Schrift Die teutſchen Volksbücher (Heidelberg 1807.) S. 207—229. Über die geſchichtliche Grundlage der Sage zwar bringt er nichts Neues, doch

Digitized by Google

zeigt er zuerſt durch zahlreiche Beiſpiele (S. 219—224), daß ein großer Theil der Thaten Fauſt's ſich mit früheren gleichlautenden Überlieferungen belegen laſſe.

Der Aufſatz in Bieſter's neuer berliniſcher Monatsſchrift, 1810. Juli S. 17—42, ſtellt nur die von Neumann und Heumann nachgewieſenen hiſtoriſchen Zeugniſſe in Überſetzungen zuſammen, ohne ſie in den beigefügten Bemerkungen beſſer auszubeuten.

Chriſtian Ludwig Stieglitz gab ſchon in Fr. Schlegel's teutſchem Muſeum, 1812 Oct., einen Aufſatz über „die Sage vom Doctor Fauſt," in dem er viele Stellen über Fauſt aus ältern und neuern Schriften nachwies. Dieſer Aufſatz erſchien im fünften Jahrgange von Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuche (1834.) um viele Citate reicher; doch ſind dieſelben faſt alle nur aus Neumann's Diſſertation, aus Möhſen's oben erwähnten Bemerkungen über Fauſt und aus dem Journal von und für Teutſchland wiederholt. Nachgeſchlagen hat Stieglitz die meiſten ſeiner Citate offenbar nicht; denn er würde in mehreren der von ihm genannten Werke, z. B. in Bierling's diss. de Pyrrhonismo hist., neue Nachweiſungen gefunden haben, die wichtiger ſind als viele der von ihm beigebrachten, und die er gewiß nicht übergangen hätte. Auch gibt er, wo er bei den Citaten ſeiner Vorgänger keine genauere Bezeichnung fand, dieſelbe ebenfalls nicht; ſo z. B. fehlt ſie bei Naudé's Apologie, weil ſie bei Neumann fehlt, und das Werk wird ſogar noch als Naudaei Apologia angeführt, weil Neumann in ſeiner lateiniſchen Abhandlung den Titel überſetzt hat. Aus dem einen franzöſiſchen Volksbuche macht Stieglitz zwei; das ältere ſoll von einem Unbekannten, das jüngere von Victor Palma Cayet (Col. 1712.) verfaßt ſein: offenbar iſt dieſer Irrthum durch zwei verſchiedene Notizen über daſſelbe Buch veranlaßt. Stieglitz ſelbſt gehören nur einige Anführungen aus Schriften dieſes Jahrhunderts und die Beſprechung der auf Fauſt bezüglichen Bilder, zumal der beiden leipziger, über die er in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde, herausgegeben von dem ſächſiſchen Verein u. ſ. w. (Leipzig 1826.) noch beſonders geſchrieben hat. Die Abhandlung über die geſchichtlichen Beſtandtheile der Sage und über verwandte Sagen iſt unkritiſch; in der Auffaſſung der Sage aber ſteht Stieglitz weit hinter Görres zurück. Dieſen Aufſatz von Stieglitz hat Leutbecher im 1. Buche ſeiner Schrift: „Über den Fauſt von Goethe" (Nürnberg 1838.), ſehr ſtark abgeſchrieben. Nächſt Stieglitz hat ihm Roſenkranz (Zur Geſchichte der teutſchen Literatur. [Königsberg 1836.] S. 95—161) einen großen Theil des Materials und der Gedanken liefern müſſen. Der Abſchnitt über Fauſt in Gräße's Literärgeſchichte II, 2, 624—633 fügt zu den Nachweiſungen bei Stieglitz noch manche dankenswerthe hinzu.

(*E. Sommer.*)

FAUSTINA, 1) die Ältere, Annia-Galeriana, Gemahlin des Kaiſers Antoninus Pius und Tochter des Annius Verus, welcher dreimal Conſul geweſen war. Sie entehrte ſich durch eine ungezügelte Sittenloſigkeit und überließ ſich öffentlich den größten Ausſchweifungen. Der Kaiſer, ihr Gemahl, duldete dieſes mit unglaublicher Nachſicht, welches, anſtatt Reue und Beſſerung in ihr zu bewirken, ihre Laſterhaftigkeit nur vermehrte. Sie gebar ihm zwei Söhne, Marcus Galerius Antoninus und Aureus Fulvius Antoninus, und zwei Töchter, Aurelia Fadilla und Annia Fauſtina die Jüngere. Die erſten drei ſtarben frühzeitig, Fauſtina allein überlebte ihre Mutter und übertraf ſie wo möglich noch an ſittlicher Verworfenheit. Fauſtina die Ältere ſtarb 158 n. Ch. drei Jahre vor ihrem Gemahle, der ihr Tempel und Altäre errichten, zu ihrem Andenken Denkmünzen fertigen ließ, wo ihr der Beiname der „vergötterten," Diva beigelegt wird.

2) Faustina, Annia, dritte Gemahlin des Kaiſers Heliogabalus (reg. 218—222) Tochter des Claudius Severus und der Vibia Aurelia. Sie war zuerſt mit dem Statthalter von Möſien, Pomponius Baſſus, vermählt. Heliogabalus, jenes Ungeheuer von ſittlicher Nichtigkeit, von ihrer Schönheit angelockt, zwang ſie ſeine Gemahlin zu werden, nachdem er ihren Gatten auf eine veranſtaltete Anklage aus dem Wege geräumt und ſeine zweite Gemahlin, Aquilia Severa, verſtoßen hatte. Er verbot der Fauſtina, ihren Gatten zu betrauern, wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, verſtieß ſie aber nach kurzer Zeit gleichfalls, um Aquilia Severa wiederum anzunehmen. Es gibt wenige echt beglaubigte Denkmünzen von Annia Fauſtina, weshalb vielfache Fälſchungen vorgekommen ſind.

3) Faustina, Flavia Maxima, wurde 361 dem Kaiſer Conſtantius vermählt und gebar, da er in demſelben Jahre ſtarb, nach ſeinem Tode eine Tochter, Conſtantia, welche ſpäter die Gemahlin des Kaiſers Gratian wurde (reg. v. 375—383). Über den Urſprung dieſer Fauſtina geben die Geſchichtſchreiber keine Nachweiſung. *Herodianus; Raschii* Lexicon rei num.; Biographie universelle.

4) Faustina, Annia, war die Tochter des Kaiſers Antoninus Pius, welcher ſie ſeinem Mitregenten und Nachfolger Marc-Aurel († 180 n. Ch.) zur Gemahlin gab. Sie gebar mehre Töchter und vier Söhne, wovon Commodus, der älteſte, nachmals als Kaiſer regierte. Der Senat gab ihr den Ehrennamen „mater castrorum," als ihr Gemahl einen Sieg über die Quaden davon getragen. Indeſſen wird Fauſtina der Sittenloſigkeit und ſelbſt der Theilnahme an einer Verſchwörung des Statthalters von Syrien, Caſſius, gegen Marc-Aurel, beſchuldigt. Sie ſoll ihn ermuntert haben, ſich zu erheben, ſo bald er den Tod des Kaiſers vernehmen werde, weil ſie die Grauſamkeit des Commodus, wenn er zur Kaiſerwürde gelange, für ſich und ihre Kinder gefürchtet. Ein Gerücht von des Kaiſers Tode habe Caſſius zum Beginn der Empörung getrieben; es widerlegte ſich zwar als falſch, aber nun konnte er nicht mehr zurück; nach Andern verbreitete er ſelbſt dieſes Gerücht und Fauſtina habe keinen Theil dabei gehabt; Caſſius wurde von einigen ſeiner Leute ermordet, und Fauſtina foderte ihren Gemahl in einem Briefe zur äußerſten Strenge gegen alle Mitſchuldigen auf, worauf er ihr bemerklich machte, einem römiſchen Kaiſer gezieme Gnade zu üben.

Nach der öffentlichen Meinung waren Tertullus, Utilius, Orfitus und Moderatus die begünſtigten Liebhaber

Digitized by Google

Fauſtina's. In Gegenwart des Kaiſers wurde daher auf der Bühne in einem Poſſenſpiele durch den Bouffon an einen andern die Frage gerichtet: wie der Mann heiße, welcher mit deſſen Frau gar zu vertraut ſei? worauf jener dreimal den Namen „Tullus" wiederholte, woraus die Zuhörer leicht „Tertullus" von ter, dreimal, ergänzten. Gleichwol bewies Marc-Aurel fortwährend eine langmüthige Nachſicht gegen Fauſtina, entweder weil er den ihm hinterbrachten Nachrichten über ihre Ausſchweifungen keinen Glauben beimaß, oder ſie auf dieſe Weiſe zu verdecken hoffte, vielleicht auch durch Liebe an ſie gefeſſelt war; denn als ſie ihn auf einem Zuge nach dem Orient begleitend, in dem Dorfe Halala, am Fuße des Taurus, ſtarb, beklagte und betrauerte er ſie tief, hielt ihr ſelbſt die Leichenrede, ließ ſie durch den Senat unter die Götter verſetzen, nannte das Dorf Halala „Fauſtinopolis" und erhob es zu einer Stadt, wo ihr ein Tempel erbaut wurde, in welchem neuvermählte Frauen Opfer darbringen ſollten. Dies alles dürften doch Zeichen einer innigen Liebe ſein, welche Marc-Aurel für Fauſtina empfunden; vielleicht geſellte ſich auch das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Vater hinzu; einigen, die ihm zur Scheidung riethen, antwortete er: dann müßte ich ihr auch ihr Heirathsgut, nämlich das Reich, das ich von ihrem Vater erhielt, zurückgeben." Wieland hat Fauſtina's Vertheidigung in ſeinen „Göttergeſprächen" verſucht. Allgem. Weltg. XIII. S. 360, 369, 402, 408 fg. — *Capitolini* vita M. Aurelii. (*A. Herrmann.*)

FAUSTITAS, allegoriſche Gottheit der Römer, Viehzucht und Ackerbau befördernd. (*Richter.*)

Faustkampf, ſ. Gymnastik.

Faustpfand, ſ. Pfand.

FAUSTRECHT (jus manuarium, beſſer jus in armis und jus vindictae privatae), das Recht der Selbſtrache oder der Selbſthilfe überhaupt. Bei der Geſchichte des Fauſtrechts in Teutſchland müſſen an die Spitze geſtellt werden die Stellen des Tacitus Annal. XIII, 57: Libido cuncta armis agendi, und Germ. 21. Es iſt nothwendig, ſowol die Feindſchaften, als Freundſchaften des Vaters oder eines Blutverwandten zu übernehmen. Doch dauern ſie nicht unverſöhnlich, denn es wird auch der Todtſchlag durch eine gewiſſe Anzahl von Großvieh oder Schafvieh[1]) gebüßt, und das ganze Haus[2]) nimmt die Genugthuung an. Die Freiheit beſtand aber darin, die Sühne anzunehmen oder nicht. Es galt für heldenmüthiger, dieſes nicht zu thun[3]), oder wenigſtens nicht ſogleich, ſondern erſt Blut fließen zu laſſen. Nichts von der römiſchen Herrſchaft war den Teutſchen verhaßter als ihre Juſtizpflege[4]). Die Teutſchen entſchieden ihre Streitigkeiten am liebſten durch die Waffen, wiewol ſie auch nicht ohne alle Rechtspflege waren[5]). Die Worte des Vellejus Paterculus: et solita armis decerni etc.[6]) müſſen daher modificirt und nicht ſo verſtanden werden, als wenn bei den alten Teutſchen blos das Fauſtrecht in Kraft geweſen. Wenn einer der beſten teutſchen Geſchichtsforſcher[7]) in Beziehung auf die ſaliſchen Geſetze ſagt: „Dieſe Geſetze tragen zwar durchaus das Gepräge der alten teutſchen Sitten; doch ſtellen ſie uns die Nation um einen großen Schritt weiter in dem geſellſchaftlichen Leben vor, als Tacitus die Teutſchen angetroffen. Das Fauſtrecht iſt nun abgeſchafft, und anſtatt deſſen findet man ordentliche Gerichte bei der Nation"; ſo läßt ſich allerdings im Betreff der Gerichte nichts Beſtimmtes ermitteln, weil Tacitus blos ſagt: Es werden auf den Volksverſammlungen auch Fürſten erwählt, welche Recht in den Gauen und Dörfern ſprechen. Jeder hat hundert aus dem Volke zu Begleitern, welche ihm Rath und Anſehen geben. Aus den ſaliſchen Geſetzen läßt ſich Folgendes abſtrahiren: „Wie hart es aber gehalten, die Franken an ordentliche Gerichte zu gewöhnen, ſehen wir gleich aus dem erſten Geſetze, wo demjenigen, der vor Gericht citirt iſt, und nicht erſcheinet, eine Strafe von 15 Solidis (Goldgulden) aufgelegt wird, wenn er ſich nicht durch eine rechtmäßige Verſäumniß entſchuldigen kann. Nichts war gemeiner, als daß der Beklagte ſich nicht ſtellen wollte. Deswegen ward bei den Franken eingeführt, daß der Richter aus der Anverwandtſchaft Bürgen ausheben konnte; indem nach den alten Sitten der Teutſchen Freunde und Verwandte zuſammen für einen Mann ſtehen mußten, und Beleidigung ſowol, als Genugthuung mit einander theilten. Der Kläger mußte aber auch ſeine Bürgen ſtellen, um in dem Falle einer muthwilligen und ungegründeten Klage den Beklagten ſchadlos zu halten[8])." Aber außer den ordentlichen Gerichten war ein Mittel zur Beſchränkung das Friedgeld, nämlich der Fredus oder die Freda, wie das hieß, was dem Könige oder dem Volke[9]) für den gebrochenen Frieden[10]) entrichtet wurde. Dieſes Friedgeld läßt ſich ſchon bei den Teutſchen des Tacitus nachweiſen (Germ. c. 12). Der Theil des Strafgeldes[11]), welcher dem Könige, oder wo kein König war, dem Staate gezahlt ward, hieß, wie aus den Geſetzen hervorgeht, Friede (latiniſirt Fredus und Freda). Schon zu den Zeiten des Tacitus alſo ſuchte man das Fauſtrecht zu beſchränken, aber bei ſchweren Beleidigungen geſchah dieſes nur auf dem Wege des Vergleiches mit dem ganzen Hauſe, nachdem man hatte Blut fließen laſſen; denn Tacitus ſagt: recipit satisfactionem universa domus. Mit Gewalt war aber das ganze Haus nicht ſo leicht zur Annahme der Genugthuung zu zwingen, und die Wirkſamkeit des altteutſchen Gerichtsperſonals

---

1) Durch certus armentorum et pecorum numerus drückt Tacitus das altteutſche Son, eine Zuchtheerde, aus, und weil eine ſolche ſon genannte Anzahl zur Sühne gegeben ward, ward Suone (Sühne) aus ſon gebildet. 2) Vergl. *Tacitus*, Germ. XII. 3) Im Betreff der Blutrache ſ. z. B. das Helgilied bei F. Wachler, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 108. 4) ſ. was *Vell. Paterc.* II, 117 in Beziehung auf Varus ſagt, und *Florus* IV, 12 in Beziehung auf die Niederlage des Varus.

5) *Tac.* Germ. cap. 12. 6) ſ. die 4. Anmerk. dieſes Artikels. 7) M. J. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 1. Th. 2. Buch. Cap. VIII. Ulmer Ausgabe von 1784. S. 307. 308. 8) Derſelbe a. a. O. S. 308. 9) „alſo dem Fiscus," Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. S. 656. 10) Der gebrochene Friede hieß feda (Fehde). So z. B. heißt es im Capitulare de Villis Caroli Magni Cap. 57: de freda fracta vel feda. 11) Es beſtand damals in Pferden und anderem Vieh; ſ. die 1. Anmerk. dieſes Artikels.

Digitized by Google

(Tac. Germ. c. 12) beſtand bei Schlichtung der Fehden oder Familienkriege hauptſächlich wol blos darin, daß es die Schiedsrichter machte und den Vergleich entwarf, welchen die ſich die ſtreitenden Theile annahmen. Je mehr aber die königliche Gewalt ſich unter den teutſchen Völkerſchaften ausbreitete, oder rückſichtlich derer, bei denen ſie ſchon ſtatthatte, mehr entwickelte, je mehr ward das Fauſtrecht beſchränkt, weil der König nun bleibend den Richter machte. Aber beſonders wenn das Reich zerrüttet, und das Anſehen des Königs geſunken war, konnte der beleidigte Theil es leichter ausführen, ſich die Genugthuung nach Willkür zu verſchaffen, als daß er ſolche erſt durch gerichtliche Wege hätte ſuchen ſollen. Daher gingen die kleinen Familienkriege auch unter der königlichen Regierung beſtändig fort. Nicht ſelten traten die Biſchöfe ins Mittel, ſodaß ſie ſogar die Friedegelder aus den Kirchengütern bezahlten [12]). Dergleichen Gewaltthätigkeiten erzählt Gregor von Tours viele [13]). Unter dem ſchwachen Scepter der Merovinger herrſchte das Fauſtrecht gewaltig, aber nicht ſo unter der ſtärkeren Herrſchaft der Karolinger, beſonders unter der ſtrengen Rechtspflege Karl's des Großen konnte das Fauſtrecht ſich nicht erheben, da er überall ſeine Gewaltboten (missos) hinſandte. Auch ließ er den Franken keine Zeit, ihr Blut in Fehden zu verſpritzen, ſie mußten es in den Schlachten vergießen. Auf die ſtarke Regierung Karl's folgte die ſchwache ſeines Sohnes Ludwig's des Frommen. In den Kriegen, die er mit ſeinen Söhnen führen mußte, und in denen, welche ſie ſelbſt gegen einander führten, erwachte das Selbſtändigkeitsgefühl der Großen wieder, da ſie an Wichtigkeit wieder zunahmen. Um ſich gegen einander ſelbſt und gegen die Einfälle der äußern Feinde, der Nordmannen, der Slawen und der Hunnen zu ſchützen, bauten ſie Burgen, von welchen aus das Fauſtrecht mit Sicherheit getrieben ward. Unter dem letzten Karolinger in Teutſchland unter Ludwig dem Kinde wüthete das Fauſtrecht in ſeiner vollſten Stärke. Einer der lebhafteſten und wichtigſten Privatkriege ward in Franken zwiſchen dem Grafen von Babenberg und dem Biſchofe von Würzburg geführt. Von beiden Geſchlechtern oder Familien büßten einige Perſonen das Leben ein. Die Verheerung nahm kein Ende. Es ward daher der Graf von Babenberg zur Rechenſchaft auf den Reichstag nach Tribur beſchieden. Da der Graf nicht erſchien, ſo beſchloß die Fürſtenverſammlung zu Tribur, ihn in ſeiner Feſtung zu belagern. Aber ſie war für das Heer des Königs zu ſtark. Der Erzbiſchof Hatto von Mainz ſchändete ſich daher durch treuloſe Argliſt, mit welcher er den Grafen in des Königs Gewalt brachte, der nun enthauptet wurde [14]). Da die Biſchöfe ſtrebten, ſich zu Landesfürſten zu machen, ſo zwangen ſie die weltlichen Großen nicht ſelten dazu, das Fauſtrecht zu üben. So z. B. nöthigte der Biſchof von Conſtanz unter König Konrad II. die ſchwäbiſchen Kammerboten Erchanger und Berthold, die Waffen gegen ihn zu führen, und ſie wurden als Landfriedensbrecher zum Tode verurtheilt, und enthauptet [15]). Unter Otto dem Großen befehdete Eberhard, der Herzog der Franken, Bruningen, verbrannte deſſen Stadt Elveri, und erſchlug alle ihre Einwohner. Daher verurtheilte der König Eberharden zu einer Geldſtrafe von hundert Talenten (Mark), welche in Pferden entrichtet ward, und alle ſeine Krieger, welche ihm bei jener Unthat beigeſtanden, mußten Hunde bis zu der Königsſtadt Magdeburg tragen [16]). König Heinrich II. befeſtigte 1012 einen Landfrieden auf fünf Jahre, wenn nämlich unter dem, was Dithmar von Merſeburg erzählt, wirklich ein Landfriede [17]), und nicht vielmehr ein Friede mit den Slawen zu verſtehen iſt. Kaiſer Konrad II. wird von Wippo [18]) als Friedensſtifter vorzüglich gerühmt. Heinrich III. hielt wie ſein Vater ſehr auf den Landfrieden. Beſonders berühmt war, was er im J. 1043, bevor er ſeine Hochzeit feierte, that, und was Hermann der Gichtbrüchige [19]) zum J. 1043 erzählt, daß er auf dem Concil zu Conſtanz einen in vielen Jahrhunderten unerhörten Frieden geſtiftet habe. Da dieſes im J. 1043 auf dem Concil zu Conſtanz geſchah, ſo läßt ſich ſchließen, daß es mit den damaligen Beſtrebungen der Geiſtlichkeit, das Fauſtrecht zu beſchränken, zuſammenhing. Dieſes Beſtreben hatte ſich

12) Schmidt a. a. O. 1. Th. S. 308. 13) ſ. Löbell, Gregor von Tours und ſeine Zeit. S. 48—69. 14) Regino zum J. 905. *Witichind*, Annal. Lib. I. ap. *Meibom* T. I. p. 635. *Luitprand* Lib. II. c. 3.

15) ſ. den Art. Erchanger. 16) ſ. *Witichind* Lib. II. l. c. p. 144 und d. Art. Eberhard, Herzog der Franken. 17) *Mascov*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado primo usque ad obitum Henrici III., verm. Ausg. v. J. 1757, ſagt im Regiſter: Pax publica, ab Henrico II. sancita. IV, 22. 218, und im Texte p. 218: Initio sequentis anni MXII. Rex Merseburgi pacem domesticam sancit in quinque annos, jurantque omnes, neminem vi in quemquam usurum. Antiquum hoc adversus privata arma remedia, und bemerkt in der Note zu usurum [1]) Folgendes: 1) *Dithmar* p. 350 (nämlich bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. I.): „Firmata ad quinque annos mutua pace." Herchenhahn, Geſchichte der Entſtehung, Bildung und gegenwärtige Verfaſſung des kaiſerlichen Reichshofraths. 1. Th. S. 158 ſagt: „Beleidiger der Majeſtät wurden zum Tode verdammt, und die Rebellen, welche die öffentliche Ruhe ſtörten, mußten einen Hund von einem beſtimmten Orte zum andern tragen. Um den zunehmenden Befehdungen Einhalt zu thun, verkündete Otto einen Landfrieden, Heinrich II. publicirte einen andern auf fünf Jahre; unter dieſem Landfrieden verſtand man Gebote, durch welche, nach vorhergehender Übereinkunſt des Kaiſers und der Stände, befohlen ward, Frieden auf eine gewiſſe Zeit zu halten. Nach dem Verfluß derſelben war man an den Frieden nicht mehr gebunden" [1]). 1) *Ditmarus* L. II. p. 335. L. VI. p. 390. *Witikindus* L. II. p. 644. L. III. p. 645. Günderode S. 86 a. So Herchenhahn. Dithmar von Merſeburg (Wagner'ſche Ausg. S. 174) ſagt: Tractatis tunc patriae laborantis necessitatibus plurimis, Rex iterum occidentales invisit regiones, et fluctivagos habitatorum animos sapientiae freno edomans, Natale Domini festiva jucunditate in Palithi celebravit. Tunc iterum sibi percaram Merseburg invisit, et firmata ibi ad V annos mutua pace, cum consilio paucorum urbem *Luibusuam* dictam et confirmare praecepit etc. Unter dieſem befeſtigten Frieden ſcheint man nicht ſowol einen gewöhnlichen Landfrieden, ſondern vielmehr einen Frieden zwiſchen den Teutſchen und den dortigen Slawen, welche freilich auch zu dem teutſchen Reiche gehörten, verſtehen zu müſſen. Über die Zerſtörung Libuſua's noch im nämlichen Jahre (1012) durch den Herzog Boleslav von Böhmen ſ. Dithmar von Merſeburg S. 184. 185. 18) De Vita Chunradi Salici ap. *Pistorium*, Rer. German. Scriptt. ex ed. *Struvii*. T. III. p. 482. 19) Bei *Ussermann*, Germaniae Sacrae Prodromus. T. I. p. 211. 212. Bernold ebendaſelbſt S. 211 hat Hermann's von Reichenau Erzählung zuſammengezogen.

Digitized by Google

damals beſonders in Frankreich geregt. Hier wütheten die kleinen Kriege und Befehdungen unter den hohen und niedern Vaſallen unaufhörlich. Bald flammte das Kriegsfeuer in dieſer, bald in jener Grafſchaft. Die Bewohner einer Burg, oder einer Stadt überfielen und plünderten die Bewohner einer andern. Einzelne Familien, einzelne Perſonen, verfolgten einander, ohne daß die Obrigkeit oder ſonſt jemand ſich darum bekümmert hätte, oder zu bekümmern ſchien. Jedermann trug Waffen bei ſich, um entweder ſich zu vertheidigen, oder Andere angreifen zu können. Unmöglich konnte der Feldbau emporkommen; daher riß ſehr oft Hungersnoth ein, wovon die Geſchichtsbücher dieſer Zeit ſchauderhafte Beiſpiele anführen. Aus dem Mangel und den Entbehrungen entſtanden außerordentliche Krankheiten. Die Zahl armer Leute ward groß. Schwärme von Räubern durchſtreiften das Reich, und nahmen das hinweg, was die das Fauſtrecht gegen einander übenden Nachbarn einander noch gelaſſen oder verborgen hatten. Wie man dieſes allgemeine Übel heben oder hemmen könnte, hierauf hatte man lange gedacht. Die Geiſtlichen vorzüglich ſuchten Mittel zu dieſem Zwecke, denn die Domainen und Klöſter litten ſehr dadurch, wenn die weltlichen Herren ſich befehdeten[20]). Im J. 1027 verordneten die Biſchöfe auf einer Synode zu Elne in Rouſſillon, daß man von neun Uhr des Sonnabends bis um ein Uhr des Montags ſeinen Feind nicht bekriegen ſollte[21]). Der Friede von der neunten Stunde des Sonnabends bis zur erſten Stunde des Montags ward der Sonntagsfeier wegen gemacht. Die ganze übrige Zeit der Woche blieb alſo immer noch zur Ausübung des Fauſtrechts übrig. Beſonders beſchäftigte man ſich im tauſendſten Jahre nach Chriſti Tode, wie Glaber Rodulphus[22]) erzählt, mit Herſtellung des Friedens. Aquitanien war es zuerſt, wo die Biſchöfe und Äbte und die andern gottesfürchtigen Männer aus dem ganzen Volke Concilienzuſammenkünfte zuſammenzubringen begannen, zu welchen viele Leichname der Heiligen und andere Reliquien gebracht wurden. Hierauf ward durch die Provinz von Arles und von Lyon, und ſo durch ganz Burgund bis zu den äußerſten Gegenden Frankreichs durch ſämmtliche Biſchöfe befohlen, daß an gewiſſen Orten von den Prälaten und Magnaten des ganzen Landes wegen Reformirung des Friedens und Inſtitution des heiligen Glaubens Concilien ſollten gehalten werden. Als die ganze Menge des geſammten Volkes dieſes hörte, gingen ſowol die Größten, als die Mittleren und die Kleinſten freudig hinzu, alle bereit zu gehorchen allem, was von den Hirten der Kirche vorgeſchrieben worden, nicht minder, als wenn eine vom Himmel ausgeſandte oder ausgehende Stimme mit den Menſchen ſpräche[23]). Auf den Concilien, welche im J. 1034 zu Bourges, zu Beauvais und zu Limoges gehalten wurden, ward ein allgemeiner Friede (pax universalis) geboten, ita ut nemo seditionem ageret, nullus per viam (nach andern per vim) raperet, nullus, ut solebat, quasi propter justas querelas pugnam inire constitueret etc. Biſchof Gerhard von Cambrai, welcher von den Lotharingern allein zu der Parochie der Franzoſen gehörte, antwortete, wie Baldrich[24]) von Cambrai erzählt, und entgegnete, daß dieſes nicht ſowol unmöglich, als unpaſſend erſcheine, wenn ſie (die Biſchöfe) das, was zu dem königlichen Rechte gehöre, ſich zuzueignen herausnähmen. Auf dieſe Weiſe werde auch das von der Kirche Feſtgeſetzte unter einander geworfen, da es Vorſchrift ſei, daß von zwiefachen Perſonen, nämlich der königlichen, und der prieſterlichen adminiſtrirt werden ſolle. Denn es werde dieſer zu beten, und jener zu kämpfen befohlen. Daher komme es den Königen zu, die Aufrührer durch Tapferkeit in Zaum zu halten, die Kriege zu ſtillen, Friedensunterhandlungen (pacis commercia) zu verbreiten. Sache der Biſchöfe aber ſei es, die Könige zu ermahnen, daß ſie tapfer für das Wohl des Vaterlandes kämpfen ſollen. Dieſes Decret ſei daher allen gefährlich, nämlich daß alle entweder ſchwören, oder dem Anathema unterliegen ſollen, denn alle würden in die gemeinſame Sünde verwickelt, wenn ſie ſich einer Erfindung ſolcher Art bedienen ſollten. Nichtsdeſtoweniger gab Biſchof Gerhard den Ermahnungen der Biſchöfe und andrer wider Willen nach. Aber der Erfolg bewies, daß das, was Gerhard darüber eingewendet, wahr geweſen, da ſehr wenige dem Verbrechen des Meineids entgingen[25]). Die geiſtige Aufregung oder Schwärmerei währte nämlich nicht lange. Wie groß ſie aber geweſen, geht aus *Glaber Rodulphus* Lib. IV. Cap. V. De pace et abundantia anni millesimi a passione Domini hervor. Die Menſchen hielten nicht, was ſie gelobt, ſondern kehrten zu ihrem alten Thun zurück[26]). So hatte in den genannten

20) Vgl. Meuſel, Geſchichte von Frankreich, in der Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 36. Th. S. 333. 21) oder, wie ſich der Beſchluß der genannten Kirchenverſammlung ſelbſt ausdrückt: Ut nemo in toto comitatu vel episcopatu habitans assaliret aliquem suum inimicum ab hora sabbathi nona usque in die Lunis hora prima, ut omnis homo persolvat debitum honorem diei Dominico. Dieſer Grund wird noch weiter ausgeführt durch die Bemerkung: Hoc autem pactum sive treugam ideo constituerunt, quoniam divina lex et paene omnis Christiana religio ad nihilum deducta, ut legitur, abundabat iniquitas, et refrigescebat caritas. 22) Historiae Lib. IV. Cap. 5 ap. *Pithoeum*, Historiae Francorum ab anno Christi 900 ad ann. 1285. p. 25.

23) non minus videlicet, quam si vox emissa de coelo hominibus in terra loqueretur, ſagt Glaber Rodulphus. Später fingirte man Folgendes, wie Sigbertus Gemblacensis (ap. *Pistorium* l. i. T. I. p. 831) und nach ihm Albericus Monachus trium Frontium (ap. *Leibnitz*. Access. Hist. T. II. p. 63), beide zu dem J. 1032, erzählen: Unus eorum (nämlich der Biſchöfe von Frankreich) dicit, coelitus sibi delatas esse literas, quae pacem monerent renovandam in terra. Quam rem mandavit caeteris, et haec tradenda dedit populis. 24) Chron. Camerac. Lib. III. Cap. 3. 25) Gerhard's Klagen hierüber erzählt *Baldricus* l. i. Lib. III. Cap. 52. 26) Sed heu proh dolor, ſagt Glaber S. 46, humana denique stirps immemor beneficiorum Dei ab initio prona ad malum, veluti canis ad vomitum, vel sus lota in coeni volutabrum, irritum in multis facere propriae sponsionis pactum. Et sicut scriptum est, impinguatus et dilatatus recalcitravit: nam ipsi primates utriusque ordinis in avaritiam versi exercere plurimas, ut olim fecerant, vel etiam amplius rapinas cupiditatis; hierauf werden die Mittleren und Minderen nach dem Beiſpiele der Größeren in abſcheuliche Verbrechen geſtürzt. Glaber (S. 46) zählt nun dieſe auf, und zeigt, wie viel hierzu die weltlichen und geiſtlichen Obrigkeiten, und ſelbſt Papſt

Gegenden die gänzliche Aufhebung des Fauſtrechts nur kurze Zeit in ſchwärmeriſcher Begeiſterung gewährt. Man mußte daher, weil man einſah, daß man es nicht ganz aufheben könnte, darauf denken, es wenigſtens zu beſchränken. Statt des Gedankens eines Univerſalfriedens, den man nicht dauernd hätte begründen können, entwarf man nun den Plan eines Friedens für die jedesmalige Wochenzeit vom Mittwochs Abend bis Montags früh. Über die Verbreitung dieſes Friedens, welcher Gottesfriede [27]) genannt ward, ſagt Glaber Rodulphus L. V. p. 55: Contigit vero ipso in tempore, inspirante divina gratia, primitus in partibus Aquitanicis, deinde paulatim per universum Galliarum territorium firmari pactum propter timorem Dei pariter et amorem, taliter ut nemo mortalium a feriae quartae vespere usque ad secundam feriam incipiente [28]) luce ausu temerario praesumeret quippiam alicui hominum per vim auferre, neque ultionis vindictam a quocumque inimico exigere nec etiam a fidejussore sumere: quod si ab aliquo fieri contigisset contra hoc decretum, aut de vita componeret [29]), aut a Christianorum consortio expulsus [30]) patria pelleretur, hoc insuper placuit universis, veluti vulgo dicitur, ut *treuga* [31]) *Domini* [32]) vocaretur: quae scilicet non solum humanis fulta praesidiis, verum etiam multotiens divinis suffracta terroribus. Denn an den Völkern und Wahnſinnigen, welche ſich nicht ſcheuten, den zuvor beſchriebenen Vertrag (praescriptum pactum) mit verwegener Tollkühnheit zu überſchreiten, nahm ſogleich entweder der Zorn Gottes als Rächer, oder das menſchliche Schwert rächende Strafe, und dieſes geſchah, wie Glaber weiter bemerkt, ſo häufig, daß es wegen ſeiner Menge nicht einzeln angemerkt werden kann, und das geſchah hinlänglich gerechter Weiſe. Denn ſo wie der Tag des Herrn wegen der Auferſtehung des Herrn für ehrwürdig gehalten und Octavus beigenannt wird, ſo müſſen der fünfte, ſechſte und ſiebente Tag wegen der Ehrfurcht vor dem Mahle des Herrn und den Leiden deſſelben von unrechten Handlungen rein gehalten werden. Es trug ſich nämlich zu, daß, während faſt durch ganz Gallien (paene per totas Gallias) dieſes Statut feſt beobachtet ward, das Volk Neuſtriens [33]) es anzunehmen ſich weigerte. Hierzu gab Gelegenheit der Zwieſpalt des hoffärtigſten Streites zwiſchen dem Könige Heinrich und Odo's Söhnen, welche gegen

Johann, der als ein zehnjähriger Knabe mittels Beſtechung dazu erwählt worden, beigetragen.

27) oder Waffenſtillſtand Gottes (treuga sive treugae Dei sive Domini); ſ. *Moellerus*, Progr. Treuga Dei. (Gryphiswaldiae 1769.) *Du Fresne* zu *Joinville*, Diss. 29 und denſelben Gloss. lat. unter *Treua s. Treuga*. *Velly* T. II. p. 361 seqq.

28) Vaces ſingt im Roman de Rou:

Quant li Clergié et li cors saint,
Et li Barons, dont j'ont maint,
A Caem furent assemblé
Au jour que lour ont commandé
Paix à tenir et à garder,
Dés Mercredy soleil couchant,
Tresqu' à Lundi soleil levant,
Trieves l'appellent, ce m'st vis,
Qui n'est celée en nul païs,
Qui autri batroit entretant
Ou mai eust apparessant,
Et qui riens de l'autrui prendroit,
Escumiegé estre devroit,
Et de noef livres en merchi
Vers l'Evesque, cen estabil.
Et jura li Dus hautement,
Et tuit li Barons ensement,
C'en jurerent que paix tendroient,
Et caile trieves garderoient,
Pour la paix tout temps remembrer,
Qui tout temps devoit més durer.

29) Das clermonter Concil ſetzt feſt (Can. I.), daß der des Friedensbruches Schuldige, wie der Richterſpruch ſiele, geſtraft werden ſolle (fractionis pacis reus, prout judicatum fuerit, puniatur). Als auf den Bruch des Gottesfriedens bezüglich, iſt aus dem illiboner Concil, welches gehalten ward, als König Philipp von Frankreich die Normandie unterwarf, zu bemerken: Item diximus de Treuga, quod si aliquis vulneraverit alium, unde debet perdere membrum vel vitam, placitum remanebit in Curia D. Regis, si consequens vult persequi causam et Ecclesia habebit emendam suam usque ad IX libras. Si accusatus fuerit convictus, dominus Rex habebit residuum. Treuga vero durat a die Mercurii sero usque ad diem Lunae mane. In der Urkunde des Erzbiſchofs Richard von Bourges vom J. 1065 (im Tabul. S. Dionysii de Capella ch. 20) heißt es: Si alicui res sua furata fuerit, vel ablata in Treuga Dei, et forisfactor in nundinis inventus fuerit, et forisfactor sit salvus, qui in nundinis inventus fuit: si autem res vendita fuerit, et emptor legitime probaverit, se nescire illum esse latronem, de quo emerat, nec illam rem fuisse ablatam in Treuga Dei, habebit rem suam, et reddet emptori tantum, quantum dedit.

30) Die illeboner Synode vom J. 1080 (Can. 1 und 26), die römiſche Synode vom J. 1179 und andere ſetzen feſt, daß die des Bruches des Gottesfriedens Schuldigen excommunicirt werden ſollen, wie auch der Erzbiſchof Rainold von Rheims in dem um das Jahr 1095 geſchriebenen Briefe (bei *D'Achery*, Spicilegium. T. V. p. 559) ſagt; ſ. auch die Concilia Rotomagensia p. 145. 185 und *Ivo Carnot*. Epist. 90.

31) Bedeutet Sicherheit, Waffenſtillſtand, Friede.

32) Der Friede ward als von Gott begründet gedacht. So z. B. ſagt der Schwabenſpiegel, Eingang (bei *Schilter*, Thes. p. 2) §. 10: Friedliches Leben hat unſer Herr unmaßlichen lieb, „wan“ (denn) er kam ſelbſt durch andres nicht auf Erde „wan“ (als) durch rechten Frieden (wegen rechten Friedens), daß er uns einen Frieden ſchuf vor den Teufeln und vor der ewigen Marter, „ob“ (wenn) wir ſelbſt wollen. §. 11. Und davon ſangen die Engel, da (als) unſer Herr geboren ward: Gloria in excelsis Deo et infra pax hominibus bonae voluntatis. Das ſpricht alſo: Gott Herr! deine Ehre in dem Himmel, und guter Friede ſei auf der Erde allen denen, die gutes Willens ſind. §. 12. Und da Gott hie auf Erden war, da war ſein „ellich“ (beſtändiges) Wort: Pax vobis. Das ſpricht alſo: der Friede ſei mit euch, und alſo ſprach Gott alle Zeit zu ſeinen Jüngern und zu andern Leuten. §. 13. Und dabei ſollen wir merken, wie lieb Gott den Frieden hat, „wan“ (denn) da (als) Gott wieder auf von Erdreich zu Himmel fuhr, da ſprach er „aber“ (abermals): der Friede ſei mit euch, und empfahl dem guten St. Peter, daß er ein Pfleger wäre des rechten Friedens, und gab ihm „den“ (die) Gewalt, daß er den Himmel aufſchlöſſe allen denen, die den rechten Frieden behielten, und wer den Frieden bräche, daß er dem den Himmel verſperrte. §. 14. Das iſt alſo geſprochen: Die alle, die die Gebote zerbrechen, die der allmächtige Gott geboten hat, die haben auch den Frieden zerbrochen. Das iſt auch von Gott recht: wer Gottes Gebote bricht, daß man dem den Himmel „vor beschliezze“ (verſchließe).

33) Mit dem, was wir oben im Texte nach Glaber Rodulphus erzählen, vergleiche man das, was Hugo Flaviniacensis ſagt.

Digitized by Google

einander durch Brandſtiftungen innere Kriege führten, einander große Schäden beibrachten, ſodaß ſie ſehr viele von den Ihrigen in den Schlachten verloren. Hernach fing auch durch Gottes geheimes Gericht die göttliche Rache unter ihren Völkern zu wüthen an; denn es raffte eine gewiſſe todtbringende Hitze (das heilige Feuer)[34]) viele, ſowol von den Magnaten, als von den Mittleren und Unterſten des Volkes, hin; einen Theil aber mit verſtümmelten Theilen der Glieder behielt ſie zum Exempel für die Künftigen auf[35]). Damals litt auch das Volk faſt des ganzen Erdkreiſes Mangel wegen der Seltenheit des Weines und Weizens. So nach Glaber Rodulphus. Die Zeit des Gottesfriedens von Mittwoch Abends bis Montags erhielt in der Folge vielfache Zuſätze und Erweiterungen in Beziehung auf ganze Feſtzeiten und einzelne Feſttage. Die Leges Angliae, Edovardo Confessori vulgo adscriptae ſagen Cap. 2[36]). *De temporibus et diebus pacis domini regis.* Ab adventu domini usque ad octavam epiphaniae pax Dei et ecclesiae per omne regnum. §. 1. Similiter a septuagesima usque ad octavam Paschae[37]). §. 2. Item ab ascensione Domini usque ad octavas Pentecostes. §. 3. Item omnibus diebus quatuor temporum. §. 4. Item omnibus sabbatis ab hora nona usque ad diem lunae. §. 5. Item vigiliis sanctae Mariae, Michaelis, Johannis Baptistae, omnium sanctorum Apostolorum, et sanctorum, quorum solennitates a sacerdotibus dominicis annunciantur diebus, et omnium sanctorum in Calendis Novembris, semper ab hora nona vigiliarum in subsequentem solennitatem. §. 6. Item in parochiis ecclesiarum, ubi proprii festivitas sancti celebratur. §. 7. Similiter in parochiis, in quibus dedicationis[38]) dies observatur, et si quispiam devote ad celebrationem veniat sancti, pacem habeat eundo, subsistendo, redeundo. §. 8. Item omnibus Christianis ad ecclesiam causa orationis euntibus, pax in eundo et redeundo sit eis. §. 9. Similiter ad dedicationes, ad synodos, ad capitula venientibus, sive submoniti sunt, sive se quid agendum habuerint, sit pax summa; etiam si excommunicatus aliquis absolvendi causa ad episcopum confugerit, absolutus eundo et redeundo pacem Dei et sanctae ecclesiae habeat. Quod si aliquis ei forisfecerit, episcopus inde justitiam faciat. §. 11. Rex autem constringet malefactorem, ut emendet cui forisfacturam fecit, scilicet primum episcopo, deinde regi et sic erunt ibi duo gladii, et gladius gladium juvabit. Aus dem Synodal-Decret, über die Trevia, welches der illebonner Synode vom J. 1080 in der Concilienſammlung beigefügt iſt, wird zweifelhaft, ob Eduard ſelbſt dieſes Geſetz, das wir ſo eben mitgetheilt, ſanctionirt, oder nicht vielmehr Wilhelm der Baſtard in die von ihm verbeſſerten Geſetze Eduard's aufgenommen. In den Beſchlüſſen der genannten illebonner Synode vom J. 1080[39]), heißt es: Pax Dei, quae vulgo Trevia dicitur, sicut ipse princeps Willelmus eam in initio constituerat, firmiter teneatur etc. Auf dem Concil von Clermont im J. 1095 machte der Papſt be-

34) quidam mortifer ardor, ſagt Glaber Rodulphus (S. 55); es iſt der ignis sacer. 35) quosdam vero truncatis membrorum partibus reservavit ad futurorum exemplum. 36) So nach Roger-Hoveden; nach Wilkins Cap. 3: De temporibus et diebus pacis regis. Beide Recenſionen ſind neben einander geſtellt bei Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 276. 37) Mit dieſem Statut in den engliſchen Geſetzen vergl. das Decret des Biſchofs von Lüttich, von welchem Aegidius Monachus Aureaevallis Cap. 12 Folgendes bemerkt: Horum omnium petitione, consilio et voluntate decretum est, ut a primo die Adventus Domini usque ad exactum diem Epiphaniae, et ab intrante Septuagesima usque ad octavas Pentecostes infra Episcopatum Leodiensem nemo arma ferat, nisi forte inde exiens ad alia loca, aut aliunde domum revertens. Incendia, praedas, assultus, nemo faciat, nemo fuste aut gladio aut aliquo armorum genere, usque ad collisionem membrorum aut internecionem in quemquam desaeviat: quod si hoc fecerit homo liber, haereditatem perdat, beneficio privetur, ab Episcopatu pellatur: servus autem amittat omne, quod habet, et dextram perdat. Quod si culpati fuerint contra pactionem hanc, liber juret cum duodecim: qui vero liber non est, judicio se purget, si tamen signa fuerint manifesta, alioqui cum septem se immunem esse probet. Incipiet autem observatio hujus pacis sexta feria, statim illucescente aurora, et durabit usque ad exordium diei, qui vocatur dies Lunae, et observabitur per omnes festivitates, quae proprie in hoc Episcopatu celebres habentur, et similiter per omnes illas, quas ubique universalis celebrat ecclesia, et maxime in festivitate S. Lamberti, et in dedicationa, et duobus diebus ante et duobus post in utraque festivitate, propter adventum et reditum caeteraque impedimenta. Denique etiam in jejuniis quatuor Temporum, et in vigiliis praedictarum festivitatum eadem lex et pactio tenebitur, excepto quod in illis arma licebit ferre, ea tamen conditione, ne alicui noceatur. Hanc pactionem si quis violaverit, noverit se excommunicationi subjacere. Die Veranlaſſung zur Feſtſetzung dieſes Friedens erzählen die Chronica Episcoporum Leodiensium (Auszug im Magnum Chronicon Belgicum p. 236) auf dieſe Weiſe: Episcopus Henricus post haec misit decem marchas ad reaedificandum S. Mariae templum, cum nimia fieret strages hominum et incendia multa, et praedae et rapinae eousque, ut idcirco multi ad inopiam devenirent: quod Henricus Episcopus dolens, consilio Alberti Comitis Namurcensis, de consensu omnium Primatum, Baronum, qui Ducatus, Marchias, Comitatus, Feuda tenent in Leodiensi dioecesi, ab Imperio descendentia, pacem cum praedicto Alberto composuit, omnibus pauperibus et divitibus, nobilibus et ignobilibus in dicto Episcopatu perpetuo profuturam. Unde per eos ordinatum est, ut in festo et sacro tempore in Leodiensi Episcopatu nemo arma ferat, nemo praedas vel incendia faciat; quod si fecerit, homo liber haereditatem perdat, et ab Episcopatu pellatur: servus autem amittat omne quod habet, cum dextera, et excommunicetur; quae pax anno Pontificatus Henrici XIV. (er ward im J. 1075 zum Biſchofe von Lüttich ordinirt) in expeditione Romana per Henricum Regem quartum et Principes confirmata, et Episcopo Henrico datae literae: sed Comes se et suam terram exemit ex hac pace: et ideo hic Episcopus deinceps pacificus vocatus est (über dieſen Bezeichnungsnamen des genannten Biſchofs ſ. auch S. 135; vergl. S. 144, wo er amator pacis et religionis genannt wird).

38) Man vergleiche, was Papſt Leo IX. bei der Einweihung der Kirche des heiligen Stephan zu Beſançon, welche den 3. Oct. 1050 ſtattfand, feſtſetzte, es ſolle beobachtet werden, wie es auf einem alten Blatte (daraus bei *Chifletius*, Trenorchium p. 557) ſich findet: Statuit item, ut vigilia et dies dedicationis in Treuga Dei in perpetuum haberetur, et omnes illi, qui ad eandem dedicationem vel ad nundinas ibidem institutas convenirent, et omnis substantia eorum ubique quousque domum reversi essent. 39) Bei *Odericus Vitalis* Lib. X. p. 552.

Digitized by Google

kannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme. Wer die, welche das Kreuz genommen, beläſtigte, ſollte von den Biſchöfen excommunicirt werden. In Beziehung auf alle ward feſtgeſetzt, daß ſie den Gottesfrieden halten ſollten, wie es der zehnte Kanon des genannten Concils vorſchreibt [40]). Während das Concil von Clermont ein Alter von zwölf Jahren beſtimmt, in welchem ſchon der Schwur geleiſtet werden ſoll, wird in einer Urkunde des Königs Jacob von Aragon vom J. 1228 ein Alter von 14 Jahren beſtimmt. Ivo, Biſchof von Chartres, welcher dem Concil von Clermont beiwohnte, ſagt demnach ganz richtig, es habe kein allgemeines Geſetz dafür gegeben. Auf vielen Concilien ward der Gottesfriede feſtgeſetzt, auf dem narbonnenſer im J. 1054 Kan. 3. 4. 5. u. ſ. w., auf dem elner im J. 1065, auf dem trojaner im J. 1093 Kan. 12, auf dem clermonter im J. 1095, auf dem rouener im J. 1096 Kan. 1, und befeſtigt auf dem rheimſer Concil im J. 1119, durch das rheimſer Statut des Papſtes Calixtus II. im J. 1136 Kan. 11, auf dem römiſchen im J. 1136 unter Innocenz II. Kan. 12, auf dem lateraniſchen im J. 1139 Kan. 12, auf dem dritten lateraniſchen im J. 1179 Kan. 24, auf dem monſpelienſer im J. 1195 und auf andern mehr [41]). Unter Papſt Leo IX. nahmen die Großen des Elſaß den Gottesfrieden an [42]). Um das Jahr 1099 ward er von dem Biſchofe Heinrich von Lüttich in deſſen Bisthume eingeführt, und vom Könige Heinrich IV. beſtätigt [43]). In Beziehung auf die Beſchlüſſe des Generalconvents der Biſchöfe und Kleriker, welchen König Heinrich V. noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, gegen den er ſich empört, im J. 1105 zu Nordhauſen halten ließ, ſagt das Chronicon Abbatis Urspergensis [44]) unmittelbar darauf, nachdem es von der Einführung der Faſten nach römiſcher Weiſe gehandelt: et pax Dei confirmatur. Nachdem das ſo eben genannte Zeitbuch zum J. 1119 S. 199 geſchildert, welche Verwüſtungen und andere Leiden die Ränke des Erzbiſchofes von Mainz gegen die Getreuen des Königs verurſacht, ſchildert er, wie grauenvoll damals das Fauſtrecht wüthete. Doch ward der Gedanke des Gottesfriedens nicht aufgegeben, ſondern ſeine Beſtimmungen kamen ſelbſt in die Geſetzbücher. Der Sachſenſpiegel 2. Bch. Art. 66 [45]) beſagt: Nun vernehmet den alten Frieden, den die kaiſerliche Gewalt geſtätigt (beſtätiget) hat dem Lande zu Sachſen. Mit der guten Knechte [46]) Willkür von dem Lande. Alle Tage, alle Zeit ſollen Frieden haben Pfaffen [47]), und geiſtliche Leute [48]), Maide [49]) (Jungfrauen) und Weiber an ihrem Gute und ihrem Leibe; Kirchen und Kirchhöfe, und jeglich Dorf binnen ſeiner Grube und ſeinem Zaune [50]), Pflüge und Mühlen und des Königs Straße in Waſſer und in Felde, die ſollen ſtäten Frieden haben, und alles, was darbinnen (hinein) kommt. Heilige Tage und gebundene Tage [51]), die ſind allen Leuten zu Friede-Tagen geſetzt, dazu in jeglicher Woche vier Tage, der Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag. Des Donnerstags weiht man „den Creſem" (das Chrisma) damit (womit) man uns alle zeichnet zu der Chriſtenheit in der Taufe. Des Donnerstags [52]) märete (tunkte, tauchte ein) unſer Herr Gott mit ſeinen Jüngern in dem Kelche, „dar" (da) begann ſich unſere Ehe (Geſetz). Des Donnerstags führte Gott unſre Menſchheit zu Himmel und öffnete uns den Weg dahin, der uns eh (zuvor) beſchloſſen (verſchloſſen) war. Des Freitags machte Gott den Mann (Menſchen); und ward des Freitags gemartert durch den Mann [53]) (um des Menſchen Willen). Des Sonnabends ruhete er, da (als) er Himmel und Erde gemacht hatte, und alles, was darin war. Er ruhte auch des Sonnabends in dem Grabe nach ſeiner Marter. Des Sonnabends weiht man auch die Pfaffen zu Gottes Dienſte, die der Chriſtenheit Meiſter ſind. Des Sonntags wurden wir verſühnet [54]) um Adam's Miſſethat. Der Sonntag ward der erſte Tag, der je ward, und ward der letzte, als wir aufſtehen (auferſtehen) ſollen von dem Tode, und ſollen fahren zu Gnade mit Leibe und mit Seele, die es wider (um) Gotte verdienet haben (die es zu [55]) Gotte verdienen). Darum ſind dieſe vier Tage gemeine Friede-Tage allen Leuten, ohne die, die an der handhaften That gefangen werden, oder in des Reiches Acht ſind, oder verfeſtet [56]) in dem Gerichte. Da der Gottesfriede nicht ausreichte, ſo mußte als zweites Mittel zur Beſchränkung des Fauſtrechts der Landfriede wiederholt in Anwendung gebracht werden [57]). Auf dem Hof-

40) Sancta Synodus statuit, ut Trevia Dei firmiter custodiretur a Dominica die ante caput jejunii usque ad secundam feriam oriente Sole post octabas Pentecostes, et a quarta feria ante Adventum Domini occidente Sole, usque ad octabas Epiphaniae; et per omnes hebdomadas anni a quarta feria occidente Sole usque ad secundam feriam oriente Sole, et in omnibus festis S. Mariae, et vigiliis eorum, ut nullus homo alium adsaliat, aut vulneret, aut occidat, nullus nummum aut praedam capiat. Statuit etiam, ut omnes Ecclesiae et atria earum, et Monachi et clerici et Sanctimoniales et foeminae, et peregrini et mercatores et famuli eorum, et boves et equi arantes, et homines carrucas ducentes, et hercentores, et equi, de quibus herceant, et homines ad carrucas fugientes, et omnes terrae Sanctorum et pecuniae Clericorum, perpetua sint in pace: ut in nulla die aliquis audeat assalire vel capere, vel praedari, vel aliquo modo impedire. Statuit etiam, ut omnes homines a XII annis et supra jurent hanc constitutionem Treviae Dei, sicut hic determinata est, ex integro se servaturos tali juramento: Hoc audiatis vos. 41) Mehre Nachweiſungen über den Gottesfrieden ſ. auch bei v. Raumer, Geſch. der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 5. Bd. S. 580. 581. 42) ſ. die Urkunde bei *Glareanus*, Rer. Germ. Lib. II. p. 101. 43) ſ. die 37. Anmerk. dieſes Artikels. 44) Straßburger Ausgabe vom J. 1609. S. 186.

45) Gärtner'ſche Ausgabe S. 306—310. 46) Nach dem lateiniſchen Texte S. 307: Nunc considerate antiquam pacem, quam in terra Saxoniae Imperialis Majestas ex consensu religiosorum, nobilium, vasallorum, proborumque hominum in ea commorantium, confirmavit." 47) „clerici." 48) „et religiosi." 49) „virgines." 50) „intra sepes suas aut foveas," d. h. Gräben. 51) „Omnes etiam dies feriales ac ligati ad pacem omnibus hominibus sunt constituti." 52) An einem Donnerstage. 53) „Sexta feria Deus hominem formavit, et moriendo eum redemit. 54) „gesunt," nach dem quedlinburger Coder; „Dominica die Deo reconciliabantur." 55) Nach dem quedlinburger Coder. 56) „Exceptis tamen his, qui in manuali violentiae facto deprehenduntur, vel qui pro eorum reatu a Rege vel ab alio judice proscribuntur, *eodemque judicio fuerint deprehensi.*" 57) Die Friedensanordnungen, welche im 11. und 12. Jahrh. vor Friedrich I. ſtatthatten, ſind aufgezählt bei Pertz, Archiv VII. S. 796. Im J. 1083 ward in Weſtfa-

Digitized by Google

tage, welchen Kaiſer Heinrich V. im J. 1121 zu Michaelis in Würzburg hielt, ward ein allgemeiner Landfriede geſchloſſen, über welchen im Chronicon Abbatis Urspergensis p. 202 beſonders nachzuſehen iſt. Ebenſo das Schreiben, welches die Erzbiſchöfe Adalbert von Mainz und Friedrich von Cöln, die Biſchöfe Udalrich von Conſtanz, Bucco von Worms und Arnold von Speier, Abt Udalrich von Fulda, Pfalzgraf Gottfried, Herzog Heinrich, Graf Berengar von Sulzbach und die übrigen geiſtlichen und weltlichen Fürſten, welche dem Leichenbegängniſſe des Kaiſers Heinrich's V. beigewohnt, an den Biſchof Otto von Bamberg gerichtet hatten[58]). König Konrad III. ſagt in dem Briefe[59]), in welchem er den Papſt Eugenius von der Wahl ſeines Sohnes Heinrich zum Nachfolger auf dem allgemeinen Hoftage zu Frankfurt im J. 1147 und von der angeſetzten Krönung zu Aachen benachrichtigt: **ordinataque et firmata communi per omnes regni nostri partes solida pace.** Bei Gelegenheit der Königswahlen und der Krönungen wurde nämlich, damit ſie deſto beſſer und ſicherer beſucht werden könnten, der Landfriede beſonders anbefohlen und angeordnet. Kaiſer Friedrich I. that viel zur Beſchränkung des Fauſtrechts, aber ſein Streben würde noch mehr Kraft gehabt haben, wäre er nicht ſo häufig in Italien abweſend geweſen. Am merkwürdigſten iſt die Fehde des Erzbiſchofs Arnold von Mainz und des Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, von Stahleck genannt. Als der Kaiſer aus Italien zurückgekehrt war, wurden die Beiden von ihm auf dem Hoftage zu Mainz 1156 angeklagt, jenes Land (die Rheinlande) durch Raub und Brand beunruhigt zu haben. Sie wurden Beide mit ihren Helfershelfern für ſchuldig befunden und verurtheilt, jedoch dem Erzbiſchofe in Rückſicht auf ſeinen Stand die Strafe erlaſſen[60]). Eine alte Gewohnheit galt bei den Franken und Schwaben als Geſetz, daß, wenn Jemand vor ſeinem Richter derartiger Exceſſe für ſchuldig befunden worden, bevor das Todesurtheil an ihm vollzogen ward, zur Schmach der Edle einen Hund, der Dienſtmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad von der Grafſchaft in die nächſte Grafſchaft tragen mußte. Dieſen Gebrauch beobachtete der Kaiſer und nöthigte den Pfalzgrafen mit zehn Grafen, ſeinen Helfern, Hunde eine teutſche Meile weit zu tragen. Durch Bekanntmachung dieſes ſtrengen Urtheils durch das ganze Reich jenſeit der Alpen ward allen ſolches Schrecken beigebracht, daß ſämmtliche lieber ruhen, als ſich dem Strudel der Fehden überlaſſen wollten[61]). Statt das Fauſtrecht zu üben, unterwarfen ſie ſich dem Spruche des Richters[62]). Zu dem Schrecken, welchen die erwähnte Strafe einflößte, kam noch, daß der Kaiſer allenthalben herumzog, und einiger Räuber Schlöſſer, Befeſtigungen und Zufluchtsörter zerſtörte, einen Theil der Räuber enthaupten, einen andern aufhängen[63]) ließ. Nur Baiern konnte wegen des bekannten Zwiſtes dieſer Wohlthat des Kaiſers noch nicht genießen. Aber auch dieſer Streit zwiſchen den beiden Heinrichen, dem von Öſterreich und dem von Sachſen, ward noch in dieſem Jahre (1156) hergeſtellt, und nun beſchränkte der Kaiſer auch in Baiern das Fauſtrecht, wie Otto von Freiſingen[64]) bemerkt, und zwar nicht blos auf ein Jahr[65]). Auf dem Reichstage, auf dem roncaliſchen, im J. 1158, gab Kaiſer Friedrich I. folgendes Geſetz[66]). Wir Friedrich von Gottes Gnaden Römiſcher Kaiſer, ſtets Auguſtus, befehlen ſämmtlichen unſerm Kaiſerreiche (imperio) Unterworfenen, durch dieſes für alle folgende Zeiten gültige Geſetz, daß alle Unterthanen unſers Kaiſerreichs wahrhaften und ewigen Frieden unter einander beobachten und einen ewigen unter allen unverletzten Bund ewig halten ſollen. Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitaneen, Valvaſſoren, aller Orte Rectoren[67]) nebſt aller Orten Primaten und Plebejern von ihrem achtzehnten bis ſiebenzigſten Jahre ſollen eidlich geloben, daß ſie den Frieden halten und den Rectoren der Orte[68]) in Beſchützung und Vindicirung des Friedens beiſtehen wollen und am Schluſſe jedes Zeitraums von fünf Jahren ſollen die Eide aller über Haltung des vorherbeſagten Friedens erneuert werden. Wenn aber Jemand aus irgend einer Urſache oder Handlung ein Recht gegen einen andern zu haben vermeint, ſo wende er ſich an die gerichtliche Gewalt und erlange durch dieſelbe das ihm zuſtändige Recht. Wenn aber jemand in tollkühnem Wagniß den genannten Frieden zu verletzen ſich herausgenommen, ſo werde er, wenn es eine Stadt iſt, mit einer an unſre Kammer zu entrichtenden Strafe von 100 Pfund Goldes beſtraft. Die Herzoge aber und Markgrafen und Grafen zahlen 50 Pfund. Die Capitaneen aber und größern Valvaſſoren werden mit 20 Pfund geſtraft. Die kleinern Valvaſſoren aber und alle andere Verletzer des vorhergenannten Friedens ſollen genöthigt

ten ein Landfriede zu Stande gebracht. P. Wigand, Das Fehmgericht Weſtfalens. S. 489.

58) In *Udalrici Babenbergensis* Codex No. 320 ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. col. 334. 335. 59) Bei *Martène*, Collect. Monum. unter den Wibald'ſchen Epist. 20; ſ. die Stelle bei *Mascov*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici sub Lothario II. et Conrado III. p. 197. 60) Sowol für ſeine Perſon, als auch zum Theil für ſeine Helfer. Graf Ludwig von Lohim und Graf Wilhelm von Gliſberg fingen zwar Hunde zu tragen an, aber der Kaiſer befahl, daß ſie aufhören ſollten. *Dodechinus* ap. *Pistorium* T. I. p. 676. 61) *Otto Frisingensis*, De Gestis Friderici I. Lib. I. Cap. 39 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VI. col. 732. 733.

62) Gunther ſingt im Ligurinus Lib. V. ap. *Reuber*, Vet. Scriptt. ex edit. *Joannis* p. 573:

Cujus inauditae poenae timor altus in omnes
Irruit: ut nullus procerum praesumeret ultra
Armata certare manu, sed pace sequestra
Judicis arbitrio sua quisque reposceret aequi.

63) An den Füßen, muß man ſchließen, wenn Otto von Freiſingen (a. a. O. col. 733) ſagt: alios patibuli tormento torquendo. 64) Lib. II. Cap. 33. col. 737. 738. 65) In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiſer Friedrich's I., beſchrieben durch den Biſchof Otto von Freiſingen (bei Schiller, Allgem. Sammlung hiſtoriſcher Memoires. 1. Abth. 2. Bd. S. 558), iſt dieſes gegeben: „und ließ den folgenden Tag den Gottesfrieden von den nächſten Pfingſten bis auf ein Jahr in einer feierlichen Verſammlung beſchwören." Aber Otto von Freiſingen ſetzt zu treuga weder Dei, noch Domini. Auch wäre die Beſchwörung des Gottesfriedens, da er nur gewiſſe Zeiten und Tage betraf, auf ein Jahr, kein großes Friedenswerk geweſen, ſondern es iſt eine allgemeine Waffenruhe oder Landfriede auf ein Jahr gemeint. 66) *Radevicus* Lib. II. apud *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. Tom. VI. col. 790. 791. 67) Obrigkeiten. 68) Ebenſo.

werden, 7 Pfund Gold zu entrichten, und ſollen das damnum pacis (den durch den Friedensbruch verurſachten Schaden) erſetzen. Beleidigung oder Diebſtahl werden nach den Geſetzen (legitime) beſtraft. Todtſchlag und Verſtümmelung der Glieder und jedes andere Verbrechen werden nach den Geſetzen (legaliter) beſtraft. Richter aber und Befehlshaber (locorum defensores) und alle Magiſtratsperſonen, von dem Kaiſer oder deſſen Gewalthaber (ejus potestate) eingeſetzt oder beſtätigt, welche die Rechtspflege zu üben vernachläſſigen und den verletzten Frieden nach den Geſetzen (legitime) zu vindiciren verabſäumen, ſollen genöthigt werden, allen Schaden und Beleidigung des Friedens zu erſetzen und überdies, wenn es ein größerer Richter iſt, ſoll er dem heiligen Ärar zur Strafe 10 Pfund Goldes zahlen; ein kleinerer aber werde mit einer Strafe von 3 Pfunden Goldes geſtraft. Wer aber an Mangel, die genannte Strafe zu bezahlen, leidet, erdulde Züchtigung ſeines Körpers durch Schläge und lebe von dem Orte, den er bewohnt, 50 Meilen entfernt fünf Jahre lang. Daß Conventikel auch und alle Verſchwörungen in Städten und außerhalb, auch bei Gelegenheit von Verwandtſchaft, zwiſchen Stadt und Stadt und zwiſchen einer Perſon und Perſon, oder zwiſchen einer Stadt und Perſon, auf irgend eine Weiſe gemacht werden, verbieten wir und heben die ſchon gemachten auf und bedrohen jeden der Verſchworenen mit einer Geldbuße von einem Pfunde Goldes. Auch wollen wir, daß die Biſchöfe der Orte mit kirchlicher Cenſur die Verletzer dieſer Sanction, bis er Genugthuung leiſtet, ſtrafen. Diejenigen auch, welche die Übelthäter, die den Frieden verletzt haben, aufnehmen, und die, welche ſie kaufen, ſollen unſrer Ungnade unterliegen und von der nämlichen Strafe getroffen werden. Überdies ſollen die Güter desjenigen, der den Frieden nicht ſchwören und halten will und die Geſetze des Friedens nicht hält, confiſcirt und ſein Haus zerſtört werden. Unerlaubte Eintreibungen (exactiones), vornehmlich von der Kirche, deren Misbrauch ſchon lange Zeiten hindurch eingeriſſen iſt, in den Städten und Schlöſſern verdammen und verbieten wir auf alle Weiſe, und wenn ſie geſchehen ſind, ſollen ſie auf das Doppelte zurückerſtattet werden. Item die Eide der Pupillen, welche ſie freiwillig über ihr Vermögen betreffende Contracte gemacht haben, ſollen unverletzlich gehalten werden. Daß aber die durch Gewalt oder ungerechte Furchteinflößung ſelbſt von Erwachſenen, vornehmlich daß ſie keine Klage wegen der verübten Übelthaten führen ſollen, erpreßten Eide von keinem Belange ſein ſollen, befehlen wir. Endlich wer ſein Allodium verkauft, erkühne ſich nicht, den Diſtrict und die Jurisdiction des Kaiſers zu verkaufen, und wenn er es gethan, gelte es nicht. Als Kaiſer Friedrich I. ſich zu ſeinem Kreuzzuge anſchickte, erließ er auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1187 den 30. Dec. zur Bewahrung des Landfriedens einen Friedebrief [69]). Er ſagt, daß die Veranlaſſung dazu geweſen, die Betrachtung, quanta damna quantaeque desolationes hominum et provinciarum per seditiones et incendia provenerunt [70]). Zuerſt ſagt er über die Brandſtifter (incendiarios) im Allgemeinen, daß wenn ein Vollfreier (liber homo ingenuus), ein Dienſtmann, oder weſſen Standes er immer ſei, einen Brand geübt in eigner Fehde (pro werra propria), für einen Freund, für einen Verwandten, oder aus Urſache irgend einer andern Gelegenheit, nach Urthel und Recht für der Reichsacht [71]) ſogleich unterliegend gehalten werden ſoll. Hierbei werden ausgenommen, wenn welche vielleicht in offner Fehde (manifesta werra) Schlöſſer offen (manifeste) einnehmen und wenn daſelbſt Vorſtädte oder Ställe oder andere Hütten [72]) davor liegen, in Feuer ſtecken. Ausgenommen werden auch die Richter, welche es trifft, daß ſie, wie die Gerechtigkeit erfodert, Strafe gegen die Übelthäter ausüben müſſen; wenn einer in dem Herzogthume Jemandes einen Brand gemacht, ſo verkünde er (der Herzog) ihn als geächtet und ächte ihn dann durch die Autorität ſeiner Juſtiz; daſſelbe ſollen die Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen und die andern Grafen thun, und einen ſolchen loszuzählen, ſoll keinem derſelben erlaubt ſein, außer dem Herrn Kaiſer. Jeder auch, wer es immer ſei, der einen Brandſtifter (incendiarium) in ſeinem Hauſe wiſſentlich aufgenommen und ihm mit Rath und That beigeſtanden, ſoll den Schaden und die Beleidigung dem, der ſie erlitten, nach ſeinem Vermögen vergüten, dem Richter aber zahle er zehn Pfund Münze von jener Diöces, in der es verübt worden und dem Herrn Kaiſer entrichte er nach deſſen Willen und Gnade. Wenn aber Jemand im Betreff dieſer Schuld ſeine Unſchuld darthun will, ſo reinige er ſich mit zwei wahrhaftigen Männern in Gegenwart des Richters; wenn aber einer Jemandem zur Laſt legt, daß er einen Brandſtifter aufgenommen und ihn deshalb rechtlich belangen will, ſo iſt ihm dieſes zu thun keineswegs erlaubt, wenn er nicht vorher den

69) Burchard (Historia Friderici Imperatoris Magni hujus nominis primi Ducis Svevorum et parentelae suae conscripta circa annum MCCCVI a Burchardo, patria Biberacensi, Canonicorum Urspergensis et Sorethanae Praeposito et Abbate. Recens edidit *Ge. Ant. Christmann.* [Ulmae 1790.] p. 93) ſagt: Eo anno (1187) Imperator jam cruce signatus, conventum Principum apud Nurenberg coadunavit, ubi de pace terrae disposuit et in literas redigi jussit, quas literas Allemanni usque in praesens Fridebrief, id est, literas pacis vocant, nec aliis legibus utuntur; sed nec eisdem recte utuntur, tanquam gens agrestis et indomita. Quarum tenorem huic operi duximus inserendum, quatenus saltem lex tam decurtata non pereat de hominum memoria. Dieſer Friedebrief findet ſich daſelbſt S. 93—99 und in der ältern Ausgabe unter dem Titel: Conradi a Liechtenau Urspergensis Coenobii Abbatis Chronicon. (Argentorati 1611.) p. 230—233, und daraus bei *Crusius*, Annal. Suev. P. II. Lib. XI. p. 497, und in: Neue und vollſtändige Sammlung der Reichsabſchiede u. ſ. w. (Frankfurt 1747.) 1. Th. S. 12, und bei von Olenſchlager, Neue Erläuterung der Guldenen Bulle, Urkundenbuch Nr. 48. S. 123—127.

70) Er fährt fort: et quantos praeterea futurorum timores reportent, ea, quae de conscientia et consilio principum et aliorum fidelium nostrorum liberorum, quam ministerialium, ad reprimendas incendiariorum insolentias, imperialis nostra sanxit auctoritas, universalis imperii fidelibus nota fieri volumus, et sicut in castro nostro Nuremberg haec ordinata et confirmata sunt, firmiter indicimus observanda. 71) Oder beſſer: nach kaiſerlichem Spruch und Gericht der Acht unterliegen, wenn wir mit von Olenſchlager (S. 124) interpungiren: de sententia et judicio imperiali, proscriptioni statim subjectus habeatur. 72) tuguria.

Digitized by Google

Eid der Gefährde geleiſtet hat. Auch der Herr des Reichs (der Kaiſer) ſoll keinen der Geächteten von dem Spruche der Acht loszählen, wenn er nicht ſich mit dem Beleidigten wegen der unerlaubten Beſchädigungen vergleicht und wenn er dieſes nicht unter Mitwiſſen des Richters thut. Den Geächteten aber, von dem kund iſt, daß er wegen Brandſtiftung in den Spruch der Acht gefallen, ſoll der Diöceſan-Biſchof, wenn er zur Satisfaction ungehorſam iſt, aus der Communion der Kirche Gottes und der gläubigen Chriſten herauswerfen und ihn außen befindlich machen und ihn nicht abſolviren, bis er dem Verletzten den Schaden erſtattet; und umgekehrt, wen der Biſchof in geſetzlichen Friſten citirt, wie die Juſtiz vorſchreibt, excommunicirt hat und es dem Richter angezeigt hat, ihn ſoll der Richter zur Strafe der Acht (banno proscriptionis) verurtheilen und ihn nicht eher loszählen, als bis er vor dem Biſchofe wegen deſſen, weshalb er verurtheilt iſt, Genugthuung leiſtet; wenn er von jener vorgenannten Acht auf vorgenannte Weiſe losgezählt iſt und ſeinem Biſchofe gehorchen will, ſo verſchwöre er zuerſt die Brandſtiftung, hierauf ſei er in der Willkür des Biſchofs, welche Strafe er ihm auferlegen will, das Grabmal des Herrn oder die Schwelle Jacobi, des Apoſtels zu beſuchen; wenn aber der Geächtete auf die Weiſe, wie geſagt worden iſt, losgezählt zu werden wünſcht, ſo verſchwöre[73]) er dem Herrn Kaiſer das Gebiet des Reichs ein Jahr und Tag hindurch; wenn aber einer von der Acht und von der Excommunication auf gleiche Weiſe innerhalb eines Jahres und Tages nicht losgezählt iſt, ſo werde er des geſammten Rechtes, Ehre[74]) und Geſetzlichkeit für beraubt gehalten, ſodaß er zur Ablegung eines Zeugniſſes, oder zu Fällung eines Richterſpruches im übrigen durchaus nicht zugelaſſen werden darf. Auch ermangle er für immer alles Lehnrechtes. Item wenn in der Reiſe eines Herrn, mit dem Herrn ſelbſt, deſſen die Reiſe iſt, Jemand iſt, der, wie öfters ſich trifft, einen Brand macht, ſo ſoll der Herr ſelbſt, deſſen die Reiſe iſt, über den Reliquien (Heiligthümern) ſchwören, daß es Jener nicht mit ſeinem Mitwiſſen oder Befehl oder Willen gethan habe, den Schuldigen aber von ſich ſtoßen und niemals wieder annehmen; wenn er ihn nach der Satisfaction annimmt, ſo iſt er gehalten, allen Schaden, den jener verübt, zu erſetzen. Item wenn ſich zuträgt, daß ein Herr in einem Orte[75]) gewaltſamer Weiſe Herberge nimmt und es durch Zufall geſchieht, daß ein Haus in Feuer aufgeht und derjenige, dem der Schade geſchieht, den Herrn angehet, daß es auf ſeinen Befehl oder Willen oder Mitwiſſen geſchehen ſei, ſo ſoll er den Schaden dem Beſchädigten erſetzen. Item wenn ein Brandſtifter gefangen worden iſt und vor dem Richter leugnen will, daß er die Brandſtiftung verübt habe, wenn es vielleicht nicht landeskundig iſt, ſo werde er, wenn der Richter ihn mit ſechs tauglichen Zeugen überführen kann, durch Enthauptung beſtraft. Wenn es aber notoriſch iſt, ſo iſt das Zeugniß keines zu ſuchen, ſondern er muß ſogleich enthauptet werden. Item wenn Caſtellane eines Herrn von der Burg ihres Herrn herabſteigen und einen Brand machen, während ihr Herr aus dem Lande abweſend iſt, ſo darf deshalb die Burg des Herrn nicht verbrannt werden, ſondern alle Güter der Brandſtifter, welche außerhalb der Burg gefunden werden, ſollen verbrannt werden. Nach der Rückkehr des Herrn aber, wenn der Herr den Brandſtifter zurückbehalten will und nicht von ſich ſtößt, ſo muß ſeine Burg auf gleiche Weiſe verbrannt werden. Item wenn ein Geächteter wegen eines Brandes in ein Haus flieht, aus dem er nicht zu erlangen iſt, wenn das Haus nicht angezündet wird, wegen dieſes Brandes ſoll Niemand ein Brandſtifter ſein, ſondern muß den Schaden für den Brand erſetzen. Item wenn ein Brandſtifter (incendiarius) gejagt auf eine Burg flieht und der Herr, deſſen die Burg iſt, vielleicht ſein Herr oder Vaſall[76]) oder Blutsfreund iſt, ſo muß jener Herr ihn den Verfolgern nicht ſtellen, ſondern ſoll ihn aus der Burg in den Wald oder anders wohin helfen, wo er ſich ſicher ſcheint; wenn es weder ſein Herr, oder Vaſall, noch ſein Cognat iſt, ſo ſoll

73) abjuret, d. h. er ſchwöre dem Kaiſer, daß er das Gebiet des Reichs Jahr und Tag meiden wolle. 74) Nämlich universo jure, honore et legalitate privatus habeatur. 75) oder Dorfe, oder Hofe, nämlich in villa aliqua.

76) Der Sachſenſpiegel 3. Buch. S. 492. 493 dagegen ſchreibt vor: Der König und jeglicher Richter muß wohl richten über Hals und Hand über jegliches ſeines Mannes und Mages (cognati) Erbe; und thut daran wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch wohl ſeinem Könige oder Richter Unrechtes widerſtehen (nach dem lateiniſchen Texte: „Vasallus etiam suo regi et judici et aliis omni tempore licite in injuriis resistere poterit“), und „san“ (bald) helfen wehren (ſteuern) auf alle Weiſe, ob derſelbe gleich ſein Mag (cognatus) oder ſein Herr ſei, und thut daran wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch folgen (nachſetzen) ſeinem Herrn (Vasallus licite insequi potest dominum suum), und der Herr dem Manne, und der Mag (cognatus) dem Mage, und „san“ (ſogleich) helfen beſtätigen von Gerichtes halben um Ungerichte, da (wenn) er mit dem Geruchte (Gerufe) zugeladen wird, an (bei) einer handhaften That, und thut wider ſeine Treue nicht. Der Mann muß auch folgen vor ſeines Herren Haus, und der Herr vor des Mannes, und der Mag vor des Mages, ob (wenn) er um Ungerichte mit Geruchte vorgeladen wird, und muß es „san“ (ſogleich, nach dem quedlinburger Coder wohl), ob (wenn) man es mit nicht entredet (entſchuldigt) und thut wider ſeine Treue nicht. Jeglicher Mann muß mit Hilfe wehren (nach dem quedlinburger Coder muß wohl helfen wehren) Städte, Burgen und Land ſeines Herrn und Mages und Mannes, und „san“ (ſogleich) ſeines Freundes wider Herren und Mage und Mann, die ſie gewaltiglichen ſuchen, und muß auf ſie ſtreiten und thut wider ſeine Treue nicht, „deste“ (wenn nur) er ſelbſt „ires selbes habe“ (res ipsorum) nicht nehme (nimmt). Wundet (verwundet) auch ein Mann ſeinen Herren, und ſchläge er ihn todt an (in) Nothwehre, oder der Herr den Mann, er thut wider ſeine Treue nicht, ob (wenn) die Noth auf (gegen) ihn mit Rechte vollbracht wird. Seinem wegfertigen Geſellen (Reiſegefährten) und ſeinem Wirthe, da (wo) er geherberget iſt, und ſeinem Gaſte, und wer zu ſeinen Gnaden fliehet, dem ſoll der Mann helfen wider jeglichen, daß er ſich erwehre unrechter Gewalt, und thut wider ſeine Treue nicht. Suchet (überzieht) ein Mann den Herrn, oder der Herr den Mann unverklaget vor ſeinen Herren nach Rechte, er thut wider ſeine Treue. Kommt (zieht) er aber auf ſeinen Schaden nicht aus, und geſchieht ihm Schade von ihm ſelber, oder von denen, die durch ſeinen Willen da ſind, oder dazu (wozu) er Helfer iſt unwiſſend, den Schaden ſoll er gelten auf Recht, und (es) iſt wider ſeine Treue nicht. Wo aber ein Mann in einer Reiſe iſt, und nicht iſt Hauptmann, reiten Leute an ihn und an die Seinen, thun ſie Schaden ſeinem Herren, oder ſeinem Manne, oder ſeinem Mage, oder wem es ſei, ohne ſeinen Rath und ohne ſeine That, gewähret er es auf den Heiligen, er bleibt es ohne „Gelt“ (Erſatz) und ohne Laſter.

Digitized by Google

er ihn den Verfolgern ſogleich ſtellen, oder ſei mit ihm in derſelben Schuld. Auch beſchließt der Kaiſer und ſancirt feſt durch daſſelbe Edict, daß jeder, wer einem andern Schaden zu thun oder ihn zu verletzen vorhat, wenigſtens drei Tage vorher ihm durch ſeinen ſichern Boten Fehde ankündige; wenn der Verletzte leugnen will, daß ihm Fehde angekündigt geweſen ſei, ſo ſoll derſelbe Bote, wenn er am Leben iſt, ſchwören, daß er ihm von Seiten ſeines Herrn am beſtimmten Orte und zu beſtimmter Zeit widerſagt hat; wenn er geſtorben iſt, ſo ſchwöre der Herr in Verbindung mit zwei wahrhaftigen Männern, daß er ihm widerſagt hat, damit Niemand, wenn Argliſt dabei einwirkt, wegen verletzter Treue[77]) angeſchuldigt werden kann. Dieſes ſancirend fügt der Kaiſer hinzu, daß jeder, welcher dem andern Waffenruhe (treugas) gegeben, wenn daſelbſt nicht determinirt und ausgenommen iſt, auf welche Weiſe er ſie halten oder nicht halten ſolle, er ſie ihm vor der feſtgeſetzten Friſt durchaus nicht widerſagen kann, wenn er es gethan, ſoll er als Verletzer des Friedens gerichtet werden. Item wenn einer einen Boten dafür, daß er, um zu widerſagen, geſchickt wird, verletzt, bricht ſeine Treue und ſoll im Übrigen aller ſeiner Ehre[78]) entbehren und in Zukunft braucht ihm Niemand zu widerſagen. Im Betreff der Söhne der Prieſter (sacerdotum), der Diakonen und Bauern ſetzt der Kaiſer feſt, daß ſie nicht das cingulum militare (den Heerſchild) einigermaßen annehmen, und die, welche es bereits angenommen, von dem Richter des Landes aus der Militia getrieben werden ſollen; wenn der Herr eines derſelben, ihn in der Militia gegen des Richters Verbot zurückzubehalten, ſich herausnimmt, ſo ſoll der Herr ſelbſt verurtheilt werden, dem Richter zehn Pfund zu zahlen, der Knecht aber alles Rechtes der Militia beraubt werden. Auch ſetzt der Kaiſer feſt, daß wer Weinberge oder Obſtpflanzungen aushaue, der Acht und Excommunication der Brandſtifter unterliegen ſolle. Am Schluſſe ſeiner Verordnung ſagt Kaiſer Friedrich I.: **Ut autem haec tam utilis ordinatio omni tempore rata permaneat, et eo, quo dicta est tenore, inconvulsa consistat, eam legibus praedecessorum nostrorum, Imperatorum, atque Regum jussimus inseri, et perpetuo jure servari, cui si quis ausu temeritatis contrarie praesumpserit, Dei omnipotentis et nostrae perpetuo indignationis sit reus; fiat, fiat.** Sowie Kaiſer Friedrich I. das Fauſtrecht möglichſt zu beſchränken ſuchte, ſo ſtrebte dieſes auch die Geſetzgebung ſeines Enkels, des Kaiſer Friedrich's II., zu bewerkſtelligen. Zunächſt that er dieſes in ſeinem Königreiche Sicilien. Zwar hatten die Barone ſchon im J. 1089 den Gottesfrieden angenommen. Da dieſer aber die Waffenführung nur für gewiſſe Tage und Zeiten verbot und alſo in den Zwiſchenzeiten das Fauſtrecht ungehindert ſein Haupt erheben konnte und dieſes beſonders in der Zeit der Minderjährigkeit des genannten Königs geſchehen war, ſodaß das Band geſelliger Ordnung faſt ganz aufgelöſet ſchien, ſo ſuchte er, als er das Scepter der Regierung mit ſtarker Hand führte, durch ſtrenge Geſetze den Reichs- oder Landfrieden zu bewahren. Sie verbieten ſchlechthin alle Selbſthilfe und Befehdung mit Ausnahme des Falles der Nothwehr; jeder ſoll ſein Recht vor dem Richter ſuchen. Wer gegen dieſes Geſetz handelt und öffentlich im Reiche Krieg erhebt, wird, ohne Rückſicht auf Stand und Würden, aller ſeiner Güter für verluſtig erklärt und enthauptet. Wenn ſich Jemand Wiedervergeltung erlaubt, ſo büßt er die Hälfte ſeiner Güter ein und muß das Land meiden. Das Tragen von Waffen, vornehmlich von Angriffswaffen, iſt im Allgemeinen verboten und als Ausnahme nur den nach Hofe oder in ihren Geſchäften reiſenden königlichen Beamten zugelaſſen, und Rittern, Ritterſöhnen und Bürgern geſtattet, für den Fall, daß ſie außerhalb ihres Wohnortes reiſen müſſen. Nach ihrer Rückkehr jedoch dieſe Waffen ſogleich abzulegen, haben ſie die Verpflichtung und ſind, falls ſie das nicht thun, mit einer bedeutenden Geldſtrafe bedroht. Wenn Jemand dieſe aus Armuth nicht zahlen kann, ſo wird er genöthigt, eine Zeit lang öffentliche Arbeit zu thun. Das Doppelte der Strafe für das Tragen der Waffen muß der zahlen, der das Schwert gegen einen Andern zieht; wer einen verwundet, wird mit dem Verluſte der Hand beſtraft; der Ritter, welcher Jemanden des Lebens beraubt, wird enthauptet, der Niedere gehängt. Denſelben Geſetzen ſind Fremde, denen ſie ſogleich an der Grenze bekannt gemacht werden ſollen, unterworfen. Wenn der Todtſchläger nicht ausgemittelt werden kann, ſo müſſen die Einwohner des Bezirks, wo der Frevel verübt worden iſt, 50 Pfund[79]) oder 200 Auguſtalen[80]) (gegen 800 Thaler) entrichten, und zwar die Chriſten größere Strafgelder, als die Sarazenen oder Juden, aller Wahrſcheinlichkeit nach, weil der Chriſt als höher im Range, als die Sarazenen und Juden betrachtet ward, denn auch bei den Chriſten hatten nach den verſchiedenen Ständen Abſtufungen des Wehrgeldes und der Gerichtsbuße[81]) ſtatt. Der Richter hatte die Verpflichtung, bei geheimem Raube, Todtſchlage und Gewalt, von Amtswegen die Unterſuchung einzuleiten. Wer während einer Feuersbrunſt, oder ſchiffbrüchige Güter, raubte, mußte vierfachen Erſatz entrichten und mit dem Kopfe büßen; wer in ſolchen Nöthen nicht zu Hilfe eilte, mußte zur Strafe einen Auguſtalen erlegen. Wer eine Nonne raubte, verlor das Leben[82]). Durch ſolche Geſetze wirkte Kaiſer Friedrich II. für die Ruhe ſeines Königreichs Sicilien. Auf dem großen Hofe zu Mainz im Auguſt 1236 gab er das berühmte Geſetz für den Landfrieden[83]) in Teutſchland. Er ſetzt und gebietet

77) Oder gebrochenen Wortes, nämlich: ne dolo mediante de fide violata quis valeat inculpari. 78) omni honore suo carebit.

79) *Petrus de Vineis* Lib. V. Ep. 108. 80) Regest. 273. Const. I. 28. 81) Dieſe betrug nämlich für einen Grafen 100 Auguſtalen, für den Baron 50, für den Ritter 25, für den Bürger 12, für den freien Landmann 6. 82) v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 3. Bd. S. 381. 382, wo auch die Nachweiſungen ſich finden. 83) Vgl. *Gatterer*, Comment. Gotting. v. 178. p. 24. Bei *Schilter*, Thesaurus. T. II. Ad secundum Thesauri Antiquitatum Teutonicarum Schilteriani Paralipomena, exhibentia Constitutiones aliquot vetustas Imperatorum ſind S. 1 — 9 die Goldaſt'ſche Ausgabe und das Schilter'ſche Manuſcript zuſammengeſtellt. Dieſen bewährten Geſetzen, welche Kaiſer Friedrich auf dem Hoftage im Auguſt 1235 gab, gingen

bei des Reiches Hulden und von ſeiner kaiſerlichen Gewalt, und mit der Fürſten Rath und anderer des Reiches Hulden und Getreuen. Welcher Sohn[84]) ſeinen Vater von ſeinen Burgen oder von anderm ſeinem Gute verſtößet oder ihn brennet (Brand gegen ihn übt), oder raubet (Raub gegen ihn übt), oder zu ſeines Vaters Feinden ſich macht mit Eiden oder mit Treuen, daß es auf ſeines Vaters Ehre geht oder auf ſein Verderbniß: bezeuget ihn deſſen der Vater zu den Heiligen vor ſeinem Richter mit zweien Sempermannen, die Niemand mit Recht verwerfen mag, der Sohn ſoll ſein „verteilet" (für verluſtig erklärt) Eigens und Lehens und fahrendes Gutes ewiglich, das er von Vater und Mutter erben ſollte, alſo daß ihm (weder) der Richter noch Vater nimmer wieder helfen mag (kann), (ſo) daß er kein Recht zu dem Gute nimmermehr gewinnen möge. Und welcher Sohn an ſeines Vaters Leib räth (ihm nach dem Leben trachtet) oder „urleuglichen" (durch Krieg) angreifet mit Untreue oder mit Gefängniß; wird er deſſen von ſeinem Richter bezeuget, als hievor geſchrieben ſteht, derſelbe Sohn iſt ehrlos und rechtlos ewiglich, alſo daß er nimmer mag zu ſeinen Rechten kommen mit keinen Dingen. Alle, die auch der Vater zu Zeugen nimmt vor dem Richter über alle die Sachen, die hievor geſchrieben ſind, die ſollen deſſen nicht überwerden (überhoben werden) mit Sippe (wegen Verwandtſchaft), noch mit „kainer schlacht sach" (wegen keiner Art Sache), ſie „gestanden" dem Vater der Wahrheit bei (ſollen dem Vater zur Feſtſtellung der Wahrheit behilflich ſein); der das nicht thun will, den ſoll der Richter dazu zwingen, es ſei denn, daß er vor dem Richter ſchwöre zu den Heiligen, daß er darum nicht wiſſe. Hat der Vater Dienſtmannen oder Eigenleute, von deren Rath oder Hülfe ſoll der Sohn der Dinge keins, die oben geſchrieben ſind, wider ſeinen Vater thun, bezeuget (erhärtet) es aber der Vater, es ſei vor ſeinem Richter, als hievor geſchrieben iſt, ſelb dritt (mit noch zweien) zu den Heiligen, dieſelben ſind ehrlos und rechtlos ewiglich. Der Vater mag aber ſie nicht bereden (beſchuldigen) der Dinge, er bezeuge ehe den Sohn, als hiervon geſchrieben iſt. Bezeuget er darnach die Dienſtmannen oder die Eigenleute, der Richter, in deſſen Gericht es geſchehen iſt, der ſoll ſie zu Acht thun und ſoll ſie nimmer daraus laſſen, ſie geben denn dem Vater ſeinen Schaden zwiefalt, den er von ihrem Rathe und Hilfe genommen hat und dem Richter ſeine Rechte. Haben dieſelben Lehen von dem Vater, die Lehen ſollen dem Vater ledig ſein zu Hand, ſo er ſie bezeuget[85]), und ſoll ſie ihnen nimmer wieder leihen. Leihet er ſie ihnen aber wieder, ſo ſoll er alſo viel, als des Lehens iſt, dem Richter ohne Widerrede geben. An allen Sachen, die hievor geſchrieben ſind, mag ein jeglicher ſemperfreier Mann, der ſein Recht hat behalten, er ſei Fürſt oder (ein) andrer Hochmann, helfen bezeugen, was er weiß; ein Dienſtmann mag auch bezeugen mit andern Dienſtmannen; ein Eigenmann mit ſeinen Genoſſen; ein jeglicher freie Mann hilft wol einem Dienſtmann, ob (wenn) er es weiß. Im Betreff des Falles Cap. 2. „Da ain Vater des rechtens

mehre andere, zum Theil ähnliche, voraus. Zunächſt von ſeinem Sohne, dem Könige Heinrich, der die Beſchlüſſe, welche die Reichsfürſten auf dem Hofe, den er im J. 1231 in Worms hielt, beſtätigte. Dieſe Beſchlüſſe betrafen beſonders die Städte (bei *Schannat*, Codex Probationum Historiae Ep. Wormat. No. 119. p. 109). Dieſe auf dem Hofe zu Worms im J. 1231 erlaſſenen Decrete beſtätigte Kaiſer Friedrich II. im Mai 1232 zu Pavia. Davon bemerken wir die, welche zur Beſchränkung der Eigenmacht der Städte gegeben wurden; denn dieſe übten theils ſelbſt das Fauſtrecht, theils nahmen ſie die Friedensbrecher, die in ihre Mauern flohen, auf. Daher mußte Reichsoberhaupt beſtimmt werden: In civitatibus nostris nullus terrae damnosus vel a judice dampnatus vel proscriptus recipiatur scienter, recepti convicti ejiciantur. Im Betreff der Pfahlbürger wird beſtimmt: Cives, qui *Palburger* dicuntur, penitus ejiciantur. Über die Aufnahme der Eigenleute fremder Herren: Principum, Nobilium, et Ministerialium Ecclesiarum Homines proprii in Civitatibus nostris non recipiantur. Über das gewaltſame Anſichreißen fremden Eigenthums: Principibus, Nobilibus, Ministerialibus et Ecclesiis proprietates et feoda per civitates nostras occupata restituantur, nec ulterius occupentur, und weiter unten: Non compellantur aliqui per Scultetos nostros ad restitutionem eorum, quae a longinquo tempore ab hominibus receperant, priusquam se in Civitatibus nostris collocarunt, nisi homines ipsi fuerint Imperio immediate subjecti. Über die eigenmächtige Ausdehnung der Gerichtsbarkeit: In civitatibus nostris novis *bannitum miliare* (die Bannmeile) deponatur. Civitates nostrae jurisdictionem suam ultra Civitatis ambitum non extendant, nisi ad nos jurisdictio specialis pertineat. In Civitatibus nostris actor Forum Rei sequatur; nisi Reus, vel debitor principalis ibidem fuerit inventus, quo casu ibi tenebitur respondere. Im Betreff der Ausdehnung der Marktgerechtigkeit: Quod nova Fora non possint antiqua aliquatinus impedire. Nemo cogatur ad aliquod Forum ire invitus. Über den Straßenzwang: Stratae antiquae non declinentur, nisi de transeuntium voluntate. Über das Geleite: Conductum Principum per terram eorum quam de manu nostra tenent in feodo, vel per nos, vel per nostros non impediemus, vel infringi patiemur. Durch ſolche und andere Beſtimmungen ſuchte Kaiſer Friedrich II. und ſein Sohn, König Heinrich, die Veranlaſſungen der Reibungen zwiſchen den Fürſten und Dienſtmannen und den Reichsſtädten zu beſeitigen, oder wenigſtens zu vermindern (ſ. Friderici II. Imp. Praeceptum, per quod edita in Comitiis Wormatiensibus Decreta confirmat bei Schannat a. a. O. Nr. 121. S. 111. 112). Die Conſtitutionen des Königs Heinrich und der Fürſten Teutſchlands ſind im J. 1234 im Februar zu Frankfurt gegeben.

84) Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 190 bemerkt in Beziehung auf den Landfrieden vom J. 1235: „Betrübt iſt ſogleich die Überſchrift des erſten Capitels: Da ein Sun mit seinem Vater kriegt. Ich zweifle ſehr, ob irgend ein Geſetz in der Welt damit anfange, die Strafen gegen einen Sohn feſtzuſetzen, der ſeinen Vater von ſeinem Gute verſtößt, ihm mit Brennen und Rauben Schaden zufügt, oder zu ſeiner Gefängniß hält. Dies ſollte uns in der That ſchlimme Begriffe von dem Fauſtrechte machen, wenn es nicht vielleicht einigen Bezug auf dasjenige hat, was Heinrich IV. von ſeinen Söhnen erlebet, welches freilich hie und da böſe Wirkung und Nachahmung mag hervorgebracht haben." Aber Kaiſer Friedrich II. hatte noch nähere Veranlaſſung, dieſes Geſetz an die Spitze der Geſetze, welche er im J. 1235 zu Mainz gab, zu ſtellen; denn ſein Sohn, König Heinrich in Teutſchland, hatte ſich das Jahr zuvor gegen ihn empört. Da die Päpſte und die Päpſtlichgeſinnten, beſonders ſeit Heinrich's IV. Zeiten und ganz neuerdings, im J. 1234 als Mittel, um ihren Gegnern Unruhen zu verſchaffen, die Verführung der Söhne zur Empörung derſelben gegen ihre Väter gebraucht hatten, ſo war es natürlich, daß Kaiſer Friedrich II. vor Allem dasjenige, welches die größten Drangſale innerer Kriege brachte, mit der harten Strafe der Ehrloſigkeit, Erbloſigkeit und Rechtloſigkeit bedrohte, ſodaß dem Empörer die Empörung nichts nützen konnte.

85) Durch Zeugen oder Eidſchwur und Eideshelfer überführt.

Digitized by Google

(das Recht) nicht gesuchen mag (kann) wird geſagt: Iſt aber, daß der Vater von der Gefängniß oder von andrer ehhafter Noth das Recht nicht fodern mag (kann), ſo ſoll es ſeiner Mage (Cognaten) einer thun und ſoll der Mann bewähren, daß den Vater ehhafte Noth irret, daß er dar nicht kommen mag und ſoll die Noth nennen; wann er das beredet, ſo ſoll ihm Recht um die Klage beſchehen an des Vaters Statt, als ob der Vater ſelbſt da wäre. Cap. 3. Wer dem *andern des rechten helffen sol*, wird beſtimmt: Ein Dienſtmann hilft es auch einem ſeiner Ungenoſſen. Die Niedern mögen den Höheren nicht helfen. Im 4. Cap. Wie man schaden beclagen sol, ſetzet und gebietet der Kaiſer: Was Schadens jemand geſchehe, daß er daſſelbe nicht entrichten (ſich Genugthuung verſchaffen) ſoll, er klage es denn erſt ſeinem Richter und folge ſeiner Klage an das Ende, als (wie) recht iſt. Es ſei denn, daß er da zu hand [86]) ſitze Nothwehr ſeines Leibes und ſeines Gutes: wer ſich anders richtet, denn (als) hievor geſchrieben iſt, was Schaden er darum hat, den ſoll er ihm zwiefältig gelten und was Schadens, der ihm geſchehen iſt, der ſoll gar verloren ſein und ſoll nimmer keine Klage darnach gewinnen. Wer ſeine Klage aber vollführt, als davor geſchrieben ſteht, wird ihm nicht gerichtet, und muß er durch Noth ſeinen Feinden widerſagen, das ſoll er bei Tag thun, und von dem Tage, daß er widerſagt, bis an den vierten Tag, ſoll er ihm keinen Schaden thun weder an Leib noch an Gut, ſo hat er drei ganze Tage Friede. Es ſoll auch der, dem er da widerſagt hat, an „wederm“ dieſem Geſetz (an keinem von dieſen beiden Geſetzen) gebrochen werden und ſoll der Richter Jenem [87]) verbieten ſelbſt oder mit ſeinem Boten, und jener, mag ſich derſelbe, dem da verboten iſt, nicht entſchuldigen, selb sibende semperlute (er ſelbſt mit ſechs Semperleuten) vor dem Richter, ſo iſt er erblos und rechtlos ewiglich alſo, daß er nimmer kommt zu ſeinem Rechten. Das 5. Cap. Von dem Handtfrid beſagt: An wem der Handfriede [88]) gebrochen wird, bezeuget er das zu den Heiligen vor ſeinem Richter, mit dem, der den Handfrieden gemacht hat, und mit zwei Sempermannen, die ihr Recht gehalten haben, daß der Handfriede an ihm gebrochen ſei, der Richter ſoll ihn zu Acht thun, der den Handfrieden gebrochen hat, und ſoll ihn nimmermehr aus der Acht laſſen ohne des Klägers Willen, oder er verliere die Hand. Iſt aber der Handfriede mit dem Todtſchlag gebrochen, ſo ſoll „des mag einer“ (einer von deſſen Cognaten), der da erſchlagen iſt, klagen und ſoll den Mord bereden als davor geſchrieben iſt, und wenn er das beredet, ſo ſoll man jenen nimmer aus der Acht laſſen, er gebe denn den Leib darum, und ſoll ehrlos und rechtlos ſein. Will aber der, der den Handfrieden gemacht hat, oder gefangen (empfangen hat), ihm des Gerichtes nicht ſtehen (geſtehen), daß der Friede

---

86) So nach der Recenſion bei Schilter. Nach der bei Goldaſt: Es sy da ze huss das ere setze notwere sines libes und gutes. 87) Bei Goldaſt: jedem. 88) Handfriede heiſt dieſer Friede, weil er durch Handſchlag geſchloſſen ward. So ſagt die Charta MS. bei *Schilter*, Glossarium p. 327. 328: Friede macht man mit dem Handſchlag, da einer dem andern die Hand darreichet und Frieden verheißet. II. Daß man ein Zeichen aufrichtet, was es dann iſt, als wir leſen Josuae von Rohab. III. So ſchüttet man Waſſer aus, als die Alten thaten, als wollten ſie ſprechen: Wer den Frieden bricht und ihn nicht hält, deſſen Blut ſoll alſo vergoſſen werden, wie das Waſſer, daß weder Geſchmack noch Zeichen nicht geblieben iſt. In Beziehung auf Obiges vgl. *Haltaus*, Glossarium col. 803. *Schilt*. in Gloss. v. *Fried*. p. 327. *Kilian*. p. 173 b. Im Latein des Mittelalters hieß der Handfriede am häufigſten treugae, und es ſtand auf die Verletzung deſſelben der Verluſt der Hand, wie die Anno 1234 tertio Idus Februarii gegebenen Constitutiones Regis et Principum Alemanniae apud civitatem Frankenvoert (bei *Albericus* p. 549) beſagen. Früher wurde der Bruch der treugarum blos mit Gelde, aber doch ſehr hart, geſtraft (ſ. Die langobardiſchen Geſetze *Liutprandi* Leges. Lib. V. L. 13 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 60. Die langobardiſchen Geſetze Henrici I. Augusti [als Königs II.] Leges L. 3. l. c. p. 175. 176). Hier iſt die Strafe des Verluſtes der Hand dem Friedensbruche nicht eigenthümlich, wie aus den Formulis veteribus zum II. Geſetz zu erſehen iſt, wo davon gehandelt wird, wenn einer ſeinen Verwandten aus Habbegierde umgebracht. Im Sachſenſpiegel wird der Handfriede gelobter Friede, oder nach dem lateiniſchen Texte pax stipulata genannt. Der neunte Artikel des III. Buches beſagt: Wer Bürge eines Mannes wird, ihn vor Gericht zu bringen, und mag (kann) er ihn nicht haben, als (wenn) er ihn vorbringen ſoll; er muß beſſern nach dem, das er beklaget war (tenetur pro reo ad solvendum secundum modum actionis), „wenne“ (weil) er an der Klage gewonnen iſt (quia absens victus judicatur). Geht ihm aber die Klage an den Leib, er muß ſein Wehrgeld geben, das ſoll werden dem Kläger, und nicht dem Richter; ſein Gewette (mulctam) hat er aber daran. Zu derſelben Weiſe ſoll man den Frieden beſſern, den ein Mann für den andern gelobet. Bricht aber ein Mann den Frieden, den er für ſich ſelbſt gelobet, es gehet ihm an den Hals. Frieden ſoll man entreden oder beſſern binnen dem Gerichte, „dar“ (wo) er gelobet iſt. Niemand muß auch klagen binnen dem Frieden über den, dem Friede gelobet iſt. Bricht aber ein Mann den gelobten Frieden, das muß man wohl über ihn klagen, „weder“ (ob) man will zu Kampfe oder ohne Kampf. Fahet (fängt) man ihn in der handhaften That, man richtet wider ihn binnen dem Frieden. Gewinnet man auch Burgen binnen gelobtem Frieden, oder fäht (fängt) man Leute, das mag (kann) jener, der es gethan hat, ſeinem Bürgen mit ſeinem Eide nicht abnehmen. Wer Bürge wird eines Mannes vor Gerichte, ihn zu bringen, kommt der Mann vor, ſonder den Bürgen, und bietet er ſich vor Gerichte zu Rechte, und mag er das „gezugen“ (erweiſen), er hat ſeinen Bürgen querlediget (befreit). Wer aber bürget (ſich verbürget) einen Gefangenen wieder zu antworten (ſtellen), das muß der Bürge vollbringen (beweiſen), daß er wieder antwortet (überantwortet) ſei, als (wie) ſein „Gelobede“ (Angelöbniß) ſtand, und nicht der gefangene Mann. Welcher Mann einen um Ungerichte (eines Verbrechens wegen) beklagten (angeklagten) gewaltiglich dem Gerichte entführet, wird er gefangen mit „Geruchte“ (Gerufte), er ſoll jenem gleiche Pein leiden. Kommt er aber hinweg, man verfeſtet ihn allzuhand, ob (wenn) man ihn in der handhaften That geſehen hat, und beſchreiet mit dem Geruchte (Gerufte), und man das „zezugen“ (beweiſen) mag. Der Schwabenſpiegel S. 158. Cap. 262: „Der einen frid briche:“ beſagt: Bricht ein Mann einen Frieden, den er für ſich ſelbſt „git“ (zuſagt), es geht ihm an den Hals. „Git“ (ſagt zu) ein Mann Frieden für den andern, und bricht jener den Frieden, und mag (kann) er ihn nicht vorbringen, man ſchlägt ihm ab die Hand. Deſſen ſoll man ihm Friſt geben vierzehn Tage, und bringet er ihn vor, man ſchlägt ihm auch ab die Hand; das iſt davon, daß er den Frieden ſelbſt nicht gab. Mag aber er ihn nicht bringen, man ſchlägt ihm ſeine Hand ab, „wann“ (weil) er den Frieden ſelbſt gab für ihn, und ſtirbt er (der Hauptſchuldige) darnach und er (der Bürge) lobte (gelobte) ihn vor zu bringen, und iſt die Schuld auf ihn „erziugt“ (bewieſen), eh daß (bevor) er ſterbe, er ſoll für ihn büßen, als recht iſt; und iſt ſie nicht „erziuget“ (erwieſen), er iſt ledig, ſie haben denn das ausgenommen, er lebte oder er wäre todt, daß ſie Recht hin zu ihm hätten.

Digitized by Google

an ihm gebrochen ſei, dem ſoll der Richter gebieten bei des Kaiſers Hulden, daß er ihm helfe ſeines Rechtens oder muß ſchwören zu den Heiligen, daß er (es) nicht wiſſe. Läßt er es aber durch Sippe (wegen Verwandtſchaft) oder „dehein“ (irgend ein) Ding, er iſt dem Richter der (die) Hand ſchuldig. In dem 6. Cap. Wie die rechten (richten) sullent, die recht inne haben ſetzt und gebietet der Kaiſer bei des Reiches Hulden, daß alle ſeine Fürſten, und alle, die Gerichte von ihm haben, recht richten, als des Landes Sitte [89]) und Gewohnheit ſei, und auch daſſelbe gebieten denen, die Gerichte haben von ihnen. Wer das nicht thut, über den will der Kaiſer richten ſchärflich, als recht iſt. Und was dem Kaiſer über ihnen erteilt (gegen ſie entſchieden) wird, das will er ihnen nicht laſſen (erlaſſen), noch Niemanden überſehen, noch Niemanden ſchonen. Und gebietet auch ſeinen Fürſten, daß ſie mit der Buße bezwingen die von ihnen Gerichte haben, daß ſie recht richten, und die Buße nicht laſſen (nachlaſſen), die ihnen erteilt (zuerkannt) wird. Im 7. Cap. *Von der acht* gebietet und ſetzt der Kaiſer, daß kein Richter Niemanden zu Acht thue, denn öffentlich, und daß kein Richter Niemanden aus der Acht laſſe, er nehme die Gewißheit, daß dem Kläger gerichtet werde nach des Landes Gewohnheit. Und thut das der Richter nicht, der Kaiſer ſoll über ihn richten, als recht iſt. Der Kaiſer gelobet, daß er das ſelbſt halte. Im 8. Cap. *Von Gewett* (Geldſtrafe) ſetzet und gebietet der Kaiſer, was jeglichem Richter gewettet (als Strafgeld gezahlt) wird, daß er den Achter (Geächteten) aus der Acht laſſe, daß er das gar [90]) (ganz) nehme, und es nicht entlaſſe, daß die Leute deſto ungerner in die Acht kommen. Nachdem hierauf Cap. 9. Von den Pfalburgern und Cap. 10 Von unrechten Zollen [91]) gehandelt iſt, beſagt Cap. 11 Von der Strassen. Man ſoll auch die rechte Landſtraße fahren und ſoll Niemand den andern zwingen von der rechten Straße. Da (wo) zwei mit einander „urleugent“ (kriegen) und der eine oder ſie beide Geleit haben, wer dann zu Leide die Straße angreifet, wird er deſſen zu Recht bezuget (überzeugt), über den ſoll man richten, als über einen Straßenräuber. Cap. 12 Von Buwen. Wer Burgen oder Städte oder deheine (irgend eine) Wehre machen will, der ſoll es mit ſeinem Gute thun oder ſeiner Leute, und nicht von ſeiner Landleute. Dieſes, das ſehr billig war, hatte zugleich den Zweck, den Bau befeſtigter Orte zu mindern, denn je mehr es ſolche gab, je ſchwieriger war es dem Kaiſer und den Richtern dem Fauſtrechte Einhalt zu thun. Cap. 13 Aber (abermals) von dem Zolle beſagt: Wer darüber einige Zölle oder Ungelt nehme in deheiner (irgend einer) Stadt oder auf einer Straße, über den ſoll man richten, als über einen Straßenräuber. Nachdem Cap. 14 Von Montze (Münze), Cap. 15 Von geistlichen Dingen, Cap 16 Wye die Gotzhüser-Vogtdy Gotteshuser beschirmen sol, Cap. 17 Wye viel Vogt über ein Gotzhus syn sollen [92]) gehandelt haben, beſagt Cap. 18 Dye, die Gotzhusere den Vogten zu Leyde angriffent: Wir gebieten (verbieten) auch bei unſern Hulden, daß Niemand durch eines Voigts Schuld noch ihm zu Leide Gotteshäuſer-Gut, das ihre Voigtei iſt, weder brennen, noch rauben, noch pfänden ſoll. Wer das darüber thut, wird er deſſen bezeuget (überzeuget), als recht iſt, vor dem Richter, den ſoll man zu Acht thun, und ſoll ihn aus der Acht nicht laſſen, er gelte denn den Schaden drei „Stund“ (mal) als (ſo) theuer als er iſt, und ſollen die zwei Theile dem Gotteshaus werden, und das Drittheil dem Voigt. Cap. 19. Pfaenden ohne Recht. Wir verbieten auch, daß Niemand pfändet ohne des Richters [93]) Urlaub (Erlaubniß). Wer das darüber thut, über den ſoll man richten, als über einen Räuber. Cap. 20. Der diebig oder raubig Gut wissentlich kaufft. Wir ſetzen und gebieten, wer wiſſentlich raubiges oder diebiges Gut kauft, oder Räuber oder Diebe wiſſentlich hält und nicht Achter (Geächtete) ſind, wird er deſſen bezeuget (überzeuget) vor dem Richter nach Recht, ſo ſoll er zu dem erſten den Schaden zwiefältig gelten, den er gethan hat, er ſei diebig oder raubig. Wird er aber ſein (deſſen) überzeugt, daß er es mehr denn zu einem Mal habe gethan, iſt es Raub, ſo ſoll man über ihn richten, als über einen Räuber, iſt es aber diebig, ſo ſoll man über ihn richten, als über einen Dieb. Cap. 21. Der den Achter wissentlich behältet. Wir gebieten auch, daß man keinen Achter (Ächter, Geächteten) wiſſentlich behalte. Wer das darüber thut, wird er deſſen bezeuget (überzeuget) zu Recht, man ſoll über ihn richten, als über einen Ächter. Mag er aber ſich entreden (entſchuldigen) mit ſieben ehrbaren [94]) Mannen, daß er es nicht wußte, daß er ein Achter war,

89) Bei Goldaſt: des Handfriedens. 90) Bei Schilter gern. 91) Aus dieſem Capitel bemerken wir: Alle, die Zoll nehmen auf Waſſer oder auf dem Lande, die ſollen den Wegen und den Brücken ihre Rechte halten mit Machen und mit Beſſerung, und von denen ſie den Zoll nehmen, die ſollen ſie befrieden und beleiten nach ihrer Macht „als ferre“ (ſo weit) als ihre Gewalt gehet, daß ſie nichts verlieren.

92) Dieſes Capitel findet ſich nicht in der Recenſion bei Schilter, ſondern nur in der bei Goldaſt. Es beſagt: Wir wollen und gebieten, daß über ein Kloſter oder über ein Gotteshaus nicht mehr denn ein Voigt ſei, als (ſo) lange der Landfriede währet. Und wer das nicht halte, oder dawider thäte, den ſoll der Landfriede ſtrafen. Und wenn der Landfriede ausgehet, ſo ſoll es dann Niemanden an ſeinem Rechten „icht“ (etwas) ſchaden. 93) So nach der Recenſion bei Schilter, nach der bei Goldaſt „des Gerichtes.“ Doch gab es Rechtsfälle, wo man ohne des Richters oder des Gerichtes Erlaubniß pfänden konnte. Der Sachſenſp. ſagt 1. Bch. Art. 54. S. 117—119, wo er von den Rechten der Zinsleute und ihres Herrn handelt: Der Herr muß (darf) wohl pfänden auf ſeinem Gute um ſein „Gelt,“ das man ihm von ſeinem Gute gelobet hat, ohne des Richters Urlaub (nach dem lateiniſchen Texte: Dominus pro precio a suo fundo sibi stipulato seu promisso, sine licentia judicis licite unum [nach dem leipziger Cod. 4 und der baſeler Ausgabe in eodem] pignorabit). Der Schwabenſpiegel ſagt Cap. 67: „Wa (wo) man pfenden müge aun der Richterz urlop,“ beſagt: Ein Mann mag wohl pfänden auf ſeinem Gut, und daran man ihm Gelt (Zins) git (zuſagt) ohne des Richters Urlaub. Wehret aber man ihm das Pfand, und iſt das Gut ſein, er nimmt recht wohl mit Gewalt ein Pfand; und iſt (es), daß der Mann ſein nicht iſt, ſo ſoll er dem Richter klagen, der ſoll ihm Pfand antworten (überantworten), und iſt, daß der Mann ſein nicht iſt, ſo ſoll er dem Richter büßen, und auch ſeinem Herrn darum, daß er ihm Pfand verſagt. Das Wandel (die Geldſtrafe) iſt etwa ein Pfund oder ſechzig Pfennige nach guter Gewohnheit des Landes. 94) Nach der Recenſion bei Goldaſt: mit ſieben Sempermannen.

Digitized by Google

er ſoll unſchuldig ſein. Cap. 22. **Von dem Acht-Schatze.** Wer einen Achter fördert oder ſchirmet, da man ihn begreifet (ergreifet), wird er deſſen bezeugt, als recht iſt, man ſoll über ihn richten, als über einen Achter. In welche Stadt der Achter kommt, da ſoll man ihn nicht behalten, noch keinen Kauf geben (etwas an ihn verkaufen), noch fürgeben (leihen), noch um ihn nicht kaufen, noch ſoll (ihn) Niemand ſchirmen. Man ſoll ihn meiden in allen Dingen. Behält ihn eine Stadt gemeinlich und wiſſentlich, iſt ſie ummauert, der Richter ſoll ſie niederbrechen und ſoll über den Wirth (Hausherrn), der ihn behält, richten als über einen Achter, und ſoll ſein Haus zerführen (zerſtören). Iſt die Stadt ungemauert, ſo ſoll ſie der Richter brennen (verbrennen). Setzet ſich dann die Stadt dawider, die Stadt und Leute ſind rechtlos. Mag der Richter da nicht richten, ſo ſoll er es kunden dem Kaiſer oder König, der ſoll ſie von (mit) des Reiches Gewalt zwingen. Die letzten Capitel des Friedebriefes beſchäftigen ſich damit, daß des Reichs Hof einen Hofrichter haben ſolle und was dieſer zu verrichten habe. In Beziehung auf die Acht wird jedoch beſtimmt: Er ſoll Niemand zu Acht thun, noch aus der Acht laſſen, „denn das wollen [95]) wir ſelbſt thun, und wollen Niemandem geſtatten, daß er ſich damit belade." Auch ſuchte Kaiſer Friedrich II. durch das Schwert das Fauſtrecht zu beſchränken, indem er z. B. den Herzog Friedrich von Öſterreich wegen begangenen Landfriedenbruches bekriegte. Aber alles, was der Kaiſer zu bauen ſuchte, riß der Papſt durch ſeine Bannbullen wieder nieder. Biſchof [96]) Konrad [97]) ſagt: Als Honorius geſtorben war, folgte Gregor IX. Dieſer auch excommunicirte Friedrichen. Es freuen ſich die Räuber und frohlocken die Schergen [98]) über die gemachte Beute. Die Pflugſcharen werden in Schwerter, und die Sicheln in Lanzen verwandelt. Es iſt keiner, der nicht an der Seite Stahl und Stein trägt, um Feuer anzuſchlagen und Brand zu ſtiften. Alle Übel ſtrömen zuſammen insbeſondere über die mainzer Kirche und vornehmlich in den Rheingegenden von der Stadt Speier bis Cöln." Sobald der römiſche König, Wilhelm von Holland, einige Ruhe bekommen, ſorgte er auch für die öffentliche Ruhe und ſchrieb im J. 1255 zu Oppenheim einen Landfrieden [99]) aus. Das größere [1]) für Erhaltung des Landfriedens geſchloſſene Bündniß, welches von dem Könige Wilhelm in dem genannten Jahre beſtätigt ward, erhielt durch Waffengewalt große Ausdehnung [2]). Man ſehe auch ebendaſelbſt zum Jahre 1247 [3]). Es waren aber die unterſchriebenen Fürſten und die unterſchriebenen Städte, welche des heiligen Friedens Bündniſſe beſchworen: Gerhard, Erzbiſchof von Mainz; Konrad, Erzbiſchof von Cöln; der Abt von Fulda; Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern; Konrad, Wildgraf (comes silvester); Richer, Graf von Katzenellenbogen; Friedrich, Graf von Leiningen; Berthold, Graf von Zigenhagen (Ziegenhain); Emicho, Wildgraf (comes sylvester); Gottfried, ſein Bruder; Poppo, Graf von Tübingen; Ulrich, Graf von Ferreto; der Graf von Wurnburg (Birnberg); Frau Sophia, Landgräfin von Thüringen [4]); Frau Udelhild, Gräfin von Leiningen; Ulrich von Minzenberg; Gerlach von Limburg; Philipp von Drachenfels; Philipp von Falkenſtein; der Herr von Stralenberg; der Schenk von Erbach [5]); Wernher, Truchſeß von Alzey; Heinrich von Ernberg; Rumpold von Steinach. Die Namen der zum allgemeinen Frieden verbundenen Städte (nomina civitatum confoederatarum ad pacem generalem) ſind: Mainz, Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Zürich, Freiburg, Breiſach, Schleſſeſtadt, Hagenow, Weißenburg, Neunſtadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelenhauſen, Marburg, Agliſſeld, Fulda, Mühlhauſen, Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Bingen, Erbach, Dippach, Bacharach, Weſel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen der Königsſitz, in Weſtfalen Münſter und andere Städte mehr als ſechszig mit der Stadt Bremen, Grünberg, Hirsfelden [6]). Die Geſetze des Bundes [7]) ſind in den Urkunden vom 12. Juli 1253 und den 28. Sept. 1254 enthalten und Zuſätze in den Jahren 1255 und 1256 gemacht. Auch werden in der Formula vom J. 1256 die Namen der Fürſten und Städte, wie wir angegeben haben, erſt zum J. 1255 ſo vollſtändig aufgezählt. Dieſen Frieden beſchworen mit ihnen die ehrwürdigen Väter und Herren, die Erzbiſchöfe Gebhard von Mainz, Konrad von Cöln, Arnold von Trier, die Biſchöfe Richard von Worms, Heinrich von Straſ-

95) Nach der Recenſion bei Goldaſt ſollen. 96) Ungewiß, von welchem Biſthume. 97) Chronicon vetus rerum Moguntiacarum ap. *Urstisium*, Germ. Historic. T. I. p. 574. 98) lictores, hier bildlich; Schmidt (Geſchichte der Teutſchen. 3. Th. S. 191) gibt es durch: Leuteſchinder. 99) Bei Senkenberg, Reichsabſchiede. 1. Th. S. 30. *Datt*, De pace publica p. 22.

1) Mehre kleine Bündniſſe gingen voraus, aber nicht ſo genügend und umfaſſend; ſ. Sartorius, Geſchichte der Hanſe. 1. Th. S. 53. Als Beiſpiel führen wir das Bündniß an, welches im J. 1253 die Städte Münſter, Dortmund, Soeſt und Lippſtadt ſchloſſen; ſ. Literae Confoederationis inter Civitates Monasteriensem, Tremonensem, Susatiensem et Lippensem, factae. A. C. 1253 ap. *Haeberlin*, Analectae Medii Aevi p. 231 — 235. 2) Bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 378; ſ. Chronica Monasterii SS. Udalrici et Afrae apud *Augustum Vindel.* ad ann. 1255.

3) Jedoch nicht als in dieſes Jahr, ſondern zur Regierungszeit des Königs Wilhelm überhaupt gehörend, nämlich: MCCXLVII. Wilhelmus comes Hollandiae in Regem eligitur. Hujus Wilhelmi Regis tempore etc. 4) Hier hatte das Fauſtrecht furchtbar gewüthet durch den Ausbruch des Krieges um Thüringen nach Heinrich Raspe's kinderloſem Tode, im J. 1247. Zu den Übeln, welche über Thüringen und Heſſen durch den Fürſtenkrieg kamen, geſellten ſich die Gewaltthätigkeiten der Edelleute, da ſie nach des Landgrafen Tode Niemanden mehr fürchteten. Die Dienſtmannen Herwig von Hörſelgau und Johann Atze und ihre Geſellſchaft nahmen alles Vieh vor der Stadt Eiſenach und in der Umgegend hinweg und führten den Voigt von Tenneberg gefangen fort. Die Dienſtmannen des Landes beſetzten die Berge, die ihnen behaglich waren. Die von Wangenheim bauten ein Schloß auf dem Kalenberge, die von Döllſtedt auf dem Steinforſte, Hermann Stranz baute Straßenau bei Schönau, die von Luppnitz Luchtenwald, die von Lobſtedt Scharfenberg, die von Frankenſtein Waldenburg bei Allendorf (ſ. F. Wachter, Geſchichte Sachſens. 3. Th. S. 7). 5) Nach der Chron. S. Udalrici August. p. 375, nach *Joannis Staindelii* Chronicon (ap. *Oefele*, Rer. Boic. Scriptt. T. I. p. 507). Statt Erlach muß es jedoch Erbach heißen. 6) Die Namen der beiden letzten Städte finden ſich in der Formula pacis nicht, ſondern nur in dem Chron. S. Udalrici und bei Staindel. 7) Bei Leibnitz a. a. O. *Boehmer*, Cod. Francofurt. p. 98 sq. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. T. IV. p. 374 — 376.

Digitized by Google

burg, Jacob von Metz, Bertold von Baſel und viele Grafen und Edle des Landes; ſie erkannten an, daß ihre Zölle ungerecht ſeien und hoben ſie zu Lande und Waſſer auf, ſowie dieſes auch die Städte thaten. Den Schutz des Bündniſſes, ward verſprochen, ſollten nicht blos die Größeren genießen, ſondern mit ihnen alle Kleineren, Geiſtliche und Weltliche jedes Standes, und ſelbſt die Juden. Gegen die Verletzer und Störer dieſes Friedens wollen die eidlich Verbündeten mit aller Macht aufſtehen und ſie zur Leiſtung von Genugthuung zwingen. Zur Schlichtung der jetzt unter den zum Frieden eidlich Verbündeten obſchwebenden oder künftig entſtehenden Streitigkeiten ſollen in jeder Stadt und bei jedem Herrn vier Geſchworene gewählt, die ſollen erſt über die Streitfragen gütlichen Vergleich zu ſtiften, oder ſie auf dem Wege des Rechtes beizulegen ſuchen. Können ſie auf dieſe oder jene Weiſe die Streitigkeiten nicht entſcheiden und ſchlichten, ſo ſoll, wenn viere ſchwören, daß ihr Herr oder ihre Stadt das was ihm aufgebürdet wird, nach der Ordnung des Rechtes zu leiſten nicht ſchuldig ſei, dieſer Herr oder die Stadt von der Leiſtung des ihm Aufgebürdeten völlig losgezählt ſein. Stirbt einer dieſer vier, ſoll ein andrer an ſeine Stelle ſubſtituirt werden. Wird der Feiede in einer Herrſchaft oder in einer Stadt geſtört, ſo ſollen die genannten Viere vor den Herren oder Städten hierzu deputirt im Betreff der Friedensſtörung verhandeln, wie der Friede auf ehrenvolle Weiſe herzuſtellen. Im J. 1254 in der Octava sancti Michaelis hielten die eidlich verbundenen Städte zu Worms eine Unterredung und Verhandlung über das den allgemeinen oder Generalfrieden Betreffende; 1) ſetzen ſie feſt, daß ſie ohne gemeinſamen Beſchluß keine Heerfahrten thun wollen, und daß dieſes vornehmlich an die Orte geſchehen ſolle, wo es am nöthigſten ſei, indem ſie einander nach Kräften beiſtehen und ihre Beſchwerden auf gleiche Weiſe tragen wollen. 2) Keine, die dem gemeinſamen Frieden und ihnen (den verbündeten Städten) widerſtehen, ſollen von einer Stadt oder einem mit ihnen eidlich verbundenen Herrn, Lebensmittel oder Waffen oder andre Unterſtützungen erhalten, weder von Chriſten, noch von Juden. 3) Denen, die wider den Frieden und die Verbündeten ſind, ſoll nichts in ihren Städten creditirt oder geliehen werden. 4) Keiner der Bürger einer verbündeten Stadt ſoll Umgang mit ihnen haben, noch ihnen mit Rath oder That beiſtehen, bei Strafe der Vertreibung aus der Stadt, und ſolcher Strafe an ſeinem Vermögen und Häuſern, daß er Andern zum Beiſpiele diene. 5) Wenn einer der Ritter außerhalb der Feſte ſeines den Verbündeten feindlichen Herrn ſie verfolgt oder beläſtigt, indem er ſeinem Herrn gegen den Generalfrieden beiſteht, an einer ſolchen Perſon und deſſen Habe wollen ſie auf alle mögliche Weiſe Rache nehmen. Wird er in einer Stadt ergriffen, ſoll er in Haft gehalten werden, bis er gebührende Genugthuung leiſtet. Wenn die Dörfer (villani), deren Beſchützer und Schirmer gegen Unbillen ſie ſein wollen, wenn ſie den Frieden mit ihnen halten, ſich gegen die Städter ſo vergangen, ſo wolle dieſe wider ſie mit ſchuldiger Rache aufſtehen und ſie ergriffen in ihren Städten wie ihre Übelthäter beſtrafen. 6) Sollen alle Städte die Schiffe an den Stellen der Überfahrten (naves in passagiis), oder in der Nähe derſelben (in vicinis) an ſich ziehen und zu ſich führen, damit keine Überfahrt (passagium) ſei, außer nur vor den eidlich verbündeten Städten, damit den Feinden des Friedens kein Übergang über den Rhein bewilligt werde, oder ſie keinen andern Vortheil davon erhalten mögen. 7) Wenn einer der Herren oder Ritter den Frieden mit ihnen zu befördern ſchwört, ſo beſchütze er auch den Frieden nach Kräften; wer aber den Frieden nicht mit ihnen beſchworen, ſoll von dem Generalfrieden ausgeſchloſſen bleiben. 8) Wer immer in Pfandſchaft liegt (jacebit in pignore) in ihren Städten, habe von den Bürgern und Conjuraten Frieden in Allem, ſodaß ſie ihn in ihren Städten, ſo lange er in ihnen iſt, von keinem beunruhigen laſſen, ſondern vielmehr ihn vertheidigen und er Frieden haben ſoll, in die Stadt und aus derſelben zu gehen. 8) Wenn einer der Bürger ſeine Treue dadurch verletzt hat, daß er nicht in Pfandſchaft liegt (non jacendo in pignore), und hierüber von der conjurirten Stadt dreimal gemahnt worden, ſo kann der Creditor oder Fideireceptor ihn durch die Richter legal in Pfandſchaft legen (licite pignorare) und in die Pfandſchaften ihrer Stadt bringen (et in nostrae civitatis pignora deducere). 9) Vor allem verſichern ſie, daß ſie mit der größten Anſtrengung dahin arbeiten wollen, daß die Herren und ihre (der verbündeten Städte) Comprovinzialen Frieden und Eintracht mit ihnen (den verbündeten Städten) und ſie (die verbündeten Städte) mit ihnen glücklich haben, ſodaß ſie in ihrem Rechte und die verbündeten Städte in ihren Rechten bleiben. 10) Feſt unter ſtrenger Strafe haben ſie verboten, daß einer der Bürger den Herren, obſchon ſie ihre Widerſacher ſeien, durchaus nicht widerſage, indem ſie wollen, daß ſie zwar an ihnen ihre Beleidigungen rächen, aber doch zuvor die Herren ermahnen, daß ſie von ihrer Beleidigung abſtehen mögen, damit ſie ſich nicht in der Nothwendigkeit befinden, gegen ſie vorzuſchreiten. 11) Haben ſie verordnet, daß von der Stadt Mainz, ſofern etwas dieſe Angelegenheit betrifft, den unteren Städten und von der Stadt Worms den oberen geſchrieben werde. 12) Heißt es: Item promisimus, quoniam saepe indigemus, ut in quocunque loco colloquium indixerimus, Domini et civitates suos solemnes nuncios mittant illos quatuor, qui ad hoc deputati sunt, vel partem eorum, secundum quod tractatus negotii tunc agitantis expetit, qui plena autoritate a suis civibus super ordinandis quibuslibet perfruantur, et ibidem statuta suis civitatibus revelabunt: omnes vero cum nunciis civitatum equitantes vel ad ipsos venientes pacem habebunt, ita quidem ut nullo judicio occupari possint. 13) Iſt verboten, daß keine der Städte Bürger, die ſich nicht häuslich niedergelaſſen haben (cives non residentes), die gewöhnlich Pfahlbürger genannt werden, zu ſich nehme. 14) Haben ſie feſt verſprochen, daß, wenn einer der Conjuratorum pacis den Frieden gebrochen, ſie ſchneller gegen ihn, als gegen einen extraneum procediren und ihn zu hinreichender Emendation (Beſſerung im Sinne der Rechtsſprache) zwingen wollen. 15) Wollen ſie und

Digitized by Google

die conjurirten Herren einander treulich durch ihre Briefe zur Sicherung von Allem benachrichtigen, was ſie von ihren Gegnern vernommen haben, ſowie auch über Anderes, was den Verbündeten ſchaden kann, damit ſie ſich durch einen zeitigen Rathſchluß vorſehen können. 16) Soll Niemand ſich erkühnen, in die Höfe oder Häuſer der Secularkleriker und aller Religioſen, der grauen, ſchwarzen, weißen Mönche oder Nonnen und anderer Religioſen, welches Ordens ſie ſind, gewaltſam hineinzugehen, oder von ihnen Herbergen, Lebensmittel oder Dienſte, oder was es ſein mag, wider ihren Willen zu requiriren, oder auf irgend eine Art zu erpreſſen. Wer es unternimmt, ſoll für einen Verletzer des Landfriedens (pacis publicae) gehalten und als ſolcher gerichtet werden. 17) Jede der Städte ſoll von denjenigen, welche nicht ihnen benachbart und nahe ſind und den Frieden noch nicht geſchworen haben, fodern und verlangen, daß ſie den Frieden ſchwören. Wenn ſie dieſes unterlaſſen, ſo ſollen ſie von dem Frieden völlig geſondert und ausgeſchloſſen ſein, ſodaß Keiner den Frieden an ihren Perſonen oder ihrer Habe verletzt oder ſtört, wenn er gegen ſie etwas thut. 18) Alle Conjuraten, ſowol die Herren als die Städte und Andere, ſollen ſich ſo anſtändig und ehrenvoll mit Waffen verſehen, daß die Verbündeten, wenn ſie es nöthig haben, ſie zu jeder Stunde gerüſtet finden. 19) Die Städte von der Moſel bis Baſel ſollen 100 und die unteren Städte 500 anſtändige und mit Pfeilſchützen gerüſtete Kriegsſchiffe haben, und jede Stadt ſich nach Vermögen mit Reiter- und Fußvolkswaffen geziemend und mächtig rüſten. Im Jahre 1255, am Feſte der Apoſtel Petrus und Paulus, kamen die Geſandten der verbündeten Herren und Städte in Mainz zuſammen, unter dem Vorſitze des Herrn von Waldecke, Imperialis aulae Justitiarii (des Reichs-Hofrichters), und ſetzten feſt, wie viel die Juden Zinſen von einem Darlehen nehmen durften[8]). Daſelbſt hoben ſie die Aufnahme der Pfahlbürger gänzlich auf, und beſtimmten, daß die bereits aufgenommenen in der Stadt mit den Weibern und der Familie das ganze Jahr, mit Ausnahme der Ernte- und Weinleſezeiten, reſidiren ſollten[9]). Die Städte hielten im J. 1255 zu Mariä Himmelfahrt ein Generalcolloquium, und ſetzten daſelbſt feſt, was jeder Menſch in den conjurirten Orten zur Erbauung eines Friedenshauſes an Geld beiſteuern ſollte[10]). Sie ſagten ein Colloquium zu Straßburg am Feſte des heiligen Martin für die Angelegenheit der Erhaltung des Friedens an. Als zu demſelben die Geſandten der Städte gingen, wurden von denſelben der Kämmerer Arnold, der Schulze Friedrich von Mainz, Ritter Wolfram, Heinrich und Richard von Worms durch den Grafen Emicho von Leiningen heimlich und in der Stille der Nacht in dem Dorfe Herde gefangen und in das Schloß Landeck gebracht, am Michaels-Heiligenabend 1255. Deshalb kamen die verbündeten Städte ſogleich, um Unterhandlung zu pflegen, zu Worms am Tage des heiligen Calixtus zuſammen. Vier auf immer zu haltende Generalcolloquien, das erſte zu Cöln in Epiphania Domini, das zweite zu Mainz in Octava Paschae, das dritte zu Worms am Feſte der Apoſtel Paulus und Petrus, das vierte zu Straßburg zu Mariä, der heiligen Jungfrau, Geburt, ſetzten ſie feſt. Vor dem römiſchen Könige Wilhelm waren ſie zu Oppenheim am heiligen Abend Sancti Martini 1255. Dieſer beſtätigte die vier von ihnen conſtituirten Colloquia, und die Eintracht zwiſchen den Städten[11]) und den Herren und Edlen des Landes ward von dem Könige befeſtigt, wie der Brief des Königs Wilhelm über den Landfrieden vom Jahre 1255 enthält. Eidlich erneuerten die Verbündeten daſelbſt das Angelöbniß, das Feſtgeſetzte zu halten, und gelobten, daß ſie gegen den, der in Angelegenheit des Friedens abgefertigte Geſandte finge oder ausplünderte, verwundete oder ihnen irgend eine Beſchwerde oder Beläſtigung an ihren Perſonen oder ihrer Habe zufügte, ſogleich ohne Verzug mit aller ihrer Macht vorſchreiten und ihn und ſeine Gönner auf immer vernichten wollten, um für die Andern ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben. Wenn welche von den Bürgern dergleichen Übelthätern Lebensmittel oder Kleider oder irgend andere Waare zuſteckten, ſollten ſolche von ihnen aus den Städten mit ihrer Familie herausgetrieben, ihre Häuſer und Gebäude von Grund aus zerbrochen und ſie für immer ausgeſchloſſen werden. Das ſtatutmäßig feſtgeſetzte Colloquium hielten ſie zu Cöln 1256 zu Epiphanias, verhandelten vieles der Angelegenheit des heiligen Friedens Nützliche. Daſelbſt ſetzten ſie feſt, daß, wenn eine von den durch Friedensbündniß eidlich verbundenen Städten von Jemandem beſchwert worden, die Stadt ſelbſt, wenn ſie könne, ſich durch ſich ſelbſt rächen ſolle, wenn aber nicht, ſolle ſie die ihr nächſten zur Rache zuſammenrufen, und wenn der Gegner ein ſolcher ſei, daß ihre Macht nicht hinreiche, ſtark genug gegen ihn zu verfahren, ſo ſollen alle mit vereinigten Kräften ſich gegen ihn erheben, und ihre Beleidigungen und Beſchwerden für gemeinſame erachten. Daſelbſt ſagten ſie auch eine allgemeine Heerfahrt (expeditionem generalem) gegen alle Verletzer in Octava Sanctae Walpurgis an. Nach dem Tode des römiſchen Königs Wilhelm kamen ſie am Sonntage Reminiſcere 1256 zuſammen und verhandelten vieles dem Frieden Nützliches. Um einander ſchnell Hilfe leiſten zu können, ſollte jede Stadt ſich nach Vermögen zu den Waffen rüſten, und Söldner und Pfeilſchützen haben. Den Herren aber, Rittern oder Andern, welche dem Frieden nicht

8) ſ. das Nähere in der Formula pacis bei Leibnitz a. a. O. S. 96. 9) ſ. die nähern Beſtimmungen ebendaſelbſt S. 96. 10) statuimus ibidem, ut in omnibus civitatibus et locis conjuratis ad pacem, quilibet hominum habens in valore bonorum ad quinque libras suae monetae et ultra dabit singulis annis in quadragesima unum denarium (einen Pfennig); quam pecuniam congregabunt in qualibet civitate viri quatuor idonei ad hoc deputati et jurati: de qua eleemosina aedificabitur domus pacis; usuras etiam ibidem (auf dem Generalcolloquium zu Worms im J. 1255) quantum in nobis fuit et est, condemnamus, formam pacis per omnia confirmantes.

11) Daß dieſes Friedensbündniß von den Städten ausgegangen, hieran nahmen Manche Anſtoß, wie Albert von Stade (Chronicon ap. *Schilter*, Scriptores p. 320) erzählt. Wie wir aber aus den Namen der Beigetretenen in der Friedensformel ſehen, ſpricht Albert von Stade zu allgemein.

Digitized by Google

beigetreten, wollten ſie keinen Beiſtand leiſten. Die Güter und Regalien des Reichs, ſo lange das Reich erledigt, verhießen ſie mit aller Macht zu vertheidigen, und Jeder ſollte in ſeinem Poſſeß bleiben. Zum Heil des ganzen Volkes und Landes gelobten ſie unter Schuldigkeit des Eidſchwurs, daß wenn die Fürſten, welchen die Königswahl zuſtehe, vielleicht mehr als einen wählen ſollten, ſie keinem derſelben, weder in Wort noch That, beiſtehen, noch einige Dienſte leiſten, noch Geld darleihen, noch in eine Stadt einlaſſen, noch den Huldigungseid leiſten wollen; bricht eine Stadt dieſes, ſo ſoll ſie für meineidig und ehrlos gehalten werden und die Verbündeten gegen ſie und zu ihrer ewigen Zerſtörung mit aller Macht aufſtehen. Wenn aber die Fürſten einen Herrn zum Könige wählen, ihm wollen die Verbündeten ohne Widerſpruch die ſchuldigen Dienſte und Ehren erweiſen. Überdies verhießen ſie daſelbſt alles von ihnen über den Frieden Feſtgeſetzte unverbrüchlich zu halten. Ebenfalls kamen ſie in Mainz 1256, den Tag nach Himmelfahrt, zuſammen und verhandelten, wie ſie mit Ehren zu dem auf den bevorſtehenden heiligen Abend Johannis des Täufers in Frankfurt angeſetzten Tag der Königswahl kämen, und alles zur Beförderung des heiligen Friedens daſelbſt verhandelten, indem ſie ihre feierlichen Geſandten und Briefe über das Vorerwähnte an die Fürſten geſchickt hatten. Auch ſagten ſie daſelbſt (in Mainz 1256 nach Himmelfahrt) eine Heerfahrt in der Octava Sancti Johannis Baptistae wider die Friedensbrecher an. Einen beſondern Landfrieden ſchloſſen im J. 1259 zu Cöln der daſige Erzbiſchof Konrad, die Herzoge von Geldern, Cleve und Jülich, die Grafen von Mons und Sayn, der Biſchof von Utrecht und viele Städte, hauptſächlich in der Gegend des Unterrheins, und verſprachen den Kaufleuten, Pilgern, Reiſenden und Andern Sicherheit, ſofern ſie nur die geſetzlichen Zölle und Abgaben entrichteten[12]). Zu einem Landfrieden mit dem Erzbiſchofe von Mainz vereinigten ſich im J. 1265 verſchiedene rheiniſche Fürſten und Städte[13]). Auf der Kirchenverſammlung[14]), welche der Erzbiſchof Engelbert II. von Cöln im J. 1266 hielt, wurden unter Anderm Beſchlüſſe gegen Laien und Geiſtliche[15]), welche an Geiſtlichen Gewalt, ja Mord verübten, gefaßt. In Teutſchland war, wie ein Geſchichtſchreiber[16]) bemerkt, eine Art von Gewaltthätigkeiten, von welcher in den Decretalen des Gregorius wenig Meldung geſchieht, gewöhnlicher, als die Todtſchläge und Verwundungen der Geiſtlichen, nämlich die Gefangennehmung derſelben, welches man in der Sprache des Fauſtrechts das Niederwerfen hieß. Die „Schnapphähne," die aus ihren Schlöſſern auf die Vorbeipaſſirenden lauerten, waren ungemein begierig, reiche Geiſtliche in ihre Gewalt zu bekommen, die ſie ſo lange gefänglich aufbewahrten, bis ſie eine fette Ranzion dafür erhielten[17]). Denjenigen, die wegen der Mehrheit ihrer Präbenden, oder aus andern Urſachen, öfters auf Reiſen waren, mußte dieſes ſehr beſchwerlich fallen. Aus dieſer Urſache findet man in den teutſchen Concilien ſo viele Verordnungen und Strafen gegen die Niederwerfung und Gefangennehmung eines Geiſtlichen. Der Erzbiſchof Sigfrid von Mainz ſetzte mit Genehmigung des Papſtes Innocenz IV. feſt, daß die Söhne derjenigen, die einen Geiſtlichen gefangen genommen oder dazu geholfen, keineswegs ſollen zu den Weihen, Präbenden oder gar geiſtlichen Ehrenſtellen können befördert werden. Da der Adel ungemein begierig war, ſeine Kinder auf die Dom- und andere Stifter zu bringen, zugleich aber meiſtens dieſe Gewaltthätigkeiten verübte, ſo ſuchte man ihm durch jene Kirchenſatzung Einhalt zu thun. Der Erzbiſchof Gerhard, ſich damit nicht begnügend, excommunicirte Alle, die ſich etwas dergleichen zu Schulden kommen ließen, und verordnete zugleich, daß in dem ganzen Archidiakonat, in welchem ein Geiſtlicher gefänglich aufbewahrt würde, ſogleich aller Gottesdienſt ſollte eingeſtellt werden, beſonders aber an den Orten, wo die Verbrecher ſelbſt wohnten[18]). Der Erzbiſchof Werner, noch weiter gehend, verordnete, daß, wenn ein ſolcher, der einen Geiſtlichen niederwirft, andere Geiſtliche in ſeinen Dienſten habe, entweder als Kaplane oder als Schreiber, dieſe ſogleich keine Gemeinſchaft mehr mit ihrem Herrn in gottesdienſtlichen Sachen ſowol, als beim Tiſch haben, ihm nicht mehr mit Rath oder Schreiben an die Hand gehen, und wenn er ſich in zwei Monaten mit der Kirche nicht werde ausgeſöhnt haben, ihn gar verlaſſen ſollen. Wenn er auch nach einem Monate den gefangenen Geiſtlichen wird entlaſſen haben, binnen einer Jahresfriſt aber ſich nicht wird haben abſolviren laſſen, ſoll er aller Lehen, die er von der Kirche habe, verluſtig gehen. Wenn einer gar einen Biſchof gefänglich anhalten wird, ſollen ſeine Geiſtlichen ſogleich aus den Dienſten gehen, alle Lehen, die er von der Kirche hat, ſogleich verwirkt, und ſeine ganze Nachkommenſchaft unfähig ſein, ein Lehen von einer Kirche zu bekommen, und diejenigen ſogar, die ihm eins geben wollen, excommunicirt ſein. Die Zeit des großen Zwiſchenreichs iſt beſonders als Blüthezeit des Fauſtrechts berüchtigt. Zur Zeit der Streitigkeiten der Päpſte und Kaiſer war das Fauſtrecht nicht ſelten in Mord und Todtſchlag ausgeartet und die Sicherheit der Reiſenden äußerſt gefährdet. Der Wirkſamkeit des Städtebundes konnte es nicht gelingen, das Fauſtrecht zu beſeitigen, weil ſie auch kein anderes Mittel, als Waffengewalt, hatte, die Beſchlüſſe des Bundes durchzuſetzen. Das Fauſtrecht hatte die Städte gezwungen, ſich auf das Äußerſte zu befeſtigen, und ſie trotzten nun den Herren. So wütheten nicht blos zahlloſe Fehden zwiſchen Herren und Herren, ſondern auch zwiſchen Städten und Städten, und zwiſchen Herren

12) ſ. die Urkunde bei Kindlinger, Münſteriſche Beiträge. III, 1. Nr. 78. 13) ſ. die im Stadtarchive zu Wetzlar aufgefundene und durch den H. v. Ulmenſtein im Jahrbuche für Weſtfalen und den Niederrhein 1817 mitgetheilte Urkunde. 14) Concil. XIV, 335. 15) Auch Geiſtliche gab es, die das Fauſtrecht übten. So weglagerte im J. 1206 der Erzbiſchof von Lyon und plünderte die Kaufleute aus. Fr. v. Raumer a. a. O. 5. Bd. S. 582. 583. 16) M. J. Schmidt a. a. O. 3. Th. S. 280.

17) Einen Fall erzählt das Chronicon Episcoporum Merseburgensium Cap. 22 (ap. *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. IV. p. 397) im Betreff des Biſchofs Heinrich von Merſeburg, welcher den Hirtenſtab von 1248—1263 führte. 18) Conc. Germ. T. III. p. 609.

Digitized by Google

und Städten. Rudolf von Habsburg führte Fehde mit Baſel, und erhielt die Nachricht von ſeiner Wahl zum Könige vor den Thoren dieſer Stadt und machte nun Friede mit ihr. In dem Landfrieden [19]), welchen er im J. 1281 nach dem Muſter des Landfriedens des Kaiſers Friedrich II. gab, und im J. 1287 zu Würzburg verbeſſerte, werden unter andern Strafbeſtimmungen wegen feindlicher Heimſuchung eines Herrn und eines Bauern, und wegen Bruches des Handfriedens gegeben, und in letzterer Beziehung eine Beſtimmung. Wer öffentlich reiſet wider Jemand, der den Frieden geſchworen hat, den Reiſehauptmann ſoll man enthaupten. In Anſehung des Verbotes des Pfändens, ohne Erlaubniß des Richters, wird bemerkt: Es pfändet ein jeglicher Mann ſeinen Hinterſaſſen wol ohne Frohnboten um ſeinen Zins und um „ein Gülte“ (bedungene Abgabe in Gelde). Den 29. Dec. 1282 zu Augsburg traten König Rudolf und Herzog Ludwig von Baiern über einen wechſelſeitigen Landfrieden in Baiern und Schwaben in folgendes Bündniß: König Rudolf theilt die ſchwäbiſchen Lande zu Erhaltung des Landfriedens in Oberſchwaben und Niederſchwaben. Für Oberſchwaben werden als Richter und Conſervatoren [20]) des Landfriedens, welche mit Hilfe des Adels und der Städte alle Frevel abſtellen und wandeln ſollen, Volkmar von Kemenaten, Voigt von Augsburg, und die Bürger von Schellenberg beſtellt, für Niederſchwaben der Guſſo und der Ulrich von Aichen. In ähnlicher Weiſe theilt Herzog Ludwig ſein Gebiet in das Land oberhalb Augsburg und in das Land unterhalb Augsburg (Plaga inferior). Für den obern Bezirk wurde Winhard von Rorbach, Konrad von Wildenrod und der Vizdom, für den untern Schildberger, Spät von Venningen und der andere Vizdom beſtellt; dabei ward beſtimmt, daß wer einen Friedbrecher wiſſentlich auch nur eine Nacht beherberge, an ſeiner Statt verantwortlich bleiben ſolle [21]). Auf dem Reichstage zu Frankfurt 1281 wurde Truppenzuſammenziehung zur Zerſtörung von Raubſchlöſſern beſchloſſen. Nach dem Schluſſe des Reichstags erſtürmte der römiſche König mit eilig zuſammengezogenen Kriegern Reichenſtein, Schöneck und einige andere Burgen der Räuber, und ließ ſie hinrichten [22]). Als König Rudolf ſich im J. 1290 in Thüringen befand, ſandte er, um den von ihm gebotenen Landfrieden noch mehr zu befeſtigen, zu Mittfaſten 1290 ſeine Ritter mit den erfurter Bürgern und dem Volke der Thüringer aus, und ließ auf 66 an verſchiedenen Orten Thüringens gelegene Burgen zerſtören, in welche ſich ſchlechte Menſchen, deren Handwerk Räuberei war, zurückzuziehen gewohnt waren [23]). Den 1. März 1293 hielt König Rudolf einen Reichshof in Eßlingen und ließ den Landfrieden in Schwaben von den Ständen beſchwören, aber der Graf von Würtemberg weigerte ſich deſſen [24]). Nach dem Muſter des Friedbrieſes des Kaiſers Friedrich II., den der römiſche König Rudolf 1281 beſtätigte, erließ ſein Sohn Kaiſer Albrecht I. einen Friedbrief, der ſich auch bei Schilter (Constitutiones Imperiales im Thesaurus. T. II. p. 10 sq.) findet. Im 28. Jahre ſeiner Regierung machte König Ludwig der Baier Landfrieden (generalem pacem) in Teutſchland, in Schwaben, Baiern, Franken und um den Rhein, wie vorher ſeit langer Zeit diesſeit (nämlich in Teutſchland) nicht gehört worden war. Ihn befeſtigten durch ihre Eidſchwüre die Fürſten, Herren und Städte, und es wurden eigene Richter dieſes Friedens beſtellt. Im 30. Jahre ſeiner Regierung entſtand wegen des vorgenannten Friedens Zwietracht zwiſchen den Herren und Edeln auf der einen, und den Städten auf der andern Seite, hauptſächlich in Franken, weil die früher gehabten Tractate des Friedens die Städte nach dem Willen Ludwig’s verändern und feſter machen wollten, die Fürſten und Edeln aber widerſprachen. Daher rüſteten ſich beide Theile zur Ergreifung der Waffen. Aber Ludwig trat dazwiſchen und ſchloß Eintracht zwiſchen den beiden Parteien [25]). Der römiſche König Karl IV. gebot im J. 1351 einen rechten Landfrieden von oberhalb Strasburg, eine halbe Meile bis zu Bingen, auf dem Rhein, und auf jedweder Seite des Rheins auf dem Lande drei Meilen, und ſetzt, daß man auf dem Waſſer und auf dem Lande ſchirmen und wehren ſoll, in des Landfrieden Zielen allen Raub und allen Brand, Nahme und Gefängniſſe, und alle Gewalt, die denen widerfahren, die zu dieſem Landfrieden gehören, und auch allen Kaufleuten und allen guten Leuten u. ſ. w. [26]). Soviel auch König Karl IV. ſich Mühe gab, die Hauptfragen im Betreff der teutſchen Verfaſſung zu ordnen, ſo blieb es doch, was die innere Verfaſſung betraf, beim Alten, nämlich beim Fauſtrecht, welches ſich bei dem Geiſte jener Zeit und bei den damaligen Verhältniſſen nicht durch ein Geſetz aufheben, ſondern nur beſchränken ließ. Die von Karl IV. im J. 1356 gegebene goldene Bulle ſagt Tit. 17 Von Abſagen und Befehden („De Diffidationibus“): Wir wollen auch, daß diejenigen, welche ins Künftige wider Andere eine rechte Urſache zum Abſagen („justam diffidationis causam“) zu haben dächten, dieſelben auch an den Orten, wo ſie ihre Wohnung nicht haben, oder die ſie gemeiniglich nicht bewohnen, unzeitlich befehden (intempestive diffidant), keine Schäden durch Brand, Raub und Plünderung den Widerſagten und Befehdeten („diffidatis“) mit Ehren zufügen können. Dieweil denn Niemandem ſeine Liſt und Betrug helfen und fürtragen (patrocinari) ſoll: ſo ordnen wir durch dieſe

19) Aus einer gleichzeitigen Abſchrift bei v. Olenſchlager, Urkundenbuch zur Guldenen Bulle. Nr. 49. S. 127—138. 20) oder Pfleger. Eine Urkunde vom J. 1296 (bei Mereau, Miscellaneen II. S. 54) beginnt: Wir Günther von Saliza, haubtmann des Fredis in dem lande zu Doringen an des edilin mannes Stadt. herrn Gerlacus von Brübergk, unde wir auch die Czwelffe desselbin Friedis plegir u. ſ. w. In einer Urkunde vom J. 1266 (bei Kopp, B. d. heſſ. Ger. I. S. 368) werden genannt: „Executores pacis in terra Hassye“ (Hassiae). 21) R. v. Lang, Baierſche Jahrbücher von 1179—1294. S. 234. 235. 22) *Gerardus de Roo*, Annales p. 33.

23) Ferd. Wachter, Geſchichte Sachſens. 3. Bd. S. 134. 24) Häberlin, Die Allgem. Welthiſt. Neue Hiſtorie. 2. Bd. S. 637. 25) Heinrich von Rebdorf S. 433. 26) ſ. den Landfrieden bei Dan. Schneider, Vollſt. Hoch-Gräflich-Erbachiſche Stammtafel, Urkunden zum zweiten Satze. Nr. 49. S. 101—105.

Digitized by Google

gegenwärtige Conſtitution, ewig zu halten, daß ſolches Ab- und Widerſagen, welchen Herren oder Perſonen, mit denen, welche in Geſellſchaft, Kundſchaft oder ſonſten ehrlicher Freundſchaft ſind, alſo geſchehe, oder noch geſchehen möchte, hinfüro keine Kraft haben, noch erlaubt ſein ſoll, unter dem Schein einigen Abſagens, Jemanden mit Brand, Raub und Plünderung zu überfallen, es ſei denn ſolches Abſagen drei ganzer Tage zuvor demjenigen, dem abgeſagt wird, in der Perſon oder an dem Orte, da er zu wohnen pflegt, öffentlich angekündigt, und könne daſſelbe auch mit tüchtigen Zeugen erwieſen werden. Wer aber in andere Wege (auf andere Weiſe) einem abſagen, und vorgemeldeter Maßen denſelben zu überfallen unterſtehen wird, der ſoll dadurch ehrlos gemacht werden, gleich als ob kein Abſagen beſchehen, den wir denn auch als einen, vermöge der Rechten, durch einen jeglichen Richter geſtraft zu werden verordnen. Wir verbieten und verdammen alle und jede Kriege (guerras) und unbefugte Zänke (lites injustas), auch alle unrechtmäßige Brände, Raub und Plünderung, unbillige und ungewöhnliche Zölle und Geleit und Foderungen, welche ſolches Vergleitens wegen beſchehen und herausgezwungen werden, bei denjenigen Pönen, womit die heiligen Geſetze und Voriges (das Vorausgeſchickte) alles und jedes insbeſondere zu ſtrafen verordnet. Da alſo die goldene Bulle das Fauſtrecht nicht abſchaffte, ſondern es bei den vorigen hierüber gemachten Beſtimmungen ließ, ſo ging das Fauſtrecht nicht nur ſeinen alten ungeſtörten Gang fort, ſondern wegen der Abweſenheit und des Aufenthaltes der Kaiſer und Könige in ihren Erblanden griff es noch mehr um ſich. Keine der teutſchen Provinzen blieb von ſeinen verheerenden Erfolgen verſchont. Nicht nur die Stände übten es unter einander, und die unabhängigen Ritter, ſondern die Edelleute befehdeten ſelbſt ihren eigenen Lehnsherrn, wie ſie nach der Zeit der Gebung der goldenen Bulle thaten, und beſonders vorher gethan haben. So z. B. hat ſich folgender Fehdebrief (bei *Kollarius*, Analecta [Vindob.] T. II. p. 878) erhalten: „Durchlauchtigſter, Gnedigſter Fürſt Friedrich, römiſcher Kunig, Herzog zu Öſterreich. Ich Heinrich Mayemberg laß Ewer königliche Gnad wiſſen, daß ich Ewr königlichen Gnaden zu dieſen Zeiten nicht mag dienen, ſundern Ewer Lannd und Leuten Veindt ſeyn woll, und ſchaden trachten das peſt und ich mag, geben auf Oberspewgen Freytag vorm Palmtag." Wenn ein Vaſall wider ſeinen Lehnsherrn Gewalt braucht, ſo verliert er nach dem Lehnrechte ſein Lehen. Dennoch ließ er ſich durch dieſes Geſetz nicht abſchrecken, indem er ein Rettungsmittel dagegen erfand. Ein ſolcher Lehnsmann ließ nämlich ſeinem Herrn durch einen Boten das Lehen aufkündigen und zog mit ſeiner Habe von dem Gute hinweg. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſandte er einen zweiten Boten an den Lehnsherrn mit dem Fehdebriefe. Der Anfang der Feindſeligkeiten ward dann mit der Beſetzung des nur eben verlaſſenen Schloſſes gemacht, und der Lehnsherr konnte von der Aufkündigung des Lehns keinen Gebrauch machen. Zwar ſetzt die goldene Bulle Cap. 14 feſt, daß eine ſolche Aufkündigung der Lehen für nicht geſchehen erachtet werden, und der, der ſeinen Lehnsherrn angegriffen, ehrlos ſein und der Reichsacht unterliegen, und die Lehen verlieren, und der Zugang zu Lehen künftig verſchloſſen ſein ſoll; aber ſie konnte jedoch das Übel nicht hemmen, da ſie es nicht bei der Wurzel angriff, indem ſie den Gebrauch der Selbſthilfe nicht ſchlechterdings verbot. Die Bündniſſe und Conföderationen, als ein Gegenmittel des Fauſtrechts, vervielfältigten ſich in dieſem Zeitraume ungemein; allein, oft nicht ſowol um den Frieden zu erhalten, als um ihn deſto nachdrückſamer ſtören zu können, ſodaß Johann von Trithem ſagen konnte, daß die Hunde, die die Schafe hüten ſollen, ſelbſt zu Wölfen geworden. Einzelne Glieder derſelben wurden auch um ſo dreiſter und geſchickter, Andern zu ſchaden, weil ſie ſich auf den Beiſtand ihrer Mitverbündeten verlaſſen konnten, die allemal die Sache eines der Ihrigen für beſſer anſahen, als jene ſeines Gegners. Daher kamen, wenn Einer glaubte, blos mit einem Edelmanne zu thun zu haben, ihm ſogleich hundert auf den Hals. Die Städte misbrauchten die unter dem Vorwande des Landfriedens gemachten Bündniſſe zur Vergrößerung ihrer Macht. Doch hob die goldene Bulle dieſe Bündniſſe nicht auf. Im 15. Titel, welcher die Verbote der Verbindungen enthält, heißt es: Doch ausgenommen die Verbündniſſe und Ligen, welche die Fürſten und Städte, wie auch Andere, wegen des gemeinen Landfriedens (super generali pace terrarum et provinciarum) aufgerichtet haben; denn wir wollen dieſelben unſerer Erklärung inſonderheit vorbehalten, und wollen, daß dieſelben in Kräften, bis Wir derwegen andere Verordnung thun und anſtellen werden, verbleiben ſollen. Weſtfalen gab der Kaiſer Karl IV. im J. 1371 einen Landfrieden [27]). Aber der römiſche König Wenzel mußte ihn im J. 1387 wieder aufheben, indem er an den Erzbiſchof Friedrich zu Cöln, die Biſchöfe zu Münſter und Paderborn und alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen, Herren, Dienſtleute, Ritter, Knechte, Gemeinſchaften in dem Lande zu Weſtfalen ſchreibt: „Wann" (weil) vorzeiten unſer Vater ſeliger, Kaiſer Karl und auch Wir in den Landen daſelbſt erlaubet, gegönnet und mit unſern Briefen beſtätet haben, bis auf Widerrufen, und „Wann" (weil) mit demſelben Landfrieden jetzund großes Gefährde geſchieht, getrieben und geführt wird, Landen und manchen Leuten zu Verderbniſſe, und nicht alſo gehalten wird, als er begriffen iſt, und billig gehalten würde, als wir deſſen kundlichen

27) Kaiſer Karl's IV. Sicherheitsbrief für die Landbewohner und Reiſenden in Weſtfalen, nebſt Vorſchrift, das Schöpfengericht mit aufrichtigen Leuten zu beſetzen, im J. 1247, bei Wigand a. a. O. S. 247. 248 nach dem Original zur Berichtigung des bei *de Ludewig*, Reliquiae Manuscript. Diplom. ac Mon. T. X. p. 293 abgedruckten Exemplars. Bei de Ludewig findet ſich S. 246 auch ein Vertrag mehrer weſtfäliſchen Stände von 1374 in Beziehung auf den Landfrieden dieſes Jahres. Im J. 1385 ſchloſſen der Erzbiſchof Friedrich von Cöln, Biſchof Heidenrich von Münſter, Biſchof Simon von Babernborn, Biſchof Dietrich von Osnabrück, der Abt Bado von Corvey, Graf Engelbert von der Mark, Graf Heinrich von Waldeck, Herr Simon von der Lippe und die Bürgermeiſter und Räthe der Städte Soeſt, Osnabrück, Münſter und Dortmund ein Bündniß zur Erhaltung des Landfriedens; ſ. den Verbünd-Brief bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia p. 709—718.

unterweiſet ſind, und große Klage an uns gekommen iſt. Darum mit wohlbedachtem Muthe und gutem, einträchtigem Rathe unſrer und des Reiches Kurfürſten, Fürſten, Edlen und Getreuen, die mit uns auf dem Tage[28]) zu Würzburg waren; ſo haben Wir denſelben Landfrieden, alle ſeine Richter, Gerichte, Urtheile und alles, das daraus geht und daran hänget, widerrufet und abgethan, widerrufen und thun ab mit Kraft dieſes Briefes[29]), und von Römiſcher königlicher Machtvollkommenheit: alſo daß von dem Tage, als dieſer Brief gegeben iſt, fürbaß derſelbe Landfriede, alle ſeine Richter, Gerichte und was daraus geht, oder daran hänget, gänzlich und gar abſein ſein oll, und fürbaß niemanden zu Frommen oder Schaden kommen in keine Weiſe. Und deuchte jemanden, daß ihm in demſelben Landfrieden „ichtes“ (etwas) zu „kurtze“ geſchehen wäre, der mag ſich zu uns und unſer Hofgericht wohl berufen." Um den Streitigkeiten der Fürſten und Städte, und dem bisherigen Blutvergießen ein Ende zu machen, ſchrieb König Wenceslaus im J. 1388 einen Reichstag nach Eger aus. Zwar erſchienen zu Eger die Kurfürſten von Mainz und Trier, verſchiedene geiſtliche und weltliche Fürſten, einige Grafen und Herren, und die Geſandten von allen rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städten, aber die Errichtung eines Vergleiches bot viele Schwierigkeiten dar. Wenceslaus ſchob alle Schuld des Kriegs auf die Städte, und behauptete, daß ſie ihre Bündniſſe ohne ſeine Einwilligung gemacht hätten, woraus dem Reiche Schaden und Nachtheil erwachſen ſei. Daher verlangte er, daß ſowol der Städtebund, als auch die Vereinigungen der Fürſten aufgehoben werden ſollten. Hierzu aber wollten ſich die Boten der Städte nicht verſtehen, und ſchützten den Mangel an Vollmacht, hierüber zu handeln, vor. Anbei ſprachen ſie die Meinung aus, daß, wenn ja der Bund der Städte aufgehoben werden ſollte, zugleich eine allgemeine Amneſtie bewilligt, und wegen des den Fürſten zugewachſenen Schadens nichts gefodert werden müßte. Wenceslaus jedoch, ſich wenig an die Einwendungen der Städte kehrend, vernichtete den 2. Mai 1389 durch ein allgemeines Ausſchreiben und Befehl an die Städte ihre bisherige Verbindung, und befahl ihnen dabei, daß ſie in den gemachten gemeinen Landfrieden treten ſollten. Dieſen publicirte er den 5. Mai und hob darin ſowol den Bund der Städte, als auch ſeine und der Fürſten Vereinigung auf. Sechs Jahre ſollte dieſer Landfriede dauern, und alle Straßen, Kirchen, Stifte, Klöſter, Pflüge mit den Pferden und aller Zugehörde und Bauleute in ihren Rebenäckern oder Felde, und Mühlen ſollten Frieden haben, und unbeſchädiget in allen Kriegen und Reiſen bleiben. Dieſer Landfriede ſollte ſich über Franken, Baiern, Schwaben, die rheiniſchen Länder, Heſſen, Thüringen und Meißen erſtrecken. Zu beſſerer Handlung des neuen Landfriedens wurde er wieder in vier getheilt, in den einen in Baiern, in den andern in Franken, in den dritten in Schwaben, in den vierten in Elſaß. Über jeden Landfrieden wurden neun Mann geſetzt, fünf von den Herren und vier von den Städten. Der erſte von den Herren war der Obmann, den ihnen der König zugeſellte. Die neun Mann oder der mehre Theil ſollten zu Gerichte ſitzen und alle Klage verhören, und beſorgen, wie alle That und Schade, die wider Recht geſchehen, ſollten wiedergekehrt und gebeſſert werden nach den Rechten[30]). Dieſem Landfrieden traten ſofort zu Eger die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Regensburg, die Herzoge Stephan und Friedrich von Baiern, Pfalzgraf Ruprecht der jüngſte, Markgraf Wilhelm der jüngere von Meißen, Landgraf Hermann von Heſſen, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Grafen Eberhard von Würtemberg und Friedrich von Öttingen, Landgraf Albrecht von Leuchtenberg und Friedrich von Heydeck bei. Von den Städten aber nahmen den Landfrieden vorerſt nur Regensburg, Nürnberg und Weißenburg im Nordgau an, und ihrem Beiſpiele folgte ſodann auch noch Eßlingen. In dieſem neuerrichteten Landfrieden war ausdrücklich feſtgeſetzt, daß deſſelben ſich nur diejenigen Reichsſtädte ſollten zu erfreuen haben, welche ſich entweder mit den Fürſten ſchon verglichen, oder ſich gegen den römiſchen König anheiſchig gemacht hätten, ihre mit den Fürſten noch nicht abgethanen Streitigkeiten entweder durch den Weg Rechtens oder der Güte ausmachen. In Anſehung der übrigen aber ſollte der bisherige Bund der Fürſten vor wie nach beſtehen. Auch mußten diejenigen, welche zu Eger dem Landfrieden nicht ſofort beigetreten waren, vor ihrer Abreiſe von da, an den gemeinen königlichen Obmann Reverſe ausſtellen, und ſchwören, daß ſie, nach getroffenem Vergleiche mit den Fürſten, allen und jeden Artikeln des neuen Landfriedens nachleben wollten. Auf dem eger Landfrieden faßten die Städte zwar eine Antwort ab[31]), aber durch den bisherigen Krieg und die in demſelben erlittenen Niederlagen zu ſehr entkräftet, mußten ſie ſich entſchließen, um des Landfriedens theilhaftig zu werden, ſich mit den Fürſten über deren Foderung wegen der ihnen im letzten Kriege zugefügten Schäden ſo gut als möglich zu vergleichen. Sie waren genöthigt viel zu zahlen. So zahlten die rheiniſchen, elſaſſiſchen und wetterauiſchen Städte, welche größtentheils ſich zu Heidelberg am Donnerstage nach Pfingſten mit dem Kurfürſten von der Pfalz verglichen, an ihn wegen der ihm in ſeinen Ländern zugefügten Schäden 60,000 Gulden an Gold in drei Terminen. Den 5. Juni darauf ward unter des Königs Namen der eger Landfriede für die rheiniſchen Länder beſonders publicirt[32]). Den Landfrieden in Weſtfalen, welchen Wenceslaus von einigen zu Würzburg aufgehoben hatte, beſtätigte er im J. 1391 den 13. Dec. in der Maße wieder, wie ihn ſein Vater ehemals gegeben hatte, fügte jedoch hinzu, daß einem Jeden freiſtehen ſollte, von dem Ausſpruche des Landrichters des weſtfäliſchen Landfriedens an ihn und an das Reich zu appelliren, und daß ſeine Diener und Unterthanen in allen ſeinen Erbländern, wie

28) Auf dem Reichstage zu Würzburg 1387. 29) Bei *Haeberlin*, Analecta p. 374—377.

30) Der Fortſetzer der Chronik Jacob's von Königshoven, Ausgabe von Schilter S. 359. 360. 31) Sowol der eger Landfriede, als auch die Antwort der Städte darauf findet ſich bei *Datt*. De pace publica p. 60 sq. 32) Häberlin, R. Hiſt. 4. Bd. S. 153—158. 166.

Digitized by Google

auch ſeines Bruders, des Herzogs Johann zu Görlitz, Diener und Unterthanen in deſſen Ländern und im Luxemburgiſchen vor keinen Landrichter ſollten können gefodert werden [33]). Kaiſer Sigismund übergab auf dem Reichstage zu Koſtnitz im J. 1415 den anweſenden Fürſten, Herren und Städten ein Project zu einem allgemeinen Landfrieden in Teutſchland [34]). Auf dem Reichstage zu Wien im J. 1429 ging ſein Vortrag dahin, daß ihm die Kurfürſten, Fürſten und Stände guten Rath geben möchten, wie ein allgemeiner Landfriede im teutſchen Reiche könnte angeordnet und befeſtigt werden, damit man hernach deſto beſſer die ungläubigen Ketzer in Böhmen vertilgen könnte [35]). Ehe die neue Heerfahrt gegen die Huſſiten im J. 1431 angetreten wurde, hielt man auf dem Reichstage zu Nürnberg vor allen Dingen für das Nöthigſte, den innerlichen Ruheſtand in Teutſchland durch einen zu errichtenden allgemeinen Landfrieden feſtzuſetzen. Auch wurde man endlich den 16. März 1431 von Seiten der Kurfürſten, Fürſten und Stände mit einander einig, daß, ſo lange der Zug wider die Huſſiten währen würde, Niemand dem Andern ohne redliche [36]) Sache abſagen ſolle, er hätte ihn denn erſt vorher in der Güte darum erſucht und erfodert, und daß auch der, welcher dem Andern auf ſolche Art abſagte, dieſem einen Abſagebrief zuſchicken, und ihm in den nächſten drei Tagen nachher keinen Schaden zufügen ſolle. Diejenigen aber, welche wirklich in dem Zuge wider die Böhmen begriffen wären, ſollten, ſo lange der Zug währte, nebſt allem dem Ihrigen alle Sicherheit haben und von Niemandem dürfen beſchädigt werden. Die Brecher dieſes Landfriedens ſollten aller ihrer Ehren, Rechte, Freiheiten und Lehen, welche ſie von dem Kaiſer und Reiche oder ſonſten hätten, verluſtig ſein. Damit dieſer von dem Kaiſer durch das ganze Reich publicirte, und von den Reichsſtänden beſchworene Landfriede noch mehr befeſtigt würde, erließ Kaiſer Sigismund den 25. März (1431) eine neue, auch unter dem Namen der goldenen Bulle bekannte Verordnung wegen der Pfahlbürger, und ſuchte dadurch den häufigen Streitigkeiten der Fürſten, Grafen, Herren, und des Adels mit den Städten vorzubeugen [37]). Der römiſche König Albrecht ſuchte das Fauſtrecht gänzlich dadurch zu beſeitigen, daß er den Entſchluß faßte, einen beſtändigen und allgemeinen Landfrieden zu Stande zu bringen. Er ließ auf dem Reichstage zu Nürnberg, der den 13. Juli 1438 ſeinen Anfang nahm, durch ſeine Commiſſarien den Reichsſtänden eine Verordnung übergeben, kraft welcher alle Befehdungen verboten, und befohlen wurde, die Streitigkeiten durch Austräge gütlich zu entſcheiden. Zur Vollſtreckung aber der gerichtlichen Ausſprüche und beſſeren Handhabung dieſes Landfriedens ſollte das teutſche Reich, Böhmen und Öſterreich ausgenommen, in vier Kreiſe, nämlich 1) Franken und Baiern, 2) die Rheinländer und Schwaben, 3) den Niederrhein, Weſtfalen und die Niederlande, und 4) Ober- und Niederſachſen getheilt und in jedem Kreiſe ein Hauptmann beſtellt werden. Aber die Fürſten und Städte kamen in ihren Geſinnungen nicht mit einander überein, und jeder Theil übergab einen beſonderen Entwurf des Landfriedens. Doch kamen beide Entwürfe demjenigen ſehr nahe, was man ſchon vormals zu Eger und Frankfurt hierüber berathſchlagt hatte. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1438, welcher auf Gallentag (den 16. Oct.) ausgeſchrieben war, brachten die königlichen Commiſſarien einen neuen Aufſatz eines Landfriedens zum Vorſchein, welcher aus den beiden ſo eben erwähnten, auf dem vorigen Reichstage theils von den Kurfürſten und Fürſten, theils von den Städten übergebenen Entwürfen zuſammengezogen war, aber doch dem ſtädtiſchen Project mehr gleichkam. Der erſte Punkt des neuen Aufſatzes war, daß König Karl's IV. goldene Bulle nach ihrem ganzen Inhalte, und beſonders in Anſehung der Artikel von den Befehdungen und Pfahlbürgern ſollte erneuert, und dieſe beiden letztern noch ſtärker ſollten verpönt werden. Das ganze teutſche Reich, Böhmen und Öſterreich ausgenommen, ſollte in ſechs Kreiſe getheilt werden, damit dadurch der Landfriede beſſer gehandhabt und die von den Gerichten ergangenen Urtheile vollſtreckt werden könnten. Aber die vorgeſchlagene Einrichtung kam nicht zum erwünſchten Schluſſe, weil die Kurfürſten anderer Meinung als die Reichsſtädte waren, weil jene dafür hielten, daß dieſe zu viel Freiheit hätten, welche man ihnen in dem Landfrieden nicht beſtätigen könnte. Außerdem verdroß es die Kurfürſten und Fürſten, daß der König ſich mehr nach dem Entwurfe der Städte gerichtet hätte, und ſie murmelten, daß die Städte, damit vorzüglich ihr Project zum Grunde gelegt würde, dem königlichen Kanzler Schlick Geld gegeben hätten. Der frühe Tod des römiſchen Königs Albrecht II. unterbrach die Ausführung des großen Vorhabens der innerlichen Beruhigung Teutſchlands. Sein Nachfolger Friedrich III. durch die Umſtände gehindert, ſofort nach angetretener Regierung auf einen allgemeinen Landfrieden in Teutſchland zu denken, war doch wenigſtens beſorgt, die Unruhen zu ſtillen, welche die Streitigkeiten des bairiſchen Herzogs Ludwig des Bärtigen, zu Ingolſtadt mit ſeinem Sohne Ludwig dem Höckerigen erregten und ließ deshalb den 2. Juli 1440 einen Befehl an Beide ergehen. In der von Kaiſer Friedrich III. auf dem Reichstage zu Frankfurt 1442 publicirten ſogenannten Reformation erneuerte und beſtätigte er die im 17. Titel der goldenen Bulle enthaltene Verordnung von den Befehdungen. Nachdem die öffentliche Ruhe, welche vorzüglich der pfälziſche Krieg ſtörte, im J. 1460 ſo ziemlich wieder hergeſtellt worden, ſo dachte Kaiſer Friedrich III. darauf, wie er nun einen beſtändigen und uneingeſchränkten Landfrieden errichten könnte. Aber in der Erwägung, daß wegen der Vielheit der Reichsſtände und Entlegenheit der Länder es ſchwer

33) ſ. Schannat, Sammlung u. ſ. w. 1. Th. Nr. 11. S. 35 fg. 34) ſ. Häberlin, R. Hiſt. 5. Bd. S. 220. 35) Derſelbe S. 463. 36) Das Wort redlich ſpielt in der Geſchichte der Anſichten über das Fauſtrecht eine große Rolle. So z. B. als Markgraf Albrecht von Ansbach von dem gefangenen Herzoge Ludwig dem Bärtigen von Baiern ſchweres Löſegeld foderte, und da es ihm verſagt ward, es durch Drohungen erpreſſen wollte, ſagte der eiſenfeſte Greis: Steche getroſt zu, du bekommſt doch nichts, ich bin nicht dein Gefangener durch redliche Fehde; ſ. Mannert, Die Geſchichte Baierns. 1. Th. S. 460. 461. 37) Häberlin a. a. O. 5. Bd. S. 499. 500.

Digitized by Google

fallen würde, dieſe Sache auf ein Mal mit allen Ständen abzumachen, ſo wollte er den Landfrieden vorerſt nur mit Einigen, welche er noch für die verträglichſten und beſtgeſinnten hielt, den Verſuch machen. Die kaiſerlichen Commiſſarien thaten nun auf dem Reichstage zu Ulm 1466 den Vortrag, ſowol wegen der Aufrichtung eines beſtändigen und uneingeſchränkten Landfriedens, als auch wegen Beſtellung gewiſſer Austräge bei vorfallenden Streitigkeiten. Die Erinnerungen, welche hierauf einige der anweſenden Reichsſtände übergaben, misfielen der kaiſerlichen Commiſſion nicht. Man verglich ſich in dem ulmiſchen Reichsabſchiede [38]) über eine neue Zuſammenkunft auf den nächſten Sonntag Laetare zu Nördlingen, wo von dieſen Reichsangelegenheiten weiter gehandelt und ein Schluß gefaßt werden ſollte. Auf dem, den 16. März 1466 beginnenden, nördlingiſchen Convent wurde den 22. März ein Entwurf zu einem Landfrieden auf zehn Jahre gemacht, aber er kam nicht zur Vollziehung, ſondern man verglich ſich, daß man deswegen nochmals zu Nördlingen auf den Sonntag Exaudi (den 18. Mai) wieder zuſammenkommen wollte. Noch vorher, den 6. Mai, ward zu Ansbach eine Zuſammenkunft gehalten und auf ihr äußerten die kaiſerlichen Geſandten, ſowie auch der Markgraf Albrecht, und noch einige andre Herren die bisher verborgen gehaltene Abſicht, den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, den der Kaiſer nicht als ſolchen erkannte, und den Herzog Ludwig von Baiern von dem Landfrieden namentlich auszuſchließen. Aber andre von den anweſenden Reichsſtänden waren hiermit nicht zufrieden, und die Geſandten einiger Reichsſtädte baten ſich aus, daß ſie die Sache erſt mit ihren Freunden überlegen dürften. Dieſes ward ihnen auch bewilligt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1467 brachten die Kurfürſten und Fürſten in Vorſchlag, daß ein Landfriede auf fünf Jahre geboten, zu mehrer Befeſtigung deſſelben das Reich in ſechs Kreiſe getheilt und ein kaiſerliches Gericht dergeſtalt beſtellt werden ſollte, daß daſſelbe aus 24 Urtheilern beſtände, die aus den ſechs Kreiſen zu nehmen und ihnen ein kaiſerlicher Richter beizufügen wäre. Aber dem Kaiſer misfiel dieſer Entwurf eines Landfriedens, und das Ende war, daß man unverrichteter Dinge aus einander ging. Doch ließ ſich der Kaiſer nochmals den von den Kurfürſten und Fürſten auf dem um Martini des vorigen Jahres (1466) zu Nürnberg gehaltenen Reichstag entworfenen und ihm übergebenen Rathſchlag gefallen und publicirte dem zufolge den 20. Aug. 1467 zu Neuſtadt einen Landfrieden, kraft deſſen alle Räubereien, Fehden und Kriege auf fünf Jahre lang aufgehoben, auf die Übertreter deſſelben das Laſter der beleidigten Majeſtät und die Reichsacht und Oberacht [39]) fallen ſollte, auch die vorigen Geſetze vom Landfrieden beſtätigt wurden, jedoch mit Aufhebung der in der goldenen Bulle und in der frankfurter Reformation vom J. 1442 enthaltenen und dieſem Landfrieden zuwiderlaufenden Artikel, wie denn auch der Kaiſer und die Reichsſtände die Änderung, Beſſerung und Vermehrung dieſes neuen Landfriedens ſich vorbehielten. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1471 erſuchten die Kurfürſten und Fürſten den 27. Juni den Kaiſer, daß er noch auf dieſem Reichstage einen gemeinen Landfrieden verfügen möchte, und übergaben den 28. Juni ihren gefaßten Schluß durch den Kurfürſten von Mainz. Der Kaiſer verſprach ihnen auch, den Landfrieden auf dieſem Reichstage zu publiciren. Er ließ den 22. Juli den Entwurf des Landfriedens vorleſen. Die Kurfürſten und etliche Fürſten ließen ſich ihn gefallen, nicht aber ſo die Reichsſtädte, welche hiervon erſt an ihre Obern berichten zu dürfen baten. Da der Kaiſer dennoch den 24. Juli den neuen Landfrieden auf vier Jahre ließ, ſo beſchwerten ſich die Reichsſtädte darüber und äußerten, daß die geringeren Stände keinen Nutzen davon haben könnten. Obgleich der Kaiſer den 16. Sept. (1471) an die Reichsſtände Befehle wegen Publication und Feſthaltung des Landfriedens ergehen ließ, ſo ward er doch ſchlecht beobachtet [40]). Auf dem Reichstage zu Augsburg 1474 that der Kaiſer den 13. Mai den Vortrag wegen Verlängerung des zu Regensburg im J. 1471 publicirten Landfriedens. Die Kurfürſten und Fürſten waren mit dem Kaiſer hierüber einverſtanden, aber die Reichsſtädte gaben nach genommener Bedenkzeit, den 14. Mai, dem Kaiſer zu verſtehen, daß ihnen der regensburgiſche Landfriede mehr zum Nachtheile als zum Nutzen gereicht habe, und ſie drangen daher vornehmlich auf eine beſſere Handhabung deſſelben. Allein der Kaiſer ließ, ohne ihr Beiſtimmen, aus eigner Bewegung noch an demſelben Tage (den 14. Mai) die Verlängerung des letztern Landfriedens auf weitere ſechs Jahre publiciren. Indeſſen verlangte er den 28. Mai von den Reichsſtädten weitere Vorſchläge zur beſſeren Handhabung des Landfriedens. Auf dem Reichstage zu Frankfurt 1486; der Kaiſer erlangte von den Kurfürſten und Fürſten, daß ſie den Entwurf eines Landfriedens und den einer Kammergerichtsordnung entwerfen möchten. Die Fürſten waren in ihrem Rathſchlage der Meinung, daß man den letzten Landfrieden und die königliche oder frankfurter Reformation mit allen ihren Pönen oder Strafen erneuere. Die Kurfürſten ließen ſich in ihrer Antwort dieſen Vorſchlag gefallen. In dem gemeinſchaftlichen Gutachten ward beliebt, daß vorerſt ein ordentliches Reichsgericht und hernach auch ein allgemeiner Landfriede angeordnet werden ſollte. In dem hierauf gemachten Schluſſe wurde ausgemacht, daß die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg in ihren Gebieten den Landfrieden handhaben und dem Grafen Otto von Henneberg auf ſein Anrufen hierbei beiſtehen ſollten. Ein Gleiches ſollte von den Markgrafen von Brandenburg, dem Pfalzgrafen Otto zu Mosbach und den Herzogen Georg und Albrecht von Baiern-Landshut und München in ihren Ländern geſchehen. Der Kaiſer aber ſolle zu Weißenburg am Nordgau einen Hauptmann beſtellen, der die Macht hätte, Biſchöfe, Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Ritter, Knechte und Städte zu Handhabung dieſes Landfriedens aufzubieten. Dieſe vorbenannten Handhaber des Landfriedens ſollten zugleich auch die von dem Kammergerichte ausgeſprochenen Urtheile

38) Häberlin 6. Bd. S. 29—33. 91. 39) Eigentlich Aberacht, d. h. abermalige, oder wiederholte Acht.

40) Häberlin 6. Bd. S. 550. 551. 571. 572. 664—668.

Digitized by Google

vollziehen. Der Kaiſer verlangte nun von den Kurfürſten und Fürſten, daß ſie ihm den Entwurf eines allgemeinen Landfriedens übergeben ſollten. Sie ſetzten eine Notel des neuen Landfriedens auf zehn Jahre auf. Der Kaiſer publicirte noch auf dem damaligen Reichstage zu Frankfurt den 17. März 1486 dieſen zehnjährigen Landfrieden. Dieſer kann als Grundlage zu dem nachmals vom Kaiſer Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms publicirten ewigen und allgemeinen Landfrieden angeſehen werden. Der Frankfurter Reichsabſchied vom J. 1489 enthielt, daß der Kaiſer zu beſſerer Handhabung des Landfriedens zwiſchen hier und Weihnachten Executoren beſtellen und die ihm auf dem letzten nürnbergiſchen Reichstage von den Reichsſtänden überreichte Erklärung über den Landfrieden ausfertigen und ins Reich verkünden laſſen ſolle. Insbeſondere hatten die Fürſten auf dem frankfurter Reichstage vom J. 1489 durch die Geſandten des Herzogs Albrecht's von Sachſen, auch noch einige Beſchwerden vorbringen laſſen, welche theils auf die unziemliche Beſchützung fremder Unterthanen wider ihre ordentliche Obrigkeit, theils auf die von den geiſtlichen Gerichten angemaßte Erkenntniß in weltlichen Sachen gerichtet waren. Und ſie verlangten, daß dieſe beiden Artikel ebenfalls in den allgemeinen Landfrieden eingerückt würden, doch findet ſich in dem Reichsabſchiede nichts davon [41]). So ward unter Kaiſer Friedrich III. dem ewigen Landfrieden, welcher unter ſeinem Sohne und Nachfolger Maximilian zu Stande kam, vorgearbeitet. Den größten Antheil daran, daß das Fauſtrecht geſetzlich abgeſchafft werden konnte, hatte die Wirkung des immer in größerem Maße gebrauchten Schießpulvers. Die Edelleute, die zuvor aus ihrer Burg Fürſten und Städten trotzten, wurden nun bald durch einige Donnerbüchſen, durch welche man ihnen ihre Thürme und Mauern beſchädigte, geduldig und biegſam. War früher eine Burg erobert, welche Arbeit koſtete es, ſie zu ſchleifen. Die feſteſten Mauern und Thürme blieben gewöhnlich ſtehen und von den übrigen der Grund. Jetzt ward ein Faß Pulver unten in die Grundfeſte des Wartthurms eingegraben und er flog zertrümmert in die Luft. War eine Feſtung noch nicht erobert und ward erſt belagert, ſo lebten jetzt die Belagerten in weit größerer Angſt, als zur Zeit der Sturmböcke, daß nicht eine untergrabene und in die Luft geſprengte Mauer den Feinden einen leichten Eingang gewähre. Die Belagerten waren jetzt, wenn ſie auf den Mauern erſchienen, durch die Kugeln der Karrenbüchſen und Handbüchſen weit mehr gefährdet, als früher durch die Geſchoſſe der Wurfmaſchinen und durch die Pfeile. Ebenſo wenig wie die Ritter auf ihre Burgen, konnten jetzt die Städte auf ihre vormals unüberwindlichen Befeſtigungen pochen. Da nicht blos die Edelleute, ſondern ſelbſt auch die Bürger mit dem unritterlichen Mordgewehr, wie die Edelleute die Schießgewehre nannten, nichts zu thun haben, ſo verloren Beide, die Ritter und die Städter, den kriegeriſchen Geiſt, welcher dem Fauſtrechte eine beſtändige Nahrung verſchafft hatte. Die Nothwendigkeit eines geübten Fußvolks immer mehr erkennend, waren nun die Fürſten genöthigt, faſt alle ihre Kriege durch Söldner zu führen. Aber die Bezahlung derſelben erfoderte einen großen Aufwand, den die Wenigſten lange aushalten konnten, da das Geld ſelten bei Fürſten war und ein Herzog, Georg der Reiche von Baiern-Landshut, zu den Ausnahmen gehörte. Die Meiſten waren daher unter dieſen Umſtänden froh, wenn ſie des Kriegführens überhoben ſein konnten; denn Mancher lud durch eine einzige Fehde eine ſolche Schuldenlaſt auf ſich, daß er ſie kaum in ſeinem ganzen Leben mehr abtragen konnte. Gegen Ende der Regierung Kaiſer Friedrich's III. und auf deſſen Betrieb nahm der ſchwäbiſche Bund ſeinen Urſprung und demſelben traten viele mächtige Reichsſtände, ſowie auch die Löwengeſellſchaft bei. Durch den ſchwäbiſchen Bund wurde vielen die Luſt zu Befehdungen genommen, denn der genannte Bund hatte beſtändig 8 bis 9000 Mann auf den Beinen, und es mußte einer, der das Fauſtrecht üben wollte, Muth und Macht in hohem Maße haben, wenn er ſich getrauen ſollte, gegen ihn in die Schranken zu treten. Von den einzelnen Fürſten in Teutſchland war ihm kein Einziger gewachſen, und er mußte daher erſt Bundesgenoſſen ſuchen. Durch den Anblick des ſchwäbiſchen Bundes wurden die meiſten Reichsſtände und die Mehrzahl des teutſchen Adels gleichſam vorbereitet und williger gemacht, ſich den Geſetzen eines allgemeinen und beſtändigen Landfriedens zu unterwerfen. Die ſtärkſte Stütze der in dieſem Zeitraume von Zeit zu Zeit errichteten Landfrieden und des dadurch geſuchten innerlichen Rechtsſtandes war, daß die Theilnehmer an ſolchen Landfrieden ſowol, als auch an den häufigen zu deſſen Erhaltung geſchloſſenen beſondern Verbindungen Friedensgerichte gemeinſchaftlich beſtellten. Dieſe beſtanden aus den Friedensrichtern und einem aus ihnen gewählten Obmanne. Dieſem kam die Zuſammenberufung der Bundesverwandten und die Aufnahme neuer Bundesgenoſſen mit Einwilligung der älteren Bundesglieder zu. Solche Friedensgerichte beſorgten nicht nur die Aufrechterhaltung des Landfriedens, ſondern ſie entſchieden auch die unter den Bundesgenoſſen entſtandenen Streitigkeiten; vornehmlich aber hingen von ihrer Anordnung die gegen die Landfriedensbrecher vorzukehrenden Anſtalten ab [42]). — Außer dem kriegeriſchen Geiſte der Teutſchen war eine Haupturſache, warum man ſich ſo ſchwer von Ausübung des Fauſtrechtes trennte, die Parteilichkeit der Richter. Wir haben oben geſehen, daß ſelbſt über das weſtfäliſche Friedensgericht Klagen einliefen und Kaiſer Wenzel deshalb den von ſeinem Vater gegebenen Landfrieden aufheben mußte. Noch ſchlimmer ſah es mit den eigentlichen Reichsgerichten aus. Nicht blos die Beſtechlichkeit und Parteilichkeit der Richter aus ſonſtiger Gunſt ſchreckte die, welche in Streitigkeiten geriethen, davon ab, ſich an die Gerichte

41) Häberlin 7. Bd. S. 35. 36. 311—314. 475. 476.

42) Schamelius, Hiſtor. Nachrichten von dem thüringiſchen Friedegerichte in den mittleren Zeiten, in der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. 4. Bd. Nr. 3. S. 209—229. *Kayser (Jo. Frid.)*, Diss. de judiciis Pacis in Imperio R. G. (Giessae 1747. 4., wieder abgedruckt daſelbſt 1749. 4.). Geſchichte der T. R. Grundgeſetze. C. 2. §. 45—52. S. 90—93. Häberlin, R. Hiſt. 8. Bd. S. 14.

Digitized by Google

zu wenden, ſondern überhaupt auch, daß es der menſchlichen Natur ſo ſchwer wird, nicht Partei zu ergreifen. Auch der redlichſte Richter wird nicht ſelten unvermerkt ſo hingeriſſen, daß er zu Partei wird. Die Furcht, in dem Richter einen Gegner zu finden, hatte viele veranlaßt, ſich lieber durch das Fauſtrecht Recht zu ſchaffen. Da man von neuen Einrichtungen, deren Mängel man noch nicht aus Erfahrung erkennt, mehr hofft, als von den alten, deren Mängel man erfahren hat, ſo war die Hoffnung der Reichsſtände, welche einen beſtändigen Landfrieden wünſchten, auf die Aufſtellung eines neuen Reichsgerichtes gerichtet. Dieſes war das Reichskammergericht, welches dem ewigen Landfrieden eine feſte Stütze geben ſollte. Maximilian fühlte ſo gut als ſein Vater, daß durch den überwiegenden Einfluß der Stände bei dem Reichskammergerichte einiges von den kaiſerlichen Vorrechten aufgeopſert wurde. Aber Maximilian willigte in dieſe Aufopferung, um die Ruhe im Vaterlande zu ſichern und ſich mit Glück in die auswärtigen Angelegenheiten einmiſchen zu können. Friedrich III. wollte noch, wie es ſich auch Friedrich II., als er den Reichshofrichter aufſtellte, ausdrücklich vorbehielt, die Acht ſelbſt verkünden. Maximilian bewilligte, daß auch das Reichskammergericht in die Acht erklären könnte. Die Reichsſtände wollten auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 in die von dem römiſchen Könige wider Frankreich, welches in Italien eingefallen war, verlangte Hilſe nicht eher willigen, als bis auch Friede, Recht und Ordnung im teutſchen Reiche zu Stande gebracht wäre. Bei dem Landfrieden beſtanden die Reichsſtände darauf, daß derſelbe nicht mehr auf gewiſſe Jahre, ſondern auf beſtändig errichtet werden ſollte. Als wegen der in Italien täglich wachſenden Gefahr der König auf den Abtrag der bewilligten Geldhilfe drang, ſo weigerten ſich die Reichsſtände, beſonders die Städte, deſſen, bis man erſt mit der Materie wegen der innerlichen Beruhigung Teutſchlands zur Richtigkeit gekommen wäre. Hierdurch bewogen durchlas der König den ihm übergebenen Entwurf eines beſtändigen und allgemeinen Landfriedens zwei Tage hinter einander von Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr, nur daß er ſeine Mahlzeit dazwiſchen einnahm, und überlegte mit ſeinen Räthen. Auch ließ er ſich den Entwurf bis auf den Punkt wegen der Pfändungen gefallen. Darüber kam ein neuer Entwurf wegen eines Landfriedens zum Vorſchein. Bei dieſem gab es aber wieder, ſowol von Seiten des römiſchen Königs, als auch der Reichsſtände, allerhand Erinnerungen und Streitigkeiten. Aus dieſem Grunde hielten zuletzt die beiden höhern Reichscollegien für das Rathſamſte, den Artikel wegen der Pfändungen gänzlich hinwegzulaſſen und dagegen zu ſetzen, daß dieſer Landfriede Niemandem etwas an ſeinen Verſchreibungen abnehmen oder zugeben ſolle. Dieſe Temperirung ließen ſich denn auch die Reichsſtädte und der römiſche König ſelbſt gefallen. So kam endlich den 7. Aug. (1495) der ſogenannte königliche Landfriede [43]) zu Worms, gewöhnlich der ewige Landfriede genannt, zu Stande. Er war allgemein und beſtändig, und durch ihn wurden alle Befehdungen und innerlichen Kriege bei Strafe der Reichsacht und wie die an ebendieſem Tage publicirte Handhabung des Landfriedens verordnete, bei 2000 Mark Goldes, auch bei Verluſt aller Gnaden, Freiheiten, Rechte, Lehngüter, Schuld- und anderer Anſprüche, gänzlich unterſagt. Auch ſollte Niemand bei ähnlicher Strafe dergleichen Thätern oder Landfriedensbrechern Rath, Hilfe und Vorſchub thun, noch weniger ſie beherbergen oder dulden. Jeder, der Anſprüche an den andern habe, ſollte ſie vor den gehörigen Gerichten anbringen und rechtlichen Austrag gewärtigen. Nach geendigtem Reichstage ließ der römiſche König von Worms aus ein Ausſchreiben oder einen Befehl an alle und jede Reichsſtände ergehen, daß ſie den Landfrieden in ihren Landen verkündigen und darüber feſthalten ſollten. So ward das Fauſtrecht in Teutſchland geſetzlich abgeſchafft, weil der Gebrauch des Schießpulvers die Übung der Selbſthilfe gefährlicher gemacht und den kriegeriſchen Geiſt geſchwächt hatte. Doch geſchah dieſes natürlich nur allmälig und noch gab es manche Fehde, und die Übung des Fauſtrechts wird noch mit ſtarken Zügen von Götz von Berlichingen in deſſen Selbſtbiographie veranſchaulicht. Auch Franz von Sickingen und andere ſchienen noch der alten Zeit anzugehören. In der Erklärung des Landfriedens [44]) vom J. 1522 ſagt Kaiſer Karl V.: „in viel Weg unter andern durch Empoerung, eigen gewältige Thaten, aufsätzliche Beschädigung, Abklagen, Bevehden, Fahen, gefängliche Enthaltungen, Schatzungen, Strassenräuberei, Krieg, Zweytracht und Uneinigkeit, allenthalben beschwerlich erscheinen, dadurch dasselbig Reich und Herrschungen so in Unordnungen und Zweytracht unter ihm selbst leben“ u. ſ. w. Die Übung des Fauſtrechts wüthete nämlich wieder in ſeiner vollen Stärke durch den großen Zwieſpalt, welchen die Misbräuche des kirchlichen Glaubens, welche nothwendig eine Abſtellung erheiſchten, hervorgerufen hatten. Da man bei den Religionsſtreitigkeiten nicht blos mit der Feder, ſondern auch mit dem Schwerte kämpfte, mußte aus Gründen der ewige Landfriede mehrmals [45]) beſtätigt, erneuert und vermehrt werden, namentlich im J. 1548 auf dem Reichstage zu Worms [46]). Als einer derjenigen, welche ſich einen Namen in dem letzten Zeitraume der Übung des Fauſtrechtes gemacht, iſt beſonders Wilhelm von Grumbach zu nennen und die nach ihm genannten Händel zu erwähnen. Außerdem daß der Kaiſer und das Reichskammergericht die Übung des Fauſtrechts beſtraften, thaten es auch die Reichsſtände für ſich in ihren Ländern.

43) Landfriede, 1495 zu Worms aufgerichtet, bei Schmauss, Corpus Juris publici S. R. Imperii Academicum, Ausgabe von 1794. S. 56—62.

44) ſ. den Extract bei Schmauß S. 98—102. 45) ſ. die Reichsabſchiede zu Worms 1521, zu Nürnberg 1522 und hernach 1551. Kaiſer Ferdinand I. beſtätigte den Landfrieden zu Augsburg 1555, 1557 und 1559. Maximilian II. und Rudolf II. machten neue Zuſätze in den Reichsabſchieden zu Augsburg 1566, zu Speier 1576, zu Regensburg 1594. Die Executionsordnung iſt hieraus gezogen und der Landfriede in dem weſtfäliſchen Frieden Articl. XVII beſtätigt worden. 46) ſ. Römiſcher Kayſ. und des H. Reichs Landfried, auf dem Reichs-Tag zu Augsburg declarirt, erneuert, aufgericht und beſchloſſen, im Jahr 1548, bei Schmauß a. a. O. S. 126—146.

Digitized by Google

So z. B. ſuchte Kurfürſt Johann der Beſtändige von Sachſen dem Unheile der Befehdungen, die noch immer nicht ganz ausgerottet werden konnten, durch wiederholte ſtrenge Verordnungen Einhalt zu thun. Sowie in Teutſchland der Landfriedensbruch mit der Acht beſtraft wurde, ſo auch in Skandinavien. Der, welcher Waffengewalt geübt, oder ſonſt den Frieden gebrochen, ward utlagr, d. h. außergeſetzlich gemacht (d. h. geächtet), ſo z. B. der berühmte Gaungu-Rlofr, der in der Wik Strandhieb geübt[47]). Beſonders häufig überraſchte man, wenn man ſich des Fauſtrechtes bediente, ſeine Feinde in ihren eignen Häuſern, vornehmlich bei Nachtzeit, umzingelte die Gebäude, ſteckte ſie in Brand und die Gegner mußten entweder darin verbrennen, oder wurden, wenn ſie herauszudringen ſuchten, erſchlagen. Die auf dieſes Aufbrennen geſetzte Strafe war in Schweden nach der Schärfe des Rechtes nicht mehr als 40 Mark[48]). Es ward daher, wie man vermuthet, von dem Könige in das Geſetzbuch eingerückt, daß ſolche Mordbrenner, oder wie man ſie hieß Kaxna-Warger, wenn ſie auf friſcher That mit dem Feuerbrande in der Hand ergriffen wurden, ins Feuer geworfen und ihre Güter dem Könige, dem Härad und dem Kläger verfallen ſein ſollten[49]), jedoch ſo, daß der letzte den Vorzug behielte, wenn die Güter nicht zureichend wären[50]). Der gemeine Mann nannte Amunden einen Kohlenbrenner, weil er in der Strafe ſo ſtreng war, daß er ſelbſt die Haus- und Mordbrennereien unterſuchte[51]). In Ungarn verlor der Edelmann, welcher die Wohnung eines andern überfiel, ſein Vermögen, oder wurde, wenn er nichts beſaß, geſtäupt und als Sklave verkauft. In Frankreich hob Ludwig IX. im J. 1257 alle Privatkriege ohne Ausnahme auf[52]). (*Ferdinand Wachter.*)

Faustula *Cassin.*, ſ. Ozothamnus.

FAUSTUS (röm. Myth.), ein Sohn des Saturn und der Eutoria, einer Tochter des Ikarus. (*Richter.*)

FAVAGNANA, FAVIGNANA, FAVAGNONA, eine der ägatiſchen Inſeln. Sie hat etwa 18 ital. Meilen im Umfange und liegt zehn dergleichen von Trapani, bei der Inſel Levanzo. Sie iſt länger als breit. Im Oſten und Süden iſt ſie eben, im Weſten hohes Bergland; hier liegt das Schloß S. Catarina. Außerdem hat das 4000 Einwohner zählende Eiland noch ein Dorf, S. Leonardo, mit einem kleinen Hafen. An Südfrüchten, Wein und Öl iſt Favagnano reich; es gehörte im vorigen Jahrhunderte der genueſiſchen Familie Pallavicini. Nach Einigen dient ſie jetzt zum Staatsgefängniß. Bei den Alten hieß die Inſel nach der gewöhnlichen Annahme Äguſa oder Capraria; mehr würde mit dem jetzigen Namen das Aponiana bei Hirtius (B. Afr. 2) ſtimmen, „quae non longe abest a Lilybaeo," und in der That entſcheidet ſich Cluver in ſeiner Sicilia Antiqua für die Identität beider Inſeln. (*Daniel.*)

FAVART, 1) Charles Simon, geb. am 10. Nov. 1710 zu Paris, der Sohn eines Paſtetenbäckers auf dem Platze Puits-d'Amour, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung im königlichen Collegium. Sein Geſchmack für die ſchöne Literatur zeigte ſich in frühem Alter. Die dramatiſche Poeſie, beſonders das italieniſche Singſpiel, wurden Hauptgegenſtände ſeiner Studien. Im J. 1745 hatte er die Direction einer wandernden Schauſpielertruppe in Flandern übernommen. Das unſtäte Leben behagte ihm jedoch nicht lange. Er ging wieder nach Paris zurück, widmete ſich dort ausſchließlich der dramatiſchen Poeſie und ward der Schöpfer der feinern komiſchen Oper. Sein Talent und ſeine Beſcheidenheit verſchafften ihm den Umgang mit den berühmteſten ſchönen Geiſtern Frankreichs. Auch als Menſch war er geſchätzt wegen ſeiner geſelligen Tugenden und wegen ſeiner Wohlthätigkeit. Freigebig unterſtützte er Arme und Hilfsbedürftige, obgleich er ſelbſt nicht reich war. Er ſtarb am 18. Mai 1793 mit dem Ruhm eines der talentvollſten und fruchtbarſten Operndichter Frankreichs. Er ſoll gegen 90 Theaterſtücke geſchrieben haben, zum Theil geſammelt in den Oeuvres de Mr. et Madame *Favart*. (Paris 1720.) 10 Voll. und in dem Théâtre de Mr. et de Madame *Favart*. (Ibid. 1772.) 10 Voll.

In dieſer zwiefachen Sammlung befinden ſich komiſche Opern, Parodien, Luſtſpiele und Schäferſpiele. Zu den bekannteſten gehören: Les amours champêtres, Ninette à la Cour, Soliman II., les trois Sultanes, l'Anglois à Bordeaux, Isabelle et Gertrude, la Fée Urgelle, les Moissonneurs, la Rosière de Salenoy, la Chercheuse d'esprit, l'Astrologue de Village, la belle Arsene, la noce interrompue u. a. m. Mehre dieſer Stücke arbeitete Favart gemeinſchaftlich aus mit Pannard, d'Orville, Anſeaume u. a. franzöſiſchen Dichtern. In Allem, was er für die Bühne ſchrieb, wußte er auf eine ſehr glückliche Weiſe Gefühl und Witz, Munterkeit und Anſtand zu vereinigen. Durch Friſche der Ideen, Anmuth und Natürlichkeit im Ausdrucke und lebenswahre Charakterzüge erhielten ſich ſeine Stücke lange auf der franzöſiſchen Bühne und auch auf der teutſchen, durch Überſetzungen von Huber, Weiße, Meißner u. A. Am thätigſten war Favart für das Théâtre italien und das Théâtre de la Foire zu Paris, ſodaß die Geſchichte ſeiner Werke großentheils die Geſchichte jeder beiden Bühnen iſt.

2) Marie Justine Benoite, geborene Cabaret du Ronceret, Gattin des Vorigen, geb. 1727 zu Avignon, wurde von ihren Ältern, die in der Kapelle des Königs Stanislaus Leſczinski angeſtellt waren, der theatraliſchen Laufbahn gewidmet, und betrat 1744 zu Paris, wohin ſie mit ihrer Mutter gereiſt war, das Theater der komiſchen Oper. Als Schauſpielerin, wie als Tänzerin, fand ſie großen Beifall, und erhielt ſich fortwährend in der Gunſt des Publicums. Sehr gern geſehen ward ſie auch in Pantomimen, die ſie übernahm, als die komiſche Oper in Paris, auf

47) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 201. 202. 48) Dale-Lag Byggn. B. §. 56 ap. *J. Wild* ad *Puffend.* p. 467. 49) L. L. Ostrog. C. 31 de Infr. Jur. Reg. 50) L. L. Upl. C. 25. §. 1 de Jur. Vicin. L. L. Westm. C. 62 de Jur. Aedif. 51) Dalin, Geſchichte des Reiches Schweden; aus dem Schwediſchen überſetzt durch J. Benzelſtierna und J. C. Dähnert. 1. Th. S. 499; ſ. auch 2. Th. S. 162. 344. 347, wo andere Beiſpiele von Arten der Übung des Fauſtrechtes angeführt werden. 52) Vgl. v. Raumer a. a. O. 5. Bd. S. 585.

Digitized by Google

Veranlaſſung der übrigen Theater, unterdrückt ward. In Flandern, wohin ſie ihrem Gatten gefolgt war, der dort die Direction einer Schauſpielertruppe übernommen hatte, feſſelte ſie den Marſchall von Sachſen, der ſie mit ſeiner Zudringlichkeit beſtürmte, und ſie in ein Kloſter ſperren ließ, als ſie ſeinen Wünſchen nicht Gehör geben wollte. Ihre Standhaftigkeit erlag unter der rauhen Willkür, womit ſowol ſie, als ihr Gatte von jenem Fürſten behandelt ward. Längere Zeit galt ſie für die erklärte Maitreſſe des Marſchalls. Als ſie wieder ihrem Gatten nach Paris folgte, ward ſie dort Mitglied des Théâtre italien. Bis zu ihrem Tode, der 20. April 1772, war ſie eine Zierde dieſer Bühne und allgemein gefeiert als Künſtlerin. Ihr Talent war ſo ausgezeichnet, daß ſie oft an einem Abende in vier verſchiedenen Rollen auftrat und in allen gleich vortrefflich ſpielte[1]. Auch als dramatiſche Schriftſtellerin verſuchte ſie ſich mit Glück. Der fünfte Band der Oeuvres de Mr. et Madame Favart enthält von ihr die nachfolgenden ſechs Stücke: Les amours de Bastien et Bastienne, les Ensorcelés ou Jeannot et Jeannette, la fille mal gardée ou le Pedant amoureux, la fortune du Village, la Fête d'amour ou Lucas et Colinette und Annette et Lubin. Noch heutzutage wird ein Theater zu Paris la Salle Favart genannt, als ein Beweis der Liebe und Achtung, die das Publicum der trefflichen Künſtlerin und geiſtreichen Frau zollte[2]. (*Heinrich Döring.*)

FAVELET (Joh. Franz), Prof. der Medicin in Löwen, geb. im Fort Perle bei Antwerpen am 18. April 1674, geſt. zu Löwen am 30. Juni 1743. Favelet war der Sohn eines Fähnrichs in ſpaniſchen Dienſten, aus vornehmer, aber armer Familie. Er machte ſeine Vorſtudien in Malines und ſtudirte dann in Löwen zuerſt Philoſophie und weiterhin Medicin, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ihm im J. 1697 jene große Auszeichnung zu Theil ward, welche ein löwener Student nach den Statuten der Univerſität erreichen konnte, eine Zeit lang den öffentlichen Disputationen zu präſidiren. Nachdem er ſich hierauf im Militairſpitale zu Malines vier Jahre lang der Praxis gewidmet hatte, kehrte er 1701 nach Löwen zurück und erwarb ſich die Rechte eines Licentiaten. Im J. 1705 wurde er Arzt am ſtädtiſchen Hoſpitale, und er erſetzte Wilh. van Limborch auf dem Lehrſtuhle der Botanik; 1710 folgte er, nach Verheyen's Tode, dieſem als Profeſſor der Anatomie; 1718 erhielt er einen der beiden erſten mediciniſchen Lehrſtühle. Favelet zeichnete ſich nicht minder durch ſeine Uneigennützigkeit und Liebenswürdigkeit als Menſch und als Arzt, wie durch ſein Lehrtalent aus, und erlangte dadurch eine große Berühmtheit in Brabant, der er auch ſeine Ernennung zum Leibarzte der Erzherzogin Marie Eliſabeth, Regentin der öſterreichiſchen Niederlande, im J. 1725, ſowie zum Mitgliede der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, im J. 1729, verdankte. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſchränkte ſich auf folgende unbedeutende Werke: Prodromus apologiae fermentationis in animantibus; instructus aliquot animadversionibus in librum de digestione nuper editum per cl. virum D. Hecquetium. (Lovan. 1721. 12). — Animadversiones in S. de Villers medicas institutiones. (Lovan. 1735. 4.). — Novarum, quae in medicina a paucis annis repullularunt hypotheseon Lidius Lapis. (Lovan. 1737. 12). (*F. W. Theile.*)

FAVENTIA, 1) Stadt in Gallia Ciſpadana (jetzt Faenza), nordweſtlich vom Forum Livii (jetzt Forli), ſüdöſtlich vom Forum Cornelii (jetzt Imola), reich an Wein, Geburtsort der Mutter des Kaiſers Commodus. Metellus Pius, ein Feldherr Sulla's, ſchlug bei Faventia den Carbo und Norbanus. — — 2) in Spanien: a) in Hiſpania Tarraconenſis, nach Plinius die Kolonie Barcino mit dem Beinamen Faventia (8, 3), war die Hauptſtadt der Lacetani, jetzt Barcelona. — — b) In Hiſpania Bätica, ſ. Vesci. (*H.*)

FAVERIUS (Joannes), machte ſich nach *Draudii* Bibl. class. mit folgenden Compoſitionswerken bekannt: Canzonette Neapolitane a 3 voci. Libro I. 1593. Teutſche Lieder mit vier Stimmen, auf neapolitaniſche Art componirt. (Cöln 1596. [4.]) Opus Cantionum mutarum 4 et 5 vocibus. (Coloniae 1606. [4.]) Von ſeinem Leben iſt nichts bekannt. (*G. W. Fink.*)

FAVIANA, im Ablativ Favianis, eine Feſtung an der Donau[1]), welche in der Geſchichte der rugiſchen Fürſten Feletheus, mit anderem Namen Feva, und Friedrich und des heiligen Severinus eine Rolle ſpielt. Der Ort wurde von den Rugen nur durch die Donau getrennt[2]). Das Rugiland lag aber am linken Ufer der Donau[3]), Faviana alſo auf dem rechten. Viele Gelehrte[4]) haben gemeint, Faviana ſei Wien. Aber Lambecius hat dieſes aus der Vita S. Severini ausführlich widerlegt[5]), und meint, unter Favianis ſei das von Pli-

1) Charakteriſtiſch ſind die nachfolgenden Verſe Bouran's unter das Bildniß der Künſtlerin:

Nature un jour epousa l'Art:
De leur amour naquit *Favart*,
Qui semble tenir de son père
Tout ce qu'elle doit à sa mère.

2) Vergl. *Ph. la Madelaine*, Dictionnaire des Poètes français. p. 183 sqq. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 52. Bd. S. 132 fg. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zu ſ. Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. 7. Bd. S. 723 fg. Allgemeines Theaterlexikon (von Blum, Herloßſohn und Marggraff). 3. Bd. S. 243 fg.

1) *Eugippus*, Vita S. Severini Cap. 35 (ap. *Pez*, Scriptt. Rer. Austr. T. I. p. 88): Praeterea Fridericus a fratre suo, Rugorum Rege Feva ex paucis, quae ripam Danubii remanserant oppidis, unum acceperat Favianis, juxta quod S. Severinus, ut retuli, commanebat. Vom heiligen Severinus ſagt Eugippus (Cap. 30. S. 84): Ipse vero Favianis degens in antiquo suo monasterio etc. 2) Derſelbe Cap. 30. S. 84: Feletheus, Rugorum Rex, qui et Feva, audiens cunctorum reliquias oppidorum, quae barbaricos evaserant gladios, Lunniaco per famulum Dei se contulisse, assumpto veniebat exercitu, cogitans repente detentos abducere, et in oppidis sibi tributariis atque vicinis (ex quibus unum erat Favianis, quod a Rugis tantummodo dirimebatur Danubio) collocare. 3) ſ. *Paulus Diaconus* Lib. I. Cap. 19 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 415. 416. 4) z. B. Schwarz, Das altteutſche Öſterreich. S. 67. 5) Lib. II. de Bibl. Caes. p. 10 sq. Dem Lambecius folge Pagius ad A. 454. n. 11 sq. und ad An. n. 17.

Digitized by Google

nius (Lib. III, 24) unter den Städten der Noriker aufgezählte Flavium Soluense zu verſtehen. Daß Flaviana nicht Wien ſein könne, hierüber ſagt Mannert[6]): „Wien kann durch Faviana nicht bezeichnet werden, denn dies hieß Vindomina, und gehörte zu St. Severin's Zeiten zur Herrſchaft der Gothen. *Jornand.* c. 50." Mascov[7]) bemerkt: „Faviana lag in Norico Ripensi, und alſo diesſeits vom Calenberge (Monte Cetio), welcher Noricum von Pannonien abſonderte; Vindebona aber, das jetzige Wien, iſt jenſeit deſſelben, und gehörte ſchon zu Pannonien." Über die nähere Lage von Favianis ſagt Eugippus[8]), daß es über hundert (römiſche) Meilen von Patavis (Paſſau) lag, und wie Mannert hierzu bemerkt, alſo bei Arlape. Von Favianis zwei (römiſche) Meilen entfernt war Purgum[9]). Zwei (römiſche) Meilen von Faviana befand ſich der Bach Dicuncia[10]). Nach Mannert ſcheint Faviana der nämliche Ort zu ſein, den Not. Imp. Fasiana nennt, hat vielleicht vom Könige der Rugen, Fava oder Feletheus, dem es gehörte, den Namen angenommen, und lag wahrſcheinlich nicht fern von der Mündung der Ens. (*Ferd. Wachter.*)

FAVIANA ACTIO, gehört, gleich der *Actio Calvisiana*, zu denjenigen Klagen, welche von den Römern eingeführt worden waren, um die Succeſſionsrechte des Patronus an den Freigelaſſenen ſicher zu ſtellen, und jenen, den Patron, vor jedem Nachtheile zu wahren, der ihm in dem Falle hätte erwachſen können, wenn der Freigelaſſene ſein Vermögen, welches im Falle des Todes an den Patronus entweder ganz, oder zu einem geſetzlich beſtimmten Antheil zurückfiel, durch Veräußerungen oder Schenkungen, bei Lebzeiten verringert, und dadurch alſo ſeinen Patronus um die zu erwartenden Vortheile ganz, oder zum Theil gebracht hatte. Hatte der Freigelaſſene ein Teſtament hinterlaſſen, ſo konnte der in der bemerkten Weiſe benachtheiligte und in ſeiner Succeſſion geſchmälerte Patron mit der Actio Faviana auftreten, um durch dieſelbe das Veräußerte oder Verſchenkte zurückzuverlangen, natürlich nur in ſoweit, als es zu ſeiner Befriedigung erfoderlich war und ſein Erbtheil geſchmälert worden; war der Freigelaſſene ohne Teſtament geſtorben, ſo trat in einem ſolchen Falle die Actio Calvisiana ein. Nur gegen den Gläubiger, welchem der Freigelaſſene eine Schuld bezahlt hatte, fand die Actio Faviana nicht ſtatt, auch in dem Falle nicht, wenn die Zahlung des Freigelaſſenen das Anſehen eines Acts freier Schenkung hatte; worüber noch nähere und ſpeciellere Beſtimmungen gegeben waren.

Weiter war auch dieſe Actio dem arrogirten Unmündigen wider den Arrogator zuſtändig, welcher ſein Vermögen bei Lebzeiten in der böſen Abſicht geſchmälert hatte, um dem Unmündigen dadurch den vierten Theil der Güter zu entziehen; ſ. das Nähere bei *Mühlenbruch*, Doctrina Pandectarum. Vol. III. (Lib. IV. Cap. II.) §. 555. not. 4 und (Lib. V. Cap. III.) §. 629. not. 15, nebſt Glück, Ausführl. Erläuterung der Pandekten VII, 1. S. 192 fg. XIII, 1. S. 123. Not. 54. (*Baehr.*)

FAVIDA, eine Inſel im Meerbuſen von Georgia, in der Nähe der Weſtküſte von Nordamerika, von welcher ſie durch den Kanal von Nueſtra Senhora del Roſario getrennt wird. Sie hat bei einer Breite von einer Meile höchſtens eine Länge von ſechs Meilen. (*Eiselen.*)

FAVIER, zu Anfange des 18. Jahrh. geboren, folgte bereits in ſeinem 20. Jahre ſeinem Vater in der Stelle eines General-Secretairs der Stände von Languedoc; allein jugendliche Ausſchweifungen nöthigten ihn bald, dieſe ſo ehrenvolle als einträgliche Stelle aufzugeben. Da er nun ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen mußte, betrieb er mit großem Eifer Geſchichte und Politik, und erlangte bei ſeinem erſtaunlichen Gedächtniß in kurzer Zeit eine vollſtändige Kentniß der Verträge, Verbindungen, Genealogien, Gerechtſame und Anſprüche aller regirenden Häuſer, wodurch er ſich die diplomatiſche Laufbahn eröffnete, worin ihn das Glück im Anfange ſehr begünſtigte. Er begann ſie als Secretair des Herrn v. Chetardie, welcher gewandte Diplomat damals Geſandter am Turiner Hofe war. Hier wurde er ſehr bald in die Geheimniſſe der alten europäiſchen Politik eingeweiht. Nachmals ein Günſtling des Miniſters d'Argenſon, für welchen er verſchiedene werthvolle Denkſchriften von großer Wichtigkeit ausgearbeitet hatte, enthüllte dieſer ihm Frankreichs politiſches Syſtem gegen die europäiſchen Mächte, die es als ſeine natürlichen Feinde zu betrachten hatte. Favier faßte dies mit Feuer auf, und daraus gingen ſeine ausgezeichneten Réflexions contre le traité de 1756, zwiſchen Frankreich und Öſterreich hervor, die ihm freilich auch viele Feinde zuzogen, die nach des Miniſters Abgange wenigſtens ſeine öffentliche Anſtellung verhinderten. Indeß wurden ihm unter Choiſeul's Miniſterium verſchiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland übertragen. Auch der Graf Broglie bediente ſich ſeiner. Im Auftrag Ludwig's XV. unterhielt dieſer einen geheimen Briefwechſel mit den franzöſiſchen Geſandten an verſchiedenen Höfen, und Favier verfaßte für ihn mehrere Denkſchriften, die von ſeinen tiefen Kentniſſen zeugten, aber keineswegs zu ſeinem Vortheil gereichen ſollten. Der Miniſter, dem einige Stücke dieſes geheimen, gegen ſeine Inſtructionen geführten, Briefwechſels zugekommen waren, drang bei dem Könige auf einen Verhaftsbefehl gegen Favier, der nur in des Königs Auftrag gehandelt hatte. Dieſer unterzeichnete den Befehl, ſchrieb aber ſogleich an Favier, daß er ſich flüchte und ſeine Papiere in Sicher-

6) Germania, Rhätia, Noricum, Pannonia nach den Begriffen der Griechen u. Römer dargeſtellt. S. 680. In der Geſchichte Baierns ſagt Mannert (1. Th. S. 12): „Seinem Bruder Friedrich übergibt er (Fava) die öſtlichen Striche, welche unter den Römern ſchon zu Pannonien waren gerechnet werden. 7) Geſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 168. 8) Vita S. Severini. Cap. 23. p. 79: Ad antiquum itaque et omnibus majus monasterium suum juxta muros oppidi Favianis, quod centum et ultra millibus aberat (nämlich von Patavis) Danubii navigatione descendit (nämlich der heilige Severin). 9) Vita S. Severini. Cap. 5. p. 68: Ipse (der heilige Severin) vero ad secretum habitaculum, quod Purgum appellatur ab accolis, uno a Favianis distans milliario, saepius secedat, ut hominum declinata frequentia etc. 10) *Eugippus* Cap. 3. p. 67. 68: Eodem tempore civitatem nomine Favianis saeva fames oppresserat etc., und weiter unten: Exeuntes igitur in secundo milliario super rivum, qui vocatur Dicuncia, praedictos latrones inveniunt.

heit bringe. Favier begab ſich nach England und dann nach Holland, wo er dem Prinzen Heinrich von Preußen bekannt wurde, dem er, wie man meint, wichtige Eröffnungen über ſein Syſtem und ſeine geheimen Sendungen gemacht haben ſoll. Auch hat man behauptet, daß er, unterſtützt von einigen Höfen, viel dazu beigetragen habe, den Herzog von Choiſeul von dem Miniſterium zu entfernen. Seine Rückkehr nach Frankreich aber konnte er nicht bewirken. Der Haß der Höfe, gegen die er geſchrieben, verfolgte ihn; man verwickelte ihn in eine fabelhafte Verſchwörung, und er wurde zu Hamburg aufgehoben und als Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Namentlich wurde ſein Briefwechſel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen als ſtrafbar betrachtet, und er in die Baſtille gebracht, wo er mehrere Jahre gefangen ſaß, bis Broglie mit kräftigem Freimuth ſeiner ſich annahm. Im J. 1773 ſchrieb er dem Könige: „So viel Geiſt und ſo viel Armuth, ſo große Talente und ſo großer Haß von auswärts, beweiſen den Stand unſers Kabinets; ſie erinnern an das, was Ew. Maj. ehemals war, und wohin Ihre Alliirten Sie gebracht haben," und dann in einer muthvollen Vertheidigung: „Wenn in meiner letzten, Ew. Maj. vorgelegten Schrift ſich einige nützliche Bemerkungen finden, ſo gehören dieſe einem jetzt verlaſſenen, geächteten und eingekerkerten Manne." Favier erhielt hierauf ſeine Freiheit, aber keine Anſtellung, deren er bei ſeiner gewohnten Lebensweiſe ſo ſehr bedurft hätte. Er hatte jetzt nichts als ſein Talent, welches er zu literariſchen Arbeiten anwendete. Ohne ſeinen Namen erſchienen **le Spectateur litteraire sur quelques ouvrages nouveaux 1746. 12. Essai historique et politique sur le gouvernement présent de la Hollande** (angeblich zu London) 1748. 2 Bde. 12. **Le poète réformé, ou Apologie pour la Semiramis de Voltaire.** (Amſterd. 1748. 8.) **Mémoires secrets de Milord Bolingbroke, traduits de l'Anglais avec des notes historiques** (angebl. Lond.) 1754. 3 Bde. 8. **Doutes et questions sur le traité de Versailles entre le roi de France et l'impératrice-reine de Hongrie** (angebl. Lond.) 1778. 8. (in der Ausgabe von 1791 mit des Verfaſſers Namen), **Lettres sur la Hollande.** (Haag 1780. 2 Bde. 12.) Mit Freron, Rouſſeau, Arnaud, Suard hatte er auch Theil an der Redaction des **Journal étranger.** So ſchnell nun aber ſein Geiſt ſeine Schriften entwarf und ausführte, eben ſo ſchnell vergeudete er die davon bezogenen Einnahmen, ſo daß er in einem fortwährenden Wechſel von Mangel und von Wohlbehagen, von Arbeit und Verſchwendung lebte. Endlich erwirkte der Graf von Vergennes bei Ludwig XVI. für ihn 40,000 Francs zur Tilgung ſeiner Schulden und eine Penſion von 2000 Thalern, womit er im hohen Alter ein geregelteres Leben führte. Er ſtarb am 2. April 1784. Segur hat einen Theil ſeiner politiſchen Schriften geſammelt und herausgegeben unter dem Titel: **Politique de tous les Cabinets de l'Europe pendant les règnes de Louis XV. et de Louis XVI.** 1793. 2 Bde. Die dritte Ausgabe 1802. 3 Bde. Hiebei findet ſich die berüchtigte geheime Correſpondenz Ludwig's XV. (*H.*)

FAVILA, König von Aſturien, war ſeinem Vater Pelagius 737 auf dem Throne gefolgt, welchem er aber auf keine Weiſe glich; denn dieſer hatte tapfer gegen die Mauren gekämpft, ſein kleines Reich eine Zeit lang erweitert, zuletzt aber freilich ſeinen zahlreichen Feinden unterlegen. Favila dagegen liebte nur träge Ruhe und Weichlichkeit; auch dauerte ſeine Regierung nur zwei Jahre. Er fand ſeinen Tod, indem er ſich auf der Jagd von ſeinem Gefolge verirrt hatte und auf einen Bären ſtieß, von welchem er zerriſſen wurde. Seine Unterthanen, weit entfernt, ihn zu betrauern, nannten dieſen Unfall vielmehr einen Glücksfall, der ſie von einem werthloſen Regenten befreite. Es folgte ihm in der Regierung ſein Schwager Alfons der Katholiſche. — Allgem. Weltgeſch. 5. Bd. 2. Abth. S. 455. (*A. Herrmann.*)

FAVISSAE, ein Ausdruck, der offenbar mit foveae zuſammenhängt und auf gemeinſame Abſtammung zurückführt*), daher auch in ſeiner Bedeutung nicht ſehr davon verſchieden iſt (ſ. Döderlein, Synonymik der lateiniſchen Sprache V. S. 143), mag man nun an die in den Excerpten des Feſtus (p. 66. ed. *Lindemann.*) zuerſt angegebene Erklärung denken, welche unter dieſem Worte eine Art von Tempelciſternen verſteht — ***Favissae*, locum sic appellabant, in quo erat aqua inclusa circa templa** — oder an die von Andern angegebene und in dieſelben Excerpte aufgenommene Deutung, welche unterirdiſche Gemächer, Keller oder derartige heilige Räume, zunächſt in Rom unter dem Capitol, darunter verſtand, welche zur Aufbewahrung verſchiedener Tempelgeräthſchaften, die durch Alter unbrauchbar geworden waren, alter, aus dem Tempel herabgefallener, Götterbilder oder ähnlicher Weihgeſchenke und dergl. dienten; wovon der natürliche Grund eben in der großen Verehrung und Heiligachtung Alles deſſen, was auf den Cultus und die Religion ſich bezog, zu ſuchen iſt, vermöge deſſen man ſelbſt das Veraltete oder für ſeinen nächſten Zweck untauglich Gewordene nicht zu vernichten, oder zu etwas Anderem verwenden zu dürfen glaubte, wie ſchon Nardini (**Vet. Rom.** V, 15) richtig bemerkt hat. So hatte man eigene Keller oder unterirdiſche Vorrathskammern unter dem Capitol, an geheiligter Stätte, um hier alle ſolche veralteten oder unbrauchbar gewordenen Tempelgeräthſchaften, Heiligenbilder, Votivgeſchenke und dergl. aufzubewahren; und dies ſind eben die ***Favissae Capitolinae***, über welche der Juriſt Servius Sulpicius ſich, da er das Wort in den libri censorii fand, eine Erklärung von dem gelehrten, in dem Gebiete der Sprache, wie der Alterthümer gleich bewanderten, Varro ausbat, welche ihm dieſer auch in folgender Weiſe gibt: „— **esse cellas quasdam et cisternas, quae in area sub terra essent; ubi reponi solerent signa vetera, quae ex eo templo collapsa essent et alia quaedam religiosa donariis consecratis.**" Bei Gellius (N. Att. II. 10), womit auch die Excerpte aus Feſtus (a. a. O.) übereinſtimmen: „**Sunt autem qui putant, favissas esse in**

*) foveo, faveo, alterthümlich für *fodeo*, ſ. die Excerpte des *Festus* p. 65 und dazu *Dacier* p. 426. ed. *Lindemann.*

Digitized by Google

Capitolio cellis cisternisque similes, ubi reponi erant solita ea, quae in templo vetustate erant facta inutilia." Auch anderwärts mögen ſolche Favissae exiſtirt haben, wie man denn ſolche unlängſt zu Fieſole in Etrurien bei einem Tempel entdeckt haben will; ſ. das Nähere im Giornal Arcadic. Vol. III. p. 119. Aber die von Q. Valerius Soranus (bei Gellius a. a. O.) gegebene Erklärung des Wortes *Favissae*, daß, mit Auslaſſung eines Buchſtabens, für *Flavissae* ſtehe, alſo von *flare* komme — quod in eos (thesauros) non rude aes argentumque sed flata signataque pecunia conderetur, dürfte ſchwerlich Beifall finden, wenn man auch jene Deutung der Favissae, als analog den griechiſchen Theſauren (ſ. *Plutarch*. Philopoem. 19. *Livius* XXXIX, 50; vergl. *Pausan*. II, 23. §. 7) nicht verwerfen kann, da ſie mit der oben mitgetheilten durchaus im Einklang iſt: „favissas esse dictas cellas quasdam et specus, quibus aeditui Capitolini uterentur ad custodiendum res veteres religiosas." (*Baehr.*)

FAVOLUS. Eine von Paliſot de Beauvois (Fl. d'Owar. p. 12) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze. Char. Der Hut meiſt lederartig, geſtielt oder ungeſtielt; die zarten Platten der Schlauchſchicht bilden zwiſchen ſich rhombiſche oder ſechseckige, wabenförmige Vertiefungen (daher der Gattungsname: favus, die Honigwabe). Fries (Syst. myc. III. Ind. p. 90) zählt ſieben außereuropäiſche, auf abgeſtorbenen Baumſtämmen wachſende, Arten hierher: 1) F. brasiliensis *Fr.* (Elench. fung. I. p. 44. Linnaea V. p. 511. t. XI. f. 1) in Braſilien; 2) F. flaccidus *Fr.* (Linnaea l. c.) ebenda; 3) F. pusillus *Fr.* (l. c. f. 2) ebenda; 4) F. canadensis *Klotzsch* (Linn. VII. p. 197) in Canada; 5) F. hepaticus *Klotzsch* (l. c.) auf der Inſel Moritz; 6) F. hirtus *Pal. de Beauv.* (l. c. t. 42. f. 1) an der Küſte von Guinea, und 7) F. tenuiculus *P. de B.* (l. c. f. 2) ebenda. (*A. Sprengel.*)

FAVONIA, nannte Peron eine Gattung der Meduſen, welche Eſchſcholtz in ſeinem Syſteme der Acalephen (Berl. 1829. 4.) unter die Discophora cryptocarpa in die Familie der Geryonidae geſtellt und durch den Mangel der Fangfäden von den Gattungen, deren Stiel mit Armen verſehen iſt, unterſchieden hat. Peron führt zwei Arten ſeiner Gattung auf: F. octonema, mit acht geſpaltenen Armen, aus dem Meere an der Nordküſte Neu-Hollands, und F. hexanema, mit ſechs einfachen Armen, aus dem ſüdlichen atlantiſchen Ocean. Vergl. Eſchſcholtz a. a. O. S. 95. (*Burmeister.*)

Favonium *Gärtn.*, ſ. Didelta.

Favonius, Name des Zephyrs bei den Römern, ſ. Zephyrus.

FAVORINUS (*Φαβωρῖνος*), einer der angeſehenſten und namhafteſten Gelehrten in dem Zeitalter des Trajanus, und insbeſondere des Hadrianus, mit dem er in näherer Berührung ſtand, ausgezeichnet als Sophiſt und Rhetor, wie als Philoſoph, wohl befreundet, wie wir aus Mehrem erſehen, mit den erſten Gelehrten und Staatsmännern jener Zeit, in der er durch mündliche Vorträge, wie durch ſeine zahlreichen Schriften, die aber leider faſt gänzlich, wenn wir von den bloßen Titeln abſehen, verſchwunden ſind, eine bedeutende und auf die allgemeine Bildung in Beredſamkeit, wie Philoſophie einflußreiche Stellung eingenommen zu haben ſcheint. Von ſeinem Leben wiſſen wir nur ſehr Weniges; Einiges hat uns Philoſtratus in einem ihm gewidmeten Artikel (Vet. Sophist. 1, 8) aufbewahrt, woran ſich noch die Notizen reihen, welche Suidas in ſeinem Wörterbuche unter dieſem Namen, ſowie in dem den Hadrian betreffenden Artikel (T. I. p. 57. T. III. p. 572. ed. *Küst.*) mitgetheilt hat, auch über die einzelnen Schriften deſſelben ſich verbreitend und deren Titel wenigſtens angebend; aus den mündlichen Vorträgen hat Gellius, ſein Schüler [1]), Manches noch erhalten, wie er uns denn überhaupt über Favorinus, ſeine Stellung in ſeiner Zeit, ſeine gelehrte Richtung und dergl. ſchätzenswerthe Nachrichten hinterlaſſen hat, womit ſich das Wenige verbinden läßt, was zerſtreut hier und da bei andern Autoren über dieſen in ſeiner Zeit ſo bedeutenden Mann vorkommt. Er war gebürtig aus der Stadt Arles in Gallien; ſeine abendländiſch-römiſche Abkunft kann ſchon der Name, den wir darum auch nicht *Ph*avorinus, wie theilweiſe geſchehen, ſchreiben dürfen [2]), andeuten, obwol wir über ſeine Familienverhältniſſe und ſeine Herkunft nichts weiter wiſſen; nur dies wird ausdrücklich von Philoſtratus bemerkt, und auch durch eine Stelle des Lucian [3]) gewiſſermaßen beſtätigt, daß er als Hermaphrodit, oder, wie Lucian, der ſeine Blüthe kurz vor die eigene Lebenszeit ſetzt, ſich ausdrückt, als Eunuche auf die Welt gekommen: wie er denn nach Philoſtrat's Verſicherung dies auch durch ſein ganzes Ausſehen, ſein ſelbſt im Alter noch unbärtiges Geſicht, ſeine feine Stimme und dergl. verrathen haben ſoll, während er dabei doch ſo lüſtern nach Liebesgenuß geweſen, daß ihn ein angeſehener Römer — *ἀνὴρ ὕπατος* — des Ehebruchs anklagte. Und darauf bezieht auch Philoſtratus eine Äußerung des Favorinus, der in ſeinem eigenen Leben drei auffallende Dinge von ſich ſelbſt hervorgehoben: daß er als geborener Gallier der Helleniſchen Sprache ſo mächtig ſei, daß er als Eunuche des Ehebruchs angeklagt worden, und daß er mit einem Kaiſer (dem Hadrian) einen (gelehrten) Streit gehabt und doch noch am Leben ſich befinde [4]).

Was die Bildung des Favorinus betrifft, ſo war ſie in gleicher Weiſe auf die griechiſche Sprache und Literatur, wie auf die römiſche gerichtet; Beredſamkeit mit Allem, was damit zuſammenhing, gelehrte Sprachſtudien, Grammatik und Kritik im weiteren Sinne des Wortes, wie Philoſophie umfaſſend. Seinen Lehrer, den berühmten Rhetor Dio Chryſoſtomus [5]), lernen wir aus einer eigenen

1) Er nennt ihn daher vorzugsweiſe *noster Favorinus* (Noctt. Att. III, 3. V, 11); er ſpeiſt bei ihm und bringt bei ihm ſeine Zeit zu; ſ. ibid. II, 22. III, 19 init.; vergl. IV, 1. 2) *Olearius* ad Philostrat. Vit. Sophist. I, 8 und *Reitz* ad Lucian. Demonact. §. 12. 3) Im Eunuchen §. 7; vergl. Demonax §. 12. 13. 4) Sie lautet wörtlich: *Γαλάτης ὢν ἑλληνίζειν, εὐνοῦχος ὢν μοιχείας κρίνεσθαι, βασιλεῖ διαφέρεσθαι καὶ ζῆν.* 5) Bei

Digitized by Google

Äußerung deſſelben an den Kaiſer kennen, als er an dieſen ſich mit der Bitte wendete, ihn von den Verpflichtungen zu diſpenſiren, welche ihm das in ſeiner Heimath übertragene Amt eines Archiereus oder Oberprieſters auferlegte, und dieſer, der Kaiſer Hadrian, der Gewährung dieſer Bitte ſich nicht geneigt zeigte, Favorinus aber dann als gewandter Hofmann ſich zur Übernahme des läſtigen und koſtſpieligen Amtes, das ihm die Sorge für die öffentlichen Spiele und andere Geſchäfte auferlegte, von welchen die öffentlichen Gelehrten und Lehrer damals ſchon, in Folge eines ihnen ertheilten Privilegiums, befreit waren [6]), bereit erklärte.

Wenn er auf dieſe Weiſe durch Dio ganz beſonders zu dem ausgezeichneten Redner gebildet worden, deſſen Vorträge ſo ungemein gerühmt und ſo hoch geſtellt wurden, ſo ſcheint er in der Philoſophie jedenfalls die Vorträge des Epictet gehört zu haben [7]), ohne daß er darum ein Anhänger der Lehre dieſes Philoſophen ward, den er vielmehr ſpäterhin in ſeinen philoſophiſchen Schriften, insbeſondere in einer eigenen, wider Epictet gerichteten, Schrift, beſtritten zu haben ſcheint, da Galenus [8]), der uns davon Nachricht gibt, veranlaßt ward, wiederum in einer eigenen Schrift, die wir jedoch nicht beſitzen, die Vertheidigung des Epictet wider Favorinus zu führen [9]). Denn es neigte ſich derſelbe mehr der akademiſchen oder vielmehr ſkeptiſchen Richtung zu, die mit ſeiner rhetoriſchen Bildung und mit ſeiner ganzen Lebensrichtung mehr übereingeſtimmt haben mag; und wenn auch eine namhafte Zahl von jetzt verlorenen Schriften über philoſophiſche Gegenſtände von ihm angeführt wird, auch die Freundſchaft mit dem edlen Plutarch, der an ihn die noch vorhandene Schrift, über die Natur und Urſache der Kälte, gerichtet hat [10]), unter deſſen verlorenen Schriften aber ein Brief über die Freundſchaft an Favorinus gerichtet, ausdrücklich erwähnt wird, für ſorgfältige Studien und nähere Beſchäftigung mit der Philoſophie, namentlich auch mit der Naturphiloſophie, ſpricht, endlich ſelbſt Gellius ihm faſt ſtets das Prädicat *philosophus* gibt [11]), ſo ſcheint doch Favorinus ganz beſonders als gelehrter Rhetor in ſeiner Zeit geglänzt zu haben, und dieſem Umſtand ſeine näheren Berührungen mit andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, einem Demetrius von Alexandria [12]), wie auch dem Cyniker Demetrius [13]), einem Fronto und Andern, insbeſondere auch mit dem Kaiſer Hadrian, zu verdanken, da er, wie wir aus dem, was ſein Schüler und Verehrer Gellius mehrfach von ihm berichtet, erſehen, daß er der griechiſchen wie der lateiniſchen Sprache gleich mächtig war, und in der einen, wie in der andern mit einem gleichen Fluß der Rede ſich auszudrücken verſtand [14]), daß er in allen den Gegenſtänden, welche einem Gelehrten bei Hadrian Eingang und Empfehlung verſchaffen konnten, bewandert war, in Diſputationen, wenn auch über geringfügige Gegenſtände, wie ſie damals an der Tagesordnung waren, und durch Hadrian, der an ſolchen Spielereien beſonderen Gefallen hatte, begünſtigt wurden, ſich mit vielem Geſchick und Gewandtheit zu bewegen wußte. Auf einen ſolchen Wortſtreit bezieht ſich auch die oben ſchon mitgetheilte Äußerung des Favorinus, wie er mit einem Könige in Streit gerathen und doch mit dem Leben davon gekommen; auch nennt des Kaiſers Biograph Spartianus [15]) den Favorinus ausdrücklich unter denjenigen Gelehrten, welche die Gunſt des Kaiſers ganz beſonders genoſſen, und darum auch wol vorzüglich der Gunſt und Gnadenbezeugungen, welche dieſer Kaiſer den Gelehrten in ſo hohem Grade ſpendete, ſich erfreut. Wenn er daher auch einmal die Ungnade des Kaiſers ſich zugezogen, ſodaß die deshalb auch über ihn erzürnten Athener die ihm zu Ehren errichtete Bildſäule umwarfen, weil er des Kaiſers Feind ſei, ſo ſcheint dieſe Ungnade doch von keiner Dauer, noch von Nachhalt begleitet geweſen zu ſein; wie er denn ſelbſt nach des Philoſtratus Erzählung darüber keineswegs in Zorn gerieth, ſondern ausrief: es wäre dem Sokrates auch beſſer geweſen, die Athener hätten ſein Standbild umgeworfen, als ihn den Giftbecher zu trinken genöthigt [16]). Die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung, die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, die zu dieſer Gunſt gewiß viel mit beitrug, läßt ſich aus Manchem, was derſelbe Gellius von ſeinen Vorträgen, Anſichten und Rathſchlägen, von ſeinen gelehrten Diſputationen und Anderem der Art als ein gewiß vollgültiger Zeuge anführt, entnehmen. Wie zweckmäßig er einen jungen Mann, der ſich in veralteten, ungewöhnlichen und ſeltenen Ausdrücken im täglichen und gewöhnlichen Verkehr und Geſpräch gefiel, zurechtwies, mit den ſchönen Worten ſchließend: „**vive ergo moribus praeteritis; loquere verbis praesentibus**,“ und wie er ihm empfahl, Cäſar's Vorſchrift: „**ut tanquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum**,“ vor Allem ſtets eingedenk zu ſein, ſehen wir aus der Erzählung des Gellius [17]); und doch war er ſelbſt in allen dem wohlbewandert, was die ältere Sprache und den Gebrauch ſeltener oder dunkeler Ausdrücke betraf, zumal bei älteren

---

Philostratus l. l. §. II. und §. IV.; ſ. auch *Dio Cassius* LXIX. §. 32. 36. p. 1152. T. II. und *Dio Chrysost.* Or. 36. p. 462.

6) Vgl. *Westermann*, Comm. de publ. Athen. hon. et praem. p. 70 seq. 7) Man ſieht dies jedenfalls aus dem Berichte des Gellius (Noctt. Att. XVII, 19; vergl. auch XVIII, 1). 8) ſ. T. I. p. 6. Es war die Schrift in die Form eines Dialogs eingekleidet, in welchem Oneſimus, ein Sklave des Plutarch, mit Epictet redend, eingeführt war. 9) ſ. *Galen.* T. IV. p. 367, wo er dieſe Schrift *ὑπὲρ Ἐπικτήτου πρὸς Φαβωρῖνον* nennt. 10) *περὶ τοῦ πρώτου ψυχροῦ* T. II. p. 945 seq.; ſ. insbeſondere den Anfang, wie den Schluß. 11) ſ. z. B. Noctt. Att. III, 1. III, 19. VI, 1. X, 12. XVII, 10. XX, 1. XIX, 3. 12) ſ. *Galen.* T. III. p. 455. 13) ſ. *Philostrat.* Vit. Apoll. IV, 25.

14) Favorinus ſagt von ſich ſelbſt bei *Gellius*, Noctt. Att. XIII, 23: „Etiamsi opera mihi princeps et prope omnis in literis disciplinisque Graecis sumta est, non usque eo tamen infrequens sum vocum Latinarum, quas subsecivo aut tumultuario studio colo (eine Höflichkeitswendung), ut hanc ignorem interpretationem etc. etc.“ Über ſeine umfaſſende Kenntniß des griechiſchen wie römiſchen Weſens ſ. das Urtheil des Cäcilius bei *Gellius*, Noctt. Att. XX, 1. 15) Vit. Hadrian. 15. 16) ſ. *Philostr.* Vit. Sophist. I, 8. §. II. III. Darauf ſpielt auch Suidas an s. v. *Ἀδριαν.* T. I. p. 57. In der Antichambre des Kaiſers finden wir den Favorinus mit vielen Andern, die dem Kaiſer ihre Aufwartung machen wollen, bei *Gellius*, Noctt. Att. IV, 1 zu Anfang. 17) Noctt. Attice. I, 10.

Digitized by Google

Autoren, Dichtern und dergl., deren Erklärung von dieſer Seite aus eine beſondere Aufgabe und ein Hauptmittel der Gelehrten jener Zeit war, ihr gelehrtes Wiſſen an den Tag zu legen und ſich insbeſondere bei dem Kaiſer Hadrian, der an allen ſolchen Unterſuchungen beſonderes Intereſſe und große Liebhaberei bewies, zu empfehlen; eine Reihe von bald kürzeren Ausſprüchen, bald ausführlichen Erörterungen der Art, die uns Gellius mittheilt, zeigen dies zur Genüge, und beweiſen zugleich, beſonders wenn wir jene verſtändige Zurechtweiſung eines jungen Mannes damit in Verbindung bringen, daß Favorinus nicht in jenen kleinlichen Spielereien, Etymologien und Deuteleien der Gelehrten ſeiner Zeit in dem Grade untergegangen war, daß er darüber den richtigen Blick für das Wahre, und ebendadurch auch wahrhaft Nützliche und Richtige verloren hätte. Mehrmals theilt uns Gellius ſolche Erklärungen mit, welche den Virgil [18]) und einzelne Ausdrücke deſſelben, oder auch den Plautus [19]), oder andere Gegenſtände der Art betreffen, wie z. B. über die Ausdrücke zur Bezeichnung der verſchiedenen Winde [20]), oder über die richtige Erklärung der Redensart περιπλομένου ἐνιαυτοῦ [21]), und Anderes der Art aus dem Gebiete der Etymologie und Worterklärung [22]). Und daran ſchließen ſich andere Bemerkungen und Urtheile, z. B. über die Redeweiſe des Plato im Unterſchiede von der des Lyſias [23]), über Salluſtius [24]).

Eine Erörterung über die zwölf Tafeln [25]) zeigt, daß er auch das Studium der Rechtsalterthümer betrieben hatte, ebenſo wie er auch mit andern Gegenſtänden, welche in den Kreis des Rechts, wie der Philoſophie gehörten, ſich beſchäftigte; dahin gehört z. B. ein Vortrag über die Pflicht eines Richters [26]), und Anderes aus dem Gebiete der Pflichtenlehre [27]), wie ſelbſt der Dialektik [28]), manche Sentenzen [29]) u. ſ. w.; ſelbſt die Natur- und Heilkunde ſcheint ihm nicht fremd geweſen zu ſein, da er z. B. ausführlich einer Dame die Gründe auseinanderſetzt [30]), warum ſie ihre Kinder ſelbſt ſtillen ſolle, oder, an einer andern Stelle des Gellius [31]), über einen Satz des berühmten Arztes Eraſiſtratus ſich ausſpricht. In allen dieſen Erörterungen und Vorträgen erkennt Gellius ebenſo ſehr die gelehrte Bildung des Mannes an, welcher bei Suidas [32]) darum wol mit Recht ein ἀνὴρ πολυμαθὴς κατὰ πᾶσαν παιδείαν heißen kann, als auch ſein herrliches Gedächtniß, was ihm bei dieſen Vorträgen ſehr zu ſtatten kam [33]), vor Allem aber die fließende Sprache und die Gewandtheit des griechiſchen Ausdrucks [34]), wie er denn, ſeiner eigenen Äußerung zufolge, mehr und vorzugsweiſe mit griechiſcher Beredſamkeit und Wiſſenſchaft ſich beſchäftigt zu haben, und darum auch in Athen ſeinen Aufenthalt genommen haben mag, wiewol er auch in Rom, wo ſeine Vorträge ſo großen Beifall fanden, eine Wohnung hatte, die er ſammt einem indiſchen Sklaven, Autolekythos, dem nicht minder berühmten Sophiſten Herodes, der ihn als Lehrer und Vater verehrte, vermachte, ſammt der von ihm zuſammengebrachten Bibliothek [35]). Dagegen mit Polemo, dem Sophiſten, den Smyrna ſo hoch ſtellte, lebte er in einem durch gegenſeitige Eiferſucht hervorgerufenen Misverhältniß, worüber ſich Philoſtratus [36]) näher und es entſchuldigend wo möglich ausgelaſſen hat. Als einen namhaften Schüler des Favorinus bezeichnet ebenderſelbe [37]) den Alexander Peloplaton.

Von den Schriften, in welchen, nach Verſicherung des Suidas [38]), Favorinus ſehr den Plutarch nachgeahmt haben ſoll, hat ſich nichts erhalten; ein neuerer Gelehrter hat jedoch die Vermuthung aufgeſtellt, daß die korinthiſche Rede (Κορινθιακός) ſeines Lehrers Dio [39]) dieſem mit Unrecht beigelegt werde, indem ſie vielmehr ein Werk des Favorinus ſei [40]). Unter ſeinen Reden, von denen, wie auch aus Gellius im Allgemeinen hervorgeht, nicht wenige exiſtirt haben mögen, hebt Philoſtratus [41]) insbeſondere hervor eine Rede ἐπὶ τῷ λήρῳ, woraus irrthümlich in einigen Codd. ἐπὶ τῷ ἀώρῳ [42]) gemacht worden, als gelte es hier eine Rede auf einen zu früh Verſtorbenen, da vielmehr Favorinus, im Sinne und Geiſte ſeiner Zeit, der auch ein Fronto huldigte, über ſolche unbedeutende Materien (ἀδόξους ὑποθέσεις), wie über Scherz und Geſchwätz, gern zu reden pflegte, wie Gellius [43]) ausdrücklich verſichert, und als Beleg deſſen eine Lobrede auf den Therſites, und eine andere auf das viertägige Fieber anführt; weiter nennt Philoſtratus als echt und vorzüglich eine Rede über die Bäder und über die Gladiatoren (ὑπὲρ τῶν βαλανείων und ὑπὲρ τῶν μονομάχων), dabei macht er auch auf Verfälſchungen aufmerkſam, wie dies bei einer Schrift (τὰ ἐς Πρόξενον) der Fall war: worin allerdings ein Beweis des hohen Anſehens liegt, welches dieſer Redner in ſeiner Zeit ſich errungen hatte, ſodaß man ſeinen Namen zu ſolchen Fälſchungen benutzte. Bei

18) ſ. Noctt. Attic. I, 21. XVII, 10. 19) ibid. III, 3. 20) ibid. II, 22. 21) ibid. III, 16. 22) Vgl. ibid. XIII, 23 oder III, 19. IV, 1. 23) ibid. II, 5. 24) ibid. III, 1. 25) ibid. XX, 1. 26) ibid. XIV, 2. 27) Vgl. ibid. I, 3. II, 12. 28) Vgl. V, 11. 29) Vgl. z. B. IX, 8. XIX, 3; ſ. auch XIV, 1. 30) ibid. XII, 1. 31) ibid. XVI, 3. 32) s. v. T. III. p. 572. 33) ſ. Noctt. Att. XIII, 23: „ut erat Favorinus *egregia* vel *divina quadam memoria*." 34) Von dieſem ſchreibt *Gellius*, Noct. Att. XII, 1 fin.: „Haec Favorinum dicentem audivi *Graeca oratione*; cujus sententias communis utilitatis gratia, quantum meminisse potui, retuli; *amoenitates vero et copias ubertatesque verborum Latina omnis facundia vix quidem indipisci potuerit*, mea tenuitas nequaquam." Vgl. auch XIV, 1, oder II, 21: „*Favorinus* — summa cum elegantia verborum totiusque sermonis comitate atque gratia denarravit." Auch Philoſtratus (a. a. O. §. IV.) rühmt außer andern Vorzügen die Leichtigkeit, mit der er extemporirte.

35) ſ. *Philostr.* l. l. §. IV. 36) a. a. O. §. III. 37) Vit. Sophist. II, 5 fin. §. IV. 38) s. v. T. III. p. 572. 39) Bei Reiske S. 101 fg. 40) ſ. *Emperius*, De orat. Corinthiaca falso Dioni Chrysost. adscripta. (Brunsvig. 1832.) p. 10—14. 41) a. a. O. §. IV. 42) So auch bei *Fabricius*, Bibl. Graec. III. p. 174 und in Pauly's Realencyklopädie des claſſiſchen Alterthums III. S. 441. 43) Noctt. Att. XVII, 12: „Infames materias sive quia mavult dicere inopinabiles, quas Graeci *ἀδόξους ὑποθέσεις* appellant et veteres adorti sunt non sophistae solum sed philosophi quoque; et noster *Favorinus oppido quam libens in eas materias dicebat*, vel ingenio expergificando ratus idoneas, vel exercendis argutiis vel edomandis usu difficultatibus, sicuti quum Thersitae laudes quaesivit et quum febrim quartis diebus recurrentem laudavit, lepida sane multa et non facilia inventu in utramque causam dixit etc."

Digitized by Google

dem Grammatiker Phrynichus [44]) finden wir auch eine Rede *περὶ Δημάδους σωφροσύνης* und eine andere *περὶ εὐχῆς* genannt; und vielleicht gehört auch Einiges von den noch zu nennenden Schriften des Favorinus in dieſe Claſſe.

Als Philoſoph war Favorinus, wie wir ſchon angedeutet haben, der akademiſchen oder vielmehr ſkeptiſchen Schule zugethan; es läßt ſich dies ſchon aus der ihm von Gellius [45]) in den Mund gelegten Äußerung erſehen: Noli, antwortet Favorinus auf eine ihm vorgelegte Frage, ex me quaerere quid ego existimem; scis enim solitum esse me pro disciplina sectae, quam colo, inquirere potius quam decernere. Und in der Erwiederung, welche Sextus Cäcilius auf die Darſtellung des Favorinus folgen läßt, leſen wir zu Anfang unter Anderem auch die Worte: „Sed quaeso tecum, tamen digrediare paulisper e *curriculis istis disputationum vestrarum Academicis, omissoque studio quidquid lubitum est arguendi tuendique* consideres gravius etc. etc." Es läßt ſich aber auch dies zum Theil wenigſtens aus ſeinen Schriften abnehmen, ſo wenig wir auch dieſelben näher kennen, da wir auch hier auf bloße Titel uns beſchränken müſſen; von einer Schrift wider Epictet's Lehre iſt ſchon oben die Rede geweſen; weiter wird angeführt eine Schrift [46]) *περὶ τῆς καταληπτικῆς φαντασίας* aus mindeſtens drei Büchern, von welchen eins an Hadrian, ein anderes an Dryſon, ein drittes an einen Ariſtarchus gerichtet war: ſchon die Aufſchrift läßt vermuthen, daß es ſich darin um Grundlehren der akademiſchen Philoſophie, über das Princip des Erkennens der Dinge und ähnliche Gegenſtände handelte, ohne daß wir jedoch den Inhalt auch nur einigermaßen näher kennen; in einer andern, nach jener abgefaßten, von demſelben Galenus [47]) genannten Schrift, welche den Titel *Ἀλκιβιάδης* führte, war er gleichfalls zu Gunſten der akademiſchen Philoſophie und ihrer Vertreter aufgetreten, und hatte ſeine Anhänglichkeit an dieſe Lehre in den bezeichnenden Worten ausgeſprochen: *πιθανὸν ἑαυτῷ φαίνεσθαι μηδὲν εἶναι καταληπτόν.* In wieweit damit in Übereinſtimmung oder davon abweichend der Inhalt einer andern Schrift war, welche den Titel *Πλούταρχος* oder *περὶ τῆς Ἀκαδημαϊκῆς διαθέσεως* [48]) führte, in welcher er zugeſtanden haben ſoll *εἶναί τι γνωστόν, ἄμεινον γὰρ οὕτως ὀνομάζειν τὸ καταληπτόν,* — worin ein Widerſpruch mit dem eben als Grundlehre des Favorinus angegebenen Satze allerdings zu liegen ſcheint, vermögen wir bei dem Untergange der ſonſt ganz verſchwundenen Schrift jetzt nicht weiter mehr zu beurtheilen. Ebenſo nennt Suidas [49]) noch Schriften *περὶ Πλάτωνος, περὶ Σωκράτους καὶ τῆς κατ' αὐτὸν ἐρωτικῆς τέχνης*, eine Schrift, wider welche Galenus gleichfalls mit einer Gegenſchrift aufgetreten war: *πρὸς τὸν Φαβωρῖνον κατὰ Σωκράτους*, wie er ſie ſelbſt anführt [50]); *περὶ ἰδεῶν, περὶ τῆς διαίτης τῶν φιλοσόφων, περὶ τῆς Ὁμήρου φιλοσοφίας*, wenn dies anders keine Rede, ſondern wirklich eine Abhandlung von allgemein philoſophiſchem oder äſthetiſchem Inhalte war, wie wir deren ja auch ähnliche in der noch vorhandenen Sammlung Plutarchiſcher Schriften, in den ſogenannten Moralia, beſitzen. Eine Hauptſchrift des Favorinus mögen jedenfalls die auch von Gellius [51]) belobten zehn Bücher *Πυῤῥωνείων τρόπων*, die auch Philoſtratus [52]) für ſein vorzüglichſtes philoſophiſches Werk erklärt, worin er, wahrſcheinlich die ganze Lehre des Pyrrhon auseinanderſetzend, insbeſondere zu zeigen geſucht hatte, daß dieſe Lehre keine bloße Skepſis ſei, ſondern auch der gerichtlichen Beredſamkeit Vortheil gewähre [53]), wahrſcheinlich um auf dieſe Weiſe, um dieſes praktiſchen Nutzens wegen, dieſe Philoſophie und ihr Studium den Römern zu empfehlen und ſie unter denſelben möglichſt zu verbreiten, grade wie dies ja auch früher Cicero von ſeiner akademiſchen Philoſophie geſagt hatte, deren Studium er, weil ſie dem Redner ſo große Vortheile bringe, wie er an ſich ſelbſt erfahren, darum ganz beſonders ſeinen Landsleuten empfahl. Näher kennen wir leider dieſe, für die richtige Beurtheilung und Würdigung der ſkeptiſchen Lehre Pyrrhon's gewiß höchſt wichtige, Schrift des Favorinus nicht, indem weiter nichts davon auf uns gekommen iſt. Für ſeine naturphiloſophiſchen, mit den übrigen in Einklang ſtehenden, Studien ſpricht eine gleichfalls verlorene Schrift, worin er zu zeigen geſucht hatte: *τὸν ἥλιον μὴ εἶναι καταληπτόν*, wie ſich Galenus [54]), dem wir dieſe Notiz überhaupt verdanken, ausſpricht. Und in ſolcher Beſchäftigung darf wol auch der Grund geſucht werden, warum Plutarch, des Favorinus Freund, an ihn grade eine Schrift richtete, welche ebenfalls mit einer in die Naturwiſſenſchaft einſchlägigen Frage — über das Princip der Kälte — ſich beſchäftigt, und in ihrer Schlußfaſſung wol auf die eigenen philoſophiſchen Anſichten des Favorinus eine unmittelbare Beziehung enthält. Nachdem nämlich Plutarch die Gründe für die von ihm aufgeſtellte Anſicht, welche die Kälte für eine Realität, für eine der Wärme entgegengeſetzte Subſtanz erklärt und ihren Sitz in der Erde ſucht, ausführlich erörtert und dabei auch die verſchiedenen Meinungen anderer Philoſophen, insbeſondere der Stoiker, des Empedokles u. A., darüber angeführt hat, bittet er ſeinen Freund, dieſelben mit den von Andern vorgebrachten Gründen zuſammenzuſtellen, und wenn er hier fände, daß ſie an Wahrſcheinlichkeit einander weder nachſtänden noch einen Vorzug vor einander hätten, ſo möge er jede beſondere Meinung darüber gehen laſſen, in der Überzeugung, daß es des Philoſophen angemeſſener ſei, in dunkeln und ungewiſſen Gegenſtänden mit ſeiner Anſicht zurückzuhalten, als dieſer oder jener Anſicht gradezu ſeinen Beifall zu ſchenken [55]). Mancherlei Mittheilungen,

44) p. 240. 214. ed. *Lobeck.* 45) Noctt. Attic. XX, 1. 46) ſ. *Galenus* T. I. p. 6. 47) a. a. O. 48) ſ. *Galen.* T. I. p. 6. 49) III. p. 572. 50) T. IV. p. 368.

51) Noctt. Att. XI, 5: „— super qua re Favorinus quoque subtilissime argutissimeque decem libros composuit, quos *Πυῤῥωνείων τρόπων* inscribit." 52) a. a. O. §. IV. 53) Philoſtratus drückt ſich darüber a. a. O. alſo aus: *τοὺς γὰρ Πυῤῥωνείους ἐφεκτικοὺς ὄντας οὐκ ἀφαιρεῖται καὶ τὸ δικάζειν δύνασθαι.* 54) T. I. p. 8. 55) *χαίρειν ἐᾶ*, lauten Plutarch's ſchöne Worte p. 955 C: *τὰς δόξας, τὸ ἐπέχειν ἐν τοῖς ἀδήλοις τοῦ συγκατατίθεσθαι φιλοσοφώτερον ἡγούμενος.*

zunächſt aus philoſophiſchen Schriften des Favorinus, finden ſich noch bei Stobäus; ſ. die Nachweiſung dieſer Stellen bei Weſtermann in der Note 19 zu *G. J. Voss*, De histor. Graecc. p. 256.

Aber außer dieſen, in das Gebiet der Beredſamkeit, wie der Philoſophie fallenden, Schriften werden uns noch andere, zum Theil, wie es ſcheint, ausgedehnte und umfangreiche Werke genannt, deren Inhalt mehr allgemein und gemiſcht war, zum Theil in das Gebiet der Geſchichte, der Geographie und dergl. überſtreifte, oder auch andere Gegenſtände des Lebens und der Wiſſenſchaft berührte. Dahin gehört vor Allem eine Schrift *Παντοδαπῆς ἱστορίας*, wie ſie Diogenes von Laerte [56]), welcher ſogar ein achtes Buch derſelben citirt, nennt, oder *παντοδαπῆς ὕλης ἱστορικῆς*, wie Stephanus von Byzanz [57]), minder genau, wie es ſcheint, dieſelbe nennt; auch Photius (Bibl. Cod. 161) gedenkt derſelben unter dem Namen *παντοδαπὴ ὕλη*; das Werk ſcheint encyklopädiſcher Art geweſen zu ſein, oder eine Sammlung von mannichfachen Erzählungen jeder Art gebildet zu haben, die aus älteren Schriften veranſtaltet und in eine gewiſſe Ordnung, es ſei die alphabetiſche oder eine mehr ſachliche, gebracht war; — wie denn Schriften der Art in jenen Zeiten, ja ſchon früher keineswegs ſelten waren; eine Stelle des Stephanus von Byzanz [58]) läßt ſogar vermuthen, daß ein Auszug dieſes großen und umfaſſenden Werkes, in ſpäterer Zeit wahrſcheinlich veranſtaltet, exiſtirt hat. Bei demſelben Stephanus, in deſſen geographiſchem Wörterbuche mehrfach Favorinus als Beleg angeführt iſt [59]), wird auch eine Schrift über Cyrene (*ἐν τῷ περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως*) angeführt [60]); ob ſie ein Theil oder ein Abſchnitt des genannten Werkes, oder eine beſondere Schrift über die Geographie oder Geſchichte von Cyrene war, oder, wie faſt glaublicher erſcheinen möchte, eine Rede *λόγος περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως*, wird jetzt ſchwer zu entſcheiden ſein, da nirgends ſonſt dieſe Schrift oder Rede vorkommt. Irrthümlich aber und auf einer ungenauen Auffaſſung einer Stelle deſſelben Stephanus beruhend iſt die Annahme [61]) von einer durch Favorinus gleichfalls abgefaßten Schrift: *προτεχνολογήματα ἐθνικῶν*, eine Einleitung in das Studium der Geographie [62]). Denn es iſt hier eine Schrift des Stephanus von Byzanz gemeint, oder vielmehr eine als Vorrede oder Einleitung ſeinem geographiſchen Werke vorausgeſchickte Abhandlung [63]).

Ein Sammelwerk ähnlicher Art, wie die *παντοδαπὴ ἱστορία*, wenn auch verſchiedenen Inhalts, ſcheinen die *Ἀπομνημονεύματα* geweſen zu ſein, von welchen Diogenes von Laerte ein erſtes, drittes und fünftes Buch anführt; ob darin, wie Valois [64]) vermuthet, Manches, das auf Kritik ſich bezog, enthalten geweſen, oder ob, wie wir eher glauben möchten, Anekdoten, Denkſprüche bezeichnender Art, Sentenzen und dergl. darin zuſammengetragen worden, möchte jetzt ſchwer zu beſtimmen ſein. Jedenfalls hat Diogenes dieſes Werk vielfach benutzt, und daher auch öfters daſſelbe citirt, oder darauf ſich berufen, wie z. B. VIII, 63. 73. 90 oder IX, 20. V, 76. III, 20. 25 aus Buch I, VI, 89 aus Buch II; III, 40. VIII, 12 aus Buch III; III, 62 aus Buch V; vielleicht gehören auch dahin die VIII, 53 citirten *ὑπομνήματα* des Favorinus; desgleichen die unbeſtimmten Verweiſungen III, 37. V, 41. IX, 29. 87. Die von Suidas erwähnten *Γνωμολογικά* möchten wol auf Letzteres führen und ſelbſt in den *Ἀπομνημονεύματα* keine davon verſchiedene Schrift vermuthen laſſen.

Über Favorinus im Allgemeinen ſ. ***Brucker***, Histor. critic. philos. T. II. p. 166 sq. ***Fabricius***, Bibl. Graec. T. III. p. 173 sq. ed. ***Harles***. Histoire liter. de la France I. p. 265 sq. Schloſſer, Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte der alten Welt III, 2. S. 185 fg. ***Kayser*** ad ***Philostrat.*** Vit. Sophist. p. 181 sq. Dazu kommen noch zwei Abhandlungen, von ***J. F. Gregor***, Commentat. de Favorino (Laub. 1755. 4.) und ***Forsmann***, Diss. de Favorino. (Abo 1789. 4.)

Gewöhnlich unterſcheidet man von dieſem Favorinus noch einen andern Philoſophen dieſes Namens, den man zum Peripatetiker macht, mit Bezug auf die Stelle Plutarch's in deſſen Tiſchgeſprächen VIII, 10. p. 734 F., die einzige, wo ſeiner allerdings gedacht wird. Indeſſen wir glauben, daß auch in dieſer Stelle an keinen andern, als den vorher genannten, zu denken iſt, da Plutarch von ihm wie von einem nahen Freunde ſpricht, mit dem er ſich nach der Tafel, der Sitte jener Zeit gemäß, über wiſſenſchaftliche Materien unterhält, ganz in derſelben Weiſe, wie dies ja auch mit Gellius in den oben angeführten Stellen ſeiner Attiſchen Nächte zu geſchehen pflegt; und daß beide Männer wol befreundet mit einander waren, iſt ſchon oben gezeigt worden. Wenn aber Favorinus als ein eifriger Verehrer des Ariſtoteles, als ein Mann, der auf die Lehre der peripatetiſchen Schule viel hält, bezeichnet wird *ὁ δὲ Φαβωρῖνος αὐτὸς τὰ μὲν ἄλλα δαιμονιώτατος Ἀριστοτέλους ἐραστής ἐστι καὶ τῷ περιπάτῳ νέμει μερίδα τοῦ πιθανοῦ πλείστην κ. τ. λ.* — ſo wird daraus wol auf eifriges Studium und große Hochachtung der Lehre des Ariſtoteles geſchloſſen werden können, ohne daß daraus gefolgert werden müßte, der

56) An den beiden Stellen III, 24. VIII, 47. Vgl. Eudocia Viol. p. 53. 57) s. v. *Τετράπολις* p. 276, 2. 3. ed. ***Westerm.*** An andern Orten citirt er das Werk anders: z. B. s. v. *Αἰταριάται* blos: *ἐν παντοδαπαῖς* (p. 66, 22), wofür s. v. *Ὠκεανός* (p. 316, 14) *ἐν ταῖς παντοδαπαῖς ἱστορίαις* und s. v. *Χελιδόνιοι* (p. 308, 34) *ἐν τοῖς παντοδαποῖς* ſteht. 58) Es heißt nämlich s. v. *Ῥωμεῖς* (p. 243, 18) *Φαβωρῖνος ἐν ἐπιτομῇ τετάρτῃ*. 59) ſ. außer den Note 57 und 58 angeführten Stellen s. v. *Αἰθίοψ* (p. 22, 18), *Ἀκτή* (p. 29, 2), *Ἀραχωτοί* (p. 50, 2), *Βισάλτια* (p. 76, 35), *Κριμμύων* (p. 169, 27), *Σφακτηρία* (p. 264, 36). 60) s. v. *Ἀλεξάνδρεια* (p. 32, 18). 61) z. B. bei ***Fabricius***, Bibl. Graec. III. p. 175, bei ***Kayser*** ad ***Philostr.*** p. 182. 62) Die Stelle lautet, nach der richtigen Abtheilung in Weſtermann's Ausgabe p. 22, 17 sq. s. v. *Αἰθίοψ* jetzt alſo: *ὀνομάζουσι δὲ τοὺς αἰτίους τούτων Μίθραν καὶ Φλεγύας, ἄνδρας Αἰθίοπας τὸ γένος, ὡς Φαβωρῖνος· περὶ τοῦ Αἰθιόπισσα πλατύτερον ἐν τοῖς τῶν ἐθνικῶν προτεχνολογήμασιν εἴρηται.*

63) ſ. ***Westermann***, Praefat. ad *Stephanum Byzant.* p. VI. 64) De critica I, 15 bei deſſen Emendatt. p. 164.

Digitized by Google

hier genannte Freund ſei ein anderer, als der oben bezeichnete, ihm ſo befreundete Favorinus.

Ganz anders verhält es ſich jedoch mit einem Favorinus, welchen Gellius (Noctt. Att. XV, 8) nennt, und ihm, offenbar um eine Verwechſelung mit dem ſpäteren, ihm ſelbſt ſo befreundeten Philoſophen Favorinus zu vermeiden, das Prädicat *vetus orator* gibt; auch die von dieſem Favorinus zu Gunſten der den Aufwand und Luxus der vornehmen Römer, beſonders bei Gaſtmahlen, einſchränkenden liciniſchen Bill (593 u. c. oder 161 a. Chr.) gehaltene Rede, aus der er Einiges anführt, *orationem veterem Favorini* nennt. Da ſich nun aber von einem Redner *Favorinus* aus den Zeiten der römiſchen Republik durchaus keine weitere Spur findet, ſo wird die Sache, wie die Perſon, ungewiß bleiben, vorausgeſetzt, daß die Lesart bei Gellius richtig iſt, und nicht, wie Pithöus vorſchlug, *Fannius*, oder, wie Jacob Gronovius wollte, *P. Augurinus*, oder endlich, wie Birbung vorſchlug und Meyer (in ſeiner erſten Ausgabe der Fragmenta oratt. Romann. p. 184 sq.) und Weſtermann (Geſchichte der römiſchen Beredſamkeit S. 218) billigten, *Favonius* ſtatt *Favorinus* zu leſen iſt, obwol auch gegen die letzte Annahme weſentliche Bedenken ſich erheben laſſen, die auch Meyer bewogen haben, von der frühern Anſicht in ſeiner neuen Ausgabe der Fragmenta oratt. Romm. p. 208 abzugehen und die ganze Streitfrage unentſchieden zu laſſen. (*Baehr.*)

FAVRAS (Thomas Mahy, Marquis v.), geb. 1745 zu Blois, anfangs Mousquetair, als welcher er den Feldzug von 1761 mitmachte, dann nach verſchiedenen Beförderungen Lieutenant in der Schweizergarde bei Monſieur. Dieſe Stelle gab er 1775 auf und ging nach Wien, wo er ſeine nachmalige Gemahlin, die einzige Tochter des Fürſten von Schauenburg, kennen lernte. Bei dem Aufſtand gegen den Statthalter befehligte er 1787 eine Legion in Holland. Als die Finanznoth in Frankreich das Äußerſte erreicht hatte, ſchrieb er: le Deficit des Finances de France vaincu par un mode de réconstitutions annuitaires, qui opérera aussi en 30 ans la libération de la Dette nationale. 1789. 4. Noch in demſelben Jahre aber ward er heimlicher Plane gegen die Revoluzion angeklagt; er habe zur Nachtzeit bewaffnete Leute nach Paris bringen wollen, um Bailly, La Fayette und Necker aufzuheben, die königliche Garde anzugreifen, des Statsſiegels ſich zu bemächtigen und den König mit deſſen Familie nach Peronne zu entführen. Die Zeugen gegen ihn, Morel, Turcatti und Marquié, ſagten aus, er habe ihnen ſeinen Plan mitgetheilt, nach welchem 12,000 Schweizer und 12,000 Teutſche ſich zu Montargis vereinigen ſollten, um von da nach Paris aufzubrechen und das Angegebene zu vollführen. Damals war angeklagt ſein und verurtheilt werden eins, und hier beſonders, da das wüthende Volk ſtürmiſch ſeinen Tod verlangte. Er wurde zu öffentlichem Gericht an der Hauptkirche und zum Strange auf dem Greveplatz verurtheilt. An der Kirche Notre-Dame nahm er dem Greffier das gefällte Urtheil aus der Hand, und las es ſelbſt mit lauter Stimme ab. Am Stadthauſe angelangt gab er folgende Erklärung: Bereit vor Gott zu erſcheinen, verzeihe ich denen, die gegen ihr Gewiſſen mich verbrecheriſcher Plane angeklagt haben. Ich liebte meinen König, und werde dieſer Geſinnung treu ſterben, niemals aber habe ich weder die Mittel, noch den Willen gehabt gewaltſame Maasregeln gegen die jetzt eingeführte Ordnung der Dinge zu ergreifen. Ich weiß, daß das Volk mit großem Geſchrei meinen Tod verlangt. Wohl denn, wenn es eines Opfers bedarf, ſo iſt es mir lieber daß die Wahl auf mich fällt, als daß ſie vielleicht einen unſchuldigen Schwachen getroffen hätte, der im Angeſicht einer unverdienten Todesſtrafe in Verzweiflung gerathen wäre; ich gebe Verbrechen zu büßen, die ich nicht begangen habe." Dies war am 19. Febr. 1790. Schon auf der Leiter ſtehend rief er: Bürger, ich ſterbe unſchuldig, betet für mich zu Gott! Zum Henker ſagte er dann: Verrichte dein Amt! — Im Laufe des Prozeſſes hatte man auch ſeine Gemahlin, die ſich durchaus als die eines ſolchen Gatten würdige Frau bewies, während der Nacht aus ihrer Wohnung geholt und verhaftet. Durch Vermittelung des damals auch verhafteten Generalpächters Argeaud ward es beiden möglich, ſich einander zu ſchreiben, und als ſie nach des Gemahls Hinrichtung der ſechs und zwanzigtägigen Haft entlaſſen wurde, erſchienen: Testament de mort 1790 und bald darauf Correspondance du Marquis et de la Marquise de Favras pendant leur détention, welche Schriften eine lebhafte Theilnahme erregen mußten. Überſetzt findet man ſie in mehreren teutſchen Zeitſchriften, unter andern im franzöſiſchen Muſeum Bd. 1. St. 1. 2. Nicht minder denkwürdig iſt der, im J. 1791 in mehreren Journalen mitgetheilte, Brief dieſer ausgezeichneten Frau an Bailly, als man ſie für eine patriotiſche Beiſteuer abgeſchätzt hatte. Wie, ſo ſchrieb ſie, hat man ſo wenig Schaam, um nicht zu fühlen, daß das von kirchenräuberiſchen Händen unſchuldig vergoſſene Blut eine fluchwürdig patriotiſche Beiſteuer iſt? (*H.*)

FAVRAT (Louis), Arzt, in Würzburg geboren, ſtudirte auf mehren teutſchen Univerſitäten, promovirte 1757 in Baſel und ließ ſich als Arzt in dem ſchweizeriſchen Städtchen Payerne nieder. Er hat ſich dadurch bekannt gemacht, daß er die teutſche alchemiſtiſche Schrift: Aurea catena Homeri, welche von einem Ungenannten zu Anfange des 17. Jahrh. herausgegeben wurde, ins Lateiniſche überſetzte und mit Anmerkungen verſah: Aurea Catena Homeri, i. e. concatenata naturae historia physico-chimica. (Franc. et Lips. 1763.) Seine Ausgabe iſt die geſuchteſte. (*F. W. Theile.*)

FAVRE (Peter Franz), eins der vielen Opfer der Verfolgungen, welche die Jeſuiten gegen Jeden zu erregen wußten, der ſich nicht unbedingt ihrem Willen fügen wollte. Er wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts von katholiſchen Ältern geboren zu St. Barthelemi, in der den Städten Bern und Freiburg gemeinſamen Herrſchaft Tſcherliz (Echallens), im jetzigen Canton Waadt. Seine Jugendjahre bieten nichts Beſonderes dar; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, wurde zum Prieſter geweiht und erhielt eine Pfründe zu Laudun in Nieder-

Digitized by Google

Languedoc. Frommer Eifer für die Ausbreitung der katholiſchen Religion beſtimmte ihn zu dem Entſchluſſe, nach Holland oder England zu gehen, um eine Gelegenheit zu finden, als Miſſionair zu wirken. Grade zu dieſer Zeit aber hatten die Nachrichten von den heftigen Streitigkeiten zwiſchen den Jeſuitenmiſſionen in Cochinchina und den dortigen franzöſiſchen Miſſionairs, und von der durch die Jeſuiten begünſtigten Vermiſchung heidniſcher Gebräuche mit dem Chriſtenthume, den Papſt Clemens XII. bewogen, eine Viſitation in Cochinchina anzuordnen. Der Biſchof von Halikarnaſſus, Franz de la Baume, übernahm den gefährlichen Auftrag, das Treiben der Jeſuiten in dieſen fernen Ländern zu unterſuchen und die Streitigkeiten zu entſcheiden; aber es ſcheint, daß er mehr redlichen und frommen Sinn, als die erfoderliche Gewandtheit und Schlauheit zu dieſem Unternehmen beſaß. Der Erzbiſchof von Avignon, der Favre perſönlich kannte, bewog ihn, als Secretair und Beichtvater bei dem apoſtoliſchen Viſitator einzutreten. Die Geſchichte dieſer Viſitation findet man in dem von Favre herausgegebenen Werke, welches aus einer Reihe von Briefen beſteht, die er während der Reiſe an den Marquis von Nicolai ſchrieb. Der Titel, welcher von den Miſſionsberichten der Jeſuiten hergenommen iſt, lautet: Lettres édifiantes et curieuses sur la visite apostolique de M. *de la Baume*, Evêque d'Halicarnasse, à la Cochinchine en l'année 1740; où l'on voit les voyages et les travaux de ce zèlé Prélat, la conduite des Missionaires Jesuites etc. Pour servir de continuation aux Mémoires historiques du R. P. Norbert, Capucin.; par Mr. *Favre*, Prêtre Suisse, Protonotaire Apostolique et Provisiteur de la même visite. (Venise [Neuſchatel oder Biel] 1746.) Das Werk enthält zugleich Beiträge zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche in Cochinchina. — Der apoſtoliſche Viſitator kam mit ſeinem Gefolge den 15. Juli 1738 zu Macao an, wo aber auch ſogleich die Intriguen der Jeſuiten begannen, ſodaß er acht Monate hier verweilen mußte. Die Abreiſe wurde eine Zeit lang auf Antrieb der Jeſuiten vom portugieſiſchen Gouverneur förmlich verboten und der Biſchof gewiſſermaßen gefangen gehalten. Zwei franzöſiſche Miſſionairs, die er bei ſich hatte, entflohen heimlich, um nicht durch die Jeſuiten der Inquiſition zu Goa in die Hände geliefert zu werden. Damals ſchon drohte dem Biſchofe das Schickſal des Cardinals Tournon, der in China ebenfalls als päpſtlicher Viſitator den Jeſuiten entgegengetreten war, durch ihren Einfluß aber von Peking nach Macao gebracht worden und dort 1710 nach dreijähriger Gefangenſchaft geſtorben war. Den 16. März 1739 gelang es endlich dem Biſchofe, mit Favre von Macao abzureiſen. Zu Canton wurden ſie wieder drei Wochen aufgehalten, kamen aber endlich in den erſten Tagen des Mai in Cochinchina an. Die Briefſammlung erzählt nun ausführlich die Verfolgungen der Jeſuiten gegen die franzöſiſchen Miſſionaire, die ſich der Vermengung heidniſcher Gebräuche mit dem Chriſtenthume nicht unterziehen wollten, und von den Jeſuiten unter dem Vorwande des Janſenismus excommunicirt wurden; wie die Jeſuiten den einheimiſchen Chriſten, die nach den Vorſchriften jener Miſſionaire dieſe Gebräuche nicht mitmachen wollten, die Sacramente verweigerten; wie der Biſchof von Halikarnaſſus ſich zuerſt von ihnen täuſchen ließ, dann aber, da er dem Unweſen ſteuern wollte, als Störer der öffentlichen Ruhe bei den Mandarinen verklagt wurde, und wie er und Favre ein Mal in Gefahr waren, auf Anſtiftung der Jeſuiten ermordet zu werden. Die Briefe der Propaganda zu Rom an den Biſchof wurden von ihnen aufgefangen und kamen nie in ſeine Hände. — Da die Bereiſung des ganzen Landes dem Biſchofe unmöglich war, ſo ernannte er Favre zum Proviſitator, der dann die ſüdlichen Provinzen viſitirte. Der Biſchof überzeugte ſich endlich, daß kein Friede mit den Jeſuiten, die allein herrſchen wollten, möglich ſei, ſo lange andere Miſſionaire mit ihnen in Berührung kommen. Er theilte die Provinzen zwiſchen den Jeſuiten, den franzöſiſchen Miſſionairen und den Franziskanern. Allein Kummer und Anſtrengungen, wie Favre ſagt, ohne indeſſen der andern Anſicht zu widerſprechen, oder Gift, wie ein Franziskaner nach Rom berichtete, machten den 2. April 1741 dem Leben des Biſchofs ein Ende. Nun konnte ſich auch Favre nicht mehr in Cochinchina halten. Er traf als Proviſitator noch einige Anordnungen, reiſte am 8. Aug. 1741 ab und kam Anfangs Juli 1742 wieder in Frankreich an. Er begab ſich nun nach Rom, um zu berichten und das Benehmen des Biſchofs gegen die Anklagen der Jeſuiten, welche Favre vergeblich zu beſtechen verſuchten, zu vertheidigen. Durch die Umtriebe der Jeſuiten wurde die Sache bis ins Jahr 1744 verzögert, wo endlich eine Congregation von ſieben Cardinälen zuſammentrat, in Folge deren dann der Papſt die Anordnungen des Biſchofs von Halikarnaſſus in Beziehung auf die Anweiſung beſonderer Provinzen für die Jeſuiten und die franzöſiſchen Miſſionairs beſtätigte, die Beſtimmungen aber, welche die Franziskaner betrafen, abänderte. — Als dann Favre 1746 ſeine Lettres édifiantes herausgab, wurden ſie von dem Biſchofe von Lauſanne (zu Freiburg) verdammt und Favre alle prieſterlichen Verrichtungen unterſagt. Seine Appellation nach Rom ließ man liegen. Die Jeſuiten bewirkten, daß das Werk zu Freiburg durch den Henker verbrannt wurde und kauften die Exemplare möglichſt auf, ſodaß es ſehr ſelten wurde. Alle Verſuche, ſich mit dem Biſchofe, dem Werkzeuge der Jeſuiten, auszuſöhnen, waren vergeblich; 1752 verbot dieſer ſogar den Prieſtern ſeiner Diöceſe, ihm die Sacramente zu ertheilen. Gegen gewaltthätige Angriffe ſchützte ihn aber die Regierung von Bern. Er hielt ſich meiſtens zu Aſſens, in der Voigtei Tſcherlitz, auf, wo er ein wirkliches Einſiedlerleben führte, und im Anfange der achtziger Jahre ſtarb. Einen ausführlichen Auszug aus den Lettres édifiantes findet man in Simler's Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeſchichte. (1757.) 1. Bd. S. 159 fg. (*Escher.*)

Favre, Louis, ſ. Faber.

FAXE (Jacob Wilhelm), geb. zu Skabersjö in Schonen 1730, geſtorben 1790. Sohn eines Geiſtlichen, widmete er ſich auf den Univerſitäten Lund und Upſala dem geiſtlichen Stande. 1751 erlangte er den Magiſter-

Digitized by Google

grad, 1761 die Ordination und ward Adjunct. 1762 ward er Paſtor zu Quiſtoſta und Glumslöf in Schonen, ſpäter wirklicher Propſt. Er war ein tüchtiger Philoſoph und Theolog, und als Prediger ſehr begabt. Außer Diſputationen hat er mehre Schriften herausgegeben, die insbeſondere die Apologie des chriſtlichen Glaubens zu ihrem Gegenſtande haben. Sein Sohn iſt Wilhelm Faxe, Profeſſor der Theologie zu Lund und ſeit 1811 Biſchof zu Lund, geboren zu Quiſtoſta 1767 am 18. Mai.
(*v. Schubert.*)

FAXEFJELD, eine iſolirte Alpe, etwa 4000 Fuß hoch und dennoch ohne Eis auf dem Gipfel, weil die Abfälle zu ſteil ſind, als daß Schnee liegen bleiben kann, im norwegiſchen Norrland, Senjen's Voigtei.
(*v. Schubert.*)

FAXÖE, ein Kreis (Heide) auf der däniſchen Inſel Seeland, Amts Präſtöe, an der Oſtſee, mit 6200 Einwohnern auf einem Flächeninhalte von vier □Meilen. Der Kreis enthält, außer der Kloſterkirche zu Wemmeltoft, 11 Kirchſpiele, die adeligen Stifte Giſſelfeld und Wemmeltoft, 6 Güter, 53 Dörfer, und iſt reich an vorzüglichen Kalkſteinbrüchen. Das Dorf Faxöe, im gleichnamigen Kirchſpiel und Kreiſe, liegt auf einem Kalkberge; in den nahen berühmten Kalkbrüchen finden ſich oft Verſteinerungen von Seethieren. (*v. Schubert.*)

FAYAL, 1) eine zu den Azoren gehörige Inſel, zwei □Meilen groß, mit hohen Bergen, aber einem ſehr fruchtbaren Boden, der zu Ackerbau und Weinbau benutzt wird. Die Inſel mag 15,000 Einwohner haben. 2) Eine Stadt auf der Inſel deſſelben Namens, mit einer vortrefflichen, von den aus Indien zurückkehrenden Schiffen fleißig beſuchten Rhede. Von den benachbarten Inſeln Pico, Corvo und Flores bietet keine einen gleich guten Ankerplatz für größere Schiffe dar. Die Stadt hat etwa 6000 Einwohner, mehre Kirchen, drei Mönchs- und zwei Nonnenklöſter, und gleicht einem großen Landhauſe in der Mitte ſüdlicher Gärten, denn die Gegend umher iſt trefflich angebaut. (*Eiselen.*)

FAYDIT (Gaucelm), geb. 1190 zu Uzerche in dem Bezirke Haute Vienne, von Ältern bürgerlichen Standes, führte in ſeiner Jugend ein regelloſes Leben und überließ ſich ſinnlichen Genüſſen aller Art. Die von ihm ſpäter gedichteten Lieder, obſchon arm an biographiſchen und hiſtoriſchen Notizen, beſtätigen doch, daß er ein Schlemmer und den Freuden der Tafel unmäßig ergeben geweſen [1]). Als er ſeine ganze Habe im Würfelſpiel verloren, ergriff er nothgedrungen das Gewerbe eines Troubadours. Das Glück war ihm nicht günſtig auf ſeiner neuen Laufbahn. Länger als 20 Jahre ſoll er ſich in der Welt umhergetrieben haben, ehe ſein Talent Anerkennung fand, woran vorzüglich ſeine mittelmäßige Stimme ſchuld ſein mochte. Er hielt es nicht unter ſeiner Würde, eine öffentliche Dirne, Guillelma Monja, zu heirathen, die ihn ſeitdem auf ſeinen Streifzügen begleitete, und mehr Talent beſeſſen zu haben ſcheint, als er [2]).

Nicht lange ſcheint er indeſſen ſeine Guillelma in Liedern geprieſen zu haben. Er richtete ſeine Blicke auf einen beſſern Gegenſtand. Maria von Ventadour, auf einem wenige Meilen von Uzerche gelegenen Schloſſe, aus dem Hauſe Turenne, die Tochter Boſo's II., vermählt mit dem Vicomte Eblas de Ventadour [3]), galt für eine feine Kennerin der Dichtkunſt. Sie wechſelte Tenzonen mit den berühmteſten Troubadours ihrer Zeit, und zeigte ſich gewandt in der Entſcheidung von Liebesfragen, die man ihr vorlegte. Auch Faydit wagte der geiſtreichen Frau, um welche Fürſten buhlten, in Gedichten zu huldigen. Mehre ſeiner Minnelieder ſchildern den Eindruck, den Maria's geiſtige und körperliche Reize, beſonders ihre ſchönen Augen, auf ihn gemacht. Einige dieſer Gedichte athmen nichts als raſtloſe Sehnſucht nach der Geliebten und demüthige Ergebung in ihren Willen. Mit gefalteten Händen und gefeſſeltem Herzen bittet er um ihre Gnade [4]). In ſo ehrerbietigem Tone beſang er Maria eine Reihe von Jahren, bis er endlich, des fruchtloſen Singens müde, eines Tages vor ſie hintrat, ſie müſſe ihm ihre Liebe mit That beweiſen, oder er werde ſich eine andere Freundin ſuchen. Somit nahm er Abſchied von ihr. Maria, die den Dichter zu reizen fürchtete, nahm den Vorſchlag einer Freundin, Audiart (Aldearde) von Malamort, an, welche ihn dahin zu bringen verſprach, daß er ſeine Liebe zu Maria aufgäbe, ohne einen Groll auf ſie zu werfen [5]). Die Freundin ließ demgemäß dem Sänger durch einen Boten ſagen: ein kleiner Vogel in der Hand ſei beſſer, als ein Kranich am Himmel. Als er dies hörte, begab er ſich zu ihr und befragte ſie um die Deutung dieſer Worte. „Seht," ſprach Audiart, „ich habe Mitleid mit euch [6]), denn ich weiß, ihr liebt eine Frau, die nichts an euch liebt, als euere Lieder, weil ſie ihr zum Ruhme gereichen. Dieſe iſt der Kranich und ich bin der kleine Vogel, den ihr in der Hand habt. Bedenkt, auch ich bin artig, reich, jung und, man ſagt, auch ſchön. Noch habe ich Keinen hintergangen und bin nie hintergangen worden; doch hätte ich Luſt, geliebt und geſchätzt zu werden, um Lob und Preis davonzutragen. Ihr, das weiß ich, ſeid einer, der mir beides verſchaffen kann, und ich

1) Il mangea et buvait beaucoup, ce qui le rendit gras outre mesure. ſ. *Millot*, Histoire des Troubadours. Tom. I. p. 354. 2) Selbſt ihr Geburtsort wird genannt. „Elle etait du bourg d'Alest (Alais) de la Seigneurie de Bernard d'Anduse, dans la marche de Provence. ſ. *Millot* l. l. T. I. p. 354. Noch hat ſich eine Tenzone erhalten, worin ihm von Elias von Uiſel jene Heirath ironiſch zur Ehre angerechnet wird, indem es keinen ſchönern Bund geben könne, als den zwiſchen einer öffentlichen Dirne und einem Spielmann. ſ. *Raynouard*, Choix des poésies originales des Troubadours. Vol. V. p. 143 sqq.; cf. Vol. IV. p. 370, wo auch der Mönch von Montaudon dieſen Gegenſtand berührt. Nach der Äußerung des Letztern ſcheint Faydit ſich erſt ſpät verheirathet zu haben.

3) Post idem Ebolus de Maria sorore Raymundi de Torenna genuit Raymundum etc. Cf. *Godofridus Vosiensis* ap. *Bouquet*. T. XII. p. 424. 4) ſ. die von Raynouard (l. c.) aufbewahrten Gedichte: Maintas sazos es hom plus voleatos und Trop malamen m'anet un temps d'amor. 5) Vgl. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours. S. 364. 6) J'ai pitié de vous, sachant que vous aimez Madame Marie, qui ne repond à vos soins que par politesse, et parce qu'elle est flattée de vos chansons etc. ſ. *Millot* l. c. T. I. p. 360. Diez a. a. O. S. 365.

bin eine, die zu belohnen verſteht. Darum wähle ich euch zum Geliebten, und ſchenke euch meine Liebe und mich ſelbſt unter der Bedingung, daß ihr von Maria ablaßt und eine Canzone dichtet, worin ihr euch in aller Höflichkeit über ſie beſchwert und ihr euere Sinnesänderung kund thut.“ Faydit, bezaubert von der Schönheit ſeiner neuen Freundin, erklärte ſich bereit, ihr ſein ganzes Herz zu widmen, und entwarf ſogleich die noch erhaltene Trennungscanzone, in welcher er nicht ohne Zartheit die Urſache ſeines Abfalls erklärte. Nur gezwungen, ſagt er, ſcheide er von einer Dame, die ihn mit ſammt ſeinen wohlklingenden Liedern verſchmäht habe. In der letzten Strophe begrüßt und feiert er ſeine neue Gebieterin, die er ſchön und edel, gütig und liebreich nennt, und die ihm durch einen artigen Boten habe ſagen laſſen: ein kleiner Vogel in der Hand ſei ihr lieber, als ein am Himmel fliegender Kranich[7]). Dies Verhältniß war jedoch von keiner Dauer. Die neue Geliebte empfing ihn freundlich, erklärte aber, als er ſich ihr zu Füßen warf, ziemlich kalt, was ſie für ihn gethan, ſei nicht aus Liebe, ſondern in der Abſicht geſchehen, ihn zu heilen von einer ſiebenjährigen thörichten Hoffnung, da ihr Marien's Geſinnung bekannt ſei; übrigens trage ſie ihm ihre Freundſchaft an. Sie wolle, ungeachtet er dies zu glauben ſcheine, nichts weniger, als ihn verrathen und verderben, ſondern habe ihn vielmehr vor Verrath und Verderben geſchützt[8]). Mit zerriſſenem Herzen wandte er ſich an ſeine erſte Geliebte in einer Canzone, worin er ſie um Verzeihung bat, daß eine argliſtige Betrügerin durch ihre Reize ihn zu einem Fehltritte verleitet habe. Die Zuſchrift, mit der er dieſe Canzone begleitete, iſt an den Grafen von Poitou gerichtet. Da ſich der Vorfall, wie aus andern Liedern erhellt, in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts zugetragen haben muß, ſo iſt mit dieſem Comte de Poitou höchſt wahrſcheinlich der König Richard von England, Heinrich's II. Sohn, gemeint, der zwar ſeinem Neffen, dem Herzog Otto von Braunſchweig, jene Provinz abgetreten, ſich aber die Lehnsherrlichkeit darüber vorbehalten hatte[9]). Dieſe Annahme wird um ſo wahrſcheinlicher durch ein ſehr gelungenes Gedicht, in welchem Faydit den Tod Richard's, des tapferſten Fürſten ſeiner Zeit und eines der größten Gönner der Hofpoeſie, in rührenden Verſen beklagt[10]).

Vielleicht war es der Tod des von ihm gefeierten Fürſten, was ihn bewog, um dieſe Zeit ſich nach Welſchland zu begeben, an den Hof des Grafen Bonifaz von Montferrat. Der Glanz des Hofes ſcheint ihm indeſſen keinen Erſatz gegeben zu haben für die Trennung von Maria, deren Bild ihn in den entfernten Thälern der Lombardei fortwährend umſchwebte. Aus Limouſin, wohin er ſich gewandt, verſuchte er die gekränkte Freundin durch eine Canzone, die er ihr ſandte, zu verſöhnen. „In dem Augenblicke,“ heißt es darin, „wo ich das Beſte hoffe, verliere ich es, wie einer, der ſich beim Spiel verwirrt, immer fortſpielt und nichts gewinnt. Zu hoch ſtieg ich empor, und bin nun um ſo tiefer gefallen. Ich klomm den Berg hinan, in dem Wahne, den Orion greifen zu können, den kein Menſch erreichen kann“ u. ſ. w.[11]). In jenem Gedichte entſchuldigt er ſich bei Bonifaz, den er den Schatz von Montferrat nennt, daß er noch nicht zurückgekehrt ſei[12]). Maria ſoll alle ſeine Bitten zurückgewieſen haben, womit ſich aber ſeine Gedichte nicht in Einklang bringen laſſen. In einer ſeiner Canzonen verſichert er, wenn Maria ihn ihrer Liebe würdige, ſo werde er ihr anhänglicher ſein, als es der Löwe jenem Golfier war, nachdem ihn dieſer von ſeinen grauſamſten Feinden befreit hatte[13]). Zugleich gelobt er ſeiner Gebieterin, ſobald er ihre Verzeihung erlangt, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Wirklich ſchloß er ſich 1212 dem Kreuzzuge an, deſſen Führung Bonifaz von Montferrat übernommen. Maria ließ ſich durch ſeine Schmeicheleien[14]) bewegen, ihm zu verzeihen, und jetzt erſt erklärte er in einem feurigen Kriegsliede ſeinen Entſchluß, für Gottes Ehre zu fechten. In jenem Kriegsliede[15]) rühmt er die Reſignation der Kreuzfahrer und verdammt die Selbſtſucht der Zurückbleibenden. Der Antichriſt, ſagt er, ſei zum Verderben der Welt ausgezogen; er unterdrücke das Gute und fördere das Böſe u. ſ. w. Mit dem Antichriſt, den er an einer andern Stelle Saphadin nennt, iſt offenbar Al Adel Seiffeddin gemeint, der bald nach ſeines Bruders, des großen Saladin, Tode die Herrſchaft von Ägypten und Syrien an ſich geriſſen und ſich einen gefürchteten Namen erworben hatte. Mit nicht ganz unverdienten Vorwürfen überhäuft Faydit in jenem Gedichte den König Philipp Auguſt von Frankreich, der, ſtatt für die Sache Gottes zu fechten, die kaum beigelegten Streitigkeiten mit Heinrich II. von England wieder erneuerte, raſtlos den Lieblingsplan verfolgend, der engliſchen Herrſchaft in Frankreich ein Ende zu machen. Mit gleichzeitigen Dichtern theilte Faydit die Befangenheit im Urtheile

7) Un petit oiseau dans la main vaut mieux qu'une grue dans les airs. ſ. *Millot* l. c. p. 362. Die Canzone befindet ſich bei *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 288 sqq. 8) Mon intention, lui repondit-elle, n'est pas de vous tuer ni de vous tromper. Je vous ai delivré de tromperie et de mort. ſ. *Millot* T. I. p. 363. 9) ſ. Diez a. a. O. S. 367. 10) Man findet dies Gedicht bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. 54 sqq.; cf. Vol. II. p. LIV sqq., und in einer teutſchen Überſetzung bei Diez a. a. O. S. 367 fg.

11) ſ. Diez a. a. O. S. 369 fg.

12) Cansos vai t'en
Tost e corren
Dir mon tesaur, de qui es Montferrat
Que perdo il quier car lai non sui fornatz
S'om pognes partir son voler.

13) Nach Papen (Histoire de Prov. Vol. II. p. 246; cf. *Millot* I, 372) iſt hier die aus den Kreuzzügen bekannte Geſchichte von Gottfried de la Tour und dem Löwen gemeint. Allein, wie Diez (a. a. O. S. 370) verſichert, haben die Handſchriften nicht Godefroi, ſondern Golfier, und ohne Zweifel war dieſer ein fabelhafter Ritter. Vgl. Ideler's Geſchichte der altfranzöſiſchen Nationalliteratur. S. 51.

14) Na Maria, tant es vostra valors,
Qu'e non estai, bona domna e reigna,
Que'm meraveil, que nuls cors la sosteigna,
E quascum jorn creisses als trobadors,
Avinens faiz, don cresquan Cansors.

15) Bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. 96 sqq.

Digitized by Google

über einen Fürſten, der den Grund zu Frankreichs politiſcher Größe legte. Dagegen iſt Faydit unerſchöpflich im Lobe ſeines Nebenbuhlers Richard, der ihm recht eigentlich als Spiegel aller ritterlichen Tugenden gilt [16]). Am Schluſſe des Liedes äußert der Dichter den Wunſch, das Heer möge den Grafen Balduin (von Flandern) und den edlen Markgrafen (Bonifaz von Montferrat) in Syrien antreffen.

Begeiſtert von dem heiligen Kriege, ergriff er jede Gelegenheit, ihn zu empfehlen. In einem Gedichte auf eine Gräfin Beatrix [17]) ſuchte er der Welt zu zeigen, wie man das letzte ernſte Geſchick, das keines Sterblichen ſchone, in Leben verwandeln könne. „Wer Gut und Blut für Gott opfert,“ ſagt er in jenem Liede [18]), „der öffnet ſich den Weg zum Paradieſe, und wer nicht mitzieht, der entehrt ſich ſelbſt. Ich fürchte, Gottes Zorn wird Jeden treffen, der ohne Grund zurückbleibt. Wol kenne ich ſolche, die der Beſitz und der Reichthum, der Teufel, die Sünde und der Betrug zurückhält wie falſche, ſchändliche Geizhälſe, die Gottes Feinde und allem Guten entgegen ſind. Sie wähnen ſich in den Ländern auszubreiten und Eroberungen zu machen; aber ich glaube, es wird anders kommen, denn Gott kann ſeinen Bogen ſpannen, und er führt durchbohrende Pfeile, die nimmer fehlen“ u. ſ. w.

Schmerzlich empfand Faydit die Trennung von Maria, und weich und ſchwärmeriſch ſind die aus der Ferne an ſie gerichteten Canzonen, ſeit die Geliebte, wieder mit dem Sänger verſöhnt, ihn ſogar mit einem Zeichen ihrer Gunſt belohnt hatte. In einem ſeiner Lieder ſagt er ihr den wärmſten Dank für den Kummer, den ſie bei dem ſchweren, von Seufzern beengten Abſchied gezeigt. „Sie konnte,“ ſagt er, „kaum ein Wort hervorbringen, als wir uns trennten; ſie bedeckte ihr Antlitz, und ſeufzte: Zieht mit Gott! Denk' ich im Herzen der liebreichen Mienen, ſo möcht' ich mich todt weinen, daß ich nicht bei ihr bin“ [19]).

Über Faydit's Schickſale unter den Fahnen des Markgrafen von Montferrat enthalten ſeine Lieder keinen Wink. Doch läßt ſich aus einigen Stellen ſchließen, daß ihm nach ſeiner Heimkehr aus Paläſtina die Sonne ſeines Lebens, Maria von Ventadour, wieder geleuchtet. Zu ſeinen letzten Gedichten gehört eins, in welchem Faydit eine leichtfertige Dame, mit der er in einer galanten Verbindung geſtanden zu haben ſcheint, die Gemahlin des Vicomte Raynaut d'Aubuſſon, mit ſeiner züchtigen Maria vergleicht [20]). Er ſtarb 1240. Nach Millot [21]), der ſich auf eine provençaliſche Quelle beruft, ſoll ſich Faydit in der letzten Zeit ſeines Lebens bei Raymond von Agoult aufgehalten und noch einen Liebesroman mit einer Edelfrau geſpielt haben. Von ſeinen Gedichten haben ſich über 60 erhalten, die man in der mehrfach erwähnten Sammlung Raynouard's findet [22]). (*Heinrich Döring.*)

FAYE (Georges de la), ein bekannter franzöſiſcher Chirurg, der in Paris geboren war und ebendaſelbſt am 17. Aug. 1781 ſtarb. Er hat ſich ebenſo wol als geſchickter Operateur, wie als beliebter Schriftſteller ausgezeichnet. Als Mitglied der Académie de Chirurgie hat er in den Abhandlungen dieſer Geſellſchaft einige Mittheilungen niedergelegt: über Haſenſcharte, über Amputation des Arms im Gelenke, über Lappenamputation, über den Transport von Perſonen mit Fracturen an den untern Extremitäten, über Cataracta; in den Mém. de l'Acad. des sc. aber hat er über Hypertrophie des Herzens gehandelt, einige überzählige Muskeln und einen Schweinscyklopen beſchrieben. Sodann beſorgte Faye eine neue verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von: *Dionis* Cours d'Opérations de Chirurgie. (Paris 1736. Ib. 1740. 1751. 1757. 1765.) Beſonders aber hat er ſich durch ſein chirurgiſches Handbuch bekannt gemacht; denn ſeine Principes de Chirurgie (Paris 1739. 12.) erlebten nicht nur mehre Ausgaben in Frankreich (Ib. 1744. 1747. 1757. 1761, zuletzt durch Dr. Mouton 1811. 8.), ſondern ſie wurden auch ins Teutſche (Straßburg 1751. Ebendaſ. 1763.), ins Italieniſche (Venez. 1751.), ins Spaniſche (Madrid 1761.), ins Schwediſche (Stockholm 1763.) überſetzt. Zu bemerken iſt übrigens, daß ſein Name von Vielen Laſaye geſchrieben wird. (*F. W. Theile.*)

FAYENCE iſt die Benennung einer Art irdenen Geſchirrs. Die dazu geeignete Maſſe hält die Mitte zwiſchen Letten und Thon, und wo ſich dieſe nicht findet, da erſetzt man ſie durch eine Miſchung von jenen Erdarten, und in Ermangelung des Thons von Letten und ſeinem Sand. Von gemeiner Töpferarbeit unterſcheidet es ſich, außer ſeiner Feinheit, durch ſeine undurchſichtige, weiße oder farbige, Glaſur mit kunſtmäßiger Malerei. Den Namen hat dieſes Geſchirr von der Stadt Faenza im Kirchenſtate, welche durch Verfertigung ſolcher Geſchirre berühmt war. Die erſte Fayence in Frankreich wurde zu Nevers verfertigt. Ein Italiener, der den Herzog von Nivernois dahin begleitet hatte, fand beim Spazierengehen die in Italien dazu gebrauchte Erdart, bereitete ſie zu, ließ einen kleinen Ofen bauen, und lieferte das erſte franzöſiſche Geſchirr dieſer Art. Daher die franzöſiſche Benennung. Der ältere Name war Majolika (ſ. d. Art.), welchen Einige von dem gleichnamigen Erfinder, Andere aber von der baleariſchen Inſel Majorka oder Mallorka ableiten wollen. Man ließ nämlich dieſe Erfindung über jene Inſel aus China kommen. Da aber die Majolika in Europa früher bekannt war, als China entdeckt wurde, ſo kann ſie, wie Beckmann in ſeiner An-

16) Vgl. Diez a. a. O. S. 372 fg. 17) Es wird hier [illegible] bezweifelt, daß dies Klagelied Faydit's Werk ſei, da die [illegible] Beatrix von Provence, die Gemahlin Karl's von Anjou, zu [illegible] gegen 12[illegible], geſtorben. ſ. *Millot* l. c. T. I. p. 373. [illegible] Gedicht bezeichnet ſie nirgends als Gräfin von Pro[illegible] um das Jahr 1201 kann irgend eine andere Gräfin dieſes [illegible] geſtorben ſein. 18) Bei *Raynouard* l. c. Vol. IV. p. [illegible] 19) ſ. *Raynouard* l. c. Vol. III. p. 282. 20) Ibid. [illegible] 21) a. a. O. S. 371.

22) Vgl. *Millot*, Histoire des Troubadours. T. I. p. 354 seqq. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours. S. 361 fg. Brinkmeier in der Schrift: Die provençaliſchen Troubadours. (Halle 1844.) Die von Raynouard herausgegebene Choix de poésies originales des Troubadours. (Paris 1816—1821.) 6 Voll. Vgl. Siſmondi in der Literatur des ſüdlichen Europa; teutſch mit Anmerkungen von L. Hain. (Leipzig 1816.) 1. Bd. S. 58 fg.

Digitized by Google

leitung zur Technologie bemerkt, keine europäiſche Nachahmung des chineſiſchen Porzellans ſein. Ebenſo, ſagt er, verdient weder Majolika noch Fayence den Namen des unechten Porzellans, den ihr Unkundige geben; höchſtens kann er nur durch eine Ähnlichkeit der Bemalung gerechtfertigt werden. Weit näher kommt das engliſche und teutſche Steingut dem Porzellan, doch unterſcheidet ſich das Steingut von Porzellan und Fayence ſowol durch ſeine Maſſe, zerſtoßene Feuerſteine, als durch ſeine durchſichtige Glaſur. Späterhin ſind noch mehrere Erfindungen zur Verbeſſerung deſſelben gemacht worden; ſ. Buſch, Handbuch der Erfindungen. *(H.)*

FAYETTE (La) [1], Pontus Motier, Herr von la Fayette, und mit Helis Brun veheirathet, erhielt von ſeinem Schwiegervater, Ägidius Brun, auf Champeſtieres und Jobes, alle deſſen in Auvergne belegene Güter, und wurde ein Vater von fünf Kindern, unter denen der zweite Sohn, Pontus, als der Stammvater der Linien in Champeſtieres und Wiſſac merkwürdig iſt, während der älteſte, Gilbert I. Motier, die Hauptlinie fortſetzte. Gilbert's Urenkel, Gilbert III. Motier auf la Fayette, Ayes, Pontgibaut, Nebouzac, S. Romain, Monteil-Gelat und theilweiſe Champeſtieres, wurde von dem Herzoge von Bourbon, an deſſen Hofe er ſeine Erziehung empfangen, zum Seneſchalk von Bourbonnais beſtellt, diente auch unter demſelben Herzoge, als deſſen Marſchalk, gegen die Engländer in Languedoc. In dieſer Eigenſchaft wirkte Gilbert zu der Belagerung von Soubiſe, gleichwie er ſich bei dem von dem Herzoge zu Paris 1414 abgehaltenen Turniere und bei der Belagerung von Compiegne, 1415, betheiligte. In demſelben Jahre empfing er von dem Könige die Hauptmannſchaft zu Carlat und Rochefort. Von dem Dauphin Karl wurde Gilbert am 13. Juni 1417 zu der Amtmannſchaft in Rouen beſtellt, in der Abſicht, der zunächſt bedrohten Normandie einen mannhaften Schirm zu verſchaffen. In der That vertheidigte la Fayette die wichtige Stadt Caen mit vielem Muthe, und als ſie endlich erſtürmt wurde, behauptete er noch ganzer drei Wochen das Schloß, bevor er ſich auf ehrliche Bedingungen ergab, 1417. Am 1. März 1418 trat er das Gouvernement von Lyon und Maconnais an, welches gegen die Burgunder zu vertheidigen ihm 50 Gendarmen vergütet wurden. Das folgende Jahr nahm er die Feſte Beaulieu, deren Hauptmannſchaft ihm ſofort ſammt jener von S. Sulpice und Milhau übertragen wurde. Am 27. Mai 1420 mit dem Gouvernement vor Dauphiné bekleidet, blieb er in deſſen Genuſſe bis zum 1. Oct. n. J. Zum Marſchall von Frankreich ernannt 1421, unterzog er ſich im folgenden Jahre, verſtärkt durch etwa 5000 Schotten, unter den Befehlen des Grafen von Buchan, der Vertheidigung der durch den Herzog von Clarence bedrohten Landſchaft Anjou. Eine Schlacht ſollte derſelben Schickſal entſcheiden, und für dieſe Schlacht war von den beiderſeitigen Heerführern Ort und Tag verabredet, als der Herzog, getäuſcht durch falſche Nachrichten um des feindlichen Heeres Stärke und Beſchaffenheit, in der Abſicht, daſſelbe zu überfallen, einen Gewaltmarſch antrat. Noch war ein Theil ſeiner Völker zurück, als er in der Nähe von Baugé die Vorhut derjenigen, die er zu überfallen wähnte, 140—160 ſchottiſche Bogenſchützen, in vortheilhafter Stellung, an einem Engpaſſe traf. So hartnäckigen Widerſtand leiſteten die Wenigen, daß la Fayette Zeit gewann, einen Theil wenigſtens ſeiner zerſtreuten Scharen zuſammenzuziehen und in Schlachtordnung den Angreifern entgegenzuführen. Einen Augenblick überlegte der Herzog von Clarence, ob er nicht beſſer thue, den Anzug ſeines übrigen Volkes zu erwarten, dann trieb ihn vorwärts die Verachtung eines in ſo gar geringer Fronte ſich entwickelnden Feindes. Mit ſeinen 1000—1200 Gleven, der Blüthe der engliſchen Ritterſchaft, ſprengte er die Franzoſen an, die ſofort in eine dichte Phalanx ſich zuſammendrängten, die Schützen an der Spitze, die Rittersleute, die bis auf wenige abgeſeſſen waren, die Lanzen vorhaltend. Der Heftigkeit des Sturmes erzeigte ſich angemeſſen die Gegenwehr; von beiden Seiten wurden mehre Paniere gefällt und wieder erhoben, bis nach einer blutigen Arbeit von einigen Stunden die Engländer ganz plötzlich aus einander geſprengt wurden. Es fielen der Herzog von Clarence und mehre der vornehmſten ſeiner Begleiter, in allem 2—3000 Mann, andere geriethen in Gefangenſchaft: den Sieg nicht, aber des Sieges Trophäen zu vervollſtändigen, hätte la Fayette des feindlichen Prinzen Leiche behaupten müſſen, die wurde ihm aber nach einem verzweifelten Gefechte von der am Oſtermorgen auf dem Schlachtfelde eintreffenden Nachhut der Engländer entriſſen (die Schlacht fiel am Charſamſtag 1421, i. e. 1422, vor), da ein großer Theil ſeiner Truppen ſchon wieder in die Standquartiere zurückgekehrt war, ein Umſtand, welchem auch die Trümmer des engliſchen Heeres, 3—4000 Mann, ihre Rettung zu verdanken hatten. Im folgenden Jahre beſiegte la Fayette die von dem Herrn von Rochebaron angeführten Burgunder, auch wurde ihm am 10. April 1423 Beſtellung auf 1000 Reiſige und 500 Schützen. Am 17. Aug. 1424, kurz vorher hatte er bei Bourges einen Vortheil über die Engländer erlangt, focht er bei Verneuil und gerieth in des Herzogs von Bedford Gefangenſchaft, deren Härte ihm ſchwere Krankheit zuzog. Der Bande entledigt, empfing er von dem Könige verſchiedene Gnadenbezeigungen, deren weſent-

1) Alſo, und nicht Lafayette, ſoll man ſchreiben. Dieſe letzte Form ſcheint der Held der Revolution erwählt zu haben; ſie iſt aber nicht nur dem Herkommen, ſondern auch der Sprache ſelbſt zuwider. Die meiſten der Ortſchaften Frankreichs, alle ſeine Landſchaften und Flüſſe, führen vor dem Namen den Artikel; wollte man Artikel und Namen verbinden, ſo müßte alle lexikographiſche Ordnung aufhören, unter den Buchſtaben L beinahe ganz Frankreich gebracht werden. Eine Menge Namen, zumal ſolche, die dem Auslande entſtammen, würden durch ihre Verbindung mit dem Artikel vollkommen unkenntlich gemacht; nur Wenige vermöchten alsdann zu ermitteln, daß ein Comte de Lamark ein Graf von der Mark ſei. Endlich, und dieſer Grund wird zumal entſcheidend ſein für alle feudale Namen, wenn der Ort, von welchem die Familie den Namen entlehnt, den männlichen Artikel im Singular vor ſich hat, wie z. B. le Châtelet, le Fresne, le Terail, ſo kommt die Familie unter den Genitiv, du Châtelet, du Fresne, du Terail. Verbindet man nun Namen und Artikel, ſo gehört das Stammhaus unter den Buchſtaben L, die Familie unter den Buchſtaben D. Iſt das vernünftig, iſt das thunlich?

Digitized by Google

lichſte doch die Verleihung der peinlichen Gerichtsbarkeit für die Herrſchaft la Fayette geweſen zu ſein ſcheint. Im J. 1429 führte er der Stadt Orléans 300 Gleven zu Hilfe, blieb auch daſelbſt, als Hauptmann, zurück, bis er dem Könige nach Reims zur Krönung folgte. Einer der Unterhändler des Friedens von Arras, wurde er am 3. Mai 1439 zum Seneſchalk für Beaucaire und Nimes beſtellt; einen Monat ſpäter beſchenkte ihn der Herzog von Bourbon mit der Herrſchaft Béauche in Forez. Die Normandie aus Feindes Gewalt zu befreien, wirkte der Marſchalk auf dem Schlachtfelde, wie in Unterhandlungen, mit gleich viel Thätigkeit und Erfolg, daher er auch, bei des Königs Einzug in Rouen, als eine der ausgezeichnetſten Perſonen von deſſen Gefolge genannt wird. Am 20. Aug. 1450 beſtätigte er ſeine frühere Stiftung in der Abtei la Chaiſe-Dieu. Er ſtarb am 23. Febr., jedenfalls vor 1463. Von ſeiner zweiten Frau, Johanna von Joyeuſe, hatte er neun Kinder. Sein dritter Sohn, Gilbert IV. auf S. Romain, Pont-Gibault, la Roche-d'Agoult, Monteil-Gelat, Goutenoutouze, Hautefeuille, Jaligny, Tréteaur und Ponſat, hat das Geſchlecht fortgeſetzt in ſeiner Ehe mit Iſabella von Polignac, in deren Rechte er ſogar die Burg Polignac gewaltſam einnahm, für ihn die Veranlaſſung zu ſchweren Rechtshändeln. Von Gilbert's IV. zweitem Sohne, Franz Motier, entſtammt die Nebenlinie in S. Romain, deren Mannsſtamm jedoch ſchon mit des Franz Enkel Claudius erloſchen iſt. Claudius hatte aber fünf Schweſtern, von denen die älteſte, Maria Motier de la Fayette, auf la Verſine, durch Eheberedung vom 9. Nov. 1576 an Johann le Clerc du Tremblay, den Président aux requêtes bei dem pariſer Parlament, Geſandter von Venedig und Kanzler des Herzogs von Alençon, verheirathet wurde, gleichwie die jüngſte, Magdalena, den Franz du Pas, Baron von Fauquieres, und nach deſſen Ableben den Iſaac Arnauld, Intendant des finances, heirathete. Gilbert's IV. älteſter Sohn, Anton, auf Pont-Gibault, Monteil-Gelat, und Antheil Roche d'Agoult, war zu S. Romain den 5. Juni 1474 geboren. Unter Gaſton von Foir in Italien dienend, war er einer der vornehmſten Hauptleute der Beſatzung von Bologna, wo ihm ein großer Antheil an der heldenmüthigen Vertheidigung dieſer nur durch Mauern geſchützten Stadt zukommt. Nach den Anſtrengungen von 19 Tagen mußte Raimund von Cardona zu Anfang Febr. 1512 die Belagerung aufheben, la Fayette aber empfing von K. Ludwig XII. das Amt eines Maître de son artillerie de delà les monts, welches er jedoch zu Gunſten Johann's von Pommereul 1515 aufgab. Anton kommt hierauf in der Eigenſchaft eines Seneſchalk von Ponthieu und Boulonnais vor, und ſtarb den 22. Aug. 1531. Sein Sohn, Johann Motier de la Fayette, vernehmend, wie in Nevers den Hugenotten jede gottesdienſtliche Übung unterſagt worden, darüber aber große Unruhe entſtanden ſei, verließ eiligſt ſeinen Aufenthalt in der Auvergne, um ſeinen Glaubensbrüdern, den Katholiken, Hilfe zu bringen. Am 23. Mai 1562 traf er zu Nevers ein, „et en vertu de l'arrêt du parlement de Paris, rendu contre les protestans séditieux, il fit vendre leurs biens, dont il tira beaucoup d'argent." Auf ſein Geheiß mußten alle Hugenotten die Stadt räumen. Er nahm auch la Charité, wurde aber endlich in dem Gefechte bei Cognac, als er ſich dem Durchmarſche der empörten Vicomtes entgegenſetzte, getödtet, 1568. Die Sieger verbrannten zugleich ſein Schloß. Seine Hausfrau, Franziska von Montmorin, die Erbin von Nades und l'Espinace, hatte ihm die Söhne Peter und Claudius geboren. Jener fiel bei Moncontour, 1569, unvermählt, Claudius war Vater von Johann III. Motier de la Fayette, auf Hautefeuille, der mit Margaretha de Bourbon-Buſſet verheirathet, am 3. Dec. 1651 ſein Leben beſchloß, Vater, u. a. Kindern, von Franz und Louiſe Motier. Louiſe zählte nur 17 Jahre, als die Königin Anna ſie als Fille d'honneur an den Hof nahm. Von einer blendenden Schönheit, mit ſeltener Liebenswürdigkeit gepaart, wurde ſie dem ganzen Hofe ein Gegenſtand der Bewunderung. Selbſt die traurige Perſönlichkeit Ludwig's XIII. fühlte ſich angezogen durch das blendende Geſtirn. „Le roi en devint amoureux à sa mode." Anna von Öſterreich und des Königs frühere Geliebte, die Hautefort, vereinigten ſich zu Widerſtand gegen diejenige, durch welche ihre erworbenen Anſprüche bedroht waren. Auch Richelieu empfand ernſtliche Beſorgniſſe um die einzige wahrhaftige Leidenſchaft, deren Ludwig XIII. jemals fähig geweſen. Den Gang derſelben, des Königs Verkehr mit der Geliebten zu beobachten, ſtellte er einen eigenen Agenten, den Boiſenval, auf. Des Cardinals Beſorgniß gewahrend, erkannten die Königin ſowol als die Hautefort die Nothwendigkeit, derjenigen, die dergleichen Beſorgniſſe zu veranlaſſen vermögend war, ſich anzuſchließen. Zwiſchen den drei Damen fand eine vollſtändige Ausſöhnung ſtatt, beſiegelt durch ein Bündniß zu gemeinſamer Vertheidigung. Der Jeſuit Cauſſin, der ſeit Kurzem an die Stelle des P. Arnour getreten war, unternahm es, die Vertheidigung in Angriff zu verwandeln. Der Königin und der Hautefort fehlte es hierzu an Entſchloſſenheit, die la Fayette bot zu einer ſehr verwickelten Intrigue die Hände. Ihr ſtand berathend zur Seite ihres Vaters Bruder, Franz Motier de la Fayette, Abt zu Dalon, Biſchof zu Limoges, ſeit 2. Jan. 1627 premier aumonier der Königin Anna (er iſt in dem Alter von 86 Jahren, den 3. Mai 1676, verſtorben). Die Geſchwätzigkeit des P. Cauſſin vereitelte den wohlberechneten und beinahe zur Reife gelangten Entwurf. Der Baſtard K. Karl's IX., der Herzog von Angoulême, hatte ſich von dem Cardinal eine Gunſt erbeten. Aus der Audienz zurückkehrend, hielt er vor dem Jeſuitencollegium der Straße S. Antoine, und kam ins Geſpräch mit dem P. Cauſſin. Dieſer, in das Thema, welches eben ſein Gemüth beſchäftigte, ſich vertiefend, äußerte: der König, von Mitleiden für ſein Volk gerührt, gedenke den Cardinal, den nichtswürdigſten der Menſchen, vom Hofe zu verweiſen, und an deſſen Stelle ihn, den Herzog, zu ſetzen. Vorläufig wolle er ihm, der bereits Witwer war, den Cardinalshut verſchaffen. Angoulême, mit der Gemüthsart des Königs wohl bekannt, dankte, gelobte ſich aber auf der Stelle, das Geheimniß an Chavigny zu ver-

trauen. So that er ohne Zeitverluſt, und Chavigny lohnte ihm mit einer feurigen Umarmung: „Sie geben uns das Leben wieder; ſeit ſechs Monaten bemühen wir uns vergeblich, zu ermitteln, was der König im Schilde führt.“ Chavigny trug die Mittheilung ſofort nach Ruel, und dahin begab ſich am andern Tage auch Angoulême, welchen Richelieu ſelbſt bei dem Könige einführte. „Da iſt er,“ begann der Cardinal, „der Nichtswürdige, der Treuloſe, der Böſewicht, deſſen Stelle der Herzog von Angoulême einzunehmen hat.“ Dazu lachten die drei Herren, der König zwar nur mit halbem Geſichte. Zuletzt ſprach Ludwig: „Es iſt ſchon einige Zeit her, daß ich des armen P. Cauſſin Abnehmen bemerke.“ Darauf folgte die Vergeltung. Angoulême erhielt für ſeinen Sohn, als des Verrathes Lohn, das Gouvernement der Provence, Cauſſin wurde nach Quimper-Corentin verbannt, die Frau von Senecey, der la Fayette Buſenfreundin, vom Hofe verwieſen, der Rädelsführerin ſelbſt dergeſtalt zugeſetzt, daß ihr als Zuflucht einzig das Kloſter blieb. Am 19. März 1637 wurde Schweſter Louiſe Angelica in dem Kloſter Ste. Marie zu Paris, des Ordens der Saleſianerinnen, eingekleidet. Ein Schreiben des P. Cauſſin, an ſie ſelbſt gerichtet (histoire du ministère du cardinal de Richelieu, par M. *Jay*, II, 307), zählt die Gründe auf, durch welche die ſchöne Büßerin dem Kloſter zugeführt worden; da es vergebliche Arbeit geweſen wäre, ihr ſelbſt dieſe Gründe mittheilen zu wollen, ſo muß nothwendig angenommen werden, daß der P. für ein größeres Publicum, zu beſtimmten Zwecken, ſchrieb, und daß demnach die reine Wahrheit bei ihm nicht zu finden iſt. Nicht minder unhaltbar iſt aber auch die romantiſche Anſicht, Louiſe, ihrer Schwachheit für den liebenswürdigen Monarchen ſich bewußt, und den Abgrund vor ihren Füßen, der den Geliebten zugleich mit ihr zu verſchlingen drohte, erblickend, habe Zuflucht und Frieden innerhalb heiliger Mauern geſucht. Ludwig XIII. war in allem Betrachte der Liebenswürdigkeit Gegenſatz, höchſtens Mitleiden, mit Verachtung gemiſcht, konnte ein fühlendes, geiſtreiches Weib für ihn empfinden: von Mitleiden, mit einem Zuſatze ſelbſtſüchtiger Abſichten getrieben, wagte Louiſe den Verſuch, den König ſeiner Bande zu entledigen, der Verſuch ſcheiterte an den knechtiſchen Gewohnheiten des Gefangenen, und diejenige, welche ſeine Befreierin werden wollte, enttäuſcht über Menſchen und Welt, bedroht von einem unverſöhnlichen Feinde, gelangte zu einem Entſchluſſe, der ſie aller Rechnungsablage gegen die Welt enthob. Sehr bald gelangte Louiſe zu allen Vollkommenheiten des neuen Standes; ſie wurde der Stolz und die Zierde ihres Kloſters, und mehr denn einmal ſah Ludwig XIII. ſich dahin gebracht, bei der ſo ſchnöde aufgeopferten Freundin Troſt zu ſuchen, die jedesmal einen Sturm von Leidenſchaft und Beſorgniß in des gebietenden Herrn Bruſt erweckte. Einſt brachte der König ganze fünf Stunden an dem Sprachgitter des Kloſters zu. Als er endlich aufbrach, ſagte ein Begleiter: „Sire, vous venez de voir la pauvre prisonnière?“ — „Je suis plus prisonnier qu'elle.“ erwiederte der König. Als eine der auffallendſten Wirkungen von dem Einfluſſe der Kloſterfrau erſcheint die Ausſöhnung Ludwig's XIII. mit ſeiner Gemahlin, welche nach 20jähriger Unfruchtbarkeit der Ehe, durch die Geburt Ludwig's XIV. gekrönt wurde. Die Königin Henriette von England, die Errichtung eines Kloſters der Saleſianerinnen zu Chaillot beabſichtigend, bediente ſich hierzu vornehmlich des Raths von Schweſter Louiſe Angelica, die in beſagtem Kloſter, als deſſen Stifterin ſie gewiſſermaßen zu gelten hat, im Jan. 1665 verſchied. Mademoiselle de la Fayette, par Mde. *de Genlis*. (Paris 1812.) 2 Bde. in 12., iſt ein hiſtoriſcher Roman. Der Kloſterfrau Bruder, **Franz Motier**, Graf von la Fayette, auf Nades, Hautefeuille, Espinace und Beauregard, diente zuerſt in Holland, dann als Fähndrich in des Marſchalls von Albret Compagnie und als Lieutenant bei den Gardes-françaises. Eine Frau verſchaffte ihm ſein Oheim, der Biſchof von Limoges, welcher nicht nur die Brautwerberei beſorgte, ſondern auch alle Verhandlungen des Ehecontracts, ſodaß der Neffe einzig um die Trauung ſich bemühen durfte. Sie erfolgte 1655, wie eben Scarron in einer Nummer ſeiner Gazettes burlesques von einem quidam erzählte „qui arriva le samedi, s'étoit habillé à la friperie, et le vendredi s'étoit marié; qu'il pouvoit dire: Veni, vidi, vici; mais qu'on ne savoit si la victoire avoit été sanglante.“ Ein Luſtigmacher ließ ſich beigehen, auf das junge Ehepaar la Fayette dieſe Stelle anzuwenden. Da erſchrak Scarron über den unerwarteten Erfolg ſeines Witzes; nicht nur proteſtirte er in der nächſten Nummer gegen die ihm zu Unrecht gegebene Deutung, er ſchrieb auch einen langen Entſchuldigungsbrief an Ménage, den dieſer, ungeſchickt genug, der jungen Frau mittheilte. Es fand ſich, daß ſie von der Exiſtenz des Zeitungsartikels keine Ahnung hatte. Einer gewöhnlichen Frau würde Menage wol ſchwerlich die vergebliche und verletzende Sorgfalt zugewendet haben, dergleichen war aber auch

Maria Magdalena Pioche de la Vergne keineswegs. Tochter von Aymar Pioche de la Vergne, dem Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre, war ſie 1632 geboren, und als ein Gegenſtand beſonderer Zärtlichkeit für den Vater, mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogen. Ménage und der P. Rapin gaben ihr Unterricht im Lateiniſchen, mit ſolchem Erfolge, daß ſie nach einem Unterrichte von drei Monaten eine ſchwierige Stelle, um welche die beiden Lehrer uneinig waren, weil keiner den wahren Sinn aufgefaßt hatte, vollkommen richtig zu erklären vermochte. Ménage begnügte ſich nicht, die geiſtigen Gaben der hoffnungsvollen Schülerin zu bewundern und auszubilden, er ſcheint ihr ſogar einen gewiſſen Grad von Zärtlichkeit zugewendet zu haben. Wenigſtens beſingt er ſie häufig in den Gebilden ſeiner lateiniſchen Muſe. In die große Welt, und beſonders in den geiſtreichen Zirkel des Hôtels von Rambouillet eingeführt, erregte die junge la Vergne allerwärts Aufſehen, und wäre es auch nur um die von jedermann anerkannte Ähnlichkeit mit der glänzenden Herzogin von Lesdiguières geweſen. „Monsieur, prenez garde à la ressemblance,“ ſagte ſie, als der Herzogin Liebhaber neben ihr Platz nahm. „Mademoiselle, pre-

Digitized by Google

nez y garde vous même," erwiederte Roquelaure. Von ihrer Vermählung an wußte ſie allgemach einen Kreis von Literatoren um ſich zu verſammeln. Als dergleichen werden la Fontaine und Segrais genannt. Dieſer vorzüglich unterſtützte ſie mit ſeinem Rathe bei ihren erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen. Ihre beiden Romane, Zaïde und la Princesse de Clèves, wurden auf Saurin's Namen ausgegeben: er hat jedoch durch ein ſehr beſtimmtes Zeugniß ſie als der Frau von la Fayette Eigenthum anerkannt. Der Zaïde zur Einführung und Einleitung ſchrieb Huet ſeine Abhandlung de l'origine des romans. Witwe geworden ging die Gräfin ein zweites Ehebündniß ein mit dem Chevalier de Sevigné, das aber gar bald wieder auf die eine oder die andere Weiſe aufgelöſet worden ſein muß. Deshalb, vielleicht auch, weil bereits eine andere Sevigné Aufſehen erregte, führte die Gräfin den Namen la Fayette bis zu ihrem Ende. Als Gräfin la Fayette kam ſie in die genaue Bekanntſchaft mit dem Herzoge von la Rochefoucauld, der bereits an die Princesse de Clèves eine verbeſſernde Hand gelegt hatte. Beinahe 20 Jahre beſtand zwiſchen den beiden der innigſte, alle Kennzeichen eines Liebesbundes tragende Verkehr. Sie hatten eine gemeinſchaftliche Wohnung, ſahen ſich zu allen Stunden, „ils étoient nécessaires l'un à l'autre." Der Freundin zu Ehren erfand der Herzog für ein altes Wort die neue, ſeitdem in die Sprache aufgenommene, Bedeutung „elle est vraie," womit er zugleich von ihr eine der ſchönſten Seiten ihres Gemüths hervorhob. Die la Fayette dagegen rühmte: M. de la Rochefoucauld m'a donné de l'esprit, mais j'ai reformé son coeur. Der Herzog ſtarb 1680, ſchmerzlich beweint von einem zärtlichen Sohne, ſchmerzlicher vielleicht noch von der Freundin. Ganzer 13 Jahre überlebte ſie den Freund, heimgeſucht durch viele körperliche Leiden, Troſt aber findend in der ſtrengſten Andachtsübung, für welche der Abbé Duguet, von Port-royal, ihr Führer war. Sie ſtarb im Juni 1693. „C'est une femme aimable," hat einſtens die Sevigné von ihr geſagt, „plus on la connaît, plus on s'y attache." Sie ſprach ungemein anmuthig in den gewählten, ihrem Stil eigenthümlichen Formen und vorab bündig; darum meinte ſie ein ausgemerztes Wort gelte wol ſeine 20 Sols, während für eine erſparte Periode ein Louisd'or nicht zu viel ſein würde. D'Alembert, la Harpe und Marmontel haben wetteifernd ihrer Romane Verdienſte geprieſen. Der Letztere meint, es ſei das Büchlein das Höchſte, wozu in Gewandtheit und Zartheit eines Weibes Fähigkeit ſich aufzuſchwingen vermöge. Ähnliches Lob möchten wol auch zwei andere Romane der Gräfin, la Comtesse de Tende und la Princesse de Montpensier, verdienen, wenn ſie gleich nicht das ausgebreitete Publicum gefunden haben wie die Princesse de Clèves, welche zu vier verſchiedenen Malen geleſen zu haben Fontenelle bekennt. Die Histoire de madame Henriette d'Angleterre (Amsterdam 1720 und fg.) läßt den Kritiker zweifelhaft, ob ſie dem hiſtoriſchen Roman oder den romantiſchen Hiſtorien zuzutheilen ſei. Manche Einzelheiten aus dem Jugendleben Ludwig's XIV. werden darin geſchildert, der Wettkampf der um ſeine Gunſt buhlenden Frauen, die Parteien, welche der einen oder der andern dieſer Frauen zugethan und die lächerliche Heftigkeit, in welcher die Höflinge, welcher Partei ſie auch zugethan, dieſe kindiſche Umtriebe verfolgten. Kaum dürfte dergleichen Erzählung heute noch Intereſſe erwecken, wäre ſie nicht aus ſo gewandter Feder hervorgegangen. Nicht lange und dieſelbe Frau, der die Gabe zu beobachten im ausgezeichneten Grade verliehen war, erhebt ſich zu einer Schilderung der bedeutendern Begebenheiten unter der Regierung Ludwig's XIV. Leider iſt von dieſer wichtigen Arbeit nur ein Fragment, die Jahre 1688 und 1689 behandelnd, auf uns gekommen. Dieſes Fragment empfiehlt ſich nicht nur durch muſterhafte Behandlung, ſondern auch durch einen beinahe prophetiſchen Geiſt, welcher in mitten der anhaltenden Proſperitäten die fernen Nebelflecken der Sturmwolken erkennt. Nicht nur die Geſchichte Ludwig's XIV. bis auf jenen Reſt iſt verloren gegangen, ſondern auch manche andere Arbeit der Gräfin, die ebenfalls nur in der Handſchrift vorhanden geweſen. Eine ſolche Handſchrift, den Roman Caraccio, bewahrte die Bibliothek des Herzogs von la Vallière. Mit den Werken der Frauen von Tencin und Fontaines zu einer Ausgabe vereinigt, ſind der la Fayette Schriften, zu Paris, 1804 in 5 Octavbänden erſchienen.

Von der Gräfin zwei Söhnen hat der ältere, Ludwig Motier de la Fayette, geb. 1658, den geiſtlichen Stand erwählt, und die Abteien N. D. de Valmont und la Grenetiere in Poitou beſeſſen. Er ſtarb im Mai 1729. Der jüngere, Renat Armand, Marquis de la Fayette, geb. 17. Sept. 1659, erhielt eine Hauptmannsſtelle bei dem Regiment du roi, 1679, wurde Oberſt des Regiments la Fère im April 1680, Brigadier von der Infanterie 1693 und ſtarb zu Landau, den 12. Aug. 1694. Die einzige Tochter ſeiner Ehe mit Maria Magdalena von Marillac, Maria Magdalena Motier, Marquiſe von la Fayette, 1706 mit dem Herzoge von Touars, Karl Ludwig Bretagne de la Tremouille, vermählt, ſtarb den 6. Juli 1717. Einige Jahre früher war die Linie in Champeſtieres, abſtammend von Pontus Motier, jenem bereits genannten jüngeren Sohne des erſten Pontus, zu Grabe getragen worden, mit Ausnahme des Seitenaſtes in Wiſſac.

Der Stammvater der Linie in Wiſſac, Johann Motier de Champeſtieres, auf Villeneuve und Vidieres, Hauptmann in dem Regiment Chevreuſe, 1617, erwarb die Baronie Wiſſac, bei S. Romain, in dem Bisthum S. Flour. Sein Sohn, Karl Motier de Champeſtieres, Baron von Wiſſac, wurde durch das Teſtament von Karl Armand, Marquis von la Fayette, 11. Mai 1692 ſeiner eigenen Tochter, der Herzogin von Thouars, ſubſtituirt, für die dereinſtige Nachfolge in dem Namen und den Gütern des Hauſes la Fayette, mit welchen die Linie in Wiſſac einen gemeinſchaftlichen Urſprung habe. Karl's älteſter Sohn, Eduard Motier de la Fayette, Baron von Wiſſac, auf Bouchet, Fiſes, Villeneuve und Fargettes, bediente ſich bereits in Folge dieſer Subſtitution des Namens von la Fayette, den Anfall der Erb-

Digitized by Google

ſchaft erlebte aber erſt Jacob Rochus Motier de la Fayette, welchem die Herzogin von Thouars, durch Teſtament vom 3. Juli 1717, die Herrſchaft la Fayette gab. In der Ehe mit Maria Katharina von Chavagnac ward er Vater von mehren Kindern. Der ältere Sohn fand den Tod in Italien, in einem der letzten Feldzüge des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, der jüngere Michael Ludwig Chriſtoph Rochus Gilbert, Marquis de la Fayette, Oberſt bei den Grenadiers de France, blieb in der Schlacht bei Minden 1. Aug. 1759. Er war nicht völlig 25 Jahre alt, und hatte für ſich unbemittelt, mit Marie Louiſe Julie de la Rivière bedeutenden Reichthum erheirathet. Der Sohn dieſer Ehe

Maria Paul Joſeph Rochus Ivo Gilbert Motier, Marquis de la Fayette, geb. zu Chavagnac, in Auvergne, den 6. Sept. 1757, wurde als eilfjähriger Knabe nach Paris gebracht, um die Schule in dem Collége du Plessis zu beſuchen. Der höchſt mangelhafte Unterricht, den er da empfing, ſchien ganz eigentlich berechnet, einem jugendlichen Gemüthe jedes ernſtliche Studium zu verleiden, und ſolcher Tendenzen Wirkung iſt bei dem jungen la Fayette nicht ausgeblieben. Gelernt hat er auf der Schule nicht das Mindeſte. Bei den ſchwarzen Mousquetaires einrangirt, ohne darum die Schule zu verlaſſen, verlor er ſeine tugendhafte Mutter am 12. April 1770, und wenige Tage ſpäter ſeinen Großvater, den Marquis de la Rivière, und den hierdurch plötzlich zu großem Reichthum gelangten Jüngling in der kürzeſten Friſt zu verheirathen, ließen Oheim und Tanten ſich angelegen ſein. Bereits unter dem 8. Febr. 1772 iſt von einem ſolchen weit vorgerückten Eheproject die Rede. Nur 16 Jahre war la Fayette alt, als ihm, nach einigem Verweilen auf der Akademie zu Verſailles, am 11. April 1774 des Herzogs von Noailles zweitgeborene Tochter, Maria Adriana Franziska, geb. den 2. Nov. 1759, angetraut wurde. Dieſe Vermählung gab ihm eine Stellung bei Hofe, wo er aber wegen der Trockenheit ſeines Verkehrs wenig Glück machte. Dem Grafen von Provence, welcher bereits halb und halb beſtimmt, den jungen Marquis in ſeine unmittelbarſte Umgebung aufzunehmen, wurde das bei näherer Beobachtung des Individuums verleidet, wiewol im Widerſpruche zu dieſer Anſicht la Fayette verſichert, er habe, um ſeiner Freiheit nicht verloren zu gehen, gefliſſentlich ein Wort geäußert, das dem Prinzen misfallen, und alſo einer näheren Beziehung hinderlich werden mußte. Gewiß iſt, daß der Graf von Provence, ſelbſt nicht als Ludwig XVIII., irgend eine Hinneigung zu la Fayette blicken ließ. Der Marquis führte an dem Hofe Ludwig's XVI. ein wahres Pflanzenleben, modificirt allein durch öftere Reiſen zu den Standquartieren des Regiments Noailles, welchem er für jetzt zugetheilt war, als die erſten Nachrichten von den Ereigniſſen in Nordamerika eingingen, 1776. Dieſes verhieß ſeinem Hange zu Thätigkeit Befriedigung. Er ſetzte ſich in Verbindung mit dem von Kalb, welcher bei den Inſurgenten Dienſt zu nehmen wünſchte, und gelangte durch deſſen Vermittelung, ohne allzu großes Aufſehen zu erregen, zu Silas Deane. Der Geſchäftsträger bezeigte dem Jünglinge alle die Aufmerkſamkeit, welche deſſen großmüthige Aufopferung zum Beſten eines bedrückten Volkes verdienen konnte, und am 7. Dec. 1776 wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, worin la Fayette, der Hauptmann bei dem Regimente Noailles war, den Grad eines Generalmajors empfing, und dagegen ſich verpflichtete, „de servir les Etats-Unis avec tout le zèle possible, sans aucune pension ni traitement particulier, me reservant seulement la liberté de revenir en Europe, lorsque ma famille ou mon roi me rappelleront." Unter den waltenden Umſtänden war für den projectiven Zug von Seiten des Miniſteriums einiger, von Seiten der Familie mächtiger Einſpruch zu beſorgen. Ihn zu vermeiden, unternahm la Fayette eine Reiſe nach England, und er erzählt, daß er ſich geweigert habe, die Häfen und das Einſchiffen der gegen die Rebellen beſtimmten Truppen, überhaupt irgend etwas zu ſehen, um welches er ſpäterhin den Vorwurf misbrauchten Vertrauens hätte befürchten können. Drei Wochen hatte er in England zugebracht und in aller Weiſe den Glauben verbreitet, daß er wenigſtens ebenſo lange noch zu bleiben gedenke, als er unerwartet ſeinem Oheim, dem Marquis de Noailles, als dem franzöſiſchen Geſandten, das Vorhaben, einen kleinen Abſtecher nach Paris zu machen, mittheilte. Er durchſchiffte den Kanal, begrüßte in Paris ſeinen Freund Kalb, hielt ſich drei Tage in Chaillot verborgen, ohne daß Jemand, Amerikaner und vertraute Freunde ausgenommen, ihn geſucht hätte, und flog nach Bordeaux, um ſich am Bord des für ſeine eigene Rechnung befrachteten Schiffes zu begeben. Er hatte den ſpaniſchen Hafen Paſſage erreicht, als eine Lettre de cachet ihn ereilte, worin ihm, unabhängig von dem Verbote, das Feſtland von Amerika zu beſuchen, auferlegt wurde, ſich nach Marſeille, zur Vernehmung fernerer Befehle, zu begeben. Da das Schiff wenigſtens außer dem Bereiche des Miniſteriums war, ſo glaubte der Marquis ohne Gefahr auf franzöſiſchem Boden eine Rechtfertigung ſeines Schrittes verſuchen zu können. Er kam nach Bordeaux zurück, überzeugte ſich, daß die Machthaber nicht weiter an ihn dachten, und begab ſich hierauf auch nach Marſeille. Unter der Verkleidung als Courier gelangte er dann ungehindert nach S. Jean-de-Luz. Da wurde er von einem jungen Mädchen erkannt, aber ein Zeichen, deſſen Bedeutung dem Scharfſinn der Jungfrau nicht entging, wendete die Folgen dieſer Entdeckung von ihm ab, und der neuen Freundin ſinnreiche Treue gab ſogar der Verfolgung eine veränderte Richtung. Am 26. April gelangte la Fayette nach Paſſage, und an demſelben Tage ging die Victoire wieder unter Segel. Es führte dieſelbe nur zwei Kanonen, war dabei ſchwerfällig, ſodaß im Falle eines Zuſammentreffens mit dem Feinde Vertheidigung oder Entwiſchen gleich ſchwierig war. Entſchloſſen, in keinem Falle ſich gefangen zu geben, verabredete la Fayette, ſo verſichert er, mit dem Holländer Bedaur, dem die unfehlbare Ausſicht zu hängen, im Falle er ergriffen werden ſollte, gleich verzweifelte Gedanken einflößte, das Schiff nöthigenfalls auffliegen zu laſſen. Ein günſtiges Schickſal bewahrte die Equipage vor den Folgen eines ſolchen Entſchluſſes, und nach einer

Digitized by Google

Schiffahrt von ſieben Wochen, welche la Fayette zum Erlernen der Sprache ſeiner dereinſtigen Waffenbrüder benutzte, befand man ſich Angeſichts von Georgestown, in Carolina. La Fayette begab ſich über Charlestown nach Philadelphia. Sein Wunſch, für die Sache der Freiheit zu fechten, begegnete von Seiten des Congreſſes einigem Widerwillen; groß war die Maſſe franzöſiſcher Abenteurer, die unter ähnlichem Vorwande, ſelbſtſüchtige Abſichten zu verfolgen ſich eingefunden hatten, und ſtatt dienen zu können, nur Unordnung ſtifteten. La Fayette ließ ſich nicht abſchrecken. Er ſchrieb an den Congreß: „d'après mes sacrifices, j'ai le droit d'exiger deux grâces; l'une est de servir à mes dépens, l'autre est de commencer à servir comme volontaire." Sei es nun, daß dieſer Stil, in ſeiner antiken, lapidariſchen Größe auf die Congreßmitglieder gewirkt, oder daß der Verſammlung über Nacht beſſerer Rath gekommen war, und daß ſie begriff, welche Bedeutung in den Augen der eigenen, wie der fremden Völker die Anweſenheit eines franzöſiſchen Cavaliers, des Schwiegerſohns des Hauſes Noailles, haben müſſe; am 31. Juli 1777 beſchloß der Congreß, das Dienſterbieten anzunehmen, und in Erwägung ſeines brennenden Eifers und der Illuſtrationen der eigenen, wie der verſchwägerten Familie erhielt der Freiwillige in der Armee der vereinigten Staaten Rang und Patent eines General-Majors. Die Vorſtellung bei Waſhington war die natürliche Folge dieſes Beſchluſſes. Zu verſtändig, um in ſo einfacher Angelegenheit des Nachdenkens zu bedürfen, empfing der amerikaniſche Feldherr den Jüngling als einen Freund; daß er aber auf der Stelle deſſen Innerſtes durchſchaute, davon gibt Waſhington's Verfahren das bündigſte Zeugniß. So anſpruchlos, ſo einfach der berühmte Mann in Allem, was die eigenen Verrichtungen traf, ſich erweiſet, ſo ſorgfältig iſt er bemühet, dem ehrgeizigen Franzoſen die Gelegenheiten zu Auszeichnung zu verſchaffen, und demnächſt durch eine ſiebenfache Trompete dieſe Auszeichnung anzupreiſen. Es trug auch dieſe wohl verſtandene Politik ihre goldenen Früchte. La Fayette, wollte er nicht an ſich ſelbſt eine Untreue begehen, mußte über alles Vermögen beinahe ſeine Kräfte anſtrengen; es wurde ihm eine Bedeutung beigelegt, eine Berühmtheit geſchaffen, die ihn gar häufig in den Stand ſetzten, den Abſichten der Parteihäupter ungemein förderlich auf das in ſeinen Anſtrengungen ermattende und verzweifelte Volk von Amerika zu wirken. Träger endlich und Repräſentant des franzöſiſchen Waffenruhms mußte er dem reizbaren Volke an der Seine ein Sporn werden und ein Gegenſtand der Nacheiferung, einer Nacheiferung, welche früh oder ſpät die franzöſiſche Regierung, wider ihren Willen, hinreißen würde, ſich bei dem Kampfe gegen den Erbfeind zu betheiligen. Seine erſte Waffenthat verrichtete er in dem Treffen an dem Brandywine, den 11. Sept. 1777. Indem er die Flüchtigen aufzuhalten ſich bemühte, traf eine Kugel ihm das Bein. Sein Aide-de-camp, Gimat, half ihm wieder zu Roſſe und bei den Herrnhutern zu Bethlehem genoß der Verwundete der ſorgfältigſten Pflege. Ganzer ſechs Wochen erfoderte die Heilung; am 24. Oct. befand ſich la Fayette wieder im Lager von Whitemarſh, von wo ſein Schreiben an Vergennes, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, datirt iſt. In dieſem Schreiben räth er zu einem Unternehmen gegen der Engländer Beſitzungen in Indien, und zeigt ſich nicht ungeneigt, das Commando einer ſolchen Expedition zu übernehmen. Was er aber von deren Mitteln und Zweck vorbringt, berechtigt, dem Briefſteller nicht nur an ſeiner Kenntniß von Indien zu zweifeln, ſondern auch gegen ſeine Fähigkeit für die Beurtheilung kriegeriſcher oder politiſcher Ereigniſſe mistrauiſch zu ſein. Am 26. Nov. errang la Fayette in einem Vorpoſtengefecht bei Glocester einige Vortheile über die wenigen ihm entgegenſtehenden Heſſen (350 Mann), was den Congreß zu der Äußerung beſtimmte, daß es ihm höchſt angenehm ſein würde, den Marquis von la Fayette an der Spitze einer Diviſion zu ſehen. In Folge dieſes Wunſches mußte Stephen das Commando der virginiſchen Truppen an la Fayette abtreten, womit dieſer die Eigenſchaft eines Volontaire aufgab. Den Winter füllten großentheils Umtriebe aus, beſtimmt, den Oberfeldherrn entweder ſeiner hohen Stellung zu entſetzen, oder ihm dieſelbe unerträglich zu machen. La Fayette hielt in dieſer kritiſchen Lage ſtreng zu Waſhington, der ihm in väterlicher Freundſchaft zugethan war, obgleich der projectirte Einfall in Canada, deſſen Leitung la Fayette, unabhängig von dem Oberfeldherrn, übernehmen ſollte, für eine gemeine Seele eine ſehr anſprechende Lockſpeiſe ſein mußte. Der Marquis erklärte, in Gegenwart und an der Tafel von Gates, daß er als erſte Bedingung für die Übernahme von jenem Commando ſich ausbitten müſſe, nicht wie Gates, unabhängig von Waſhington handeln zu dürfen. Dieſe Bedingung ſcheint auf die Berathungen im Congreß großen Einfluß geübt zu haben. Zu Albany eintreffend, fand la Fayette, anſtatt der ihm für die Expedition verheißenen 2500, nur 1200 Mann, überhaupt den vollſtändigſten Mangel von allen Erfoderniſſen eines Winterfeldzugs. „En gémissant, il abandonna l'expedition." jedoch das Commando an dieſer Grenze bis zur Eröffnung des Feldzugs beibehaltend. Nicht nur wurden durch ſeine Thätigkeit die der Linie benachbarten rothen Männer in Ehrfurcht gehalten, ſondern er verſuchte es auch, in einer großen Verſammlung an dem Mohawkfluſſe die Vorurtheile, welche die Engländer den Indianern beigebracht hatten, zu bekämpfen, die Gefühle der Anhänglichkeit für die Franzoſen neuerdings zu beleben. Er vertheilte den Häuptlingen einige Louisd'or und Zeuche aus den Fabriken von New-York, und empfing dafür den Namen Kayewla, an den ſich eine Erinnerung indiſcher Großthaten knüpft. Es wurde auch ein Tractat abgeſchloſſen: quelques-uns l'observèrent. Mit des Frühlings Anfang wurde er nach dem Süden zurückgerufen: in dem Lager von Valley-forge konnte er ſich überzeugen, daß grade in ſeiner Abweſenheit Waſhington der Umtriebe Meiſter geworden war, und in Congreß und Volk eine günſtigere Stimmung ſich gewonnen hatte. Von Waſhington mit 2000 Mann ausgeſendet, um jenſeit des Schuylkill zu recognosciren, erreichte la Fayette am 18. Mai 1778 Barren-hill, und von einer vortheilhaften Poſition aus ordnete er die Art und Weiſe an, um über den Zuſtand von Philadelphia Erkundigung einzuziehen. Ein junges Frauenzimmer wollte ihm hierzu als Mittlerin die-

Digitized by Google

nen. Aber während der Verabredungen hatte der engliſche General Grant bedeutende Streitkräfte herbeigeführt, und vollſtändig eingeſchloſſen, verdankte la Fayette einzig der Langſamkeit ſeiner Gegner, daß er durch die Furth von Matſon entkam. „M. de la Fayette fut bien reçu du général et de l'armée." Als die Engländer am 17. Juni Philadelphia räumten, um ſich auf New-York zurückzuziehen, beſtand la Fayette, gegen die Anſicht von Lee, deſſen Befehlen er untergeben, gegen die Anſicht des Kriegsraths, auf einer lebhaften und thätigen Verfolgung. Die Abſicht, den Engländern die Straße von New-York abzuſchneiden, führte das Treffen von Monmouth oder Freehold herbei (28. Juni), in welchem la Fayette's leichte Reiter, mit den Dragonern der Königin zuſammentreffend, die erſten zum Weichen gebracht wurden. Die rückgängige Bewegung zu einer Flucht ausartend, hatte der ganzen Diviſion von Lee ſich mitgetheilt, als Waſhington, mit dem Nachtrab auf dem Schlachtfelde eintreffend, dem Gefechte eine günſtigere Richtung gab, ohne doch die Engländer verhindern zu können, daß ſie in der Nacht ihren Rückzug gegen Middletown, wo die Bagage bereits in Sicherheit war, fortſetzten. Kaum war die Umgebung von Philadelphia von den Feinden verlaſſen, ſo verſchaffte die Ankunft der franzöſiſchen Escadre unter d'Eſtaing die Mittel zu einem Angriffe auf Rhode-Island, der, wenn auch la Fayette mit einer Truppenabtheilung dazu wirkte, als verfehlt aufgegeben werden mußte, 30. Aug. Ebenſo unbefriedigend endigte der perſönliche Zwiſt, in welchen der Marquis mit einem der engliſchen Commiſſaire ſich eingelaſſen hatte. Dieſe, in ihrem Schreiben vom 26. Aug. hatten dem Congreſſe das Verfahren der franzöſiſchen Regierung in dem Colonien-Streite mit dem Mutterlande in grellen Farben geſchildert. Als den Verfechter ſeiner Nation ſich gebend, foderte la Fayette den Grafen von Carliſle, der aber erklärte, in ſeiner Stellung als Commiſſarius habe er von einer öffentlichen Verhandlung einzig ſeinem Vaterlande und ſeinem Könige Rechenſchaft abzulegen, und was die Differenzen von Nation zu Nation betreffe, würden Byron und d'Eſtaing, auf dem Meere ſich begegnend, die der Lage der Dinge angemeſſenſte Entſcheidung herbeiführen. Nachdem auch das neuerdings aufgenommene und von la Fayette mit vorzüglichem Eifer verfolgte Project eines Angriffs auf Canada und Neu-Schottland an Waſhington's Einſpruch ſcheiterte, weil dieſer die Reſtauration einer franzöſiſchen Herrſchaft in dieſen Provinzen mehr als der Engländer Nachbarſchaft ſcheute, ſcheint la Fayette doch einigen Verdruß über die ſelbſtſüchtige Anſicht ſeiner Freunde empfunden zu haben. Er ſchrieb an den Congreß: „ſo lange er geglaubt habe, über ſeine Perſon verfügen zu können, habe er der Amerikaner Sache verfochten, jetzt kriege das eigene Vaterland, und dieſem zu dienen, fühle er ſich vorderſamſt verpflichtet; er hoffe aber dereinſt wiederzukommen; allenthalben würde ihn der Wunſch, den vereinigten Staaten zu nützen, begleiten." Der Congreß bewilligte ihm einen ungemeſſenen Urlaub, welchem die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche beigefügt (den 22. Oct.) waren. Es wurde ein Degen votirt, welchen der vereinigten Staaten Geſandter in Frankreich dem Marquis einhändigen ſollte, nicht minder ein Schreiben an König Ludwig XVI.: **nous recommandons ce noble jeune homme à l'attention de V. M., parceque nous l'avons vu sage dans le conseil, brave sur le champ de bataille, patient au milieu des fatigues de la guerre.**" Endlich wurde, die Überfahrt zu ſichern, zu des Reiſenden Verfügung die ſchönſte Fregatte der Republik, die Alliance von 36 Kanonen, geſtellt. Aber Verdruß und Sorgen, und die Beſchwerden der weit ausgedehnten Reiſen, welche der Einſchiffung vorhergehen mußten, nahmen la Fayette's letzte Kräfte in Anſpruch; im Begriffe, nochmals mit Waſhington zuſammenzutreffen, und von deſſen Hauptquartier nur acht Meilen entfernt, zu Fiſhkill, verfiel er in lebensgefährliche Krankheit. Alle Claſſen von Einwohnern, Waſhington an der Spitze, äußerten um den Liebling die zärtlichſten Beſorgniſſe, die Armee beſonders beklagte „the soldiers friend." und die Nation trauerte und betete für den „Marquis." Die Krankheit wich jedoch der ſorgfältigſten Pflege und der kräftigen Jugend, und nach Verlauf von ängſtlichen drei Wochen konnte der Marquis wieder den Geſchäften ſich zuwenden, und dann die Reiſe nach Boſton, wo die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte, antreten. Am 11. Jan. 1779 ging la Fayette unter Segel; im Februar landete er zu Breſt, nachdem er acht Tage vorher den ärgſten Gefahren ausgeſetzt geweſen durch eine unter den vielen gefangenen in die Equipage der Alliance aufgenommenen Engländern eingeleitete Verſchwörung. Als Flüchtling hatte la Fayette Frankreich verlaſſen, triumphirend, um von Volk und Hof der Liebling zu werden, kehrte er dahin zurück. Mit achttägigem Arreſt büßte er den vormaligen Ungehorſam, dann wurde ihm auf der Königin Betrieb, das Regiment du roi, Dragoner, verliehen, und ſtillſchweigend ſein Beruf als Mittler zwiſchen Frankreich und Amerika anerkannt. Er bediente ſich dieſes Augenblicks von Gunſt, um die Angelegenheiten der Amerikaner zu fördern, die ihnen feindlichen Inſinuationen abzuweiſen, die Trägheit des einen Miniſters, die Scheu des andern vor einem koſtſpieligen Kriege zu bekämpfen. Er war ausdrücklich angewieſen, keine Truppenſendung für Amerika zu begehren, weil man des daſigen Volks Antipathien gegen die Franzoſen fürchtete, er erlangte auf ſeine eigene Verantwortlichkeit die Zuſage einer Hilfsdiviſion von 6000 Mann, die Rochambeau nach dem von den Engländern verlaſſenen Rhode-Island führen ſollte; er entwarf den Plan zu einem Corſarenzuge gegen Liverpool, von dem bekannten Paul Jones auszuführen, der zwar als unpraktiſch ſich erwies; er ließ ſich bei dem Generalſtabe der Armee, die unter de Baur Befehlen England heimſuchen ſollte, anſtellen. Bei dieſer Heerfahrt überreichte ihm, zu Havre, Franklin's Enkel den von dem Congreß votirten Degen. Es waren darauf die Namen Monmouth, Barren-hill, Gloceſter und Rhode-Island eingegraben, ſowie ein Jüngling, welchem das ſeiner Ketten entledigte Amerika einen Lorbeerzweig reicht, und nochmals derſelbe Jüngling, wie er dem engliſchen Leoparden eine tödtliche Wunde beibringt. Auf einer andern Stelle zeigte ſich als des jugendlichen Amerika Sinnbild, ein

Digitized by Google

wachſender Mond mit der Deviſe crescam ut prosim. Endlich war auch la Fayette's Deviſe, cur non, angebracht. Angeſpornt durch dieſe Aufmerkſamkeit erlangte er noch eine baare Unterſtützung für Waſhington's Kriegscaſſe, dann begab er ſich wieder zu Schiffe, um, bevor Amerikaner oder Engländer von der nach Rhode-Island beſtimmten Expedition die mindeſte Notiz empfangen würden, in Boſton einzutreffen (den 28. April 1780). Von der Bevölkerung dieſer Stadt wurde er mit der freudigſten Theilnahme begrüßt, von Waſhington als ein Sohn aufgenommen. Es ſoll dieſer auch, bei dem Empfange des Couriers, welcher die Landung des jugendlichen Freundes anmeldete, Thränen vergoſſen haben. Sofort übernahm la Fayette das Commando von Waſhington's Vortrab, eine auserwählte Schar, für welche er aus Frankreich mancherlei Geſchenke mitgebracht hatte, kriegeriſche Zierathen, Säbel, Fahnen, deren eine den Spruch No other zeigte, mit einer verſchlungenen Lorbeer- und Bürgerkrone, die andere eine Kanone, mit der Deviſe ultima ratio (regum war ausgelaſſen). Zu eigentlicher kriegeriſcher Thätigkeit fand ſich jedoch in dem ganzen Laufe dieſes Feldzugs keine Gelegenheit. Das Jahr darauf nahm la Fayette auf ſich, den zu den Engländern übergegangenen Arnold aus Portsmouth zu vertreiben; das Unternehmen, zu welchem er 1200 Mann führte, ließ ſich günſtig an, aber die Engländer mit ihren Schiffen gewannen in der Bai von Cheſapeak die Oberhand, und la Fayette mußte ſich glücklich ſchätzen, in dem eiligſten Rückzuge (den 24. März 1781) Head-of-Elk zu erreichen. Daſelbſt warteten ſeiner von Seiten des Obergenerals Befehle, wie ſie der gefährdeten Lage von Virginien, und den Fortſchritten von Phillips angemeſſen waren, welcher in der Abſicht, mit Arnold ſich zu vereinigen, von New-York herabzog. Der Aufgabe angemeſſen war jedoch keineswegs der Beſtand von la Fayette's Mannſchaft, die, von dem Nothwendigſten entblößt, durch eine ſtarke Deſertion gelichtet wurde. Er erborgte auf ſeinen eigenen Credit in Baltimore 2000 Guineen zu der Anſchaffung von Leinwand; von den daſigen Frauen wurden die Hemden genähet, die jungen Leute ſcharten ſich zu einer Dragonercompagnie, und nach allen dieſen Vorbereitungen fand der General noch die nöthige Zeit, um das von den Engländern bedrohte Richmond zu retten. Aber es führte aus Süden Lord Cornwallis ſeine kleine Armee von höchſtens 4000 Mann herbei, und gegen ſolche Übermacht durfte la Fayette kaum vertheidigungsweiſe verfahren. Ohne den Feind aus den Augen zu verlieren, hielt er ſich ſtets in angemeſſener Entfernung. Cornwallis, das ungeheure, ihm geöffnete Schlachtfeld überblickend, empfand ähnliches dem, was Napoleon empfinden mußte, als er ſeine halbe Million Streiter im Verhältniſſe zu der unermeßlichen Fronte des ruſſiſchen Reichs bewegen ſollte. Viel zu ſchwach, um dieſes Schlachtfeld auszufüllen, war Cornwallis nur bedacht, mit der Küſte und folglich mit der Flotte in Verbindung zu bleiben. Dieſes ängſtliche Manoeuvre ſchützte ihn vor den Unfällen, mit welchen eine zahlreiche und feindliche Bevölkerung ihn bedrohte, wurde ihm aber jene Falle, in deren Bereitung die Verehrer von la Fayette's kriegeriſchem Ruhme durchaus ihres Schützlings fruchtbares Genie erkennen. In der That war dieſer, durch ſeine Vereinigung mit Steuben und Wayne den Engländern ein gleich wichtiger und beſchwerlicher Gegner geworden, und blieb das auch, ungeachtet der bei Jameſtown erlittenen Niederlage, weil Cornwallis, ſtatt am anderen Tage das Treffen zu erneuern, den Sieg zu vervollſtändigen, nur daran dachte, den von Clinton empfangenen Befehl zu vollſtrecken und einen Theil ſeiner Truppen zu Schiffe und nach New-York zu bringen. Als der Gegenbefehl eintraf, hatte la Fayette von ſeinem Unfalle ſich erholt; das alte Spiel wieder aufgenommen, dem bald die Ankunft der franzöſiſchen Flotte unter de Graſſe die entſcheidende Wendung geben ſollte. Zur See und zu Lande in Yorktown blokirt, mußte, nachdem die Blokade zu verſtärken, auch Waſhington und Rochambeau ſich mit ihren Truppen eingefunden hatten, Cornwallis auf jede Hoffnung eines glücklichen Ausgangs verzichten; doch ſetzte er noch einen ganzen Monat die Vertheidigung fort, bis zu der Capitulation vom 19. Oct. 1781. Factiſch war hiermit der Krieg zu Ende, la Fayette ſchiffte ſich wieder auf der Alliance ein und ſchmeichelhafter noch, als das erſte Mal, fand er die in der Heimath ihm bereitete Aufnahme. Unter anderem empfing er von dem Kriegsminiſter, im Auftrage des Königs, ein in den ehrendſten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, und zugleich ein Patent als Maréchal-de-camp, welches das Datum der Capitulation von Yorktown trägt. Der Congreß hatte ſämmtliche Reſidenten angewieſen, ſtets im Einverſtändniſſe mit la Fayette zu wirken; dieſes verſchaffte ihm bedeutenden Einfluß auf die fernern Entſchließungen des Cabinets von Verſailles. Deutliche Spuren dieſes Einfluſſes trägt das Project, in den Antillen 70 Linienſchiffe und 24,000 Mann zu vereinigen, mit dieſer Armee, dergleichen Weſtindien noch nicht geſehen, Jamaica zu erobern und demnächſt New-York. Weil aber ein ſolches Reſultat immer noch zu unerheblich, ſollte la Fayette, der unter d'Eſtaing's Oberbefehl zum Chef d'état-major des vereinigten franzöſiſch-ſpaniſchen Heeres ernannt worden, von New-York aus einen Abſtecher nach Canada machen, um endlich einmal dieſe Provinz zu revolutioniren. Lieber hätte er wol das Gouvernement von Jamaica übernommen, aber K. Karl III., den Vorſchlag hierzu vernehmend, äußerte „non, non, je ne veux pas cela, il y ferait une republique.“ Über dieſe Äußerung zeigt ſich der Marquis etwas ungehalten [2]). Eine bedeutende Truppenzahl und la Fayette ſelbſt hatten ſich zu Cadiz, wo die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte, eingefunden, als die Nachricht von dem Abſchluſſe des Friedens hemmend eintrat. Gern hätte die Nachricht davon la Fayette nach Amerika getragen, aber der amerikaniſche Geſchäftsträger zu Madrid, den der Hof anzuerkennen ſich weigerte, bedurfte und begehrte ſeines

2) Er ſchreibt an Livingſton, den 2. März 1783: „Ils (les Espagnols) redoutent la perte de leurs colonies, et le succés de notre révolution semble devoir augmenter cette crainte. Le roi a sur cet object d'étranges idées, comme, en verité, il en a sur toutes choses.“ Der Erfolg hat Karl's des Einfältigen Beſorgniſſe nur zu ſehr gerechtfertigt.

Digitized by Google

Beiſtandes. Der Marquis eilte nach Madrid, ſprach in verſchiedenen Conferenzen mit Florida-Blanca in trotzigen Worten von den vereinigten Staaten, und drohte ſchließlich, den Geſchäftsträger, im Falle deſſen Anerkennung noch länger verweigert werden ſollte, zu entführen, dann möchte es lange währen, bis ſich für Amerika ein neuer Repräſentant einfinde. Dieſe Drohung verfehlte der gehofften Wirkung nicht. Carmichael wurde in ſeiner officiellen Eigenſchaft anerkannt, und außerdem verſtand ſich Florida-Blanca zu mehren Bewilligungen, welche bald darauf die Baſis zu dem endlichen Abkommen der vereinigten Staaten mit Spanien geworden ſind. La Fayette kehrte nach Paris zurück, um nach kurzem Aufenthalte, vom 4. Aug. 1784 nochmals in Amerika der Ehre eines Triumphs zu genießen. Er beſuchte Yorktown, Williamsburg und Richmond, und genoß zu Mount-Vernon der Gaſtfreundſchaft Waſhington's, eine Ehre, die bis dahin ihm allein vorbehalten geweſen. Zu Trenton wurde er in den Sitzungsſaal des Congreſſes eingeführt, und da erwarteten ſeiner 13 Repräſentanten, für jeden der Unionsſtaaten einer, um Namens der vereinigten Staaten von ihm Abſchied zu nehmen. Er empfing zugleich, für ſich und ſeine Nachkommen, das Bürgerrecht der vereinigten Staaten. Der Staat von Virginien ließ ſeine Büſte zu Richmond aufſtellen, und durch den Geſandten der vereinigten Staaten eine zweite Büſte des Generals der Stadt Paris überreichen, welche dann dieſes Geſchenk in großem Pomp aufnahm und in dem Hauptſaale des Stadthauſes ihm eine geziemende Stelle anwies. Zu Boſton ſich einſchiffend, brachte la Fayette nur wenige Monate in Paris zu, dann unternahm er eine Reiſe nach dem Süden, in der Abſicht, über die Lage der Proteſtanten genaue Erkundigung einzuziehen. Dieſe Erkundigung ſollte die Einleitung werden zu dem Verſuche, einer gedrückten Bevölkerung Erleichterung zu verſchaffen. In einer verwandten Abſicht erkaufte der Marquis um 125,000 Livres eine Plantage in Cayenne, zu einem Verſuche über die Freilaſſung der Neger. Ein Brief an Waſhington, den 14. Juli 1785, iſt aus Saargemünd datirt. Der General hatte bereits ſeine Reiſe nach Teutſchland angetreten, die über Zweibrücken und Caſſel nach Berlin führen ſollte. Er wohnte dem großen Manoeuvre Friedrich's II. in Schleſien bei, bereiſete Sachſen und Böhmen, um daſelbſt wieder ein Lager zu ſehen, und kehrte über Wien nach Berlin zurück, wo die großen Manoeuvres, Ende Septembers, ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und mehr noch der König, vieux, decrépit et sale caporal, tout couvert de tabac d'Espagne, la tête presque couchée sur une épaule, et les doigts presque disloqués par la goutte. Mais ce qui m'a surpris beaucoup plus, c'est le feu et quelquefois la douceur des plus beaux yeux que j'aie jamais vus, qui donne à sa physionomie une aussi charmante expression qu'il en peut prendre une rude et menaçante à la tête de son armée.“ Am 7. Aug. 1785 befand er ſich noch in Rheinsberg, wo er dem Prinzen Heinrich aufwartete. Auch in der Heimath gab er ſich keine Ruhe, bald iſt es die Aufhebung des Tabakmonopols, das er betreibt, bald verwendet er ſich um Begünſtigung für den Handel der Amerikaner, bald trägt er ſich mit der chimäriſchen Idee, für eigene Rechnung Ägypten oder die Raubſtaaten zu erobern und zu beglücken, bald löſet er gewaltſam, von mehren jungen Leuten unterſtützt, die Stricke, an welchen ein Ballon befeſtigt war, deſſen Aufſteigen der König unterſagt hatte; bald empfängt er aus Amerika ein neues Zeugniß dankbarer Geſinnung, den ungeheuern Käſe von 500 Pfund, den zu bereiten die ſämmtlichen Kühe der Landſchaft Nantuket ihre Milch hatten hergeben müſſen. In der erſten Verſammlung der Notablen, wo la Fayette dem von dem Grafen von Artois präſidirten Bureau zugetheilt war, erlangte er, daß ſein Antrag, die Gabelle aufzuheben, dem Könige ſammt einer bündigen Empfehlung vorgelegt wurde, er verwendete ſich auch für die Wiedereinſetzung der Proteſtanten in ihre bürgerlichen Rechte, für die Abſchaffung der Lettres de cachet, für eine Reviſion der peinlichen Geſetzgebung. Aber als er eine „Assemblée nationale, mieux que les états généraux,“ foderte, da ergriff namenloſer Schrecken die Verſammlung, und nicht eine Stimme erhob ſich, das unbedachtſame Wort zu bekräftigen. Um dieſelbe Zeit befand ſich la Fayette in einer Geſellſchaft, welche, unter dem Vorſitze des Herzogs von Harcourt, die Frage, welche Geſchichtswerke dem Zöglinge des Herzogs, dem Dauphin, in die Hände zu geben ſeien, discutirte. „Meines Dafürhaltens,“ ſprach la Fayette „wird er wohl thun, in der franzöſiſchen Geſchichte nicht weiter, als bis auf das J. 1787 zurückzugehen.“ So entſchieden war bereits des Marquis Oppoſition, daß die Ritterſchaft der Bretagne, gegen die Eingriffe des Hofes ſich erhebend, ihm aus der Ferne ihre Dankſchrift zukommen ließ. Er ſchrieb an ſie: „qu'il s'associait à toute opposition aux actes arbitraires présens ou futurs qui pourraient attenter aux droits de la nation en général et particulièrement à ceux de la Bretagne.“ Als auf Veranlaſſung derſelben Ritterſchaft in Paris ein Convent der vornehmſten Bretagner zuſammentrat, wurde la Fayette zu dieſem Convent gezogen, da er, einer Bretagnerin Sohn, ſein meiſtes Eigenthum in Bretagne habe. In dieſem Convent wurde die Proteſtation unterzeichnet, welche die zwölf Deputirten der Ritterſchaft in der Baſtille büßen mußten, während la Fayette ſein Commando in der Militairdiviſion ſeines Schwiegervaters verlor. Es ließ auch die Königin, bis dahin ſeine entſchiedene Gönnerin, ihm ihre Verwunderung bezeigen, daß er, ohne Bretagner zu ſein, bei deren Treiben ſich betheilige. Er erwiederte: „qu'il était Breton de la même manière que la reine appartenait à la maison d'Autriche.“ Und nicht nur in der Heimath verfocht la Fayette die Intereſſen der Freiheit. Nach Außen hin ſeine Blicke wendend, war er von 1786 ab, mit den Gegnern des Erbſtatthalters in die innigſte Verbindung getreten. Als die Dinge zu gewaltſamer Entſcheidung ſich neigten, ſollte la Fayette an die Spitze der republikaniſchen Armee geſtellt werden; aber die Sache ſcheiterte, ſo verſichert er ſelbſt, an den Umtrieben der Engländer, an der Treuloſigkeit des berliner Hofs, und vorzüglich an der Schwachheit und Unzuver-

Digitized by Google

läſſigkeit des franzöſiſchen Miniſteriums. Des Marquis Haus blieb aber allen holländiſchen Demagogen ein Mittelpunkt, ein Herd für alle ihre weitern Entwürfe, ſoviel Beſchäftigung auch dieſem Hauſe die Anſtalten für die unmittelbar bevorſtehende Revolutionirung des eigenen Vaterlandes gaben. Als die Kriſis eintrat in der Zuſammenkunft der Generalſtaaten, ſtimmte la Fayette für eine von den drei Ständen in Gemeinſchaft auszugehende vérification des pouvoirs, dann legte er der Verſammlung am 11. Juli 1789 die berühmte déclaration des droits de l'homme et du citoyen vor, die eine Contrafactur der amerikaniſchen Unabhängigkeitsbill, für ſo viele Unordnungen ein Aushängeſchild geworden iſt. Bereits tobte in Paris der Aufruhr, zu welchem das Lager auf dem Marsfelde den Vorwand gegeben. Beſorgniſſe heuchelnd, ſuchte die Nationalverſammlung ſie dem Könige mitzutheilen. Seiner Schwachheit wurden die Befehle für den Abzug der Truppen, die Verabſchiedung der Miniſter, die Zurückberufung Necker's und ſeiner Collegen abgepreßt. Die Nachricht von der Ausſöhnung von König und Volk nach Paris zu tragen, entſendete die Nationalverſammlung ihren Vicepräſidenten la Fayette mit einer zahlreichen Deputation nach Paris. Auf dem Stadthauſe war man eben in Verlegenheit, um für die improviſirten Gardes-Bourgeoises, an die Stelle des freiwillig ausſcheidenden la Salle, einen Anführer zu ermitteln: da deutete ein Wähler, Moreau de S. Mery, auf die in dem Hauptſaale aufgeſtellte Büſte von la Fayette und eine ſtürmiſche Aufwallung Aller berief den Helden der beiden Welten zu dem Oberbefehle der bewaffneten Macht der Inſurgenten, den 15. Juli. Als die Deputirten der Nationalverſammlung ſich einfinden, als la Fayette die Wähler darüber beglückwünſcht, daß ſie ſich der Ausübung der höchſten Gewalt, nachdem dieſe ihre eigene Sache aufgegeben, unterzogen habe, als er der Pariſer Heldenmuth preiſet, die zugleich mit der Baſtille ſich die Freiheit zu erobern wußten, da bricht zum andern Male der Enthuſiasmus aus, und feierlicher, als zuvor, wird la Fayette als Commandant général de la milice parisienne ausgerufen. Bailly ſei Prevôt des marchands," rufen die nämlichen Stimmen. „Nicht Prevôt, maire de Paris heiße er," und dieſes von einem Unbekannten vorgebrachte Amendement wird ſogleich beliebt. Necker, la Fayette, Bailly, waren zu der Herrſchaft über Frankreich berufen, während in der Garde nationale, ſolchen Namen empfingen am 16. Juli auf la Fayette's Vorſchlag die milices bourgeoises, der Revolution eine bewaffnete Macht von drei Millionen Köpfen geſchaffen war. La Fayette genügte aber die Ernennung durch Acclamation nicht; ſie mußte durch eine regelmäßige Wahl in allen 60 Diſtricten der Hauptſtadt beſtätigt werden; daß dieſe Beſtätigung nicht ausbleiben werde, davon mochte er wol die Gewißheit haben. Ihm, als dem Feldherrn der Hauptſtadt, wurde auch der große Schlüſſel der Baſtille eingehändigt, den er an Waſhington überſendete, welcher dieſe Trophäe unter Glas im Hausflur zu Mount-Vernon aufhängen ließ. Am 26. Juli überreichte la Fayette den im Stadthauſe verſammelten Wählern die eben beliebte dreifarbige Cocarde und das Project einer Organiſation der Nationalgarde mit den Worten: je vous apporte une cocarde qui fera le tour du monde, et une institution à la fois civique et militaire, qui doit triompher des vieilles tactiques de l'Europe, et qui reduira les gouvernemens arbitraires à l'alternative d'être battus, s'ils ne l'imitent pas, et renversés, s'ils osent l'imiter." In dem unausgeſetzten politiſchen Rauſche dem la Fayette hingegeben, in dem allgemeinen Aufbrauſen der Gemüther, das er hervorzurufen ſo thätig geweſen, die zu beherrſchen aber nicht in ſeiner Macht ſtand, dürfen einzelne Züge, die ſein wohlwollendes Gemüth bekunden, nicht überſehen werden. Mehre Individuen, der Wuth des Volkes als Opfer bezeichnet, wie der Abbé Cordier, Boisgelin, der General Türkheim, la Salle, Beſenval, die Frau von Fontenay, wurden durch ihn gerettet, zum Theil mit eigener Lebensgefahr; hingegen hat man in ſeinen Anſtrengungen zu Gunſten von Foullon und Berthier lediglich eine Komödie erblicken wollen, wenngleich er am folgenden Tage, den 23. Juli, in einem Schreiben an Bailly und die 60 Diſtricte ſagte: „le peuple n'a pas écouté mes avis, et le jour où il manque à la confiance qu'il m'avait promise, je dois, comme je l'ai dit d'avance, quitter un poste où je ne peux plus être utile." Er ließ ſich jedoch durch eine der hergebrachten Verſöhnungsſcenen beſtimmen, ſeine Würde beizubehalten. Aber den ihm ausgeſetzten Gehalt von 120,000 Livres, dann eine baare Summe von 100,000 Livres, als den Erſatz früherer Ausgaben, anzunehmen hat er ſich beharrlich geweigert. Als der Fortgang einer Auflöſung aller geſellſchaftlichen Elemente nicht länger zu verkennen war, bemühete ſich la Fayette dasjenige, was einer Reihe von Urſachen nothwendige Folge war, als das Werk geheimer Feinde der Revolution darzuſtellen. Dieſes Beſtreben, dieſe fixe Idee wird zumal ſichtbar in demjenigen, was er über die Vorgänge in Verſailles, den 5. und 6. Oct. 1789, niederſchrieb. La Fayette, an der Spitze einer geregelten Macht, mit Kanonen, gegen das Geſindel, von welchem Verſailles überſchwemmt worden, ausziehend, anſtatt dem Geſindel, das er en flagrant délit betraf, eine Lehre zu ertheilen, welche durch ganz Frankreich wohlthätig gewirkt haben würde, war mehr darauf bedacht, durch eine drohende, wenn auch unter höflichen Formen verborgene, Einwirkung auf das ſchwache Gemüth des Königs jene Conceſſionen zu erlangen, welche für den Augenblick die, ohne beſtimmten Zweck zuſammengelaufenen, Horden beruhigen konnten. Denn das eigentliche Geheimniß der Expedition, der gegen die Geſammtheit der königlichen Familie gerichtete Mordanſchlag, hatte nur den Vertrauteſten mitgetheilt werden können. Von den „Salutaires concessions," wie der General ſie nennt, ſollte ohne Zweifel die folgenreichſte die Verlegung des königlichen Hoflagers nach Paris werden. Nachdem der General deren Bewilligung der Nationalverſammlung bekannt gemacht, die Poſten beſichtigt hatte, begab er ſich zur Ruhe:

„Veilla pour les brigands, dormit contre son roi,"

zürnte Delille. Leider wurde dieſer Schlaf von der eigentlichen beſoldeten Mörderbande zu einem förmlichen Sturme

Digitized by Google

auf das Schloß benutzt. Unter den Händen des feigſten Geſindels ſtarben die ritterlichen Garde-du-corps, die, weil ihnen der bewaffnete Widerſtand unterſagt war, freudig ſich dem Tode weihten, damit ihre Leichname um die zunächſt bedrohte Königin einen ſchützenden Wall bilden; es fanden ſich, ohne Befehl, zwei Compagnien von der Nationalgarde zum Entſatz ein, und dem Morden wurde Einhalt gethan, bevor der General zur Stelle gelangte. La Fayette erhielt es von der Königin, daß ſie vom Balcon herab den unten aufgeſtellten Mördern ein Zeichen der Verſöhnung zunickte, und um ihr den Stempel der Unverletzlichkeit aufzudrücken und die Macht, die er auf die tobende Menge übte, zu offenbaren, erfaßte und küßte er der Königin Hand. „Es lebe der General, es lebe die Königin," wiederhallt es in dem Hofe. „Könnten Sie jetzt für meine Garden etwas thun?" fragte der König. „Laſſen Sie einen vortreten," erwiederte la Fayette, und den Garde-du-corps umarmend, heftet er ihm die Cocarde an. Des Volkes Ruf: „Es leben die gardes-du-corps!" lohnte ihn für ſeinen glücklichen Einfall. Dès ce moment la paix fut faite," ſchreibt la Fayette, und daß in der hierauf angetretenen marcia funebre dem königlichen Wagen die Köpfe der ermordeten Gardes-du-corps vorgetragen wurden, ſtellt er in Abrede; es iſt jedoch ausgemacht, daß zu Sevres ein Haarkräusler dieſe Köpfe friſiren mußte, den Kanibalen zu größerer Beluſtigung. Als hierauf die königliche Familie die Tuilerien beziehen ſollte und die weiten Räume in der vollſtändigſten Entblößung aller jener Dinge, welche ein anſtändiger Haushalt erfoderte, befunden wurden, ſuchte la Fayette mit dem Verſprechen, daß er für die Anſchaffung des Nothwendigſten die Befehle ertheilen werde, die Königin zu tröſten, mußte aber dafür die ſpitzige Antwort hinnehmen: „je ne savais pas que le roi vous eût nommé l'intendant de sa garde-robe." Cromwell-Grandiſon, nannte ihn ſeit dem 5. und 6. Oct. Mirabeau, der, zwar Haupt der Orléaniſtiſchen Partei, den höchſten Ingrimm empfand, daß la Fayette, der Gunſt der Umſtände ſich bedienend, den Herzog zwang, einer anſtändigen Verbannung ſich zu unterwerfen. Solche Strenge übte der General in ſeiner Überzeugung von dem verbrecheriſchen Ehrgeize des Herzogs, eine Überzeugung, welche er dem Könige mitzutheilen keinen Anſtand nahm. „Il n'est pas necessaire d'être prince pour prétendre à la couronne," bemerkte ſpitzfindig die Königin; worauf la Fayette erwiedert haben will: „du moins, Madame, je ne connais que lui qui en voulut." Als die Nationalverſammlung mit einem Geſetze, durch neue aufrühriſche Bewegungen hervorgerufen, ſich beſchäftigte, ſprach la Fayette: „je me contenterai de dire que la révolution étant faite il ne s'agit plus que d'établir la constitution. Pour la révolution il a fallu des désordres, l'ordre ancien n'était que servitude, et dans ce cas l'insurrection est le plus saint des devoirs, mais pour la constitution, il faut que l'ordre nouveau s'affermisse, que les personnes soient en sûreté, il faut faire aimer la constitution nouvelle, il faut que la puissance publique prenne de la force et de l'énergie." Der General befindet ſich, das verrathen ſeine Worte, Angeſichts der furchtbaren, entfeſſelten Mächte, in dem Bewußtſein ſeiner Unfähigkeit, den ungleichen Kampf zu beſtehen, und das unheimliche Gefühl ſeiner Hilfloſigkeit gibt ihm zuweilen wunderliche Dinge ein, wie z. B. das Project, dem zerſtörenden Einfluſſe der Volksgeſellſchaften eine Geſellſchaft ſeiner Leute, mit denen in Gefahren ſelten viel ausgerichtet wird, entgegenzuſetzen; ein ander Mal überbietet er, in dem Dienſte der Freiheit und Gleichheit, ſelbſt arge Demagogen. Auf ſeinen Antrag wird den Prinzen des königlichen Hauſes der Titel Monſeigneur abgeſprochen; er widerſetzt ſich aus aller Macht, bei der bevorſtehenden Föderationsfeier, den 14. Juli 1790, der Königin irgend eine der dem Könige zugedachten Ehrenbezeigungen zukommen zu laſſen. Am vorhergehenden Tage hatte er ein Decret, des Inhalts, daß Niemand in verſchiedenen Departementen zugleich die Nationalgarde befehligen dürfe, durchgeſetzt und nichtsdeſtoweniger trat er vor die Geſetzgeber, um Namens der Bürgermiliz des ganzen Königreichs eine lange Rede vorzutragen. An dem feſtlichen Tage ſelbſt zeigte er ſich an der Spitze einer Deputation von 18,000 Nationalgardiſten, umgeben von einem zahlreichen Generalſtabe, beritten, wie gewöhnlich auf einem prächtigen Schimmel. Zum Beſchluſſe der Ceremonie legte er ſeinen Degen auf den Altar des Vaterlandes nieder, und im Namen der Föderation ſprach er den Eid, getreu zu ſein der Nation, dem Geſetze und dem Könige, und die Conſtitution aufrecht erhalten zu wollen. Aber ſchon begannen die Gegner, zu entſcheidenden Angriffen auf dieſe Conſtitution ſich vorzubereiten; ſchon hatten ſie einige Tage vor dem 14. Juli gegen den Willen von la Fayette die Rückkehr des Herzogs von Orléans durchgeſetzt. Dieſe Rückkehr gab den Jakobinern das Bewußtſein ihrer Kräfte, und ſie wendeten ſie gegen die Conſtitutionellen, gegen la Fayette vornehmlich, den die Clubs und die tumultuariſche Volksverſammlung als den „Verräther" zu brandmarken begann. Da verzieh man ihm nicht, daß auf ſeinen Antrag die Frage, wie ſich Frankreich um die belgiſche Revolution zu verhalten habe, der Weisheit des Königs anheimgeſtellt worden, angeſehen: „le congrès des Etats actuels des Pays-Bas ne paraît pas avoir les caractères qui émanent de la souveraineté du peuple." Viel heftiger noch war der Zorn über die Bemühungen la Fayette's, dem Könige, und namentlich dem Marquis de Bouillé, die Mittel zu Unterdrückung des Soldatenaufruhrs zu Nancy zu geben, und ſeine Verwendung zu Gunſten der ungeſchworenen Prieſter. Vielleicht veranlaßte der Wunſch, die Zuneigung der abgefallenen Freunde wieder zu gewinnen, den General zu der Expedition gegen die ſogenannten Chevaliers du poignard im Schloſſe; wo er ausrief: le roi de la constitution ne doit être entouré que des soldats de la liberté. Es ereignete ſich an demſelben Tage, den 28. Febr. 1791, daß er von den Soldats de la liberté, unter Santerre's Befehlen, von der Vorſtadt S. Antoine arge Verhöhnung erdulden mußte. Die Rotte wollte an Vincennes verüben, was ihr mit der Baſtille gelungen war, und als la Fayette mit ſeinen Grenadieren zur Abwehr anrückte, vernahm er

Digitized by Google

den von der Nationalgarde wiederholten Ruf: „à bas la Fayette!“ Doch gelang es ſeiner beharrlichen Anſtrengung, das Gebäude zu retten, die Aufrührer zu zerſtreuen, die jedoch ſo wenig ſich überwunden bekannten, daß ſie nachträglich den Verſuch machten, der von der Expedition zurückkehrenden Nationalgarde den Durchzug der Vorſtadt S. Antoine zu verwehren. Noch ſtörriſcher zeigte ſich das Volk am 18. April, als la Fayette um keinen Preis dem Könige die Straße nach S. Cloud zu öffnen vermochte. Er ſah hier wieder den Einfluß der Gegner der Revolution wirkſam, welche den König in der Gefangenſchaft aller Welt zu zeigen beabſichtigt hätten. Er ſprach von Abdankung, allein die Mehrzahl nöthigte ihn unter den Verſicherungen unbegrenzter Ergebenheit, das Wort zurückzunehmen und in ſeinen Verrichtungen zu verharren. Für jetzt beſchränkten ſich dieſelben vorzüglich auf die der Bewachung des Königs zuzuwendende Sorgfalt. Es mag ſein, daß la Fayette den Umſtänden unterthänig war, daß ſeine Officiere „éprouvaient quelques remords des précautions qu'ils avaient à prendre,“ aber ausgemacht bleibt, daß ſie alle zuſammen den Verrichtungen von Kerkermeiſtern ſich hingaben. Nicht minder iſt ausgemacht, daß la Fayette um des Königs Flucht, den 21. Juni, durchaus nicht wußte, wie denn Marie Antoinette, dem Blutgerüſte gegenüber, verſicherte, daß er der Letzte würde geweſen ſein, welchem die unglückliche Familie ihr Geheimniß anvertraut haben würde. Nichtsdeſtoweniger wurde er in dem erſten Aufbrauſen des Volkes einer Theilnahme an dieſer Flucht beſchuldigt und durch manche Gefahren bedroht, wenn er gleich durch Kaltblütigkeit und feſte Haltung den Leidenſchaften der Menge zu gebieten wußte. Als er dem von Varennes zurückgebrachten Könige in den Tuilerien ſeine Aufwartung machte, ſchloß er ſeinen Vortrag mit den unzeitigen Worten: „V. M. a-t-elle quelques ordres à me donner?“ — „Il me semble, Monsieur, qui je suis plus à vos ordres que vous n'êtes aux miens,“ entgegnete Ludwig, deſſen Gefangenſchaft von da an, wie zu erwarten, viel abgeſchloſſener wurde als zuvor, und deſſen Königthum ſogar, in Folge ſeiner Flucht, in Frage gezogen wurde. In der Diſcuſſion dieſer Frage ſtimmte la Fayette für Barnave's Motion, und Ludwig XVI. wurde in ſeine conſtitutionellen Rechte wieder eingeſetzt. Einzig Danton, Robespierre und drei oder vier ihrer Genoſſen widerſprachen dem darüber ergangenen Decret, und ſetzten in dem Jacobinerclub eine Bittſchrift durch, für die Widerrufung des Decrets und die Abſetzung des Königs. Es wurde zugleich beſchloſſen, daß die Bittſchrift auf den in dem Marsfelde errichteten Altare des Vaterlandes niedergelegt, und jeder gute Bürger eingeladen werden ſollte, ſie durch ſeine Unterſchrift zu bekräftigen. Dieſes veranlaßte einen Auflauf, den 17. Juli, der, zwei Mal beſiegt, in ſeiner Niederlage den Unruhſtiftern eine heilſame Lehre hinterließ, aber ihren Haß gegen la Fayette und Bailly zum Äußerſten ſteigerte. Am 13. Sept. wurde die Conſtitution von dem Könige beliebt. In dem Glauben, welcher die Revolution als hiermit geſchloſſen anſah, ſetzte la Fayette eine Generalamneſtie für alles Vergangene durch, ſchrieb dann einen Scheidebrief an die Nationalgarde und legte an demſelben Tage, 8. Oct., auf dem Stadthauſe das Commando derſelben nieder. Für dies Mal wurde die Abdankung vollzogen. Die Municipalität votirte eine Medaille, zu Ehren von la Fayette zu prägen, dann, als ihm zu überreichendes Geſchenk, die Anfertigung des marmornen Standbildes von Waſhington. Die Nationalgarde widmete dem vormaligen Anführer einen Degen, aus Riegeln der Baſtille geſchmiedet, mit einem goldenen Griffe, worin die Worte ſtanden: à la Fayette l'armée parisienne reconnaissante. Der Beſchenkte begab ſich ſofort auf die Reiſe; die 120 Stunden Wegs, bis Chavagnac, geſtalteten ſich zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Gleichwol unterlag er in der Bewerbung um die durch Bailly's Abdankung erledigte Stelle eines Maire von Paris, dem Einfluſſe Péthion's. Hingegen wurde er, in der Gefahr eines auswärtigen Kriegs, zum Commando der einen von den dreien, der Coalition entgegen zu ſtellenden Armeen berufen. Er verließ, Dec. 1791, ſeinen bisherigen Aufenthalt, die Auvergne, erſchien am 24. Dec. vor der Nationalverſammlung, für das ihm geſchenkte Zutrauen zu danken, und zog am folgenden Morgen von der Hauptſtadt aus, um ſich nach dem Orte ſeiner fernern Beſtimmung zu begeben. Die Nationalgarde, ſo berichtet er, machte Spalier in der Straße, und eine unüberſehbare Menſchenmenge gab ihm das Geleit bis zu der Barrière. Nach dem Winter empfing er zu Paris im Staatsrathe die Weiſungen für einen unvermeidlich gewordenen Krieg. Ihm wurde die Eroberung oder Revolutionirung der Niederlande aufgegeben, „parcequ'il s'agit là de révolution, et V. M. sait, que M. de la Fayette s'y connait mieux que personne,“ hat in der Conferenz Rochambeau zu dem Könige geſagt. Die Kriegserklärung gegen Öſterreich erfolgte am 20. April 1792. Den 26. ſchon ſetzte la Fayette ſeine kleine, aber auserleſene, Armee von 25,000 Mann in Marſch, um bei Givet, auf dem rechten Ufer der Maas, Poſition zu nehmen. Der Vortrab ließ ſich in den Wäldern um Philippeville nieder, erlitt aber, durch vier Wegſtunden von der Hauptarmee getrennt, von Seiten der aus Mons hervorgebrochenen Öſterreicher, vollſtändige Niederlage. Als der Feind nicht mehr zu erreichen war, traf la Fayette mit der Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Zu Anfang Juni's bezog der General das befeſtigte Lager bei Maubeuge, und wiederum ließ er ſeine Avantgarde bis zu den Holzungen von Malplaquet und Griſuel vorgehen, ſie dadurch abermals ſchwerer Einbuße ausſetzend. Dieſelbe öſterreichiſche Colonne verließ Mons in der Nacht, und fiel zu Hamptinne, bei Florennes, auf Gouvion, den Freund von la Fayette, den 11. Juni. Gouvion ſelbſt wurde getödtet, ſeine Infanterie litt namhaften Verluſt, wie denn ein Bataillon von der Côte d'or ganz aufgerieben worden. La Fayette konnte nichts thun, um den nachtheiligen Eindruck dieſer an ſich unerheblichen Ereigniſſe zu tilgen, und die Eroberung eines Landes zu verſuchen, wo die Stimmung der Revolution ſo günſtig, wo die Vertheidigungsmittel nicht in dem fernſten Verhältniſſe zu dem Angriffe ſtanden. Er lavirte die Grenze entlang, eine Zeit lang auf eine Bewegung in Belgien ſelbſt hof-

Digitized by Google

ſend, dann aber ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Kampfe der Parteien im Innern zuwendend. Beunruhigt durch die reißenden Fortſchritte des Jacobinismus ſchrieb er den 16. Juni an die Nationalverſammlung, um in kräftigem Ausdrucke die Partei anzuklagen, welche nach ihm die Veranlaſſung alles auf Frankreich laſtenden Übels und ſeine Wünſche für die Wiederherſtellung bürgerlicher Gleichheit [3]) und religiöſer Freiheit, nach ihren unwandelbaren Grundſätzen, nicht minder für die Aufrechthaltung der königlichen Prärogative zu äußern. Das Schreiben, Manifeſt vielmehr, erzeugte eine lebhafte Aufregung. Die rechte Seite erlangte, daß daſſelbe gedruckt wurde, der linken Seite ſtumme Misbilligung erhob ſich zu Murren, als einige Stimmen die Verſendung des Schreibens an die Departemente foderten. Die Girondiſten gaben der Verſammlung die Gefahren zu bedenken, welche eines Feldherrn bewaffnete Rathſchläge der Freiheit bereiten könnten, heuchelten Zweifel an der Echtheit der Unterſchrift, und verlangten, daß der Brief einem Comité zugewieſen, und durch deſſen Verwendung dem General Genugthuung verſchafft werde für den ruchloſen Misbrauch ſeines Namens. Dieſen von Guadet ausgehenden Vorſchlag ergriff die Verſammlung, als geeignet, ſie einem unangenehmen Dilemma zu entheben. Darüber kam der 20. Juni und durch ſeine Freunde in Kenntniß geſetzt von dem tiefen Eindrucke, welchen der Unfug dieſes Tags allen beſſern Gemüthern hinterließ, glaubte la Fayette, daß ſeine Gegenwart in der Hauptſtadt, ſeine Popularität, dieſer Empfindung die Conſiſtenz geben könnte, einer Reaction in dem monarchiſchen Sinne zu dienen. Er trat am 29. Juni vor die Verſammlung, das in ſeiner Echtheit beſtrittene Schreiben anzuerkennen, zu erklären, daß er von ſämmtlichen Truppenabtheilungen ſeiner Armee angewieſen ſei, ihre Misbilligung der dem Könige zugefügten Beleidigungen auszuſprechen, und ſchließlich die Auflöſung einer Geſellſchaft, welche in öffentlichen Verhandlungen die blutigſten Abſichten bekenne, zu beantragen. Von der einen Seite wurde dieſer entſchiedene Vortrag mit ſtürmiſchem Beifalle, mit finſterem Schweigen von der anderen Seite aufgenommen. Guadet, das Wort ergreifend, wollte zuerſt die Anweſenheit des Generals einem entſcheidenden Siege, der Vernichtung des Feindes zuſchreiben. Gleich aber die Ironie aufgebend, beſchuldigte er ihn der Pflichtvergeſſenheit, der Verletzung der Conſtitution; ob der Kriegsminiſter einen Urlaub bewilligt habe, fragte er ſchließlich. Ramond, die Vertheidigung von la Fayette übernehmend, ſprach von den vielen Dienſten, durch ihn der Freiheit geleiſtet. Guadet's Antrag wurde durch eine Majorität von 100 Stimmen verworfen. Zu einer Manifeſtation gegen die Anarchiſten ſich zu erheben, gebrach aber der Verſammlung der Muth, und la Fayette's verſpätete Anerbietungen, den König aus der Gewalt ſeiner Feinde zu befreien, fanden ebenſo wenig die gehoffte Anerkennung und Mitwirkung. Die Vorurtheile der Königin gegen ihn wirkten allzu mächtig. Traurig kehrte der General am 30. Juni zu ſeiner Armee zurück, nachdem er vorher in einem Briefe an die Nationalverſammlung die Anklage gegen die Anarchiſten wiederholt hatte. Als letzte Hoffnung blieb ihm die Armee: aber es muß der Feldherr, um ihrer in dem Intereſſe einer Partei ſich bedienen zu können, die Empfehlung des Siegs benutzen. La Fayette will den Plan einer Schlacht bei Jemappes entworfen haben, welcher jedoch an der Unſchlüſſigkeit des alten Luckner geſcheitert ſein ſoll. Mit um ſo mehr Thätigkeit verfolgten Jacobiner und Girondiſten ihre Anfeindungen gegen la Fayette. In dem Club wurde er von Robespierre in angeborener Bösartigkeit verfolgt, in der Nationalverſammlung erhoben ſich gegen den Mann, „qui se croit le chef d'une faction, dont il n'est que l'instrument, Vergniaud und Delaunoy. Noch ſtärker drückte ſich der angebliche Biſchof Torné aus, und Condorcet verglich ihn dem Engländer Monk, „sacrifiant à son roi la liberté qu'il avait d'abord servie.“ Gobel, ein Biſchof deſſelben Guſſes wie Torné, benutzte die Anweſenheit Luckner's, welchen die Feier des 14. Juli herbeigerufen, um denſelben in einem Banket, in Gegenwart von ſechs Jacobinern, Mitgliedern der Nationalverſammlung, zu berauſchen, und in dieſem Zuſtande ihm das Geſtändniß zu entlocken, daß er und la Fayette die Abſicht gehabt hätten, ihre vereinigten Heere der Hauptſtadt zuzuführen und das Gouvernement nach ihrem Gutbefinden zu modificiren. Die Gäſte verfehlten nicht, das Vernommene der Nationalverſammlung zu denunciren, und dieſe ſah ſich veranlaßt, den beiden Generalen eine Erklärung über der Sachen wahre Beſchaffenheit abzufodern, auch den Officier, welcher der Zwiſchenträger der Verabredung geweſen ſein ſollte, vor die Schranken zu ziehen. Nun ergab ſich zwar aus den Ausſagen von Bureaux de Puſy, daß nicht eine Bewegung gegen Paris, ſondern ein Angriff auf die vor Mons aufgeſtellten Öſterreicher der Gegenſtand der Verhandlung geweſen; Luckner leugnete auf das Beſtimmteſte, und la Fayette ſchrieb den 26. Juli „cela n'est pas vrai,“ aber nichtsdeſtoweniger beantragte am 8. Aug. Jean Débry, der Rapporteur der zur Unterſuchung von la Fayette's Benehmen niedergeſetzten Commiſſion, ein Anklagedecret, und es mußten Vaublanc, Dumolard, Limouſin alle ihre Mittel aufbieten, um dieſen Antrag zu beſeitigen. Letztlich gewannen ſie eine Majorität von 406 gegen 224 Stimmen. Es waren nur noch zwei Tage bis zum 10. Aug., welcher für jetzt allen Träumen la Fayette's ein Ende machen ſollte. Von dem blutigen Hergange in Kenntniß geſetzt, ſchrieb er aus dem Lager von Sedan nach Mézières, an die Verwaltung des Ardennendepartements, als die nächſte conſtitutionelle Behörde, um ihr zu eröffnen, daß er die neue Ordnung der Dinge nicht anerkenne. Die Verwaltung antwortete noch an demſelben Tage mittels eines Beſchluſſes, welcher al-

3) Organisée comme un empire à part dans sa métropole et dans ses affiliations, aveuglément dirigée par quelques chefs ambitieux, cette secte forme une corporation distincte au milieu du peuple français, dont elle usurpe les pouvoirs en subjuguant ses représentans et ses mandataires. C'est là, que dans des séances publiques, l'amour des lois se nomme aristocratie et leur infraction patriotisme; là les assassins de Désilles reçoivent des triomphes, les crimes de Jourdan trouvent des panégyristes; là le recit de l'assassinat qui a souillé la ville de Metz vient encore d'exciter d'infernales acclamations.

Digitized by Google

len in dem Schreiben ausgeſprochenen Grundſätzen huldigte. Die Departementalverwaltungen der Aisne und der Maas bekannten nicht minder conſtitutionelle Geſinnungen, und es eröffnete ſich die Ausſicht, in den Departementen eine Föderation gegen die Anmaßungen der Anarchiſten zu Stande zu bringen. Auch die Armee, belehrt durch einen energiſchen Tagsbefehl, verrieth eine dem General durchaus günſtige Stimmung, und leiſtete ohne Widerſpruch, bis auf ein Bataillon und eine Compagnie, den ihr abgeforderten Serment civique, die durch die Nationalverſammlung abgeſendeten Commiſſarien wurden auf la Fayette's Betrieb in Sedan von der Municipalität verhaftet, und ihm ſodann ausgeliefert, allein die entſcheidenden Momente ließ er unbenutzt verſtreichen, und als er die Gleichgültigkeit der Departemente für eine chimäriſche Sache wahrnahm und den Fortgang der Jacobinerumtriebe bei ſeinen eigenen Truppen, verließ er Sedan am 19. Aug., ſchrieb an die daſige Municipalität, aus Bouillon, einen Abſchiedsbrief, und überſchritt ſofort die Grenze, um zu Rochefort das öſterreichiſche Gebiet zu betreten. Ihn begleiteten in allem 23 Officiere. Zunächſt in Holland Zuflucht zu ſuchen und mit den daſigen Patrioten neue Umtriebe, kriegeriſche Unternehmungen ſogar vorzubereiten, war la Fayette entſchloſſen. Dazu ihm den Weg zu öffnen, waren ſeine Gegner doch nicht blind genug. Er wurde in Rochefort aufgehalten, dann auf Befehl des commandirenden Generals in Namur, dahin abgeführt. Vorher unterzeichnete er in Rochefort, den 19. Aug. gemeinſchaftlich mit ſeinen Reiſegefährten, eine Erklärung, des Inhalts, daß ſie, auf den franzöſiſchen Dienſt verzichtend, auf die Satzungen des Völkerrechts ſich berufend, Freiheit und Straße verlangten, ſich nach einem Gebiete zu begeben, deſſen Regierung nicht im Kriege mit Frankreich begriffen ſei. Von Namur wurden die Gefangenen nach Nivelles gebracht, und daſelbſt in drei Kategorien vertheilt: das ſchlimmſte Loos fiel den Vieren, welche als der conſultirenden Verſammlung Mitglieder den beſonderen Unwillen der Coalition ſich zugezogen hatten. Sie, la Fayette einbegriffen, erhielten die Feſtung Luxemburg zu ihrem einſtweiligen Aufenthalte angewieſen. Dahin abgehend, ſprach la Fayette zu ſeinem Aide-de-camp Romeur am Schluſſe ſeiner Rede: „au reste, ils ont beau faire, les verités que j'ai dites, mes travaux dans les deux mondes ne sont pas perdus. L'aristocratie et le despotisme sont frappés à mort, et mon sang, criant vengeance, donnera à la liberté de nouveaux défenseurs." Alles Ernſtes wähnte er ſich in ſeinem Leben bedroht; er ſchreibt, es ſei in der Armee-Conferenz anerkannt worden, „que l'existence de la Fayette était incompatible avec la sûreté des gouvernements de l'Europe." In der Hälfte Septembers wurden die vier Gefangenen zu Luxemburg von einem preußiſchen Detachement übernommen, um von Coblenz an zu Waſſer nach Weſel geſchafft zu werden. Der Aufenthalt zu Weſel währte drei Monate; damals will la Fayette, vom Krankenlager ſich erhebend, in einem Schreiben K. Friedrich Wilhelm's II. die Auffoderung geleſen „à donner des conseils contre la France," darauf aber nichts weiter erwiedert haben, als „le roi de Prusse est bien impertinent," obgleich ihm angedeutet worden, daß Willfährigkeit allein ihm eine Erleichterung ſeines Zuſtandes verſchaffen könne. Von Weſel wurden die vier Gefangenen im Januar 1793 nach Magdeburg gebracht. Wie ſtreng auch die Aufſicht, in Bezug namentlich auf Feder und Tinte war, ſo brachte doch la Fayette mit Hilfe ſeines Zahnſtochers einen erſten Brief an die Prinzeſſin von Hénin zu Stande (den 3. März 1793), worin er z. B. der 1000 Gulden gedenkt, von Seiten der vereinigten Staaten, zu Magdeburg angewieſen: ce qui m'empêchera, à la fin de mon argent, de vivre au pain et à l'eau." Dieſem Schreiben folgten mehre andere an dieſelbe Prinzeſſin, an Archenholz, an die eigene Frau u. ſ. w., daß alſo die Klagen um eine gänzliche Recluſion durch die That widerlegt ſind. Das letzte Schreiben aus Magdeburg, den 3. Jan. 1794, iſt an den König von Polen gerichtet, und ſollte dem Verſuch, aus Neiße zu entfliehen, zur Einleitung dienen. Dahin den Gefangenen zu übertragen, hatte der berliner Hof beſchloſſen, und dieſer Entſchluß wurde unverzüglich verwirklicht. Am 16. Jan. 1794 traf la Fayette zu Neiße ein, und fand dort mancherlei Erleichterung, im Vergleiche zu der früheren Strenge. Der Hof war der Coalition längſt überdrüſſig. „Je remarquerai, que le roi de Prusse a écrit à madame de Maison-Neuve, que ce n'était pas lui mais l'empereur qui était cause de notre détention; l'empereur m'a dit que ce n'était pas lui, mais le roi de Prusse; M. Pitt a dit au parlement qu'il n'y était pour rien, et pendant ce temps, les trois prisonniers étaient remis à la cour de Vienne, que M. Pitt prenait à sa solde." Am 17. Mai 1794 wurden la Fayette, la Tour-Maubourg und Bureaux de Puſy aus Neiße abgeführt, um an der Grenze von einem öſterreichiſchen Detachement übernommen und demnächſt in der Feſtung Olmütz eingeſchloſſen zu werden. Bei ihrem Empfange daſelbſt wurde ihnen das Wenige, was ihnen geblieben, dergleichen z. B. Hals- und Hoſenſchnallen, Uhren, Bücher, genommen; im Übrigen ſcheint, trotz der vielen Verſicherungen des Gegentheils, die Behandlung nicht übermäßig drückend geweſen zu ſein. Sogar erhielt la Fayette, auf des Arztes Betrieb, die Vergünſtigung zu regelmäßigen Spazierfahrten, deren eine, den 8. Nov. 1794, die Gelegenheit zu einem Befreiungsverſuche geworden iſt. Ein hanoverſcher Arzt, Bollmann, hatte ſich im October zu Olmütz eingefunden, auch mit dem Generale einen brieflichen Verkehr eingeleitet. In Folge dieſes Einverſtändniſſes fuhr la Fayette ſpazieren. Unweit der Stelle, wo Bollmann und der Amerikaner Huger ſeiner warteten, ließ er halten; während die Soldaten von der Escorte in der nächſten Schenke ein ihnen gereichtes Geldſtück vertranken, ging la Fayette mit dem ihn begleitenden Stockmeiſter auf und ab. Der Mann, ein Corporal, hatte den Säbel an der Seite; unter dem Vorwande, die Klinge zu prüfen, ließ la Fayette blank ziehen. In dem Augenblick griff er nach der Waffe, deren er aber, bei der entſchiedenen Gegenwehr des Corporals, ſchwerlich Meiſter geworden ſein

Digitized by Google

würde, wären nicht Bollmann und Huger hinzugelaufen. Der Anblick einer Piſtole mit geſpanntem Hahn verſcheuchte den Stockmeiſter, und das eine der von dem Befreier in Bereitſchaft gehaltenen zwei Pferde ward von dem General beſtiegen, während Bollmann und Huger ſich in das andere theilen. „Get to Hoff,“ nach Hoff, ruft Bollmann dem General zu. Aber dieſer, der von Hof niemals den Namen gehört hat, noch daß der Ort 3 Poſten von Olmütz, an der Straße nach Troppau gelegen iſt, verſteht „get off,“ vorwärts, und gelangt anſtatt auf Seitenwegen die Richtung von Hof, wo Poſtpferde beſtellt waren, zu verfolgen, auf der geraden Straße nach Sternberg, als der nächſten Poſtſtation, wo er, mit Blut und Koth bedeckt, denn in dem Ringen um den Säbel ward ihm ein Stück Finger abgebiſſen, angehalten und am anderen Morgen nach der Feſtung zurückgebracht wurde. Auch Huger wurde von den Verfolgern ereilt, während Bollmann, auf ſchleſiſchem Boden angelangt, von der preußiſchen Regierung ausgeliefert wurde. Dieſe verfielen beide einer langwierigen Unterſuchung, von ihrem Manne aber ſchreibt Frau von la Fayette: „ne croyez pas au reste que son évasion alt beaucoup ajouté aux rigueurs de son traitement; il ne restait plus qu'à retrancher cette promenade, et à ne plus amener son domestique, tout le reste existait d'avance.“ Indeſſen la Fayette von Gefängniß zu Gefängniß wanderte, ward ſein Eigenthum, in Frankreich, wie in den Colonien, namentlich die Plantage in Cayenne mit den freigegebenen Negern confiscirt und durch des Nachrichters Hand der Stempel der weiland zu ſeinen Ehren geprägten Medaille zerbrochen. Eine Anklage auf Fayetnisme ſtand beinahe einem Todesurtheile gleich. Die Frau la Fayette ward im September 1792 verhaftet, auf Briſſot's Verwendung entlaſſen, um in Chavagnac unter Aufſicht zu leben, dann wieder, mit dem Eintritte der eigentlichen Schreckenszeit eingeſetzt, und bis zum Februar 1795 feſtgehalten. Der Freiheit wiedergegeben, wendete ſie ihre ganze Sorgfalt der Lage ihres Mannes zu, und was ſie nicht verändern konnte, das beſchloß ſie zu theilen. Dem Kaiſer in Wien perſönlich ſich vorſtellend, erhielt ſie die Erlaubniß, ſammt ihren beiden Töchtern, mit ihrem Manne daſſelbe Gefängniß bewohnen zu dürfen. Ein Jahr hatte ſie wol in Olmütz zugebracht, und es begann der Einfluß der kriegeriſchen Ereigniſſe ſelbſt innerhalb der Mauern ihres Kerkers fühlbar zu werden. Als zu Leoben die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, empfing Bonaparte von dem Directorium die Weiſung, die Entlaſſung der drei Gefangenen, la Fayette, la Tour-Maubourg, Bureaux de Puſy, zu fodern. Sie wurde verzögert durch eine von la Fayette getriebene Wortkrämerei, aber doch endlich am 19. Sept. 1797 bewerkſtelligt. La Fayette und ſeine Familie begaben ſich über Dresden, Leipzig, Halle, nach Hamburg, wo der öſterreichiſche Officier, ihr Führer, ſie an Pariſh, den amerikaniſchen Conſul, überwies. Am 6. Oct. vereinigten ſich la Fayette, Maubourg und Puſy zu einem Dankſagungsſchreiben an Bonaparte: „nôtre resurrection,“ ſchreiben ſie, est au nombre des miracles que vous avez opérés.“ Während geſchäftige Freunde mit dem Directorium verhandelten, um für la Fayette die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, verließ er Hamburg nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, um zuerſt Wittmold, ſeiner Tante, der Frau von Teſſé, Gut, am kleinen plöner See, dann das herrſchaftliche Haus zu Lehmkuhlen, und hierauf wieder Wittmold zu bewohnen. Darüber verging das Jahr 1798, denn die Unterhandlung mit dem Directorium wollte den gehofften Fortgang nicht nehmen; es beunruhigte die armſeligen Machthaber die Erinnerung an la Fayette's vormalige Wichtigkeit, und ſie fühlten ſich beleidigt durch deſſen Anſicht von dem 18. Fructidor. Des Tadlers Eigenthum in der Bretagne wurde als Emigrantengut verkauft, und nur zögernd ihm verſtattet, aus Holſtein nach Holland zu überſiedeln, Anfangs 1799. Mittlerweile kam Napoleon aus dem Orient zurück: wohlwollend äußerte er gegen Frau la Fayette, es ſei ihres Gemahls Leben „attachée à la conservation de la république,“ und ſchrieb aus Utrecht, 30. Oct. 1799, um den General Bonaparte zu beglückwünſchen und ſeinen Dank für die empfangene Wohlthat zu wiederholen. Dann begab er ſich, unmittelbar nach dem 18. Brumaire, auf den Weg, um auf franzöſiſchem Boden ſich des halb und halb verheißenen retour aux principes de 1789 zu erfreuen. In Paris meldete er ſofort ſeine Ankunft ſchriftlich dem erſten Conſul, der zwar einigen Unwillen bezeigte, jedoch geſchehen ließ, daß la Fayette unter Vermeidung jedes Aufſehens abwechſelnd zu Paris, oder in ſeiner Frau Beſitzung, la Grange-Bleneau, unweit Roſoy, wohnte. In der an Fontanes ertheilten Weiſung, in der Gedächtnißrede für Waſhington, den 8. Febr. 1800, des Namens von la Fayette nicht zu erwähnen, erblickte dieſer eine Fortſetzung, eine Erweiterung des conſulariſchen Vorhabens, das Andenken ſeiner gehäſſig gewordenen Wirkſamkeit zu begraben. Daß aber der Conſul dieſem durch Cabanis und nachmals durch Talleyrand eine Senatorſtelle anbieten ließ, jedoch abſchlägig beſchieden wurde, daß auch la Fayette die Geſandtenſtelle in Nordamerika verbat, dieſes müſſen wir glauben, da er ſelbſt davon Zeugniß gibt. Trotz dieſer Weigerung, ſich für die neue Ordnung der Dinge zu compromittiren, unterhielt er einen ziemlich lebhaften Verkehr mit dem Machthaber. Als das lebenslängliche Conſulat zu Frage kam, gab la Fayette die folgende Abſtimmung: „je ne puis voter pour une telle magistrature jusqu'à ce que la liberté publique soit suffisamment garantie, alors je donnerai ma voix à Napoléon Bonaparte,“ und ſtand nicht an, daſſelbe Thema in einem Schreiben an Napoleon weiter auszuführen. Hiervon war eine nothwendige Folge das Abbrechen aller Beziehungen zu dem Regierungsoberhaupte. Er zeigt ſich wenigſtens empfindlich über Bonaparte, „qui n'ignora pas mon bulletin, mais je n'eus de lui ni messager, ni mention de moi.“ La Fayette lebte vergeſſen, als ihm am 24. December 1807, nach langem Leiden, die treue Lebensgefährtin entriſſen wurde. Das Jahr darauf will er, ungeachtet der Einſamkeit von la Grange, bedeutender Gefahr von Seiten des kaiſerlichen Mistrauens, nur durch Freundes

Digitized by Google

Verwendung entgangen ſein, und im Augenblicke der großen Umwälzung, kurz vor dem 1. April 1814, behauptet er mit einigen Anführern der Nationalgarde dem ſterbenden Kaiſerthum feindliche Entwürfe verhandelt, ſich gegen Ternaux, falls dieſer auf ein einziges Bataillon zählen könne, verpflichtet zu haben, an der Spitze dieſes Bataillons die Contrerevolution durchzuſetzen. Zum Glücke blieb das Bataillon unbeweglich, wie die Philadelphen. Die Reſtauration erfolgte: la Fayette brachte ihr ſeine Huldigung dar, mußte aber mit einiger Beſtürzung wahrnehmen, daß Ludwig XVIII. in der Antipathie früherer Zeiten verharre. Er kehrte in die Einſamkeit von la Grange zurück, bis das Ereigniß vom 1. März 1815 ihm eine Einladung wurde, dem Mittelpunkte jeglicher Bewegung zuzueilen. Seinen Rath zu ſuchen, ſah in ihrer Rathloſigkeit die Regierung ſich genöthigt. In einer geheimen Beſprechung wurde der Vorſchlag gemacht, an la Fayette das Commando der Nationalgarde zu geben, aber durch die Äußerung eines Vertrauten des Miniſters Blacas, „qu'il était impossible de faire cette violence aux affections personnelles du roi," beſeitigt. Hingegen wollte in einer anderen Berathung la Fayette der nicht weiter zweifelhaften materiellen Überlegenheit des unaufhaltſam vordringenden Kaiſers als moraliſches Gegengewicht die ſämmtlichen Mitglieder der mancherlei National-Repräſentationen von 1789 an, zu einer Körperſchaft vereinigt, entgegenſetzen, dann äußerte er, „qu'il serait prudent d'écarter les neveux du roi et de n'employer que son cousin, M. le duc d'Orléans, le seul prince populaire." Von den erſten Tagen der Reſtauration her war er nämlich zu vertraulichen Beziehungen mit dem Herzoge von Orléans gelangt. Es iſt begreiflich, daß man auf die weitern Mittheilungen eines ſolchen Rathgebers verzichtete. La Fayette nachdem er des Kaiſers Beſitznahme von den Tuilerien angeſehen, blieb noch drei Tage in Paris, „pour n'avoir pas l'air de craindre," dann wendete er ſich wieder nach la Grange, und hier erhielt er die Einladung zu jenen Conferenzen mit dem Exkönige von Spanien, worin er deſſen Bruder einzig unter dem Geſichtspunkte eines „chef provisoire, un soldat venu de corps-de-garde en corps-de-garde jusqu'au Tuileries, où il s'était établi pour combattre les ennemis et gouverner la France jusqu' à ce qu'elle put être organisée par une assemblée de représentans." und die kaiſerliche Regierung als das kleinere von zwei Übeln gewürdigt haben will, doch zugleich ſich anheiſchig machte, zu dem Widerſtande gegen die Fremden, gegen die Bourbons zu wirken. Die ihm angebotene Pairswürde, eine Beſprechung mit dem Kaiſer lehnte er beharrlich ab, dagegen ließ er ſich von ſeinem Departement, Seine et Marne, zum Repräſentanten für die Kammer der Deputirten, und von dieſer Kammer zugleich mit Flaugergues, Dupont de l'Eure und Grenier zum Vicepräſidenten erwählen. Schon in der Discuſſion um die Adreſſe beſtand er auf der Nothwendigkeit, der Kammer eine ſelbſtändige Haltung zu bewahren, damit Europa in ihr eine National-Repräſentation erkennen möge, nicht aber „le club Napoléon." Als Napoléon von dem Schlachtfelde von Waterloo heimkehrte, Gerüchte von Auflöſung der Kammer, von Dictatur, mehr die verſammelten Väter, als das Volk beunruhigten, erhob ſich in der Sitzung vom 21. Juni la Fayette zu der bekannten Motion, welche, die Unabhängigkeit der Nation bedroht findend, die Permanenz der Kammer ausſpricht, jeden Verſuch einer Auflöſung dieſer Kammer als Hochverrath verpönt, die vollſtändige Bewaffnung der Nationalgarde von Paris verfügt, und die Miniſter an die Schranken ruft. Conſtitutionswidrig an ſich war dieſe Motion zugleich unzeitig, denn die Kammer, des Kaiſers Macht lähmend, mußte zugleich das einzige, dem revolutionairen Frankreich übrige, Rettungsmittel vernichten, das letzte Gegengewicht gegen die ungeheuere Übermacht der Verbündeten, den in dem Namen Napoleon enthaltenen Zauber, zerſtören; aber la Fayette hatte ſich bethören laſſen durch Fouché's Argliſt, und wie er bethört worden, ſo bethörte er die Kammer. Seine Anträge wurden beliebt, dem Kaiſer zu nicht geringem Misfallen, dem beſonders die Vorladung der Miniſter anſtößig war. Sie mußte mehrmals wiederholt werden, und um den Eindruck dieſer Nachgiebigkeit möglichſt zu ſchwächen, zugleich nöthigenfalls ſeine Vertheidigung zu führen, ließ Napoleon die Miniſter durch ſeinen Bruder Lucian begleiten. Es entſpann ſich eine lebhafte Discuſſion über den Zuſtand der äußeren Angelegenheiten, in deren Laufe Lucian von der Unbeſtändigkeit der Franzoſen ſprach, und dafür von la Fayette die berühmte Phraſe hören mußte: „de quel droit le préopinant ose-t-il accuser la nation d'avoir été légère, d'avoir manqué de persévérance envers l'empereur Napoléon? Elle l'a suivi dans les sables de l'Egypte et dans les déserts de Russie, sur cinquante champs de bataille, dans ses revers comme dans ses succès ... et c'est pour l'avoir ainsi suivi que nous avons à regretter le sang de trois millions de Français." In der Nacht vereinigten ſich die Präſidenten der Kammer, einige Pairs, die Miniſter, unter dem Präſidium von Cambacérès, zu einer Conferenz, die angeblich mit den Mitteln der Vertheidigung ſich beſchäftigen ſollte. Die konnten freilich, nach der Zuſammenſetzung der Conferenz, nicht gefunden werden. La Fayette wählte ſich ein ihm geläufigeres Thema: einen am Morgen in der Kammer vernommenen Vorſchlag ergreifend, wollte er, daß die Verſammlung zur Stunde ſich zum Kaiſer begebe, um deſſen Abdankung zu erhalten. Am anderen Morgen ließ er dem Kaiſer wiſſen, „que si on n'avait pas l'abdication, je proposerais la déchéance." Die Abdankung erfolgte, und an des Kaiſers Stelle trat eine Regierungscommiſſion, zu welcher erwählt zu werden la Fayette ſich vergebliche Hoffnung gemacht hatte, wie ihm auch für den Oberbefehl der Nationalgarde Maſſéna vorgezogen wurde. Ihm fiel dagegen das in mancher Beziehung höchſt unangenehme Loos der Plenipotenz adjungirt zu werden, welche durch eine Unterhandlung mit den verbündeten Monarchen dem Vorrücken der feindlichen Heere ein Ziel ſtecken und Friedensbedingungen eingehen ſollte, *ohne doch die Reſtauration der Bourbons zuzugeben.* „Cette

Digitized by Google

condition absolue,“ heißt es in der den Plenipotentiarien ertheilten Inſtruction, „est un des points auxquels les plénipotentiaires doivent le plus tenir.“ Die Geſandten konnten aber weder die Monarchen erreichen, noch in den mit ihren Miniſtern zu Hagenau gepflogenen Conferenzen zu irgend einem Reſultat gelangen. In dem Laufe der Diſcuſſion äußerte Lord Stewart gegen la Fayette, es werde überhaupt ein Friede nur alsdann möglich ſein, wenn Frankreich den geächteten Bonaparte ausliefere. „Je suis bien étonné,“ entgegnete la Fayette „que pour proposer une telle lâcheté au peuple français vous vous adressiez de préférence à un prisonnier d'Ollmütz.“ Die Geſandten, unverrichteter Dinge wiederkehrend, fanden die Capitulation von Paris unterzeichnet, und als am 8. Juli Morgens la Fayette zur Kammer ſich begeben wollte, war der Eingang verſchloſſen, und um den Verſchluß zu behaupten, eine preußiſche Schildwache aufgeſtellt. Er zog ſich zurück, um bei Lanjuinais, in Geſellſchaft mehrer Collegen, ein Protokoll über dieſen Thatbeſtand zu unterzeichnen. Erkennend, daß er dem unheilbaren Bruche mit der älteren Linie der Bourbons durch die Negotiation in Hagenau das Siegel aufgedrückt habe, reſignirte er ſich zu einer ganzer drei Jahre fortgeſetzten Zurückgezogenheit, denn der Verſuch, ihn 1817 zu einem Repräſentanten der Stadt Paris erwählen zu laſſen, ſcheiterte, obgleich er 2674 Stimmen gehabt hatte, auf die Geſammtzahl von 7378. Dagegen wurde er, November 1818, von dem Sarthedepartement zu der Kammer entſendet. Am 22. März 1819 bekämpfte er Barthélemy's Vorſchläge in Betreff der Wahlgeſetze und am 27. April ſchrieb er an den Generalprocurator, um gegen die gerichtliche Verfolgung des Ami de la royauté Einſpruch zu erheben. Es hatte die Zeitſchrift einen für den vormaligen Anführer der Nationalgarde höchſt ehrenrührigen Artikel aufgenommen, was dieſen veranlaßt zu äußern: „M. Bellart me permettra donc de me refuser à sa protection, et sans connaître quelle est l'offense, de déclarer que. ne me tenant point pour offensé, je désavoue toute poursuite à cet égard. et m'y oppose de tout mon pouvoir.“ Am 17. Mai wollte er zu Gunſten der Petition für die Zurückberufung der Verbannten ſprechen, ohne doch das Wort erhalten zu können. Er ſah ſich hierdurch veranlaßt, ſeine Gedanken anderweitig durch den Druck zu veröffentlichen. Hingegen hat er über die Budgets des Marine- und des Kriegsminiſteriums frei ſeine Meinung äußern können, immer zwar in einer der Regierung feindlichen Tendenz. In dem folgenden Jahre begann er mit einem Antrage für die Wiederorganiſation der Nationalgarde, den 10. Febr. 1820, welchem am 8. März eine Rede über die individuelle Freiheit, am 23. März eine Abhandlung über die Cenſur folgte. Am 27. Mai, bei Gelegenheit des neuen Wahlgeſetzes, veröffentlichte er ein wahres Manifeſt, reichlich mit bittern Reminiſcenzen aus der Vergangenheit gewürzt. Die königliche Octroyirung der Charte, die Legitimität, die Emancipation, welche nach ihm, den 10. Aug., die Abſchaffung des Königthums, den 21. Jan., das Schreckensſyſtem verſchuldet hat, die Ohnmacht des „ancien régime,“ Alles ohne Unterſchied, wurde durch ihn angegriffen mit einer Schonungsloſigkeit, welche einzig durch die Rathloſigkeit der Reſtauration erklärbar iſt. Allein la Fayette beſchränkte ſeine Thätigkeit nicht auf die Kammer allein. Es iſt wol nicht zu bezweifeln, daß er auf den Ausbruch der Soldatenempörungen in Spanien, Neapel und Piemont den weſentlichſten Einfluß übte, daß er, der erklärte, er fühle ſich durch die höhern Orts der Charte angethane Gewalt ſeiner Eide entbunden, mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Mannesalters die Umtriebe gegen die beſtehende Ordnung der Dinge erneuerte. Zum erſten Male figurirt la Fayette's Name in der Soldatenverſchwörung vom 19. Aug. 1820: mehre Deponenten haben ihn als einen der geheimen Obern des Bundes bezeichnet. In dem Proceſſe von Gohier und Sauquaire-Souligné, März 1821, mußte er als Zeuge erſcheinen, und das öffentliche Miniſterium ſchrieb den in ſeinen Briefen enthaltenen Anreizungen die verbrecheriſchen Illuſionen zu, welchen die Angeklagten ſich hingegeben. Ein Brief namentlich, der Jugend von Mans beſtimmt, konnte als eine wahre Auffoderung zur Empörung gelten. La Fayette mußte von Seiten des Präſidenten ſehr unangenehme Dinge vernehmen, bekannte ſich jedoch ſtandhaft zu ſeinen Meinungen, um welche er einzig der Kammer verantwortlich ſei. Es errichteten eben die Verſchwörer, das Unzulängliche der vereinzelten Manifeſtationen erkennend, ſtändige Geſellſchaften, zu Widerſtand und Aufruhr gerüſtet. „Dans la plus importante“ dieſer Geſellſchaften ſich haben aufnehmen zu laſſen, bekennet la Fayette und unter ſeiner Einwirkung entſpann ſich das weit verzweigte Complot, das in den erſten Tagen des Jahres 1822 zu Béfort zum Ausbruche kommen ſollte. Schon war der Tag beſtimmt, an welchem la Fayette Paris verlaſſen und an die Spitze der Aufrührer ſich ſtellen würde. Er ließ ſich durch die Beſorgniſſe ſeiner Familie beſtimmen, ſeine Abreiſe um 24 Stunden zu verſchieben. In der Nähe von Béfort anlangend, vernahm er durch einen von ſeinen Verbündeten entſendeten Boten, daß der Entwurf vereitelt ſei. Andere Getreue benutzten die Nacht, um den Reiſewagen zu brechen und alle Spuren von der Gegenwart ihres Anführers zu entfernen. Gleichwol erregte la Fayette's Erſcheinen im Elſaß einiges Aufſehen, ſodaß er genöthigt war, daſſelbe mittels eines in die Zeitungen aufgenommenen Schreibens zu erklären. In Berton's Aufſtand zu Saumur, Februar 1822, wurde la Fayette vielfältig und beſtimmt als einer von den Anſtiftern des Aufruhrs bezeichnet, und dem zufolge von dem Generalprocurator Mangin angeklagt. Der Anklageact ſtellt ſeine fortwährende Verbindung mit den zwei Hauptverſchwörern dar, und berührt in der gleichen Weiſe die Strafbarkeit von Foy, Argenſon, Benjamin Conſtant. Sein kühner Angriff erregte in der Kammer heftige Stürme. Foy lehnte in großer Lebhaftigkeit die ihm zugemuthete Mitſchuld ab, la Fayette äußerte: „Wie groß meine Gleichgültigkeit für Parteihaß und die von ihm ausgehenden Anmuthungen iſt, kann ich doch nicht umhin, den Äußerungen meiner Freunde Einiges hinzuzufügen.

Digitized by Google

Einzig und allein dem Dienſte der Freiheit mich widmend, habe ich in dem ganzen Verfolge meiner Bahn jederzeit der Ehre genoſſen, der Ungunſt aller Gegner der Freiheit ein Ziel zu ſein, unter welcher Form, Despotismus, Ariſtokratie, Anarchie es ihnen auch beliebte, die Freiheit anzufechten oder zu entſtellen. Darum will ich mich nicht beklagen, obgleich ich des Hrn. Procurators Wort „bewieſen," auf mich angewendet, etwas flüchtig zu finden berechtigt wäre, aber gemeinſchaftlich mit meinen Freunden verlange ich, daß unſerer Angelegenheit, Angeſichts der Nation, in dieſer Kammer, die vollſtändigſte Öffentlichkeit gegeben werde. Dann können meine Ankläger, welchen Ranges ſie auch ſein mögen, dann kann ich, ohne Verbrämung, ohne Verzierung, jene Vorwürfe ausſprechen, welche in dem Laufe von 33 Jahren ſich gehäuft haben." Es iſt die allgemeine Anſicht, daß dieſe Herausfoderung perſönlich gegen Ludwig XVIII. gerichtet, und daß ſie auf eine genauere Kenntniß von dieſes Monarchen Verfahren in dem Handel des unglücklichen Favras gegründet war. Wie dem auch ſei, ſie hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Statt der Anklage ihren Lauf zu laſſen, wurde alles Ernſtes die Frage debattirt, ob nicht der Procurator, wegen beleidigender Äußerungen gegen Mitglieder der Kammer, in Anklageſtand zu verſetzen ſei. La Fayette wurde nicht weiter in Anſpruch genommen, wenngleich Mangin, vor dem Aſſiſenhofe zu Poitiers, in der Angelegenheit Berton's, alle ſeine Äußerungen in Bezug auf ihn wiederholte, dann fortfuhr: „Warum wird uns auferlegt, uns der gerichtlichen Verfolgung derjenigen zu enthalten, welche von den Verſchwörern als die Mitglieder einer proviſoriſchen Regierung genannt wurden?" Jene Vorſtellung Baudrillet's bei dem Marquis von la Fayette bezieht ſich auf die zweite Verſchwörung, für welche ich incompetent bin. Wäre ich competent ... Sie wollen vorgeben, daß wir ſie im Rücken angreifen, Feige werden wir von ihnen genannt. Feig und ehrlos ſind diejenigen, welche einfältige und treuherzige Männer in den Strudel der Verſchwörungen herabziehen, ſie bethören, und demnächſt verleugnen." La Fayette fühlte, daß er für die Ereigniſſe von Béfort und Saumur mehr Sympathie verrathen habe, als mit den immerwährenden Proteſtationen von ſtrenger Rechtlichkeit vereinbar war, — und aus dieſem Grunde wird ſeiner Mémoiren Einſylbigkeit oder Stillſchweigen über dieſe wichtigen Ereigniſſe zu erklären ſein —; er gewahrte, daß die häufig wiederkehrende Nothwendigkeit ſich, wenn auch nur in den allgemeinſten Ausdrücken, zu rechtfertigen, ihn in der öffentlichen Meinung herabſetze; er fand, durch die Erfahrung belehrt, was Péthion und Danton inſtinctmäßig gefunden hatten, daß durch die vielfältigen kleinen Inſurrectionen, die regelmäßig ihr Ziel verfehlten, der Sache der Freiheit nur geſchadet werde, und dem unfruchtbaren Treiben ſich abwendend, ſcheint er von da an auf einem anderen Wege, von mächtigeren Verbündeten begleitet, das große Ziel ſeiner Anſtrengungen, das Königthum unter republikaniſchen Formen, geſucht zu haben. Für dieſen Zweck war es nothwendig, ſein etwas verkümmertes Andenken, wie denn ſeine Wahl zur Deputirtenkammer von 1824 nicht durchzuſetzen war, einigermaßen aufzufriſchen. Er ſchiffte ſich zu Havre den 13. Juli ein und landete zu New-York den 16. Aug. 1824, wo der glänzendſte Empfang ſeiner wartete. Da beſuchte er der Reihe nach 24 Staaten der Union, und die zwölf Monate, welche er dieſer Umreiſe widmete, geſtalteten ſich zu einer ununterbrochenen Reihe von Triumphen, Feſtlichkeiten, oratoriſchen Anſtrengungen. Am 20. Dec. 1824 votirte der Congreß eine Gabe von 200,000 Piaſtern, dem Befreier, dem Begründer der Republik darzubringen; bereits unter Jefferſon's Präſidentſchaft, und bei der Erwerbung von Louiſiana hatte la Fayette bedeutende Ländereien empfangen. Am 7. Sept. 1825 beurlaubte er ſich bei dem Präſidenten, und dieſer hielt, in Gegenwart der Miniſter und einer zahlreichen Verſammlung aus allen Ständen, ſeine Abſchiedsrede, worin des ſcheidenden Gaſtes Leben überhaupt, vorzüglich aber deſſen Verdienſt um Amerika geprieſen wurde. Den 5. Oct. 1825 ging la Fayette zu Havre ans Land. Frankreichs Zuſtände hatten ſich weſentlich verändert, die Hoffnungen der einzigen in ihrer Centraliſation bedeutenden Partei, in der Thronbeſteigung Karl's X. für ihre Hoffnungen eine weſentliche Förderung gewonnen. Am 21. Juni 1827 wurde la Fayette von der Wahlverſammlung zu Meaux für die Deputirtenkammer gewählt. Am 24. Aug. ſprach er an Manuel's Sarge die kühnen Worte, um derentwillen Mignet, als der Berichterſtatter um die Einzelheiten der Leichenfeier, Buchdrucker und Händler zu Rechenſchaft gefodert wurden, was den Redner veranlaßte, in Gemeinſchaft mit Schonen, Lafitte und dem jüngern Manuel die Ehren einer gerichtlichen Verfolgung als Mitſchuldiger in Anſpruch zu nehmen. Es blieb aber dieſe Bravade ohne Folge, da Mignet und Conſorten freigeſprochen wurden. Aber Karl X., den widerſprechendſten Anſichten zugänglich, erſchwerte durch ſeine Zweifelhaftigkeit die Stellung des Miniſteriums, des einzigen vielleicht, das der ſchwierigen Aufgabe der Vertheidigung der Reſtauration gewachſen war, als er in dem eigenen Lager, von Seiten der geprüften Freunde, die Ausbrüche von Mistrauen und Unzufriedenheit vernahm. Die miniſterielle Majorität wurde erſchüttert, Vilèle zu der Auflöſung der Kammer getrieben. Die meiſten der Deputirten, deren das Miniſterium ſich zu entledigen gewünſcht hatte, la Fayette namentlich, empfingen in den neuen Wahlen die Sanction der Wahlcollegien. Mehr und mehr beunruhigt gab Karl X. das bisherige Miniſterium auf, gegen eine neue Combination, deren furchtſame Nachgiebigkeit die Gegner der Reſtauration zu unaufhaltſam wachſender Kühnheit herausfodern mußte. Am 23. Juni 1828 über das Budget von 1826 ſprechend, benutzte la Fayette die Gelegenheit, der Regierung ihre contrerevolutionairen Tendenzen vorzuwerfen. Am 9. Juli beſchreibt er die heilige Allianz, als eine Ligue, beſtimmt das Menſchengeſchlecht zu entwürdigen und dem Sklavenjoche zu unterwerfen. Die Verhandlungen in der Kammer boten jedoch nur wenig Hoffnung, zu einer Entſcheidung zu gelangen, da trat la Fayette, in der Abſicht ohne Zweifel den Begebenheiten eine raſchere Bewegung mitzutheilen, die Reiſe durch die Provinzen an, welche

Digitized by Google

in ihrer Außenſeite den Triumphzug durch die Staaten von Nordamerika wiederholend, durch ihre eigentliche Tendenzen der Regierung gegründete Beſorgniſſe erweckte. In einem Banket zu Lyon äußerte er ohne Umſchweif, daß im Falle des Verſuchs, das Wahlſyſtem durch Ordonnanzen zu entſtellen, die Nation, um ihre Gerechtſame belehrt, ſie vertheidigen würde. Dieſe revolutionaire Reiſe trug ſofort ihre Früchte: auf des Meiſters Worte bildeten ſich Vereine für die Verweigerung der Abgaben, und die geheimen Geſellſchaften fanden Gelegenheit, bis in die abgelegenſten Winkel des Reichs ihre Verzweigungen auszudehnen. In dem Laufe ſeiner Fahrt, zu le Puy, den 11. Aug., empfing la Fayette die Nachricht von der Bildung des Miniſteriums Polignac, von welcher die Adreſſe der 221, oder vielmehr das Kriegsmanifeſt einer vollkommen ſchlagfertigen Partei die angebliche Folge war. Hinderniſſe, von deren Natur wir noch nicht belehrt ſind, hielten die Partei damals ab, den Worten ſogleich die That folgen zu laſſen; es kamen aber, ihrem fernern Treiben erwünſcht, die Ordonnanzen und die drei Julitage. Auf die erſte Botſchaft von dem Tumulte in der Nacht verließ la Fayette la Grange, um ſeinen Namen und ſeine Thatkraft der Inſurrection zu weihen. Von der polytechniſchen Schule, gleich nach ſeiner Ankunft in Paris, den 27. Juli, durch eine Deputation begrüßt, wohnte er am 28. mehren Verſammlungen von Deputirten, bei Audry de Puyrcevau und Bérard bei. In der letzten nächtlichen Zuſammenkunft erklärte er, „daß das Vorgefallene nicht weiter erlaube, ſich innerhalb der Grenzen einer buchſtäblichen Legalität zu behaupten; es handle ſich um eine Revolution, ihm ſcheine die Beſtellung einer proviſoriſchen Regierung unerläßlich; bereits werde, durch des Volks Vertrauen und mit ſeiner eigenen Zuſtimmung, ſein Name an die Spitze der Inſurrection geſtellt; dafür die Zuſtimmung der Collegen zu haben, ſei ihm ein dringender Wunſch, im Falle ſie bis Morgen nicht zu einer Entſchließung kommen ſollten, halte er ſich berechtigt, allein und im eigenen Namen zu handeln." In derſelben entſchiedenen Richtung war er der einzige beinahe, unter den als Deputirte ſich gerirenden Männern, die Sendung einer Deputation an Marmont zu misbilligen, und es ſteht feſt, daß ſeine Unerſchrockenheit, geſteigert vielleicht durch einen gegen ihn eingegangenen Verhaftsbefehl, allein der Collegen Unſchlüſſigkeit, die ſich ihrer bemächtigende Muthloſigkeit, im Gleichgewicht erhielt. Einen großen Theil der Nacht vom 28 — 29. verwendete er, um des Volkes Thatkraft anzufeuern und anzuweiſen, und die Barricaden in Augenſchein zu nehmen. Als nach der unerklärlichen Räumung des Louvre und der Tuilerien, am Morgen des 29., der Sieg der Inſurrection nicht länger zweifelhaft erſcheinen konnte, erhob ſich aus ihrem Schlummer die ſeit zwei Jahren aufgelöſte Nationalgarde, und bei ihrem Anblicke wurde la Fayette als der Anführer der bewaffneten Macht von Paris ausgerufen. Er hatte Eile, von einer Würde Beſitz zu nehmen, die 39 Jahre lang der Gegenſtand ſeiner ſüßeſten Erinnerungen geweſen. Um 3 Uhr langte er auf dem Stadthauſe an, und an Proclamationen im alten Stil hat er es nicht fehlen laſſen. Mittlerweile hatte man etwas einer Regierung Ähnliches gebildet, und deren erſte Sorge war, das Generalcommando ſämmtlicher Nationalgarden des Reichs an la Fayette zu verleihen. Bekleidet mit einer Macht, wie keine in Frankreich beſtand, konnte dieſer ungezweifelt über des Landes Schickſal verfügen, aber, gleich allen den Urhebern von Umwälzung und Zerſtörung, hatte er niemals bedacht, was an die Stelle der gebrochenen Herrſchaft zu ſetzen ſei. Die Commiſſion, die nur mittels ſeines Namens beſtand, bemächtigte ſich der Hauptſtadt in derſelben Weiſe ſchier wie Danton am 10. Aug. 1792. Die Lenker der Bewegung verfielen in ſolche Ohnmacht, daß la Fayette mit Sémonville, dem Überbringer von Friedensbotſchaften, verhandelnd, nichts weiter zu fodern wagte, als die Einführung der nationalen drei Farben. Aber es fand die Revolution wirkſamere Vertreter unter den Räthen Karl's X., die unbegreiflichen Zögerungen der königlichen Partei löſeten die Zweifel des Generals der Republik. Schon am Morgen des 30. ließ la Fayette die Truppen, welche S. Cloud umſchloſſen, die Auffoderung, die Waffen niederzulegen, vernehmen. Sie blieb erfolglos, aber es fand ſich Collin de Suſſy ein, um der Verſammlung der Deputirten die Zurücknahme der Ordonnanzen zu überbringen. Die kalte ihm gewordene Aufnahme beſtimmte ihn bei der factiſchen Gewalt, die vom Stadthauſe aus die Bewegung leitete, ein beſſeres Glück zu ſuchen. Nicht ohne Schwierigkeit erreichte er den General, welchen ein drohendes Gefolge von Deputirten der Volksgeſellſchaften, von Nationalgardiſten und Handwerkern umgab. „Der ſchönſte Tag meines Lebens iſt angebrochen!" Mit dieſen Worten wurde er von dem General empfangen. „Sie finden mich von Freunden umringt, welche, wie ich, müde ſind des Deſpotismus der 15 vergangenen Jahre. Sie werden erlauben, daß wir alle gemeinſchaftlich Ihre Botſchaft vernehmen." Suſſy, vor die Municipalcommiſſion gebracht, wurde mit einem „es iſt zu ſpät," abgefertigt. Dem in dem großen Saale zuſammengedrängten Volke wollte la Fayette ſelbſt die neueſten Ordonnanzen vorleſen; aber misbilligender Zuruf ließ aus allen Ecken ſich vernehmen. Da wendet, in dem Tumult, la Fayette mit lächelnder Miene ſich zu Suſſy hin: „Vous le voyez, il faut vous résigner, c'est fini des Bourbons." Wie nun Suſſy ihn zu einer Conferenz mit dem im Luxembourg des Ausgangs harrenden Herzoge von Mortemart zu beſtimmen ſuchte, da äußerte er, es könne „le délégué du peuple" nichts zu ſchaffen haben mit dem Geſandten „de la monarchie déchue." Dem Generale Talon, der ſich eine Erklärung ausbat über die königlichen Ordonnanzen vom 29., antwortete er ſchriftlich: On me demande une réponse explicite sur la situation de la famille royale depuis la dernière agression contre les libertés publiques, et la victoire de la population parisienne; je la donnerai franchement: c'est que toute réconciliation est impossible, et que la famille royale a cessé de régner." Alſo wurde durch des Marquis Ausſpruch Karl X. des Königthums

Digitized by Google

entſetzt. An ſeine Stelle mußte die Republik, oder eine neue Dynaſtie geſetzt werden. Ungeachtet ſeiner Verbindungen mit dem Herzoge von Orléans, „un des jeunes patriotes de 89, un des premiers généraux qui firent triompher le drapeau tricolore,“ konnte la Fayette keine Manifeſtation zu deſſen Gunſten wagen. Ihm ſtanden für dergleichen ebenſo ſehr die geheimen Geſellſchaften, als die Äußerungen ſeines ganzen Lebens im Wege. Laſitte übernahm die Initiative, und la Fayette gab ſich das Anſehen, als weiche er lediglich dem Einfluſſe ſeiner Freunde Gérard, Barrot und Mauguin. Der Herzog kam am 31. nach dem Stadthauſe. La Fayette empfing ihn am Fuße der Treppe und begleitete ihn durch die in den Sälen wogenden Maſſen. Es gab ſich eine dem Vorhaben nicht eben günſtige Stimmung zu erkennen. Man verlas die von der Kammer erlaſſene Erklärung; ſie wurde mit Kälte vernommen. La Fayette reichte dem Herzoge die Rechte, gab ihm eine dreifarbige Fahne zu halten, und führte ihn zu dem offenen Fenſter. Das Volk, den Herzog alſo begleitet und bekleidet in der drei Farben Pracht erblickend, ließ einen ſtürmiſchen Freudenruf vernehmen: der alte Feldherr der Revolution vergab in dieſem Augenblicke die Krone von Frankreich. Es hatten einige Mitglieder der Municipalität von einem Programm der künftigen Regierung, von einem zwiſchen dem Volke und der ausübenden Gewalt zu errichtenden Staatsvertrage geſprochen; dieſe Gedanken wurden beſeitigt, und la Fayette übernahm es, in ſeinem dem Herzoge abzuſtattenden Gegenbeſuche, den 1. Aug. deſſen Herzensmeinung zu erforſchen. „Sie wiſſen,“ begann der General, „daß ich Republikaner bin, und daß ich die Regierungsform der vereinten Staaten als die vollkommenſte der jemals eingeführten Formen betrachte.“ — „Ich denke wie Sie,“ erwiederte der Herzog, „Jemand, der zwei Jahre in Amerika zugebracht hat, kann unmöglich eine andere Meinung haben; glauben Sie aber, daß dieſe Form, nach der Lage von Frankreich, nach der allgemeinen Stimmung, bei uns einzuführen ſei?„ — „Nein,“ entgegnete la Fayette „für jetzt bedarf das franzöſiſche Volk eines volksthümlichen Throns, von republikaniſchen, vollkommen republikaniſchen Inſtitutionen umgeben.“ — „Durchaus meine Meinung,“ ſchloß der Herzog, „puis vint un roi nous escamoter la victoire.“ Am 7. Aug. vernahm Ludwig Philipp die Botſchaft, daß er durch der Kammern Wahl zur Krone berufen ſei; von la Fayette begleitet erſchien er auf dem Söller des Palais-royal und in tiefer Rührung um die königliche Acolade ſagt der General zu dem ſich herandrängenden Volke: „Sehet da, den Fürſten, wie wir ihn brauchen; mehr Republik war nicht zu erreichen.“ In den nächſten Monaten ſchien la Fayette ſich einzig auf die Bildung der neuen Nationalgarde zu beſchränken, doch iſt nicht zu verkennen, daß er neben dieſer oſtenſiblen noch eine zweite Thätigkeit übte, in welcher er ohne allen Zweifel der geheimen Unterſtützung der Regierung ſich erfreute. Dieſe mußte vor Allem den in der Eile aufgerichteten Thron gegen äußere Angriffe ſicher ſtellen. Einen ſolchen ſcheint man zunächſt von Seiten Ferdinand's VII. befürchtet zu haben, und la Fayette's Correſpondenz gibt Zeugniß, daß er den neuen Soldatenverſchwörungen der Halbinſel nicht fremd geblieben iſt. In Belgien, in mehren Landſchaften von Teutſchland, in Italien, in Polen fanden ſeine Rathſchläge eine mehr oder minder günſtige Aufnahme, und es bleibt ausgemacht, daß das unglückliche Polen großentheils durch ihn zu der Schilderhebung fortgeriſſen wurde, die einzig den Intereſſen Frankreichs zu dienen beſtimmt, und die, nachdem ſie ihre Dienſte geleiſtet, in einer, in den Jahrbüchern der Geſchichte kaum erhörten Ehrloſigkeit von dem franzöſiſchen Volke ihrem Schickſale preisgegeben wurde. Die Anſtrengungen, von la Fayette in den Kammern gemacht, um eine Bewegung, eine Demonſtration wenigſtens, zu Gunſten des ſterbenden Volks hervorzurufen, ſchützen ihn wenigſtens gegen den Vorwurf, der Landsleute Undankbarkeit gegen ihre nützlichſten Bundesgenoſſen getheilt zu haben. Unabhängig von der Leitung einer in ihren Reſultaten theilweiſe ſo unglücklichen Propaganda, ſprach la Fayette zu Gunſten der in Vorſchlag gebrachten Abſchaffung der Todesſtrafe; eine Manifeſtation, die wenige Augenblicke vor der Eröffnung des gegen die Miniſter Karl's X. gerichteten Proceſſes ihre beſondere Wichtigkeit erlangt; er allein erhielt auch die öffentliche Ordnung, in den drohenden Bewegungen, von denen die Hauptſtadt, während dieſes Proceſſes, der Schauplatz war. In dem Maße, wie die Regierung ſich befeſtigte, mußte ſie das Unbequeme in ihrer Stellung zu dem Feldherrn der Revolution empfinden: das Mittel, ſich ſeiner zu entledigen, war bald gefunden. Anfänglich war beliebt worden, daß la Fayette für ſeine Lebtage das General-Commando aller Nationalgarden des Reichs haben ſolle; ein Vorſchlag darüber wurde in die Deputirtenkammer gebracht, mit dem bedenklichen Zuſatze, daß Niemand für ein ganzes Departement dieſes Commando ausüben dürfe.“ Mehre Amendements, des Zwecks, von dieſer letzten Beſtimmung für la Fayette eine Ausnahme zu erhalten, wurden verworfen. Karl Dupin äußerte: „der General könne nicht ſein Leben lang das lebende Geſetz bleiben, es ſei denn, daß das politiſche Geſetz ſtets leblos bleibe.“ Am andern Tage, den 25. Dec. 1830, ſchrieb la Fayette an den König, um in deſſen Hände das Commando niederzulegen. Nach dem Austauſche einiger für ſolche Fälle hergebrachten Formeln wurde die Abdankung ausgeſprochen. In einer ſchließlichen Mittheilung an die Nationalgarde, den 1. Jan. 1831, ſchildert der General ſeine Abdankung „als eine Handlung der Ehrfurcht und des Gehorſams für die Mehrheit der Kammer, als das Ergebniß eines Freiheitsinſtincts, der, im Widerſpruch mit des Königs Wünſchen für die Fortſetzung ſeiner Dienſte, ihn gemahnt habe, daß es an der Zeit ſei, ſeine Gewalt den glorreichen Ergebniſſen der Revolution von 1830 zu opfern.“ Am 27. Dec. hatte er der Kammer geſagt, nimmermehr würde er, vor der von Frankreich überſtandenen Kriſis abgedankt haben; jetzt finde ſein Gewiſſen, ſoviel die allgemeine Ruhe betreffe, ſich befriedigt, nicht aber ſei dazu, in Bezug auf die Freiheit, ſein Gewiſſen gelangt.“ Dieſe letzte Äußerung bezeichnet zur Genüge die Richtung, welche er, auf eine parlamentariſche Thätigkeit ſich beſchränkend,

Digitized by Google

verfolgen werde, und ſofort nahm er auf der äußerſten Linken die Stelle ein, welche er während der ganzen Reſtauration innegehabt, nur daß die meiſten ſeiner damaligen Verbündeten, nachdem ſie ihre durchaus perſönlichen Zwecke erreicht, ſeine Gegner geworden waren. Seine Anſichten, ſeinen Verdruß, hat er am deutlichſten in einem Schreiben an die Wähler von Meaux, den 13. Juni 1831, ausgeſprochen; da heißt es in Bezug auf das ſo oft beſprochene Programm vom Stadthauſe, oder genauer auf la Fayette's Unterredung mit dem Könige, woraus die allgemeine Wahlfähigkeit, Freiheit der Religion und des Unterrichts, die Herabſetzung der Civilliſte, die Abſchaffung der erblichen Pairswürde ſich ergeben ſollte: „Dieſe Betrachtungen zu veröffentlichen, fühle ich in meinem Gewiſſen die Verpflichtung. Habe ich perſönliche Beziehungen beſprochen, ſo geſchah dieſes lediglich, um demjenigen, was man als Theorien — Ideologie ſagte Napoleon — verhöhnen wird, größere Verläßlichkeit zu verſchaffen; nicht minder um die geheiligte Sache der Freiheit abzuſondern von den Ketzereien, durch welche ſie entſtellt, von den Ausſchweifungen, durch welche ſie in ihren Bewegungen gehemmt, von den Verbrechen, durch welche ſie befleckt wird, und von den Schutzreden, in welchen ſie abermals untergehen müßte, fände ſie nicht ihre Zuflucht in den unbefleckten Erinnerungen und in den erhabenen Gefühlen, welche der großen Woche des Volks ihren eigenthümlichen Charakter ausdrücken." Er hatte eine Saite berührt, welche allzu verletzend für das Ohr des Königs war; ſein Verkehr mit Ludwig Philipp war für immer abgebrochen. Als im Verlaufe der zweiten Empörung in der Romagna der franzöſiſche Geſandte zu Wien in einer diplomatiſchen Note die italieniſchen Patrioten als factieux behandelte, erhob ſich la Fayette mit Macht gegen einen Ausdruck, „welcher, der heiligen Allianz würdig, einer, aus den Julibarricaden hervorgegangenen Regierung durchaus ungeziemend ſei." Dann meinte er, dieſe angeblichen Rebellen, für jetzt der Gewalt von Öſterreich, „cette maréchaussée européenne" unterliegend, hätten lediglich ihre unveräußerlichen Gerechtſame zurückgefodert, jene Gerechtſame, welche jüngſt Frankreich ſich erſtritten. In den Debatten ein Gegner der erblichen Pairie, ſetzte er auch durch, daß in dem Strafgeſetzbuche die Strafe für den unbefugten Gebrauch adeliger Titel abgeſchafft würde. Kurz vor Caſimir Périer's Ende will er von mehren Patrioten, même des plus ardents" aufgefodert worden ſein, den König über die Lage des Landes zu belehren. „Je m'y suis refusé parceque j'ai l'intime conviction de l'inutilité de cette demarche." Statt der Unterredung wurde der von 140 Deputirten unterzeichnete Compte rendu beliebt, den 29. Mai 1832, wo es u. a. heißt: „Que le système se prolonge, et la révolution de juillet et la France sont livrées à leurs adversaires." Denſelben Tag ſah la Fayette mit lebhafter Erwartung dem Ausgange des hambacher Feſtes entgegen. Schlecht haben dieſe Erwartungen ſich bewährt, während hingegen Périer's Abſterben, den 16. Mai 1832, in der Ausſicht auf eine neue miniſterielle Combination, der republikaniſchen Partei im Innern einige Ausſichten zu bieten ſchien. Das Begräbniß des Generals Lamarque ſollte von ihr zu einer Schilderhebung benutzt werden. Eben hatte la Fayette einige Worte über den Verſtorbenen geäußert und die Fahnen von Polen, Italien, Portugal, Spanien und Teutſchland begrüßt, als einer Fahne, überſchrieben: la liberté ou la mort, indem ſie ſich dem Sarge näherte, eine rothe Mütze aufgeſetzt wurde. Dem Symbol der Freiheit von 1793, indem daſſelbe an dem Gerüſte, wo la Fayette und ſeine Geſellſchaft Platz genommen hatten, vorbeidefilirte, wurden einige Kränze zugeworfen, einer namentlich von la Fayette. Ihm war, ſo erzählt er, von wohlwollender Hand, ein Kranz aufgeſetzt worden: er hatte ihn abgenommen und hielt ihn noch in der Hand, als der Anblick jenes Symbols einer blutigen Zeit ſeinen Unwillen hervorrief. Den Kranz warf er nach der Jacobinermütze. Das Geſchrei: „vive la liberté, à-bas Louis-Philippe," ließ ſich vernehmen, und es löſte der Zug ſich in ein drohendes Getümmel auf, welchem zu entfliehen la Fayette zu einem Fiacre ſeine Zuflucht nahm. Dem wurden aber die Pferde ausgeſpannt, damit an deren Stelle Leute vom Volke treten konnten. Noch befand ſich der Wagen in dem dichten Gedränge, als er von jungen Leuten angegriffen wurde, die mit Heftigkeit verlangten, daß der General dem Volke Befehl zum Angriffe auf die zahlreich aufgeſtellten Truppen gebe. Sie foderten, ſie geboten im Namen des Volks, wogegen la Fayette ihnen erklärte, daß ſie nicht das franzöſiſche Volk, und daß er vor allem ſeinem Gewiſſen und dem Menſchenverſtande zu gehorchen habe. Die Dazwiſchenkunft einer Dragonerabtheilung machte dem Strauße ein Ende, und la Fayette gelangte nach ſeiner Wohnung, während in Straßen und Plätzen die Schlacht ſich verbreitete. Die Oppoſition trat bei Lafitte zuſammen, um die Frage, ob eine Botſchaft oder eine Adreſſe an den König abzuſenden ſei, in Berathung zu nehmen. La Fayette widerſprach dem einen, wie dem andern Vorſchlage, erklärte, daß er der Deputation ſich nicht anſchließen werde, indem ſeine Gegenwart, ohne das Mindeſte fruchten zu können, den König nur an den Bruch einer feierlich übernommenen Verpflichtung erinnern würde, und endigte in einigen ſchmerzlichen Betrachtungen über die Vergeblichkeit ſeiner in den zwei wichtigſten Abſchnitten ſeines Lebens wiederholten Beſtrebungen, eine Bürgermonarchie auf die Grundlage der Volksſouverainetät zu erbauen. Als der Aufruhr beſiegt war, verweilte la Fayette noch einige Tage in Paris, „pour regarder en face le gouvernement de l'état de siége," dann wendete er ſich wieder der Einſamkeit von la Grange zu, „un peu étonné que ce retour au plus complet arbitraire n'eut pas excité plus d'émotion dans les esprits." Am 21. Juni 1832 entſagte er dem ſeit der Julirevolution bekleideten Amte eines Maire von Courpalais, wie er auch aus dem Conseil général des Departements ſchied. In den Kammerdebatten über die Adreſſe von 1833 ſprach er einige verhallende Worte über das unterjochte Polen, ſpäter über das Geſetz für die Organiſation nach Departements, und unterſtützte den Antrag einer Penſion für die Eroberer der

Digitized by Google

Baſtille. Als zu la Grange, unter ſeinen Augen beinahe, ſein Gaſt Lelewel verhaftet wurde, erhob er ſich in verjüngter Kraft gegen ein Verfahren, das er nicht à la restauration elle-même vorzuwerfen gehabt hatte, und welches zu verleugnen, er den Miniſter Argout nöthigte. Mit der Discuſſion der Adreſſe, den 3. Jan. 1834, beſchloß er ſeine parlamentariſche Laufbahn, denn eine Krankheit, die er bei dem Begräbniſſe des Deputirten Dulong ſich geholt, machte, nach einem Krankenlager von mehr denn drei Monaten, ſeinem Leben ein Ende, den 20. Mai 1834. Sein letztes Schreiben nach Glasgow, an den Präſidenten der Geſellſchaft für die Emancipation der Schwarzen gerichtet, trägt das Datum vom 1. Mai. Er wurde, unter großem Zulaufe von Leidtragenden, auf dem Kirchhofe der Picpus, der Ehegefährtin zur Seite, beerdigt. Der amerikaniſche Congreß veranſtaltete für ihn dieſelbe Leichenfeier, die für Waſhington ſtattgefunden hatte. In Frankreich ſelbſt wurde das Ereigniß kaum bemerkt: vollſtändig hatte er da ſeine Rolle ausgeſpielt. Im häuslichen und geſelligen Leben war er in ſeinem reiferen Alter ein Muſter von Liebenswürdigkeit; angebetet in ſeiner Familie hat er auch aufrichtige, ſtandhafte und thätige Freunde zu finden gewußt. Außer dem Sohne, Georg Waſhington, hinterließ er zwei Töchter. Von Levaſſeur hat man einen, in das Teutſche überſetzten, Bericht von la Fayette's letzter Reiſe nach Amerika, 1826, 2 Bde. Wichtiger ſind: La Fayette et la révolution de 1830, par Sarrans jeune, 1834, 2 Bde., und les Souvenirs de la vie privée de la Fayette, par *Jules Cloquet*, 1836. Die reichſte Fundgrube für des Mannes Geſchichte ſind: Mémoires, correspondance et manuscrits du général la Fayette, publiés par sa famille. (Paris 1837. 1838.) 6 Bde. Wie zu erwarten, ſind in dieſer Sammlung nur die Glanzſtellen berückſichtigt, ſowie des Satirikers Rivarol Portrait von la Fayette an ſich eine ſehr geiſtreiche Production, nur mit den Mängeln ſich beſchäftigt. (*v. Stramberg*.)

FAYETTE, 1) eine Grafſchaft des Staats Pennſylvania, weſtlich von Somerſet und im Süden an Virginien ſtoßend. Der Boden iſt wellenförmig und fruchtbar. Der Monongahela fließt an der Weſtſeite. 2) Eine Grafſchaft des Staats Indiana, an die Grafſchaften Franklin und Wayne grenzend. 3) Eine der Grafſchaften des Staats Kentucky, von Woodford, Jeſſamine und Madiſon umgeben, ein ſchönes und fruchtbares Land, mit dem Fluſſe Kentucky im Süden und den Quellen des Elkhorn. 4) Eine Grafſchaft im Staate Georgia. 5) Ein Diſtrict von Nordcarolina, die Grafſchaften Moore, Cumberland, Sampſon, Richmond, Robeſon und Anſon umfaſſend. (*Kiselen*.)

FAYETTEVILLE, 1) Hauptort der Grafſchaft Lincoln im Staate Tenneſſee, am Fluſſe Elk. 2) Hauptort der Grafſchaft Cumberland im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Croſſin in den Cape-Fear, hatte 1830 noch nicht 3000 Einwohner und ſcheint gegen früher zurückgekommen zu ſein. Indeſſen hat ſie eine gute Lage für Handel und Gewerbe. (*Kiselen*.)

FAYOLLE (François Joseph Maria), geboren zu Paris 1754, gab heraus: Notices sur Corelli, Tartini, Gaviniés, Pagnani et Viotti, avec leurs portraits, gravés par Mr. *Lambert*, sur les dessins originaux. (Paris, imprimerie littéraire et musicale. 1810.) Die Bildniſſe ſind ſchön. Auf XXXI S. wird gehandelt über den Urſprung der Violine und des Bogens, dann über die Brüderſchaft de Saint-Julien des Ménéstriers, über das Amt des Roi des Violons; endlich wird ein Schreiben Tartini's an Signora Maddalena Lombardini in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, das gute Vorſchriften für das Violinſpiel enthält. Darauf folgen auf 47 Seiten die Lebensbeſchreibungen der oben im Titel genannten Männer. In einer Notenbeilage wird ein Kuhreigen von Viotti geliefert. — Gemeinſchaftlich mit Alexand. Etienne Choron, unter welches letztern Mannes Namen die folgende Schrift gewöhnlich angeführt wird, gab er heraus: Dictionnaire historique des musiciens, artistes et amateurs morts et vivans, qui se sont illustrés en une partie quelconque de la musique, et des arts, qui y sont rélatifs, tels que compositeurs, écrivains didactiques, théoriciens, poëtes, acteurs lyriques, chanteurs, instrumentistes, luthiers, facteurs, graveurs, imprimeurs de Musique etc. Avec des renseignemens sur les théâtres, conservatoires et autres établissemens dont cet art est l'objet: précédé d'un Sommaire de l'histoire de la Musique. (Paris 1810. Vol. 1. 1811. Vol. 2.) Das Meiſte dieſes Werkes iſt nur eine franzöſiſche Überſetzung des alten Tonkünſtler-Lexikons von Gerber; daß es aber doch auch Artikel beſonders franzöſiſcher Künſtler liefert, die Gerber, der es nöthig gefunden hatte, ein neues Lexikon zu ſchreiben, was auch bekanntlich erſchien, im alten noch gar nicht haben konnte, iſt in der Ordnung. Den Franzoſen war das Buch gewiß überaus nützlich; es wurden auch 500 Exemplare verkauft, was für die Gleichgültigkeit der Muſiker gegen die Geſchichte ihrer Kunſt immerhin nicht wenig iſt. Mehr wollten aber nicht fort. Da kaufte ein Schiffscapitain, der ſchleunigſt abſegeln mußte, die übrigen Ballen und warf ſie dann als unnützen Ballaſt ins Meer. Dadurch iſt das Buch nun ſelten geworden. — Muſikaliſche Abhandlungen und Nachrichten von Tonkünſtlern enthält: Les quatre saisons du Parnasse. (Paris 1805—1809 in 16 Duodezbändchen.) — Endlich: Paganini et Bariot ou avis aux jeunes artistes qui se destinent à l'enseignement du Violon par *Fr. Fayolle* etc. (Paris 1831.) (*G. W. Fink*.)

FAYOUM, FAJUM, FIUM, ein Kaſcheflik von Mittelägypten, 8 Stunden lang und 7 breit, ein Plateau im Weſten des Nilthales, da wo ſich die Gebirge, die den Nil begleiten, auf ein paar Stunden erweitern und dann in Steilwänden zu Fayoum abfallen. Nur durch einen Gebirgspaß ſteht Fayoum mit dem Nilthale in Verbindung*). Hier liegt der See Birket-Karun, und der

*) Die Araber verſichern, daß nach der Eroberung durch Amru dieſe Provinz dem Sieger noch zwei Jahre unbekannt geblieben ſei. Durch die Nachrichten von ihrem Reichthume gelockt, habe er dann eine völlige, mit glücklichem Erfolge gekrönte, Entdeckungsreiſe dorthin angetreten.

Digitized by Google

Joſephskanal führt aus ihm in den Nil. Überhaupt iſt Fayoum durch Kanäle reichlich bewäſſert und gehört zu den fruchtbarſten Gegenden des Landes, wie ſie denn ſchon im Alterthume der Garten der Pharaonen genannt ward. Der Boden iſt ſo gut und fruchtbar, daß Alles, was hier wächſt, immer einen weit beſſern Geſchmack hat, als was in andern Provinzen erzeugt wird. Hier nur ſieht man Boskets von ſchnellwachſenden und ſehr fruchtbaren Feigenbäumen, die niedrig ſind, drei Jahre hindurch Früchte tragen und dann durch neue erſetzt werden, hier nur wachſen die Oliven wild. Fayoum hat die beſten Datteln und Roſen. Alle Getreidearten und Futterkräuter, Flachs, Baumwolle und vor Allem Wein gedeihen vortrefflich. Die Kanäle wimmeln von Fiſchen und Waſſervögeln. Unter der Türkenherrſchaft hat ſich durch Verſchlämmung der Kanäle und Streifereien der Beduinen dieſer Segen in Etwas gemindert. Arabiſche Geographen zählen 365 Ortſchaften, neuere Reiſende etwa 64. Die Bewohner treiben viel Handel mit Kahira. Der Hauptort gleiches Namens (jedoch mit ungenauer ſchwankender Schreibart) heißt bei den Kopten noch immer Arſinoe (Crocodilopolis), wie im Alterthum, bei den Türken Medinat al Fares oder Medinat al Fajum. Die Stadt liegt drei Tagereiſen von Kahira 28° 41′ 9″ öſtl. L. (von Paris) und 29° 28′ 48″ nördl. Br., an beiden Seiten des Joſephskanals und im Mittelpunkte des ganzen Bewäſſerungsſyſtems, von reizenden Gärten umgeben. Gegen früher iſt Fayoum etwas in Verfall. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen auf 5000 (ſo Jomard), von Andern auf 12,000 berechnet; ſie ſind der größten Mehrzahl nach Muhammedaner. Die Kopten haben hier einen Biſchof, aber keine Kirche, ſondern halten ihren Gottesdienſt in einem benachbarten Dorfe. Sonſt wohnte auch ein Franziskanermönch als Miſſionair hier. Als Gewerbszweig blüht beſonders die Leinen- und Baumwollenweberei, auch die Roſenwaſſerfabriken ſind von Bedeutung. Jede Woche geht eine Handelskaravane nach Kahira; es wohnen türkiſche und griechiſche Kaufleute hier. Das ganze Plateau, der alte Nomos von Arſinoe, iſt voll von Reſten des ägyptiſchen Alterthums; namentlich am öſtlichen Eingange ſtehen Pyramiden und bedeutende Reſte des Labyrinths. Dieſe ſind zuerſt von Lepſius aufgefunden, der auch den Nachweis führt, daß der See Birket-Karun keineswegs mit dem alten Möris identiſch, ſondern dieſer letztere bis auf wenige Reſte völlig abgefloſſen iſt. Vgl. Verhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. 1843. S. 284 fg. Ritter, Erdkunde. I. S. 771. 793—814. (*Daniel.*)

FAYUS (de la Faye, Antonius), einer der verdienſtvollſten Lehrer an der Akademie zu Genf, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dieſe Stadt geziert haben. Von ſeiner Jugendzeit iſt nichts bekannt. Aus dem Beinamen Dunus, den er ſich gibt, ſieht man, daß er entweder zu Dûn in Lothringen, oder zu Chateau-Dûn, in der Provinz Orleanois, geboren wurde. Er erſcheint zuerſt 1561 als Schullehrer zu Genf; 1568 wurde ihm das Bürgerrecht geſchenkt. Durch vielſeitige Kenntniſſe zeichnete er ſich bald aus. Calvin und Beza ſchätzten ihn ſehr. 1574 erhielt er den Doctorgrad der Arzneiwiſſenſchaft, wurde dann 1577 zum Profeſſor der Philoſophie und bald zum Rector der Akademie gewählt. Seine Studien richteten ſich indeſſen jetzt vorzugsweiſe auf die Theologie. 1580 erhielt er ein Predigtamt; 1584 wurde er zum Profeſſor der Theologie gewählt, 1586 mit Beza zu dem bekannten Colloquium zu Mömpelgard geſandt und 1587 zu demjenigen zu Bern wegen Samuel Huber's (ſ. d. Art.). Er ſtarb 1615 an der in dieſem Jahre zu Genf wüthenden Peſt. — Seine Schriften ſind neben mehren theologiſchen Diſſertationen, deren Verzeichniß man in *Senebier*, Histoire littéraire de Genève (Tom. 2. p. 53) findet, und Überſetzungen von Joſephus' jüdiſchen Geſchichten (Genev. 1560. Fol.) und von Livius (Genev. 1582. Fol.): Replique chrétienne à la Réponse de M. Fr. De Sales, se disant evêque de Genève, sur le traité de l'adoration de la croix. (1604. 8.) — Geneva liberata, sylva εὐχαριστική *Antonii Fayi Dunensis.* (Genev. 1602. 4.); ein Gedicht auf die Escalade, d. h. den verrätheriſchen Angriff des Herzogs von Savoyen gegen Genf im Jahre 1602, der von den Genfern mit großer Tapferkeit abgeſchlagen wurde. — De vita et obitu *Theodori Bezae.* (Genev. 1606. 4.) Commentarius in Epist. ad Romanos. (1608. 8.) — Com. in Ecclesiasten et Psalm. XLIX. (1609. 8.) — Com. in Psalm. LXXXVII. (1609. 8.) — Com. in priorem Epist. ad Timoth. (1609. 8.) — *Jacobi*, Lectio oratio funebris. (1611.) (*Escher.*)

FAZELLO (Tommaso), zu Sciacca in Sicilien 1498 geboren, Mitglied des Dominikanerordens, durch Gelehrſamkeit und Rednergaben ausgezeichnet. Er ſtudirte zu Palermo, Rom und Padua. In Rom ward er mit Paulus Jovius bekannt, welcher ihn veranlaßte die Geſchichte Siciliens zu ſchreiben. Er widmete ſich dieſem Werke mit raſtloſem Fleiße und ſolcher Liebe, daß er die ihm zugedachte Ehre, die höchſte Würde in ſeinem Orden zu übernehmen, ablehnte. Sein Werk: De rebus Siculis, Decades II. erſchien zuerſt Panormi 1558. Fol. und 1560. Fol.; mit kritiſchen Anmerkungen und Zuſätzen Catanae 1749—1753. 3 Vol. Fol. Italieniſch von Remigio (Nani) Venez. 1574. 4. Palermo 1628. Fol. und Ibid. 1819. 3 Vol. 8. Er ſtarb 1570. Daß er wegen Mishandlungen, welche er von einem Malteſerritter empfangen, den Orden verleumdet habe, und daß er den Tod gefunden, indem er von einem Thurme herabgeſtürzt ſei, wird von Mongitor (Bibliotheca sicula) für Fabeln erklärt. (*Blanc.*)

FAZIO (Bartolommeo), aus Spezia im Genueſiſchen; ſein Geburtsjahr iſt unbekannt. Er ſtudirte unter dem berühmten Guarino von Verona, welchen er Zeitlebens wie einen Vater verehrte. Später ging er nach Florenz, um Griechiſch zu lernen. Man weiß nicht, wie er dem Könige Alfons I. von Neapel bekannt geworden, welcher ihn an ſeinen Hof berief, wo er ſein Leben als Hiſtoriograph zugebracht hat. Die Gunſt des Königs verfeindete ihn mit Laur. Valla, und Beide wechſelten die heftigſten Streitſchriften. Die des Valla ſind gedruckt, von denen des Fazio hat man nur einige Bruchſtücke.

Digitized by Google

Der König hatte ihm aufgetragen, nicht ſowol ſein Leben als ſeine Thaten zu beſchreiben. So entſtand ſein Hauptwerk: *B. Facii* de rebus gestis ab Alphonso I., Neapolitanorum rege. L. X., zuerſt von dem Venezianer Mich. Brutus (Lugduni 1560. 4.) herausgegeben. Später iſt dies Werk noch oft gedruckt, ſo: Lugd. 1562—1566. Mantuae 1563. 4., nur die erſten ſieben Bücher. Basil. 1566. Fol. Leyden 1723 im 9. B. des Theſaurus des van der Aa. Italieniſch von Jacopo Mauro. (Ven. 1580. 4.) Andere hiſtoriſche Werke des Fazio ſind: De bello Veneto Clodiano (Chioggia 1377.) liber. Lugduni 1568. 8. und im 5. B. des Theſaurus von van der Aa; worin ſich auch noch ein Fragment über eine Seeſchlacht zwiſchen den Venezianern und Genueſen befindet. De origine belli inter Gallos et Britannos, ungedruckt. De viris (aevi sui) illustribus, liber, von Mehus mit einigen Briefen und einem Leben des Verfaſſers herausgegeben. (Florent. 1745. 4.) Apostolo Zeno in den Dissertazioni Vossiane. T. I. p. 67 führt noch zwei Werke des Fazio an: Historia suorum temporum (Basil. 1597.) und Historiarum chronicarum mundi epitome (Lugd. 1533.), die er aber ſelbſt nicht geſehen. Außerdem hat man noch von Fazio De humanae vitae felicitate und De excellentia et praestantia hominis. (Beide Antwerp. 1556. 8. und Hanau 1611. 4.) Auf den Wunſch des Königs überſetzte er den Arrian ins Lateiniſche und dieſe Überſetzung iſt gedruckt Pesaro 1508. Fol., Basil. 1539. 4., Lugduni 1552. 12. und Bern 1554. 8. Er ſtarb 1557, wenige Wochen nach dem Tode ſeines Feindes Laur. Valla, worauf folgendes Epigramm gemacht wurde:

Ne vel in Elysiis sine vindice Valla susurret,
Facius haud multos post obit ipse dies.

(*Blanc.*)

FAZUGLO, FAZOGLO, FASSOKL. Vierzehn Tagereiſen von Sennaar ſüdlich kommt man auf die erſte Bergterraſſe über der Ebene Sennaar, zwiſchen dem weißen und blauen Nil, Fazuglo genannt, 11—12° nördl. Br. Der König der hier wohnenden Neger war früher dem Könige von Sennaar tributpflichtig und lieferte Sklaven und Gold. Noch jetzt, wo ſich ägyptiſche Herrſchaft bis hierher ausdehnt, werden von Sennaar, Kordoſan, Darfur aus hier förmliche Menſchenjagden gehalten. Auch den Goldreichthum beutet der Vicekönig von Ägypten aus; es findet ſich dies Metall in einer rothen Erde, aus der es erſt ausgeſchmolzen werden muß. Vgl. Berghaus, Grundriß der Geograph. S. 275 fg. Über einige andere Naturmerkwürdigkeiten dieſer Gegend berichtet (freilich nur nach Hörenſagen) Fürſt Pückler in der Augsb. Allg. Zeitung 1844. Nr. 165. S. 1315.

(*Daniel.*)

FAZZINI (Don Giov. B.), wird von Baini S. 73 der Kandler'ſchen Überſetzung: Über das Leben und die Werke Paleſtrina's, unter den Tonſetzern mit aufgezählt, die ſich durch Fortpflanzung des Paleſtrinaſtils einflußreich gemacht haben. Der Name des Mannes, den weder Walther noch Gerber kennen, gehört zu den neuen Bekanntſchaften, die wir durch Baini gemacht haben, dem Alles daran gelegen iſt, ſeinen Helden der römiſchen Schule ſo leuchtend als möglich zu machen. Zu dem Ende ſchreibt er, nachdem er verſicherte, daß die römiſche Schule auch in Neapel ſich Anhänger erwarb (und ſchon früher, als er es angibt): Es iſt zu wiſſen nöthig, daß Liberati, del Pone, F. Ant. Ceſti und M. Simonelli, gleichzeitig Sänger der päpſtlichen Kapelle (etwa 1660), theils mündlich, theils ſchriftlich die durch Tradition (!) überkommenen Lehren des Pierluigi auf ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger vererbten, wie die nun folgende Reihe berühmter Meiſter, deren Werke die Schätze des päpſtlichen Archives ausmachen, ſattſam zeigen wird. D. Giuſeppe Fede, Franc. Maria Fede (ſ. d.), D. Benedetto Ceccarelli, D. Silvio Garghetti, Baldaſare Sartori, Virgilio Unioni, Giov. Biordi, Giov. Celi, D. Soccorſo Rinaldini, D. Lorenzo de Roſſi, Giuſ. Santarelli, Paſquali Piſari, Giuſ. Jannaconi, P. Felice Maſi, Paolo Serra, Geminiano Santini, D. Andrea Giubilei, D. Giov. B. Fazzini, D. Leandro Piazza, P. Iſidoro Beſani u. ſ. w. — Auf alle dieſe meiſt ſehr berühmten Deſcendenten hatte die Schule des Pierluigi, d. i. ſein Geiſt und die Tradition ſeiner Lehren, den lebendigſten Einfluß. Soweit Baini. Hätten alle die angezeigten Männer, deren Werke das päpſtliche Archiv aufbewahrt, nicht das Weſen des Paleſtrinaſtyls aus deſſen vielen Werken kennen zu lernen die beſte Gelegenheit gehabt, ſo würde ihnen die Tradition der Lehren des Hauptes der römiſchen Schule ſchwerlich etwas genützt haben.

(*G. W. Fink.*)

F DUR iſt die mit unſerm Normal-C dur nächſtverwandte Durtonart (ſ. Dur) nach der Seite der Senkung, alſo die erſte der beruhigenden, weichern oder ſanftern Durtonarten, als das helle, offene C dur; ſie iſt eine von den 12 Dur- (und 12 Moll-) tonarten unſeres, nach dem Rücktritte der acht Kirchentonarten, neu eingeführten Tonſyſtems. Um die Ordnung einer Durtonart nach dem Vorbilde von C dur herzuſtellen, ſodaß nach der großen Terz eine reine (oder große) Quarte folgt, muß nothwendig in dieſer Durtonart das h in C dur durch ein Erniedrigungszeichen in b umgewandelt werden, daß alſo die Töne oder Intervalle folgende Reihe geben: f g a b $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{f}$.

Damit aus einer dieſer 24 Dur- und Molltonarten ohne Verletzung der Tonverhältniſſe und des reinen, gebildeten Gehörs in jede beliebig andere Tonart modulirt werden könne, mußte die Temperatur gehörig feſtgeſtellt worden ſein, worüber unter Temperatur nachgeleſen werden muß. Vor Seb. Bach konnte man nicht aus allen 24 Grundtönen ſpielen. Seb. Bach war daher der Erſte, der ein „wohltemperirtes Clavier" mit Tonſätzen aus allen 24 Tonarten ſchreiben konnte. Man componirte daher früher nur aus wenigen, mit C, als dem Normaltone, in nicht zu entfernten Verwandtſchaften ſtehenden Tonarten. Das in F dur hinzugefügte b für h war der erſte Halbton, welcher der Tonart von C dur beigegeben wurde, was noch viel früher geſchah, als von unſerm geregelten Dur und Moll die Rede ſein konnte (ſ. Geſchichte der Muſik). — Man hat auch, beſonders

Digitized by Google

ſeit Schubart's Ideen zu einer (ſogenannten) Äſthetik der Tonkunſt, alſo ſeit 1806, viel von einer Charakteriſtik der verſchiedenen Tonarten geſprochen, oft als von einem Lieblingsgegenſtande, der aber unter den einzelnen Tonarten nur oberflächlich und nutzlos abgemacht werden kann. Wir verweiſen daher auf den Art. Tonarten, wo von der Charakteriſtik derſelben zu einer genaueren Begründung gehandelt werden muß. (*G. W. Fink.*)

FE, SANTA, d. i. Heiliger Glaube, der Name mehrer von Spaniern gegründeten Städte oder benannten Provinzen.

1) Santa Fé (ohne Beinamen), eine Villa im Königreiche Granada, am Xenil, zwei Meilen weſtlich von Granada. Sie beſteht aus zwei Hauptſtraßen mit einer Pfarrkirche und etwa 2200 Einwohnern. Ferdinand der Katholiſche legte ſie während der Belagerung von Granada an, theils um einen dauerhafteren Aufenthalt zu haben, als das bewegliche Lager, theils um den Mauren alle Hoffnung zur Aufhebung der Belagerung zu benehmen.

2) Santa Fé (ohne Beinamen), war früher unter dem Namen Neu-Mexico ein Territorium des mexicaniſchen Staatenbundes zwiſchen Californien und Chihuahua, das aber 1824 in die Reihe der Staaten trat. Auf 2138¾ (2055) □Meilen hat der neue Staat noch nicht 60,000 Einwohner, darunter viele Indianerſtämme, wie die meiſtens zum Chriſtenthume bekehrten Keres. Angebaut iſt das Land nur im Thale des Rio del Norte; im W. und O. begleiten das Flußthal hohe Gebirge, die Sierra de los Menibres, del Sagramento, de Grulla und andere, daher das Klima ziemlich rauh. Die Nachrichten über den Getreide-Ertrag lauten verſchieden; gerühmt wird der Reichthum an Obſt, Wein, Tabak. Der Handel erſtreckt ſich auf Tabak, Salz, Felle, Kupferwaaren und Anderes. Die Hauptſtadt Santa Fé, 36° 14′ nördl. Br., am Ende der großen, von Mexico ausgehenden Nordſtraße, am Rio del Norte, mit etwa 5000 Einwohnern, treibt Karavanenhandel mit St. Louis am Miſſouri. — Die ganze Gegend wurde den Spaniern 1581 bekannt, ſeit 1595 erobert und bildete bis zur Revolution eine Intendantur.

3) Santa Fé (ohne Beinamen), einer der Bundesſtaaten der La-Plata-Republik, zwiſchen Entre Rios, Cordova, Buenos Ayres (Grenzfluß Ennedio) und San Jago, mit etwa 18,000 Einwohnern, zum Theil Guaycurus. Die Hauptſtadt Santa Fé, 31° 40′ ſüdl. Br., liegt vortheilhaft am Einfluſſe des Salado in den Parana, iſt gut gebaut, treibt Handel und Fiſcherei, und mag jetzt gegen 7000 Einwohner zählen.

4) Santa Fé de Antioquia, 6° 36′ nördl. Br., in der Provinz gleiches Namens im Departement Cundinamarca der Republik Neu-Granada am Inuzko, in einer äußerſt goldreichen Gegend, Sitz eines Biſchofs, 4—5000 Einwohner, ſonſt an 20,000.

5) Santa Fé de Bajade de Santa, der ältere Name für Parana (ſ. d. Art.).

6) Santa Fé de Bogotá, jetzt meiſtens nur Bogotá, 4° 35′ 48″ nördl. Br., 76° 34′ 08″ weſtl. L. (von Paris), Hauptſtadt der Provinz Bogota im Departement Cundinamarca der Republik Neu-Granada und Mittelpunkt der ganzen Staaten. Bogota liegt auf der nach ihm benannten 8615′ hohen Hochebene, welche, von N. nach S. 9½ Meilen lang und faſt 5 Meilen breit, den Anblick einer faſt wagerechten Ebene darbietet. Auf dieſer Höhe ſteigt das Thermometer ſelten über 20°, ſinkt aber zuweilen unter 7°, dabei iſt der Himmel faſt immer bewölkt und ſechs Monate lang, April und Mai, September bis December, regnet es faſt anhaltend. Dennoch iſt das Klima nicht ungeſund. Die 1538 angelegte Stadt liegt am Fuße zweier Berge, Montſerrat und Guadelupe, welche auf ihren Gipfeln Klöſter tragen, am Flüßchen Bogota, das alle Bäche des Thales aufnimmt und dem Magdalenenfluſſe zugeht (ſ. d. Art.). Die halbkreisförmig an die Berge gelehnte Stadt beherrſcht die Ebene und kann ſich leicht gegen einen von dieſer Seite andringenden Feind vertheidigen. Sie hat einen großen Umfang und ſchließt viele Klöſter und Gärten ein. Die geraden, öfters von Bächen durchfloſſenen, Straßen ſchneiden ſich in rechten Winkeln, haben Trottoirs, aber kein beſonderes Pflaſter. Man unterſcheidet drei Hauptſtraßen; aber auch die Seitengaſſen ſind bequem und man iſt in ihnen, weil die Dächer der Häuſer weit vorragen, vor dem Regen geſchützt. Der öffentlichen Plätze gibt es viele; ſie ſind mit Springbrunnen geziert. Die Erleuchtung der Straßen zur Nachtzeit iſt äußerſt ſpärlich; die Lampen vor den Marien- und Heiligenbildern thun das Beſte dabei. Die Häuſer ſind faſt alle einſtöckig, von Backſteinen erbaut und weiß angeſtrichen; um den innern Hof zieht ſich gewöhnlich eine bedeckte Galerie. Glasfenſter ſind ſelten; man hat dafür dünne, zierliche Drahtgitter, die man häufig vergoldet antrifft. Man baut mit Rückſicht auf die nur leider zu häufigen Erdbeben, daher auch die gewaltigen Fundamente der öffentlichen Gebäude, die Säulen der Kirchen, deren Höhe zu der Dicke in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Die Hauptſtraße von Bogota iſt die frühere Königs- jetzt Republikanerſtraße, welche auf dem vorzüglichſten Platze, dem Domplatze, endigt. Auf ihm ſteht die 1814 neu erbaute, aber 1827 ſchon wieder zerſtörte Kathedrale, das Regierungsgebäude, worin die Bureaux der Miniſterien und das Local der Deputirtenkammer, das Zollhaus. Auf dieſem Platze wird alle Freitage Markt gehalten, der durch das bunte Gewühl der Kreolen, Mulatten, Meſtizen, Indianer und Neger und durch die Mannichfaltigkeit von Waaren, namentlich der Gemüſe und Baumfrüchte, dem Fremden ein intereſſantes Schauſpiel darbietet *). Die übrigen 26 Kirchen ſind von Außen unanſehnlich, im Innern aber überſchwenglich reich an goldenen und ſilbernen Verzierungen. Unter den 12 Klöſtern ſind das von S. Juan und das der Dominikaner die reichſten; ihnen ſollen ⅓ der ſämmtlichen Häuſer in Bogota gehören. In einem Flügel des zweiten Kloſters iſt der Senatspalaſt; der Präſident wohnt

*) Cochrane gibt folgende Marktpreiſe: 1 Pfund Rindfleiſch 1½ Kreuzer Rheiniſch, Schweinefleiſch 18, ein altes Huhn 40, ein junges Huhn 20 Kr., ein Strohhut 1 Fl. 21 Kr.

Digitized by Google

in dem unſcheinbaren Palaſte des früheren Vicekönigs. Unter den ſonſtigen öffentlichen Gebäuden wären noch die Münze und das Theater zu nennen. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind hier zu finden: eine Univerſität, die beſuchteſte in Columbien, eine Normalſchule für den gegenſeitigen Unterricht, ein naturhiſtoriſches Muſeum, in welchem Vorträge über Botanik, Chemie und Mineralogie gehalten werden, das Protomedicat, in welchem die Medicin und die Advocaten-Akademie, wo Juriſprudenz gelehrt wird, die Collegien San Bartolome, Roſario, San Tomas, Ordinandas. — Die Nationalbibliothek von 40,000 Bänden iſt die bedeutendſte in Columbien, eine Sternwarte, ein botaniſcher Garten, die erſten Mädchenſchulen im ganzen ſpaniſchen Amerika. Der Nationalakademie gehören die ausgezeichnetſten Gelehrten der drei columbiſchen Republiken als Mitglieder an. Im J. 1826 erſchienen hier ſechs Journale. Bogota iſt natürlich Sitz aller höchſten Behörden von Neu-Granada, auch Reſidenz eines Erzbiſchofs. Während es im J. 1821 21,500 Einwohner zählte, hat es jetzt gewiß 40,000. Der Binnenhandel iſt nicht unbedeutend. In der mit Landſitzen gefüllten Umgegend ſind verſchiedene Naturwunder: der Waſſerfall von Tequendama, der See Guatavita, die natürlichen Brücken von Iconouzo (ſ. dieſe Art.). Vgl. Travels in Columbia. By *Charles Stuart Cochrane.* Third. edition London 1827.

7) Santa Fé de Guanaxuto, ſ. Guanaxuto. (*Daniel.*)

FEAEA nannte K. Sprengel (Syst. veg. III. p. 581) nach dem franzöſiſchen Botaniker A. L. A. Fée, früher Apotheker, jetzt Profeſſor der Pflanzenkunde zu Straßburg, eine Pflanzengattung, welche Kunth ſechs Jahre früher (1820) unter dem Namen Selloa bekannt gemacht hatte. K. Sprengel hatte nämlich bereits 1818 eine andere Gattung Selloa aufgeſtellt, welche Leſſing neuerdings Gymnosperma genannt hat; ſ. Denekia, Gymnosperma und Selloa. Da auch die von Bory de St. Vincent aufgeſtellte Farrngattung Féea als nicht weſentlich von Trichomanes verſchieden, keine Aufnahme gefunden hat, ſo kann der Name Feaea von Neuem vergeben werden. (*A. Sprengel.*)

FEBRE (Valentin Le, oder Lefebure), geb. zu Brüſſel im J. 1642, geſt. zu Venedig um 1700. Bei ſeinem Aufenthalte zu Venedig malte er viel nach den Werken des Paolo Veroneſe, dem er glücklich nachahmte. Seine Gemälde im kleinern Umfange werden mehr geſchätzt als die größern. Weniger glücklich in der Zuſammenſtellung iſt er glücklicher im Auftrage der Farbe, die obwol ſtark, doch nicht verletzt *). Weniger Ruhm erwarb er durch die radirten Blätter, welche er nach Tizian und Paolo Veroneſe herausgab, ſie haben wenig Harmonie und Wirkung, übrigens ſind ſie mit Geiſt und Leichtigkeit behandelt, und oft iſt die Meiſterhand nicht zu verkennen. Dieſe Stiche, welche zu Venedig im J. 1680 herauskamen, haben den Titel: Opera selectiora, quae Titianus Vecellius Cadubriensis et Paulus Caliari Veronensis inventarunt et pinxerunt; quaeque Valentinus Le Febre Bruxellensis delineavit et sculpsit. Im J. 1682 erſchien eine zweite Auflage und 1749 eine dritte, wo die Platten von A. Schweigkart zu Nürnberg aufgeſtochen ſind. (*A. Weise.*)

*) Lanzi, Geſchichte der Malerei. 2. Th. S. 184. Vergl. Roſt's Handbuch. 6. Th. S. 232 und Nagler, Künſtlerlexikon. 4. Th. S. 258, wo noch viele ſeiner Radirungen beſchrieben ſind.

FÉBRE (Jacob le), daher auch zuweilen Lefébre, geb. zu Prenzlau in der Uckermark 1723, wurde Violiniſt unter Graun, als dieſer noch Concertmeiſter war, ſtudirte Compoſition unter C. Ph. E. Bach, und kam als Violinſpieler in die Kapelle Prinz Heinrich's in Berlin. Von ihm ſind verſchiedene Werke für die Violine bekannt geworden, als Solo, Duetten, Trios, Concerte. Nach Marpurg's Beiträgen zur Aufnahme der Muſik lebte er noch in Berlin 1766. Man findet ihn nicht wieder erwähnt. (*G. W. Fink.*)

FEBRIS, das Fieber, ein vergöttertes Abſtract bei den Römern, eine Geſundheitsgöttin, die auf dem palatiniſchen Berge ihren Haupttempel (*Ael.* V. H. V. XII, 11) und in den andern Vierteln der Stadt kleinere Tempel hatte, in denen man Heilmittel gegen das Fieber verkaufte (*Plin.* H. N. II, 7) und die Göttin um Abwendung der Krankheit anflehete. Eine Vorahnung der Homöopathie. (*Richter.*)

Febronius, ſ. Hontheim.

Februa, ſ. Februus.

FEBRUAR nannte der römiſche König Numa Pompilius denjenigen Monat, welchen er nebſt dem Januar den urſprünglichen zehn Monaten des Jahres noch hinzufügte: denn daß urſprünglich mit dieſem Monate das Jahr ſchloß, beweiſet außer den Monatsnamen von Quintilis oder Julius bis zum December, durch welche der März als der erſte Monat des Jahres bezeichnet wird, die unvollkommene Zahl ſeiner Tage nebſt dem Namen, welchen er von der Reinigung (Februatio) oder Sühnung der Stadt durch die Todtenopfer an den Feralien oder dem Feſte der Manen in deſſen letzten Wochen erhielt. Er war im Numa'ſchen Kalender der einzige Monat, in welchem die Tage nach den Iden kein volles Trinundinum von 17 Tagen erfüllten, und wurde dadurch, daß ihm Numa die theilbare Zahl von 28 Tagen zutheilte, während er den übrigen Monaten eine untheilbare Zahl von 29 oder 31 Tagen gab, als ein unglücklicher Monat bezeichnet. Sowie dem Romuliſchen Jahre von zehn Monaten zwei namenloſe Schaltmonate von 28 und 22 oder 23 Tagen hinzugefügt werden mußten, um ein volles Mondenjahr zu erhalten; ſo ſchaltete Numa, um das Mondenjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, nach dem 23. Tage ſeines 28tägigen Februars alle zwei Jahre abwechſelnd einen Schaltmonat von 22 oder 23 Tagen unter dem Namen Mercedinus oder Mercedonius ein, was jedoch aller 22 oder 24 Jahre unterbleiben ſollte. Hierdurch war den Oberprieſtern, welchen wegen der zu feiernden Feſte die jährliche Anordnung des Kalenders oblag, eine Gelegenheit gegeben, das Jahr nach ihrer Willkür zu verkürzen oder zu verlängern, und ebendadurch war der Kalender gegen das Ende des Freiſtaats in ſolche Verwirrung gerathen,

Digitized by Google

daß Julius Cäſar bei der Einführung ſeines Sonnenjahrs im J. 708 oder 46 v. Chr. G. eine Zahl von 90 Tagen oder 4 Schaltmonaten dem Jahre von 355 Tagen hinzufügen mußte, um die Feſte ſeines Sonnenjahrs von 365 Tagen mit der Natur in Übereinſtimmung zu bringen. An die Stelle des früher üblichen Schaltmonats ſetzte er einen Schalttag, welcher in jedem vierten Jahre nach dem 23. Februar eingeſchaltet werden ſollte, und deshalb als dem ſechsten Tage vor den Kalenden des Märzes vorhergehend bissextus genannt wurde. Dieſe Einrichtung beſteht noch, obwol nach dem neuen verbeſſerten Kalender dieſer Schalttag alle hundert Jahre mit Ausnahme jedes vierten Jahrhunderts weggelaſſen werden ſoll.

Nach Ovid's Feſtkalender wurde der Monat Februar mit dem Feſte der Juno Sospita und den Lucarien zum Andenken des von Romulus errichteten Aſyles eröffnet, während die Quirinalien oder das Feſt des vergötterten Romulus, den vom 18. des Monats zu feiernden Feralien unmittelbar voranging, das Regifugium aber oder die Flucht des letzten Königs Tarquinius in deren Mitte fiel. An den Iden dieſes Monates, an welchen man die Faunalien oder das Feſt der Waldgötter auf der Tiberinſel, wie zwei Tage ſpäter die Lupercalien oder das Feſt des Hirtengottes, feierte, ſollten die Fabier für das Vaterland kämpfend gefallen ſein; an den Nonen deſſelben erhielt dagegen Auguſtus den Titel eines Vaters des Vaterlandes. Unmittelbar vor dem Schalttage feierte man die Terminalien zu Ehren des Grenzgottes, welchen ein Familienſchmaus unter dem Namen der Chariſtien nebſt dem Feſte der Dea Lara oder Muta voranging. Dem Märzmonate gingen die Equirien mit einem Wettrennen zu Ehren des Mars auf dem Marsfelde voran; die Fornacalien oder das Feſt des Backens und der Getreidedörrung wurden aber nach beliebiger Beſtimmung des Curio Maximus in dieſem Monate gefeiert, und wurden zum Narrenfeſte für die, welche ſie aus Unachtſamkeit zu ſpät feierten. Bekannt ſind die Luſtbarkeiten des in dieſen Monat fallenden Carnevals in der römiſchen Kirche, auf welche man das römiſche Narrenfeſt übertragen zu haben ſcheint, wie die Feier des Frühlingsanfangs vom 9. Februar oder dem Tage der heiligen Apollonia auf die Faſtnachten übertragen worden iſt, ungeachtet die Faſtnachten in die ſiebente Woche vor Oſtern fallen, ſtatt daß der 9. Februar den Verfluß von ſieben Wochen nach dem kürzeſten Tage bezeichnet. Das auf den 2. Februar oder den 40. Tag nach dem Feſte der Geburt Chriſti verlegte Feſt der Reinigung Mariä wird auch Lichtmeſſe wegen der Kerzenweihe zur Feier der nun länger werdenden Tage genannt. Die bei Licht arbeitenden Handwerker pflegen alsdann den ſogenannten Lichtbraten zu verzehren, wie ſie am Martinstage die Lichtgans ſchmauſen, da dieſer Tag ebenſo wol als die Lichtmeſſe um ſechs Wochen von dem kürzeſten Tage entfernt iſt. So ſehr auch die minder ſchrägfallenden und länger verweilenden Sonnenſtrahlen im Februar an Kraft gewinnen, iſt doch die Kälte oft noch ſo empfindlich, daß daher der Reim entſtand: „Es ſpricht zum Januar der Monat Februar: Hätt' ich die Macht wie du, ſo erfröre das Kalb in der Kuh." Vom 24. Februar, da nach Ovid in Italien die erſten Schwalben kamen, gilt die Bauerregel: „Mattheis bricht das Eis; findet er keins, ſo macht er eins." Von dem Kothe, welchen die Rückkehr des Frühlings im Februar durch das Aufthauen des Froſtes zu verurſachen pflegt, nannte Karl der Große dieſen Monat Hornung, welchem die im Bremiſchen übliche Benennung Hartmaand, wie der holländiſche Name Sporkelmaend entſpricht, wovon das Schneeglöckchen als erſte Frühlingsblume auch Hornungs- oder Sporkelblume genannt wird. Im Osnabrückiſchen heißt dieſer Monat dagegen auch Wannenmaand, d. h. Windmonat, wie Wachlerz im Polniſchen.

(*G. F. Grotefend.*)

FEBRUUS, ein Name des Pluto bei den Römern (*Isid.* Or. V, 33; *Serv.* ad Georg. I, 43), von dem alten Worte Februare, reinigen. Ihm waren die Februa oder Februationes geweihet, d. h. das Feſt der Reinigung oder Entſündigung. Es wurde in dem letzten Monate des alten römiſchen Jahres, dem Februar, und zwar 10 Tage lang, vom 18. bis 28. Februar, gefeiert, um die Seelen der Abgeſchiedenen zu verſöhnen, die ihnen vielleicht zugefügten Beleidigungen wieder gut zu machen und den umherirrenden Schatten Ruhe zu verſchaffen, dadurch aber ſich und ſein ganzes Haus gegen Unglück und die Einwirkungen der böſen Geiſter für das folgende Jahr zu ſchützen. Am erſten Feſttage ſetzten ſich die höchſten obrigkeitlichen Perſonen nebſt den decemviris sacris faciundis vor den Tempel des Capitoliniſchen Jupiter. Die Decemviri führten verſchiedene Sachen bei ſich, womit die böſen Geiſter vertrieben werden konnten. Ihre Diener theilten ſodann unter das zahlreich verſammelte Volk Schwefel, Harz und Pechfackeln aus. Mit dieſen ging jeder nach Hauſe, zündete die Pechfackel an, warf Schwefel und Harz darauf und ging ſo räuchernd durch das ganze Haus, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen. *Ovid.* Fast. II, 19; IV, 726; *Juven.* II, 156. Dann wurde alles, was von Schwefel, Harz und der Fackel übrig war, verbrannt, die Aſche und andere Überreſte ſorgfältig geſammelt und ſtillſchweigend über den Kopf in die Tiber oder anderes fließendes Waſſer geworfen (*Virg.* Ecl. VIII, 201). Am letzten Februar wurde endlich die ganze Feierlichkeit mit dem Todtenopfer (Feralia, ſ. d.) beſchloſſen. So lange die Februalien dauerten, wurden weder Ehebündniſſe geſchloſſen, noch Hochzeiten gefeiert, oder ſolche Geſchäfte unternommen, die man gern mit glücklichen Vorbedeutungen anfing und wobei man die Ideen von Tod und Grab nicht gern berührte, oder man wollte auch die den Verſtorbenen gewidmete Trauerzeit nicht mit etwas Fröhlichem unterbrechen. Bekanntlich hat der Monat Februar von dieſen Sühnfeſten den Namen. Zur Zeit des aufblühenden Chriſtenthums wurden die Februalien in das Feſt der Reinigung der Jungfrau Maria verwandelt. *Hospinian* de Fest. Christian. p. 52 etc.

(*Richter.*)

FEBURE (Jean le), auch Lefebure, machte ſich in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts als Kapellmeiſter des Cardinals von Öſterreich und kurz nach 1600 als Kapellmeiſter zu Mainz mit folgenden Compoſitionen

Digitized by Google

bekannt: Madrigali à 5 et 8 voc. (Antwerpen 1595.); Madrigali et Motetti à 4, 5 et 6 voc. (Antwerpen 1596.); Hymni 4 voc. für das ganze Jahr Op. 1. (Costnitz 1596.); il primo libro de Madrigali à 5 voc. (Costnitz 1600.); Fasciculus sacrarum Cantionum 6—12 voc. (Mainz und Frankfurt 1607) (enthält nach Gerber 40 Geſänge); Cantiones sacrae 4, 5, 6—8 voc. (Frankfurt 1607.); Rosetum Marianum oder Vnſer lieber Frawen Roſengärtlein, von 33 Lobgeſängen mit drei Stimmen. (Mainz 1609.) — Ferner:

Febure de Wely (Antoine le), öfter Lefebure, lebte als Componiſt zur Zeit der Revolution in Paris und wurde 1797 vom damaligen Directorium unter die Tonſetzer des zweiten Ranges gezählt und öffentlich ausgerufen. Doch ſind nur folgende Werke von ihm bekannt geworden: Nouveau Solfège. (Venise et Paris 1780.) Dieſe neue Methode ſolfeggiren zu lernen nach den ſieben Sylben der Solmiſation hat 23 Octavſeiten; IV Sonat. p. le Clav. Op. 2. (Paris.); 1., 2. et 3. Recueil d'Airs p. Pianof. Op. 3, 4, 5 (Ebenda.); Révues, erreurs et méprises de différens célèbres en matières musicales. (1789. 12.) — Er muß ſich wol noch in Tonſätzen für die damaligen Nationalfeſte beliebt gemacht oder als Lehrer ſich empfohlen haben, wenn der ehrende Ausruf ſeines Namens einen Grund haben ſoll. Später machte er ſich noch durch eine Abhandlung bekannt, welche er am 2. Dec. 1801 in öffentlicher Sitzung des pariſer Nationalinſtituts vorlas: Über die Wirkungen der Muſik auf die Nerven bei den Krankheiten des Gefühls. Man fand ſie ſo anziehend, daß die Herren Sabatier und Charles mit genauerer Unterſuchung der aufgeſtellten Behauptungen beauftragt wurden. — Die Muſik als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten hat von den früheſten Zeiten an die Menſchen beſchäftigt und noch immer werden von Vielen ſorgfältige Verſuche angeſtellt und die Ergebniſſe der Welt in Schriften mitgetheilt. — Von dem Manne ſelbſt iſt in Teutſchland nichts weiter bekannt geworden.

(*G. W. Fink.*)

FEBURE DE VILLE BRUNE (Jean Baptiste le), einer der vorzüglichſten Philologen Frankreichs, bekleidete eine Zeit lang eine Profeſſur der orientaliſchen Sprachen am Collège de France. Er war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Aufſeher der Nationalbibliothek. Späterhin erhielt er eine Lehrſtelle der Phyſik und Chemie an den Centralſchulen. Seine drückenden Verhältniſſe, die ihn nicht vor offenbarem Mangel ſchützten, nöthigten ihn gegen das Ende der franzöſiſchen Revolution, obſchon er nicht Medicin ſtudirt, durch dieſe Wiſſenſchaft ſich die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz zu ſichern. Nicht ohne Glück betrat er die neue Laufbahn. Seine ärztliche Praxis trug ihm mehr ein, als ſeine gründliche Kenntniß von vierzehn Sprachen, die er ſich durch eiſernen Fleiß und durch Auswendiglernen von Wörterbüchern und Grammatiken erworben hatte. Er ſtarb zu Angoulème am 7. Oct. 1809 im 77. Lebensjahre.

Aus den ältern und neuern Sprachen hatte er Mehres ins Franzöſiſche übertragen, ſo einige Werke von Zimmermann: über die ärztliche Erfahrung und über die Ruhr; Roſen von Roſenſtein's Schrift über die Kinderkrankheiten, aus dem Schwediſchen; die Novellen von Grazzini und Cervantes, aus dem Italieniſchen und Spaniſchen, und mehre Schriften von Hamilton, Armſtrong und Andern aus dem Engliſchen. Auch eine Überſetzung der Werke des Hippokrates hatte er beſorgt, ſowie mehre brauchbare Ausgaben von Silius Italicus, Epictet und Cebes *). (*Heinrich Döring.*)

FEBVRE (le. Johann), auf St. Remy, la Basquerie, Avesnes und Morienne, war beiläufig 1394 zu Abbeville geboren. Dem Studium der Heroldenwiſſenſchaft ſich widmend, fand er, wie es ſcheint, ſeine erſte Anſtellung, als poursuivant d'armes, bei den Engländern. Wenigſtens ſchreibt er in dem Berichte von der Schlacht von Azincourt: „Durant la bataille, tous officiers d'armes, tant d'un party que d'autre, se tinrent ensemble, et après la bataille ceulx de France s'en allèrent où bon leur sembla, et ceulx d'Angleterre demourèrent avec leurs maistres, qui avoient gaigné la bataille. Mais quant à moi, je demourai avec les Anglois." Etwa 1422 trat er als herault Charollois in des Herzogs von Burgund Dienſt, und 1429 bei der Stiftung des Vließordens wurde er als deſſen Wappenkönig, genannt Toison d'or, in Beſtallung genommen. In dieſer neuen Eigenſchaft wurde er 1430 nach Rouen an den Herzog von Bedford entſendet, um denſelben zu einer Diverſion gegen die Franzoſen zu beſtimmen; 1432 mußte er dem Freiherrn von Antoin die Ordenskette überbringen, im Sept. 1435 Friedensvorſchläge nach England tragen und 1449 in dem von Jacob von Lalaing abgehaltenen pas d'armes als Richter auftreten, bei welcher Gelegenheit des von Lalaing Chronik ihm ausgezeichnetes Lob ſpendet [1]). Er iſt auch noch ferner auf mehren Irrfahrten des rittlichen Abenteurers le Febre ihm zur Seite geweſen. Anno 1452 war dieſer der Geſandtſchaft zugetheilt, welche wegen des Herzogs nach Rom, Neapel und Frankreich ging; dann wurde er verſchiedentlich, 1456, 58 und 59, mit Vorſchlägen zu einer Sühne an den aufgeregten Grafen von Charollois entſendet, gleichwie an König Karl VII. In dem mit der ſogenannten Vaulderie zu Arras getriebenen Unfuge erſcheint le Febvre in beſonders ehrenhaftem Lichte [2]). Er zählte

*) ſ. Erſch im Gel. Frankreich. Morgenblatt 1809. Nr. 268. Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 390 fg.

1) „Lequel noble roy d'armes de la Toison d'or, que chacun nommoit Toison d'or, fut tenu tout son vivant le plus sachant et vertueux et voir-disant que pour son temps estoit, pour un roy d'armes, le nonpareil qui pour lors fût en vie, et pour la prud'hommie de luy et pour son bon sens estoit conseiller du duc." 2) „Lequel duc envoya devers les inquisiteurs à Arras, pour estre présent à interroger les prisonniers sur le faict de vaulderie, Thoison-d'Or, son premier hérault, auquel il avoit parfaicte fiance et credence. Lequel Thoison d'Or il envoya pour estre mieulx adverti de la vérité, pour tant qu'on luy avoit rapporté, qu'aulcuns de la ville de Paris et d'ailleurs en France, disoient qu'il faisoit prendre en son pays les riches hommes et aultres, afin d'avoir leurs biens et leurs terres, dont très troublé il estoit; mais pour ce ne vouloit-il pas laisser à soustenir la foi, si le cas le requeroit, comme il disoit. Et ainsi s'en retournèrent les dicts vicaires

Digitized by Google

67 Jahre, wie er ſeine Denkwürdigkeiten und das in des Herzogs Dienſten Erlebte niederzuſchreiben begann: „tant en ses guerres que ès grandes et notables ambassades ès quelles lui a plu moi envoier, tant devers les papes Eugène et Nicolle en Italie que devers plusieurs prinches du pays; aussi devers le roi d'Arragon ès royaumes de Naples et de Sicile, ès Espaignes, devers le roy de Chastille, de Portugal, de Navarre et de Grenade; plusieurs voyaiges ès Allemaignes et en Angleterre, en Escoche et plusieurs aultres lieux." Es ſpricht in derſelben Stelle le Febvre von ſeines Leibes Schwachheit, die ihm das Reiſen zu Fuß, zu Pferd oder zu Karren unterſage, doch folgte er 1467 der Leiche des Herzogs Philipp nach Dijon zu ihrer Ruheſtätte, gleichwie er 1468 von Herzog Karl abgeſendet wurde, um dem Herzog von Savoyen den Vließorden zu überbringen. Indeſſen wird dieſe ſeine letzte Verrichtung geweſen ſein, denn auf ſein Anſuchen begab ſich der Herzog am 7. Mai 1468 nach der Meſſe in den Audienzſaal. „Là, au bout d'ung banc, ledict Toyson d'Or, vestu de sa robe d'escarlate, la couronne de roy d'armes en chief, se rua à genoux devant le duc," und der Biſchof von Tournay, als des Ordens Kanzler, hielt eine kurze Rede, in deren Eingange die Dienſte aufgezählt, welche in dem Laufe von 36 Jahren der Orden von ſeinem Wappenkönig empfangen hatte. Alt und ſchwach, hieß es ferner, bitte der jetzt um ſeine Entlaſſung oder vielmehr um die Erlaubniß, das bis dahin bekleidete Amt an ſeinen Schüler Fuſil (Ägidius Gobert) übertragen zu dürfen. Alſolches Geſuch bewilligte der Herzog in Gnaden, „Mès nous desplest de vostre ancienneté. Et alors Toyson d'Or prit la couronne de dessus son chief, et la résigna en la main du duc; et le duc, apres l'avoir prise, l'assist sur le chief du nouvel eslu, et fut baptisé Toyson d'Or." Darauf fiel auch der Biſchof auf die Knie, den Herzog demüthigſt zu erſuchen, er möge an le Febvre, „pour toutes ses labeurs passées et pour fin de toutes retribucions," die Ritterwürde verleihen, „car en cely tittre il désire à finer ses jours." Es erwiederte der Herzog: „je le ferai volontiers," ließ ſich darauf ſeinen Degen reichen und ſchlug den alten Mann zum Ritter. Es überlebte aber le Febvre dieſe Krönung ſeiner Wünſche nur um eine kurze Friſt; er ſtarb am Fronleichnamsfeſte deſſelben Jahres. Seine Denkwürdigkeiten hat zuerſt le Laboureur, im Anhange zu dem Anonymus von St. Denys, veröffentlicht, ſie reichen aber in dieſer Ausgabe nur bis 1422. Eine zweite Ausgabe bis 1434 lieferte Buchon in ſeiner Collection des croniques und abermals in dem Panthéon litteraire. S. 319—564. Auch in dieſer neuen Geſtalt fehlen an dem vollſtändigen Werke 25 Jahre, von 1435 ab; ſagt doch der Verfaſſer ausdrücklich: „et je parlerai en brief de moult merveilleuses et piteuses aventures depuis l'an 1407 jusques à l'an 1460." In dieſen 25 Jahren entbehren wir aber Bedeutendes, denn, wie kaum einer ſeiner Zeitgenoſſen, iſt le Febvre bündig, klar, unparteiiſch, in ſeinem Ausdrucke würdig. Er hat auch 1463 eine heraldiſche Abhandlung geſchrieben, in welche beſonders die Beſtimmungen des Herzogs von Burgund um den Gebrauch der Wappen aufgenommen. (*v. Stramberg.*)

FEBVRE DE SAINT MARC (Charles Hugues le), Mitglied der Akademie von La Rochelle, war zu Paris 1698 geboren. Nachdem er einige Zeit die militairiſche Laufbahn verfolgt, trat er in den geiſtlichen Stand, den er aber ebenfalls wieder verließ, um eine Zeit lang mit Erfolg ſich der Erziehung junger Leute zu widmen. Zuletzt lebte er einzig und allein ſeinen literariſchen Beſchäftigungen. Als ſelbſtändige Arbeiten kann man von ihm nur ſein erſtes und ſein letztes Werk nennen, nämlich einige Beiträge zur Geſchichte von Port royal, welche 1735 erſchienen und ein Abrégé chronologique de l'histoire d'Italie, wovon der erſte Band 1761, der letzte erſt nach des Verfaſſers Tode, 1770 in 8. erſchien. Außerdem hat er zahlreiche Werke anderer Schriftſteller herausgegeben und commentirt; ſo die Mémoires des Marquis von Feuquières 1734, die Histoire d'Angleterre von Rapin Thoyras 1749, die Werke von Boileau, Chaulieu, Chapelle und Bachaumont, Malherbe, St. Pavin u. A. Er ſtarb 1769. (*Blanc.*)

FÉCAMP, alt FESCAMP, latein. FISCANUM, 49° 45′ 50″ nördl. Br., 1° 58′ 00″ weſtl. L. (von Paris), liegt an dem kleinen Fluſſe gleiches Namens, der bei der Mündung einen kleinen Hafen bildet. Durch eine moraſtige Strecke iſt Fécamp von dieſem Hafen und dem Meere geſchieden. Im J. 662 wurde hier von dem Abte Waning ein Nonnenkloſter gegründet. Robert II. von der Normandie transferirte die Kloſterfrauen nach Montvilliers, ließ im Bereiche des Schloſſes ein neueres, ſchöneres Gebäude aufführen und rief Chorherren hinein. Sein Nachfolger, Robert III., vermehrte noch die Güter der Abtei und bevölkerte ſie mit Benedictinern aus dem Kloſter des heiligen Benignus zu Dijon. Das Kloſter Fécamp, welches die Familiengruft der alten Herzoge von der Normandie einſchließt, wurde bald von der Gerichtsbarkeit der Erzbiſchöfe von Rouen eximirt (durch Johann XVI.) und erlangte überhaupt große Reichthümer und Vorrechte. Zuletzt beſaß es zehn Baronien, zehn Obergerichte, zehn Sergenterien und eine Art biſchöflicher Gerichtsbarkeit über die zehn Kirchſpiele der Stadt Fécamp und 16 andere in der Diöceſe von Rouen. Die Tafelgüter des Abtes (60,000 Livres) bildeten die Baronien Fécamp und Vilfleur. Außer der Abtei und den zehn Pfarrkirchen (wovon drei extra muros) gab es noch in Fécamp ein Kloſter der Capuciner, eins der Nonnen der Verkündigung, eine Johanniter-Comthurei, ein Hoſpital, eine gelehrte Schule. Außerdem reſidirte in Fécamp ein königlicher Gouverneur, ein Lieutenant, ein Schloßcapitain, eine Seneſchauſſee, ein Obergericht, eine Admiralität, eine Salzkammer. Ein Maire, zwei Bürgermeiſter und zehn Syndici machten die Stadtregierung aus. Im Hafen, der

et leur compaignie, et ledict Thoison d'Or avec eulx, et revindrent en la ville d'Arras. Et combien que je ne puisse savoir quel conseil on leur baillia à Bruxelles, toutefois, eulx revenus, on ne print plus prisonnier pour le cas de vaulderie, jà-soit-ce que plusieurs, et tant que sans nombre, en estoient accusés; et furent lesdicts prisonniers plus doulcement traictés que par devant ils n'avoient esté."

durch einen Thurm und Batterien vertheidigt wird, befehligte ein eigener Ingenieur. Jetzt wird der Hafen weniger beſucht, doch hat Fécamp auch eine Börſe und ein Handelsgericht. Die Einwohner (9—10,000 in 1000 Häuſern) treiben Fiſcherei (Häringsfang), Handel und Gewerbe. Nach jetziger Eintheilung liegt Fécamp im Bezirke Havre de Grace des Departements Nieder-Seine und iſt Hauptort eines Cantons. (*Daniel.*)

FECHENBACH. Vechinbach, ein Pfarrdorf am Main des bairiſchen Landgerichts Klingenberg und des katholiſchen Dekanats Miltenberg, mit 126 Häuſern, 640 Einwohnern, unter welchen viele Juden, einem Schloſſe, ſchönen Gartenanlagen, dem Sitze eines Patrimonialgerichts des Grafen von Reigersberg, gutem Obſtbaue und einer berühmten Baumſchule, zwei Stunden von Miltenberg entfernt. Fechenbach gehörte vormals, und namentlich im J. 1497, den Rüdten von Collenberg, welche daſelbſt eine eigene Cent errichteten, oder vielmehr ſolche als ein kaiſerliches Lehen zu beſitzen behaupteten, wozu auch das eine Viertelſtunde davon entfernte Dorf Reiſtenhauſen gezogen wurde. Nach dem Ausſterben dieſer Familie kam Fechenbach an die gräfliche Familie von Reigersberg, welche dieſen Ort noch im Beſitze hat und das dortige Schloß bewohnt. Laut des Synodalregiſters von Würdtwein war Fechenbach nach Bürrſtadt eingepfarrt, woraus ſich ergibt, daß die Pfarrei zu Fechenbach nicht ſehr alt und wahrſcheinlich durch die Rüdten von Collenberg geſtiftet worden ſei, welche auch dieſe Pfarrei beſetzten, ſowie noch wirklich dieſes Beſetzungsrecht von den Grafen von Reigersberg ausgeübt wird. Den Namen Fechenbach, mit dem Beiſatze auf Laudenbach, führt auch eine freiherrliche Familie in Baiern. (*Eisenmann.*)

FECHENBACH. Vochinbach, ein ſehr altes reichsfreies Geſchlecht, welches ſeit hundert Jahren den Freiherrentitel führt, hat ſeinen Urſprung in den Rheinlanden und ſpäter ſich in Franken anſehnliche Herrſchaften erworben, wie die Herrſchaften Laudenbach und Sommerau, die zum ehemaligen fränkiſchen Rittercanton Odenwald gehörten, weshalb ſie jetzt unter den königlichen bairiſchen Adel gezählt wird. Dieſes Geſchlecht war früher in mehre Linien getheilt, die bis auf die zu Laudenbach erloſchen ſind, wie aus der am Schluſſe dieſes Bandes beifolgenden genealogiſchen Tafel erhellt.

Eberhard den Älteren, welcher urkundlich als mainziſcher Miniſterial 1255 erſcheint, nimmt man als Stammvater an, und ſeine Nachkommen von Vater auf Sohn können bis auf die jetzigen Zeiten nachgewieſen werden. Von ſeinen drei Söhnen, Gottfried I., Domcapitular zu Mainz (1280), und Konrad I., Domcapitular in Cöln (1284) pflanzte Eberhard II. (der Jüngere), Ritter und Miniſterial der erzbiſchöflichen Kirche, ſeinen Stamm mit einem Sohne Gottfrid II. fort, der in einer Urkunde vom J. 1315 als Sohn von Eberhard dem Älteren und als kurmainziſcher Rath genannt wird. Drei Enkel gleiches Namens, Eberhard IV., V. und VI., welche die ritterliche Würde beſaßen, waren Stifter ebenſo vieler Linien zu Miltenberg, Starkenburg und Sommerau (1399). Nur die von Eberhard V., der Anna von Hutten zur Gattin hatte, iſt der Urheber der jetzt noch blühenden Linie. Sein Sohn Konrad IV., Burggraf zu Miltenberg, Vicedom zu Aſchaffenburg und Amtmann zu Wertheim (1398—1437) hinterließ von Anna von Roſenberg eine zahlreiche Nachkommenſchaft, von denen in der ſiebenten Generation A., Adam Ludwig, und B., Adolf Ernſt die Stifter zweier Hauptlinien wurden.

A. Adam Ludwig zu Laudenbach, Domherr zu Mainz, erhielt, da er noch nicht die letzte Weihe erhalten hatte, die päpſtliche Erlaubniß, ſeine geiſtliche Stelle aufzugeben, und verheirathete ſich darauf mit Eva von Dietz (1612). Aus dieſer Ehe entſproßten mehre Kinder, von denen Hans Ernſt und Hans Georg ihre Linie weiter fortpflanzten.

1) Hans Ernſt, fürſtlich würzburgiſcher Hofrath und Oberamtmann zu Grünsfeld, hinterließ von Katharine Maria von Hedersdorf und von Maria Voit zu Rhineck drei Söhne und ſieben Töchter, von denen folgende zu bemerken ſind: Hermann Friedrich (geb. 1673, † 1714), Domcapitular zu Bamberg und Würzburg, Mitglied des Ritterſtifts St. Beuhardi, kurmainziſcher und würzburgiſcher Geheimerath und Kammerpräſident. Karl Sigismund (geb. 1691, † 1722), teutſcher Ordensritter und Komthur zu Münnerſtadt, auch Hauptmann des fränkiſchen Kreis-Dragonerregiments. Johann Reinhard (geb. 1697), Domherr zu Würzburg, ſtarb in Italien. Albrecht Ernſt († 1735), fürſtlich würzburgiſcher Oberſt über ein Cuiraſſierregiment und Geheimer Kriegsrath, hinterließ von Maria Anna von Lauter einen Sohn, Georg Adam. Nachdem dieſer teutſche und italieniſche hohe Schulen beſucht, einige Feldzüge mitgemacht, wählte er den geiſtlichen Stand, erhielt mehre Präbenden in Mainz und ward als kurmainziſcher Geheimerath ein Mäcen aller gelehrten Männer damaliger Zeit von allen Religionsparteien und ſtand mit ihnen in geiſtigem Verkehre.

2) Hans Georg erzeugte mit Sibylla von Breitenbach, genannt Breitenſtein a) Johann Chriſtoph († 1697), teutſcher Ordensritter und Hauskomthur zu Ellingen, wie auch kaiſerlicher Hauptmann, und b) Johann Reinhard († 1716), fürſtlich würzburgiſcher Geheimerath und des fränkiſchen Kreiſes Feldmarſchallieutenant, wie auch Oberſt über ein Regiment zu Fuß; ihm wurde auch die Commandantſchaft über Würzburg und Feſtung Marienburg anvertraut. Aus zwei Ehen, mit Maria Antonie Freiin Schenk von Kaſtel und Maria Joſephe von Eyb, wurden ihm ſieben Kinder geboren, von denen hier angeführt werden: Karl Ludwig (geb. 1699), Domcapitular und Propſt auf St. Petersberg in Fulda, Johann Philipp (geb. 1708), Domcapitular zu Würzburg und Wimpfen, Propſt des St. Georgenordens in München, auch kaiſerlicher königlicher, kurcölniſcher und würzburgiſcher Geheimerath und Regierungspräſident zu Würzburg, Franz Wilhelm (geb. 1711, † 1749) kaiſerlicher königlicher und kurbairiſcher Oberſt und Commandant von Landshut, Chriſtoph Hartmann (geb. 1709, † 1779), kurmainziſcher Geheimerrath, Kämmerer und Oberamtmann zu Amorbach. In der Ehe mit Sophia Leopoldine von Buſeck waren ihm eilf Kinder geworden; unter dieſen ſind bemerkbar: 1) Georg Karl Franz Ignatz Joh. Nep.

Digitized by Google

Gotfrid I.

Conrad I., Capitular zu Köln 1284.

Eberhard III., kur-mainz. Vicedom zu Aſchaffenburg.

berhard VI., Ritter. 1385 — 99. rggraf zu Starkenburg, Amtmann zu Bartenſtein. Agnes v. Kolling.

Eberhard VII., Capitular zu Cöln. 1388.

Conrad V. 1388. Justina v. Hartheim.

Friederich I. 1371. Margareta v. Hirschberg.

Wolf I. 1424. Barb. v. Fechenbach.

Friederich II. kur-mainz. Rath † 1450. Beza v. Rheinberg.

Conrad VI. 1468. kur-mainz. Rath u. Amtmann. Anna v. Rheinberg.

Gerhard I., Ritter. 1454. Anna Forstmeister v. Gelnhausen.

Wolf II. 1486. Catharina.

Gerhard II. blieb vor Umbſtadt 1481.

Wolf III. 1530. Margaretha.

itular zu Mainz

Johann Wolf. † 1544. Amtmann zu Bartenſtein. †

Laudenba

Sommerau.

Adam Ludwig, Capitular Eva v. I

Adolph Ernst, geb. 1604. † 1669. Anna v. Breitenbach, gen. Breitenstein.

Hans Georg Sibylla v. Breitenbach,

Johann Philipp, geb. 1660. † 1742. kur-mainz. Gen.-Feldzeugmſtr. u. Command. in Mainz. Elisabeth v. Fechenbach.

Johann Gotfrid, geb. 1653. K. M. Hauptmann der Dragoner. Sophia Schenk v. Schweinsberg.

Hans Christoph † 1697. teutſcher Ordens-Ritter, Komthur zu Ellingen.

Johann f. würz

Carl Friederich, geb. 1696. † 17.. kur-mainz. Mariſch.-Rath u. Obermarſchall.

Philipp Franz, kur-mainz. Kämmerer und Generalmajor.

Christoph Max, Major bei der Republik Venedig, blieb bei Corfu. 1716.

1. Carl Ludwig, Capitular u. Propſt zu St. Peter in Fulda. 17..

2. Christoph kur-mainz. Geh. Oberamtmann Sophia v. I

Hartmann, ſcher Major.

Franz Georg, geb. 1756. Capitular zu Mainz.

Johann Ludwig, geb. 1759. Malteſerordens-Ritter u. Oberamtmann zu Höchſt u. Königſtein.

Joseph, geb. 1764. Capitular zu Trier.

Georg Carl Franz, geb. 1749. † 1808. Fürſtbiſchof zu Würzburg, Herzog in Franken u. Coadjutor zu Bamberg.

Fran v. Dallwigk. Großherz. Forſtmeiſter. Joh. G

Fried. Carl Jos geb. königl. bair. Kämmerer

Mehre Söhne

Digitized by Google

(geb. 1749, † 1808), Domdechant zu Mainz, Domcapitular zu Würzburg und Bamberg, kurmainziſcher Geheimerath und Statthalter zu Mainz. Am 12. März 1795 wurde er zum Fürſtbiſchof von Würzburg und Herzog in Franken erwählt, und am 11. Juni 1795 zu dieſer hohen Würde conſecrirt. Am 26. Febr. 1801, nach dem Tode ſeines Oheims, erfolgte ſeine Wahl zum Fürſtbiſchof von Bamberg. Mit ihm ſchloß ſich die Reihe der Fürſtbiſchöfe zu Würzburg und Bamberg, und durch die Seculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer wurde ihm eine jährliche Rente von 90,000 Fl. ausgeworfen. 2) Lothar Franz (geb. 1761, † 18..), Chorbiſchof zu Trier, Domcapitular zu Bamberg und Würzburg, fürſtlich bambergiſcher Geheimerath, auch Obereinnahms- und Hofkriegsrathspräſident. Sein Zwillingsbruder, Joſeph Franz Ignatz, kurmainziſcher, darauf großherzoglicher frankfurter Geheimerath, heirathete 1786 Johanna Gräfin von Oltz zu Wukowor in Ungarn, pflanzte daher ſein Geſchlecht fort mit Friederich, königlich bairiſchem Kämmerer, der ebenfalls männliche Nachkommenſchaft hat.

B. Adolf Ernſt zu Sommerau (geb. 1604, † 1669) hinterließ von Johanna Eliſabeth von Breitenbach, genannt Breitenſtein, mehre Kinder, von welchen Johann Gotfried und Johann Philipp Stifter zweier Linien wurden. Die erſtere erloſch aber ſchon mit der zweiten Generation, indem Philipp Franz als Major in Dienſten der Republik Venedig in Korfu 1716 ſtarb. Johann Philipp (geb. 1660, † 1735), kurmainziſcher Generalfeldzeugmeiſter, Oberſt über ein Regiment zu Fuß, wie auch Commandant von Mainz, war mit Eliſabeth Chriſtina von Fechenbach a. d. H. Laudenbach ehelich verbunden, die ihm zwölf Kinder gebar. Von dieſen finden hier Aufnahme: Hartmann Sigismund, teutſcher Ordensritter und Komthur zu Münnerſtadt († 1749), Philipp Franz, kurmainziſcher Generalmajor, Oberſt über ein Regiment zu Fuß und Kämmerer, und Karl Friedrich (geb. 1697), kurmainziſcher Geheimerath und Oberhofmarſchall. Mit ſeinen vier Söhnen erloſch dieſe Linie, als Johann Ludwig (geb. 1759, † 1828) Ehrenritter des Malteſerordens und herzoglich naſſauiſcher Oberamtmann zu Höchſt und Königſtein, Friedrich Karl, Domcapitular zu Würzburg, Joſeph, Domcapitular zu Trier und Johann Philipp Karl (geb. 1771, † 1832) königlich bairiſcher Major. Obgleich derſelbe verheirathet, ſo ward ihm doch nur eine Tochter, die mit dem königlich preußiſchen Oberforſtmeiſter Freiherrn von Dallwigk ſich verheirathete.

Das Wappen im ſilbernen Felde, ein ſchwarzes, von Außen gekrauſtes Büffelhorn ohne Mündung, das ſich unten in Form eines aufwärtsſtehenden Kleeblatts endigt. Auf dem Helme zwei ſolche Büffelshörner von Silber und Schwarz mit verwechſelten Farben quergetheilt, Helmdecke ſchwarz und ſilbern.

(*Albert* Freih. *von Boineburg-Lengsfeld.*)

FECHT (Johann), geb. am 26. Dec. 1636 zu Sulzburg im Breisgau, brachte ſeine Jugend in Baſel zu, wohin ſich ſeine Ältern während der Kriegsunruhen geflüchtet hatten. Das Gymnaſium zu Durlach, dem er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung verdankte, verließ er 1655. Er begab ſich um dieſe Zeit nach Straßburg, wo er ſeine theologiſchen Studien begann, und ſie 1662 zu Tübingen und Heidelberg fortſetzte. Er beſuchte hierauf noch die Hochſchule zu Jena, wo er ſich etwa ein Jahr, in Wittenberg aber zwei Jahre aufhielt. Kürzer war ſein Aufenthalt in Leipzig und Gießen. Im J. 1666 ward er auf der zuletztgenannten Univerſität Licentiat der Theologie, und noch in demſelben Jahre Pfarrer zu Langendenzlingen im Badiſchen. Der Synodalconvent im Markgrafthume Hochberg ernannte ihn um dieſe Zeit zum Adjuncten ſeines Vaters, der dort Superintendent war. Im J. 1668 kam er als Hofprediger nach Durlach. Er ward Mitglied des Kirchenraths und des Conſiſtoriums. Zugleich erhielt er eine Profeſſur der Theologie an dem Gymnaſium zu Durlach. Die Functionen eines Superintendenten verſah er dort ebenfalls, obgleich er dieſen Charakter erſt 1688 und mit demſelben zugleich die Inſpection über das Gymnaſium erhielt. Die damaligen Kriegsunruhen nöthigten ihn, ſich ins Würtembergiſche zu flüchten. In Calw überraſchte ihn ein Ruf nach Roſtock. Er erhielt dort 1690 die durch Varenius erledigte Stelle eines Profeſſors der Theologie, und ward zugleich Superintendent des roſtocker Kreiſes. Spener, mit dem er ſpäterhin aufs Heftigſte zerfiel [1]), ſoll ihn dem Herzoge Guſtav Adolf von Mecklenburg empfohlen haben, während er ſich noch in Durlach befand. Fecht ward in Roſtock Doctor der Theologie und 1691 auch Conſiſtorialrath. Er ſtarb am 5. Mai 1716 im 80. Lebensjahre, als Senior der theologiſchen Facultät und der ganzen Univerſität Roſtock.

Fecht iſt als ein Mann von gründlicher und vielumfaſſender Gelehrſamkeit ebenſo bekannt, als durch ſeine rüſtige und heftige Polemik. Seine ſtrenge Orthodoxie machte ihn zu einem der erbittertſten Widerſacher gegen Alles, was man Pietismus nannte, oder irgend dazu rechnete. Mit ſeinem ehemaligen Freunde Spener, der für das Haupt der Pietiſten galt, ward er dadurch in mehrfache Fehden verwickelt, und ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß er ihm in einer ſeiner Abhandlungen gradezu die Seligkeit abſprach [2]). Gegen die Pietiſten und in Beziehung auf ſie nahm Fecht die von ihnen verachtete ſyſtematiſche Theologie in Schutz [3]). Er vertheidigte die Nothwendigkeit der theologiſchen Polemik, und behauptete, daß man die ſymboliſchen Bücher nicht aequivoce, ſondern vere göttlich nennen müſſe [4]). Dies behauptete er noch beſonders gegen G. Arnold, gegen den er in Beziehung auf deſſen unparteiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie mehre Diſſertationen richtete [5]). Auch die halle'ſchen Theo-

1) Chr. Gerber erzählt (in ſeiner Hiſtorie der Wiedergeborenen in Sachſen): Spener und Fecht wären von der Akademie her ſehr gute Freunde geweſen, und Fecht habe ſeinen Freund, als derſelbe von einer Beförderung zur andern geſtiegen, erſucht, doch gelegentlich auch für ſein Fortkommen zu ſorgen. ſ. Walch's Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 4. Bd. S. 1093. 2) ſ. Walch a. a. O. 4. Bd. S. 1074. 3) ſ. Walch a. a. O. 2. Bd. S. 101. 4) In zwei Diſſertationen: De notitia sermonis divini literali de quaestione: utrum libri symbolici vere, an aequivoce, dicantur divini. ſ. Walch a. a. O. 2. Bd. S. 693. 5) Dahin gehören die Vindiciae pro

Digitized by Google

logen J. S. Stryck und J. J. Breithaupt und den dortigen Profeſſor der Rechte, J. F. Ludovici, der ſpäterhin nach Gießen kam, bekämpfte er mit den Waffen ſeiner theologiſchen Polemik. Mit noch mehren Gelehrten ſeiner Zeit lebte er in literariſchen Fehden, ſo mit J. G. Böſe, C. E. Triller, und beſonders mit J. C. Dippel, der unter dem Namen Christianus Democritus ſchrieb. In der Achtung ſeiner Freunde ſtieg er durch die Bereitwilligkeit, womit er ſeine eigenen, von ihm in Schriften ausgeſprochenen Meinungen widerrief, wenn er ſich von deren Ungrund überzeugt, oder darin irgend Gefahr für die chriſtliche Religion fürchtete. Ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Theologie und Kirchengeſchichte hat Jöcher geliefert [6]). Auszuzeichnen ſind darunter die Historia Indifferentismi, der apparatus ad suppl. histor. ecclesiast. saeculi XVI., die kurze Nachricht von der Religion der heutigen Griechen und das aus ſeinem literariſchen Nachlaß gedruckte Compendium universae theologiae theticae et polemicae [7]). (***Heinrich Döring.***)

Fechtelgerſte. ſ. Hordeum Zeocrithon.

FECHTER. Mit dieſer Benennung hat man mehrere antike Statuen bezeichnet; ob mit Recht, iſt die Frage. Heyne (Antiquar. Aufſätze II. 224 fg.) ſagt darüber: „Als man anfing Statuen zu ergänzen, gerieth man hier und da an ſtarke fleiſchichte männliche Körper, ohne weitere Beſtimmungszeichen, als daß man zuweilen etwa noch den Stand eines Fechtenden daran abmerken konnte. Die Gelehrten hatten damals ihre Köpfe blos mit römiſchen Alterthümern angefüllt, und alles was ihnen in den Weg kam, ſuchten ſie darin auf. — — Man gerieth daher auch bei jenen nackten Körpern mit Ausdruck von Stärke und Kraft auf die Fechter in den alten Spielen zu Rom, und errichtete eine ganze Klaſſe von Antiken, die Fechter: und ſeitdem einmal die Vorſtellungsart angenommen war, deutete und ergänzte man alle ähnliche Werke eben dahin; es mußten Fechter ſein." Heyne hält es nicht für unmöglich, daß die großen Meiſterſtücke darunter erſt zu Rom unter den Kaiſern (von griechiſchen Künſtlern) hätten verfertigt ſein können, aber für mehr als unwahrſcheinlich, daß von allen den ſogenannten Fechtern wirklich einer ein Fechter iſt. „Die ſtarken Körper, warum müſſen es durchaus Fechterkörper ſein? Warum nicht Krieger, Soldaten, Helden, fechtend, verwundet, ſterbend?" Eine nähere Betrachtung der unter jenem Namen aufgeführten Antiken wird weiteren Aufſchluß geben. Den erſten Rang behauptet unſtreitig der

Borgheſiſche Fechter. Dieſe Statue wurde unter Paul V. zu Antium (Porto d'Anzio) zugleich mit der des Apollo von Belvedere aufgefunden, und Winkelmann (Werke VI. 1, 259. VI. 2, 526 fg.) vermuthete, daß beide an dieſen Lieblingsaufenthalt der Kaiſer von Nero (nach Fea von Caligula) aus Griechenland gebracht worden. Die Stellung dieſes ſogenannten Fechters iſt eine faſt gefährliche, ſie zeigt ihn im Ausfall mit vorgeſtrecktem Körper, wie er von unten auf einen Streich ausholt, während er mit vorgeworfenem Schilde einen Streich von oben, auf den ſein Blick geheftet iſt, aufzufangen ſucht. Meyer (Geſch. der bild. Künſte bei den Griechen I, 208. 292. II, 238) ſagt: alle Theile ſind kräftig ausgedrückt, Sehnen und Knochen vorwaltend, in den ſehr beſtimmten, deutlich angegebenen Muskeln und Knochen und mehrerem offenbart ſich das Beſtreben des Künſtlers mehr nach kräftigem Ausdruck als nach ſchöner Form. Hinſichtlich auf lebhafte Bewegung nimmt dieſe Statue unter allen antiken Denkmalen den erſten Platz in Anſpruch. Der Kopf iſt voll Leben, voll Geiſt und Ausdruck, doch nicht eben von ſchönen Zügen, ſondern treu der Natur nachgebildet. Nur der rechte Arm, das rechte Ohr und die Spitze des Daumens am rechten Fuße ſind moderne Ergänzungen; übrigens hat dieſes Monument durchaus nichts gelitten, ſondern iſt noch ſo friſch, wie es aus der Hand des Meiſters hervorgegangen.

Zu mancherlei Deutungen hat dieſe Statue Veranlaſſung gegeben. Stoſch hatte einen Diskobolus darin ſehen wollen, was aber Winkelmann mit Recht verwarf, und ſagt, daß man ſie mit mehrerem Rechte für eine Vorſtellung eines Kriegers halten könne, welcher ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht. Die hiebei zurückbleibende Unbeſtimmtheit ſuchten Andere zu heben. Leſſing zuerſt im Laokoon (XXVIII.) erklärte ſie für den Chabrias, geſtützt auf eine Stelle des Nepos im Leben dieſes Feldherrn (c. 1), fand aber beſonders an Heyne einen Gegner, und nahm in den Antiquariſchen Briefen (Br. 38) ſeine Muthmaßung gänzlich zurück. „Der Borgheſiſche Fechter," ſagt er, „mag meinetwegen nur immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden." Man ließ ſich jedoch von neuen Deutungen nicht abhalten, zu denen faſt allen Heyne's Vermuthung Anlaß gab, daß dieſe Statue das Überbleibſel einer Gruppe ſein könne, da ſie vermöge ihrer Stellung wider eine verloren gegangene Figur zu Pferde zu kämpfen ſcheine. Dieſes führte auf den Gedanken an einen Krieger in einem Amazonenkampf, für den zuerſt Visconti ſich erklärte (Mus. Pio Clem. IV. t. 21. V, 42), welchem Lamberti folgte in ſeiner Beſchreibung der Villa Pinciana (St. VII. N. 10), dann aber Millin noch beſtimmter für einen Theſeus (Mon. ant. ined. I, 373), welchem auch Böttiger folgte *). „So

veritate adversus *Godofredi Arnoldi* criminationes, die Diss. de excommunicatione ecclesiastica ejusque indole et aequitate contra G. Arnoldum u. a. m.

6) Theses ex universa Theologia biblica, morali, polemica et patristica; de mediis cognoscendi existentiam et divinitatem Scripturae Sacrae; de quaestione: an doctrina de vera irregenitorum notitia christianismo sit noxia; de Pelagianismo, a doctrina de vera irregenitorum notitia depulso; de innocentia Concilii Nizaeni; de approximatione Spiritus S. substantiali; de adparitionibus Christi post adscensum u. a. m. 7) Lipsiae 1744. Mit Fecht's Bildniß. Vergl. über ihn die Acta Eruditorum Lips. Ann. 1719. p. 47 sqq. Unſchuldige Nachrichten. 1716. S. 333 und 854. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 539 fg. J. B. Krey's Andenken an die roſtocker Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten. (Roſtock 1813.) 2. St. S. 62 fg. Anhang S. 38 fg.

*) Böttiger ſagt, daß die Stellung des Theſeus auf dem Ba-

iſt," ſagt er (Andeutungen S. 142), „jene berühmte Statue höchſt wahrſcheinlich ein Theil einer Gruppe eines Amazonenkampfes, wo nur die Amazone zu Pferde fehlt, und Theſeus allein noch übrig iſt. Theſeus ſelbſt aber wurde als Stifter der Gymnaſtik in Athen vorzüglich gern mit einem gymnaſtiſch gebildeten Körper und in gymnaſtiſchen Stellungen vorgeſtellt. Daher die verführeriſche Ähnlichkeit mit einer gymnaſtiſchen Figur." Gegen dieſe Muthmaßung aber hat man eingewendet, daß hienach das ganze Werk ein Gegenſtand aus der heroiſchen Zeit wäre, und als ſolcher ideale Figuren erfodert hätte; der Augenſchein aber lehre, daß dieſe Statue ein Bildniß ſei. Mongez Mémoire sur les gladiateurs et deux des statues antiques désignées par le nom de gladiateurs (Mém. de l'Inst. nat., Litt. et beaux arts II, 423) ſuchte zu beweiſen, daß dieſe Statue ein Athlet oder Heros ſei, der ſich gymnaſtiſch übte. Am Ende wird man Böttigern beiſtimmen, wenn er ſagt: Man kann die Idealſtellung höchſt bewundernswürdig finden, ohne gerade von der Seuche, Namen zu nennen, ergriffen zu ſein. Ramdohr (Über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom I, 326) findet die Gründe für das Unpaſſende der Benennung eines Fechters nicht befriedigend. Heyne hatte geſagt, daß es ein hiſtoriſches Stück iſt, iſt mir ſehr wahrſcheinlich. Ramdohr ſagt: Ich habe im Ganzen Nichts gegen die Möglichkeit dieſer Erklärung. Aber ich geſtehe zugleich, daß ich die größere Wahrſcheinlichkeit nicht fühle. — — Warum ſoll ſchlechterdings dieſe ſwelte Figur mit dem Begriffe kontraſtiren, den wir uns von einem Fechter zu machen berechtigt ſind? Verlangt denn ihr Talent weniger Geſchmeidigkeit, als die des Ringers, des Kriegers? Weniger ſchlanken Wuchs, weniger ausgearbeitete Glieder? Heyne geſteht ſelbſt ein, daß ihre Körper zum Ausdruck, zumal in Marmor, ſehr geſchickt geweſen ſein müßten. Aber warum blos zum Ausdruck? Das iſt, wie mich dünkt, erſt die zweite Rückſicht des Künſtlers. Die erſte iſt ihm die Stellung, die die Formen des Körpers in ihrer größten Schönheit und Abwechſelung zeigt. Warum ſoll nun eben dieſes Stück ein hiſtoriſches Stück ſein? Weil der Kopf Ähnlichkeit mit einer beſtimmten Perſon zu haben ſcheint? Wie leicht kann nicht ein ſchöner Fechter Gelegenheit zu dieſer Nachbildung gegeben haben, den entweder das Volk oder der Kaiſer gerade in dieſer Stellung bewunderte?

Als Urheber dieſes Kunſtwerks wird der Bildhauer Agaſias von Epheſus genannt. Wir haben, ſagt Winkelmann, keine Nachricht von ihm, aber deſſen Werk verkündiget ſeine Verdienſte. Nach Merkmalen des Stils und der Behandlung ſetzt es Meyer in die Zeit zwiſchen Myron und Praxiteles, alſo während der hohe Stil zum Schönen überging (S. 208). Im geſammten Ganzen, ſagt er S. 295, äußert ſich noch der ernſte Geiſt des hohen Stils. Indeſſen will er das Alter dieſes Denkmals nicht völlig bis in die Zeit des Myron hinaufgerückt wiſſen, weil man an den Haaren weder die drahtartige Manier, noch die reihenweiſe gelegten Locken wahrnimmt; aber auch nicht zu allernächſt vor Einführung des ſchönen Stils. — Ob nun aber dieſes Werk gerade die Verdienſte des Agaſias verkündige, bleibt immer noch die Frage. Daß dieſer der Urheber deſſelben ſei, gründet ſich lediglich auf das Fußgeſtell, welches die Aufſchrift hat: *Αγασιας Δοσιθεου Εφεσιος εποιει.* Wäre hier nicht noch Leſſing zu berückſichtigen? Ich geſtehe, ſagt er, mir wird bange, ob die Baſis zur Statue gehört. Denn es gibt in der Villa Borgheſe ſo unzählige Werke, wo beides, die Statue und Baſis, zwar alt, aber im geringſten nicht eins für das andre gemacht geweſen, ſondern nur ſo zuſammen gebracht worden; und die Baſes haben daher faſt immer Inſchriften, die nichts weniger als zu dem gehören, was ſie tragen. (Kollektaneen I, 135.)

Abbildungen: *Maffei* Raccolta 75. Winkelmann's Werke. Meyer's Geſch. Kupfertafel Nr. XXIII.

Der ſterbende Fechter im Kapitol, auch der Ludoviſiſche genannt, weil er, ehe Clemens XII. ihn in das Kapitol gebracht hatte, in der Villa Ludowiſi ſtand, hat nicht weniger Bedenklichkeiten erregt, zunächſt durch eine Stelle bei Plinius (H. N. 34, 8, 10), in welcher er von einem Kunſtwerk des Kteſilas oder Kteſilaos, einen verwundeten Sterbenden darſtellend, redet und hinzufügt, daß man an ihm bemerken konnte, wie viel von ſeiner Sele noch in ihm übrig ſei. Wegen dieſer Stelle hat man bei dem ſterbenden Fechter an Kteſilaos gedacht. Winkelmann (Werke VI. 1, 59. VII, 168) aber ſagt darüber: Ich deute deſſen Figur auf einen Helden, weil ich glaube, daß ſich dieſer Künſtler auf nichts Niedriges heruntergelaſſen habe, da ſein großes Verdienſt nach dem Plinius war, edle Menſchen noch edler erſcheinen zu laſſen. Auch in dieſer Betrachtung ſcheinet die Statue des ſogenannten ſterbenden Fechters nicht von des Kteſilaos Hand zu ſein, weil dieſelbe eine Perſon von gemeinem Stande vorſtellet, und die ein arbeitſames Leben geführt, wie das Geſicht, die eine alte Hand, ſeine Füße und die Fußſohlen anzeigen. Es hat dieſe Statue einen Strick mit einem Knoten unter dem Kinne, um den Hals gelegt, und lieget auf einem länglich-runden Schilde, über welches ein zerbrochenes Blaſerohr geworfen iſt. Einen Fechter kann dieſe Statue nicht vorſtellen, theils weil ſich nicht findet, daß Klopffechtern in guten Zeiten der Kunſt Statuen errichtet worden, theils weil kein Griechiſcher Künſtler, dem dieſe Figur würdig iſt, wird Fechter gemacht haben, da in den blühenden Zeiten der Kunſt den Griechen keine Fechterſpiele bekannt waren. Es kann auch kein Fechter ſein, weil er ein krummes Horn, wie der Römer ihre Litui waren, trug, welches zerbrochen vorgeſtellt unter ihm liegt." Winkelmann erklärte ihn für einen griechiſchen Herold und ſuchte dies aus den Beiwerken zu erweiſen, wogegen aber ſchon Heyne (a. a. O.), dann auch Fea ſo gegründete Einwendungen machten, daß dieſe Erklärung fallen mußte. Ob es je gelingen wird, dieſe Beiwerke, die ſchon ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, richtig zu erklären, ſteht da-

ſengemälde, welches Millin bekannt gemacht, durchaus dieſelbe ſei, wie die des Fechters; Millin aber ſagt blos: L'attitude de Thesée n'est pas précisement celle du guerrier d'Agasias, mais elle en approche beaucoup.

Digitized by Google

hin: aber auch über die Statue ſelbſt iſt man verſchiedener Meinung. „Mich wundert," ſagt Heyne, „daß Winkelmann über dieſen Kopf nicht ſtutzig ward. Für einen Fechter iſt der Ausdruck gut genug: die Miene iſt unedel, wild; das Haar ſtraubig. — Wie konnte Winkelmann den Stutzbart ſo hingehen laſſen? der doch wider alles Coſtume des Alterthums iſt? und der allein hinlänglich iſt, den Verdacht zu erregen, daß der ganze Kopf des Fechters neu iſt. Und hierauf bitte ich diejenigen zu achten, welche das Stück genau zu unterſuchen Gelegenheit haben." Ramdohr (I, 221) that dieſes, und erklärte: „Daß dieſer Kopf gerade unter dem Stricke von dem Rumpfe einſt abgeſondert geweſen, erkennt man an den nicht ganz verdeckten Fugen. Man bemerkt ſogar an dieſem Halſe Spuren von einem Stücke abgebrochenen Marmors, womit der Kopf leicht mit etwas Anderem zuſammengehängt haben könnte. Inzwiſchen läßt ſich darum gar nicht behaupten, der Kopf gehöre nicht zu dem Körper. Denn auf der andern Seite ſpricht wieder die Übereinſtimmung, die ſich ſowohl, was Stil als Marmor anbetrifft, zwiſchen dem Kopfe und dem Rumpfe findet, für ihre urſprüngliche Beſtimmung für einander. Ja, was dieſe Meinung außer Zweifel ſetzt: es haben ſich auf dem Rumpfe ausgeſprungene Stücke von dem Stricke erhalten, die bei der Reſtauration in denjenigen Theil des Stricks, der an dem Kopfe ſitzen geblieben war, wieder eingepaſſet ſind. Der Kopf gehört alſo, wie ich glaube, der Statue an. Der rechte Arm iſt modern, und ſo ſind die Zehen beider Füße, wie auch der äußere Theil der Baſe, worauf er liegt, nebſt einem Stücke des Degens und des Schildes. Der größte Theil des Horns iſt unſtreitig alt." Allerdings hat dieſer Kopf nichts Ideales, und was ſonſt auffällig an ihm iſt, hat Mongez (a. a. O.) auf die, von Visconti verbeſſerte, Vermuthung geführt, daß dieſe Statue ein auf dem Schlachtfelde ſterbender Barbar von einem Tropäum ſei, dergleichen Darſtellungen nicht ſelten ſind. Wie dem ſei, ſo darf man aber an dieſem Kopfe den Ausdruck nicht überſehen. Meyer in den Anmerkungen zu den Werken Winkelmann's ſagt: „Athem ſcheint aus dem geöffneten Munde zu dringen; die Augen ſtarren und brechen; es kraußt ſich die Stirn wie im Todesſchauer, und die Haare ſträuben ſich empor." Sein Urtheil über das ganze Werk iſt dieſes: „Die kunſtreiche trefliche Anordnung der ganzen Figur, die natürliche Darſtellung eines dahin ſinkenden ſterbenden Mannes, deſſen Kräfte allmälig entfliehen, die Wiſſenſchaft, der geiſtreiche mit dem Ganzen meiſterhaft zuſammenſtimmende Ausdruck im Geſicht, ſind Eigenſchaften, welche das Werk des griechiſchen Meiſels und des Ruhms, den es erhalten hat, würdig machen. Hingegen hat von den eigentlich griechiſchen Arbeiten keine ſo wenig elegante, man möchte ſagen ſchlechtweg natürliche Formen, und die Geſtalt zieht nicht an, wie mit großer Kunſt und Wiſſen ſie übrigens auch ausgeführt iſt. Die Umriſſe ſind fließend zu nennen, doch die Falten der Haut, die Winkel, wo Glieder zuſammenſtoßen, tief und kräftig angegeben. Offenbar ging des Meiſters Zweck zuvörderſt dahin, einen gemeinen, aber phyſiſch tüchtigen Menſchen mit vollkommen entwickelten Gliedmaßen treu nachzubilden." An ein Werk des Kteſilaos iſt nicht zu denken, höchſtens will Meyer zugeben, ein ſpäterer Künſtler könne vielleicht von deſſen Werke die Stellung und etwas vom Ausdruck benutzt haben, indem er übrigens ſeine Figur faſt akademiſch nach der Natur ausführte. (Winkelmann's Werke VI, 2. Anm. 342.)

Ich kann nicht unterlaſſen, hier eine Vermuthung des verſtorbenen Prof. Braun mitzutheilen, die auf die Beurtheilung dieſes Werkes nicht ohne Einfluß ſein dürfte. Er ſchrieb: „man fand einen gewundenen Ringkragen von Erz in einem Grabe bei Braunfels, den vermuthlich ein Anführer um den Hals trug, ſo daß der Strick, den man am Halſe des ſterbenden Fechters erblickt, vielmehr einen ſolchen Ringkragen bedeuten mag (*Tac.* Germ. 31), der ein Kriegsehrenzeichen war. Das Horn, welches zerbrochen auf der Erde liegt, deutet auf einen Heerfürſten."

Abbildungen hat man mehrere: *Maffei* Raccolta T. 65; Museum Capitolinum III. 67 sq.; *Montfaucon* III. 2. p. 155. Musée Napoléon. Heft 57. Pl. 22. zu Winkelmann's Werken VI. A.

Außer dieſen beiden berühmteſten werden noch andre Statuen unter den Namen von Fechtern angeführt, nicht mit beſſerem Grunde; im Museum Capitolinum III. 69, im Museum Florentinum 76—78, Marbres de Dresde 9. 76. 81. 91. 99. 102. 114; mehrere in Neapel aus dem Palaſt Farneſe. Darunter wurde auch eine Statue mit Lorbeer um den Kopf und einem todten Kinde auf dem Rücken, das am Beine gehalten wird, für einen Fechter ausgegeben. Man hat ſie bald für einen gekrönten Fechter, bald für den Kaiſer Commodus als Fechter erklärt, wobei aber das todte Kind auf dem Rücken unerklärt bleibt. Winkelmann (VI, 1, 325) ſagt: derjenige, welcher dieſe Statue auf einem ſehr ſchlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erſchienen, einen Atreus genennet, iſt der Wahrheit näher gekommen; das iſt „Atreus, welcher ſeines Bruders Sohn Thyeſtes ermordet." Woher nun aber der mit Lorbeer gekrönte Kopf? Dieſer iſt allerdings ein Kopf des Commodus, der aber urſprünglich nicht zu dieſer Statue gehörte. (*H.*)

FECHTKUNST. Begriff und Weſen; Zweck und Werth; Geſchichte, Literatur. — I. Begriff und Weſen. In dem weiteſten Sinne bezeichnet das Wort Fechtkunſt den Begriff einer Theorie und praktiſchen Geſchicklichkeit in der Führung der Waffen im Kriege, in welcher Bedeutung das Wort Fechtkunſt in den Kriegswiſſenſchaften gebraucht zu werden pflegt (z. B. wenn man darin redet von der Theorie des Gefechts, ſowie von der Verſchiedenheit der Fechtarten der verſchiedenen Truppengattungen, Infanterie, Cavalerie, Artillerie, nach den Grundſätzen der Taktik und Strategie und dergleichen mehr). Im engern Sinne wird unter Fechtkunſt jedoch nur die Theorie und praktiſche Geſchicklichkeit in der Führung der Handwaffen, beſonders im Einzelkampfe, Mann gegen Mann, verſtanden, gleichviel welcher Waffen man ſich dabei bedient, daher in dieſem Sinne auch der Kampf mit Keulen, Streitärten oder Kolben, Bayonetten, Piken, Lanzen oder Hellebarden,

Digitized by Google

mit dem Baton und Fleau, mit Tuſeyks (früher ſogenannten Meſſern, d. i. kurzen Säbeln), mit Hirſchfängern, Dolchen, ferner der uralte Fauſtkampf (die „Ringkunſt"), ja ſelbſt der Kampf mit dem Feuergewehre zur Fechtkunſt gerechnet werden muß. (So erſchien im J. 1841 ein „Fechtunterricht mit dem Feuergewehr.") Im engſten Sinne wird dieſelbe auf die Führung der ſogenannten blanken Waffe, d. i. des Degens, beſchränkt. Dieſer Degen kommt übrigens in ſehr verſchiedenen Formen vor, theils als langes, gerades Schwert (Cuiraſſier- oder Dragonerdegen, Hieber oder Haudegen, Studentenſchläger, Pallaſch), theils als krummer (oder ſogenannter Huſaren-) Säbel, theils als Stoßdegen, welcher wiederum entweder eine ſogenannte Renconreklinge hat, die zum Hauen und Stoßen zugleich beſtimmt iſt (wie die frühern ſogenannten ſpaniſchen Raufdegen und die jetzigen Officiersdegen), oder eine dreikantige (prismatiſche) oder ſogenannte Schilfklinge, wie die Galanteriedegen (Pariſiens) und der auf den teutſchen Univerſitäten übliche Stoßſchläger. Da das Fechten, abgeſehen von dem eigentlichen ernſten, kriegeriſchen oder Einzelkampfe theils als Vorbereitung für denſelben, theils als körperliche oder gymnaſtiſche Übung heutzutage meiſtens mit bloßen Rapieren, d. h. dem Degen in ſeinen verſchiedenen Formen ähnlichen, aber abgeſtumpften oder ſonſt unverletzend gemachten Klingen, geübt zu werden pflegt, ſo bezeichnet Fechtkunſt gewöhnlich nur die Geſchicklichkeit in Führung des Hau- oder Stoßrapiers. Es iſt hiernach nicht ganz richtig, wenn neuere Schriftſteller, z. B. der verdiente Werner, die Fechtkunſt definiren als die Kunſt, die (blanke) Waffe zur Vertheidigung ſeiner ſelbſt und zur Verletzung des Gegners nach berechneten und bewährten Grundſätzen und Regeln geſchickt zu führen (ſ. deſſen Schrift: Das Ganze d. Gymnaſtik 1834. S. 258).

Die Fechtkunſt wird in den ältern Fechtbüchern öfters als Wiſſenſchaft definirt („*scienza* d'arme," ſ. unten die Literatur; und ſelbſt in neuerer Zeit redet z. B. P. Frank in ſ. medic. Polizei (2. Bd. S. 590) von der Fechtkunſt als der „Wiſſenſchaft, ſich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen;" ebenſo wird die Fechtkunſt auch noch in der in Jena 1798 erſchienenen „Anweiſung zu der teutſchen Fechtkunſt" definirt als „Wiſſenſchaft"). Dies hing damit zuſammen, daß man früherhin das Wort Wiſſenſchaft in einer ſehr weiten Bedeutung zu nehmen pflegte, wie auch der Ausdruck ſchöne Wiſſenſchaften beweiſt, unter welchen man noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Theorien zu den ſogenannten ſchönen oder „galanten," d. i. „ritterlichen" Künſten verſtand, zu denen namentlich das Fechten gehörte[1]). In der That hat aber auch wirklich die Fechtkunſt eine wiſſenſchaftliche Seite, indem ſie auf Theorien ſogenannter exacten Disciplinen, auf der mathematiſchen und phyſikaliſchen Lehre vom Hebel und Keil beruht. Die wirkliche Ausübung der Fechtkunſt beſteht nämlich in einer künſtlichen Verwechſelung der Lage des Degens in geraden Linien und Winkeln oder in Cirkeln, mit genauer Berechnung der Entfernung (der ſogenannten Menſur) der beiden Kämpfer voneinander, ſowie der verſchiedenen Eintheilung der Klinge (in ganze oder halbe Stärke und Schwäche), was zugleich der Grund iſt, warum es eine eigentliche Fechtkunſt (im ſtrengſten Sinne) nur für den Degen, nicht aber für Hirſchfänger, Dolche u. ſ. w. gibt, ſowie, warum man dieſe Fechtkunſt blos auf den Kampf zu Fuß beſchränkt, da bei dem Kampfe zu Pferde von keiner beſtimmten und regelmäßigen Menſur die Rede ſein kann, ebenſo wenig wie von einem ſogenannten Anbinden der Klingen und ſchulgerechten Hieben und Paraden. Daß viele Fechter gar nichts von dieſer mathematiſch-phyſikaliſchen Theorie in abstracto wiſſen und doch gute Fechter ſein können, wenn ſie nur überhaupt nach Regeln die Fechtkunſt erlernt haben, iſt richtig, entſpricht aber nur dem, daß auch die meiſten Billardſpieler und oft die beſten, z. B. die Marqueurs, gar nichts von der Theorie des Stoßes oder Abprallens der Billardkugeln in abstracto wiſſen, obwol ſie ſie in concreto geſchickt ausüben. Über die Anwendung der Mathematik und Phyſik auf die Fechtkunſt vgl. Dr. Joh. Wilh. Roux's Anleitung z. Fechtk. (1808.) 1. Bd. Auch die Grundſätze der Phyſiologie und Anatomie des menſchlichen Körpers müſſen hierbei berückſichtigt werden, wofür noch das Meiſte zu thun bleibt; es iſt zu wünſchen, daß dieſe Partie nach Analogie des claſſiſchen Werkes der Gebrüder Weber: „Mechanik der menſchlichen Gehwerkzeuge" bald ausgefüllt wird. Noch iſt dabei zu bemerken, daß die in ſo vielen Fechtbüchern ſich findende Bezeichnung als theoretiſch-praktiſch um ſo überflüſſiger erſcheint, als in dieſen Büchern von jener wiſſenſchaftlichen Theorie in der Regel gar keine Rede iſt.

Die Fechtkunſt iſt, wie ſchon ihr Name ſagt, eine Kunſt im allgemeinſten Sinne, d. h. eine nach beſtimmten techniſchen Regeln des Angriffs und der Vertheidigung und einer zweckmäßigen Methode zu erlernende und auszuübende Geſchicklichkeit oder Fertigkeit, und man hat von Anfang ihrer Ausbildung an deshalb ſie ſtreng von dem ſogenannten Naturaliſiren im Waffengebrauche, dem durch bloße Übung ohne Beachtung von Regeln erlernten Fechten unterſchieden; wie ſich Ähnliches auch in Bezug auf die Reitkunſt und andere Künſte findet. Die Fechtkunſt iſt auch Kunſt im engern Sinne,

1) Vergl. Herder's Werke zur Philoſophie und Geſchichte. 1830. XIX. S. 170 fg.: „In den Zeiten des Ritterthums galten die ſog. galanten Künſte, die den Ritter galant, d. i. tapfer, liebreich, gefällig, artig machen ſollten. Die Theorie hierzu waren die ſogenannten ſchönen und galanten Wiſſenſchaften. — Noch in der Mitte des abgegangenen Jahrhunderts machten wenig mehr als Reiten, Jagen, Fechten, Ballſchlagen, Voltigiren, Tanzen das Regiſter der ſchönen Künſte aus, die man außer dem Pedantismus der Schulen dafür annahm; die Kenntniß dieſer Künſte, ſammt etwa der theatraliſchen und edlen Wappenkunſt, hießen die ſchönen Wiſſenſchaften unſerer Ritter und Helden. — Sie ſind galant zuſammengefaßt, wie in mehren Büchern, ſo in dem „Curiöſen Reit-, Jagd-, Fecht-, Tanz-, Rittererercitien-Lexikon, verfaſſet von Valentino Trichtern, Stallmeiſter der G. A. Univerſität Göttingen 1742," wo ſich denn auch die Muſik, vorzüglich die Jagdmuſik unter den ſchönen Wiſſenſchaften befindet."

Digitized by Google

im Gegenſatze aller nur handwerksmäßigen Geſchicklichkeiten (wie z. B. der Uhrmacherkunſt), weil die Hand, obgleich das weſentliche Organ, doch nicht in ihnen die Hauptrolle ſpielt, auch die bloße Anweiſung von Seiten des Lehrers, ſowie der emſigſte Fleiß und die genaueſte Befolgung der Lehren von Seiten des Schülers noch keineswegs hinreichen, einen Fechter zum Fechtkünſtler zu bilden, und beſonders zu den höhern Graden der Vollkommenheit ſchlechterdings ein angebornes beſonderes Talent oder Naturgabe erfodert wird; endlich weil Niemand in der Fechtkunſt vollſtändig auslernt oder auslernen kann. Hierzu kommt noch, daß bei der Fechtkunſt der Gegenſtand, an dem oder gegen den ſie geübt wird, nicht eine todte Maſſe oder blos materielle Kraft (wie bei den meiſten übrigen Turnkünſten), ſondern ein beſeelter Organismus und zwar nicht ein immer noch in beſtimmte Schranken gebannter thieriſcher (wie z. B. das Pferd für die Reitkunſt), ſondern ein eigentlich geiſtiger oder vernünftiger, mithin unendlicher Steigerung fähiger iſt, und da ſich hierbei, wie im allgemeinen Menſchenkampfe oder Kriege, die einzelnen entſcheidenden Elemente, beſonders die geiſtigen Kräfte und mithin die Erfolge nie im Voraus berechnen laſſen [2]). Obwol ſich aus allem dieſen von ſelbſt ergibt, daß die Fechtkunſt nicht blos theoretiſch (z. B. durch bloßes Bücherſtudium, wie etwa die Schachſpielkunſt) erlernt werden kann, ſondern nur durch wirkliche Praxis, und obwol die ſo häufig auf den Titeln der Fechtbücher ſich findende Bezeichnung: „zum Selbſtunterricht" wahrhaft lächerlich erſcheint, ſo reicht doch allerdings die bloße Praxis oder Routine keineswegs aus, und auch hier hat die Theorie ihren unleugbaren Werth, weil ceteris paribus der ihrer Kundige dem bloßen „Naturaliſten" nothwendig überlegen iſt, daher auch auf die Fechtkunſt Goethe's Wort ſich anwenden läßt: „Die Kunſt iſt Kunſt; wer ſie nicht durchgedacht, der darf ſich keinen Künſtler nennen." Die Fechtkunſt wird ferner mit Recht nicht zu den blos techniſchen Künſten, ſondern zu den höhern, namentlich zu den ſogenannten liberalen Künſten gerechnet, theils weil es bei ihrer Ausübung nicht auf materiellen Gewinn ankommt, ſie auch kein handgreifliches Product liefert, theils weil herkömmlich die Fechtkunſt zu denjenigen Künſten gerechnet wird, die zu der Erziehung eines Freigebornen (gentleman) gehören, theils weil bei ihr eine ganze Menge körperlicher und geiſtiger Eigenſchaften oder Vorzüge erfodert werden, um es nur einigermaßen zur Meiſterſchaft zu bringen, die nicht Jedermanns Ding ſind. Es erfodert dieſelbe nämlich: 1) ein ſcharfes Augenmerk, um des Gegners Abſichten ſchon in ihrer kaum begonnenen Entwickelung zu durchblicken; 2) richtige Beurtheilungskraft, um dem errathenen Unternehmen des Gegners jeder Zeit mit den zweckmäßigſten Angriffs- und Vertheidigungsbewegungen zu begegnen; 3) feines Gefühl, d. i. Taſtvermögen, mittels deſſen man ſchon durch den leiſeſten Druck der Waffenlage die Stellung zu erkennen vermag, in welcher man ſich mit ſeiner Klinge gegen die des Gegners befindet; 4) Geſchwindigkeit, um alle Bewegungen, für welche das Genie oder die Beurtheilungskraft entſchied, auszuführen zu können, bevor noch der Gegner ſeine Gegenanſtalten zu treffen vermag; 5) Präciſion oder Beſtimmtheit, welche in der genauen Ausübung aller Regeln der Kunſt und ſo zu ſagen, in der tactmäßigen oder mechaniſchen Vollziehung paſſender und im Augenblicke erfoderlicher Bewegungen des Körpers und der Waffe (wie in der ſogenannten Applicatur beim Clavierſpiele) beſteht, da jedes Zögern ſelbſt dem übrigens geübten Fechter von größtem Nachtheile ſein würde; 6) Gegenwart des Geiſtes, um durch keine ungewöhnliche Bewegung des Gegners und überhaupt durch nichts außer Faſſung gebracht zu werden, ſondern in jedem vorkommenden Falle mit ruhiger Überlegung ſogleich das zweckdienlichſte Mittel anzuwenden; 7) endlich für die Fälle der ernſten Anwendung im Kriege oder Einzelkampfe Muth (der ſich, wie im Goethe'ſchen Götz von Berlichingen mit Recht geſagt iſt, nicht lernen läßt), d. h. Furchtloſigkeit in Gefahren und Tapferkeit oder andauernder Muth. Dagegen kann allerdings die Fechtkunſt nicht, wie die Reitkunſt (ſ. Hermann, Vorrede z. Metrik S. 17 und Krug Äſthetik, vgl. Scheidler, Hodegetik S. 437) zu den eigentlich ſchönen Künſten gerechnet werden, da ſie ihren Haupt- oder letzten Zweck nicht in ſich ſelbſt hat, ſondern immer nur entweder in dem Intereſſe der kriegeriſchen oder ſocialen Wehrhaftigkeit, der körperlichen Bewegung, oder als (immer egoiſtiſchen) Wettkampfſpiel, in welcher letztern Beziehung ſie mit der Schachſpielkunſt zuſammenzuſtellen iſt, wie auch wenigſtens beim Stoßfechten ein Paar kunſtgerechte Fechter ihre Gänge auf ähnliche Weiſe wie die Züge beim Schachſpiel einrichten können (vgl. des Dr. Wilh. Roux, Anleit. z. Fechtkunſt 1808.). Auch fehlt es beim Fechten an der Möglichkeit, eigentlich ſchöne Formen darin auszudrücken, da ſich auch bei ihr Alles auf allerlei winkelige oder geradlinige Bewegungen reducirt, deren Sinn und Bedeutung nicht jedem Beſchauer, ſondern nur dem Kunſtverſtändigen klar wird, nicht zu dem Schönheitsgefühle, ſondern nur zu dem Verſtande ſpricht (vgl. Wilh. Meiſter's Lehrjahre. 4. Buch 5. Cap.). grade ſowie die der Fechtkunſt in mehrfacher Hinſicht ähnliche Feſtungsbaukunſt von der äſthetiſchen Architektur ſpecifiſch verſchieden iſt.

II. Zweck und Werth. — Im Allgemeinen läßt ſich das Fechten unter folgenden verſchiedenen Geſichtspunkten auffaſſen: 1) Als geſunde und kräftigende Leibesbewegung (Motion) ſchlechtweg, oder in blos diätetiſcher Beziehung. 2) Als eigentlich gymnaſtiſche Übung oder als Theil der Turnkunſt, welche als ſolche nicht blos die harmoniſche Ausbildung aller Theile, Kräfte und Anlagen des Körpers, oder die phyſiſche Ertüchtigung, ſondern auch die geiſtige Erſtarkung durch Übung und Ausbildung der Beſonnenheit, Geiſtesgegenwart, des Muthes, der Tapferkeit, der Ausdauer u. ſ. w. zum Endzweck hat. 3) Als eine in der teutſchen Volksthümlichkeit gegründete, derſelben vorzugsweiſe zu-

2) Die Schwierigkeit der Fechtkunſt und die Vorzüge derſelben vor der Tanz- und Reitkunſt in dieſer Hinſicht hat ſchon einer der Hauptſchüler des ſpäter zu erwähnenden W. Kreußler in Jena, der weimariſche Hauptmann Weiſchner, in ſ. „Übungen auf dem fürſtl. ſächſ. Hoffechtboden zu Weimar 1764, Vorbericht," in ſeiner naiven Sprache ſehr gut auseinandergeſetzt.

Digitized by Google

ſagende, insbeſondere auch auf unſern Hochſchulen von jeher eingebürgerte Art *Kampfſpiele*. 4) Als ein nothwendiger Beſtandtheil der *männlichen* Ausbildung überhaupt, zu welcher nothwendig ein gewiſſes Maß von *Wehrhaftigkeit* gehört, und der eigentlichen *kriegeriſchen* Ausbildung insbeſondere, welche letztere keineswegs blos auf den Kriegerſtand zu beſchränken iſt, da ohne Frage jeder geſunde und waffenfähige Mann in jedem Stande oder Berufe perſönlich zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet iſt. 5) Gemäß der im modernen Europa dermalen noch herrſchenden Begriffe von Ehre und Ehrenhaftigkeit als ein nothwendiger Beſtandtheil der *adeligen* oder *ritterlichen* Erziehung, oder mit andern Worten: als eine nothwendige und nützliche Kunſt in Beziehung auf den in gewiſſen Standesverhältniſſen oft unvermeidlichen und immer möglichen *Zweikampf*. Nach dieſen verſchiedenen Geſichtspunkten ſtellt ſich theils überhaupt der Werth dieſer Kunſt dar, theils insbeſondere die Verſchiedenheit des Fechtens auf Hieb und Stoß.

Als *Leibesbewegung* gehört das Fechten ohne Zweifel zu den allervorzüglichſten, zumal es in der kürzeſten Zeit die ſtärkſte Motion macht; doch iſt aus demſelben Grunde, weil es eine ſehr gewaltſame Bewegung iſt, in diätetiſcher Beziehung die nöthige Vorſicht nicht zu vernachläſſigen. (Vgl. *Peter Frank*, Med. Polizei 2. Bd. S. 590.) Das *Stoßfechten* ſtrengt weniger an und übt zugleich nicht blos die Muskeln des Arms, ſondern auch die der Schenkel und Füße, wogegen das Hiebfechten den Vorzug hat, eine *ſtärkere* Motion zu ſein und den Körper mehr zu kräftigen. Beſonders für Gelehrte erſcheint das Fechten als die trefflichſte aller Leibesbewegungen, da daſſelbe, wie bemerkt, am wenigſten Zeit koſtet, und wenn es als Kunſt getrieben wird, zugleich den Geiſt beſchäftigt. Daher wird daſſelbe auch von dem berühmten *Tiſſot* auf das Nachdrücklichſte empfohlen [3]). Es iſt ſehr zu beklagen, daß in der neuern Zeit dieſe edle Kunſt namentlich in der Gelehrtenwelt ſo ſehr aus der Mode gekommen iſt, eine Sache, die zugleich in national-ökonomiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung beachtet zu werden verdient; man berechne nur, wie viel Geld und Zeit Jahr aus Jahr ein durch den Beſuch der *Bäder* verloren geht [4]), der in den allermeiſten Fällen doch blos den Zweck hat, die übeln Folgen des *Sitzlebens* unſrer Gelehrten und Staatsdiener, die, mit *Jean Paul* zu reden, immer auf ſchlechten Unterleibern wohnen, wieder aufzuheben und welcher füglich erſpart werden könnte, wenn die Fechtkunſt fortwährend auch im männlichen Alter getrieben würde [5]). Beſonders iſt zu beklagen, daß auf unſern *Univerſitäten* grade der diätetiſche Werth des Fechtens am allermeiſten von den Studenten verkannt zu werden pflegt, indem in der Regel nur die doch immer ſehr geringe Minorität der ſogenannten Corpsburſchen oder Landsmannſchafter, Kränzianer, den Fechtboden beſucht, welche dem ſogenannten Duellcomment ſich unterwirft und das Fechten *blos des Duells* wegen lernt und übt. So lange das Duellweſen auf unſern Univerſitäten fortdauert, wird freilich auch dieſer Übelſtand bleiben und werden grade die geiſtig und wiſſenſchaftlich Tüchtigern, von denen der Staat am meiſten zu hoffen hat und bei denen zugleich eine tüchtige körperliche Ausbildung am allernöthigſten wäre [6]), um das harmoniſche Gleichgewicht (die Eurythmie) der Körper- und der Seelenkräfte, welches die Griechen als das höchſte Ziel anſahen, zu bewirken — den Fechtboden vermeiden. Hierzu kommt der Umſtand, daß eben jenes Duellunweſens wegen der Staat ſich von jeher genöthigt geſehen hat, auf jeder Univerſität nur *einen* Fechtmeiſter anzuſtellen und den Beſuch nur *eines* Fechtbodens zu erlauben (vgl. *Michaelis* Raiſonnement über die proteſt. Univ. 3. Bd. S. 106 fg.), ſowie alles Fechten außerhalb des Fechtbodens gar zu verbieten. Iſt es aber nicht im Grunde wahrhaft lächerlich, wenn in unſern Lectionskatalogen auch von der Gelegenheit, fechten zu lernen, durch Namhaftmachung *eines* Fechtmeiſters für eine Univerſität die Rede iſt, die von 400, 600, 800 oder 1200 Studenten und darüber beſucht wird?

Als eigentlich *gymnaſtiſche* Kunſt betrachtet gebührt der Fechtkunſt, wie auch *Jahn* bemerkt, eine der erſten Stellen unter allen Turnkünſten [7]), ja wenn dieſelbe wahrhaft als Kunſt ausgeübt wird, aus den oben ſchon erörterten Gründen und beſonders, weil hier Geiſt gegen Geiſt kämpft, die *erſte* Stelle. Dies gilt wiederum vorzugsweiſe von der *Stoßfechtkunſt*, die in *dieſer* Beziehung unendlich mehr Werth hat, als das Hiebfechten [8]). Doch ſollte nach alter teutſcher Art die Fechtkunſt ſowol auf Stoß wie auf Hieb und ebenſo wol auf die rechte, wie auf die linke Hand geübt werden. Auch darin hat die Fechtkunſt einen Vorzug vor den übrigen Turnübungen, daß man ſie auch im höhern Mannesalter, wo der Körper für die Übungen am Reck nicht mehr geſchmeidig genug iſt, fortſetzen und darin zugleich mit der Jugend in Verbindung bleiben kann, ohne grade wie in den andern Turnkünſten, deren Überlegenheit fühlen und anerkennen zu müſſen. Es iſt auch zu wünſchen und gewiß zu hoffen, daß die Fechtkunſt bei dem ſo lebhaft wieder erwachten Intereſſe an dem Turnen (welches bekanntlich vor einem Vierteljahrhundert aus Gründen einer nicht ſonderlich lobenswerthen ſogenannten Politik verpönt worden war) auf den Fechtſälen der Turngemeinden wieder recht emporblühen und von dem Verfalle ſich erholen wird, in welchen es beſonders auf den *akademiſchen* Fechtböden gerathen iſt, wie ebenfalls ſchon *Jahn* angedeutet hat [9]).

3) Über die Geſundheit der Gelehrten. (Die hierauf bezügliche Stelle findet ſich auch in *Vieth*, Encyklopädie der Leibesübungen. 2. Bd. mitgetheilt.) 4) Vgl. *Schleiermacher*, Sarkaſtiſche Strafpredigt über dieſen Beſuch, in ſ. Reden und Abhandlungen. (Berlin 1835.) S. 282. 5) Vgl. *Scheidler's* Einleitung zu W. *Roux's* Anweiſung zum Hiebfechten. 1840. S. 38 fg.

6) *Scheidler*, Hodegetik S. 419; vgl. S. 10. 112. *Dahlmann*, Politik S. 261. 7) „Das *Fechten* iſt eine weſentliche *Hauptübung*, und zwar zur vollſtändigen Turnbildung ganz *unentbehrlich*." *Jahn* und *Eiſelen*, Teutſche Turnkunſt. (Berlin 1816.) Vorr. S. XIII. 8) *Scheidler*, Über das teutſche Studentenleben. (Jena 1842.) S. 71. Vgl. *deſſen* Hieb oder Stoß? (Jena 1843.) 9) „Es hat der Fechtkunſt als ſolcher geſchadet, daß ſie als Selbſthilfe und Kampfſchirm ausſchließlich betrachtet worden. So hat ſich jeder beſondere Kampfbrauch in die Kunſt gemiſcht. Dadurch, daß der altteutſche Kampfwart erſt ein

Dies führt uns zugleich auf den dritten Punkt, die Bedeutung der Fechtkunſt als volksthümlicher Kampfſpiele, wobei wir auf die Geſchichte der Fechtkunſt verweiſen und daran den Wunſch knüpfen, daß jene alten Fechtergeſellſchaften, die ſich im ganzen teutſchen Volke fanden, in einer zeitgemäßen Umgeſtaltung wieder aufleben möchten. Es iſt dies um ſo mehr zu wünſchen, als die Fechtkunſt namentlich auf den Stoß, dem Körper eine edle männliche Haltung gibt, deren Mangel grade als ein Nationalfehler der Teutſchen und zwar leider nicht blos des ſogenannten gemeinen Mannes anzuſehen iſt und mit Recht getadelt wird; in welcher Hinſicht man das Wiederaufblühen der Fechtkunſt in unſerm Vaterlande als eine Nationalſache betrachten ſollte [10]). Es iſt auch heutzutage keineswegs zu fürchten, daß dadurch etwa dem Duellunweſen Vorſchub gethan werden würde, da letzteres jetzt nur noch bei der privilegirten Claſſe des noch mittelaltrigen Feudaladels, ſowie des Officiercorps und einem (ſehr klein gewordenen) Theile der Studentenwelt noch üblich iſt, während die unermeßliche Mehrheit der eigentlichen Bürger (des dritten oder Mittelſtandes) längſt über die Alfanzereien, Grillen und Capricen des wälſchen Point d'honneur und der ſogenannten Ehrenduelle hinausgekommen iſt. (Wir kommen auf dieſen Punkt noch ſpäter zurück.) In ſofern hierbei die Volksthümlichkeit in Frage kommt, hat allerdings das Hiebfechten vor dem Stoßfechten den Vorzug, daß es echt teutſchen Urſprungs iſt [11]), ferner den, daß es nicht ſo ſchwer zu erlernen, mithin einer allgemeinern Verbreitung fähiger iſt [12]).

Der Zuſammenhang der Fechtkunſt mit der allgemeinen Pflicht der Wehrhaftigkeit jedes Mannes bedarf wol keiner ausführlichen Beweisführung; da übrigens heutzutage das Degentragen außer an Höfen pro forma ganz abgekommen und an die Stelle deſſelben der Säbel getreten iſt, ſo verlangt jene Pflicht gegenwärtig vorzugsweiſe die Erlernung der Fechtkunſt auf den Hieb, welche auch in der Beziehung den Vorzug vor der Stoßfechtkunſt hat, daß der derſelben Kundige ſich bei einem unvermutheten Anfall ſelbſt mit einem bloßen Stock beſſer vertheidigen wird, als der bloße Stoßfechter, der überdies nur das leichte Rapier zu führen gewohnt iſt und deſſen Arm daher weniger gekräftigt zu ſein pflegt [13]). Daß das Hiebfechten auch den Muth mehr übt und ausbildet, iſt ebenfalls klar und wird ſelbſt von Solchen eingeſtanden, die ſonſt dem Stoßfechten den Vorzug geben [14]).

Die Wichtigkeit der Fechtkunſt für die kriegeriſche Ausbildung verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt, obwol leider! dieſelbe, namentlich wiederum bei den Teutſchen, viel zu ſehr verkannt wird, während z. B. bei allen franzöſiſchen Regimentern ſich Fechtmeiſter finden. Auch hierbei müßte das Fechten zugleich auf Stoß und Hieb gelernt werden, während höchſtens bei der Cavalerie bis jetzt und zwar gewöhnlich nur das rohe Hiebfechten (die ſogenannten Schwadronenhiebe) geübt wird. Namentlich müßten alle diejenigen Truppengattungen, welche einen geraden Säbel führen, wie die Dragoner und Cuiraſſiere, das Stoßfechten vorzugsweiſe üben, da ihre Waffe als Stoßwaffe gebraucht, ihnen eine große Überlegenheit gibt, indem man mit dem Stoße nach einer Parade den Gegner viel raſcher erreichen und viel gefährlicher verwunden kann. Nur zu gewiß iſt es, daß ſelbſt die Meiſten unſerer Officiere die Fechtkunſt nicht verſtehen [15]), was ſich unter

---

Mitmann und zuletzt ein Beiſtändner und lebendiger Schildhalter geworden, durch Stichblätter wie Suppenteller, durch Sturmhüte, Rieſenſtulpen, Schlaghoſen und Stiefeln wie Löſcheimer, iſt ſie auf den hohen Schulen ſehr ausgeartet." Jahn ꝛc. Turnkunſt. Vorr. S. XIV.

10) „Das Erlernen und die Übung der Stoßfechtkunſt iſt eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männliche und doch nicht ſteife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieſer Fertigkeit iſt einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzoſen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müſſen es bekennen, daß wir Teutſche in dieſem Stücke große Rückſchritte gemacht haben; während in ältern Zeiten die Fechtkunſt ein Eigenthum des geſammten Volkes war, das ſich zur Verbreitung und Erhaltung derſelben in Brüderſchaften verband, vermag in unſern Tagen kaum noch der Edelmann, der Officier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Geſellenſtande auf der Wanderſchaft unter Fechten nur noch Betteln verſteht!" Wilhelm v. Chézy, Die ſechs nobeln Paſſionen ꝛc. (Stuttgart 1842.) S. 93 fg. (Was das Wort Fechten in der letztgenannten Bedeutung betrifft, ſo ſtammt es von der ehemaligen Gewohnheit her, die Soldaten nach geendigtem Kriege allemal abzudanken, da dann viele derſelben unverſchämte Bettler wurden, welche ihre ungeſtüme und gewaltthätige Bettelei mit dem anſtändigen Namen des Fechtens zu bemänteln ſuchten. Vgl. J. G. Krünitz, Ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft und Kunſtgeſchichte. XXI. Th. S. 511 und XII. Th. [2. Aufl. Berlin 1786.] S. 366.) 11) „Es kann nicht beſtritten werden, daß von jeher den Teutſchen das Hauen natürlicher geweſen iſt, als das Stoßen, denn dies beweiſt die Geſchichte der Fechtkunſt unwiderleglich. — Das Hiebfechten iſt den Teutſchen ganz eigenthümlich, was der Mangel einer ordentlichen Hiebfechtkunſt bei andern Völkern zeigt." Eiſelen (Das teutſche Hiebfechten der berliner Turnſchule. [Berl. 1818.] Vorr. S. XVI) „Das Hiebfechten iſt ein echt teutſches Inſtitut. Die älteſten Schwerter der Teutſchen waren ohne Spitze, nur zu gewichtigen Hieben brauchbar. Von den älteſten Zeiten her wurde das Hiebfechten vorzüglich in Teutſchland kunſtgerecht getrieben und immer mehr ausgebildet; erſt ſpäter wurde mit dem Hiebe der Stoß verbunden und endlich Beides geſondert. Das Stoßen wurde zwar in neuern Zeiten allgemeiner, als das Hauen; doch hat letzteres ſich in Teutſchland immer im Gange erhalten, und namentlich auf den Univerſitäten iſt das Hauen vorherrſchend geblieben." Werner, Gymnaſtik S. 336.

12) Vgl. die Einleitung zu W. Roux, Anweiſung zum Hiebfechten. 1840. S. 45 fg. 13) „Wird man z. B. auf der Landſtraße angefallen, und iſt vielleicht genöthigt, ſich mit einem bloßen Stocke gegen ungleiche Waffen und gegen einen Gegner, der nicht nach den Regeln der Kunſt uns angreift, zu vertheidigen, ſo wird uns die Fechtkunſt auf Stoß nichts helfen, wol aber kann uns dann die auf Hieb von großem Nutzen ſein." Werner, Gymnaſtik S. 336. 14) ſ. Riemann, Anweiſung zum Stoßfechten u. ſ. w. 1834. S. 6. 15) Werner, Das Ganze der Gymnaſtik S. 258: „Die Fechtkunſt verdiente von jedem Militair beſonders beachtet zu werden, und als einen nothwendigen und weſentlichen Zweig ſeiner Berufskenntniſſe ſollte ſie inſonderheit jeder Officier betrachten; darüber kann gar kein Streit ſtattfinden, denn die Waffen ſind ja ſein Handwerk. Um ſo mehr befremdet die Ungeſchicklichkeit und Bequemlichkeit, die man bisweilen bei jungen Officieren ſieht, welche mit dem Bischen zufrieden ſind, was ſie aus der Militairſchule herausgebracht haben, und nicht weiter daran denken, ſich in der Geſchicklichkeit zu vervollkommnen, die Waffe kunſtgerecht zu

Digitized by Google

Andern auch dadurch beſtätigt findet, daß es immer mehr und mehr auch bei ihnen Mode wird, ihre Duelle durch die Piſtole auszumachen. Ein Hauptgrund dieſer ſo beklagenswerthen Vernachläſſigung der Fechtkunſt von Seiten des Officiercorps mag wol darin liegen, daß die gewöhnliche Waffe deſſelben, der ſogenannte Officiersdegen, zwar zum Hauen und Stoßen eingerichtet, aber weder für das Eine, noch das Andere wahrhaft brauchbar iſt, da das Stoßen nur mit einer dreikantigen oder ſogenannten Schilf-Klinge wirklich nach den Regeln der Kunſt geübt werden und das Hauen mit einer geraden Klinge, nur wenn dieſelbe bedeutend ſtark und mit einem beſonders ſchweren Gefäß verſehen iſt, von Erfolg ſein kann. Wie die Erfahrung gelehrt hat, iſt der gewöhnliche Officierdegen in dem wirklichen Kriege für die Officiere gar keine wahre Schutz- und Trutzwaffe [16]); daher es ſehr zu wünſchen wäre, wenn demſelben eine ſogenannte Halbpike oder ein Sponton gegeben würde, um wirklich ſowol beim Handgemenge thätigen Antheil nehmen, als auch in den Fällen eines Angriffs von Seiten eines einzelnen Reiters ſich ſchützen zu können. Übrigens iſt zwar im Allgemeinen nicht zu leugnen, daß in der neuern Kriegsführung ſeit der Erfindung des Pulvers die Fechtkunſt an Bedeutung für den Krieger verloren hat, daß aber dennoch auch noch jetzt in einzelnen Fällen dieſelbe gute Dienſte leiſten kann [17]), und daß ſie wegen der Ausbildung der früher genannten geiſtigen Fähigkeiten, ſowie wegen des Selbſtvertrauens, welches ſie dem ihrer Kundigen einflößt, von einem jeden Soldaten gelernt werden müßte [18]). Da nun in unſrer Zeit beſonders nach Preußens muſterhafter Wehrverfaſſung das uralte teutſche Inſtitut der Landwehr wieder aufgekommen iſt, wonach jeder Waffenfähige auch wirklich ſich kriegeriſch auszubilden die Pflicht hat, ſo ergibt ſich auch hieraus von ſelbſt, daß auch die Fechtkunſt von Allen ohne Ausnahme erlernt werden müßte.

Hier iſt der Ort einer neuerdings entſtandenen Unterart der Fechtkunſt mit einigen Worten zu gedenken, nämlich des Bayonnetfechtens, welches als Kunſt durch einen Teutſchen (den königlich ſächſiſchen Hauptmann von Selmnitz) begründet worden [19]) und ohne Frage in militairiſcher Hinſicht von der größten Wichtigkeit iſt, da heutzutage überall die Infanterie die Hauptmaſſe der Armeen, ſowie die, in der Regel wenigſtens, Alles entſcheidende in den Treffen oder Schlachten iſt. Für die Infanterie iſt aber grade das Bayonnet die wichtigſte Waffe, da das Schießen meiſt wirkungslos iſt (man hat ja berechnet, daß unter tauſend Musketenkugeln in einer Schlacht nur eine ihren Mann trifft!), auch oft, z. B. in Folge des ſtarken Regens oder bei Nacht, oder beim Ausgehen der Munition nicht angewendet werden kann und überdies durch den Rückſtoß des Gewehrs bei oftmaliger Wiederholung dem Schießenden die Backe wund ſchlägt. Mit großem Recht wird daher faſt überall jetzt das Bayonnetfechten eingeführt, welches ſich auch darum beſonders gut eignet, weil es nicht ſo ſchwer zu erlernen iſt, als die Fechtkunſt mit dem Degen oder Säbel [20]).

Wir kommen nun zu der letzten der erwähnten Beziehungen der Fechtkunſt, nämlich der zum Duell überhaupt, und zum Studentenduell insbeſondere. Es iſt zur Genüge bekannt, daß die Fechtkunſt in dem modernen Europa zu den ſogenannten edeln, oder richtiger adeligen, ritterlichen Künſten gerechnet wird, nicht ſowol weil ſie früher, als noch das Ritterthum blühete, ein nothwendiger Theil der adeligen oder ritterlichen Erziehung war, ſondern vornehmlich wegen des im Adel- und Officiercorps und dann auch in der dieſen bevorrechteten Ständen ſich gleichſtellenden Studentenwelt ſtattfindenden Herkommens die Ehrenſtreitigkeiten durch den Degen auszuma-

führen, die ſie an der Seite tragen. Sie könnten und ſollten am erſten in einer ununterbrochenen Übung bleiben, die allein eine vollendete Fertigkeit zu geben vermag."

16) Der General Rogniat erzählte zum Belege ſeiner Behauptung, daß, wenn z. B. beim Forciren eines Defilé's oder beim Sturm Ehre und Pflicht den Officieren vorſchreiben, ſich an die Spitze der Truppen zu ſetzen, und ſie nun an den Feind kommen, ſie mit ihrem ſchwachen Degen nichts gegen die Bayonnete ausrichten können, und die ihnen folgenden Soldaten nur hindern. „So habe ich einen von den Franzoſen auf das Fort Sagunt in Spanien gemachten Sturm mislingen ſehen. Die Breſche war eng und nur für fünf oder ſechs Mann gangbar. Als die Soldaten am Fuße der Breſche angekommen waren, ſtutzten ſie; acht oder zehn Officiere ſtürzten ſich an die Spitze, ſie erſtiegen die Breſche und der Reſt der Colonne folgte —; aber auf dem Gipfel angekommen, ſtrengten ſie ſich vergebens an, mit ihren Degen das Gefecht gegen die Bayonnete und Piken der Vertheidiger zu beſtehen; bald erlagen ſie dem Kampfe mit ungleicher Waffe, und ihr Sturz zog den der ganzen Colonne nach ſich." Näheres hierüber findet ſich in den Kriegesſchriften, herausgegeben von bairiſchen Officieren. (München 1820.) 1. Bd. 4. Heft. S. 60 fg. 17) Beiſpiele hierfür hat Riemann, Anweiſung zum Stoßfechten. Einleit. 1834. 18) „In dem Bewußtſein eines wohlgeübten und ſichern Gebrauchs der Waffe wird der Kämpfende ſtets eine mächtige Stütze ſeines Muthes und kühner Unerſchrockenheit finden, und ſich um ſo leichter zu heldenmüthigen, mit Selbſtaufopferung verbundenen Unternehmungen entſchließen, die mit der Sieger- und Bürgerkrone belohnt zu werden verdienen. Möge daher die Fechtkunſt auch zur Sache jedes gemeinen Soldaten aller Waffengattungen werden! Denn auf allen Punkten in den kämpfenden Reihen ſind es immer die Kundigen der genannten Kunſt, von welchen das Vaterland ſich die erſprießlichſten Dienſte zu verſprechen hat. Und iſt auch bei dem allgemeinen Zuſammenwirken in unſern heutigen Kriegsangriffen, wo die Schießwaffe dominirt und den entſcheidenden Ausſchlag gibt, die Anwendung der Fechtkunſt minder abzuſehen, ſo gibt ſie doch jedem Einzelnen eine heilſame Zuverſicht und Selbſtvertrauen, und macht ihn geſchickt in der Entwickelung der Hauptaction und etwa eintretendem einzelnen Kampfe, nicht nur das eigene Leben zu ſchützen, ſondern auch zum Retter ſeiner Kameraden zu werden." Werner, Das Ganze der Gymn. S. 259.

19) Die Bayonnetfechtkunſt. (Dresden 1825.) Neuere Schriften hierüber ſind: Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Kriegs. 1826. 4. Heft. — Wieland, Anleitung zum Gebrauch des Bayonnets. (Baſel 1826.) — Vorſchriften für den Unterricht im Bayonnetfechten. (Neuburg 1828. 12.) — Die Anwendung des Bayonnets gegen Infanterie und Cavalerie in der königl. däniſchen Armee. Aus dem Däniſchen vom Capitain v. Janſen, Vorſteher der Unterofficierſchule zu Schleswig. (Braunſchweig 1829.) — v. Sinner, Das Bayonnetfechten. 1835. Wer, Bayonnetinſtruction. 1836. v. Rhein, Die Bayonnetfechtkunſt. 1840. 2. Ausg. 1844. — Vgl. die Allgem. Militairzeitung. 1827. S. 595—599. 601—606. 1828. S. 61. 1829. — Baiern führte gleich Hanover das Bayonnetfechten 1825 (Allgem. Militairzeitung. 1827. S. 164) nach v. Selmnitz ein; Würtemberg ſchon ſeit 1824 (ebend. 1826. S. 389. 391). Wie Frankreich darüber denkt, lieſt man ebend. 1826. S. 366. 1828. S. 668. 20) Vgl. Der praktiſche Unterricht in der Bayonnetfechtkunſt. (Bern 1835.) S. 1 fg.

Digitized by Google

chen; daher ſie auch unter den ſogenannten nobeln Paſſionen neben der Jagd, der Reit- und Tanzkunſt u. ſ. w. aufgeführt zu werden pflegt [21]). In Beziehung auf das Verhältniß der Fechtkunſt zum Duell iſt zunächſt der Hauptſatz feſtzuſtellen, daß mit dem Duell dies Verhältniß ein keineswegs in dem Begriffe ſelbſt ſchon gegebenes, ſondern nur zufälliges und ſodann, wo es ſich wirklich findet, ein im Ganzen vortheilhaftes iſt; mit andern Worten: die Fechtkunſt verliert nichts von ihrem wahren Werth, weil ſie zum Duell gemisbraucht worden iſt, noch jetzt gemisbraucht wird, oder doch werden kann, da ſie in keinem nothwendigen Zuſammenhang mit dieſer eingewurzelten Unſitte ſteht und im Gegentheile ſelbſt in dem Falle, daß man ſich beim Duell der blanken Waffe bedient, nur vortheilhaft wirkt. In den frühern Zeiten des mittelalterlichen Ritterthums war der Zweikampf in der damaligen naiven Vorſtellung bekanntlich ein wirkliches Gottesurtheil (eins der ſogenannten Ordalien), ein gerichtliches Beweismittel zur Entſcheidung von Rechtsſtreitigkeiten, ja von Rechtsfragen (ſ. Art. Duell), wobei natürlich nichts auf die größere oder geringere Ausbildung in der Fechtkunſt ankommen konnte oder doch ſollte. Ohnehin brachte es die damalige Ritterrüſtung mit ſich, daß Alles nur auf größere phyſiſche Stärke ankam (man denke nur an die Flamberge oder großen Turnierſchwerter, die mit beiden Händen gefaßt wurden, oder an die Streitkolben oder Streitärte, und daß die ganze Fechtergeſchicklichkeit nur darin beſtand, dem Feinde die ſogenannten Helmkleinodien herunterzuhauen. Dieſe Vorſtellung des Gottesurtheils wurde ſpäter dann auch auf die Duelle als Grenzweikämpfe übertragen und Montaigne erzählt unter Anderem, daß noch zu ſeiner Zeit wahrhaft ritterlich geſinnte Edelleute bei ihren Zweikämpfen abſichtlich derjenigen Waffe entſagten, in deren Führung ſie die Meiſterſchaft erlangt hatten, damit ihre bloße Tapferkeit oder phyſiſche Stärke deſto glänzender hervortrete. Allerdings änderte ſich dieſes ſpäter, als die frühere kräftige Erziehung einer allmälig einreißenden Verweichlichung Platz machte und darum an die Stelle des germaniſchen Schwertes der von Italienern und Spaniern zuerſt aufgebrachte Degen trat (ſ. Geſchichte der Fechtkunſt). Von dieſem Zeitpunkte an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo endlich das Degentragen abkam, ward unleugbar die Fechtkunſt faſt nur des Duells wegen betrieben. In dieſer ganzen traurigen Periode einer allgemein herrſchenden Raufluſt [22]) hatte die Fechtkunſt jedenfalls noch das Verdienſt, die Ausgänge der Duelle weniger tragiſch zu machen, als ſie ohne jene geweſen ſein würden. In unſerer Zeit, die mit der franzöſiſchen Revolution bekanntlich beginnt [23]), und in der in Folge des allgemein erwachten Intereſſes an der Politik, ſowie des durch jenes welthiſtoriſche Ereigniß allgemein herrſchend gewordenen Begriffs der Gleichheit vor dem Geſetz jenes aus der mittelalterlichen Apolitie und der widerrechtlichen Anmaßung des Adels [24]) ſtammende excluſive Weſen, welches die Selbſthilfe noch in einem wirklich geordneten Staatsleben als Standesprivilegium beibehalten will, immer mehr abkommt, iſt natürlich auch der Gebrauch oder vielmehr Misbrauch der Fechtkunſt für das Duell immer ſeltener geworden. Hierzu kam, daß in der neueſten Zeit das Piſtolenduell die herrſchende Form wurde, in der man Ehrenſtreitigkeiten nicht blos von Seiten des Adels überhaupt, ſondern auch des Officiercorps abzumachen übereinkam, was freilich gleicherweiſe ebenſo ſehr eine Folge, als Urſache eines fernerweiten Verfalls der Fechtkunſt war und reſp. noch iſt. Nur in Frankreich hat ſich, und zwar vorzugsweiſe der Gebrauch des Stoßdegens, ſowol beim Militair, als beim Civil, als Duellwaffe erhalten [25]) und ebendeshalb wird dort allerdings noch das Stoßfechten in ſteter Beziehung auf das Duell betrieben. In Teutſchland dagegen findet die Anwendung der Fechtkunſt beim Duell faſt nur noch auf unſern Univerſitäten ſtatt, und bei der unleugbaren Wichtigkeit dieſer Anſtalten für unſer ganzes Volks- und Staatsleben verdient dieſer Punkt gewiß eine größere Beachtung, als ihm ſeither zu Theil geworden iſt. Da man die längſt angedeuteten wirkſamen Mittel zur Abſchaffung der Duelle unter den Studenten durch Ehrengerichte, Belebung des Intereſſes am öffentlichen oder politiſchen Leben u. ſ. w. [26]) bisher nicht beliebt oder nicht beachtet hat, ſo verfiel man gar auf die Idee, die ſeit Jahrhunderten auf unſern Univerſitäten eingebürgerte Fechtkunſt völlig abſchaffen zu wollen. So erklärte z. B. der berühmte geheime Kirchenrath Paulus in Heidelberg in ſeiner Schrift über die Duellvereine auf Univerſitäten (1828.) S. 11: „die Fechtermeiſterkünſte und der Studienzweck gehören nicht zuſammen; die burſchikoſe Gladiatura adelt nicht; wozu jetzt noch Meiſter die Gladiaturam docent auf Studienanſtalten?" u. ſ. w., ferner S. 36: „Was iſt für unſre Zeit überflüſſiger, als die ganze akademiſche Fechterkunſtanſtalt? Ebendeswegen möchte der erſte nöthige Vorſchlag ſein, vor Allem das Fechten ſelbſt von den akademiſchen Studienanſtalten zu verbannen und die jetzigen Fechtmeiſter anderswo möglichſt gut zu verſorgen. So lange

21) W. v. Chézy, Die ſechs nobeln Paſſionen. 1842. S. 97: „Ein ritterlicher Mann ſoll mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rapier, den Säbel, den Pallaſch zu Fuß und zu Roß führen." Derſelbe bemerkt übrigens S. 98, daß das Fechten, wie auch die übrigen ſogenannten ritterlichen Übungen, nur mittelbar (d. h. nicht unbedingt oder excluſiv) den nobeln Paſſionen angehört. „Und wenn einerſeits ein Cavalier ſich ſchämen ſollte, nicht Meiſter des Schwertes zu ſein, ſo wäre andererſeits zu wünſchen, daß auch im Volke die Fechtkunſt ſich wieder verbreite, und namentlich dieſe Verbreitung von den Herren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Claſſe der Unterofficiere erfreuliche Anfangsgründe legt (wo?), die von oben herab begünſtigt werden." 22) Pet. Frank, Medic. Poliz. II. S. 618.

23) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte V, 2. S. 754. 24) Scheidler, Der Studentenſpiegel. 1844. S. 52. 108. 133. 25) „L'épée (der Dolchdegen oder ſogenannte Pariſien) est l'arme du gentilhomme français," ſagte mit Recht ein herausgefoderter Franzoſe. (S. des Fürſten von Lichnowsky 1844 herausgekommene Memoiren eines Lanzenknechts; früher abgedruckt in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur u. ſ. w. 1842. Nr. 107. S. 280.) Vgl. Scheidler, über das teutſche Studentenleben. 1842. S. 92. 26) So Stephani's Schrift: Wie die Duelle ſo leicht abzuſchaffen wären, 1828. Vgl. Scheidler, Über die Abſchaffung der Duelle. 1829. Deſſen Teutſcher Studentenſpiegel. 1844. S. 33—135.

Digitized by Google

dieſe nur aus den ſogenannten Ritterakademien u. ſ. w. auch auf die Univerſitäten herübergekommene Kunſt der **Gladiatura** wie eine liberale gelehrt und bezahlt wird, verſuchen die Gewandteren ſie auch auszuüben. Iſt es nicht höchſt inconſequent, eine Kunſt mit Koſten lehren zu laſſen und ihre Ausübung doch verbieten zu müſſen? Nur wenn bei den Studirenden überall kein Rapier ſein darf, wird auch der Schläger verſchwinden. Sie werden dennoch „all der ſieben freien Künſte Magistri" werden können. Denn ſoviel ich weiß, gibt es nirgends für irgend eine Staats- oder Kirchenanſtellung ein Examen **rigorosum**, wie weit ſich Supplicant in der gladiatura **academica** vorgeübt habe. Vielmehr kleidet es doch irgend einen Competenten um Civilſtellen gar nicht gut, wenn ihm einige Marken ſolcher Gladiatorskünſte quer im Geſicht ſtehen, die, wenn auch der ſpaniſche Knebelbart ohnehin abgelegt wird, dennoch zurückbleiben. Darf daher in dem ganzen Umkreiſe der Univerſitätsſtädte nicht rapiert werden, ſo ſind die Vorübungen für das Duelliren abgeſchnitten. Auch müßten die Pedelle um ſo gewiſſer jedes Raſſeln eines Schlägers hören und entdecken können. Daß nirgends in Wirths- oder Privathäuſern das Rapieren wider alles Verbieten doch geübt werde, wird die Polizei, wenn die Polizeidirectoren dadurch den ernſten Willen des Regenten zu erfüllen wiſſen und die unfolgſamen Rapierer einen bedeutenden Entdeckungspreis bezahlen müſſen, ſicherlich verhindern. Nicht ganz überflüſſig wird ſein, den Schwertfegern zu verbieten, daß ſie weder Rapiere, noch Schläger an Studenten verkaufen [27]) u. ſ. w." Dieſe Worte ſind nicht ſpurlos verhallt; vielmehr wurde derſelbe Vorſchlag ein Paar Jahre ſpäter in der freiſinnigſten der teutſchen Kammern, der badiſchen, alles Ernſtes wiederholt, indem es in einem desfallſigen Berichte der Petitionscommiſſion (von dem jetzigen Miniſterialdirector Rettig) heißt: „man hebe die akademiſchen Klopffechterſchulen auf!" [28]). Auch noch vor einigen Jahren wurde in Bran's Minerva (Maiheft S. 329, in einer Gloſſe über den Zweikampf vom geheimen Medicinalrath Harnier in Caſſel) die Behauptung aufgeſtellt: „daß die Anſtellung eigentlicher Univerſitätsfechtmeiſter mit dem unbedingten Verbote des Duells doch eigentlich in dem wunderlichſten Widerſpruche ſtehe." Das Irrige dieſer Anſicht, die gleichwol von gar Vielen getheilt wird, wenn ſie ſich auch nicht ſo beſtimmt darüber ausſprechen und das Eitele oder Thörichte und Vergebliche, ſowie ſelbſt Widerrechtliche des Vorſchlages, das Fechten ganz von unſern Univerſitäten zu verbannen, bedarf ſchwerlich einer weitläufigen Auseinanderſetzung, da Alles, was von dem Werthe der Fechtkunſt und ihrer Betreibung als Motion, gymnaſtiſcher Kunſt, Mittel zur Ausbildung der allgemeinen Wehrhaftigkeit, endlich als volksthümliches Kampfſpiel geſagt worden, doppelt und dreifach für Studenten gilt. Dieſe grade in der Periode des ſich vollendenden körperlichen Wachsthums begriffen und einem von Hauſe aus ungeſunden Berufe ſich widmend [29]), bedürfen ſchon aus phyſiologiſchen Gründen einer beſonders kräftigen Motion, die auch in ethiſcher Beziehung nur vortheilhaft wirken kann, da die Ausbildung der Charakter- oder Willensſtärke in der Regel wenigſtens an die der Muskelſtärke geknüpft iſt [30]), wozu noch kommt, daß bemerktermaßen die Betreibung der Fechtkunſt theils die ſtärkſte Motion in der kürzeſten Zeit gewährt (eine halbe Stunde täglich tüchtig gefochten, iſt ſo gut, wie zwei Stunden ſpazierengehen!), theils als die geiſtigſte aller Turnkünſte ebenfalls vorzugsweiſe ſich am meiſten für Studenten eignet [31]). Ferner iſt der männlichen Jugend überhaupt die Luſt an Waffen- und Kriegsſpielen unleugbar angeboren [32]), wie die Pſychologie lehrt und die Erfahrung überall beſtätigt, und der teutſchen Jugend iſt ſie nun ohne Frage im höchſten Grade angeerbt. Kein Wunder, daß der teutſche Student das treffliche Inſtitut der akademiſchen Freiheit, die ihm geſtattet, er ſelbſt zu ſein, ſich ganz frei nach ſeiner Individualität zu entwickeln, ſobald er nur keine fremden Rechte verletzt [33]), auch dazu benutzt, um auch dieſem eingepflanzten (zu dem edlern Spieltriebe [34]) gehörigen) Triebe Befriedigung zu verſchaffen und namentlich im Luſtwettkampfe mit Andern die männlichen Eigenſchaften der Tapferkeit und des Muthes zu erproben und zu entwickeln. „Die Jugend", ſagt in dieſer Beziehung ſehr richtig Profeſſor Roſenkranz [35]), „hat ihre Freude an der Kraft; ſie überſchätzt nicht ſelten dieſelbe, ſie kokettirt nicht ſelten mit dem Muthe. Aber angemeſſen iſt ihr eine ſolche Auffaſſung. Das Imponirende muß ihr noch den Vorzug haben. Der Körper ſelbſt iſt noch in der Entwickelung begriffen und ſo nimmt denn namentlich die Übung und Geltendmachung phyſiſcher Stärke und Gewandtheit einen nicht unbeträchtlichen Raum bei ihr ein. Die Tapferkeit, als Nichtachtung des Lebens, als Beweis perſönlicher Entſchloſſenheit, wird zärtlich geliebt. Die Waffenluſt iſt der männlichen Jugend eines freien Volks ſo natürlich, als der weiblichen die Putzluſt. In ganz Teutſchland macht man ſich vom Studenten kein anderes Bild, als daß er zu fechten verſtehe. Das Rapier iſt ein von ihm unabtrennbares Acceſſorium; ein eigener Zauber ſcheint in dem gefährlichen Stahle zu ruhen, obwol die Zeit längſt vorüber iſt, wo der Student nie anders ging, als mit dem Degen an der Seite." Ohne Zweifel würde man überdies durch Abſchaffung der Fechtkunſt auf unſern Univerſitäten, geſetzt auch, ſie ließe ſich durchſetzen, den eigentlichen Hauptzweck, die Abſchaffung der Duelle, nicht nur nicht erreichen, ſondern im Gegentheil die letztern nur noch

27) Vgl. dagegen Scheidler, über die Abſchaffung der Duelle. 1829. S. 99 fg. 28) Geprüft und widerlegt in Scheidler's Apologie der teutſchen Univerſitäten. Minerva 1832. Aprilheft S. 65—156.

29) Scheidler, Hodegetik S. 424 fg. 30) Heinroth, Pſychologie S. 255. 31) Selbſt in Hinſicht der praktiſchen Berufsbildung iſt eine möglichſte Stärke der Arme oft ſehr wünſchenswerth, z. B. für Mediciner. 32) „Tout jeune homme, pour peu qu'il ait d'ardeur, est animé par les *jeux même* et *l'image de la guerre*." *Gibbon*, Mémoires I, 140. 33) Scheidler, Idee der Univ. S. 320. 34) Daß es einen ſolchen gibt, iſt aus Schiller wol als bekannt vorauszuſetzen; vgl. Jeniſch, Univerſalhiſtoriſcher Überblick u. ſ. w. 1. Bd. S. 240 fg. 35) Der Zweikampf auf unſern Univerſitäten. 1837. S. 10.

Digitized by Google

gefährlicher machen, indem dann entweder das Duelliren mit krummen Säbeln, bei welchem nur die rohe Körperkraft entſcheidet und weit mehr gefährliche Verwundungen vorkommen, oder gar das Piſtolenduell allgemein auch unter Studenten Mode werden würde, dieſe unſinnigſte aller Arten von Zweikämpfen, die nur einer ſo unmännlich gebildeten und blaſirten Generation zuſagen kann, wie leider! die moderne Nobleſſe und das heutige Junkerthum faſt überall erſcheint[36]). Weit entfernt, die Fechtkunſt von unſern Univerſitäten zu verbannen, müßte man im Gegentheile, wie auch Schleiermacher ſchon längſt angerathen[37]), ihre Betreibung allgemein zur Pflicht machen, und alle diejenigen, die ſich, ohne ausgelernte Fechter zu ſein, ſchlagen, mit harten Strafen belegen. Dagegen iſt es allerdings im Intereſſe der Fechtkunſt ſelbſt ſehr zu wünſchen, daß die Studentenduelle endlich aufhören (wozu jetzt die Ausſichten günſtig ſind)[38]), da, wie oben ſchon bemerkt, die Fechtkunſt auf unſern Hochſchulen ſeit Langem durch jene Beziehung ſehr in Verfall gerathen iſt.

III. Geſchichte der Fechtkunſt. — Die erſte Kunde von eigentlicher Fechtkunſt finden wir bei dem merkwürdigen Volke, welches unter allen uns bekannten am erſten eine höhere Stufe der Civiliſation und Cultur erſtiegen hat, bei den Hindus, bei welchen gymnaſtiſche Übungen überhaupt allgemeine Volksſitte waren und zu den öffentlichen Ergötzungen gehörten, und welche beſonders dann eine rege Theilnahme fanden, wenn ein Fürſt ſie begünſtigte[39]). Dabei wird erwähnt, daß unter der Muhammedaniſchen Dynaſtie der Niſamſchahe (d. i. Ordnungskönige) Ahmed I. ein ſehr großer Liebhaber des (heutzutage beim Militair bekanntlich ſehr beliebten)[40]) Stockfechtens war, wodurch dieſe Leibesübung ſo zur herrſchenden Mode ward, daß man ſtatt der Schulen überall nur Übungsplätze für ſolche Fechtkünſte ſah, und daß die Zweikämpfe ſehr zunahmen[41]).

Bei den alten Griechen ward bekanntlich die Gymnaſtik als der eine Hauptgegenſtand der Erziehung angeſehen und durch Staatseinrichtungen und allgemeine Volksfeſte mehr gefördert[42]); doch bezog ſie ſich mehr auf Ringen, Laufen, Tanzen und andere Übungen, die dem Schönheitsſinne dieſer Nation mehr zuſagten. Schon beim Homer wird der Fauſtkampf (πύξ, πυγμαχία) erwähnt (Il. XXIII, 621. 634. 653), der allerdings als die erſte und natürlichſte Art der Fechtkunſt im weiteren Sinne angeſehen werden kann, übrigens ſpäter als eine nur rohe Äußerung der Körperkraft in Miscredit kam, namentlich den Jünglingen unterſagt ward[43]). Auch galt den Griechen das Ringen, die Jagd und der kriegeriſche Tanz (die Pyrrhichia) für die beſte Vorübung des Kriegs[44]), während der Fauſtkampf nur von Athleten von Profeſſion getrieben wurde, die ſich dazu des ſogenannten Ceſtus bedienten, indem ſie Hand und Arm mit einem ſtarken ledernen Riemen umwickelten, worin an mehren Stellen Stücke Blei befeſtigt waren, um die Streiche deſto nachdrücklicher zu machen; eine begreiflich höchſt gewaltſame Übung, die oft gefährliche Verletzungen oder ſogar den Tod zur Folge haben mußte und daher unmöglich beliebt ſein konnte[45]). Nur eine edle und ſchöne Ausbildung des Körpers, die gleichmäßige Entwickelung aller Anlagen deſſelben (Euexie) galt den feinen, gebildeten Griechen als das eigentliche Ziel der Gymnaſtik[46]), nicht aber die einſeitige Klopffechterkunſt der Athleten, welche deshalb in ſchlechtem Rufe ſtand[47]) und unter Andern von Platon und von Ariſtoteles entſchieden verworfen wird[48]), welcher Erſtere zugleich es beſtimmt ausſpricht, daß die bloße Betreibung der Gymnaſtik (ohne Muſik, d. h. geiſtige Bildung) ebenſo leicht zur Rohheit und Wildheit ausarte, wo dann die Überlegenheit in körperlichen Übungen zum Nachtheile Anderer leicht gemisbraucht werde, als die bloße Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zur Weichlichkeit und Feigheit[49]).

Die Römer, wie bekannt von Haus aus eins der kriegeriſcheſten Völker, übten beſonders in ihrer frühern guten Zeit ihre Jugend in allen Arten von Leibesübungen, wie dies unter Anderm aus einer Stelle des Plautus ſich ergibt[50]), in der auch ausdrücklich von Fechterkämpfen geredet wird. Mit dem einreißenden Sittenverfalle und dem damit zuſammenhängenden politiſchen änderte ſich dieſes, und nach Aufhören der Republik ſtand auch die Gymnaſtik nicht mehr in ihrem frühern Anſehen[51]). Während in Griechenland die gymnaſtiſchen Wettkämpfe ausſchließlich Sache der als Sieger durch Statuen und Lieder verherrlichten Freien und von ihnen die Sklaven ausgeſchloſſen waren, galt bei den Römern die Theilnahme an denſelben für Schande und Schmach, und war eigentlich nur Sache Gedungener oder Leibeigener[52]).

36) Man gedenke nur der Duellgeſchichten der letzten Jahre, beſonders des Göler-Haber'ſchen Skandals. 37) Geleg. Gedanken über Univerſitäten S. 129. 38) Scheidler, Teutſcher Studentenſpiegel, Vorrede. Vgl. die Allgem. Zeitſchrift für Teutſchlands Hochſchulen. 1844 und 1845. 39) Ritter's Erdkunde I. 805. 40) Maßmann, Leibesübungen zur Militairgymnaſtik. (Landshut 1830.) S. 9. 170. 41) Cramer, Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts. 1832. I, 67. 42) Vgl. Pindar, und Thierſch's Dedication der Überſ. an Jahn. 43) Ottfr. Müller's Dorier III, 305. — Platon gedenkt (de leg. lib. VII.) zweier Fauſtfechtmeiſter, des Epeios und Amykos, die allerlei Kunſtgriffe erſannen, welche Platon aber als unnütz und unpraktiſch verwirft.

44) *Plato*, De leg. lib. VII. 45) Vieth, Encykl. der Leibesübungen I. S. 49. 46) Cramer a. a. O. I. S. 213. Krauſe's Theagenes. 1835. S. 9 fg. 47) Plutarch im Philopömen C. 4. — Nur bei den Doriern, Kretern und Spartanern überwog die einſeitige agoniſtiſche Gymnaſtik. Cramer, Geſchichte der Erziehung ꝛc. I, 212. 292. 48) *Plato*, De leg. lib. VII. *Aristot.* Polit. VIII. c. 4. 49) De rep. lib. VIII. De leg. lib. III. 50)

Namque cursu, luctando, hasta, pugillatu, pila,
Saliendo sese exercebant magis quam scorto aut suaviis,
Ibi suam aetatem extendebant.

Plautus in Bacchid. Act. III. Sc. 3. v. 24. Einem fetten Reiter entzogen die Römer das Pferd, welches er vom gemeinen Weſen empfangen hatte. ſ. *Stukius*, Antiquit. convival. Jul. c. *Bulengeri* lib. de Ludis veterum. Edit. *Gronovii*. T. VII. Vgl. P. Frank, Syſtem der medic. Polizei. II. Bd. S. 469. 51) *Seneca* Ep. 124. (Die Stoiker waren beſonders gegen dieſelbe eingenommen; *Epict.* Enchir. c. 48. *Seneca*, De brev. vit. c. 12.) 52) Niebuhr, Röm. Geſch. I, 401. Cramer a. a. O. I, 404. II, 520 fg.

Digitized by Google

Dies gilt namentlich von den römiſchen Gladiatoren, die dem Sklavenſtande oder der verächtlichſten Volksclaſſe angehörten, und zu den grauſamen öffentlichen Fechterſpielen verbraucht wurden, an denen nur ein ſo rohes, blutdürſtiges, die kriegeriſche Ausbildung allem Übrigen vorziehendes Volk, wie die alten Römer, Geſchmack finden konnte. Bei den Griechen erregten ſie Abſcheu[53]), während ſelbſt die gebildetſten und beſten Römer keinen Anſtoß an ihnen nahmen[54]), wie denn nicht nur Cäſar (überhaupt freilich) eine große Menge von Gladiatoren unterhielt, ſondern auch Trajan in Zeit von einem halben Jahre 10,000 Gladiatoren auf die Schaubühne brachte und hinopferte[55]). Da dieſe Gladiatoren vor den Fechterſpielen regelmäßig jeden Tag von ihrem Aufſeher (lanista) in Fechtübungen unterrichtet wurden, wozu ſie ſtatt des Schwertes einen hölzernen Stab (rudem ligneam, ſowie wir heutzutage den Stock, Baton oder das Rappier) brauchten, und da dem geſchickten Sieger Ruhm und oft Freiheit, dem Beſiegten faſt jedes Mal der Tod zu Theil ward, ſo iſt kein Zweifel, daß hierbei die eigentliche Fechtkunſt (und zwar auf den Stoß, da die kurzen Schwerter der Römer ſchwerlich zum Hiebfechten taugten) zuerſt entſtand, wenngleich der Natur der Sache nach Niemand daran dachte, die hierbei aufgefundenen Regeln ſyſtematiſch zu ordnen und einen methodiſchen Unterricht darüber zu veröffentlichen, da, wie bemerkt, nur Sklaven, ausgeſetzte Kinder, Verbrecher u. ſ. w. der Gladiatur oblagen.

Was Teutſchland betrifft, ſo iſt es zur Genüge bekannt, wie kriegeriſch unſere Vorfahren von jeher waren. Schon Tacitus erzählt[56]) von ihren Waffenübungen, und bei ihnen galt überhaupt die ſogenannte körperliche Tapferkeit oder der Kriegsmuth allein für Mannhaftigkeit oder Tugend, wie ſchon ihre Sprache beweiſt[57]), und Seneca ausdrücklich ſagt[58]). Das Waffentragen, welches bei ihnen eine uralte allgemeine Sitte war, mußte nothwendig in Verbindung mit dem allgemein für erlaubt, ja für Pflicht gehaltenen Inſtitute der Selbſthilfe und Blutrache[59]) zu Fechtübungen Anlaß geben. Die Hauptwaffe der Teutſchen war urſprünglich die Lanze[60]), dann aber das lange Schwert als Hiebwaffe, welches daher bis auf die neueſte Zeit als der „teutſche Degen“ bezeichnet zu werden pflegt. Ihren kriegeriſchen Sinn behielten die Teutſchen auch noch lange nach Einführung des Chriſtenthums und ebenſo das Waffentragen, was natürlich zu vielen Gewaltſamkeiten Anlaß gab. Deshalb ſuchte ſchon Karl d. Gr. (ein großer Bekämpfer teutſchen Freiheitsſinnes) dieſe Sitte abzuſchaffen, aber er fand hierbei den größten Widerſtand. Die Biſchöfe ſchrieben auf dem Concilium zu Mainz im J. 813: „Wir Biſchöfe, die wir nichts mit weltlichen Dingen zu thun haben, wollen dabei bleiben, daß wir blos geiſtliche Waffen gebrauchen und die weltlichen Andern überlaſſen; aber den Laien, die bei uns ſind, wollen wir nicht verwehren, Waffen zu tragen, weil dies ein alter Gebrauch iſt, der zu uns gekommen“[61]). Daß auch die Biſchöfe, die ſich hier mit den geiſtlichen Waffen begnügen wollen, es damit nichts weniger als genau genommen haben, und daß, obgleich das kanoniſche Recht den Geiſtlichen das Tragen von Waffen bei Strafe der Excommunication unterſagte, der größte Theil der höhern Geiſtlichkeit ſich um dieſes Geſetz gar nicht bekümmerte, daß vielmehr Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Äbte und Prälaten das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrhundert hinein ebenſo gepanzert und gewaffnet einhergingen, wie Ritter und Knappen, iſt unbeſtreitbare Thatſache der Geſchichte und war auch in der Periode des Fauſtrechts ganz unvermeidlich. — Am meiſten mußten eigentliche Fechtübungen (der gerichtlichen Zweikämpfe als einer beſondern beliebten Art der Ordalien zu geſchweigen) durch die Ausbildung des Ritter- und Turnierweſens gefördert werden, welches letztere bekanntlich Heinrich der Vogler zum Schutze gegen die Angriffe der Hunnen in Teutſchland einführte[62]) und zur eigentlichen Nationalſache machte; eine Einrichtung, welche z. B. Möſer[63]) weit über die Lykurgiſchen und Fr. von Raumer[64]) über die der Olympiſchen Spiele ſetzt, und die ſich, da ſie dem kriegeriſchen teutſchen Charakter ſo zuſagte, aller ſpätern Verbote zum Trotz, noch lange (wenngleich in veränderten Formen), ſogar bis auf die neueſten Zeiten, erhielt. Da dieſe Schauſpiele, ſelbſt wenn ſie nur Turniere zum Schimpf (d. h. zur Luſt, mit abgeſtumpften Waffen) waren, häufig einen tragiſchen Ausgang hatten (ſo kamen z. B. 1403 auf einem Turnier zu Darmſtadt 26 Ritter ums Leben)[65]), ſo beſtrebte ſich die Geiſtlichkeit ſchon ſehr früh, ſie abzuſchaffen, und ſchon Innocenz II. ſagte im lateran'ſchen Concil: „Aus dieſen verabſcheuungswürdigen Schauſpielen folgt Leibes- und Seelenmord. Diejenigen, die dabei umkommen werden, ſollen daher nicht nach Kirchengebrauch begraben werden.“ Ebenſo abſolvirte der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg den im Turnier 1175 getödteten Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen nicht eher von der Excommunication, bis deſſen Vater und einige Andere eidlich verſprachen, kein Turnier mehr zu halten[66]). Dieſe Verbote fanden ſo wenig Beachtung, wie das frühere des

53) Winkelmann's Werke. 1808. I. S. 15. 54) Plinius vertheidigt ſogar (im Paneg.) dieſelben aus jenem Geſichtspunkte; nur Tacitus (Dial. de orat. c. 29) erklärt ſich ſtark gegen die „gladiatorum studia.“ 55) *Diodor.* XLVIII, 15. 56) German. c. 24. 57) Tugend von Taugen, d. h. körperlich tüchtig ſein (wie virtus von vir, *Cic.* Tusc. p. II. 18). Auch Degen (urſprünglich thegan, ſ. Eberhard-Gruber's Synonym. 1829. s. Degen II, 37) gehört hierher, indem es von Thiehen, d. h. taugen, gedeihen, tapfer ſein (nur der Tapfere taugt etwas) herkommt. Noch jetzt bezeichnet Degen einen Krieger (Jungfrau von Orleans I, 3); ein alter Degenknopf (eigentlich Degenknoop, d. i. Knapp), ein Haudegen ꝛc. Anton, Geſchichte der teutſchen Nation I, 63. Ein Mann und eine Lanze war in den thüringiſchen Geſetzen ſynonym (Schmid, Geſchichte der Teutſchen II. S. 11), wie neuerdings ein Chapeau. 58) De ira I, 11 (Armis innascuntur innutriunturque, quorum unica cura est, alia negligentibus). 59) Schmid a. a. O. I. S. 3. 60) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte. I. Bd.

61) Wieth, Encykl. I, 215. 62) Vollgraff, Politik III. S. 142. 63) Patriot. Phantaſ. I. Nr. 4. Vgl. IV. Nr. 3. 35. 51. 64) Geſch. der Hohenſtaufen VI, 616. 65) Wieth I, 239. 66) Wieth a. a. O.

Digitized by Google

Waffentragens, und bis zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde kein Reichstag, keine große Verſammlung in den Staaten ohne Turniere geſehen [67]). Selbſt in den ſpätern Jahrhunderten wurden deren noch gehalten, namentlich bei den Krönungsfeſten in Prag. In letzterer Stadt fand ein Turnier (freilich mehr ein ſogenanntes Carouſſel) noch im J. 1791 ſtatt; ebenſo in Rudolſtadt im J. 1793 (26. Aug.), welches von dem regierenden Fürſten (der ſich in dem Ausſchreiben Ludwig der Schwarzburger nannte) gegeben ward, und auf welchem der Herzog von Sachſen-Meiningen unter dem Namen Gürge der Meininger mitturnierte [68]). Daß dieſe Sitte vielfache Übungen des Körpers und namentlich im Fechten mit dem Schwerte, als der eigenthümlichſten teutſchen Waffe [69]), veranlaßte, und überhaupt viel zur Erhaltung des Ruhms der teutſchen Tapferkeit beitrug, iſt ebenſo klar und unbeſtreitbar, als daß der Geiſt des Ritterthums mit ſeinen Grundſätzen der Ehre, der Hochſchätzung des weiblichen Geſchlechts, der Beſchützung des Schwachen u. ſ. w. tief in unſere ganze Volksthümlichkeit eindrang. Übrigens lag es in der Natur der Sache, daß das adelige Ritterthum allmälig in Verfall kommen mußte, und ſchon vor der Erfindung des Schießpulvers war die Fechtkunſt auf ähnliche Art an den Bürger- und Gelehrtenſtand gelangt, wie auch die früher erblühte Hof- und Ritterpoeſie der dem Fürſten- und Adelſtande angehörige Minneſinger der Volksdichtung der bürgerlichen Meiſterſänger Platz machte, von der dann ein Rücktritt der Dichtung aus dem Volke unter die Gelehrtenwelt (den geiſtigen Adel) ſtattfand [70]).

Wie bekannt, erlangten ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert die Städte durch das Aufblühen der Gewerbe und des Handels eine große Macht und eine politiſche Stellung gegenüber dem Adel und den Fürſten, namentlich ein eigentliches Waffenrecht [71]), auf deſſen Bewahrung ſie eifrig hielten. Da die Kriegsverfaſſung der damaligen Zeit es mit ſich brachte, daß beinahe alle Streitkräfte aus Reiterei beſtanden, ſo fanden ſich auch in den Städten eine große Menge von Bürgern, die zu Roß dienten, ſogenannte Conſtabler (von constabulus) oder reitende Glevenbürger, welche ebenfalls in der damaligen Zeit turnierfähig waren [72]), und ſchon hieraus läßt ſich annehmen, daß unter dieſem Bürgerſtande auch die Fechtkunſt gehörig betrieben wurde, da ſie dieſelbe namentlich zum Schwertkampfe auf den Turnieren brauchen konnten. Über die Bedeutung dieſes kriegeriſchen Bürgerſtandes mag es genügen, daran zu erinnern, daß berichtet wird, wie z. B. Mailand zu Ausgange des 13. Jahrhunderts 40,000 waffenfähige Bürger und mit Inbegriff ſeines anſehnlichen Gebiets 240,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter zählte; ſowie Florenz um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Heer von 25,000 Mann, worunter 1500 Reiter, aufſtellte [73]).

Wie damals Alles ſich in Zünfte, Gilden oder Innungen vereinigte, ſo finden ſich ſchon frühzeitig dem Bürgerſtande angehörige und privilegirte Fechtergeſellſchaften. Die älteſte unter dieſen war in der freien Reichsſtadt Frankfurt a. M. unter dem Namen der Brüderſchaft von St. Marcus vom Löwenberg unter einem Hauptmanne und vier Meiſtern zuſammengetreten, den beſten damals im Fechten mit dem Schwerte in den freien Städten, und hatten ſo eine Fechtergilde gebildet [74]). Wenn ihnen gegenüber Einer als Fechter auftreten wollte, ſo hieben dieſe Marxbrüder, wie ſich dieſe fünf Männer von ihrem Schutzheiligen nannten, ihn alsbald ſo zuſammen, daß der ſich ihnen entweder in die Schule gab, oder ganz vom Fechten abſtand und ein anderes ehrſames Handwerk ergriff. Dadurch kam die frankfurter Fechtſchule der Marxbrüder ſehr in Ruf; auch wer der Waffen kundig war und in Teutſchland eine Fechtſchule halten wollte, pflegte in der Herbſtmeſſe nach Frankfurt zu ziehen. Dort ward er von den Meiſtern des Schwertes probirt, d. h. der Hauptmann und die vier Meiſter fochten auf öffentlichem Platze mit ihm vor den Augen der Bürger. Beſtand er bei der Probe, ſo ward er auf Geheiß des Hauptmanns mit dem großen Prunkſchwerte kreuzweis über die Lenden geſchlagen. Zwei Goldgulden legte er für die Brüderſchaft aufs Schwert und empfing dann „die Heimlichkeit," die er ſchwören mußte, Keinem anzuvertrauen. Die Heimlichkeit beſtand in allerlei Kunſtgriffen bei der Führung des Schwertes. Jetzt durfte er das Wappen der Marxbrüder, einen Löwen, führen und in ganz Teutſchland das Fechten lehren. Das Privilegium der Marxbrüder ward am 10. Mai 1480 von Kaiſer Friedrich in Nürnberg erneuert, und noch ein Mal, den 27. Sept. 1512, durch Kaiſer Maximilian I. in Cöln am Rhein. Maximilian II. wiederholte es in Augsburg den 6. Mai 1566, und endlich noch ein Mal Kaiſer Rudolf II. den 10. Juli 1579 zu Prag. Das Fechten verbreitete ſich, alſo kaiſerlich geehrt, in Teutſchland weiter und weiter, ſodaß ſich allmälig auch andere, nicht privilegirte, Fechtereien bildeten, unter denen die berühmteſte und verbreitetſte die der „Federfechter" war. Ihren Namen hatten ſie von der Feder, d. h. einem leichteren Degen, der nicht blos zum Hauen, ſondern auch und vornehmlich zum Stoßen gebraucht ward [75]), und den ſie im Gegenſatze gegen das große Schwert der Marxbrüder gewöhnlich führten, mit deren Waffen ſie übrigens ebenfalls gut umzugehen wußten. Die Federfechter machten bei ihrem Umherziehen in Teutſchland Anſchläge gegen die Marxbrüder und foderten ſie

67) Pfiſter, Geſch. der Teutſchen III. S. 647. 68) Vieth I, 244. 69) Werner, Gymnaſtik S. 9. 70) Gervinus, Geſchichte der poet. Nationallileratur der Teutſchen. 1839. Abſchn. X und XI. 71) Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte II, 503. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 1828. 3. Bd. S. 91 fg. 72) Hüllmann a. a. O. II. S. 180.

73) Hüllmann II, 195. 74) Vgl. Jahn's Turnkunſt S. 278, und beſonders einen Aufſatz vom Prof. Göttling über die thüringiſchen Fechterfamilie Kreußler, im Thüringer Volksfreund 1829. Nr. 43. S. 345. 75) „Feder" bezeichnet in der (alten und zum Theil noch üblichen) Jagdſprache einen Spieß mit einem Knebel, auf welchen man die Wildſchweine anlaufen läßt, Schweinsfeder, Knebelſpieß; ſ. Adelung, Wörterbuch u. d. W. Feder (III. S. 66).

Digitized by Google

öffentlich auf, mit ihnen auf Stoß und Hieb ehrlich zu fechten; daher denn die Marxbrüder allmälig ſich auch mit der Feder bekannt machten. Dieſe „Feder,“ wie überhaupt das Fechten auf den Stoß, ſcheint wälſchen Urſprungs zu ſein, wovon gleich noch näher die Rede ſein wird. Damit ſteht nicht im Widerſpruche, daß (wie Göttling meint) die Federfechter zuerſt in Mecklenburg in eine Gilde zuſammengetreten ſind; ſie rühmten ſich nämlich, daß ihr Stifter das Wappen, welches ſie führten, nämlich einen Greifen, im Gegenſatze zum Löwen, von einem Herzoge von Mecklenburg erhalten habe. Sie nannten ſich auch Freifechter von der Feder zum Greifenfels, und hatten den heiligen Veit zum Patron. Der Hauptmann der Marxbrüder war nebſt der Lade und den Urkunden in Frankfurt a. M., der der Federfechter nebſt Lade und Urkunden in Prag; der Oberhauptmann beider Geſellſchaften war beſtändig im kaiſerlichen Hoflager als ihr Vertreter und Anwalt. Gemeiniglich waren den Feder- oder Freifechtern zugethan: Drahtzieher, Drechsler, Färber, Feuermauerkehrer, Gürtler, Hutmacher, Klipper oder Klempner, Meſſerſchmiede, Nadler, Schloſſer, Schneider, Schuhmacher, Seiler, Uhrmacher, Windenmacher und Zinngießer. Marxbrüder hingegen waren mehr Bäcker, Feilenhauer, Hammerſchmiede, Kürſchner, Poſamentirer, Rothgießer, Schellenmacher, Sägeſchmiede und Tuchmacher. Die Mitglieder beider Geſellſchaften hatten gleichen Fechtbrauch und gleiche Fecht- und Ringgeſetze, wonach Augen- und Schäftſtoß, ſowie Bein- und Armbruch verboten waren. Beide hielten überhaupt ſehr auf Ehre, Zucht, Sitte, Treue und Glauben. Wer dawider frevelte, wider Verbot mörderlich Gewehr brauchte oder damit verletzte, muthwillig Schulden machte und nicht bezahlte, überhaupt etwas beging, was ihm und der ganzen Geſellſchaft zu Schimpf und Schande gereichte, der wurde für einen untüchtigen Meiſter erkannt. Ihm wurde das Schwert öffentlich gelegt und er ſo aus der Rolle einer löblichen Zunft ausgelöſcht und getilgt[76]).

Es wird auch noch eine dritte Partei genannt, die ſogenannten Luxbrüder; über dieſe iſt man jedoch noch nicht ganz im Reinen. Nach der Meinung Einiger (z. B. Jahn's) bedeutet Luxbrüder eben das, was man gewöhnlich einen Naturaliſten nennt[77]). Andere (z. B. Göttling, Werner) meinen (und dies iſt wol die richtige Anſicht), daß die Luxbrüder ihren Namen von dem heiligen Lukas hätten, und eine gewöhnliche Fechtergilde geweſen wären, die jedoch jedenfalls in geringerem Anſehen ſtand, als die beiden obengenannten. Von ihnen ſollen auch die ſogenannten Klopffechter abſtammen[78]), die in den vorigen Jahrhunderten auf den Jahrmärkten herumzogen und ſich mit ihren Fechterkünſten für Geld ſehen ließen, auch bei Vermählungen und andern Feierlichkeiten von den großen Herren zum Vergnügen der Geſellſchaft gemiethet wurden. Es gab auch in den früheren Jahrhunderten an den Höfen ſolche eigens beſtallte fürſtliche Ringer und Klopffechter, bei deren Übungen das Arm- und Rippenbrechen, wie aus Shakeſpeare erhellt[79]), häufig vorgekommen ſein mag.

Die Geſellſchaft der Marxbrüder war, wie bemerkt, die älteſte (daher auch die älteſten teutſchen Fechtbücher in Frankfurt a. M. herauskamen [ſ. die Literatur]); die der Federfechter ward dagegen die am meiſten verbreitete, was beſonders ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Fall geweſen ſein mag, als das Tragen der Schwerter und Harniſche abkam und das der „Feder“ oder des Degens s. str. aufkam. Dieſe „Feder“ (öfters auch das „Rappier“ genannt)[80]) und ihre Anwendung vorzüglich als Stoßwaffe iſt offenbar wälſchen Urſprungs und war, wie ſich aus den alten Fechtbüchern ergibt[81]), nichts anderes, als ein ſogenannter zweiſchneidiger Raufdegen mit einem Korbe (wie die göttinger Haurappiere); man focht mit demſelben auf Stoß und Hieb zugleich, was ebenfalls aus jenen Fechtbüchern erhellt, wo zugleich der Unterricht auf den Hieb mit eingeflochten iſt[82]). Den wälſchen Urſprung des Stoßes beweiſen theils die älteren italieniſchen Fechtbücher, theils die Namen der Stöße: Prim, Second, Terz etc. und die übrigen Kunſtausdrücke Passado, Ligada, Battuta etc., die ſchon Shakeſpeare[83]) ſammt dem ganzen wälſchen point d'honneur der „Ehrenpunkt-Auspunkter“ verſpottet. Und ganz offenbar iſt der dreikantige (aus einer ſogenannten Schilfklinge beſtehende) Stoßdegen ein wälſches Product; er iſt nichts als eine Art verlängerten Dolches, dieſer eigenthümlichen Lieblingswaffe der Italiener, die auch ganz der tückiſchen, unerſättlichen Rachgier dieſer Nation entſpricht. Dieſe Italiener haben auch in ihren Fechtbüchern eigentlich nur (wie Kahn[84]) ſich ausdrückt) Anweiſungen zum „Todtſtechen und Maſſakriren“ aufgeſtellt, wie ſich denn auch bei ihnen allein die Lectionen, dem Gegner Arm und Bein zu brechen, die des „Mantelwerfens[85])“ und dergleichen mehr findet, welche von der teutſchen Fechtſchule, ſelbſt von den Klopffechtern[86]), als unehrenhaft („falſche Stöße“) durchaus verworfen werden.

Mit der Verbreitung der Feuerwaffe kamen auch die genannten Fechtergeſellſchaften der Bürger und

76) Jahn, Turnkunſt S. 278. 77) „Wer ſich nicht in die Geſetze und den Brauch fügte, auch nicht mit reinen Stößen und Schlägen nach redlicher Fechterweiſe umging, ward nicht für tüchtig und zunftmäßig geachtet, ſondern als ein grauſamer und tückiſcher Lux (Luchs von lugen) angeſehen und Luxbrüder (wälſch Naturaliſt) genannt. Ein Luxbruder konnte in keiner Fechtergeſellſchaft Geſell und Meiſter werden, durfte keine Fechtſchule halten oder andere Übungen als Lehrmeiſter treiben; doch geſtatteten beide Geſellſchaften, daß ſich Luxbrüder mit ihnen auf Hieb und Stoß ſchlugen.“ a. a. O. S. 278. 78) Vieth I. S. 283.

79) Wie es euch gefällt. I. Sc. 2. 80) So z. B. im Hamlet V. 2. Hamlet und Laertes verwunden ſich beide mit der (vergifteten) Spitze des einen Rappiers. 81) Am deutlichſten aus dem Werke des Salvator Fabris, berühmteſten Fechters im 16. Jahrh., Ital. Fechtkunſt, überſetzt von Hynitzſchen. 1713. S. 18. Dieſe italieniſche Schule brachte ein gewiſſer Heinrich von und zum Velde (geſt. 1662 in Leipzig) nach Teutſchland. 82) Vgl. das handſchriftlich in Dresden befindliche Fechtbuch von Hektor Mair (Werner's Gymnaſtik S. 13. 258). Schmid's Fechtkunſt. (Nürnberg 1713.) S. 95. Kahn, Fechtkunſt, 1761, im Anhange. 83) Romeo und Julia II. Sc. 4; vgl. Was ihr wollt V. 4 und dazu Warburton's Noten. 84) Fechtkunſt. 1761. Anhang S. 30. 85) Vgl. das citirte Werk des Salv. Fabris S. 243. 86) Vieth I. S. 284.

Digitized by Google

Handwerker in Verfall und an ihre Stelle traten die Schützencompagnien. Dagegen erhielt ſich das Fechten fort und fort an den Cadetten- und Militairſchulen, überhaupt als nothwendiger Beſtandtheil einer ritterlichen oder adeligen Erziehung, da der Adel bis auf die neueſten Zeiten das Vorrecht behauptete, in allen ſogenannten Ehrenſachen ſich durch den Degen ſelber Recht zu verſchaffen und ebendarum auch auf den teutſchen Univerſitäten, weil die Studenten von jeher in dieſer Hinſicht dem Adel ſich gleich hielten.

Beſonders vom 16. Jahrhundert an verbreitete ſich die Anſicht allgemein, daß dieſes Zeichen des Adels nicht blos den Gebornen von Adel, ſondern allen Lehrern und Jüngern der Wiſſenſchaft, oder dem gelehrten Adel ohne Ausnahme zukomme. Die Studenten trugen demnach überall, wo man ſie nicht in ſogenannte „Burſen" oder ſogenannte Collegia einſperrte, Degen, was die akademiſche Obrigkeit ſtillſchweigend duldete, wenngleich es allerdings in den Statuten der meiſten im 16. Jahrhunderte geſtifteten Univerſitäten verboten war [87]). Die eigentlichen Duelle, als verabredete Zweikämpfe zur Sühne von Beleidigungen (im Gegenſatze gegen das ſogenannte Rencontre), ſollen in der That erſt aus dieſer Periode ſtammen, in der das Degentragen als Zeichen des Adels Mode ward [88]). Nach dem 30jährigen Kriege, während deſſen eine unerhörte Zügelloſigkeit im Misbrauche des Waffentragens und Duellirens auf den Univerſitäten eingeriſſen war, ſuchte man das Degentragen wieder möglichſt einzuſchränken; aber am Ende des 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts gaben die Geſetze überall der gewaltigen Mode nach, nach welcher nicht blos Studenten, ſondern alle den höhern Ständen („Honoratioren") angehörigen Männer und Jünglinge Degen trugen und tragen mußten, wenn ſie vor ihren Obern oder in Geſellſchaft erſcheinen wollten.

Der Degen, den man damals auf Univerſitäten trug, war, wie unſere heutigen ſogenannten Officiersdegen, zum Hauen und Stoßen zugleich brauchbar, wenngleich er vorzugsweiſe zum Stoßen gebraucht wurde. Es ergibt ſich dieſes, wie ſchon angedeutet, aus allen älteren Fechtbüchern, die nicht nur das Hauen anhangsweiſe in ihre Theorie des Fechtens auf den Stoß (welches ſie allein als eigentliche Fechtkunſt anſahen) mit abhandelten, ſondern welche auch verſchiedene Lectionen geben, wie man gegen Angriffe mit dem Stoße ſich zugleich des Hiebes bedienen könnte, oder umgekehrt. Am entſchiedenſten ſpricht hierüber der noch öfters zu erwähnende Kahn, welcher die Kreußler'ſche Schule zuerſt in einer ſyſtematiſchen Darſtellung veröffentlicht hat [89]).

Um nun auf die Fechtkunſt ſelbſt zurückzukommen, ſo iſt aus dem ſchon Erörterten zu vermuthen, daß die Studenten von jeher derſelben oblagen und ihre Waffen nicht blos zur Schau getragen haben werden. Dies beſtätigt auch die Geſchichte der Univerſitäten [90]), namentlich durch die mehrfach in den frühern akademiſchen Geſetzen vorkommenden Verbote des Beſuchs der „Fechtſchulen" [91]), dergleichen erſt im 17. Jahrhundert eigends für die teutſchen Univerſitäten errichtet und privilegirt wurden, auf denen dann die Fechtkunſt von dieſer Zeit am meiſten blühte und ihren Culminationspunkt hatte, daher die Geſchichte der Fechtkunſt ſich an die Namen Jena und Kreußler knüpft. Wir glauben übrigens hierüber einiges Ausführlicheres mittheilen zu müſſen, da der Name Kreußler zwar weltberühmt und in jedem Fechtbuche erwähnt iſt, allgemein aber immer nur von einem Kreußler geredet wird, während vier Generationen dieſer Fechterfamilie die ausgezeichnetſten Meiſter der Fechtkunſt lieferten.

Ums Jahr 1618 kam der Sohn eines naſſauiſchen Schulmeiſters aus Niederhadamar, der lieber die Klinge als den Stock ſeines Vaters zu führen gewillt war, nach Frankfurt a. M., um ein Schüler der Marxbrüderſchaft zu werden. Er ward zum Marxbruder gemacht und zog alsbald nach Jena, wo er privilegirter Fechtmeiſter ward und bis an ſein Ende blieb, welches 1673 erfolgte; er war geboren 1597. Sein Bild, wie das des frankfurter Hauptmannes der Marxbrüder, der ihn zum Meiſter ſchlug, in ſeiner Amtstracht iſt noch auf der jenaiſchen Bibliothek zu ſehen [92]). Das Bild dieſes älteſten Kreußler, Wilhelm Kreußler I. genannt, iſt merkwürdig genug; es iſt in der Zeit gemalt, als er ſchon einige und ſiebzig Jahre alt war; er iſt ſchwarz gekleidet, mit einem weißen Hemdkragen, mit Schwert und Stulphandſchuhen verſehen; lange weiße Haare fallen ihm an der Seite herunter, während ſein Scheitel kahl iſt. Seine rechte Schulter iſt ſtärker als ſeine linke, ſein rechtes Auge feurig und lebendig wie eines Adlers, die Augenbraue darüber wie ein Bogen, der eben einen Pfeil ablaſſen will, während ſein linkes wie noch nicht flügge erſcheint. Überhaupt iſt ſeine ganze rechte Seite auf Koſten der linken ausgebildet, weil dieſer ehrenfeſte Fechtmeiſter von 1620 bis 1673 über 50 Jahre auf der Menſur rechts ausgelegen hat und ſo mit ſeiner linken Seite wenig oder nichts anzufangen wußte. Damals waren die Fechter auch noch nicht beidrechts, was die alten griechiſchen Philoſophen Platon und Ariſtoteles von jedem ordentlichen Menſchen verlangten. Der alte Kreußler, der in Jena blos die „eiſerne Feder," d. h. den Stoßdegen, führte, hat das eigentliche teutſche Stoßfechten gegründet und von Jena aus verbreitete ſich dieſe eigenthümliche regelrechte Kunſt auf die andern teutſchen Univerſitäten. Dieſer fruchtbare Mann hatte zwölf Kinder hinterlaſſen, darunter vier ausgezeichnete Fechtmeiſter, von welchen der älteſte, Gottfried, erſt in Leipzig, dann nach ſeines Vaters Tode in Jena; der zweite, Friedrich, nach dem Tode Gottfried's in Jena; die beiden jüngſten auf andern Univerſitäten das Fechten lehrten. Von dieſen vier Söhnen hat ſich Gottfried dreimal verheirathet und 15 Kinder gezeugt, darunter zwar nur einen Fechtmeiſter,

87) Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV. S. 188. 88) Meiners a. a. O. S. 184. 89) In §. 7 ſeines Fechtbuches. 2. Aufl. 1781. 90) Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV. S. 184 fg.

91) Meiners, Gött. Ann. I, 272. 281. 290. 92) Vgl. Prof. Göttling's erwähnten Aufſatz in dem Thür. Volksfreund. 1829. Nr. 43 über dieſe thüringiſche Fechterfamilie, deren Stammbaum ſich ebenfalls auf der jenaiſchen Bibliothek befindet.

Digitized by Google

Johann Wilhelm, aber — einen Löwen! In Leipzig geboren, übernahm er nach ſeines Vaters Tode in Jena den Fechtboden. Er und ſein Sohn Heinrich Wilhelm ſind die berühmteſten teutſchen Fechtmeiſter geworden. Johann Wilhelm iſt es, der als Schulmeiſter verkleidet, zu Dresden die königlichen Pagen, dann den Fechtmeiſter derſelben, ja endlich König Auguſt den Starken ſelbſt, der von einem Schulmeiſter hörte, der auf dem Pagenfechtboden alle Klingen fliegen laſſe, ſo zuſammenarbeitete, daß der König zuletzt ausrief: „Schwarzer Kerl, du biſt Kreußler aus Jena, oder der Teufel!“ worauf der Alte antwortete: „der erſte in Perſon, Ihre Majeſtät zu dienen.“ In Heinrich Wilhelm, ſeinem Sohne, entwickelte ſich ein ebenſo großes Fechtgenie, wie in dem Vater. Ihm hat die teutſche Fechtkunſt ihre ſyſtematiſche Begründung zu verdanken; denn Kahn's erwähnte Fechtkunſt iſt, wie dieſe Zierde zuerſt des göttinger, dann des helmſtedter Fechtbodens ſelbſt in ſeiner Vorrede geſteht, blos eine Frucht langer Kreußler'ſcher Lehre und Weiſchner's Fechtkunſt ebenfalls. Von dieſen Fechtern ſind Gottfried, Johann Wilhelm und Heinrich Wilhelm auf der jenaiſchen Bibliothek zu ſehen. Alle waren zugleich Stadthauptleute und ſomit zum Tragen des Harniſches berechtigt, den ſie auch im Bilde führen. Das Fechten war in die Familie ſo eingewachſen, daß der Sohn von Wilhelm, Ernſt (einem Sohne jenes Heinrich Wilhelm), welcher in Jena bis zum Jahre 1787 Doctor juris war, wieder ein Fechtmeiſter ward und in Leipzig lange Zeit lehrte. Er hieß Heinrich Wilhelm Gottlieb. Ein zweiter Sohn von Johann Wilhelm, Friedrich Wilhelm genannt, ward Fechtmeiſter in Gießen. Die Klinge war damals ſo in Anſehen in ganz Teutſchland, daß ſelbſt Profeſſoren, wie z. B. Eubach und Schubart, Unterricht im Fechten ertheilten.

Dieſe Kreußler'ſche Schule[93]) breitete ſich nicht nur in ganz Teutſchland aus, ſondern war auch im Auslande hoch angeſehen, wie denn z. B. im Anfange des 18. Jahrhunderts in Paris, wo ſich einige teutſche Cavaliere, die Kreußler'ſche Scholaren waren, aufhielten, während dieſer Zeit Niemand zum Fechtmeiſter gemacht wurde, der nicht mit dieſen Herren gefochten und von ihnen ein Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit erhalten hatte[94]). Den Grund von der Vorzüglichkeit der Kreußler'ſchen Methode ſieht Kahn, welcher dieſelbe zuerſt vollſtändig in ſeinem Fechtbuche aufgeſtellt hat, darin, daß die Kreußlers überall herumreiſten, wo es gute Fechter gab und das Beſte von Allen bemerkten und ſich aneigneten. Hierzu kam, wie ebenfalls Kahn bemerkt[95]), die Nothwendigkeit, ſich in dieſer Kunſt gehörig zu üben, indem bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ſowie in der erſten des 18. das Schlagen in Jena dermaßen überhand genommen, daß auch der „friedliebendſte Studente ſeines Lebens nicht ſicher war.“ Mit welchem Eifer man damals die Fechtkunſt betrieb, wie viel Geld und Zeit man es ſich koſten ließ, darüber gibt Kahn ebenfalls merkwürdige Notizen. Er erwähnt unter Andern eines Beamten, der noch ein Schüler des alten Kreußler (Johann Wilhelm) war und mehrmals bezeugt habe, daß ihm ſein Fechten in Jena etliche neunzig Thaler gekoſtet, was, wie Kahn hinzufügt, nach jetzigem Maßſtabe (1761) an 200 Thaler betragen würde. Kahn ſagt unmittelbar darauf noch Folgendes: „Es kam hinzu, daß man zu der Zeit noch nicht ſo zärtlich erzogen ward, als in unſern Tagen (1761); die Jugend wurde härter erzogen, konnte mehr vertragen und ſich beſſer angreifen;“ ferner: „man blieb zu der Zeit länger auf den Univerſitäten als jetzo; die übrigen Wiſſenſchaften waren noch nicht ſo mannichfaltig, wie heutiges Tages (1761!!), daher konnte man es im Fechten weiter bringen und mehr Zeit und Fleiß darauf wenden.“

Wie eifrig gleichwol das Fechten von Einzelnen ſelbſt noch im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts getrieben wurde, ergibt ſich daraus, daß Michaelis in ſeinem „Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten“ (1771 fg.) gelegentlich den Einfluß guter Fechtmeiſter auf den Flor oder die Frequenz der Univerſität näher erörtert und dabei anführt (III, 128), daß „bisweilen Bemittelte, die nicht eben tief zu ſtudiren gedachten, blos des Fechtens wegen lieber auf das (mit einem ausgezeichneten Fechtmeiſter verſehene) Carolinum nach Braunſchweig, als auf eine Univerſität gegangen.“ Übrigens trat allerdings eben damals ſchon ein Wendepunkt in dieſer Hinſicht ein, und auch Michaelis ſah ſich veranlaßt, zu bemerken (S. 125), daß „das Fechten jetzt (1773) nicht mehr ſo in der Mode iſt, als ſonſt.“ Dies lag ganz in der Natur der Sache und dem damaligen Zeitgeiſte. Mit dem unſeligen 30jährigen Kriege war Teutſchlands Selbſtändigkeit und Bedeutung auf dem politiſchen Welttheater verſchwunden, und ſeit dem ſchmachvollen, von Fremden dictirten weſtfäliſchen Frieden hatte das in ſeiner Zerſplitterung ohnehin ohnmächtige teutſche Volk ſeitdem nur ein politiſches Scheinleben gelebt. Erſt des großen Friedrich's II. Heldenthaten hatten den erloſchenen teutſchen Waffenruhm wieder hergeſtellt und durch Erregung des nationalen Selbſtgefühls mächtig auf die ganze geiſtige Entwickelung unſeres Volks gewirkt[96]), namentlich auf die teutſche Literatur, obgleich er, ja eben weil er ſich nicht ſonderlich viel aus ihr machte[97]). Daher damals die ſchönen Künſte und beſonders die Wiſſenſchaften einen ganz neuen Aufſchwung erhielten, der nothwendiger Weiſe auf das teutſche Univerſitätsleben zurückwirken mußte. Friedrich ſchuf die Denkfreiheit zuerſt in Glaubensſachen, bahnte durch dieſe Emancipation der Philoſophie deren Einfluß auf alle übrigen Wiſſenſchaften an; durch auf dieſe Weiſe bewirkte Umgeſtaltung dieſer letztern erhielt das akademiſche Studium

93) Über das Eigenthümliche derſelben im Gegenſatze der franzöſiſchen Fechtkunſt vgl. Riemann's Anweiſung zum Stoßfechten S. 15; ferner den Verſuch über das Contrafechten nach Kreußler'ſchem Grunde. (Jena 1786. bei Cröker.) Auch Goethe ſchildert dieſen Unterſchied recht gut und anſchaulich; Wahrh. und Dicht. Bd. IV. (W. Bd. XXIV. S. 231.) 94) Kahn, Anfangsgründe der Fechtkunſt. Anhang S. 30. Jahn, Turnkunſt S. 284. 95) Anhang S. 29.

96) Gebhard, Preisſchrift über den Einfluß Friedrich's II. 1801. 97) „Daß Friedrich der Große gar nichts von ihnen wiſſen wollte, das verdroß die Teutſchen doch, und ſie thaten das Möglichſte, als Etwas vor Ihm zu erſcheinen.“ Goethe (W. XXIII, 279).

derſelben ein lebendigeres Intereſſe und die Studenten begannen ihren Fleiß mehr dem Beſuche der Collegia, als des Fechtbodens zu widmen. Zugleich hatte außer dieſem das lebhafte Intereſſe, welches die ſo raſch zur höchſten Stufe ſich erhebende ſchöne Literatur und Kunſt erweckte, viel dazu beigetragen, daß auch auf unſern Univerſitäten die Sitten wenigſtens im Allgemeinen ſich ſehr milderten und beſſerten. Hierdurch minderte ſich die Anzahl der Duelle, und da nun einmal herkömmlicher Weiſe (obwol ganz irrig) das Fechten auf den Univerſitäten faſt ausſchließlich blos in Beziehung auf das Duell betrieben wurde, ſo verlor auch in ſofern die Fechtkunſt an Bedeutung. Nur in Jena und Halle war dies nicht der Fall, weil daſelbſt die rohern Formen des alten Burſchenlebens in Folge verſchieden zuſammenwirkender Umſtände (deren Auseinanderſetzung hier nicht wohl gegeben werden kann) am längſten ſich erhielten, wie dies z. B. aus Goethe's Bemerkungen über den Ton unſrer Univerſitäten in den 60ger Jahren [98]), und aus dem berühmten komiſchen Heldengedicht von Zachariä „der Renommiſt" ſich deutlich ergibt, deſſen letzte Zeile übrigens ſchon die bedeutungsvollen Worte enthält: „Auf ewig fiel in Schmach der Name Renommiſt." Hierzu kam, daß in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Stoßdegen auf den teutſchen Univerſitäten, um das Duell weniger gefährlich zu machen, faſt allgemein abgeſchafft und durch den ſogenannten Hiebcomment erſetzt wurde, und nur in Jena und Erlangen bis auf die neueſte Zeit ſich erhielt, aber endlich auch (in Jena 1843) [99]) aufhörte, nachdem die Fechtkunſt daſelbſt (wie anderwärts) ſchon lange vorher in argen Verfall gekommen [1]). Eine Regeneration derſelben wird übrigens gewiß von den Militair- und Turnfechtböden ausgehen und wenn die Duelle erſt von unſern Hochſchulen verſchwunden ſein werden, dann wird auch auf dieſen die Fechtkunſt ihrer mehrfachen früher erörterten Beſtimmung gemäß auf Hieb und Stoß nach guter alter teutſchen Weiſe eifrig betrieben werden.

IV. Literatur. — In ſofern das Wort Fechtkunſt im weiteſten Sinne gebraucht wird, gehört hierher die Literatur der Kriegswiſſenſchaft und Kriegskunſt (in dieſer iſt wol das älteſte gedruckte Werk: Duello, cive il Libro de Re militare, da *Puteo* (Vinegia 1544. 8.) Die Literatur der eigentlichen Fechtkunſt beginnt nach Jahn's Turnkunſt (1816 S. 264), dem wir hier folgen, übrigens ſowol für die ältere, wie die neuere Zeit mehrfach ergänzt haben, mit dem Werke: Der alten Fechter anfengliche Kunſt. (Frankfurt ohne Jahreszahl.) — Fechtkunſt, die ritterlich mennliche Kunſt und Handarbeit Fechtens und Kempfens. (Frankfurt 1558.) — Trattato di Scienza d'arme, di M. *Cam. Agrippa* in Venet. 1568. — Arte dell'Armi di *Achille Marozzo* Bolognese. In Venetia appresso *Antonio Pinargenti* (1568 gr. 4.) — Die italieniſchen Fechtbücher von Jacob Modonenſe, Guido Antonio und Lucano Bologneſe ſind (wie Jahn, Turnkunſt 1816 S. 265 bemerkt hat) bald nachher geſchrieben. — Ragione di adoptar sicuramente l'arme, si de offesa, come da defesa etc. di *Giac. di Grassi* in Venet. 1570. — Joach. Meyer, Gründliche Beſchreibung der freien ritterlichen und adeligen Kunſt des Fechtens u. ſ. w. (Straßburg 1570 und Augsburg 1600 und 1660.) — Dell arte di Scrimia libri III. di M. *Giov. dall Agocchie*, in Venet. 1572. — Traité de l'Epée, seule chere de toutes Armes, par *S. Didier*, avec Fig. 4. (Paris 1573.) — *A. Guntherot* (Heinr.) de veris principiis artis dimicatoriae. (Wittb. 1579. 4.) — Le combat de Mutio Justinopolitain, avec les Reponses chevaleresques, par *Chapuis*. (Lyon 1581. 4.) — Trattato delle Scherme *d'Angelo Vizani* dall Montone in Bologna 1588. — Paradoxe of Defense wherein is proved the travegrounds of fight to be in the short ancien Weapons and that the short Sword hath advantage of the long Sword, or long Rapier; by *George Silver*. (Lond. 1599.) — Libro de las grandezas de la Espada por D. *Luys Pacheco de Narvaez* en Madrid 1600. — Trattato di Scienza d'Arme, di *Camillo Agrippa*, con Fig. (Venez. 1604. 4.) — Le Combat de seul à seul en champ-clos et le moyen d'éviter lés querelles et d'en sortir avec bonneur, par *de la Beraudière*. (Paris 1608. 4.) — Hund's Fechtkunſt mit dem Rappiere, mit Kpf. (Leipzig 1611.) — Arte dell'Armi da *Marozzo* (Verona 1615. 4.) — Garzonnii, Allgemeiner Schauplatz (Frankfurt 1619.) S. 535. — Köppen's Cours v. d. Fechtkunſt. (Magdeb. 1619. in kl. Fol.) — Schola, o vero Teatro, nel quale sono rappresentate diverse maniere e modi, di parare e di ferire di Spada sola et pugnale di *Nicolette Giganti* in Venet. 1606. ed. in Padoua 1628. — Scienza e practica d'arme di *Salvatore Fabris* in Copenh. 1606. (Teutſch Leipzig 1677.) — Scienza e practica d'arme di *Salvatore Fabris* (teutſch von Joh. Joach. Hynitzſchen. Leipzig 1713. bei Joh. Herbord Kloßen [auf jeder Seite italieniſch und teutſch]) Fol. — Des kunſtreichen und weitberumten Fechtmeiſter Salvatoris Fabri italieniſche Fechtkunſt. (Leiden, bei Iſaak Elzevier. Anno 1619 Fol.) (in klein Fol. Leipzig 1713.) — Ein new künſtlich Fechtbuch im Rappier, zum Fechten und Balgen u. ſ. w. durch Mich. Hunde. (1611.) — Joach. Koppen newer Diskurs von der rittermäßigen und weitberühmten Kunſt des Fechtens u. ſ. w. (1619.) — Hans Mich. Schöffer von Diez gründliche und eigentliche Beſchreibung der freien adelichen und ritterlichen Fechtkunſt. (Marpurg 1620.) — Oplomachia di *Bonav. Pistofilo* nella quale ... etc. si tratta par via di Teoria e di Practica dell maneggio e dell' uso delle armi in

98) „In Jena und Halle war die Rohheit (1767) aufs Höchſte geſtiegen; Misbrauch der körperlichen Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthilfe war dort an der Tagesordnung u. ſ. w. (XXI, 58.) Wirklich wurde noch damals in Jena auf offenem Markte duellirt, auf welche ſogenannte „Marktſchlagereien" 1—2 Jahre Feſtungsſtrafe auf der Wartburg durch das Duellmandat von 1767 geſetzt wurden. Meiners, Geſchichte der hohen Schulen IV, 193. 99) Der Verfaſſer dieſes hat dazu möglichſt mitgewirkt; vgl. deſſen Schreiben über das teutſche Studentenleben, 1842, und Hieb oder Stoß? (Jena 1843.)

1) Vgl. die citirte Einleitung zu W. Roux's Anweiſung zum Hiebfechten. Abſchn. II. am Ende.

Digitized by Google

Siena 1621. — Scienza d'Armi di *Fabri* con Fig. (Padova 1624.) — Academie de l'Epée ou pratique du maniement des armes par *Girard Thibauld* (1628 und 1668.) — Jo. Salgen, Kriegsübung u. ſ. w. ... den friſchanfahenden Fechtern und Soldaten für erſt nützlich und nöthig zu wiſſen. (1637.) — La Scherma di *Francesco Jeronimo Alfieri* in Padoua 1640. — L'Essercizio della Spada, regolata con la perfetta idea della Scherma, di *Ceresa*. (Ancona 1641. 4.) — *Thibauld* ars digladiatoria. (Amsterd. 1650. Fol.) — L'arte di ben maneggiare la Spada di *F. J. Alfieri* in Padoua. 1653. — Le Maître d'Arme liberal, par *Besnard*, av. fig. (Rennes 1653. 4.) — Il vero Maneggio di Spada, *d'Alessandro Senese*, con Fig. (Bologna 1660.) — Kurze, jedoch deutliche Beſchreibung, handelnd vom Fechten auf den Stoß und Hieb. (Halle 1661.) — Jo. Ge. Triegler's neues künſtliches Fechtbuch. (Leipzig 1664.) — L'Ange, Fechtkunſt mit Kupf. 8. (Heidelb. 1664.) — Fecht- Ring- v. Voltagirbuch. (Leipzig 1673.) — *Jo. Ge. Bruchii* grondige Beschryvinge van de edele en de ridderlike Scherm-ofte Wapen-Konste, tot Amsterdam 1676. — Der künſtliche Fechter, oder Theodori Berolini Beſchreibung des Fechtens im Rappier, Duſacken und Schwerdt. (Würzburg 1679.) — Der Adelichen Gemüther Wohlerfahrne Exercitien Meiſter, das iſt: vollſtändige Fecht- Ring- und Voulteſier-Kunſt von Joh. Georg Paſchen. (Frankfurt und Leipzig bei Chriſtian Weidemannen 1683. Fol.) — Regole della Scherma. da *Marcelli*, 2 Vol. c. Fig. 4. (Roma 1686.) — Le Maître d'Armes, ou l'exercice de l'Epée seule. dans sa perfection, par le Sieur *de Liancour* à Paris et à Amsterd. 1692. — L'Art en fait d'Armes, ou de l'Epée seule, par *Labat*, av. fig. 8. (Toulouse 1696.) — Der geöffnete Fechtboden, Reitſtall und Jägershaus u. ſ. w. (Hamb. 1706.) c. f. 12. — Alexander Doyle Neu altmodiſche ritterliche Fecht- und Schirmkunſt. (Nürnb. und Frkf. 1715.) — The Art of Self-Defense, with proposals for a Court of honour in Great-Britain. (Edinb. 1724.) — Nouveau Traité de la Perfection sur le fait des Armes, av. fig. 4. (Paris 1736.) — Anton Friedr. Kahn, Oberfechtmeiſter zu Helmſtädt (erſt zu Göttingen, Schüler des Kreußler in Jena) Anfangsgründe der Fechtkunſt. (Göttingen 1739. 4. Neue Ausgabe Helmſtädt 1761. 4.) — L'académie de l'homme d'épée etc. par M. *Girard*. (A la Haye 1740 u. 1755. Querfol.) — Trichter's Exercitien-Lexicon. (Leipz. 1742.) 2 Thle. — Joh. Andr. Schmidt, gründlich lehrende Fechtſchule, oder leichte Anweiſung auf Stoß und Hieb ſicher zu fechten, nebſt einem curieuſen Unterrricht vom Voltigiren und Ringen, mit viel ſaubern dazu dienlichen Kupfern verſehen. (Nürnb. 1749. Quer-8.) — Académie de l'Homme d'épée, p. *Girard*, av. Fig. 4. (Haye 1755.) — L'école des armes par *Angelo* à Londres. 1758. Querfol. — Hahn's, A. Fr., Anfangsgründe in der Fechtkunſt. (Göttingen 1739. 4. Helmſtädt 1761. 4.) — Übungen auf dem fürſtl. Sächſiſchen Hoffechtboden zu Weimar. Verb. und verm. Aufl. (Weim. 1764.) (v. Hauptm. S. C. F. Weiſchner.) — Weiſchner, ritterliche Geſchicklichkeit im Fechten. (Weim. 1766.) — Traité de l'art des Armes, par *de la Boissière*, av. fig. 8. (Paris 1766.) — *Gme. Danet*, L'art des armes, ou la maniere la plus certaine de se srrvir utilement de l'Epée, à Paris chez Herissant 1766, av. fig. 8. 3 Thle. — Heinr. Chriſtoph Ranis Anweiſung zur Fechtkunſt. (Berlin bei Mylius 1771.) — Théorie et pratique de l'escrime pour la pointe seule, avec des Remarques instructives pour l'assaut par *Battier*. (Paris 1772. 12.) — The Fencers Guide, by *Lonnergan*. (London 1772.) — Manuel militaire, ou l'Art de vaincre par l'Epée, par *De Navarre*. (Paris 1775. 12.) — Maximes et Instructions sur l'art de tirer des armes, par le Chev. de *Treville*. (Petersbourg 1775.) — Temlich's Anfangsgründe der Fechtkunſt. (Halle 1776.) — Beſter's Anleitung zur adelichen Fechtkunſt. (Breslau 1777.) — Nouveau Traité de l'art des armes, dans lequel on rtablit les principes certains de cet art et où l'on enseigne les moyens les plus simples de les mettre en pratique, par *Demeuse*. (Liege 1778. 12.) — Treatise on the theory and practice of Fencing, by *M. Arthur*. (London 1781. 4.) — Joh. Georg Heinr. Haspelmacher's ſyſtematiſche Abhandlung von den ſchädlichen Folgen einer nicht auf ſichere Regeln gegründeten Fechtkunſt, nebſt einer Anweiſung, wie man ſolche vermeiden kann. (Helmſtädt bei Joh. Heinr. Kühnlin. 1783.) — Verſuch über das Contrafechten auf der rechten und linken Hand nach Kreußler'ſchen Grundſätzen. (Jena 1786. bei Cröker) (von Heinrich Roux, dem Vater des ſpäter genannten.) — Flüchtige Bemerkungen über die verſchiedene Art zu fechten einiger Univerſitäten von einem fleißigen Beobachter. (Halle 1791.) — Gründliche Abhandlung der Fechtkunſt auf den Hieb zu Fuß und zu Pferde mit Kupfern von Karl Timlich. (Wien 1796. 4.) — Schmidt's Lehrſchule der Fechtkunſt. 1. Theil, oder Lehrbuch für die Cavalerie zum vortheilhaften Gebrauche des Säbels. (Berlin 1797. 4.) — Die Fechtkunſt auf Univerſitäten mit Kupf. (Köthen bei Aue.) — Art of Defense on foot with the broad Sword and sabre, uniting the Scotch and Austrians methods into one regular System, to which are added Remarks on the spadroon. (London 1798.) — Gründliche und vollſtändige Anweiſung in der teutſchen Fechtkunſt auf Stoß und Hieb aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert u. ſ. w. mit Kupf. (Jena, in Wolfg. Stahl's Buchhdl. 1798.) (von J. Ad. K. Roux.) — Grundriß der Fechtkunſt als gymnaſtiſche Übung betrachtet, von Joh. Adolf Karl Roux. (Jena 1798.) — Theoretiſch praktiſche Anweiſung über das Hiebfechten v. J. A. K. Roux. (Fürth 1803.) — Anleitung zur Fechtkunſt von Dr. Joh. Wilh. Roux. Erſtes Bändchen, die Anleitung zum Stoß enthaltend; mit 10 Kupf. (Jena 1808. 4.) — Die Fechtkunſt auf Stoß und Hieb von Venturini. (Braunſchweig 1802.) — Abhandlung der Fechtkunſt auf den Stoß, mit chorographiſchen Kupfertafeln von Ch. C. Timlich. (Wien 1807. 12.) — Das teutſche Hiebfechten der berliner Turnſchule, dargeſtellt von

F. W. B. Eiſelen. (Berlin 1818.) — Theorie der Fechtkunſt nach dem Traité d'escrime par le Chevalier *Chatelain*, officier supérieur de cavallerie dans l'armée française, frei bearbeitet, nebſt einer Anleit. über das Hiebfechten von Anton Lüpſcher und Franz Gömmel, kaiſerl. königl. Lieutenants. (Wien 1819.) — Das Hiebfechten zu Fuß und zu Pferd, von G. B. von Pöllnitz, königl. preuß. Rittmeiſter. (Halberſtadt 1820.) — Die Fechtkunſt auf den Stoß, von Pönitz. (Dresden 1822.) Verſuch einer theoretiſchen Anweiſung zur Fechtkunſt im Hiebe von Joh. Ad. Ludw. Werner, Lehrer der Fecht= und Voltigirkunſt an der Univerſität Leipzig, mit 20 erläuternden Kupf. (Leipz. bei C. H. F. Hartmann 1824.) — Werner, das Ganze der Gymnaſtik. (Leipz. 1834.) — Riemann, Anweiſ. z. Stoßfechten. (Leipz. 1834.) — Segers, das Hiebfechten. (Bonn 1835.) — Chriſtmann und Pfeffinger, das Hau= Stoßfechten. (Offenbach 1838.) — W. Roux, Anweiſ. z. Hiebfechten. (mit einer Einleit. von Dr. K. H. Scheidler) (Jena 1840.) — Rohn, Anweiſ. z. Hiebfechten. (Quedlinburg 1840.) — Werner, Militair=Gymnaſtik. (Deſſau 1840.) — Köthe, Fechtkunſt I. das Stoßfecht. (Nordhauſen 1841.) — J. Ad. K. Roux, Verhältniß des Ehrenduells z. Fechtkunſt. (Erfurt 1841.) — Thallhofer und Isnardi, Anleit. z. Fechtk. (Wien 1841.) — Seidler, Anleit. z. Hiebfechten mit dem Säbel. (Berlin 1843.) — Müller, Handwaffenlehre. (Prag 1844.) — Segers, Anleit. zu den Fechtüb. der Cavalerie. (Bonn 1844.) (Dr. ***Karl Hermann Scheidler.***)

Fecialis, ſ. Fetialis.

FECUNDITAS, die perſonificirte Fruchtbarkeit, welche nach Einigen bei den Römern als beſondere Göttin verehrt wurde. Doch hat man weiter keine Spur von ihrem Dienſte, als die Nachricht des Tacitus (Ann. XV. c. 23), daß man der Poppäa zu Ehren ihr einen Tempel erbaut habe. Eigentlich wurde Juno als die Göttin angerufen, welche die Fruchtbarkeit der Weiber beförderte. Nach Montfaucon röm. Alterth. Auszug von Schatz I. S. 92 wurde ſie in weiblicher Geſtalt mit einem Füllhorn in der Linken abgebildet. Vor ihr ſteht ein Knäblein. Bisweilen ſieht man auch vier Knäblein bei ihr, die ſie theils auf den Armen trägt, theils neben ſich ſtehen hat. (*Richter.*)

FEDALAH, FEDALLE, ein unbedeutender Seehafen, davor einige kleine unbebaute Inſeln in der marokkaniſchen Provinz Siedma. Man führt von da Korn und Gerſte aus. Die Lage iſt: 33° 47′ nördl. Breite und 10° 29′ 15″ öſtl. Länge (von Ferro). Der Engländer Waſhington ſah Fedalah am 25. Nov. 1829 und berichtet darüber: Fedalah an dem Rande einer ſchönen kornreichen Ebene, ¾ Meile vom Meere, vor der Erbauung von Mogador zu einem Kornmagazin beſtimmt; ein ummauerter Platz von etwa 250 Schritten umſchließt jetzt eine anſehnliche Moſchee, die Ruinen europäiſcher Kaufmannshäuſer und ein arabiſches Lager; etwa 300 Inwohner, Mauren, Araber und Juden. Eine halbe Meile weſtwärts erſtreckt ſich eine felſige Halbinſel eine Meile gegen Oſt=Nord=Oſt, bildet eine ſandige Bucht von 1½ Meile Tiefe, die eine ſchöne und geſicherte Rhede für kleine Kauffarteiſchiffe darbietet. Vgl. Ausgewählte Schriften der königl. geogr. Geſellſchaft zu London. (Berlin 1834. I. S. 279.) (*Daniel.*)

FEDDERSEN (Jacob Friedrich), geb. am 31. Juli 1736 zu Schleswig, der Sohn eines Kaufmanns, widmete ſich Anfangs dem väterlichen Gewerbe, beſuchte aber ſpäterhin, um zu ſtudiren, die lateiniſche Schule ſeiner Vaterſtadt. Seine Fähigkeiten und ſein Fleiß erwarben ihm die Zuneigung des Rectors Licht. Er hatte ſein 19. Lebensjahr erreicht, als er, mit gründlichen Elementarkenntniſſen 1755 die Univerſität Jena bezog. In der Theologie, die er ſich zu ſeinem Berufe gewählt, war der Profeſſor Müller ſein Führer. Nach dreijährigem Aufenthalte in Jena, wo er Mitglied der teutſchen Geſellſchaft geworden war [1]), kehrte er 1758 in ſeine Vaterſtadt zurück. Er übernahm eine Hauslehrerſtelle bei dem Kanzleirath Otto. Bereits 1760 ernannte ihn der Herzog von Holſtein=Auguſtenburg zu ſeinem Cabinetsprediger. 1765 ward er Pfarrer der evangeliſch=lutheriſchen Gemeinde zu Ballenſtädt, Bernburg und Harzgerode. Mit dieſer Stelle war die eines Hofpredigers bei der damaligen Fürſtin von Anhalt=Bernburg zu Ballenſtädt verbunden. Schon in Auguſtenburg hatte er ſich mit Charlotte Friederike Müller, der Tochter eines Predigers zu Gleſchendorf, verheirathet und an ihr eine durch Geiſt und Herz ausgezeichnete Gattin gefunden. 1769 überraſchte ihn ein Ruf nach Magdeburg. Er ward dort dritter Prediger an der Johanniskirche. Kurz vor ſeiner Abreiſe war die Fürſtin von Anhalt=Bernburg geſtorben. Wie tief ihn dieſer Todesfall ſchmerzte, zeigt das Denkmal, das er jener hochherzigen Frau errichtete [2]). Das Jahr 1777 führte ihn nach Braunſchweig, wo er Domprediger und 1785 Hofprediger der verwitweten Herzogin von Braunſchweig ward. Eilf Jahre verwaltete er die genannten Ämter mit unermüdeter Berufstreue, geliebt von ſeiner Gemeinde und geſchätzt vom Hofe. Mehre Beweiſe ſeines Wohlwollens gab ihm beſonders der Herzog Ferdinand von Braunſchweig. 1788 folgte Fedderſen einem Ruf nach Altona. Er ward dort zum königl. däniſchen Conſiſtorialrath, zum Propſt der Kirchen und Schulen zu Altona und der Herrſchaft Pinneberg, zum Gymnaſiarchen des Christianei academici und zum Ephorus des königl. Pädagogiums ernannt. Es war ihm ſchwer geworden, aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen und von einem Fürſtenhauſe zu ſcheiden, dem er ſich dankbar verpflichtet fühlte. Nach einem noch erhaltenen Briefe war es ſein Patriotismus, der Eifer, ſeinem Vaterlande, von dem er 22 Jahre entfernt, nützlich zu werden [3]). Sein Kanzelrednertalent, ſeine unermüdete Berufstreue und beſonders die ſtrenge Aufſicht über das Schulweſen wurden rühmend anerkannt in ſeinem neuen Wirkungskreiſe. Seine feſte Geſundheit verſprach, verbun=

---

1) Er ließ bei dieſer Gelegenheit eine kleine Schrift drucken, unter dem Titel: Die Beredſamkeit, als die prächtige Heroldin des Schönen und Nutzbaren in den Wiſſenſchaften. (Jena 1756. 4.) Ebendaſelbſt 1758 erſchien von ihm die Abhandlung: Beredſamkeit und Dichtkunſt ſind die vertrauteſten Freundinnen der Gottesgelahrtheit. 2) ſ. Fedderſen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. (Stettin 1776.) I. Th. S. 256 fg. 3) ſ. Fedderſen's Leben von F. W. Wolfrath. (Halle 1790.) S. 11 fg.

Digitized by Google

den mit ſeiner geregelten Lebensweiſe, ein hohes Alter. Dennoch kam ihm mitunter die Ahnung eines frühzeitigen Todes. Schon zu Ballenſtädt hatte er in einem anmuthigen Garten, der an ſeine Wohnung ſtieß, zwiſchen zwei Linden ſeine Ruheſtätte gewählt[4]). Ein hartnäckiger Katarrh, den er von Braunſchweig nach Altona mitbrachte, ermattete ihn ſehr, ohne ihm ſeine gewöhnliche Heiterkeit und Thätigkeit zu rauben. Im November 1788 ergriff ihn ein heftiges Fieber, das ſein Nervenſyſtem aufs Heftigſte erſchütterte. Unter der ſorgſamen Pflege ſeines Arztes Hensler ergab er ſich mit ſtiller Reſignation und feſtem Gottvertrauen in ſein Schickſal. Nichts beunruhigte ihn mehr, als in ſeiner gewohnten Thätigkeit gehemmt zu ſein, und beſonders nicht mehr die Kanzel betreten zu dürfen. So nahete ihm unter Gebeten und Troſtworten, die er an die Seinigen richtete, der Tod am 31. December 1788.

Auf das Denkmal, das ihm ſeine Gemeinde und einige Freunde errichteten[5]), hatte er durch Geiſt und Herz gegründete Anſprüche. Ungeheuchelte Frömmigkeit, Wohlwollen und rege Theilnahme an den Schickſalen Anderer waren die Grundzüge in ſeinem Charakter. Ohne ein Gelehrter im ſtrengen Sinne des Worts zu ſein, beſaß er ſchätzbare Kenntniſſe, nicht blos in der Theologie, ſondern auch in mehren wiſſenſchaftlichen Fächern, beſonders der Literärgeſchichte. Seine milde Sinnesart entfernte ihn von der theologiſchen Polemik und lehrte ihn Toleranz gegen Andersdenkende. Ein gemeinnütziges Wirken in ſeinem Predigtamte erſchien ihm als Hauptaufgabe ſeines Lebens. Wenige Seelſorger können ſich rühmen, Frömmigkeit und Religioſität in höherm Grade verbreitet zu haben[6]). Fedderſen ſuchte dieſen Zweck theils durch ſeine Kanzelvorträge[7]), theils durch ſeine Schriften zu erreichen, die alle mehr oder minder beweiſen, wie ſehr ihm die Beförderung des Guten in jedem Stande und Alter am Herzen lag. Zur Bildung der Jugend nach der Lehre und dem Beiſpiel Jeſu kräftig zu wirken, ließ er ſich beſonders angelegen ſein. Den richtigen Ton zu treffen, in welchem man Kindern die bibliſchen Geſchichten erzählen muß, war Wenigen ſo gelungen als Fedderſen in ſeinen lehrreichen Erzählungen für Kinder[8]). Auch in der Wahl und Behandlung ſeiner Stoffe, die er immer ins Praktiſche zu ziehen und dem Geſichtskreiſe der Jugend zu nähern wußte, ſteht er keinem der Schriftſteller nach, die ſich in dieſer Gattung verſucht haben. Für einen zweckmäßigen Auszug aus einigen Büchern des alten Teſtaments kann ſein bibliſches Leſebuch[9]) noch immer durch die Art und Weiſe gelten, wie die darin enthaltenen Erzählungen auf die mannichfachen Verhältniſſe, Lagen und Bedürfniſſe der Jugend angewandt werden. Auch in ſeinen Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen[10]) und in den Beiſpielen der Weisheit und Tugend aus der Geſchichte[11]) ſtellte Fedderſen eine Reihe von ſchönen und nachahmungswerthen Muſtern auf. Um auch die niedern Stände auf ihre Pflichten hinzuweiſen und den wohlthätigen Einfluß der chriſtlichen Lehren auf alle Verhältniſſe des Lebens darzuthun, ſchrieb er ein chriſtliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann[12]), das an praktiſchem Werthe ſeinen übrigen Schriften nicht nachſteht[13]).

Fedderſen's Bildniß, gezeichnet von Jänſch, ward nach ſeinem Tode von Fritzſch in Kupfer geſtochen[14]).

(*Heinrich Döring.*)

FEDDERSEN (Berend), geb. am 9. Sept. 1767 zu Huſum im Herzogthume Schleswig, wo ſein gleichnamiger Vater Bürgermeiſter und Stadtſecretär war, verdankte als der Sohn wohlhabender Ältern denſelben eine treffliche Erziehung. Auf der Univerſität Kiel ſtudirte er die Rechte. 1798 erhielt er das Stadtſecretariat in ſeiner Vaterſtadt Huſum. Dies Amt bekleidete er dreizehn Jahre mit rühmlicher Thätigkeit. Gleiche Berufstreue und Tüchtigkeit zeigte er in ſeiner Stellung als Hardesvoigt in der Schluxharde des ſchleswigſchen Amtes Tondern. Er wohnte ſeit dem Jahre 1811, in welchem er dieſe Stelle angetreten hatte, in dem Kirchdorfe Räpſtadt. Vieljährige körperliche Leiden ſeiner Gattin und der Verluſt einer geliebten Tochter trübten ſein Leben. Er beſchloß es am 25. Febr. 1841 im 74. Lebensjahre, mit dem Rufe eines Mannes von vielſeitigen Kenntniſſen in ſeinem Fache. Im Drucke erſchien von ihm: Das däniſche und ſchleswigholſteiniſche Papiergeld; mit Rückſicht auf das königl. däniſche Patent von 4. Januar 1809, den Obergerichten, Amtmännern und Magiſtraten gewidmet. (Altona 1809.) Seinen Sinn für das Gemeinwohl zeigte er in einem

4) ſ. Fedderſen's Leben von F. W. Wolfrath. (Halle 1790.) S. 17. 5) Es iſt aus weißem Sandſtein, 12 Fuß hoch und 8 Fuß breit, und ſteht zwiſchen zwei im Gipfel ſich bogenförmig zuſammenſchließenden Linden. In der Mitte des Piedeſtals ſtehen auf einer ſchwarzen Marmorplatte, von einem Lorbeerkranze umwunden, die Worte: Jakob Friedrich Feddersen. Geboren den 31. Juli 1736. Geſtorben den 31. Dec. 1788, und darunter einige Bibelſprüche. 6) „Alle rechtſchaffene Religionslehrer," ſagt er ſelbſt, „ſollten es ſich zur Hauptſache machen, das wahre Chriſtenthum in das bürgerliche und häusliche Leben einzuführen." ſ. Fedderſen's Leben von Wolfrath. S. 61. 7) Die meiſten ſeiner Predigten ſind einzeln gedruckt worden. Eine kleine Sammlung von Predigten, bei Veränderung des Amtes gehalten, erſchien zu Bernburg 1767, und eine andere unter dem Titel: Chriſtliche Vorſchriften bei den Freuden und Widerwärtigkeiten des Lebens. (Hamburg 1780. 2. Aufl. Ebend. 1781.) Eine ähnliche Tendenz haben ſeine Unterhaltungen mit Gott bei beſondern Fällen und Zeiten. (Halle 1774. und in einer vierten Ausgabe. Ebendaſ. 1789.) 8) Halle 1776. Vierte Ausgabe. Stockholm 1789.

9) Bibliſches Leſebuch für Kinder von reiferem Alter, darin die Pſalmen, die Sprüche und der Prediger Salomo, das Buch Sirach u. ſ. w. zur Erbauung angewandt ſind. (Leipzig 1782.) 10) Stettin 1776—1790. 6 Thle. (Der letzte von F. W. Wolfrath herausgegeben.) 11) Halle 1777—1780. 2 Thle. Dritte Auflage. Ebendaſ. 1789. 2 Thle. 12) Hamburg 1783. Dritte Auflage. Ebendaſ. 1790. 13) ſ. das Verzeichniß derſelben in Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 289 fg. 14) Vergl. Fedderſen's Leben von F. W. Wolfrath, vor dem 6. Theile der Nachrichten vom Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen, auch einzeln gedruckt Halle 1790. Schleswigſche Provinzialblätter. 1796. 3. Heft. J. A. Bolten's Hiſtor. Kirchennachrichten von der Stadt Altona (1790). S. 91 fg. Ruſt in den Nachrichten von anhaltiſchen Schriftſtellern. 1. Th. Schmidt's Anhaltiſches Schriftſtellerlexikon. (Bernburg 1830.) S. 91 fg. H. Döring's Teutſche Kanzelredner des 18. und 19. Jahrh. (Neuſtadt 1830.) S. 54 fg.

Digitized by Google

Vorſchlage zur Errichtung einer Bürgerwitwencaſſe in Huſum [1]), und in ſeinen Gedanken über das Jus publicum in Beziehung auf das Herzogthum Schleswig. Dieſe in Briefform abgefaßte Schrift erſchien zu Tondern 1819. Anonym miſchte er ſich in den durch Harms veranlaßten Theſenſtreit und ergriff lebhaft deſſen Partei. Er that dies in ſeinem zu Tondern 1818 gedruckten Sendſchreiben an den Herrn Conſiſtorialrath Boyſen zu Borsfleth, über den einzigen wahren Standpunkt, den er zur Beurtheilung der von dem Archidiakonus Harms zu Kiel aufgeſtellten 95 Theſen hätte nehmen müſſen; dem Publicum zur Aufklärung und zur Verehrung gegen den beſagten, ſehr unrecht behandelten Prediger Harms [2]).

(*Heinrich Döring.*)

FEDE (Francesco Maria), und noch Einer, D. Giuſeppe, werden von Baini unter diejenigen gezählt, auf welche der Geiſt und die Tradition der Lehren des Paleſtrina den lebendigſten Einfluß gehabt haben ſoll. Der Abt Ruggiero Gaetano (ſ. d.) rühmt den Erſten, welcher 1667 Maeſtro zu St. Margaritta in Traſtevere wurde, wegen ſeiner überaus melodiſchen Geſänge, und den Andern, ſeit 1662 päpſtlicher Sänger und zugleich Kapellmeiſter von St. Marcello bei den Serviten, als damals ſehr beliebten Kirchencomponiſten. Beſonders wird ſeinem Geſange von Angelo Berardi in ſeinen Ragionamenti musicali ſoviel Rührendes zugeſchrieben, daß ſich die Zuhörer beim Vortrage wehmüthiger Stellen der Thränen nicht hätten enthalten können. — Gerber führt noch einen Fede ohne Vornamen an, von welchem zu Amſterdam bei Roger um 1715 Sonates p. Flûte avec Basso continuo geſtochen wurden. (*G. W. Fink.*)

FEDELE (Cassandra), geb. zu Mailand aus einem berühmten Geſchlecht im J. 1465 (nach Thomaſini), bewundert als muſikaliſches und dichteriſches Genie, ſowie als Gelehrte. Sie ſtarb 1567, muß alſo ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht haben. Ein

Fedele (Daniele Teofilo), war von Geburt und Erziehung ein Teutſcher, der eigentlich Daniel Gottlieb Treu hieß, geb. zu Stuttgart 1695, wo ſein Vater Kanzleibuchdrucker war. Die Lebensgeſchichte dieſes Mannes hat Ernſt Ludwig Gerber in ſeinem alten Lexikon der Tonkünſtler ziemlich ausführlich nach der Autobiographie deſſelben, welche Mattheſon in ſeiner Ehrenpforte noch ausführlicher lieferte, veröffentlicht. Da jedoch die Ehrenpforte faſt ſelten geworden iſt, das alte Lexikon Gerber's wenigſtens ſeit vielen Jahren aus dem Buchhandel trat und nur noch bei Antiquaren zu ſuchen iſt, wollen wir hier das Wiſſenswertheſte im gedrängten Auszuge mittheilen. Der Knabe lernte zwar die Buchdruckerkunſt, aber ſein reger Geiſt hatte nicht nur die lebhafteſte Luſt zur Tonkunſt, ſodaß er von einem Geſellen ſeines Vaters, Brucker, das Violinſpiel recht geſchickt lernte, ſondern auch den größten Eifer für Dichtkunſt und für wiſſenſchaftliche Bildung überhaupt zeigte. Sein Fleiß war außerordentlich, wie ſeine Fortſchritte in Schulkenntniſſen, in der Singkunſt und im Clavierſpiele. Dabei trieb ihn ſeine Neigung zur Muſik, auch noch das Zinkenblaſen zu lernen, ſodaß er bald „ſcharf vom Thurme herab" blaſen konnte. Auch Gedichte wurden von dem Knaben verſucht und als ſein Violinlehrer Brucker ſtarb, ſang er an deſſen Grabe eine ſelbſtverfertigte Ode. Ja er fing ſogar an muſikaliſch zu componiren. Nach dem früh erfolgten Tode ſeines Vaters war der Bruder der Mutter, der irländiſche Kapellmeiſter Kuſſer, oder, wie er ſich ſelbſt ſchrieb, Couſſer, nach Stuttgart gekommen, um ſeiner Schweſter in Auseinanderſetzung bürgerlicher Angelegenheiten beizuſtehen. Dieſer, die Anlagen des jungen Treu bedeutend findend, lehrte ihn, ſo lange es ging, den doppelten Contrapunkt. Jetzt fühlte ſich der zwölfjährige Knabe verpflichtet, ſeiner Mutter thatſächlich beizuſtehen und gab ihr von ſeinem Verdienſte, den er zu erhöhen ſich angelegen ſein ließ, was er nur erübrigen konnte. Dabei fühlte er ſich ſchon berufen, drei von ihm vierſtimmig geſetzte Ouverturen ſelbſt in der Druckerei zu ſetzen und zu veröffentlichen: Ouvertures sur le Violon avec les quatre parties d'instrumens. Auf vier teutſche Opern, wovon er zu zweien das Textbuch ſelbſt verfaßt hatte, hielt er ſoviel, daß er die erſte derſelben mehrfach verbeſſerte, um ſie ſo vollendet als möglich zu machen. Namentlich war für die Inſtrumentation ſo eigenthümlich geſorgt worden, daß die damaligen Orcheſter alleſammt ihm zur Ausführung derſelben nicht geſchickt genug ſchienen, weshalb er ſie lieber im Pulte liegen, als ſie zu einer mangelhaften Darſtellung bringen laſſen wollte; ja er war ſo eingenommen für ſie, daß er, immer auf beſſere Gelegenheit hoffend, nicht einmal ihre Titel namhaft machte. Bis in ſein 21. Jahr hatte er jeden Morgen für irgend eine Compoſition verwendet, namentlich viele Partien (Vorläufer der großen Symphonien), Sonaten, Concerte für allerlei Inſtrumente geſetzt, als er dem Herzoge Eberhard Ludwig zur Feier ſeines Namensfeſtes ein ſelbſt verfaßtes Gedicht zu überreichen und ſich mit einem Violinſolo hören zu laſſen, Gelegenheit fand. Er gefiel neben Giuſeppe Antonio Breſcianello ſo ſehr, daß ihn der Herzog reichlich unterſtützte für eine Reiſe nach Italien. In Venedig lernte er von Ant. Vivaldi und wurde nicht wenig gefördert vom Muſikdirector an S. Marco, Ant. Biffi. Sein Spiel auf faſt allen damals beliebten Inſtrumenten verſchaffte ihm guten Unterhalt und machte ihn ſo beliebt, daß man ihm die Gondeln vor ſeine Wohnung ſchickte, um ihn holen zu laſſen. Hier ließ er zwei Serenaden drucken, ſeinem Herzoge gewidmet; legte ſich auf Compoſition italieniſcher Opern, ſodaß die Italiener ſeine Recitative gern ſangen, was um ſo mehr zu bemerken iſt, da ein teutſches und noch mehr ein franzöſiſches Recitativ vom italieniſchen ſehr verſchieden war. In ſeiner Selbſtbiographie nennt er acht Geſangſtücke auf welſche Texte, die er noch zu verbeſſern gedachte, bevor er ſie bekannt machen wollte. Schon hatte man ihn zum Compoſitore des Theaters S. Angelo ernannt, als er von einer italieniſchen, nach Breslau gewanderten, Geſellſchaft als ihr Maeſtro abgeholt wurde 1725. Mattheſon ſchaltet S. 374

1) In den ſchleswig-holſteiniſchen Provinzialberichten. 1812. 4. Heft. S. 460 fg. 2) Vergl. Lübker's Lexikon der ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen und eutiniſchen Schriftſteller. 1. Abth. S. 159. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XIX. 1. Th. S. 257 fg.

Digitized by Google

bis 378 ſeiner Ehrenpforte ein Verzeichniß aller welſchen Opern ein, welche von 1725 bis 1734 auf dem breslauiſchen Schauplatze vorgeſtellt worden ſind. Es werden 41 Opernaufführungen genannt, von denen Treu vier ſeiner Compoſition auf die Bühne brachte: Aſtarto, Coriolan, Ulyſſes und Donquixot. Reichardt nennt noch eine fünfte italieniſche Oper unſers Mannes, Endimione, die ſpäter geſetzt worden ſein muß. — Hier war es auch, wo Treu ſeinen teutſchen Namen in den italieniſchen Fedele umwandelte, nicht um ſich für einen Italiener halten zu laſſen, was damals namentlich manche Engländer thaten, ſondern „zum Unterſchiede des hernach eintreffenden Kaſtraten Dreier," der als florentiniſch-teutſcher Alt an Paolo Vida's Stelle kam. — Treu blieb nur bis zum J. 1727 Muſikdirector und Cembaliſt dieſer Geſellſchaft, weil er nach Prag berufen wurde. Von jetzt an wurde er Vorſteher verſchiedener Hauskapellen in Böhmen, Schleſien und Wien, überall geehrt und geliebt; auch ſeine Compoſitionen, namentlich welſche Serenaten und eine Opera burlesca, nach Art des berühmten Joh. Joſeph Fux, d. h. wo keine faulen Stimmen darin ſind, gearbeitet, waren beliebt. „Endlich," heißt es, „iſt Graf Karl von Schaffgotſch zu Hirſchberg im Fürſtenthume Jauer ſein Herr geworden, aus welchem Orte er den 25. Januar 1740 alles dieſes berichtete." Er hatte damals einen Sohn, der bereits als Hofmeiſter des Grafen von Reichenbach angeſtellt wurde. Dies iſt auch zugleich die letzte Nachricht, die wir von ihm haben. Bei allen Geſchäften für Unterhaltung und bei allen gelieferten Tonſätzen hatte er doch noch Zeit, mancherlei Betrachtungen nachzuhangen, welche durch Kircher's Muſurgie, die er ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Italien kennen gelernt hatte, angeregt worden waren. Mattheſon und nach ihm Gerber nennen zwei lateiniſch geſchriebene Werke, die er damals fertig hatte: Palatium harmonicum, constans tribus portis vel divisionibus, quarum singulae rursus in tres partes, in Cameram primam, secundam et tertiam, dividuntur, quae Camerae singulae sex denuo novis divisionibus distincta capita habent. Das zweite Werk führt den Titel: De Musica universali. Den Inhalt geben beide genannte Schriftſteller in den angeführten Werken genau an. Sie ſind aber nicht gedruckt worden; es ſcheint auch nicht, als ob wir etwas dabei eingebüßt hätten. Übrigens iſt es Schade, daß ſich grade von dem, worauf er ſelbſt das Meiſte hielt, nämlich von ſeinen teutſchen Opern, nichts erhalten hat, ebenſo wenig von ſeinen Inſtrumentalpartien. Er iſt einer der Erſten, der auf eine mehr gearbeitete Inſtrumentirung etwas hielt, ob er ſich derſelben auch in ſeinen italieniſchen Opern, Cantaten u. ſ. w. nicht bediente, was verſtändig war. Mattheſon nennt ihn den werthen und gründlichen, den braven und rechtſchaffenen. War aber Mattheſon in ſeinem Lobe nicht eben zu freigebig, ſo hatte er doch auch die Schwäche, diejenigen beſonders auszuzeichnen, die ſich erkenntlich für ſeine Schriften zeigten und ihm gefällige Nachrichten gaben. Beides hatte Treu gethan, und ſeine Briefe an Mattheſon ſind uns wichtig geworden zur Vernichtung eines geſchichtlichen Irrthums über Aſtorga, von welchem mehre nicht unbedeutende Männer behaupteten, der Baron Aſtorga ſei mit ſeinen Compoſitionen nie öffentlich aufgetreten. Namentlich wurde verſichert, die Aufführung der Oper Aſtorga's: il Dafni, gewöhnlich und irrig Dafne genannt, ſei unerwieſen; Niemand habe noch ein glaubwürdiges Zeugniß gebracht. Dieſes Zeugniß, das freilich nicht angeführt worden war, liefern aber Treu's Briefe, die er als Kapellmeiſter in Breslau an Mattheſon ſchrieb, und welche uns der Letztere auszüglich in der 43. Betrachtung ſeines muſikaliſchen Patrioten S. 346—349 mitgetheilt hat. Il Dafni iſt nach dem zweiten Briefe vom 23. Sept. 1726 wirklich dort zur Aufführung gebracht worden. Daſſelbe beweiſt auch das in der Ehrenpforte gegebene Verzeichniß aller damals von jener italieniſchen Geſellſchaft zu Gehör gebrachten Opern vollſtändig. Beſonders ſtellt ſich das anmaßend Zufahrende des Herrn Fétis, des Vaters, bloß, welcher auf gutes Glück und ohne den geringſten Grund die alten Biographen dahin verbeſſern will, daß er behauptet, Aſtorga habe in Breslau keine ſeiner Compoſitionen aufführen laſſen, wol aber in Wien. Am letzten Orte war zwar der viel reiſende Tonſetzer, aber von einer muſikaliſchen Thätigkeit deſſelben in der kaiſerlichen Reſidenz weiß Niemand etwas. — Die ausführlichen Berichte unſerer Vorfahren über ſich und ihre Amtsführungen ſind den Geſchichtſchreibern oft von ſo großem Nutzen, daß ſie dankbarer zu beachten ſind, als es in der Regel geſchieht. Auch Treu gehört mit darunter; und der Mann hat dadurch für die Erhaltung ſeines Namens mehr geſorgt, als durch alle ſeine Compoſitionen, die ſämmtlich, wenn auch wahrſcheinlich unverdient, der Vergeſſenheit zugefallen ſind, ſodaß nur noch wenige von ihm im Staube der Bibliotheken ruhen. (*G. W. Fink.*)

FEDELE (San), ein großes, in Ober- und Unter-San Fedele getheiltes, Gemeindedorf, nach dem der Diſtrict V der lombardiſchen Provinz Como den Namen führt, auf deſſen Gebirge ſich der Berg (Monte) Generoſo befindet, in überaus reizender Gegend gelegen, mit einem königlichen Diſtrictscommiſſariate, einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, Schule und einer Poſt und Pferdewechſel zwiſchen Como und Maccagno; es liegt im Valle-Intelvi. Der Diſtrict gleiches Namens umfaßt 15 Gemeinden. (*G. F. Schreiner.*)

FEDELI, 1) Giuseppe, gebürtig aus Cremona und dort Kanonikus des Collegiums der heiligen Agata, um die Mitte des 18. Jahrh., ſchrieb: Regole di Canto fermo, ovvero Gregoriano, presentate all' illustrissimo e reverendiss. Monsignore *Ignazio Maria Fraganeschi* etc. (Cremona 1757. [mit Kupfern]). Das Werk handelt in der erſten Abtheilung: 1) Vom griechiſchen Monochord; 2) von den Grundregeln des Gregorianiſchen Geſanges; 3) von der Beſchaffenheit und den Eigenſchaften der Töne; 4) und 5) von allen Regeln, welche nothwendig beim Kirchengeſange beachtet werden müſſen. Am Ende wird vom Urſprunge der Muſik gehandelt, nach Anleitung des von Zacconi 1592 herausgegebenen Werkes, deſſen Inhalt bis auf 1750 fortgeſetzt wird. ſ. An-

Digitized by Google

nali d'Italia, 1762. Vol. II. p. 106. Gewährsmann iſt Forkel.

2) Fedeli, Ruggiero, war von 1700 an landgräflich heſſiſcher Kapellmeiſter zu Caſſel, von deſſen Kirchenwerken, die ſehr gut gearbeitet genannt werden, viele noch in dem caſſelſchen Muſeum aufbewahrt werden. Für das Theater ſoll er weniger geſchrieben haben, ob er gleich von ſeinem Landgrafen für jede Oper ein beſonderes Geſchenk erhielt. Sein Gehalt betrug 1416 Thaler, wofür er noch zwei junge Caſtraten zu unterrichten hatte. Überdies erhielt er den Kragenhof, ein fürſtliches Kammergut nahe bei Caſſel, zur lebenslänglichen Benutzung, was der Verfaſſer der Galerie caſſelſcher Tonkünſtler aus den Rechnungen beweiſt. Seine Gattin übernahm 1713 eine Sängerhauptrolle, wofür ſie reichlich beſchenkt wurde, da ſie als Sängerin nicht angeſtellt war. Er ſtarb zu Caſſel 1722, iſt alſo nie preußiſcher Kapellmeiſter geweſen, wie Gerber ſelbſt, nach Mattheſon, im alten Lexikon gemeldet hatte, was er im neuen Lexikon, woraus dieſe Nachrichten genommen ſind, verbeſſert. Mattheſon hat jedoch in ſ. Ehrenpforte S. 359 nur gemeldet, daß Ruggiero blos in der Oper, wo in Berlin einzig hohe Perſonen ſangen und die Königin Sophia Charlotte auf dem Clavier accompagnirte, mit im Orcheſter ſpielte; ferner, daß 1705 zum Leichenbegängniſſe der Königin von Preußen eine Trauermuſik deſſelben aufgeführt wurde (S. 362).

(*G. W. Fink.*)

FEDER (Johann Heinrich), geb. am 5. Dec. 1713 zu Langenau bei Langenſtein in Franken, ſtudirte die Rechte zu Halle und Gießen, und ward nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn 1744 Secretair der Teutſch-Ordens-Balley Heſſen. Im J. 1757 kam er mit dem Charakter eines Raths nach Ellingen. Im J. 1774 ward er mit dem Freiherrn v. Eyb nach Nürnberg geſandt, um die zwiſchen dieſer Stadt und der Ordensballey Heſſen obwaltenden Streitigkeiten durch einen gütlichen Vergleich zu beendigen. Der Tod überraſchte ihn zu Nürnberg am 22. Sept. 1775. Zu ſeinen Schriften, die größtentheils die Geſchichten und die Gerechtſame des teutſchen Ordens betreffen, gehört unter andern ſein „Hiſtoriſch-diplomatiſcher Unterricht und gründliche Deduction von des hohen teutſchen Ritterordens, und insbeſondere der löbl. Balley Heſſen, vermöge kaiſerl. und königl., wie auch landgräfl. heſſiſcher Privilegien, von den älteſten Zeiten hergebrachten, nun aber ſeit 200 Jahren hart angefochtenen Immediatät, Exemption und Gerechtſamen. Mit 250 Beilagen und Documenten." (Frankfurt 1751. Fol. 2. Aufl. Regensburg 1752. Fol.) Anonym, wie die eben erwähnte Schrift, erſchien auch folgende Deduction: „Entdeckter Ungrund derjenigen Einwendungen, welche in zweien, von Seiten der Hochfürſtl. Häuſer Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt neuerlich ans Licht getretenen Impreſſis, gegen des Hohen T. R. Ordens löbl. Balley Heſſen, und insbeſondere der Landcommende bei Marburg und Commende Schiffenberg, wohlhergebrachte Immediatät, Exemtion und Gerechtſame, fürgebracht werden. Mit 229 Beilagen." (Frankfurt 1753. Fol.) Auch in einigen kleinen Schriften nahm er die Reichsunmittelbarkeit des teutſchen Ordens in Schutz. Handſchriftlich hinterließ er ein ausführliches Werk über die Gerechtſame des teutſchen Ritterordens, in vier Foliobänden mit 700 Beilagen, und eine hiſtoriſche Beſchreibung des teutſchen Ordens in gebundener Rede, mit vielen Anmerkungen und einer Nachweiſung von des Ordens ältern und neuern Münzen*).

(*Heinrich Döring.*)

FEDER (Johann Georg Heinrich), geb. am 15. Mai 1740 in dem baireuthiſchen Dorfe Schornweißach, zwei Meilen von Neuſtadt an der Aiſch, ein Sohn des dortigen Pfarrers, Martin Heinrich Feder, erhielt den erſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen in der Schule ſeines Geburtsortes. Im Lateiniſchen unterwies ihn ſein Vater, ein vielſeitig gebildeter Mann, der bei äußerſt beſchwerlichen Amtsgeſchäften noch Muße fand zu hiſtoriſchen Studien und ſelbſt einigen literariſchen Arbeiten[1]). Er ſtarb 1749, als er eben Pfarrer zu Gutenſtädten geworden war und ſeine mäßigen Einkünfte ſich etwas verbeſſert hatten. Seine Gattin, eine Tochter des Superintendenten Leutwein zu Hohenlohe-Waldenburg, ward durch ſeinen Tod in eine traurige Lage verſetzt, und ſah ſich der Mittel beraubt, für die Bildung ihres Sohnes zu ſorgen, deſſen Fähigkeiten ſich in früher Jugend entwickelt hatten. Er verband damit einen raſtloſen Fleiß, ein ſittliches Betragen und eine ſehr rege Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Sein früherer Unterricht war unterbrochen worden. Von dem Dorfſchulmeiſter zu Gutenſtädten konnte er wenig lernen. Schnellere Fortſchritte in ſeiner Bildung machte er, als ſeine Mutter ihn nach Neuſtadt an der Aiſch ſchickte und ihn der Leitung des Rectors Georg Chriſtoph Örtel übergab. Feder war damals eilf Jahre alt. Durch ſeinen Fleiß und ſeine Fähigkeiten ward er bald aus der dritten Claſſe in die erſte verſetzt. Er erwarb ſich gründliche Sprachkenntniſſe, beſonders im Hebräiſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen. Noch in ſpätern Jahren geſtand er, daß er der ſtrengen Schuldisciplin ſeines Lehrers Örtel nicht blos die Baſis ſeiner gelehrten Kenntniſſe zu verdanken gehabt, ſondern daß derſelbe auch auf ſeine Charakterbildung und Sittenreinheit günſtig eingewirkt. Ähnliche Verdienſte erwarben ſich Raab, Wiesner und Roos als Lehrer um den vielverſprechenden Jüngling, der ſich durch ſeinen hellen Verſtand, ſein glückliches Gedächtniß und ſeine rege Wißbegierde vor vielen ſeiner Mitſchüler auszeichnete. Außer ſeinen Sprachſtudien machte er raſche Fortſchritte in der Geſchichte, Logik, Metaphyſik, Botanik und andern wiſſenſchaftlichen Zweigen. Sein früh erwachtes religiöſes Gefühl bewahrte ihn vor jugendlichen Verirrungen. Nur

*) Vergl. Deductionsbibliothek von Teutſchland. 1. Bd. S. 501 fg. Fikenſcher's Gel. Fürſtenthum Baireuth. 2. Bd. S. 111 fg. Adelung's Fortſetzungen und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 293 fg.

1) Auch als Schriftſteller machte er ſich bekannt durch eine im J. 1739 gedruckte Historia genealogica Familiae Federicianae. Mehre handſchriftliche Werke von ihm, unter andern eine Geſchichte des Kloſteramtes Münchſteinach, bewahrt die Univerſitätsbibliothek zu Erlangen.

Digitized by Google

über die Regung der Eitelkeit, einer der erſten unter ſeinen Mitſchülern zu ſein, machte er ſich in ſpätern Jahren wol dann und wann einen leiſen Vorwurf. Erſt in Göttingen, geſtand er, habe ſich dieſer Stolz gelegt, als er dort Männer auf einer unerreichbaren Stufe des Wiſſens und der Wirkſamkeit über ſich erblickt habe. Die günſtig lautenden Zeugniſſe ſeiner Lehrer hatten jenen Dünkel in ihm geweckt, der in ſofern verzeihlich war, als ſeine Lernbegierde und ſein Eifer gar keine Grenze kannten. Er ſcheute keine Mühe und Anſtrengung ſeiner Kräfte. Immer hatte er ein Buch in der Hand, ſelbſt beim Eſſen. Vergebens blieben die Bitten ſeiner Mutter, ſeine ſchwächliche Geſundheit zu ſchonen. Eine eigentliche Krankheit befiel ihn nicht. Er ward vielmehr täglich ſtärker, nicht nur an Körper, ſondern auch an Geiſt. Im Lateiniſchen war er ſo geübt, daß ſeine Aufſätze nicht nur wohl durchdacht und grammatiſch richtig waren, ſondern ſich auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht empfahlen. Die Fertigkeit, griechiſche und lateiniſche Verſe zu machen, ſchien ihm angeboren. Im Hebräiſchen wählte ihn der Rector Örtel einſt ſelbſt zum Lehrer von acht Zöglingen, die er auf die jedesmalige Lection vorbereiten mußte. Er brachte ſeine Mitſchüler ſoweit, daß der neue Conrector Hagen, als er vor dem Antritte ſeiner Lehrſtelle die Schule beſuchte, ſich nicht genug darüber verwundern konnte. Im Franzöſiſchen hatte er auch im Sprechen eine ungemeine Fertigkeit erlangt, und nach einem dreimonatlichen Unterrichte im Italieniſchen war er im Stande, einem ſeiner jungen Mitſchüler, Johann Chriſtian Friedrich von Knebel, ſo gründliche Kenntniſſe jener Sprache beizubringen, daß die von ihm 1757 gehaltene italieniſche Rede mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. In Bezug auf ſeine claſſiſchen Studien bedauerte Feder in ſpätern Jahren, daß, außer Eutrop, Cornelius Nepos, Cäſar, Curtius, Plinius dem Jüngern und Livius, keiner der übrigen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ganz geleſen oder überhaupt den Schülern in die Hände gegeben worden. Außer Cicero's auserleſenen Reden und Briefen waren noch Geßner's **Chrestomathia Pliniana** und Freyer's **Fasciculus poematum Latinorum** die Schulbücher für's Lateiniſche; für's Griechiſche, neben dem neuen Teſtament, der **Fasciculus poematum Graecorum** und die Geßner'ſche **Chrestomathia graeca.** Statt der lateiniſchen Verſe, die er wöchentlich machen mußte, begann er im letzten Jahre ſeines Aufenthalts in der neuſtädter Schule auch griechiſche zu verfertigen, in denen er auch ſeine Abſchiedsrede hielt. Sie führt den Titel: **De praestantia et utilitate linguae graecae.**

Um dieſe Zeit (1757) bezog Feder die Univerſität Erlangen, begleitet von den Ermahnungen ſeines väterlichen Freundes, des Rector Örtel, der ihm beſonders einſchärfte, der chriſtlichen Religion treu zu bleiben. Die Liebe des Jünglings zum Seneca und zur Philoſophie hatte ihn beſorgt gemacht. Sein Plan war, Theologie und Pädagogik zu ſtudiren, um ſich zu einem tüchtigen Jugend- und Volkslehrer zu bilden. Seine Neigung zog ihn mehr zur Pädagogik. Er hörte bei Pfeiffer Dogmatik, bei Huth Kirchengeſchichte, beide Collegien, wie Feder in ſpätern Jahren geſtand, mit einer ſcharfen Polemik verbunden, die ihn abſchreckte, noch beſonders ein **Anti-Calvinianum**, ein **Anti-Pontificium** und andere polemiſche Collegien zu hören, welche Huth damals mit großem Beifall las. Unter den Studirenden hatte ſich der Ruf von Feder's philologiſchen Kenntniſſen bald ſo verbreitet, daß Mehre einige Zeit bei ihm im Hebräiſchen Unterricht nahmen. Mit ihnen übte er ſich auch wöchentlich in lateiniſchen Aufſätzen, theils in Proſa, theils in Verſen, ſpäterhin auch in teutſchen Ausarbeitungen. Einen von gleichem Eifer für die Wiſſenſchaften beſeelten Freund fand er an Harles, der ſpäter in Coburg ſein College ward.

Anziehender, als die theologiſchen Studien, ward für Feder die Philoſophie. Succov, ein Bruder des berühmtern Phyſikers in Jena, ward in dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft ſein Hauptführer. Seinen Grundſätzen nach ein Anhänger von Leibnitz, war Succov in den Beſtimmungen und Beweiſen weit ſcharfſinniger und genauer, als die meiſten damaligen Wolfianer. Sein klarer, gehaltvoller Vortrag galt für einen der beſten auf der Univerſität, und ſeine Polemik war beſcheiden und ſchonend. In den Sprachen glaubte Feder hinlängliche Kenntniſſe zu beſitzen, ohne fernern Unterricht entbehren zu können. Deſto fleißiger beſchäftigte er ſich mit philoſophiſchen Studien. Auch zur Theologie, die ihm Anfangs wenig behagte, kehrte er wieder mit neuem Eifer zurück, und durchwanderte das ganze weite Feld dieſer Wiſſenſchaft, von der Dogmatik und Typik an bis zur Moral, Katechetik und geiſtlichen Beredſamkeit. Die Geiſtesgegenwart, mit der er einſt in einem Dorfe bei Erlangen predigte, verſprach einen künftigen trefflichen Kanzelredner. Fleißig übte er ſich auch im Disputiren, und trat am 30. Juli 1759 als Reſpondent auf in einer Disputation des Profeſſor Wiedeburg, durch dieſen ſelbſt dazu aufgefodert. Die Diſſertation [2]) ſoll größtentheils von Feder ſelbſt ausgearbeitet worden ſein. Einen neuen Reiz gewannen ſeine Studien durch den Wetteifer mit einem Freunde, Paul Siegmund Hummel, der ſpäterhin Pfarrer zu Ahlesheim in der Grafſchaft Pappenheim ward. Auch über ſeinen ſittlichen Wandel wachte jener junge Mann und hielt ihn von manchen jugendlichen Thorheiten und Übereilungen zurück. Sein Sinn für Poeſie ward genährt in dem Umgange mit dem Dichter Schubart, der durch ſeine unglücklichen Schickſale und ſeine vieljährige Verhaftung auf der ſchwäbiſchen Feſtung Hohenasperg bekannt geworden.

Im Herbſte 1760 verließ Feder die Univerſität Erlangen, wo er viertehalb Jahre ſtudirt, um eine Hofmeiſterſtelle anzutreten, zu welcher ihn ſein ehemaliger Lehrer, der Rector Örtel, dem Freiherrn von Wöllwarth empfohlen hatte, der auf dem Landgute Polſingen an der ſchwäbiſchen Grenze lebte. Er erhielt dieſe Stelle zu einer Zeit, wo er ſich an Freylingshauſen in Halle gewandt, um durch

---

2) **Sex dies, intra quos opus creationis absolutum, quales fuerint? ad Genes. 1, 4. 5.** In dieſer phyſikaliſch-mathematiſch-exegetiſchen Abhandlung ward noch ſteif und feſt behauptet, daß die ſechs Schöpfungstage ganz eigentliche Tage von 24 Stunden geweſen ſeien.

Digitized by Google

deſſen Verwendung Lehrer an dem dortigen Pädagogium zu werden. Wenig über 20 Jahre alt, außer einiger Übung im Unterrichte ohne alle pädagogiſche Vorbereitung, ward er Aufſeher und Führer von zwei Junkern, von denen der eine 12, der andere 14 Jahre alt ſein mochte. Aus einem damals vielgeleſenen Romane: **Les aventures d'un homme de qualité**, und aus Fenelon's Telemach erinnerte er ſich in ſpätern Jahren, einige Belehrung über das Verhalten eines Hofmeiſters geſchöpft zu haben. Die vielen und großen Fehler, die er in ſeiner neuen Stellung begangen, rügte er ſpäterhin unter fremdem Namen in einer von ihm herausgegebenen Schrift [3]). Erſt im zweiten oder dritten Jahre ſeines Lehramts lernte er Rouſſeau's Schriften kennen, der ihm über Manches die Augen öffnete, und ihn von dem unklugen Eifer zurückbrachte, Alles auf der Stelle oder gradezu erzwingen zu wollen. Er blieb in dieſer Laufbahn im Ganzen fünf Jahre. Nach einem kurzen Aufenthalte im älterlichen Hauſe brachte er ſeine Zöglinge auf die Schule nach Neuſtadt an der Aiſch, und von da nach Ansbach, wo ſie ſich dem Tanzen, Fechten und andern körperlichen Übungen widmen ſollten. Den wiſſenſchaftlichen Unterricht übernahm Feder, und erwarb ſich durch ſeine Kenntniſſe und ſein einnehmendes Betragen die Achtung und Liebe des Vaters ſeiner Zöglinge, ſowie mehrer benachbarten Adeligen, beſonders des hochgebildeten Freiherrn von Seckendorff auf Zenn in Franken. In Ansbach lernte er auch den Dichter Uz als einen geſetzten, mehr ernſten als aufgeregten Mann kennen. Zur Annahme des Rectorats am Gymnaſium zu Ansbach ſpürte er wenig Neigung in ſich, und verzichtete auf dieſe Stelle, die bald nachher der als Orientaliſt bekannte Profeſſor Faber in Jena erhielt.

Im Frühjahre 1764 brachte Feder ſeine Zöglinge auf die Univerſität Erlangen, wo ſie ſich, außer den Leibesübungen und neuern Sprachen, größtentheils mit Geſchichte, Phyſik und Naturgeſchichte beſchäftigten. Von Feder erhielten ſie eine kurze Anleitung zum Studium der Philoſophie. Es war der erſte Verſuch eines ſpäterhin von ihm herausgegebenen Werkes [4]). In Erlangen fand Feder einige ſeiner vormaligen Mitſchüler ſchon als Docenten und Schriftſteller wieder, unter ihnen Harles und Krafft. Durch ſie aufgefodert, nahm er Antheil an der erlanger gelehrten Zeitung. Auch wagte er einige ſchriftſtelleriſche Verſuche. In eine Monatsſchrift, die der Hofrath Schulin herausgab, ließ Feder einige Aufſätze, meiſt ſatyriſchen Inhalts, einrücken. Für ſeinen Freund Harles, als derſelbe Profeſſor in Coburg ward, ſchrieb er das zu Erlangen 1765 in Quart gedruckte Programm: **Amor Polyphemi, ex Theocrito, Ovidio et Metastasio.** Klotz nannte in den **Actis literariis** jenes Programm ein **aureum libellum**, und ermunterte ihn einige Zeit nachher in einem Briefe zur Bearbeitung der griechiſchen Erotiker. Feder aber fühlte dazu in ſich noch weniger Beruf, als zur Annahme einer Collaboratorſtelle in Neuſtadt an der Aiſch. Sie war ihm durch ſeinen väterlichen Freund, den Rector Örtel, angetragen worden. Er ſehnte ſich überhaupt noch nicht nach einem öffentlichen Amte. Seine damalige Lieblingsidee waren Reiſen, durch die er ſeine Welt- und Menſchenkenntniß bereichern wollte. Seine Freunde Harles und Krafft beredeten ihn zur Annahme der Magiſterwürde. Er erhielt ſie ohne Examen, ſchrieb aber ſogleich die Inauguraldiſſertation, die er, um den Statuten gemäß, auch die **facultas docendi** zu erlangen, in zwei Sectionen theilte und in zwei Tagen nach einander vertheidigte [5]). Er war keck genug, aus jedem Haupttheile der Philoſophie einen Satz zum gelehrten Kampfe aufzuſtellen, ungeachtet er in manchen Theilen derſelben noch wenig bewandert war. Auch erlaubte er ſich über Rouſſeau ein ziemlich hart abſprechendes Urtheil. Gleichwol fand ſeine Abhandlung und ihre Vertheidigung faſt ungetheilten Beifall. Sein Freund Harles benutzte dieſen Anfang ſeines literariſchen Anſehens, um ihm einen Ruf zum Profeſſor der Metaphyſik und der morgenländiſchen Sprachen an dem Caſimirianum zu Coburg zu verſchaffen. Um das mir angetragene Lehramt mit mehr Würde anzutreten, ſchrieb und vertheidigte ich noch, ehe ich Erlangen verließ, eine hiſtoriſch-philoſophiſche Abhandlung [6]).

Am 5. Nov. 1765 reiſte Feder von Erlangen nach Coburg ab, von ſeinem Freunde Krafft bis Bamberg begleitet. Beim Antritte ſeines Lehramtes ſchrieb er ein Programm: **De simplici animae natura**, und vertheidigte bald nachher die zweite Section ſeiner früher erwähnten Abhandlung: **De morte voluntaria.** Das Disputiren trieb er damals mit großem Eifer. Einige der geſchickteſten Caſimirianer hatten ſich vereinigt und vertheidigten philoſophiſche Sätze, die Feder nachher mit kurzen Erläuterungen unter einem gemeinſchaftlichen Titel zuſammendrucken ließ. Bei einem der darin aufgeſtellten Sätze [7]) galt es nichts weniger, als ſeine eigene Beruhigung und Rechtfertigung. Von den Beweiſen, die für das erwähnte Princip in der Leibnitz-Wolfiſchen Schule aufgeſtellt worden, hatte ſich Feder nicht überzeugen können. Auch die Dictate ſeines Lehrers Succov in Erlangen hatten ihn nicht befriedigt. Statt Beweiſe zu führen, die er ſelbſt für nichtig erkannte, zog er es vor, gradezu ſeine Verlegenheit einzugeſtehen, in der Hoffnung, daß ihm Jemand helfen werde. Die Compendien von Hollmann und Cruſius führte ihm um dieſe Zeit der Zufall in die Hände. In dem erſtgenannten Lehrbuche zog ihn vorzüglich die Geſchichte der Philoſophie und der einzelnen Dogmen an. Schon damals war der Gedanke in ihm vorherrſchend, daß die Vergleichung verſchiedener Vorſtellungsarten und das Studium mehrer philoſophiſchen Syſteme durchaus erfoderlich ſei, um ſich vor Einſeitigkeit

3) Der neue Emil, oder von der Erziehung nach bewährten Grundſätzen. (Erlangen 1768—1771. 2 Thle. N. A. Göttingen 1789.) 4) Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, nebſt der nöthigen Geſchichte. (Coburg 1767. Zweite Ausgabe. Ebend. 1769.)

5) Der Titel ſeiner Inauguraldiſſertation lautet: **Homo natura non ferus.** Seine Opponenten waren Mertens aus Augsburg, ſpäterhin Rector an dem dortigen Gymnaſium, der nachmalige Hof- und Juſtizrath Rudel, und auf Feder's Erſuchen der Profeſſor der Medicin, Hofrath Iſenflamm. 6) **De morte voluntaria. Sectio I. (Erlangae 1765. 4.)** 7) **Demonstrationem validam principii rationis sufficientis nondum vidimus.**

Digitized by Google

zu bewahren. Brucker's Institutiones histor. philos. hatte er ſich ſchon zu Erlangen angeſchafft. In der Bibliothek des Caſimirianums fand er das größere Brucker'ſche Werk, ſowie auch eine gute Ausgabe des Diogenes Laertius, den er nun fleißig ſtudirte. Auch benutzte er den damals (1765) ſo eben erſchienenen Extrait du Dictionnaire de Bayle.

Seine Lehrſtunden fanden vielen Beifall. Er war Anfangs genöthigt, bei der Logik und Moral die von Darjes verfaßten Compendien zu Grunde zu legen, die ſein Vorgänger, der Profeſſor Cramer, in dem Caſimirianum eingeführt hatte. Bald nachher aber entſchloß er ſich zur Ausarbeitung ſeines bereits erwähnten „Grundriſſes der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Für das mäßige Honorar, das er von ſeinem Verleger erhielt, entſchädigte ihn eine kleine Gehaltserhöhung, die er mit dem durch den Tod des Profeſſor Link erledigten Lehrſtuhle der Moral erhielt. Mit dem Director des Caſimirianums, Frommann, der neben der Theologie auch Logik las, vertauſchte Feder dies Collegium gegen die orientaliſchen Sprachen, worin ihm Frommann weit überlegen war. Unter ſeinen Schülern erwarb er ſich bald Liebe und Anſehen durch freundliche Begegnung und ſichtbaren Eifer, ihnen nützlich zu ſein. Doch zeigte er auch Strenge, wo ſeine ſanften Ermahnungen nichts fruchteten.

Sein früher erwähnter „Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften," den er an Münchhauſen, Käſtner und Hollmann geſchickt hatte, verſchaffte ihm einen Ruf nach Göttingen. Nach einem Briefe Pütter's war es Erneſti in Leipzig geweſen, der ihn zu jenem Lehramte empfohlen. Gleichzeitig ward ihm die Stelle eines Hofkapellans, verbunden mit einer Profeſſur am Gymnaſium zu Baireuth, angetragen. Gegen den Antrag ſtritten aber, wie Feder in ſpätern Jahren äußerte, ſeine damaligen Zweifel an einigen kirchlichen Dogmen, über die er mit gutem Gewiſſen nicht habe hinwegkommen können.

Der Antritt ſeiner Profeſſur zu Göttingen, im März 1768, fiel in eine Zeit, wo ein neuer Lehrer der Philoſophie dort nichts weniger als überflüſſig ſchien. Weber, ein Wolfianer, der als Profeſſor der Theologie zu Kiel ſtarb, war in der öffentlichen Achtung ſehr geſunken. Becmann, ein eifriger Cruſianer, hatte keinen ſonderlichen Vortrag. Hollmann war faſt zu gelehrt für die jungen Leute, wol auch zu alt und zu trocken nach dem damals ſchon vorherrſchenden äſthetiſchen Geſchmack. Auf Erſuchen las Käſtner Metaphyſik. Alle dieſe Umſtände ſchienen nicht ungünſtig für Feder's Erſcheinung. Er meinte gleichwol in ſpätern Jahren, damals für Göttingen noch nicht reif geweſen zu ſein. Ohne ein feſtes Syſtem ſchwankte er zwiſchen dem Wolfiſchen Dogmatismus und einem durch Naturanlagen und Lecture erzeugten Skepticismus. Dieſe Dispoſition zeigt das Programm: De sensu interno, mit welchem er zu ſeiner Antrittsrede einlud. Er ſprach darin de eo, quod in philosophia concedendum sit genio seculi, und ſchloß mit den Worten: Gottingae moriar! Sein zu Coburg geſchriebener „Grundriß" ſchien nicht geeignet, in Göttingen darüber Vorleſungen zu halten. Er beſchäftigte ſich daher mit der Ausarbeitung eines beſondern Lehrbuchs über Logik und Metaphyſik [8]), und zwar mit einer ſo raſtloſen Anſtrengung, daß die vielen ſchlafloſen Nächte ſeine Geſundheit faſt untergruben.

Nicht allen ſeinen Collegen war Feder eine willkommene Erſcheinung. Am engſten ſchloß er ſich an Diez an, ſpäterhin an Heyne. Außer einem publicum über Plato's Phädon las er im erſten Semeſter Logik, Metaphyſik und praktiſche Philoſophie. Er fand zahlreiche Zuhörer, die beſonders die Lebhaftigkeit ſeines Vortrags rühmten. Aber die Folgen ſeiner zu großen Geiſtesanſtrengung blieben nicht aus. Im Juli 1768 brachte ihn eine lebensgefährliche Krankheit dem Tode nahe, der ſogar in einer damals zu Frankfurt an der Oder erſcheinenden Zeitung angezeigt ward. Das dadurch erregte Mitleid wirkte zu ſeinem Vortheil. Die Zahl ſeiner Zuhörer vermehrte ſich, ungeachtet er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, damals beiweitem nicht ſo gut las, als ſpäterhin, wo ſich ſein Beifall verminderte. Eine eigentliche philoſophiſche Schule zu ſtiften lag weder in ſeinem Plane, noch in ſeinen Kräften und in dem Charakter ſeiner Lehrart. Er ſuchte praktiſche Philoſophie aus den natürlichſten, oder nicht füglich zu beſtreitenden Vorſtellungsarten zu entwickeln, und das Wahre und Gute, was darin enthalten, durch Vernunftgründe jeder Art zu befeſtigen.

Tief erſchütterte ihn im J. 1772 der Tod einer geliebten Gattin, mit der er ſich bereits in Coburg verheirathet hatte [9]). Vergebens ſuchte er Zerſtreuung auf Reiſen nach Coburg, Baireuth und Hamburg, wo er Klopſtock, Büſch, Hensler und Claudius kennen lernte. Auf der Rückreiſe über Braunſchweig machte er Jeruſalem's und Ebert's Bekanntſchaft. In dem Philanthropin zu Deſſau war Baſedow für ihn eine intereſſante Erſcheinung. Auch ein längerer Aufenthalt in Berlin und Leipzig wirkte günſtig auf ſeine Gemüthsſtimmung. Mit erneueter Thätigkeit kehrte er zu ſeinem Lehrberufe und zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zurück.

Den erſten Theil ſeines Neuen Emil hatte er, wie früher erwähnt worden, ſchon in Coburg herausgegeben. Der zweite Theil folgte 1774 in Göttingen. Die Abſicht dieſer Schrift war, theils nachdrücklich zu warnen vor einigen Fehlern, die er auf ſeiner pädagogiſchen Laufbahn begangen zu haben glaubte, theils das Gute des Rouſſeau'ſchen Emile mehr zu verbreiten und es anwendbarer zu machen durch die Abſonderung des allzu Idealiſchen. Feder ward dadurch dem Publicum von einer Seite bekannt, durch die er mehrmals Gelegenheit erhielt, durch Empfehlung von Hauslehrern Andern zu nützen. In welchem Geiſte ſein Compendium der Logik und Metaphyſik und das von ihm herausgegebene Lehrbuch der praktiſchen Philoſophie abgefaßt waren, zeigt die Vorrede zu den Institutionibus Logicae et Metaphysicae [10]). Man ſieht aus jener Vorrede, daß er ſich noch nicht von Wolf ſo

8) Göttingen 1769. Achte Auflage. Ebendaſ. 1794. 9) ſ. Denkmal der beſten Gattin, für diejenigen, die ſie kannten, aufgeſetzt von ihrem lieben Feder (ohne Angabe des Druckorts). 1772. 4. 10) Gottingae 1777. Edit. II. emend. Ibid. 1781. Edit. III. Ibid. 1787. Edit. IV. Ibid. 1797.

Digitized by Google

weit abzuweichen getraute, als er nach ſeiner eignen Vorſtellungsweiſe wol gekonnt hätte. Noch immer glaubte er das Wolf'ſche Princip der praktiſchen Philoſophie: „Liebe dich, vervollkommne dich ſelbſt," in Schutz nehmen zu können. Ausführlicher erklärt er ſich darüber in ſeinen „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen [11]), beſonders in der Vorrede zur zweiten Auflage. Mit rühmlicher Beſcheidenheit äußerte Feder ſelbſt in ſpätern Jahren, daß den von ihm verfaßten Compendien von freundſchaftlich geſinnten Recenſenten, beſonders in der halle'ſchen gelehrten Zeitung, ein zu übertriebenes Lob geſpendet worden. Er ſchwieg daher, als ihn bald nachher in einer braunſchweiger gelehrten Zeitung ein ebenſo ungemeſſener Tadel traf. Doch ſchmeichelte es ſeiner Autoreitelkeit, als Leſſing ihm gelegentlich in der Recenſion einer nicht von ihm verfaßten Schrift „einen jungen Mann nannte, der die Wege ſeiner Vorgänger mit Glück betrete und neue ſuche." Wirklich galt Feder auch damals, bis zu der durch Kant bewirkten Revolution, für einen beſſern Philoſophen, als die meiſten ſeiner Vorgänger aus der Wolf'ſchen und Anti-Wolfiſchen Schule. Jedenfalls trug das in Recenſionen ihm reichlich geſpendete Lob viel dazu bei, daß ſeine philoſophiſchen Compendien faſt auf allen Univerſitäten und in vielen Gymnaſien gebraucht, und mehrmals nachgedruckt wurden. Er ſelbſt verkannte die Mängel jener Lehrbücher ſo wenig, daß er ſich bald zu einer neuen Darſtellung ſeines logiſchen und metaphyſiſchen Syſtems entſchloß. Es waren die bereits erwähnten Institutiones Logicae et Metaphysicae, die 1797 zu Göttingen zum vierten Male aufgelegt werden mußten. Mit den Diſputirübungen, welche Feder hielt, verband er die Nebenabſicht, talentvolle Köpfe, die ſich zu Hauslehrern eigneten, kennen zu lernen, weil häufige Anfragen in dieſer Beziehung an ihn gerichtet wurden. Darum ließ er auch Aphorismos paedagogicos drucken, über welche diſputirt werden ſollte. Seit dem Jahre 1769 hatte er faſt ununterbrochen Antheil genommen an den göttinger gelehrten Anzeigen. Seine erſte Recenſion beurtheilte faſt zu günſtig *Zambaldi's* Saggi sopra la storia naturale. Feder wendete vielen Fleiß auf dieſe Kritiken, denen er, ſeinen eigenen Äußerungen nach, einen höhern Werth beilegte, als manchen kleinern Aufſätzen. Die meiſte Zeit, die ihm ſeine Collegien übrig ließen, wandte er auf das unlängſt erwähnte Werk: „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" [12]). Die erſte Idee zu dieſem Unternehmen war, außer ſeiner Vorliebe für die praktiſche Philoſophie, durch Locke's Werk über den menſchlichen Verſtand in ihm geweckt worden. Eine ähnliche Schrift über den Willen ſchien ihm zu fehlen. Faſt zwanzig Jahre verwandte er auf die Ausarbeitung dieſes Werks, und ohne die Mängel deſſelben in ſpäten Jahren zu verkennen, legte er noch immer einen gewiſſen Werth auf dieſe Schrift, ſchon deshalb, weil er darin die Grundſätze der Tugend und Glückſeligkeit aufgeſtellt zu haben glaubte, nach denen er ſelbſt zu leben ſich bemüht. Er ſchmeichelte ſich, über einige der ſchwierigſten Unterſuchungen dort mehr Licht verbreitet zu haben; beſonders über die verwickelte Streitfrage von der metaphyſiſchen Freiheit. Er hatte dieſen Punkt ſchon ziemlich ausführlich berührt in ſeinen Lehrbüchern der Logik und Metaphyſik [13]), und dadurch gezeigt, daß er weder zu den entſchiedenen Determiniſten gehöre, noch zu den Vertheidigern einer metaphyſiſchen Freiheit, wie Cruſius und Andere nach ihm ſie behaupten wollten. Er meinte, daß es bei Unterſuchungen dieſer Art zwar nicht allein, aber doch beſonders darauf ankomme, ob man wirklich an Gott und an göttliche Vorſehung glaube, und nach welchen Begriffen. Mittels jenes Glaubens ſei auch bei den entgegengeſetzten Syſtemen ſittliche Beruhigung möglich. Die Verſchiedenheit der Begriffe aber, die jenen Glauben beſtimmten, werde auch Einfluß haben auf das Dogmatiſche der übrigen Beſtimmungen.

Über die „Vereinigung der verſchiedenen Religionsgenoſſen in gemeinſchaftliche Schulen" zu ſchreiben, ward Feder veranlaßt durch einen damals in Göttingen ſich aufhaltenden Ungar, der zu der Partei der Magnaten gehörte, die mit Joſeph II. eine ſolche Vereinigung wünſchten. Die Idee eines ſolchen Werks ſtimmte mit Feder's pädagogiſch-politiſchen Grundſätzen überein, und die Arbeit war ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ebenſo leicht als angenehm. Weniger Werth legte er in ſpätern Jahren auf mehre kleine Aufſätze [14]) verſchiedenen Inhalts, die er in Lichtenberg's Magazin, in die berliner Monatsſchrift, in das teutſche Muſeum und andere Journale, die meiſten aber in das hanoveriſche Magazin einrücken ließ. Viele dieſer Aufſätze wurden durch auswärtige Aufſoderungen veranlaßt, deren viele an Feder ergingen, ſo lange ſein ſchriftſtelleriſcher Ruf durch lobpreiſende Recenſenten gehoben ward.

Die wichtigſte Epoche in ſeinem Leben bildet die Geſchichte ſeiner Streitigkeiten über die Kant'ſche Philoſophie. Für den Verfaſſer der „Träume eines Geiſterſehers," die Feder noch in Coburg geleſen, hatte er die entſchiedenſte Hochachtung gehabt, die er auch durch eine Recenſion

---

11) Der vollſtändige Titel dieſes Werkes lautet: Unterſuchungen über den menſchlichen Willen, deſſen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückſeligkeit, und die Grundregeln, die menſchlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren. 1. Th. (Lemgo 1779. 2. verm. Auflage. Ebendaſ. 1785. 2. Th. Ebendaſ. 1782. 2. verb. Aufl. Ebendaſ. 1787. 3. Th. Ebendaſ. 1786. 2. verb. Aufl. Ebendaſ. 1792. 4. Th. Ebendaſ. 1793.

12) Eine italieniſche Überſetzung dieſes Werkes erſchien nach Feder's Tode zu Brescia 1822 unter dem Titel: Ricerche annalitice sul cuor' umano.

13) Grundſätze der Metaphyſik. §. 63—70.

14) Über den Büchernachdruck; über den Urſprung der Sprachen; über die Todesſtrafe; über das moraliſche Gefühl; über die Kunſt zu entbehren; Würde und Glückſeligkeit; über den Glauben an fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts; über die Wirkungen drückender Zeitumſtände auf die Menſchen; Beiträge zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den braunſchweig-lüneburgiſchen Landen; vom praktiſchen Sinne des Religionslehrers; über den Eid; der Prediger und der Prieſter, oder von der religiöſen Wirkſamkeit der Geiſtlichen außer der Kirche u. a. m. ſ. das Verzeichniß dieſer Aufſätze in Pütter's Verſuch einer Gelehrtengeſchichte von Göttingen. 2. Th. S. 165; vollſtändiger in Fikenſcher's Gelehrtengeſchichte von Erlangen. 3. Abth. S. 179 fg. und in Meuſel's Gel. Teutſchland.

Digitized by Google

jener launig-ſkeptiſchen, aber in pſychologiſcher Hinſicht höchſt merkwürdigen Schrift unumwunden zu erkennen gegeben hatte. Deſto ungünſtiger aber war der Eindruck, den die Erſcheinung von Kant's Kritik der reinen Vernunft auf Feder machte. Er konnte ebenſo wenig begreifen, wie die dogmatiſche Metaphyſik, die ihm bereits gemäßigt und geläutert genug ſchien, mit ſolcher Heftigkeit angegriffen, als wie ein ſolcher ſcholaſtiſcher Apparat noch bei der Philoſophie für nöthig erachtet werden könnte. Einer von Garve verfaßten Recenſion der Kant'ſchen Vernunftkritik für die göttinger gelehrten Anzeigen hatte Feder daher ein Urtheil beigefügt über den Idealismus Kant's im Vergleiche mit dem Berkeley'ſchen. Über jene Kritik äußerte Kant in den Prolegomenen der Metaphyſik ſein Misfallen auf eine ſo heftige Weiſe, daß Feder ſich dadurch veranlaßt fand, in ſeiner Schrift: „Über Raum und Cauſalität [15])" dem Kant'ſchen Idealismus aufs Entſchiedenſte entgegenzutreten. Er verband ſich zugleich mit Meiners zur Herausgabe einer philoſophiſchen Bibliothek [16]), die jedoch, aus Mangel an Abſatz, mit dem vierten Bande geſchloſſen werden mußte. Er fühlte ſich dadurch und durch die verminderte Zahl ſeiner Zuhörer ſo tief verletzt, daß er in einem Anfalle hypochondriſcher Stimmung nahe daran war, ſein philoſophiſches Lehramt niederzulegen und die Stelle eines Directors an dem Philanthropin zu Deſſau anzunehmen. Die Zerſtreuung auf einer mit Meiners unternommenen Harzreiſe ſtimmte ihn wieder ruhiger. Mit Eifer ſtudirte er die kritiſche Philoſophie und die dadurch veranlaßten Schriften. Eine Veränderung in ſeinem philoſophiſchen Syſteme bewirkte ſie nicht, weder den weſentlichen Grundlagen, noch der Form nach. Aber Feder gewöhnte ſich dadurch an genauere Beſtimmungen, angemeſſenere Ausdrücke, ſorgfältigere Entwickelung und beſſere Anordnung einzelner Theile. Die Reſultate ſeines ſchärfern Denkens zeigen ſeine „Grundſätze der Logik und Metaphyſik." Deſſenungeachtet erregte dies letzte Compendium Feder's die Aufmerkſamkeit nicht, die es vielleicht im höhern Grade verdiente, als alle vorhergehende Lehrbücher. Er mußte ſich über dies Schickſal tröſten mit einer ſehr günſtig lautenden Recenſion in der Allgemeinen Teutſchen Bibliothek und mit einem ſchmeichelhaften Briefe F. H. Jacobi's [17]), der keine Bemühung unverſucht ließ, durch ſeine Schriften das Anſehen der kritiſchen Philoſophie, die ſo viele Köpfe verwirrt hatte, zu ſchwächen.

Durch ſeine Grundſätze beruhigt, verſchmerzte Feder den Nachtheil, den jene Umgeſtaltung der Philoſophie ſeinem Autor- und Docentenruhm gebracht hatte. Der Synchronismus der revolutionären Beſtrebungen in der gelehrten und politiſchen Welt konnte ſeinem Scharfblicke nicht entgehen. Auch die franzöſiſche Staatsumwälzung, die in jene Zeit fiel, blieb nicht ohne Einfluß auf ſeine Denkart und ſeine Schickſale. Daß er ſich zu einigen der Grundſätze bekannte, die beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zur Rechtfertigung gebraucht und gemisbraucht werden, zeigen die von ihm herausgegebenen Lehrbücher. Vor und nach jenem Ereigniſſe beſtritt Feder in ſeinen Vorträgen über das Naturrecht die anti-monarchiſchen und anti-ariſtokratiſchen Behauptungen Rouſſeau's, mit welchen man die begangenen Ungerechtigkeiten und Schwärmereien vertheidigen wollte: die Unveräußerlichkeit der Volksſouverainetät, die Abhängigkeit Aller, auch der höchſten obrigkeitlichen Behörden und aller bürgerlichen Würden und Gerechtſame, von der Willkür der Majorität des Volkes, die Unverträglichkeit eines erblichen Adels mit dem Naturrecht oder dem allgemeinen Wohle. Manches aber von dem, was vor der Revolution ohne Bedenken ſchriftlich und mündlich geäußert werden konnte, erregte ſpäterhin Beſorgniß auch in den mit Mäßigung und Billigkeit urtheilenden Gemüthern. Bei der Reviſion eines Theils ſeiner „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" ward Feder ſelbſt ſtutzig bei einigen Stellen, und fragte ſich, wann und mit welchen Geſinnungen er ſo geſchrieben. Er machte ſich ſelbſt in ſpätern Jahren Vorwürfe, daß er ſeine damalige Begeiſterung für Freiheit und Menſchenrechte zu offen an den Tag gelegt, ohne die nöthige Klugheit und Mäßigung. Nachtheilig ward für ihn aber beſonders der Verdacht, der ihn und einige ſeiner Collegen traf, für Illuminaten gehalten zu werden, wozu Feder's Eintritt in den Freimaurerorden, beſonders aber ſeine Verbindung mit Knigge und Mauvillon beigetragen haben mochte, die für die Hauptbeförderer des Illuminatismus galten.

Ungefähr um dieſe Zeit (1797) veränderte Feder ſeinen bisherigen Aufenthalt in Göttingen. Mit dem im J. 1782 erhaltenen Charakter eines königl. großbritanniſchen und kurbraunſchweigiſchen Hofraths ging er nach Hanover, als Director des königl. Pageninſtituts oder ſogenannten Georgianums, mit einem Gehalte von 1200 Rthlrn. [18]). Um zu einer genauen Kenntniß des Charakters

15) Mit dem Beiſatz auf dem Titel: „Zur Prüfung der Kantiſchen Philoſophie." (Göttingen 1787.) 16) Göttingen 1788. 4 Bde. Von Feder befinden ſich in dieſem Journal, außer mehren Recenſionen, die nachfolgenden Aufſätze: 1) über die ſubjective und objective Wahrheit und die Übereinſtimmung aller Wahrheiten unter einander. 2) Beobachtung über Vernunfturtheil im Traum. 3) über den Begriff von Subſtanz. 17) In einem Schreiben des genannten Philoſophen vom 13. Febr. 1789 an Feder heißt es unter Anderem: „Was ſollten Sie nicht können, da Sie das Departement der reinen und praktiſchen Vernunft haben und die prätorianiſchen Cohorten des Syllogismus anführen." ſ. Jacobi's Auserleſenen Briefwechſel. 1. Bd. S. 308. Ein feines Lob Jacobi's enthält ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebener Aufſatz Feder's, der ſich nach ſeinem Tode unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren fand. „Ce philosophe," heißt es darin, „qui se servit des armes du scepticisme contre les nouveaux systèmes, est le plus respecté par tous les partis; il le merite. Il joint la subtilité la plus pénétrante, où il en est besoin, à une diction précise, forte, tranchante. Habitué à l'urbanité d'un homme du monde, il sait, quand il le veut, terrasser l'adversaire en athlète; il ne le fait jamais qu'aprés l'avoir mis dans son plus grand avantage. C'est ainsi qu'il a écrit pour et contre *Spinoza*, *David Hume* et *Kant*, pour et contre le fatalisme. Quoiqu'il ne se soit pas declaré bien positivement sur la propre confession, on s'apperçoit pourtant clairement, que sa tendance est toute morale etc." ſ. Feder's Leben, Natur und Grundſätze. (Leipzig 1825.) S. 357 fg.

18) Fikenſcher's Gelehrtengeſchichte der Univerſität Erlangen. 3. Abth. S. 179. Über das oben erwähnte Inſtitut vergl. die von Feder verfaßte Schrift: Die Errichtung des königl. Georgianums und deſſen Zuſtand. (Hanover 1802.)

Digitized by Google

der einzelnen Zöglinge zu gelangen, hielt es Feder für zweckmäßig, den Unterricht in allen Claſſen zu übernehmen. Zum Hauptgegenſtande deſſelben wählte er Naturgeſchichte, die ſchon während ſeines Aufenthalts in der neuſtädter Schule und ſpäterhin in Göttingen, neben ſeinen philoſophiſchen Forſchungen, ſein Lieblingsſtudium geweſen war. Die jungen Zöglinge machte er nur mit der Zoologie bekannt, die ältern aber auch mit den Elementen der Botanik, Mineralogie und Naturgeſchichte des Menſchen. Späterhin änderte er indeſſen dieſe Einrichtung dahin ab, daß er auch ſchon in den untern Claſſen die Anfangsgründe der Botanik und Mineralogie vortrug. In den beiden obern Claſſen, der Militairclaſſe und der Studirenden, lehrte er die philoſophiſche Moral in Verbindung mit dem Nöthigſten aus dem Naturrechte. Zum Leitfaden ſeines Unterrichts, in den er auch Logik und alte Literaturgeſchichte mit aufnahm, dictirte er kurze Paragraphen. Bei ſeinem praktiſchen Sinne fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, auf den Verſtand und das Herz ſeiner Zöglinge zu wirken, und zugleich eine ſtrenge Aufſicht zu führen über die unter ſeiner Leitung ſtehenden Hofmeiſter. Seine vielfachen pädagogiſchen Erfahrungen machten ihm ſein Geſchäft leicht und angenehm, und immer hielt er dieſe Zeit für die angenehmſte ſeines Lebens.

Seine glücklichen Verhältniſſe wurden geſtört durch den längſt gefürchteten Einmarſch franzöſiſcher Truppen in Hanover im Juni 1803. Er ertrug dies Schickſal mit männlicher Faſſung und ſuchte ſeine Mitbürger zu tröſten durch die Vorſtelluug, daß der Menſch ſich in das Unvermeidliche fügen müſſe. Für ſein Inſtitut ſorgte er redlich und traf die im Drange der Zeit nöthigen Erſparniſſe. Harte Bedrückungen und Schändlichkeiten empörten ſein Herz, und er mußte dann wieder zu ſeinen unerſchütterlichen Grundſätzen ſeine Zuflucht nehmen. Vor unzähligen Anläſſen zum Unmuth bewahrte ihn aber auch das Princip, nichts Böſes, von welcher Art es auch ſein möchte, zu glauben, was ſich noch irgend bezweifeln laſſe. Doch drückten ihn auch häusliche Leiden in jener verhängnißvollen Zeit, beſonders der Verluſt ſeiner zweiten Gattin im März 1805, nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe. Die preußiſche Occupation der hanoverſchen Lande hatte für ihn keine unangenehmen Folgen, da er durch zufällige Veranlaſſungen mit einem der vornehmſten Männer der Adminiſtrations- und Organiſations-Commiſſion bekannt geworden war. Tief aber erſchütterte ihn das Schickſal des preußiſchen Heeres im Herbſte 1806. Durch Spanier, die im Juni 1807 nach Hanover kamen, fand Feder Veranlaſſung, noch in ſeinem 68. Jahre die Sprache jenes Volks zu lernen. Er brachte es darin in wenigen Wochen zu einer ziemlichen Fertigkeit. Trübe Stunden brachte ihm beſonders das Jahr 1811 durch die Aufhebung des Georgianums. Doch ward ihm nicht ſein bisheriger Gehalt geſchmälert. Eine innere Zufriedenheit gab ihm ſein faſt ununterbrochener Geſundheitszuſtand. „Noch hat," ſchrieb er am 15. Mai 1816, „die Munterkeit meines Geiſtes mich in den Stand geſetzt, für die göttinger gelehrten Anzeigen mehr Recenſionen zu liefern, als ich ſelbſt in Göttingen je in ſo kurzer Zeit geliefert habe." Eine Auszeichnung ward ihm um dieſe Zeit zu Theil durch die Ernennung zum Ritter des Guelphenordens [19]). Auch die göttinger Societät der Wiſſenſchaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede in der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe. Immer blieb ihm ſeine gewohnte Kraft und Thätigkeit. Im Mai 1818 ſchrieb er einem Freunde: „Das Vermögen des Geſichts, des Gehörs und der Erinnerung hat ſich um etwas, aber nicht bedeutend verringert. Meine Geiſtesbeſchäftigungen, namentlich meine philoſophiſchen Vorträge, werden mir ſo leicht, als in meinen frühern, kraftvollſten Jahren." 1819 ward er zum geheimen Juſtizrath und 1820 von der juriſtiſchen Facultät zu Göttingen zum Doctor ernannt. Seinen 82. Geburtstag überlebte er nur eine Woche. Mit gänzlich dahingeſchwundenen Kräften entſchlummerte er am 22. Mai 1821. Noch wenige Stunden vor ſeinem Tode hatte er, den Schmerz ſeiner anweſenden Tochter berückſichtigend, einen ihn beſuchenden Freund mit den Worten angeredet: Non equidem aegre ferrem, si ultima hora adesset.

Feder war von mittler Größe, hager und von ſehr reizbarem Temperament. Seine in früher Jugend ſchwächliche Conſtitution ſchien gegen das funfzigſte Jahr feſter geworden zu ſein. Durch ſtrenge Diät und Mäßigkeit in allen Genüſſen erhielt er ſich faſt ununterbrochen geſund und kräftig, ohne ſich je durch eine Brunnencur geſtärkt zu haben. Sein Gedächtniß war mehr geeignet zum ſchnellen Auffaſſen, als zum langen Behalten, und ſeine Einbildungskraft ſehr lebhaft. Überwiegend unter ſeinen Verſtandeskräften war ſein Abſtractionsvermögen. Er hatte viele Gelegenheit gehabt, es zu üben, und ebendaher war vielleicht ſeine Urtheilskraft gewandter im Bemerken der Übereinſtimmung, als des Unterſchiedes. Er beſaß alſo, um in der Wolf'ſchen Schulſprache zu reden, mehr Witz, als Unterſcheidungskraft [20]). Zufriedenheit in allen ſeinen Verhältniſſen, Geduld im Leiden und eine raſtloſe Thätigkeit bildeten die Hauptzüge ſeiner Perſönlichkeit.

In der Philoſophie ging Feder ſchon früh von der ſchönen Vorſtellung aus, die ſogleich den letzten Zweck aufſtellt und aus dem Namen ſelbſt fließt: Liebe zur Weisheit, Streben nach Weisheit, studium sapientiae. Demgemäß galt ihm die Philoſophie als eine durch unbefangenes, gründliches Nachdenken entſtehende Aufklärung und Anordnung der Vorſtellungen und Geſinnungen, zur Erzeugung einer möglichſt feſten, richtigen und naturgemäßen Denkart und Handlungsweiſe. Mit dem Menſchen, meinte Feder, habe es die Philoſophie zu thun, und alles, was ſie behandle, geſchehe am Ende doch immer nur in Beziehung auf den Menſchen. Eine Hauptbedingung beim Philoſophiren, mithin auch bei dem, was man Erforſchung der Wahrheit, vernünftiges Denken nenne, ſei daher menſchlich denken zu wollen. Auf dem Wege einer überſpannten Speculation werde man ebendarum zu keiner klaren Erkenntniß gelangen, weil man dabei von Foderungen und Prämiſſen ausgehe und in Fragen und Behauptungen ſich einlaſſe, denen nur Worte, nicht Vorſtellungen zum

19) Vgl. Horn, Der Guelphenorden. S. 309 fg. 20) Vgl. Feder's Unterſuchungen über den menſchlichen Willen. 2. Th. §. 13.

Digitized by Google

Grunde liegen, ohne alle feſte Baſis. Das nosce te ipsum hielt Feder für eine Hauptregel beim Philoſophiren. Er bezog dieſe Selbſtkenntniß nicht blos auf das Allgemeine des menſchlichen Verſtandes, ſondern auf die individuelle Art, die Dinge zu betrachten und zu ſchätzen, auf das beſondere Intereſſe in jedem einzelnen Falle, auf die verſchiedenen Neigungen und Beſtrebungen der Menſchen und ihre Vorliebe für dies und jenes. Denn in und durch uns, meinte Feder, im Strome unſrer Gefühle und Ideenverbindungen ſtellten wir uns alles Übrige vor, pflegten gewöhnlich Alles nach uns zu meſſen, Alles am liebſten in Beziehung auf uns zu beurtheilen. Daraus glaubte Feder ſchon in ſeinem früheſten Syſteme, dem er im Weſentlichen ſtets treu blieb, folgern zu können: die Furcht des Herrn ſei der Weisheit Anfang. Dieſem Grundſatze blieb er treu, ſelbſt auf die Gefahr hin, dadurch einen argen Verſtoß gegen die meiſten philoſophiſchen Syſteme zu begehen und auf den Namen eines Philoſophen alle Anſprüche zu verlieren. Aus dem rein ſittlichen Intereſſe, das er von ſeiner Art und Weiſe zu philoſophiren nie trennte, wird auch die praktiſche Richtung erklärlich, die er verfolgte. Seine moraliſchen Grundſätze von Tugend und Glückſeligkeit ſind beſonders in dem vierten Theile ſeiner mehrfach erwähnten „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" aufgeſtellt. Für die Hauptbedingungen, man könnte faſt ſagen, Beſtandtheile der menſchlichen Glückſeligkeit hielt Feder, wie er es durch ſein eigenes Leben oft bethätigte, Genügſamkeit in Abſicht auf Beſitz und Genuß und unverdroſſene Thätigkeit im Guten, nach dem Maße der menſchlichen Kräfte, um des Gewiſſens willen, ohne gierigen oder neidiſchen Hinblick auf äußern Lohn irgend einer Art. Auf eben dieſen Bedingungen, auf eben dieſen Beſtandtheilen beruhe die menſchliche Tugend. Gutes zu thun, wo man könne, ohne auf Vergeltung zu rechnen, und das Gute überall aufzuſuchen an jedem Menſchen, nicht um es für ſich zu benutzen, ſondern ihn ſelbſt dadurch im Guten zu fördern, ſich jedes Glückes beſcheiden freuen und es entbehren lernen — das ſcheinen die Hauptmaximen ſeiner Klugheitslehre geweſen zu ſein, ſeit er mit männlicher Kraft und Beſonnenheit und mit klarem Bewußtſein ſeiner individuellen Anlagen und Verhältniſſe ſich mit der Ausbildung ſeines Charakters beſchäftigte. Begangene Fehler gut zu machen hielt er für ein Hauptſtück menſchlicher Weisheit und für das weſentliche Erfoderniß hierzu die Aufmerkſamkeit auf unſere Verhältniſſe und Pflichten, mit dem ernſtlichen Willen, ihnen gemäß zu handeln. Dabei, meinte Feder, bleibe man am geneigteſten, ſeine Fehler einzugeſtehen, weil keine überſpannte Eigenliebe ſich dagegen ſträube, und das im Ganzen gute Bewußtſein Vertrauen einflöße, in der nöthigen Achtung Anderer ſich doch erhalten und wieder heben zu können. Für einen andern, ebenſo wichtigen und mit dem vorigen in einem natürlichen Zuſammenhange ſtehenden Theil der Weisheit hielt es Feder: unter mehren Übeln, wo es ſein müſſe, recht und bald zu wählen. Man quäle ſich ſonſt nur lange vergeblich, und mache insgemein das Übel ärger. In ſeinen „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen" [21]) legt Feder das offene Bekenntniß ab: „Ich habe, wie ohne Zweifel jeder unbefangene und aufmerkſame Beobachter, viele Menſchen gekannt, die nicht nur das Äußere der Religion, ſondern auch innern Glauben an Gott und Unſterblichkeit hatten, und groben Laſtern ergeben, und Ungläubige, die jenen im Ganzen weit vorzuziehen waren; aber Keiner unter dieſen, an dem nicht viel auszuſetzen geweſen wäre. Die beſten, uneigennützig thätigſten, am ſtrengſten gerechten, billigſten, menſchenfreundlichſten Menſchen, die ich kennen lernte, hatten lebendigen Glauben an Gott. Einige meiner Vertrauten wurden ſittlicher, wie ſie gläubiger wurden. Ob dieſes durch jenes oder umgekehrt, mögen die Syſteme entſcheiden, wie ſie wollen. Nach meiner Überzeugung befördern, reinigen, ſtärken Religion und Tugend einander wechſelſeitig. Aber lebendiger Glaube an Gott, Feſthalten dieſer Idee und Leben in ihr, heben und ſtärken den Geiſt, wie nichts anderes. Wie kann das Gebet fehlen, wo ſolch ein Glaube iſt, ſolch ein inneres Leben? Wer aber Religion liebt und achtet, wie ſie es verdient, der wird auch durch ſein Beiſpiel Achtung für ſie zu erwecken und zu erhalten ſuchen. Dem wird es alſo auch ſchon darum wichtige Pflicht des guten Menſchen und des guten Bürgers ſcheinen, an den gemeinſchaftlichen Religionsübungen fleißig Theil zu nehmen und keine der darauf abzweckenden Feierlichkeiten zu vernachläſſigen, wenn ſie ſittlichen Werth haben, wie dieſes bei der chriſtlichen Religion der Fall iſt. Oder hat man ſoviel Vertrauen zu den in der Natur des Menſchen liegenden Gründen des religiöſen Glaubens und der religiöſen Furcht, daß man, nämlich in dem nicht durch Aufklärung über ſolche dunkle Gefühle ſich erhebenden großen Haufen, ſie auch ohne Beförderung äußerer Anſtalten für unvertilgbar hält? Etwas Wahres iſt hierin, was dem religiöſen Menſchenfreunde auch einige Beruhigung geben kann. Innere Kräfte und Antriebe wirken oft am beſten, wenn von Außen nichts für ſie geſchieht, und bisweilen am ſtärkſten bei Hinderniſſen und Schwierigkeiten. In Anſehung der Religion iſt dies in ihrer Geſchichte mannichfach beſtätigt, aber eben in dieſer auch eine zwiefache Gefahr für das Politiſche, nämlich entweder eine aus Unglauben entſtehende Sittenloſigkeit und Frechheit, die auch der Throne ſpottet und ſie umſtürzt, wenn ſie kann, oder ſchwärmeriſch ausbrechender Eifer für die Sache der Religion und deren Wiederherſtellung" [22]).

Wie jeder, der die Rechte des Verſtandes anerkennt und die Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit als die höchſte Würde des Menſchen verehrt, mußte auch Feder, nach den oben mitgetheilten Anſichten, ein entſchiedener Gegner des Myſticismus und der religiöſen Schwärmerei ſein. „Es mag wol," äußerte er ſich darüber [23]), „in den Empfindungen, Erfahrungen, Beziehungen der Ereigniſſe des innern und äußern Lebens mancher Menſchen Erſcheinungen geben, welche unter die gemeinen Begriffe

21) 4. Th. S. 167 fg. 22) Vergl. Feder's Leben, Natur und Grundſätze. (Leipzig 1825.) S. 282 fg. 23) ſ. a. a. O. S. 337 fg.

Digitized by Google

zu ſtellen, ſie ſich nicht leicht entſchließen können. Solcher Anſchein, vielfach und in hohen Graden, kann die Urſache ſein, daß außerordentliche Menſchen, die Urheber der wichtigſten Veränderungen in den religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten, glaubten, fühlten, äußerten, mehr als gemeine Naturproducte zu ſein, oder nicht blos im gemeinen Verhältniſſe zum allbelebenden, allordnenden Weltgeiſte zu ſtehen. Und wie wollte man das Gegentheil beweiſen, wenn ſie durch Thaten oft nicht gemeinen Anſehens ſich auszeichneten? Wenn ein ähnlicher Glaube aus dem zuerſt angezeigten Grunde, ohne ſolche Thaten, entſtehen will, gebrauche man ihn immerhin zur Belebung des eigenen ſittlichen Seins und Wirkens und zur Stärkung des Glaubens an die höchſten Vorſtellungen, den die Vernunft wohl begründen und rechtfertigen, aber ohne Hilfe angemeſſener Gefühle zum beſeligenden Leben und Wirken ſchwerlich bringen kann. Aber vor Andern als ein Dogma ihn aufzuſtellen, läßt, ohne entſprechende Thaten, die Vernunft nicht zu. Wie weit Sokrates ſelbſt im Glauben an einen ihn belehrenden und leitenden Genius ging, wie vieles von ſeinen ſtaunenden Jüngern hinzugedacht ward, weiß ich nicht. Aber wie ein ſolcher Glaube entſtehen konnte, begreife ich. Ein Gedanke, ein Entſchluß entſteht, wie es ſcheint, ganz unvorbereitet, man weiß nicht wie; er wird in frommer Einfalt geneigt, gutherzig befolgt, ausgeführt, und hat unbeabſichtigte Wirkungen von großer Wichtigkeit. Fehler, die man im Begriffe war zu begehen, und die das Gute, was bewirkt werden ſollte und bewirkt ward, um vieles vermindert hätten, wurden durch eine dabei ganz zufällige Dazwiſchenkunft verhindert. Wenn nun dies im Leben des Menſchen öfter der Fall wäre und im Leben eines Menſchen, der die höchſten Ideen der Vernunft ohnedies wärmer und zutraulicher behandelte, als die Kategorie der Metaphyſik vorſchreibt, ſo möchte dieſe immerhin Alles ganz leicht aus gemeiner Pſychologie erklären können. Begreiflich bliebe es doch, wie der Mann quaest., wenngleich in der Metaphyſik nicht ganz unbewandert, einer andern Meinung wäre, und an ſo etwas, an einen belehrenden und leitenden Genius zu glauben fortführe."

So erklärte ſich Feder den tief in der menſchlichen Natur begründeten Hang des Menſchen zum Myſticismus. Alle unſere Vorſtellungen vom Überſinnlichen, meinte er, brächten es ſchon ſo mit ſich, daß auch die wahrſte und wirkſamſte Theologie an den Grenzen des Skepticismus, Dogmatismus, Myſticismus, Idealismus und Materialismus vorüberſtreife, bald das Gepräge des einen, bald des andern mehr an ſich tragend. Kaum könnte es befremden, daß hier, wie meiſt bei allem Philoſophiren zweck- und verhältnißmäßige Miſchung des Mannichfaltigen das fruchtbarſte, ſchönſte und dauerhafteſte Product gäbe. Aber um auf dieſem, dem Ganzen der menſchlichen Natur angemeſſenen Wege glücklich und beharrlich fortzuſchreiten, dazu, meinte Feder (was er wol in Bezug auf ſeine eigenen Erfahrungen behaupten konnte), ſei nicht nur ein helles Vorſtellungsvermögen erfoderlich, ſondern auch ein, durch Naturell oder Ausbildung, zur Mäßigung und Selbſtbeherrſchung geſtimmtes Gemüth, in ſeiner Faſſung ſtark genug, die Beſchuldigungen des Synkretismus und der Oberflächlichkeit, und was ſonſt noch in der Art den einſeitig ſtarken Denkern beliebt, über ſich ergehen zu laſſen. Feder ſelbſt fand dafür Troſt in dem nie wankenden und mit den Jahren noch geſteigerten Vertrauen auf eine allwaltende Vorſehung. „Dieſe Überzeugung," ſchrieb er im April 1819 einem Freunde, „iſt noch immer dieſelbe in mir. Für gläubige Seelen, d. h. ſolche, die nicht nur dem religiöſen Glauben nicht abgeneigt ſind, ſondern durch metaphyſiſche und moraliſch-logiſche Gründe denſelben bei ſich gegründet und gerechtfertigt haben, gibt es ſicher keine wirkſamere Bekräftigung dieſes Glaubens, als vielfache Erfahrungen von Hilfe aufs Gebet, ſo folgend, daß ſich zwar noch immer allerlei darüber ſagen läßt, um die Sache als ganz natürlich vorzuſtellen, demjenigen aber, der im vollen Bewußtſein ſeiner Erfahrung bleibt, ſein an ſich ja nicht unvernünftiger Glaube ebenſo wenig dadurch genommen werden wird, als er ihn dem Andern mitzutheilen im Stande iſt. Lebe denn Jeder ſeinem Glauben, im Wege der Tugend!"

Man kann wohl behaupten, daß Feder in ſeiner Schrift Camillus, das „Bild eines im Glücke und Unglücke großen Mannes" [24]) manche Züge von ſich ſelbſt und ſeiner eignen Natur entlehnt. Ein intereſſantes Lebensgemälde entwarf er von der Kurfürſtin Sophie von Hanover [25]). Späterhin widmete er dieſer Fürſtin auch ein auf der Bibliothek zu Hanover aufbewahrtes und von ihm herausgegebenes Manuſcript [26]). Eine ſeiner letzten literariſchen Arbeiten war eine von ihm verfaßte Selbſtbiographie, die jedoch erſt nach ſeinem Tode zum Druck befördert ward. Unermüdet thätig kehrte er noch im höhern Alter ſelbſt zur Poeſie zurück, die er in ſeiner Jugend ſehr geliebt, und verſuchte ſich in mehren Gedichten [27]). In ſeinem literariſchen Nachlaß fand ſich noch eine reichhaltige Collectaneenſammlung, unter der Überſchrift: Unvollendete vermiſchte Aufſätze und Entwürfe, einige darunter auch in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache [28]). Beſondere Erwähnung unter dieſen Aufſätzen verdienen die Reflexions sur la question proposée par l'Institut National: Determiner comment on doit decomposer la faculté de penser, et quelles sont les facultés élémentaires qu'on doit y reconnaître. Von noch höherem Intereſſe iſt der durch lichtvolle und unparteiiſche Darſtellung ausgezeichnete Précis historique et critique de la philosophie de Kant. et des effets qu'elle a produite en Allemagne. Presenté à la Société philotechnique de Paris par son membre correspondant *J. G. H. Feder*. (1803. S. 32. Fol.) Der Aufſatz zerfällt in zwei Sectionen [29]). Herauszuheben

24) Hanover 1809. 25) Ebendaſ. 1810. 26) A memorial humbly offered to her Royal Highness, the Princess Sophia,' Electress and Duchess Dowager of Hanover, by the Bishop *Gilbert Burnet*. (London 1815.) 27) Man findet ſie unter der Überſchrift: Otium senile, in einem Anhange zu Feder's Leben, Natur und Maximen. S. 363 fg. 28) ſ. die Notizen darüber a. a. O. S. 349 fg. 29) Sect. I. Exposé succint de la philosophie de Kant et des principales objections faites contre elle. §. 1. Exposé des principes developpés dans

Digitized by Google

iſt unter den übrigen Aufſätzen noch eine gekrönte Preisſchrift: de juris jurandi vi rectoque usu.

Feder's Bildniß iſt von Haid und Riepenhauſen geſtochen worden, auch von Henning in der Sammlung ſeiner Schattenriſſe. Nr. 23. Seine Silhouette befindet ſich im nürnberger Kinderalmanach [30]).

(*Heinrich Döring.*)

FEDER nennt man das eigenthümliche hornige Hautgewächs, womit die Oberfläche des Vogelkörpers und einiger Inſekten (beſonders aus der Bienenfamilie) bekleidet iſt. Ihr ſubſtanzielles Gefüge, welches die allgemeinen Charaktere des Horns (ſ. d. Art.) oder Horngewebes beſitzt, hier nicht weiter berückſichtigend, mag gegenwärtige Schilderung auf ihre formelle Anlage und ihre allmälige Ausbildung ſich beſchränken.

Eine jede Feder beſteht mindeſtens aus zwei Beſtandtheilen, welche ſich als Axe und davon ausgehende, gewöhnlich zweizeilig an ihr vertheilte Äſte verhalten, und hierin allein, in dieſer pflanzenförmigen Zuſammenſetzung, unterſcheidet ſie ſich vom Haar, das ſtets eine einfache aſtloſe Axe, ein reiner Stamm iſt. Die Axe oder der Kiel (scapus) iſt an allen Federn unten aus einem hohlen Horncylinder gebildet, den man Spuhle (calamus) nennt; nach Oben geht dieſer Cylinder gewöhnlich in einen aus dichtem Zellgewebe, ſogenanntem Mark, beſtehenden, außen von feſtem Horn überzogenen Theil über, den man zum Unterſchiede von der Spuhle den Schaft (rhachis) zu nennen pflegt. Er hat ſtets eine gewölbte äußere, vom Vogelkörper abgekehrte und eine ihm zugewendete innere, etwas vertiefte Seite, nebſt zwei unter ſich gleichen, einander gegenüberſtehenden, flachen Seiten; iſt alſo um ſo deutlicher viereckig, je dicker er iſt, und je ſchärfer die Seiten an ihm hervortreten. An den beiden flachen Seiten ſitzen die Äſte, die vordere und hintere Fläche ſind aſtlos. Nicht ſelten findet ſich außer dieſem Hauptſchafte noch ein zweiter oder Afterſchaft (hyporhachis), welcher ihm gerade gegenüber von der innerſten Seite der Spuhle entſpringt, ganz ſo wie er gebaut, nur kleiner iſt, und die beiden ungleichen Flächen in umgekehrter Stellung gegen einander zeigt, die gewölbte alſo gegen den Vogelkörper, die vertiefte abwärts, ſodaß ſie der vertieften Fläche des Hauptſchaftes gegenüber liegt. Nur in einer einzigen Vogelfamilie, nämlich bei den Kaſuaren, ſind beide Schäfte gleich groß und vollkommen gleich gebaut; bei allen andern Vögeln iſt der äußere Hauptſchaft größer als der innere Afterſchaft, und letzterer wird bisweilen ſo klein, daß man ihn überſieht. Dies iſt immer an den großen Schwungfedern der Flügel und an den Steuerfedern des Schwanzes der Fall, daher man ihnen den Afterſchaft ganz abſpricht. Am deutlichſten ſieht man den Afterſchaft an den Rumpffedern der Hühner, während die Rumpffedern der Strauße ihn kaum noch beſitzen, mithin ſich wie die Schwungfedern der übrigen Vögel verhalten. Auf der andern Seite gibt es aber auch Federn ohne allen Schaft, doch nicht ohne Spuhle; eine ſolche iſt immer vorhanden. Fehlen ihr gleich die Schäfte, ſo fehlen ihr darum noch nicht die Äſte; dieſe ſitzen vielmehr um den obern offenen Rand der Spuhle und bilden einen doldenförmigen Kranz, während ſie am Schafte eine zweizeilige Ähre darſtellen. Man nennt daher ſolche Federn Doldenfedern, oder beſſer, da ihr Typus nur bei Dunen vorkommt, Doldendunen. Dieſe Bemerkung führte uns eigentlich zur näheren Unterſcheidung beider Hauptarten der Federn: der Dunen (plumulae) und der Federn im engern Sinne (pennae); allein ehe wir ihre Unterſchiede angeben können, müſſen wir noch die übrigen Theile der Federn kennen lernen, weil grade in ihnen die Hauptunterſchiede liegen.

Die Äſte (rami) gehen alſo zweizeilig von den beiden einander gegenüberſtehenden flachen Seiten des Schaftes aus und haben in der Regel eine ſchmal lanzettförmige Geſtalt. Sie ſind beträchtlich dünn in ihrer Subſtanz, obwol ſie noch aus lockerem Zellgewebe, das mit einer feinen, aber ſoliden Hornſchicht bekleidet iſt, beſtehen. Unten breit, bisweilen ſo breit, wie die flache Seite des Schaftes, an der ſie ſitzen, ſpitzen ſie ſich nach Oben gleichmäßig und allmälig zu, ſind dabei innenwärts gegen die gefurchte Seite des Schaftes langſam zugeſchärft, an der Außenſeite aber ziemlich dick oder ſchief abgeſtutzt. An dieſem ſtärkern Rande ſitzen die nächſtfolgenden Beſtandtheile der Federn, die Strahlen (radii): Fortſätze von ähnlicher Bildung wie die Äſte, nur viel kleiner und zarter gebaut, aber ebenfalls zweizeilig am oberen oder äußeren Rande eines jeden Aſtes grade ſo befeſtigt, wie die Äſte ſelbſt am Schafte ſitzen. Dieſe Strahlen beſtehen aber nicht mehr aus lockerem Zellgewebe, ſondern

---

l'ouvrage „Critique de la raison pure." §. 2. Objections faites contre ces principes. §. 3. Application des principes de la philosophie critique aux principaux articles de la metaphysique. §. 4. Principes de la philosophie morale de Kant. §. 5. Reflexions sur ces principes. §. 6. Dogmes les plus marquans de Kant concernant le droit naturel et politique, la théorie des beaux arts, la physique et les religions positives. Sect. II. Des effets que la philosophie de Kant a produite en Allemagne. §. 1. Remarques générales sur les causes, qui ont retardé ou facilité les progrès de la philosophie de Kant. §. 2. Mouvemens arrivés dans l'encyclopédie philosophique. §. 3. Grand schisme dans l'école de Kant. Le professeur Fichte. §. 4. Classification des philosophes pendant et après la revolution literaire. §. 5. Changemens apportés aux sciences philosophiques et aux autres branches de la littérature. §. 6. Apperçu général du produit né de ces disputes.

30) Vergl. Feder's Leben, Natur und Grundſätze (herausgegeben von ſeinem Sohne, K. A. L. Feder). (Leipzig 1825.) Feder's Tod und Begräbniß (in Salfeld's Vierteljährigen Nachrichten von Kirchen- und Schulſachen. 1821. 2. Bd. 2. Heft). *G. C. Oertel*, De vita et fatis Federi. (Norimbergae 1789. 4.) (Feder's Jugendgeſchichte enthaltend.) Pütter's Gelehrtengeſchichte von Göttingen. 2. Th. S. 164 fg. 398. 3. Th. (herausgegeben von Salfeld). S. 192 fg. Fikenſcher's Gel. Fürſtenthum Baireuth. 1. Bd. 2. Abth. S. 512 fg. 11. Bd. S. 34 und 120. Deſſen Gelehrtengeſchichte der Univerſität Erlangen. 3. Abth. S. 172 fg. (Küttner's) Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiſten. S. 505 fg. Seiler's Gemeinnützige Beiträge. 1789. Beil. IV. S. 79 fg. (S. Baur's) Charakteriſtik der Erziehungsſchriftſteller Teutſchlands. S. 111 fg. Rotermund's Gel. Hanover. 2. Bd. Spiel's Vaterländiſches Archiv. 1821. 5. Bd. Nr. 24. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 298 fg. 9. Bd. S. 328 fg. 11. Bd. S. 216. 13. Bd. S. 364 fg. 17. Bd. S. 553 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 116.

Digitized by Google

blos aus einer einzigen Reihe primärer Hornzellen, welche durch innige Verwachſung ihrer Wände ſich nach und nach zu einem Hornplättchen ausbilden, an dem man jedoch häufig noch die Höhle der urſprünglichen Zellen erkennen kann. Erſt wenn ſie verſchwunden iſt, hat der Strahl ein völlig homogenes Anſehen. Bei manchen Federn, namentlich den *metalliſch* glänzenden, oder den Panaſchen des Straußes, ſind die Strahlen flache, länglich lanzettförmige Hornblättchen, ohne alle anderen Anhänge, welche ſich durch dichtes Aneinanderlegen allſeitig berühren und mit ihren Spitzen kreuzen, ſodaß die nach Vorn gegen das Ende der Feder gewendete Reihe des hinteren Äſtes über die nach Hinten gegen die Baſis der Feder gewendete Reihe des nächſtfolgenden oberen Äſtes weggreift. Man pflegt deshalb jene die *vordere* oder *obere*, dieſe die *hintere* oder *untere* Strahlenreihe zu nennen. Allein die Äſte der meiſten Federn, namentlich die der größern Schwung- oder Steuerfedern, haben an den Strahlen neue Fortſätze, die vom Ende jeder einzelnen primären Bildungszelle nach Oben wie nach Unten auszugehen pflegen. Die obern, vom Körper des Vogels abgewendeten, Fortſätze ſind ſtets einfache Fädchen von verſchiedener Länge, ſie werden *Wimpern* (ciliae) genannt; die untern dagegen ſind ähnlich geformte, aber mit der Spitze hakenförmig nach Unten und Hinten umgebogene *Häkchen*. Jene, die Wimpern, ſtehen ab von der Fläche der Feder und neigen ſich ſchief nach Oben, die Häkchen aber biegen ſich abwärts nach Unten gegen die unter ihnen liegenden Strahlen des nächſtfolgenden Federnaſtes und umfaſſen ſeinen obern etwas verdickten Rand, ſodaß derſelbe in ihren öſenförmigen Haken genau hineinpaßt und dadurch in einer beſtimmten Lage erhalten wird. Dieſe Wimpern und Häkchen finden ſich übrigens nur an den Strahlen der obern oder vordern Reihe jedes Äſtes, *nie* an den untern oder hintern Strahlen, ſie bewirken durch das Eingreifen der Häkchen hinter den oberen leiſtenartig vorſpringenden Rand der untern Strahlen das innige Zuſammenhalten der ſämmtlichen Strahlen und Äſte in der einmal angeordneten Verbindung und machen dadurch den veräſtelten Theil der Feder zu einer gleichmäßigen continuirlichen Fläche, welche, als Ganzes betrachtet, den Namen *Fahne* (vexillum) führt und als zweiter Haupttheil der Feder der Spuhle gegenüberſteht. Aber nicht alle Federn haben, wie geſagt, die Häkchen und den dadurch bedingten innigen Zuſammenhalt der Theile der Fahne; nur den größern, derbern Federn, und ganz beſonders den Schwingen, kommen ſie zu; die meiſten Federn ſind häkchenlos, ſelbſt wimpernlos, ja einige haben nicht einmal Strahlen, z. B. die borſtenförmigen Federn des indiſchen Kaſuars. Äſte aber müſſen vorhanden ſein, denn Federn ohne Äſte ſind Borſten oder Stacheln, je nach ihrer Dicke und Größe. Nur zwei Vögel haben ſolche aſtloſe Federn, der Truthahn zeigt uns einen Schopf langer Borſten mitten auf der Bruſt, und der indiſche Kaſuar hat eine Reihe ſtarker Stacheln am Flügel ſtatt der Schwingen.

Kommen wir nun zurück auf den Unterſchied der eigentlichen Federn und Dunen, ſo hängt derſelbe vom Bau der Äſte, Strahlen und Wimpern ab. Abgeſehen davon, daß dieſe Theile an echten Federn immer einen viel derberen, ſolideren Bau haben, unterſcheiden ſich die Dunen von den wahren Federn beſonders durch die rundliche cylindriſche Form und die größere Längsausdehnung aller ihrer Beſtandtheile, mit Ausnahme der Axe, welche im Gegentheil bei Dunen ſtets kürzer iſt, als bei wahren Federn. Beſonders lang und fein ſind die Strahlen, weniger lang erſcheinen dagegen die Äſte ſelbſt, und dieſe Unterſchiede ſteigern ſich, je vollendeter die Dune iſt. Endlich aber und ganz beſonders weichen die Dunen darin von den Federn ab, daß ſie weder Wimpern noch Häkchen an ihren Strahlen beſitzen, ſondern dafür abſatzweiſe ringsum verdickt oder in zwei gegenüberſtehende feine Spitzen ausgezogen ſind. Dieſe Verdickungen oder Zacken ſitzen am Ende jeder einzelnen primären Bildungszelle und erſcheinen bisweilen als trichterförmige Erweiterungen ihres Endes. Haben die Dunen eine graue Farbe, ſo ſind dieſe erweiterten Stellen jeder Zelle ſchwarz gefärbt, die dünn gebliebenen Theile aber rein weiß; bei weißen Dunen ſind natürlich auch die Verdickungen weiß. Andere Farben kommen aber bei Dunen nicht vor, nur bei der Trappe ſind ſie roſenroth, ſelbſt braunroth gefärbt, dagegen prangen die wahren Federn, ſoweit ſie äußerlich ſichtbar ſind, mit ſehr lebhaften, intenſiven und mannichfach verſchiedenen Farben. Dieſe Farben haben ihren Sitz in der Hornmaſſe ſelbſt, und ſind hier von beſonderen Farbenzellen umſchloſſen. Iſt die Färbung metalliſch, ſo liegt der Glanz und das ſchöne Colorit oben auf einem braunen oder ſchwarzen Grunde auf; iſt dagegen das Gefieder miſchfarbig, z. B. grau, graugelb, graugrün, oder graublau, ſo beſteht auch das äußere Gefieder aus abwechſelnd hell und dunkel gefärbten Stellen. Klare Farben ſind gleichmäßig aufgetragen und in der ganzen äußern Hornmaſſe gleichförmig vertheilt. Dies gilt jedoch nur von ihren außen ſichtbaren Stellen, die unſichtbaren, von benachbarten Federn bedeckten, Stellen ſind ſtets ſchwächer gefärbt, gewöhnlich grau oder weiß, wie die Dunen, denen ſie auch im Baue gleichen; denn nur ſoweit wie eine Feder hervorragt und bei der Betrachtung von Außen geſehen wird, hat ſie den oben beſchriebenen derberen Bau, an allen verdeckten Stellen iſt ſie dunig gebaut. Nur die Schwingen, Steuerfedern und großen Flügeldeckfedern ſind ganz derb, ohne Dunenäſte, ingleichen die Federn der Strauße und Kaſuare, welchen beiden Vögelgruppen die Dunenbildung, wenigſtens im erwachſenen Alter, ganz fehlt. Das ſind aber auch die einzigen Vögel ohne Dunen, alle andern haben wenigſtens Dunenäſte an den äußern Deck- oder Konturfedern, ſoweit dieſelben von ihren Nachbarn bedeckt werden. Auch iſt der Afterſchaft aller Vögel blos dunig gebaut, nur nicht bei den Kaſuaren, denn hier gleicht er dem Hauptſchafte völlig. Alle Sumpf- und Waſſervögel haben ganze Dunen zwiſchen den Konturfedern, die übrigen Vögel tragen ihre Dunen in der Regel nur auf ſolchen Stellen des Körpers, wo keine Konturfedern ſtehen. Daß man ſie dennoch äußerlich nicht ſieht, rührt von der Größe der benachbarten Konturfedern her, indem letztere ſich über die Dunenflächen mit ausbreiten.

Neben dieſen beiden Hauptarten der Federn unter-

Digitized by Google

ſcheidet man noch eine dritte Form, für welche Nitzſch, dem wir durch ſein Syſtem der *Pterylographie* (Halle 1840. 4.) die beſten Aufſchlüſſe über das Vogelgefieder verdanken, den Namen *Fadenfedern* (filoplumae) vorgeſchlagen hat. Es ſind feine dünne Federn mit zartem, hohlem, ganz ſpuhlförmigem Schafte, der oben, bisweilen auch unten, einige Paare von Äſten trägt. Die unteren Äſte haben einen einfach dunigen Bau, die obern aber ſind derber gebaut, haben ſperriger geſtellte kürzere Strahlen und ſehr feine, ungleiche Spitzen an den Enden ihrer primären Zellen. Dieſe Fadenfedern kommen allen Vögeln zu, ſtehen immer dicht neben den Konturfedern, bald je zwei, bald in noch größerer Zahl, werden aber ihrer Kleinheit wegen leicht überſehen und üben daher nirgends einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Gefieders aus. Welchen Zweck ſie erfüllen, läßt ſich bis jetzt nicht gut angeben. Dagegen ſcheinen die *Borſtenfedern* (setopennae) ſehr beſtimmte, leicht erkennbare Zwecke zu haben. Es ſind dies kleine Konturfedern mit ſtarken, ſteifen, *oben aſtloſen* Schäften, die daher in eine lange Borſte ausgehen, und als ſolche leicht erkannt werden. Sie ſtehen theils am Mundwinkel und Schnabelrande, theils am Rande der Augenlider, und dienen dort vielleicht als Taſtwerkzeuge, hier aber als Schutzmittel für das Sehorgan des Vogels. Ob ſie beſondere Bewegungsmuskeln haben, wie alle wahren Konturfedern, iſt zwar nicht ſicher ermittelt, für die Augenliderborſten aber durchaus unwahrſcheinlich; dagegen fehlen allen Dunen und Fadenfedern beſondere Bewegungsmuskeln ganz. Letztere kommen dagegen den wahren Konturfedern zu, und zwar jeder einzelnen derſelben *vier*; ſie gehen von vier benachbarten Federtaſchen da aus, wo dieſe nach Innen die Haut überſchreiten, und ſetzen ſich an die Spitze der einen, zwiſchen den vieren ſtehenden Feder. Ihre Contractionen bewirken das Sträuben oder Senken des Gefieders und die davon abhängige aufgedunſene oder ſchlanke Geſtalt des Vogels. In fraglichen Fällen entſcheidet ihre Anweſenheit bei einer Feder, ob ſie Konturfeder iſt oder nicht, denn nur ihnen kommen Bewegungsmuskeln zu.

Dies iſt das Wichtigſte, was ſich über die formalen Unterſchiede der Vogelfedern im Allgemeinen angeben läßt; wir reihen daran eine ähnliche Schilderung ihres allmäligen Entſtehens und ihrer Verbindung mit der Haut des Vogels.

Die Federn, ſowol die Dunen als auch die Konturfedern, ſtecken in Taſchen der Haut, welche nach Innen über die Hautgrenze um ſo mehr hervorragen, und in das Fettgewebe unter der Haut eindringen, je größer und kräftiger ſie ſind. Eine ſolche Taſche iſt zunächſt von einem lederartigen Balge ausgekleidet, deſſen derbe weißliche Wand aus mehren Lagen pflaſterförmiger Epithelialzellen beſteht, nirgends aber, als nur in der äußerſten Tiefe, mit der Hauttaſche innig zuſammenhängt. Dort, in der Tiefe, gehen beide in einander über, und öffnen dadurch den vom Fettgewebe herkommenden Blutgefäßen einen Zugang in die innere Höhle des Balges. Dieſe Höhle umſchließt eine weiche, ſulzige, vorzugsweiſe von den Äſten der Blutgefäße durchzogene Materie, welche den Bildungsſtoff der Feder producirt und alſo die *Matrix* der Feder iſt. Sie hat ganz genau die Form des Balges, und ſpitzt ſich, wie dieſer, nach Oben zu. Beide ſtellen alsdann einen kurzen, dicken Stachel dar, und das iſt auch die urſprüngliche Form, unter welcher die dann noch ganz vom Balge umſchloſſene junge Feder die äußere Grenze der Haut überſchreitet. Sobald dies geſchehen iſt, öffnet ſich der Balg an ſeiner Spitze und die erſten oberſten Äſte, welche paarig von der Spitze des Schaftes ausgehen, treten in Form eines Pinſels aus der Öffnung hervor. Während dieſer Pinſel immer größer und höher wird, entwickeln ſich in der Tiefe des Balges die mittleren und unteren Theile der Feder, und hier findet der aufmerkſame Beobachter Gelegenheit, ihre Bildung zu ſtudiren. Ich habe meine darüber angeſtellten Beobachtungen in der ſchon erwähnten *Pterylographie* von Nitzſch niedergelegt (S. 6 in der Note *) und gebe davon jetzt einen möglichſt gedrängten Auszug.

Zwiſchen den Balg und die Matrix, welche ſelbſt von einer ſehr zarten, ſtructurloſen Haut überzogen iſt, wird von letzterer eine Flüſſigkeit abgeſetzt, in der ſich bald kleine *Kernzellen* (ſogenannte *Cyſtoblaſten*) und ſpäter um dieſe größere Zellen bilden. In den höher hinaufgerückten Theilen der Flüſſigkeit legen dieſe größeren Zellen ſich dicht an einander und bilden bei ziemlich gleicher Größe ein ſehr regelmäßiges, weiches Gewebe. Dies Gewebe ſtellt natürlich da, wo es ſchon im völligen Zuſammenhange der Zellen exiſtirt, einen zwiſchen Balg und Matrix gelegenen, um die letztere herumgehenden Cylinder dar, und beſteht nicht blos aus einer einzigen Zellenlage, ſondern aus mehren über einander. Je weiter dieſer Zellencylinder hinaufrückt, um ſo mehr verdicken ſich die Zellenwände und verwachſen dabei inniger; doch ſcheint auch von der Matrix her ihre Maſſe immer zuzunehmen, mithin der ganze Cylinder dicker und dicker zu werden. Die dabei nothwendig ſtattfindende Ausdehnung der äußeren, am Balge liegenden Zellenſchichten wird aber durch die unveränderliche Weite des Balges in eine beſtimmte Grenze zurückgehalten, und dadurch die äußere Oberfläche des Zellencylinders genöthigt, ſich zu falten. Das geſchieht nun nach einem ſehr beſtimmten, überall gleichen Typus, es bilden ſich in gleichem Abſtande von einander rund herum Längsfalten am Zellencylinder, die tiefer und tiefer einſchneiden, je höher der Cylinder hinaufrückt, und endlich an ſeinen obern Theilen ihn wahrhaft zerſchneiden, in getrennte Streifen eines dichten Zellgewebes auflöſen. Aus dieſen Streifen entſtehen die Äſte der Feder. Hat ein ſolcher Streifen eine gewiſſe Länge erreicht, ſo geht er aus der runden Fadenform immer mehr in die eines dreiſeitigen Prisma's über, deſſen eine ſcharfe Kante grade nach Außen gegen die innere Wand des Balges gerichtet iſt. Auf den beiden Flächen neben dieſer äußern Kante ſieht man alsdann die einzelnen, aber verwachſenen Zellen in ſchiefen Reihen über einander ſtehen, während die dritte gegen die Matrix gewendete Fläche ſich vertieft und nach und nach durch eine ſcharf einſchneidende Furche in zwei Blätter ſpaltet. Jedes dieſer Blätter beſteht nur aus

Digitized by Google

einer einzigen Zellenlage, und aus ihr entſtehen die Strahlen des Äſtes, indem ſich die ſchief über die beiden andern Seiten des Prisma's verlaufenden Zellenreihen von einander ſo ablöſen, daß die Zellen einer und derſelben Reihe im innigſten Verbande mit einander bleiben, die der neben einander liegenden Reihen dagegen ſich von einander trennen. Iſt das geſchehen, ſo ſind die einzelnen Strahlen in der Anlage gebildet, und zugleich iſt der Aſt ſelbſt ſchärfer entwickelt, indem für ihn die Zellenmaſſe in der Mitte unter wie neben der äußern ſcharfen Kante des Prisma's übrig bleibt. Während nun die Strahlen ſich weiter entwickeln, namentlich an ihren untern Zellen eine ſehr kräftige Zellenhaut geſtalten, rückt der ganze Cylinder von Unten nach Oben zwiſchen Balg und Matrix in die Höhe, allein ungleich, in ſofern nämlich der Fortſchritt an der äußern vom Vogelkörper abgewendeten Seite viel ſchneller erfolgt, als an der innern. Ein ſolcher ungleicher Fortſchritt der äußern und innern Theile des Zellencylinders findet bei allen Federn ſtatt, die keinen doldenförmigen Typus haben, und dieſer ungleichmäßige Fortſchritt in der Entwickelung bewirkt die Entſtehung des Schaftes, wie der Fahne. Haben nämlich die äußern Zellenſtreifen, aus denen die erſten oberſten Äſte gebildet werden ſollen, bis zu einer gewiſſen Tiefe ſich von einander abgelöſt, ſo hört ihre Trennung auf, während die Trennungslinien der neben ihnen liegenden Äſte noch etwas weiter nach Unten hinabreichen. Indem nun dieſer Theil des Cylinders ſchneller wächſt als die andern, wird er natürlich auch viel höher und bildet dadurch, daß er in dem Maße, wie er höher ſich erhebt, auch immer mehr Zellen in ſeine Maſſe aufnimmt, den nach Unten ſtets dicker werdenden Schaft. Der Schaft iſt demnach nichts anderes, als der obere, ſchief ausgezogene Rand des Spuhlencylinders, der zur Verſtärkung ſeiner ſelbſt, ſtatt aus einfachen, ſoliden Hornzellen, aus einem maſchigen, von feſter Hornſchicht bekleideten, Horngewebe beſteht, und dadurch ſich ſo auffallend verdickt. Sind zwei Schäfte vorhanden, ſo hat der obere Rand des Spuhlencylinders ſich an zwei gegenüberſtehenden Punkten, dem *äußerſten* und *innerſten*, ſchaftartig erhoben, und ſind beide Schäfte gleich groß, ſo geſchah dieſe Erhebung gleichzeitig und gleich kräftig. Fehlt der Schaft, ſo hat die Spuhle ihren urſprünglichen Grundtypus unverändert beibehalten. Die Doldendunen ſind alſo die einfachſten Geſtalten der Federn; die Schwungfedern, an denen der Schaft ſo ſehr überwiegt, die weiteſten Modificationen dieſes Typus. Dennoch kann man auch an ihnen ſehr gut bemerken, daß alle Äſte, obwol ſie zweizeilig geſtellt ſind, eigentlich eine ſehr langgezogene Ellipſe am Schafte beſchreiben, denn nach Unten nähern ſich beide Reihen und treffen hier ſogar zuſammen. Ebenda endet auch die hintere Schaftfurche, ja ſie dringt ſelbſt als Rohr ſich fortſetzend in die Höhle der Spuhle ein, ſodaß die letztere nach Oben eigentlich nicht geſchloſſen iſt, ſondern wirklich offen bleibt, was ſie dem Typus der Feder zufolge auch ſein muß. Zugleich erklärt ſich aus dieſer Anlage ſehr gut die hintere Schaftfurche und ihre Lage am Schaft; ſie iſt eine Fortſetzung der obern Spuhlenmündung und zeigt, daß der Schaft eigentlich ein ſchief ausgezogener Halbcylinder, eine einſeitige Fortſetzung der cylindriſchen Spuhle iſt. Beide Schäfte, der Hauptſchaft und der Afterſchaft, müſſen aus demſelben Grunde ihre gefurchten halbhohlen Seiten gegen einander, ihre glatten, gewölbten aber von einander wenden, weil ſie ſich wie die Hälften eines der Länge nach geſpaltenen Cylinders zu einander verhalten. Wenn nun die auf ſolche Weiſe ungleichmäßig im ganzen Umfange des Zellencylinders nach und nach erfolgende Spaltung deſſelben in Äſte vollſtändig bis zur hinterſten oder innerſten Stelle ſeines Umfanges ausgeführt iſt, ſo hat die Bildung der Fahne ihr Ende erreicht, und die Bildung der Spuhle beginnt, d. h. die Spaltung des Zellencylinders in einzelne Zellenſtreifen (Hornzellen) hört auf, er bleibt fortan wieder, was er zuerſt war, ein in ſich geſchloſſener Cylinder. Auch in ihm verlieren die Hornzellen, wie in den alten ausgebildeten Strahlen, ihre Höhlen, und die ganze Subſtanz erſcheint als eine ſolide Hornmaſſe, deren Zellen durch Auswachſung an beiden Enden ſich zu Fäden umbilden und als ſolche durch die Behandlung mit kauſtiſchem Kali wieder dargeſtellt werden können. Die Spuhle wird übrigens auch ferner, ſo lange ſie noch wächſt, von der Matrix ihrem Stoffe nach gebildet, und ihre Zellen ſind es, welche ſich aus dem von der Matrix zubereiteten Cytoblaſtema ſelbſtändig geſtalten und wachſend vergrößern, wie umbilden. Daher iſt die Matrix der eigentliche Lebensherd der Feder, ihre wahre Mutter, die alle ſubſtantiellen Beſtandtheile der Feder bereitet hat und dem in dieſer Grundmaterie erwachten Zellenleben es überläßt, ſich nach ihrem beſondern Schema als Hornzellen weiter zu geſtalten. In dieſer Matrix und durch deren Zuſammenhang mit dem Zellgewebe unter der Haut wird die Feder empfindlich, ſie ſelbſt iſt todt, ſowie ſie ſich gebildet hat, und kann ohne Schmerz verſchnitten werden, wie das Haar. Nur das Ausreißen macht Empfindung, weil dabei die Matrix verletzt und ihre Verbindung mit dem lebendigen Zellgewebe der Fettſchicht zerſtört wird. Deshalb blutet die Stelle und ebendeshalb füllt ſich der untere Theil einer ausgeriſſenen, nicht ganz ausgewachſenen Feder mit Blut, das aus den Blutgefäßen im Innern der Matrix hervorquillt. Iſt aber die Feder ganz im Wachsthum vollendet, ſo hat auch die Matrix ihren ganzen Stoffinhalt verbraucht, und nichts bleibt von ihr im Innern der Spuhle zurück, als die zarte, ſtructurloſe Haut, womit ihre Oberfläche bekleidet war. Dieſe Haut wird von der Matrix in ihren obern Theilen nach und nach abgeſtoßen, je mehr ſie an Stoff verliert und dadurch ſich verkleinert; es entſtehen daraus länglich koniſche oder wie über einander geſtülpte Tuten ausſehende Schichten, welche innig aneinanderhängend in ihrem zuſammengeſchrumpften Zuſtande die ſogenannte *Seele* im Innern der Spuhle ausmachen. Die letzten unterſten Schichten derſelben wölben ſich gewöhnlich nicht mehr, weil dann die Matrix ſchon zu klein geworden iſt, ſie ſchließen vielmehr, in vielfacher Zahl als Querſcheidewände übereinanderliegend, die nach Unten mehr zuſammengezogene Öffnung der fertigen Feder. Mit dem Rande dieſer Öffnung ſtößt die Feder an den Balg, der ſie in der Hauttaſche umſchließt, und ebendaran

Digitized by Google

ſetzen ſich ihre Bewegungsmuskeln, wenn ſie eine Konturfeder iſt. (*Burmeister.*)

FEDERALAUN, FEDERSALZ, zum Theil **Alun vierge (Alumine sulfatée alcalisée. H.)** Ein der Claſſe der Salze angehöriges, ohne Zweifel ſehr neues Erzeugniß des Mineralreiches, was noch täglich aus denjenigen Steinarten, in welchen ſeine Beſtandtheile, Thonerde, Schwefelſäure und Kali, enthalten ſind, unter gewiſſen Verhältniſſen auswittert.

Er iſt gewöhnlich von gelblich= oder graulich=weißer Farbe, findet ſich meiſt nur als Beſchlag und Überzug auf Steinarten der erwähnten Art; ſeltener und kaum derb, tropfſteinartig, nierenförmig, traubig, bisweilen in haarförmigen Kryſtallen, die entweder verworren unter einander verwachſen, oder auch büſchelförmig zuſammengehäuft ſind. Der Bruch iſt theils erdig und matt, theils faſerig und perlmutterartig ſchimmernd oder glänzend. Er iſt weich, wenig ſpröde, leicht zerſprengbar, nicht ſonderlich ſchwer, hat einen ſüß zuſammenziehenden Geſchmack, iſt in 16 bis 20 Theilen kalten Waſſers auflöslich und zergeht in der Hitze in ſeinem eigenen Kryſtalliſationswaſſer, wo er ſich dann aufbläht und endlich eine lockere, zerreibliche Maſſe bildet. Er ſcheint nicht als völlig reiner Alaun in der Natur vorzukommen, ſondern meiſt mit Eiſen verunreinigt zu ſein. Wenigſtens enthält der freienwalder Federalaun, nach Klaproth's Unterſuchung, in 100 Theilen neben 15,25 Thonerde 0,25 Kali und 77,0 Schwefelſäure und Waſſer noch 7,5 Eiſen.

Er findet ſich auf (wahrſcheinlich Schwefelkies enthaltendem) Thonſchiefer und Schieferthon (bei Siſtitz in Kärnthen, bei Krems und Gottwich in Öſterreich und an mehren andern Orten). Ferner als Auswitterung auf Alaunſchiefer (zu Freienwalde) und Steinkohle (in Böhmen, Sachſen, zu Potſchappel und anderwärts). Auch ſoll er (nach Steffens) mit Fraueneis in den Braunkohlenlagern bei Halle und andern Orten vorkommen. Endlich findet er ſich häufig in vulkaniſchen Gegenden, vorzüglich in der ſogenannten Alaunhöhle bei Capo di Miſeno unweit Neapel, bei Solfatara, auf Vulcano und Stromboli und andern Orten.

Von dieſem bisher bekannt geweſenen natürlichen Alaun iſt ein ganz neuerlich (im Sommer 1817) in einem Braunkohlenlager bei Tſchermig zwiſchen Saatz und Kaaden in Böhmen entdeckter und zur Zeit noch nirgends beſchriebener natürlicher Alaun in oryktognoſtiſcher und chemiſcher Hinſicht weſentlich verſchieden. Da der erſte Band der Schriften der dresdener Geſellſchaft für Mineralogie eine vollſtändige Beſchreibung und Analyſe deſſelben enthalten wird, ſo iſt hier vorläufig nur ſoviel davon zu bemerken, daß dieſer Alaun, welcher in derben Maſſen und in Trümmern von mehren Zollen Stärke vorkommt, nach einer wiederholten ſorgfältigen Unterſuchung des Profeſſors Dr. Ficinus in Dresden, kein Kali enthält, ſondern ein durch Bittererde geſättigtes, ſchwefelſaures Thonſalz, folglich auch in chemiſcher Hinſicht höchſt intereſſant iſt. (*Blöde.*)

FEDERAUN, eine Landgerichtsherrſchaft im Bezirke Arnoldſtein des villacher Kreiſes Oberkärnthens, mit dem Dorfe und Schloſſe gleiches Namens, wovon das erſtere nächſt dem linken Ufer des Gailfluſſes an der von Villach nach Udine führenden Commercial=, Haupt= und Poſtſtraße, das letztere auf einem hohen Felſen liegt, der über die Straße zu hängen ſcheint und eine überaus maleriſche Anſicht gewährt, mit einer Brücke über den Gailfluß, einer Kirchengilt, deren Beſitzer die Kirche iſt, und einem lebhaften Frachtfuhrweſen, das hier ſeinen Zug nach Italien vorüber nimmt. Das Dorf zerfällt in Ober= und Unter=Federaun, davon das erſtere auf dem Berge in der Nähe der alten Burg, das letztere aber unten an der Poſtſtraße liegt. (*G. F. Schreiner.*)

Federbinſe, ſ. Eriophorum.

Federharz, ſ. Erdharz Bd. 36. S. 401.

FEDERICI (D. Francesco), Prieſter und Componiſt zu Rom um 1676. Sein Oratorium, welches Burney auffand, war nach dieſes Mannes Urtheil das erſte regelmäßige, in ſolcher Einrichtung gehalten, wie wir uns ein Oratorium zu denken gewohnt ſind, mit Berückſichtigung der Inſtrumentationsweiſe des 17. Jahrhunderts. Das Werk heißt: Oratorio di santa Christina con Stromenti. (1676.) Die Begleitung beſteht blos aus zwei Violinen, der Bratſche und dem Violoncello. Es hat keine Einleitungs=Sinfonie oder Ouverture, ſondern hebt gleich mit einem ordentlich begleiteten Recitative an, das unter die älteſten der Art gehört, ſodaß es Burney gradehin das erſte nennt. In demſelben Jahre: Santa Caterina da Siena, Oratorio a 5 voci con Stromenti. Burney hat in ſeinem Geſchichtwerke (T. 4. p. 117) aus beiden Werken Arien mitgetheilt. Noch ein

Federici, Vincenzo, geboren zu Peſaro 1764, von ſeinen Ältern zum Rechtsgelehrten beſtimmt. Im 13. Jahre fing er an das Clavierſpiel zu lernen, worauf er auch Unterricht in der Harmonielehre nahm. Als er in ſeinem 16. Lebensjahre ſeinen Vater durch den Tod verloren hatte, trieb ihn ſein jugendlicher Wunſch, die Welt kennen zu lernen, nach der von vielen Nationen beſuchten Hafenſtadt Livorno, wo er ſich bald mit einſchiffte, nach London und von da nach Nordamerika fuhr. Nachdem er ſich hier einige Zeit herumgeſchlagen hatte, ſegelte er nach London zurück, wo er ſich vom Unterricht in der Muſik ernährte und in ſeinen Freiſtunden die Tonſätze älterer Italiener und Händel's ſtudirte. Etliche Verſuche in der Compoſition fielen ſo aus, daß er mehr dahin gezogen wurde. 6 Sonates pour le Clavecin avec accomp. Op. 1 erblickten bei Preſton in London das Licht der Muſikwelt. Dies verhalf ihm zur Cembaliſtenſtelle an der italieniſchen Oper in London, wo er unter andern mit Cimaroſa's, Paeſiello's und Sarti's Theaterſtücken bekannt wurde, die ihn lebhaft anregten. Eine noch größere Wirkung brachten Haydn's Symphonien hervor, die er in Privatakademien zu hören bekam. Sie befeſtigten ſeinen Entſchluß, ſich mit dem größten Ernſte der Compoſition und dem tiefern Studium der Kunſt zu widmen. Aus dieſem Grunde verließ er London, wo er nicht Maeſtro der Oper geweſen war, wie es gewöhnlich heißt, und begab ſich nach Italien, wo er bei Bianchi in Cremona Unterricht nahm und das Valotti'ſche Syſtem erklärt be-

Digitized by Google

kam. 1790 ſchrieb er ſeine erſte Oper: l'Olimpiade, für Turin; dann für London: Il Demofoonte; La Zenobia; La Nitteti; La Didone und mehre einzelne Sätze, z. B. die Scene: Guardami in volto etc. Im Jahre 1802 verließ er London abermals und kehrte nach Italien zurück, wo er 1803 für Mailand il Castor e Polluce ſchrieb, welche Oper für ſeine beſte gehalten wird; Il Giudizio di Numa; 1804 Oreste in Tauride; 1805 La Sofonisba für Turin; 1806 Idomeneo für Mailand; 1808 La Conquista delle Indie für Turin; 1809 Ifigenia in Aulide für Mailand. — Da nun im Jahre 1809 in Mailand das muſikaliſche Conſervatorium errichtet wurde, worüber man die Leipziger Allgem. muſikal. Zeitung 1810 Nr. 22 nachſehen mag, wählte man ihn zum Lehrer für den Contrapunkt. Dieſen Poſten verwaltete er 17 Jahre lang, nicht aber den eines Maestro di Composizione, wie in der mailänder Zeitung ſelbſt unrichtig gemeldet wurde. Erſt als Ambrogio Minoja als Cenſore dieſes Inſtituts ſtarb, erhielt er 1826 deſſen Stelle. Der Cenſore iſt aber der oberſte Auſſeher der Anſtalt und zugleich Lehrer der Compoſition, oder der Rhetorik und Äſthetik. Dieſem Amte ſtand er nur ein Jahr vor und ſtarb am 26. Sept. 1827. (*G. W. Fink.*)

FEDERKOHL (Plumage-Kohl) iſt eine fein zerſchlitzte Abart des Grünkohls (Brassica oleracea sabellica). (*A. Sprengel.*)

Federkraft, ſ. Elasticität.

FEDERN (chemiſch). Nach Scherer beſteht

		d. Federfahne	d. Federſpuhle
in 100 Theilen aus:	Kohlenſtoff	50,434	52,427
	Waſſerſtoff	7,110	7,213
	Stickſtoff	17,682	17,893
	Sauerſtoff	24,774	22,866

Dieſer Zuſammenſetzung entſpricht die Formel C_{48} H_{78} N_{14} O_{16}. (*Steinberg.*)

FEDERN (ressorts) nennt man die gehärteten, elaſtiſchen Stahlblätter, die in Stand- und Taſchenuhren, künſtlichen Spielwerken, Automaten und Maſchinen aller Art als bewegende Kraft dienen. Sie ſind in Anſehung der Länge, Breite und Stärke ſehr verſchieden. Jede Feder, deren Ausdehnung einen oder mehre Umgänge betragen ſoll, muß ſpiralförmig gewunden und ihrer ganzen Länge nach, meiſtentheils von völlig gleicher Stärke ſein. Die Länge und Breite dieſer Federn richtet ſich theils nach der Hauptbeſtimmung der Maſchine, theils nach ihrem räumlichen Umfange und der Vertheilung ihrer Räder. Die nicht allgemein bekannte Verfertigungsart dieſer Federn iſt kürzlich folgende: Der feinſte engliſche Stahl oder derjenige franzöſiſche, welcher unter dem Namen étoffe de Pont bekannt iſt, wird bei mäßiger Glühhitze geſchmiedet, mittels der Walze (laminoir) zu Tafeln von verſchiedener Stärke geſtreckt, in Streifen geſchnitten, ausgeglüht, in ſpiralförmigen Kreiſen aufgewunden und in dieſer Lage mit einem Drahte umgeben. Mittels einer eigenen Vorrichtung wird die Feder nun bis zum Rothglühen erhitzt, und ſchnell in ein Gefäß mit Öl oder zerlaſſenem Hammeltalge geworfen. Nach dieſer Härtung wird die Feder von dem umgebenden Drahte befreit, ihre beiden Seiten mit Schmergel und Öl bis zum Weißwerden behutſam abgerieben und hierauf blaßblau angelaſſen. Die Seitenränder werden nunmehr abgerundet, die Flächen nochmals durch Hin- und Herziehen zwiſchen zwei flachen Stücken Lindenholz mit Schmergel und Öl abgeſchliffen und auf gleiche Weiſe polirt. Nach dieſem gibt man ihr auf einer rothglühenden Platte durch allmäliges Fortſchieben ein ſchönes Blau, läßt ſie an beiden Enden eine kleine Strecke glühen und verſieht ſie daſelbſt mit kleinen Öffnungen, welche zum Einhaken der Feder dienen, worauf ſie endlich mittels des Federwinders ihre ſpiralförmige Geſtalt erhält. Kleinere Federn zu Taſchenuhren und dergleichen werden auf dieſe Weiſe oft zu Hunderten zugleich behandelt. — Eine andere Gattung von Federn, welche in der Mechanik häufig vorkommen, ſind die Spreizfedern (ressorts de cadrature). Sie dienen meiſtentheils in Vorlegewerken und andern Mechanismen, wo ſie theils in gerader, theils in mannichfaltig gekrümmter Geſtalt faſt immer nur einen einſeitigen Druck bezwecken. Gewöhnlich ſind ſie an einem Ende an der Platine angeſchraubt und erhalten durch den Stellungsfuß eine beſtimmte Lage. Der Raum, den ſie zu durchlaufen haben, iſt oft unbedeutend, weshalb dieſe Gattung von Federn nicht immer von Stahl, ſondern auch zuweilen von federhart geſchlagenem Meſſing gemacht wird. (*Racine.*)

Federnelke, ſ. Dianthus plumarius u. D. superbus.

Federnfluren, ſ. pterylae.

Federnstellung, ſ. pterylae.

FEDER-SEE (Fedder-See), Landſee in Schwaben (Donaukreis des Königreichs Würtemberg), ⅕ Meile nördlich von der Stadt Buchau. Er hat etwa vier Stunden im Umfange, iſt 1½ Stunde lang und ebenſo breit, liegt 1811′ über dem Meere und hat durch die Kanzach einen Abfluß zur Donau. Seine ſumpfigen Ufer ſind mit Woll- und Federgräſern bedeckt und die ganze Gegend zwiſchen Buchau und Biberach deutet darauf hin, daß der jetzt vorhandene Waſſerſpiegel nur als Reſt eines größern Landſees anzuſehen iſt. (*Daniel.*)

FEDERSTIFT, FEDERWELLE (arbre de ressort) wird die cylindriſche, ſtählerne Welle genannt, um welche ſich die Feder einer Uhr beim Aufziehen windet. Sie bildet vermöge zweier ſtarken Zapfen die Axe des Federhauſes, welches ſich frei um ſie herum bewegt. Die Mitte der Welle trägt einen kurzen Haken, an welchem das innere Ende der Feder eingehängt wird. Der Durchmeſſer der Welle muß in Uhren von franzöſiſcher Bauart ein Drittheil vom innern Diameter des Federhauſes betragen. In engliſchen Uhren beträgt er dagegen oft kaum ein Fünftheil. Dies iſt der Grund, weshalb in dieſer Art Uhren die Federn ſo leicht ſpringen. (*Racine.*)

Federwilhelm, ſ. Convolvulus Quamolit.

Federzeichnung, ſ. Zeichnung.

FEDI, ein ſehr geſchätzter Geſanglehrer in Rom, deſſen Schule um 1700 und im erſten Viertel des 18. Jahrhunderts blühte. Sonderbar iſt es, daß man, ſo groß auch die Achtung gegen ſeine Lehrergaben ſich kund-

Digitized by Google

gibt, nur einige bemerkenswerthe Anekdoten aus ſeinem Leben erzählt; nicht einmal ſeinen Vornamen findet man angezeigt. Er war ein Freund Arcangelo Corelli's, welcher bekanntlich gegen 1700 von München nach Rom ging und bis an ſeinen Tod (1720) dort blieb. Unter Andern ſchreibt Arteaga im 9. Capitel ſeiner Geſchichte der italieniſchen Oper, wo er von den vornehmſten Geſangſchulen handelt, Folgendes: Rom blühete damals durch den Fleiß und die Talente des Fedi und des Giuſeppe Amadori, die nach einem ſehr ſeltenen Beiſpiele unter Gelehrten mit andern geſchickten Künſtlern in vertraulicher Freundſchaft lebten, ſich ihre Meinungen und Bemerkungen gegenſeitig mittheilten und dem allgemeinen Urtheile unterwarfen. Hierdurch erwarb ſich Jeder die gehörigen Einſichten, ſeine eigenen Fehler zu berichtigen, den Plan ſeiner muſikaliſchen Erziehung zu verbeſſern und die Grenzen der Kunſt zu erweitern. Zum Beweis des Fleißes dieſer vortrefflichen Meiſter kann angeführt werden, daß ſie nach der Erzählung des Buontempi, der in der römiſchen Schule erzogen war, die Gewohnheit hatten, ihre Schüler zum Vergnügen außerhalb Roms an einen Ort zu führen, wo ſich ein Echo fand, welches einerlei Worte mehrmals wiederholte. Hier ließen ſie, nach dem Vorbilde des Demoſthenes, gegen einen Felſen ſingen, welcher die Modulationen deutlich zurückwarf, ihnen ihre Fehler merklich machte und dadurch die Verbeſſerung derſelben erleichterte. — In der Leipziger Allgem. muſikal. Zeitung heißt es, Fedi habe ſeine Zöglinge vor das Thor S. Paolo geführt, wo ein gutes Echo war u. ſ. w. Das iſt Alles, was ſich von dem berühmten Geſanglehrer aufſinden läßt. Auch in neueren Zeiten wird ein anderer tüchtiger Sänger

Fedi, gleichfalls ohne Vornamen, genannt, der als ausgezeichneter Geſanglehrer gerühmt wird. Er ſtand als guter Tenor 1826 an der herzoglichen Hofkapelle in Modena. Die weiteren Nachrichten über ihn fehlen gänzlich. Ebenſo wird noch eine Sängerin

Fedi, als ſchöne Geſtalt, mit angenehmer und voller Stimme, auch ſehr gefälligem Ausdrucke belobt, welche 1809, noch unverheirathet, in Florenz am Teatro della Valle ergötzte. Auch ſie iſt ohne weitere Erwähnung geblieben. (*G. W. Fink.*)

Fedia *Adans.* et *Mönch*, ſ. Petrinia und Valerianella.

FEDT, Pfarrei in Norwegen, etwa drei Meilen von Chriſtiania, an beiden Seiten des Fluſſes Glommen und des Öyeren, eines Sees im Glommen, in der Voigtei Nieder-Rommerige, Amts Aggerhuus. Das Areal beträgt 1½ □Meile. Fedt bildet einen eigenen Gerichtsſprengel. Die Seelenzahl betrug im J. 1815 1513 (im J. 1801 1701). Dazu gehört das Filial Relling, im J. 1801 mit 659, im J. 1815 mit 604 Seelen. Vor der Reformation beſtanden noch Kirchen zu Byrgen und Faller. Der Boden iſt fruchtbar; doch wird nicht das nöthige Korn gewonnen, die Höfe ſind zu klein und der Fluß überſchwemmt. Der Kartoffelbau nimmt zu. Auch durch Fuhren wird verdient. Übrigens ſäet man Hafer, Gerſte, Erbſen und Roggen. 42 Sägemühlen ſind vorhanden. — Die Einwohner ſtehen noch auf einer erfreulichen Stufe der Sittenreinheit. Beide Kirchen ſind von Holz. (*v. Schubert.*)

FEEN, der Name gewiſſer weiblicher, doch auch bisweilen männlicher, aus feineren Stoffen gebildeter, mit höheren Kräften begabter, zwar nicht ewig, aber außerordentlich lange lebender, meiſtens guter, zum Theil auch böſer Weſen, welche den Menſchen ſich ſichtbar und unſichtbar machen können und durch Anwendung ihrer Macht denſelben gewöhnlich wohlthätig werden. Die Phantaſie der Morgenländer ſchuf zuerſt die Idee derſelben und bildete ſie nach den Hauptzügen aus, das Mittelalter des Abendlandes ſchmückte ſie mit neuen Schönheiten und Wunderkräften. Vielleicht ſtammte die Uridee aus der indiſchen Mythologie, die in ihren Gandharwas und Apſaras wenigſtens in mancher Hinſicht ähnliche reizende Weſen kennt, die ſich auch bisweilen den Menſchen freundlich zugeſellen, und denen die Nymphen der Hellenen ziemlich verwandt ſind. Perſien und Arabien wären dann die Mittelländer, durch welche ſie in die europäiſche Romantik eingeführt wurden. Wir folgen bei dieſem Artikel hauptſächlich dem dieſem Gegenſtande vornehmlich gewidmeten Werke: „Mythologie der Feen und Elfen ꝛc., aus dem Engliſchen überſetzt vom Prof. Dr. O. L. B. Wolff."

Der Urſprung der Namen: Fee, Fée, Fairy, Féerie, wie ſie bei den Franzoſen und Engländern vorkommen, Fata, wie die Italiener, Fada, oder Hada, wie die Spanier ſie nennen, wird verſchieden angegeben. Die, welche Alles auf claſſiſche Quellen zurückführen wollen, wie Meyric. Caſaubonus und Andere, denken an das griechiſche φῆρες, welches Heſychius durch Centauren erklärt, oder wollen die letzte Sylbe des Wortes nymphae darin finden, aber Beides iſt offenbar verwerflich. Der Engländer W. Ouſeley will den Namen vom Hebräiſchen פאר (pheër), Schönheit, Skinner vom angelſächſiſchen papan, fahren, gehen, noch Andere von Feres, Gefährten, ableiten, oder meinen, Fairy-folk ſei ſoviel als fair-folk, ſchöne blonde Leute. Aber der Begriff iſt wol älter, als die Angelſachſen, und daher möchte auch die Abſtammung des Namens eine ältere ſein. Sehr viel hat die Meinung derer für ſich, welche das engliſche Fairy von dem perſiſchen Peri ableiten, denn da die Araber, welche Perſien eroberten, den Laut p nicht in ihrem Alphabete hatten und ihn mit f vertauſchten, ſo konnte durch ſie das Wort Peri in Feri verwandelt werden. Dies brachten denn die Kreuzfahrer und Pilgrime mit nach dem Abendlande, namentlich zu den Britten und Franzoſen, und ſo bildete ſich der Name Fairy und Féerie. Aber theils wird dadurch die Benennung Fee, Fata, Fada und Hada nicht erklärt, theils bezeichnet Fairy und Féerie im Engliſchen und Franzöſiſchen nicht urſprünglich die Individuen, ſondern ihre Handlungsweiſe; es iſt daher das vom Namen des Handelnden abgeleitete Abſtractum, aber nicht Name des Individuums ſelbſt, welche Bedeutung es erſt ſpäter und auch da nur im collectiven Sinne bekommt. Überdies hat nur das engliſche Fairy gleiche Endſylbe mit dem perſiſchen Peri, nicht einmal mehr das Franzöſiſche. Für die Namen

Digitized by Google

Fee, Fata, Fada u. ſ. w. ſcheint folgende Ableitung die richtigſte. Die alten Parzen der Griechen zeigen ſich in mancher Hinſicht feenartig. Gleich den Feen wohnen ſie der Geburt von Helden, Fürſten und Prinzeſſinnen bei, verkünden ihr Schickſal vorher und beſchenken ſie mit mancherlei guten, auch wol böſen, Gaben. Nun werden aber die Parzen als Schickſalsgöttinnen in Italien auch Fatae genannt, in ähnlichem Sinne hieß auch des Faunus Gattin Fatua und den Nymphen wurde nach *Donatus* ad Eun. *Terent.* sc. 8 der Name Fatuae gegeben. Aus Fata bildete ſich bei den Provençalen und Spaniern ſehr leicht Fada und Hada, ſowie aus dem Zeitworte fatare, bezaubern, das franzöſiſche Faer. Das Particip des letztern aber heißt faé, im Weiblichen faée und aus dieſem entſtand auf ganz natürliche Art das Wort Fee und Fée, um das handelnde Weſen, und Féerie oder Fairy, um die Handlung ſelbſt auszudrücken, ſowie diablerie von diable, drollery von droll, Hexerei von Hexe ſich bildete. Die urſprüngliche Identität von fata, faé, fée ergibt ſich aus mehren Schriftſtellern. So ſingt Arioſt (Orlando furioso Canto I. 9):

Queste ch'or *Fate* e dagli Antichi foro
Gia dette Ninfe e Dee con piu bel nome.

„Die, welche jetzt Fate heißen, haben die Alten mit ſchönerem Namen Nymphen und Göttinnen genannt." Strapparola ſagt vom geſtiefelten Kater: la gatta che era *fatata*, und dies heißt in der alten franzöſiſchen Überſetzung: la chatte qui étoit fée, die Katze, welche mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet war. Im Roman de la guerre de Troye heißt es:

Mout ont Jason entr'auls loé,
Bien dient tos qu'il est *Faé*.

„Viele haben unter andern Jaſon gelobt; wol ſagen Alle, daß er mit höheren Kräften begabt ſei."

Das Wort faerie (fairy), féerie hat bei Engländern und Franzoſen vier verſchiedene Bedeutungen:

1) Täuſchung — Zauber. So ſagt *Gul. Giar.* ap. *Ducange:*

Plusieurs parlent de Guenart,
Du Loup, de l'Asne et de Renart,
De *faeries* et de songes,
De phantomes et de mensonges.

„Mehre ſprechen von Guenart, vom Wolf, vom Eſel, vom Fuchs, von Zauberei und Träumen, von Phantomen und Lügen."

Im Merchant's Tale von Chaucer heißt es:

Mains that sit with so benigne achere,
Hire to behold it semed *faerie*.

„Häupter, die mit ſo wohlwollender Miene da ſaßen, es zu ſehen, ſchien ihr Zauberei."

In Gower's Constance endlich leſen wir:

The God of her has made an end
And fro this worldes *faerie*
Hath taken her into companie.

„Der Gott hat ein Ende mit ihr gemacht und aus der Täuſchung (Eitelkeit) dieſer Welt ſie in (ſeine) Geſellſchaft aufgenommen."

2) Das Land der Täuſchung, die Wohnung der die Zaubertäuſchung hervorbringenden Feen. Ein ſehr natürlicher Übergang, für den auch andere Analogien ſprechen, wie z. B. nonnerie, ein von Nonnen bewohnter Platz, Bücherei für Bibliothek. So heißt es im Huon de Bordeaux:

La puissance qu'il avoit sur toutes *faeries* du monde.

„Die Macht, welche er über alle Feenreiche der Welt hatte."

Und im Ogier le Danois:

En effect, s'il me fallait retourner en *faerie*, je ne scauroye où prendre mon chemin.

„In der That, wenn ich nach dem Feenlande zurückkehren ſollte, ſo wüßte ich nicht, wohin ich meinen Weg zu nehmen hätte."

Ebenſo auch in Squier's Tale:

That Gawayn with his old curtesie,
Though he were come agent out of *faerie*.

„Jener Gawayn mit ſeiner alten Artigkeit, obgleich er als Geſandter aus dem Feenreiche gekommen war."

Und in Lydgate's Fall of Princes 8, 24:

He (Arthur) is a king is crowned in *Faerie*
With sceptre and pall, and his regalty
Shall resort, as lord and sovereigne,
Out of *Faerie*, and reign in Bretaine,
And repair again the ould round table.

„Er (Arthur) iſt ein König, gekrönt im Feenlande mit Scepter und Talar, und ſeine Herrlichkeit wird kommen als Herr und Herrſcher aus dem Feenlande und in Britannia regieren und die alte runde Tafel wiederherſtellen."

3) Das Volk der Feen im Allgemeinen, indem die Benennung des Landes auf deſſen Bewohner überging. So heißt es in Merchant's Tale:

Full often time he, Pluto and his Queene,
Proserpina and all his *faerie*,
Disporten hem and maken melodie
About that well.

„Sehr oft ſcherzte Pluto und ſeine Königin Proſerpina und ihr ganzes Gefolge, und machten Muſik an dieſer Quelle."

Und in *K. James* Demonologie I, 3:

Of the fourth kind of Sprits called the *Phairie*.

„Von der vierten Art von Geiſtern, genannt das Feenvolk."

4) Endlich bezeichnete das Wort bei den Engländern auch den oder die einzelnen Bürger des Feenreiches, und zwar nicht nur die eigentlichen, in natürlicher menſchlicher Größe gedachten männlichen und weiblichen Feen, ſondern auch die pygmäenartigen Elfen, welche in Wäldern und Gründen hauſen. Dieſe Bedeutung kam ſpäter als Chaucer, aber früher als Spenſer auf, dem ſie aber erſt ihre Allgemeinheit verdankte. Während des 16. Jahrhunderts wurde das Wort für die Feen der Romane und beſonders bei Überſetzern für die Elfen gebraucht. So ſagt *Hollingshed* B. V. c. 14 (gedruckt 1577):

They believed that king Arthur was not dead, but carried away by the *Fairis* into some pleasant place etc.

Digitized by Google

„Sie glaubten, daß König Arthur nicht todt ſei, ſondern von den Feen an einen angenehmen Ort fortgetragen u. ſ. w."

Das Ovidiſche aber:

Pan ibi dum teneris jactat sua carmina nymphis.
(Met. II, 153.)

wird von Golding überſetzt:

„Then Pan among the *Fairie-elves* that dounced round together."

Spenſer's berühmtes Gedicht: The Faerie Queene, die Feenkönigin, erſchien einige Jahre früher als Shakeſpear's Sommernachtstraum, und veranlaßte nach Warton's Bemerkung viele Geiſtesproducte, in denen Feen die Hauptperſonen waren. Nach Bekanntwerdung dieſes Gedichtes hörte aller Unterſchied der Bedeutung auf, und Alles, was die Romane von den eigentlichen Feen geſagt hatten, ward auch auf die kleinen Elfen übertragen, ſodaß dieſe Identificirung ſelbſt bei dem Volke tiefe Wurzel faßte. Shakeſpear war mit ein Hauptwerkzeug dieſer Umwälzung; doch bedient er ſich des Wortes Fairy auch noch im eigentlichen Sinne von den Feen, eine Bedeutung, die ſich gänzlich verlieren zu wollen ſchien, bis ſie im vorigen Jahrhundert in England durch die Überſetzer der franzöſiſchen Contes de Fées wieder aufgebracht wurde. So heißt es in Antony and Cleopatra 4, 8:

To the great Fairy I'll commend thy acts.

„Der großen Fee will ich deine Handlungen empfehlen."

Auch Milton ſpricht von Feendämchen (of Faery damsels), an einem andern Orte aber auch von

Faery elves
Whose midnight revels by a forest side
Or fountain some belated peasant sees.

„Feenelfen, deren mitternächtliche Tänze am Rande eines Waldes oder einer Quelle ein verſpäteter Bauer ſieht."

Randolph in ſeinem Amyntas gebraucht das Wort vom Feenlande, vielleicht von Allen zum letzten Male, wenn er ſagt:

I do think
There will be of Jocastus brood in Fairy.

„Ich denke, es wird Brut des Jokaſtus im Feenlande ſein."

Früh, und zwar zugleich mit den franzöſiſchen Romanen, nahmen die Teutſchen den Namen Fee an, und nannten ſie Feyen oder Feinen. Im Triſtan des Gottfried von Straßburg heißt es: Herzog Gylan habe einen kleinen ſirenenartigen Hund geſehen,

Der wart dem Herzoge gesandt,
Uz Avalun der *Feinen* Land
Von einer Gottinne.

Und in dem altteutſchen Romane von Iſotte und Blantſcheflur ſagt der Jäger, der Iſotten ſchlafend erblickt: Ich zweifle,

Dez sie menschlich sei,
Sie ist schöner denn eine *Feine*;
Von Fleische noch von Beine
Kunte nit gewerden
So Schönes auf der Erden.

Am früheſten möchten wir in Perſien dem romantiſchen Gebilde der Feen begegnen; denn wenn auch manche Urzüge derſelben in Indien aufzufinden ſein ſollten, wie Vergleichungen mit den Artikeln Apsaras und Gandharwas unſere Leſer überzeugen möchten, ſo erſcheinen dieſe doch daſelbſt weit weniger ſelbſtändig und faſt immer nur als Dienerinnen und im Gefolge der Götter, beſonders, des Indra, deſſen Hof ſie, gleich ſchönen Blumen, zu ſchmücken beſtimmt ſind. Aber auch in Perſien lernen wir die holden Weſen erſt in ſpätern Zeiten kennen, als der Staat der Saſſaniden ſchon durch die ſiegreichen Waffen des Islam untergegangen war, und der Koran ſeinen zerſtörenden oder umbildenden Einfluß auf Alles ausübte. War indeſſen der Name von Artaxerxes' Gemahlin, Pariſatis, ſoviel als Pari-zadeh, die Perigeborne, ſo möchte wol die Idee der Peris in Perſien ſo alt ſein, als Zoroaſter's Lehre.

Nach der Erzählung der neueren Perſer wurde die Welt vor Adam von Divs und Peris, aus Feuer gebildeten Weſen, bewohnt. Über ſie herrſchte eine Reihe von 72 Solimanen, deren letzter Gian Ben Gian (Geiſt Sohn des Geiſtes) durch Übermuth und Ungehorſam Gott beleidigte. Dieſer ſandte deswegen den aus edleren Feuerſtoffen gebildeten Hareth (Wächter, Hüter) auf die Erde herab, um die Rebellen zu beſtrafen. Im Kriege mit Gian Ben Gian wurde dieſer beſiegt und Hareth herrſchte nun an ſeiner Statt über die Erde, aber auch er wurde übermüthig und weigerte ſich, den neuen von Gott geſchaffnen Erdherrſcher, Adam, anzubeten. So ſtellte er ſich an die Spitze einer neuen Empörung, bei der die Divs auf ſeine Seite traten, die Peris aber ſich von ihm trennten, dem Gebote Gottes gehorchten und ſeitdem Freunde der Menſchen wurden. Hareth, der nun den Namen Eblis bekam, wurde in die Regionen der Unterwelt verſtoßen, die weniger ſchuldigen Divs aber bekamen die Erlaubniß, die Erde zu durchſtreifen, den Gehorſam der Menſchen zu prüfen und ihren Stolz zu unterdrücken.

Die Wohnung der Divs und Peris war das Gebirge Kaf (der Kaukaſus), von dem man glaubte, daß er die Erde wie ein Ring umgebe. Das Geſammtgebiet dieſer idealen Region aber hieß Dſchinniſtan (die Welt der Geiſter oder Dämonen) und war in mehre Königreiche getheilt, die wieder Provinzen und Städte enthielten. So lag im Reiche der Peris die üppige Provinz Schadukam (Freude, Entzücken) mit der prächtigen Hauptſtadt Dſchuherabad (Juwelenſtadt), der Stadt Amberabad (Ambra-Stadt) und anderen herrlichen Städten. Im Reiche der Div's iſt die Hauptſtadt Ahermanabad (Ahermann's, Ahrimann's Stadt) und die Einbildungskraft hat ihre Fülle an dem bezauberten Schloſſe, Palaſte und Galerie des Herrſchers Arzſchenk verſchwendet. Divs und Peris ſind einander feindlich und führen beſtändig Krieg mit einander. Beide ſind dem Tode unterworfen, obgleich ihr Leben ſehr lange dauert, und haben menſchliche Gefühle und Leidenſchaften, übertreffen aber beiweitem an Macht die Staubgeborenen. Wenn die Divs in den Kriegen Peris zu Gefangenen machen,

Digitized by Google

ſo ſperren ſie dieſelben in eiſerne Käfige und hängen dieſe an den Wipfeln der höchſten Bäume auf, ſodaß ſie jedem Blicke und jedem Winde ausgeſetzt ſind. Dann kommen die andern Peris herbei und bringen ihnen die ſchönſten Wohlgerüche zur Nahrung mit; denn von ſolchen Düften leben die Peris, den Divs aber ſind dieſelben verhaßt, und ſo werden dieſe zugleich dadurch entfernt gehalten. Vermögen die Peris nicht, einem Feinde Widerſtand zu leiſten, ſo rufen ſie einen ſterblichen Helden zu Hilfe (grade wie in Indien die guten Dewetas im Kampfe gegen die Aſurs), und durch bezauberte Waffen und Talismane ſetzen ſie ihn in den Stand, gegen die gigantiſchen Divs kämpfen zu können. Der Rücken eines wunderbaren Thieres bringt ihn dann nach Dſchinniſtan, und auf der Erde beſingen Dichter ſeine Thaten und ſeinen Ruhm. Der berühmteſte Abenteurer in Dſchinniſtan war Tahmuras, mit dem Beinamen Div-Bend (Div-Binder), ein alter König Perſiens. Die Peris ſandten ihm eine glänzende Geſandtſchaft, aber auch die ihn fürchtenden Divs. Er zog den wunderbaren Vogel Simurgh zu Rathe, der alle Sprachen ſpricht und in die Zukunft ſchaut. Dieſer empfiehlt ihm die Peris, ſchreibt ihm vor, wie er handeln ſoll, warnt ihn vor Gefahren, und erbietet ſich, ihn nach Dſchinniſtan zu bringen. Zugleich rupft er ſich einige Federn aus der Bruſt, mit denen der König ſeinen Helm ſchmückt. So eilt dann Tahmuras, auf dem Simurgh reitend, fort, den mächtigen Schild des Gian Ben Gian, der im ganzen Morgenlande, gleich dem des Achilles, hoch berühmt iſt, an ſeiner Seite, ſchwingt ſich über den Abgrund, den kein Sterblicher aus eigener Kraft überſchreiten kann, und hat die Freude, daß der Vezier Imlan, welcher die Geſandtſchaft der Divs angeführt hatte, zu ihm übergeht und ihn mit ſeinen Zauberkünſten unterſtützt. Nun wird der Herrſcher der Divs, Arzſchenk, beſiegt und dann ein noch weit mächtigerer Div, Damruſch, überwunden, der in einer dunkeln, mit Pfeilern unendlichen Reichthums, den er aus Perſien und Indien weggeführt hatte, umgebenen Höhle wohnte. Hier findet Tahmuras eine ſchöne Gefangene, die Peri Merjan (Perle, Leben, Seele), welche Damruſch entführt, und die ihre Brüder, Dal Peri und Milan Schah Peri, lange vergeblich geſucht hatten. Er feſſelt nun den Div an den Mittelpunkt des Berges und eilt auf Merjan's Geſuch, einen anderen mächtigen Div, Namens Hudkuz, anzugreifen. Aber jetzt verläßt ihn das Glück und ungeachtet ſeiner Talismane und gefeieten Waffen muß der edle Held unterliegen. Der Div Arzſchenk entflieht nun aus ſeinen Feſſeln, wird aber nach Verlauf mehrer Jahre von dem tapfern Ruſtam, deſſen Thaten der Schah Nameh des Ferduſi beſingt, nach wildem Kampfe erſchlagen. Nach demſelben Gedichte wird der Div Munheras von Gerſchah, dem letzten der Piſchdadier, mit einem Pfeile im Munde verwundet und ſpäter von Sorah, dem Sohne Ruſtam's, erſchlagen. Die Geſtalten dieſer Divs ſind als Abbild ihres Charakters mehr oder weniger thieriſch. Der Div Arzſchenk hat zwar einen menſchlichen Körper, aber ein Stierhaupt, das Ruſtam mit einem Schlage vom Rumpfe trennt. Der Div Munheras hat beim erſten Kampfe mit Gerſchah den Kopf eines Ebers, beim zweiten mit Sora gar zwei Häupter, das eines Ochſen und das eines Ebers. Dagegen ſind die Reize der Peris über alle Beſchreibung, die der weiblichen beſonders übertrifft jede Schilderung. Sterbliche Schönheiten wurden daher mit den Peris verglichen. Der Engländer W. Ouſeley meint, ſie glichen weder den Engeln, Cherubim und Seraphs der Hebräer, noch den Dämonen der Platoniker, oder den Genien der Römer, noch der Houris der Araber. Aber mit den Apſaras der Hindu möchten ſie wol viel Übereinſtimmung haben, denn dieſe werden von den indiſchen Dichtern mit ebenſo unendlichen Reizen ausgeſtattet. Ouſeley meint dagegen, daß Milton's Schilderungen von Feengeſtalten der perſiſchen Idee am nächſten kommen, wenn er im Komus ſagt:

> Mehr noch als menſchlich ſchienen die Geſtalten
> Mir, wenn ſie ſtanden; und ich hielt es wol
> Für eine Viſion von Feen, oder
> Sonſt fröhlichen Geſchöpfen in
> Dem Element,
> Die in des Regenbogens Farben leben
> Und in den dichten Wolken ſpielen.
> Ich war erſchreckt;
> Als ich vorüber zog, verehrt ich ſie.

Der Name Peri kommt von dem Zendworte Pereh und Perekeh, welches Wahl durch geflügelt, Ouſeley durch ſchön erklärt, indem er es vom hebräiſchen פאר ableitet. Da indeſſen die Divs offenbar zu den Geſchöpfen und Unterthanen Ahriman's gehören, ſo möchte man wol die Peris dem Ormuzd zueignen und dabei an die von Ormuzd geſchaffene Geiſterwelt der Fervers denken, deren Name vielleicht in den lieblichen Weſen fortlebte. Zu bedauern iſt übrigens, daß wir keine Angaben über das Weſen der Peris aus den Zeiten vor Muhammed beſitzen, ehe die perſiſche Phantaſie ſich mit der arabiſchen vermiſchte.

Auch von der Plaſtik der Phantaſie der Araber vor Muhammed und einige Zeit nachher wiſſen wir wenig. Erſt als Bagdad ſich zur Königin der Städte erhob und Pracht und Luxus ihren Thron daſelbſt aufſchlugen, eröffnet ſich für die von Muhammed verdammten Mährchenerzähler der Perſer ein fruchtbares Feld, indem ſie geſchickt die Lehren des Islam in ihre Schöpfungen mit zu verweben wußten. So entſtanden denn allmälig die lieblichen Dichtungen der Tauſend und Eine Nacht. Für die Peri der Perſer hatten die Araber kein entſprechendes Wort; ſie brauchten für alle ſolche geiſtige Mittelweſen den Namen Dſchinnen (Genien, obgleich von den römiſchen Genien ganz verſchieden), welche mehr Ähnlichkeit mit den perſiſchen Divs haben, und theils gute, theils böſe ſind, doch ſo, daß die letztern den erſtern an Macht untergeordnet ſind. Sie haben ſinnliche Neigungen wie die Götter des Olympus, und die weiblichen ſchließen oft Ehebündniſſe mit ſterblichen Männern. Von der ätheriſchen Natur der Peris, die vom Duft der Blumen leben, iſt nicht mehr die Rede. Auch die Prachtſtädte Schadukam und Amberabad ſind verſchwunden; doch gibt es noch große, von Dſchinnkönigen beherrſchte, Reiche

Digitized by Google

und in den Erzählungen des Haſſan von Baſſora erinnert das Juwelenſchloß an Schuherabad. Eine beſondere Eigenheit der arabiſchen Feen iſt, daß ſie einer Umwandlung in Schlangen unterworfen ſind. — Von Ben Schonah wird erzählt, daß im Jahre der Hedſchra 455 unter dem Khalifen Kaiem das Gerücht ſich verbreitet habe, einige Türken hätten auf der Jagd ein ſchwarzes Zelt geſehen, in dem ſich Leute von beiden Geſchlechtern befunden, welche ihre Wangen geſchlagen und laut geſchrien hätten: „Der große König der Dſchinnen iſt todt, wehe dieſem Lande!“ Dann wären eine Anzahl Frauen und anderes Volk nach dem nahen Kirchhofe gegangen, ſich beſtändig ſchlagend zum Zeichen der Trauer und des Kummers. Der Hiſtoriker Ebn Achir erzählt, zu Moſul habe eine epidemiſche Krankheit geherrſcht, von der alle die befallen wurden, welche einer Frau aus dem Geſchlechte der Dſchinnen nicht ihr Beileid über den Verluſt ihres Sohnes bezeigt hatten. Da hätten ſich denn alle Kranken, um Heilung zu erlangen, verſammelt und laut gerufen: O Mutter des Ankud, vergieb uns! Ankud iſt geſtorben und wir haben es nicht beachtet!

Hoch ausgebildet wurde das Feenreich von den Europäern des Mittelalters. Über Spanien und Syrien her wirkten die üppigen Schilderungen des Morgenlandes auf die Phantaſie des Abendlandes, und die Schauſpiele, welche das Ritterthum im Geleite ſchöner Frauen ſo glänzend aufführte, trugen das Ihrige zur Vollendung bei. Die arabiſchen Mährchen waren unſtreitig ſchon ſehr früh in Europa bekannt. Der Roman Kleomades und Klaremonde, geſchrieben von Aldans auf Befehl Blanka's von Frankreich, der Tochter Ludwig's des Heiligen und Witwe von Alfons X. in Caſtilien, ſtammt wahrſcheinlich ſeinem Stoffe nach von den Mauren ab, und hat die größte Ähnlichkeit mit der Erzählung vom bezauberten Pferde in Tauſend und Einer Nacht. Auch in andern Mährchen des Mittelalters, ſelbſt in ſolchen, die im Munde des Volks waren, entdeckt man Spuren orientaliſchen Urſprungs. Die Kreuzzüge und dann die Wallfahrten nach dem heiligen Lande und der lebhafte Handel nach dem Orient waren die Kanäle, auf welchen ſo manche Ideen der Phantaſie aus Aſien nach Europa übergehen konnten, ſodaß dieſes in ſeiner Feenwelt nicht Weniges dem Sonnenlande entlehnte. Beſonders iſt dies der Fall in den Romanen des 14., 15. und 16. Jahrh., weniger in den frühern. Auch die claſſiſche Mythologie konnte manche Vorbilder liefern; nicht weniger die keltiſche, in der ein der Fee nah verwandtes Weſen eine Rolle ſpielt. Die Damoiſelles, welche dem Lanval (Launfal, ſ. weiter unten) und Grälent ihre Gunſtbezeigungen zukommen ließen, waren den Feen ſehr ähnlich. Auch die Sagen von Druidinnen mögen manchen Zügen zum Grunde liegen. In den Ritterromanen aus dem Kreiſe der Tafelrunde zeigen ſich die Feen noch ſelten; in aller Pracht und Macht aber erſcheinen ſie in den Dichtungen über Karl den Großen und ſeinen Paladinen. In den Romanen von Amadis, Palmerin und ihren Verwandten kommt wenigſtens der Name nicht vor, aber die Zauberin Urganda gibt den mächtigſten Feen nichts nach und übertrifft noch an Gewalt die Dame du Lac in der Dichtung Lancelot vom See. Hier wird erzählt: Die über den nahen Tod ihres Gemahls, des Königs Ban, betrübte Gattin deſſelben hatte ihr neugebornes Kind am Ufer eines Sees zurückgelaſſen, und war fortgegangen, um dem Sterbenden beizuſtehen. Bei ihrer Rückkehr ſah ſie das Kind in den Armen einer ſchönen Frau; als ſie aber um die Rückgabe flehet, taucht dieſe unter das Waſſer und verſchwindet mit dem Kinde. Dieſe Frau war die Dame du Lac und das Kind der berühmte Lancelot. Die Dame hieß Vivienne und ihr Wohnort war la marche de la petite Bretagne geweſen. Der Zauberer Merlin hatte ſich in ſie verliebt und ſie in ſeiner Kunſt unterrichtet, und eben durch ihre Wiſſenſchaft wurde ſie eine Fee. Der See, in dem ſie verſchwand, war eine féerie, eine durch Zauber hervorgebrachte Täuſchung. Der Roman erzählt nämlich: Die Dame hielt ſich nur im Walde auf und wohnte auf der Spitze eines niedrigen Hügels. Hier, wo der Wald weit und tief ſchien, hatte ſie viel ſchöne und reiche Häuſer; in der Ebene unten war ein hübſcher, kleiner, ſehr fiſchreicher Fluß, aber die Gegend war ſo verſteckt und geheim, daß es ſchwer war, ihn zu finden, denn die Täuſchung des genannten Sees verbarg ihn allen Blicken. Die Dame war hier nicht allein, ſondern hatte große Geſellſchaft von Rittern, Damen und Fräulein bei ſich. Nach einer anderen Erzählung war Sebille die Frau vom See und ihre Burg von einem Fluſſe umgeben, auf dem ein ſo großer Nebel lag, daß Niemand durchſehen konnte. Alexander der Große und Floridas ließen ſich bei ihr von ihren Wunden heilen, und die 14 Tage ihres Aufenthalts erſchienen ihnen nur wie Eine Nacht. Sie wurde vom Könige ſchwanger mit einem Sohne, von dem der König Artus abſtammte. Im 31. Cap. des 3. Theiles deſſelben Romans wird erzählt, daß auf der Inſel Zellande (Zeeland) eine Fee Morgane gewohnt habe, ſehr vertraut mit einem Geiſte, Namens Zephyr, der an waſſerreichen Orten ſich aufhielt, aber nur bei Nacht geſehen werden konnte. Morgane war boshaft und ſchlau, und ſtrebte, ſich die Wiſſenſchaft des Zaubers und der Beſchwörungen zu verſchaffen. Zephyr hatte ihr den jungen Paſſelyon zur Erziehung übergeben, der die Tochter der Morgane liebgewann. In Tristan de Leonois wird König Meliadus, der Vater des Triſtan, durch die Zauberei einer Fee, die in ihn verliebt war, zur Jagd verleitet und von ihr entführt. Nur Merlin vermag ihn zu erlöſen. Am anmuthigſten aber iſt die Maſchinerie der Feenwelt in dem Romane Sir Launfal (von Thomas Cheſtre unter Heinrich VI.), entwickelt worden. Sir Launfal war Ritter der Tafelrunde und Liebling des Königs Artus; aber deſſen Vermählung mit der leichtſinnigen Ginevra reizte ſein und anderer Ritter Misvergnügen. Die Dame merkte dies, und als ſie einſt an einem Feſte alle Ritter beſchenkte, gab ſie ihm allein gar nichts. Dies kränkte ihn, er nahm unter einem Vorwande Abſchied von Artus und zog ſich nach Karlyoun zurück, wo er in großer Armuth lebte. Einſt reitet er in einen gefeieten Wald und legt ſich kummervoll in den Schatten eines Baumes. Da kommen zwei ſchöne, reichgekleidete Damen, deren Teint

Digitized by Google

weiß war wie Schnee, die Wangen roth, die Augen braun. Die eine trug ein goldenes Becken, die andere ein weißes, feines, ſeidenes Handtuch. Höflich grüßte ſie Launfal; ſie erwiederten den Gruß und ladeten ihn ein, ihre Herrin in dem nahen Pavillon zu beſuchen. Der Ritter gehorchte und fand den Pavillon über alle Beſchreibung prächtig. Auf der Spitze war ein ſo reich mit Edelſteinen beſetzter Adler, daß weder Alexander, noch Artus ein ſolches Juwel beſaßen. Im Pavillon fand er die Dame Tryamour, die Tochter des Königs von Oliroun, nämlich des Feenlandes, das fern im Weſten lag. Die Schönheit der Tryamour übertraf alle Beſchreibung. Sie ſchenkt dem Ritter ihr Herz, nur ſolle er ihr treu bleiben, und macht ihm außer anderen ſchönen Gaben einen Geldbeutel zum Geſchenke, der nie leer wurde. Am Morgen entläßt ſie ihn mit der Verwarnung, keinem ihre Liebe zu verrathen; wolle er ſie ſehen, ſo dürfe er nur in ein abgelegenes Gemach gehen, ſogleich würde ſein Wunſch erfüllt werden. Der Ritter kehrt nun an Artus' Hof zurück und ſpielt hier die glänzendſte Rolle. Die Königin erklärt ihm ihre Liebe, von der ſie plötzlich ergriffen worden, wird aber zurückgewieſen, weil ſeine Geliebte eine Dame ſei, deren häßlichſte Dienerin ſie noch an Schönheit übertreffe. Nun klagt ſie bei Artus den Ritter an, er habe ihrer Ehre nachgeſtellt; er wird zum Feuertode verdammt, wenn er nicht an einem beſtimmten Tage jene Schönheit ohne Gleichen zeigen könne. Der Tag erſcheint und die Königin dringt auf Vollziehung des Urtheils. Da nahen ſich zehn ſchöne, prächtig gekleidete Frauen auf weißen Zeltern dem Palaſte und verkünden die Ankunft ihrer Herrin. Die Behauptung des Ritters findet ſich beſtätigt; er wird freigelaſſen und folgt der Geliebten nach dem Feenlande Oliroun (ſonſt gewöhnlich Avalon); ſeitdem ward er nicht mehr geſehen.

Beſonders wichtig für die Kenntniß der Feenwelt iſt der franzöſiſche Roman, Huon de Bordeaux (nach Einigen aus der Mitte des 15., nach Andern aus dem 14. Jahrh.), deſſen Mährchen von Wieland ſo herrlich bearbeitet wurde. Der kleine König Oberon ſcheint eine Art Verbindung zwiſchen den Feen der Romantik und den nordiſchen Elfen oder Zwergen zu bilden. Gerasmes (Scherasmin) berichtet dem Huon von ihm, er ſei drei Fuß hoch, ganz buckelig, aber mit einem himmliſch ſchönen Geſicht begabt, das keiner ohne Entzücken anſehen könne. Wer durch den Wald geht, in dem er hauſet, der mag ſich ja ſehr in Acht nehmen, mit ihm zu ſprechen, weil er ſonſt für immer verloren iſt. Oberon bietet aber auch alle mögliche Liſt auf, um ihn dazu zu bewegen und durch ſeine über alles liebliche Stimme zu verlocken. Gelingt es ihm nicht und nahet der Pilger dem Ende des Waldes, ſo verfolgt er ihn mit Donner, Blitz und Hagel oder zaubert einen großen Fluß vor ihm hin, der aber nur Trug iſt, denn man darf nur getroſt fortreiten, man macht keinen Huf naß. Huon erfuhr alles dies, und entſchloß ſich endlich, den Zwerg anzureden. Dieſer erſchien ihm in einem wunderbar ſchönen Kleide, ſo reich mit Edelſteinen beſetzt, daß ſeine Helle der Sonne glich. In der Hand trug er einen ebenfalls unſchätzbaren Bogen, und ſein Pfeil war ein nie fehlender. Um den Hals aber hing an goldenen Schnüren ein reiches Horn, das von vier Feen verfertigt und mit wunderbaren Eigenſchaften begabt worden war. Oberon erzählt dem Huon, er ſei der Sohn des Julius Cäſar und der Dame von der verſteckten Inſel (Cephalonia). Dieſe habe früher ſchon einen Gatten gehabt, dem ſie den Nektanebus (König von Ägypten) gebar, der Alexander den Großen erzeugte. An 700 Jahre ſpäter kam Cäſar nach der Inſel und zeugte mit ihr den Oberon. Viel edle Fürſten und Feen waren bei der Geburt zugegen, aber Eine Fee war nicht eingeladen, und dieſe ſprach das Urtheil aus, daß er nur bis zum vierten Jahre wachſen ſollte. Später bereute ſie es und verlieh ihm als Erſatz die Gabe, das ſchönſte Werk der Natur zu ſein. Andere der ihm verehrten Gaben waren, die Gedanken der Menſchen zu durchdringen, ſich und Andere nach jedem beliebigen Orte zu verſetzen, Burgen, Paläſte, Gärten, Banquete u. ſ. w. durch bloßen Wunſch hervorzubringen. Er ſei, fuhr er fort, König und Herr von Mommur, und da er guter Chriſt ſei, ſo wäre ihm auch ſchon ſein Platz im Paradieſe aufgehoben. Nachdem Oberon dem Huon beigeſtanden und mit Karl dem Großen ausgeſöhnt hatte, meldete er ihm, daß er (Oberon) bald dieſe Welt verlaſſen werde. Binnen vier Jahren ſolle er in ſeiner Stadt Mommur erſcheinen, wo er ihn zu ſeinem Nachfolger krönen wolle. Ein ſpäterer Zuſatz berichtet noch, wie er mit der ſchönen Esclairmonde (Rezia bei Wieland) nach Mommur gekommen ſei. Hier wird er, trotz des Widerſtandes, welchen der auch an den Hof gekommene König Arthur mit ſeiner Schweſter Morgue la Faé dem Oberon entgegenſetzt, zum Könige des ganzen Feenlandes gekrönt. Arthur bekommt das Königreich le Bouquant, ſowie das, welches Sibylla von Oberon hatte, und alle Feen in den Ebenen der Tatarei. Huon ſollte vor der Stadt auf einer von ihm geliebten Wieſe eine Abtei erbauen und ſeinen Körper daſelbſt begraben. Dann überfiel ihn der Todesſchlummer und ſtrahlende Engel, welche in ihrem Fluge die herrlichſten Düfte verbreiteten, trugen ſeine Seele in das Paradies.

Bei allen Nationen findet man Schilderungen der Phantaſie von Gegenden, wo Glück, Ruhe und Segen die Guten für ihre Mühen belohnt, oder höhere Weſen ihren Aufenthaltsort hatten, und je nach den Begriffen und Anſchauungen der Menſchen wurden ſolche Plätze mehr oder minder prächtig und herrlich dargeſtellt. So wußten denn auch die Romantiker von einem Feenlande zu erzählen. Man unterſcheidet bei ihnen drei Arten ſolcher Gebiete: 1) Avalon, eine Inſel im Ocean, 2) die Feenbezirke im Innern der Erde und 3) ihre Wohnplätze in Wildniſſen und dichten Wäldern. Avalon (man leitet den Namen vom britiſchen Aval, Apfel, her, weil die Inſel reiche Obſtgärten hatte — man kann an die hesperiſchen Gärten der Griechen mit goldenen Äpfeln denken — oder es war auch das Wort in der keltiſchen Mythologie, ohne Rückſicht auf eine Bedeutung, eine Bezeichnung der Inſel der Seligen) hieß auch Ynis gwy drin, d. h. Glaston-ey, Glastonbury, Glasinſel, Glas-

Digitized by Google

burg, von der grünen Farbe des ſie umgebenden Waſſers. Hier wohnten Arthur, Oberon und Morgue la Faye, vollſtändig aber wird es beſchrieben in dem Romane **Ogier le Danois**. Mehre Feen, heißt es daſelbſt, waren bei der Geburt Ogier's zugegen und verliehen ihm ihre Gaben, unter andern auch Morgue la Faye, die ihn zu ihrem Geliebten und Freunde einweihete. Nach unzähligen Thaten erreichte Ogier ſein hundertſtes Jahr und Morgue dachte nun daran, den Geliebten allen Mühen und Gefahren des irdiſchen Lebens zu entziehen und ihn nach dem Schloſſe Avalon zu bringen. Ein Sturm muß Ogier's Schiff überfallen und es nach dem Schloſſe von Magnetſtein treiben, welches auch das Schloß Avalon heißt und nicht ſehr weit von dem irdiſchen Paradieſe iſt, wohin Enoch und Elias verſetzt wurden. Das Schiff ſcheiterte hier, die Mannſchaft ſtirbt aus Hunger, Ogier bleibt am längſten leben und hört eine Stimme vom Himmel, die ihm zurief, er ſolle mit Anbruch der Nacht nach einem Schloſſe zu gehen, welches er leuchten ſehen würde und das auf einer Inſel liege, wo er einen kleinen Fußſteig finden würde, doch ſolle er ſich durch nichts, was er auch ſähe, in Schrecken ſetzen laſſen. Ogier ſah die Burg leuchten, ſtieg von Schiff zu Schiff und gelangte ſo zur Inſel und zur Burg. Zwei Löwen, die den Eingang bewachten, erſchlug er und trat nun in eine Halle, wo ein Pferd, Papillon genannt, an einer reichbeſetzten Tafel ſaß. Es ladete ihn höflich ein, zu eſſen (denn es war ein verwandelter Prinz, der, von Artus bezwungen, verurtheilt worden, 300 Jahre Pferd und der Sprache beraubt zu ſein, dann aber die Freudenkrone im Feenlande zu erhalten) und ermunterte ihn dann, es zu beſteigen. So trägt es ihn in ein prächtiges Zimmer, wo er ſchlief. Am folgenden Morgen trifft er ſtatt des Papillon auf eine große Schlange, die er nach hartem Kampfe tödtet, und ein Fußſteig führt ihn in einen Obſtgarten, der mit dem Paradieſe zu vergleichen war. Hier pflückt und ißt er einen Apfel, fühlt aber ſogleich ein tödtliches Übelſein, und nimmt Abſchied von Allem, was ihm theuer iſt. Aber indem er ſich nach Oſten wendet, erblickt er eine ſehr ſchöne Dame, in weißem Gewande, und ſo reich geputzt, daß es eine Wonne war, ſie zu ſehen. Er hält ſie für die Jungfrau Maria und betet ſein Ave, aber die Dame erklärt ſich für Morgue la Faye, die ihn ſchon bei der Geburt zu ihrem Geliebten geweihet. Nun ſteckt ſie ihm einen Ring an den Finger, der dem Greiſe ſogleich wieder die Kraft und Schönheit eines 30jährigen Mannes verleihet. Dann führt ſie ihn in das Schloß Avalon, wo ihr Bruder Artus und Oberon waren. Auf dem Wege dahin kamen ihm reizende Feen, lieblich ſingend, entgegen, und im Saale erblickte er noch viele andere im reichſten Schmucke und mit prächtigen Kronen. Alle Tage vergnügten ſie ſich mit Geſang und Tanz. Morgue ſetzt ihm nun eine unbeſchreiblich koſtbare und glänzende Krone auf, und ſogleich vergaß er ſeinen frühern Stand und jeden Schmerz und jede Freude der Erde. Hier lebte er denn in unaufhörlichen Vergnügungen, als ob er im Paradieſe wäre. Aber Avalon war noch auf der Erde und daher von trüben Wolken nicht ganz frei. So machte Kapalus, der König der Luytons (in niedere Thierarten verwandelte, den Feen widerwärtige Menſchen, die einen beſonderen Staat bildeten) immer Angriffe auf das Schloß, um den König Artus aus ſeiner Beſitzung zu vertreiben. Ogier rückte gegen den Feind aus, und ſein bloßer Anblick bewog den Kapalus ſich zu unterwerfen, worauf eine Ausſöhnung zu Stande kam. In lauter Wonne waren nun 200 Jahre verfloſſen. Karl der Große und ſein Geſchlecht waren ausgeſtorben, auch Ogier's Nachkommen erloſchen. Da fielen die Heiden mit großer Macht in Frankreich und Italien ein und Morgue beſchloß, ihnen den Ogier entgegen zu ſetzen. Sie nahm ihm die Krone vom Haupte und ſogleich erinnerte er ſich wieder an alle alte Verhältniſſe und wünſchte ſein Vaterland wieder zu ſehen. Die Fee gab ihm einen Feuerbrand mit, der vor dem Verbrennen geſchützt werden mußte, weil davon ſein Leben abhing; auch gab ſie ihm noch das Pferd Papillon und ſeinen Gefährten Benoiſt. Unter Muſik und Geſang der Feen erfolgte die Abreiſe. Eine Wolke, ſie umhüllend, führte ſie fort und nahe einer ſchönen Quelle bei Montgolfier ließen ſie ſich nieder. Ogier verjagt die Heiden und iſt im Begriff, nach dem Tode des Königs die ſchöne Witwe zu heirathen, als Morgue erſcheint und ihn mit nach Avalon zurücknimmt. Seitdem iſt er nicht wieder in der Welt geſehen worden.

Das zweite Feenland, das unterirdiſche, iſt am deutlichſten beſchrieben in dem engliſchen Romane **Orfeo und Heurodis** (Orpheus und Eurydice). Orfeo und Heurodis herrſchten über Wincheſter. Einſt ſchlief die Königin, von ihrem Hofe umgeben, unter einem gefeieten Baume ihres Gartens und hatte einen Traum. Es erſchienen zwei ſchöne, herrlich geputzte Ritter und foderten ſie auf, ſogleich zu ihrem Herrn, dem Könige, zu kommen. Sie ſchlug es ab und nun kam der König ſelbſt mit tauſend Rittern und 50 Damen, alle auf ſchneeweißen Roſſen und in weißen Gewändern, der König auf dem Haupte eine Krone, ganz von Edelſteinen, und leuchtend wie die Sonne. Er nahm ſie bei der Hand und befahl ihr, am nächſten Morgen ihn unter dem gefeieten Baume zu erwarten. Das verſpricht ſie, erzählt den Traum dem Gemahle und dieſer begleitet ſie mit tauſend gewaffneten Rittern, um ſie zu ſchützen. Dennoch wird ſie aus deren Mitte heraus plötzlich fortgeriſſen und Niemand wußte, wo ſie hingekommen. Orfeo verläßt in der Verzweiflung ſeinen Thron und flieht in eine Wildniß, wo er die Harfe ſo lieblich ſpielt, daß alle wilden Thiere bezaubert werden. Oft hatte er Erſcheinungen vom Feenkönige und ſeinem Gefolge, welche der Jagd oblagen, oder er ſah ein großes Heer von wohlgeharniſchten Rittern ziehen, oder Ritter und Damen in zierlichem Aufzuge und tanzend. Einſt zogen 60 Damen zu Roſſe fröhlich und wohlgemuth, jede einen Falken auf der Hand, vor ihm vorbei zur Falkenjagd. Unter ihnen erkennt er die Geliebte Heurodis und beſchließt ihr zu folgen und ſie zu befreien. Die Damen reiten in einen Felſen, er folgt und nachdem er wol drei Meilen weit gegangen, kommt er in ein ſchönes Land, hell wie die Sonne, eben und

Digitized by Google

ganz grün, ohne Thal und Hügel. In der Mitte war ein reiches, wunderhohes Königsſchloß, die äußerſten Mauern kryſtallhell, rund herum hundert feſte und ſtarke Thürme, die aus dem Graben kommenden Strebepfeiler von rothem Golde, die Halle geziert mit Thieren mancherlei Art, im Innern weite Sitze von koſtbaren Steinen, deren Licht die Nacht ſo hell wie den Tag machte. Den Feenkönig bezaubert er nun ſo durch ſein Spiel, daß er ihm die Gattin wieder gibt, worauf beide nach Winchester zurückkehren und dort in Frieden und Freude herrſchen.

Die dritte Art von Feenland in Wildniſſen und Wäldern findet man in dem Romane Sir Thopas geſchildert. Dieſer Roman wurde geſchrieben, um die Romanciers lächerlich zu machen. Die Abenteuer des Helden gleichen daher denen in Romanen und das Feenreich beſonders dem im Huon de Bordeaux. Noch kein Mädchen hat auf Sir Thopas Eindruck gemacht, keuſch und rein hat er ſeine Jugend verlebt. Einſt kommt er in einen ſchönen Wald, legt ſich ins Gras und träumt im Schlafe von einer Elfenkönigin. Erwachend erklärt er, daß er nur eine Elfenkönigin lieben wolle und macht ſich auf, ſie zu ſuchen. Über Stock und Stein reitet er fort, bis er endlich in ganz abgelegenem Winkel das Land der Feerei fand. Nach allen Seiten durchſpäht er den wilden Wald, findet aber Niemanden, der ihn berichten könnte, bis ihm endlich die Kunde wird, hier ſei die Königin des Feenreichs, die mit Harfen, Pfeifen und Symphonie an dieſem Orte wohne. Leider aber erfahren wir nicht, wie es ihm weiter mit der ſchönen Dame ergangen und wie dieſe Art Feenreich beſchaffen ſei.

Im 16. Jahrh. unter der Regierung der Eliſabeth ſchuf Spenſer ſein berühmtes Gedicht Faerie Queene und verherrlichte in ſeiner Feenkönigin zugleich allegoriſch den Ruhm ſeiner jungfräulichen Fürſtin. Die früheren Romanciers lieferten ihm die Grundlage des Stoffs, vorzüglich Huon de Bordeaux. Die Idee, eine Königin zur Alleinherrſcherin des Feenlandes zu machen, entſprang aus dem Plane, in ihr die Eliſabeth zu verherrlichen; doch waren auch Andere ihm ſchon darin vorangegangen. Die ätheriſchen Weſen des Feenreichs nennt Spenſer Fays, Farys, Faeries, Elfes, Elfins. Seine Erzählung vom Urſprunge der Feen iſt reine Erfindung, doch hat ſie einige Ähnlichkeit mit dem Urſprunge der Bewohner von Dſchinniſtan im Orient. Er erzählt:

Denn einen Mann erſchuf Prometheus
Aus vielen Theilen, die vom Thier entlehnt;
Den ſo erſchaffnen Menſchen nannt' er Elfe,
Den erſten Zeuger des Geſchlechts der Elfen;
Der, durch die Welt mit müdem Fuße wandernd,
Einſt in den Gärten des Adonis fand
Ein lieblich Weſen, das nicht erdgeboren
Er wähnte, aber wol für einen Geiſt
Oder auch Engel hielt, Urheberin
Des ganzen weiblichen Geſchlechts auf Erden.
Und dem zufolge nannte er ſie Fee,
Von der die Feen all' in rechter Linie ſtammen.
Ein großes Volk entſprang gar bald aus dieſen
Und mächt'ge Könige, die die Welt bekriegten
Und alle Nationen unterjochten.

hlen des Ritters vom rothen Kreuze, als er noch Kind war, iſt eigentlich die einzige Begebenheit, die an den Volkscharakter der Feenwelt erinnert, denn die des Arthegal iſt ihr völlig gleich. Es heißt von ihm:

Er wohnet in dem Feenland, doch iſt
Kein Fee-geborner er, und nicht verwandt
Den Elfen, ſondern erdentſproſſen nur
Und ehemals von Feen weggeſtohlen,
Als er noch in den Kinderwindeln war;
Auch iſt ihm Andres nicht bis jetzt bekannt,
Als daß von einem Elfen er und einer Fee erzeugt.

Übrigens iſt Spenſer in ſeinem Bemühen, Elfen und Feen als einerlei unter einander zu miſchen, nicht immer conſequent. So nennt er die Unterthanen Gloriane's eine niedrige Elfenbrut, oder gar falſche Feen; dennoch aber iſt wieder ein Weſen, wie Belphöbe,

Rein und von Hauptverbrechen unbefleckt,
Die Erdenſtaube angeboren ſind,

von einer Fee geboren. — Der Ritter Sir Calidore iſt ſelbſt ein Fey und alle Eingebornen ſind es mit ihm, dennoch darf der lieblichen, vom Berge Acidale herunter rauſchenden, Quelle nicht

Der gröbre Bauer
Sich nähern oder Unrath in ſie werfen.
Doch Feen und Nymphen ſitzen an den Ufern
Im Waldesſchatten, der die Fluth bekränzt.

Und als Calidore weiter hin auf die „hundert nackten Mädchen lilienweiß" blickt, weiß er nicht,

Ob es der Schönheitskönigin Gefolge,
Ob Nymphen, Feen, oder Zaubertäuſchung,
Die ſeine Augen ihm geblendet hat.

Im Ganzen ſind noch Spenſer's Feen die der alten Romantik, aber nachher ging aller Unterſchied zwiſchen Feen und Elfen vorloren, und die volksthümlichen Elfen wurden ebenfalls Feen genannt.

Während die guten Feen über alle Beſchreibung ſchön, ewig jung und blühend, aller weiblichen Künſte Meiſter, von Herzen und Gemüth gut und edel waren, und ihre mächtigen Zauberkräfte immer ſo anwendeten, wie es beſſeren Weſen höherer Art geziemt, waren die böſen von Allem das Gegentheil, aber ihre Macht nicht ſelten noch größer. Doch kann kein Feenweſen das gradezu aufheben, was ein anderes gewirkt hat, ſondern nur ihm entgegenwirken und den Zweck des Gegners hintertreiben. Dies iſt denn allerdings ein Kampf zwiſchen guten und böſen Feen. Ihre Lieblinge rüſten die Feen mit Zauberkräften, mit Glück bringenden Eigenſchaften, mit Verſtand, Schönheit und Muth aus, oft machen ſie ihnen aber auch unangenehme Geſchenke, die man nur unter gewiſſen Bedingungen los werden kann. Der Kampf zwiſchen guten und böſen Geiſterweſen entwickelt in den Zauber- und Feenromanen die ganze Maſchinerie, ſchürzt den Knoten und löſt ihn zuletzt auf. — Bei den teutſchen Völkern ſowol des eigentlichen Teutſchlands als des Nordens im Mittelalter kommt der Name Feen wenig oder nicht vor, ihre Stelle vertreten die Rieſen, Zwerge und Elfen (ſ. Duergar und Elfen). Im Nibelungenliede und Heldenbuche ſpielen die Zwerge die Hauptrolle, der Zwerg Elleric, im Otnit iſt ſehr wahrſcheinlich mit Oberon einerlei Weſen. Im Norden iſt der

Digitized by Google

Name Elfen der gewöhnliche, im eigentlichen Teutſchland ſpricht man von Zwergen, Niſſen, Kobolden und Nixen. Erſt in den neuern romantiſchen Gedichten iſt auch von Feen die Rede, und bekanntlich iſt es Wieland, der ſie und ihre Macht ſo reizend zu ſchildern weiß. (*Richter.*)

Fegatella *Radd.*, ſ. Marchantia.

Fegefeuer, ſ. Feuerprobe.

FEGFEUER, ein Gut in Harrien in Ehſtland, der Familie von Handwig gehörig, hatte ehedeſſen ein kleines, etwas befeſtigtes Schloß, das von einem Biſchofe bewohnt ward. Im Jahre 1560 verbrannten es die Ruſſen im damaligen Kriege. Vor ungefähr 50 Jahren waren noch einige Zimmer in einem Thurme bewohnbar; jetzt ſtehen die Mauern ganz verwüſtet, der Graben hat ſich aber noch ziemlich gut erhalten. (*J. C. Petri.*)

FEHDE, hieß im Mittelalter der Privatkrieg im Gegenſatze des Volkskriegs. Durch das Gefolgsweſen war alle Macht in die Hände eines ungebändigten, übermüthigen Herrenſtandes gekommen, und dies führte zu einem abenteuernden Leben, in welchem Tapferkeit und Stärke ſtatt Geſetz und Recht galten, theils Züge in das Ausland, theils Befehdungen im Innern waren die Folgen davon. Das Fauſtrecht galt, Selbſthilfe wurde die Ordnung des Tages. Alle freien Landeigenthümer und Güterbeſitzer machten mit ihren Helfershelfern gegen einander eigne Mächte, zwiſchen denen faſt dieſelben Verhältniſſe ſtattfanden, wie im Großen zwiſchen unabhängigen Völkern. Schon in den Capitularien Karl's des Großen heißt es: „Iſt einer in einer Fehde (si factiosus sit), ſo ſoll man unterſuchen, wer von beiden dem Frieden entgegen iſt, und ſoll ſie, auch wider ihren Willen, zum Frieden zwingen. Können ſie nicht anders dazu gebracht werden, ſo führe man ſie vor uns; und wenn einer nach dem Frieden den andern umbringen wird, ſo ſoll er deſſen Wehrgeld zahlen, die Hand verlieren, wenn er falſch geſchworen, und zugleich den Königsbann zahlen." Karl's kräftiger Geiſt aber wohnte nicht in allen folgenden Kaiſern, und die Gegenwirkung der Vaſallen gegen den Regenten wurde allgemein. Wurde es den Kaiſern oft ſchwer, die Reichsvaſallen zu einem Reichskrieg in Bewegung zu ſetzen, ſo ward es ihnen nicht leichter den Privatkriegen zu ſteuern, die, weil jeder nach Belieben ſolchen Krieg anfing, die Unſicherheit allgemein machten. Mehrere Kaiſer traten daher mit Landfrieden dazwiſchen, um dieſem Fauſtrecht ein Ende zu machen. Der von Friedrich I. iſt auch dadurch beſonders merkwürdig, daß er das Geſetz enthält, derjenige, der einen Andern angreifen wolle, ſei gehalten, ihm wenigſtens drei Tage vorher durch einen ſichern Boten die Fehde anzukündigen. Zwar hielt nichts deſto weniger der Adel ſich befugt, Anſprüche, die er an einen andern hatte oder doch zu haben glaubte, mit Schwert und Lanze geltend zu machen, und Beleidigungen ebenfalls mit dieſen Waffen auch wol mit Brand, Raub und Mord zu rächen, und es war nicht ungewöhnlich, in ſolchen Fällen ſeinen Gegner unvermuthet zu überfallen, weshalb denn auch noch viele nachfolgende Landfrieden bis auf Maximilian I. 1495 nöthig wurden: allein mit der Zeit ward es doch für ſchicklicher und ehrenhafter gehalten, den Frieden vorher aufzukündigen. Man nannte dies: Abſagen, auch Entſagen, d. i. ſich öffentlich als Feind eines Andern erklären, ihm eine Fehde ankündigen. Dieſes geſchah oft nur durch Boten mündlich, häufiger jedoch durch Abſagebriefe oder Fehdebriefe. Dieſe waren öfters ganz kurz, z. B.: „Wiſſe, daß ich N. N. dein NN's Feind ſein will," enthielten aber zuweilen auch die Urſache der Befehdung, oder es wurde, wenn der Abſagende nur als Bundesgenoſſe auftrat, der Hauptgegner genannt. So lautet ein ſolcher Abſagebrief vom J. 1411 (mit einer kleinen Abänderung der Schreibart): „Edeler Herre Graf Aylff zu Naſſau und zu Dietz. Ich Henne von Dortzenbach laſſe euch wiſſen, daß ich euer, eurer Helfer und eurer Lande und Leute Feind ſein will, um Willen meiner Herren des Raths und der Stadt Frankfurt, und will in ihrem Frieden und Unfrieden; und nehmt ihr deß Schaden, deß wollen ich und meine Knechte, die ich jetzt habe oder weiter gewinne, unſere Ehre gegen euch, eure Helfer, Lande und Leute und die eurigen bewahrt haben, und bedürften wir einiger Bewahrung mehr, deß wollen wir auch unſere Ehre gegen euch bewahrt haben. Gegeben unter meinem Inſiegel." Stand der Ausſteller des Briefs in Lehnspflichten gegen den Herrn, an den er gerichtet war, ſo wurde der Fehdeankündigung zugleich das Aufſagen des Lehns oder die Aufkündigung des Lehnsverbandes angehängt. Öfters ward auch zum voraus beſtimmt, wann die Feindſeligkeiten ihren Anfang nehmen ſollten.

Es wurde ſprüchwörtlich, daß dem Landfrieden nicht zu trauen ſei, und man kann daher noch auf ein anderes Mittel, die Befehdungen und deren Folgen zu beſeitigen, und dies beſtand in Conföderationen (Einigungen, Verbunde), welche ſich von den Landfrieden dadurch unterſcheiden, daß dieſe faſt durchgehends auf Vorſchlag und unter Mitwirkung der Kaiſer gemacht und in deren Namen veröffentlicht, die Conföderationen hingegen von den Ständen unter ſich geſchloſſen wurden und höchſtens kaiſerliche Beſtätigung hatten. In ſolche Conföderationen traten Fürſten, Städte und Adel unter ſich, aber freilich nicht allezeit um den Frieden zu erhalten, ſondern öfters, um ihn deſto nachdrücklicher zu zerſtören. (*H.*)

FEHLGEBÄREN, Abortus, Missfall, die zu frühe Niederkunft eines ſchwangeren Weibes, beſteht in einem Ausſtoßen des befruchteten Eies aus dem ſchwangeren Gebärtheile vor der Reife. Dies Ausſtoßen kann, ſobald ſich das Ei gebildet hat, in jedem Zeitraume der Schwangerſchaft geſchehen, ſtreng genommen heißt es indeſſen nur bis zum Schluſſe des ſiebenten Mondsmonats (von grade vier Wochen), mithin vor der 28. Woche, ein Fehlgebären, unzeitiges Gebären, und von da an bis zur Hälfte des zehnten Monats, oder bis zur 38. Woche, ein Frühgebären, frühzeitiges Gebären. Im gemeinen Leben wird Abortus und Abortiren für beide, für das unzeitige und für das frühzeitige, Gebären genommen; als wiſſenſchaftlicher Ausdruck bezeichnet er aber nur das Erſte. Eine Geburt, die zwiſchen der 38. und 40. Woche fällt, iſt rechtzeitig. Die Frucht kann aber dabei unzeitig ſein,

Digitized by Google

wenn ſie früher abgeſtorben war, ein Umſtand, der in dieſer Hinſicht nicht in Betracht gezogen wird. Fehl- und Frühgeburten werden ſtets durch eine krankhafte Beſchaffenheit herbeigeführt, und ſie erſcheinen entweder als die Krankheit ſelbſt, oder als die Folge einer Krankheit. Die Urſachen, die ſie herbeiführen, bringen eine Veränderung in dem richtigen Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind hervor, und dieſe Veränderung bedingt den Eintritt des Abortus. Vor dem vierten, und nach dem ſiebenten, Monate entſteht derſelbe am leichteſten, weil im Anfange der Schwangerſchaft das Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind noch nicht gehörig ausgebildet und geſichert iſt, gegen das Ende derſelben es ſich aber bereits zu löſen beginnt. Dies Verhältniß beſteht darin, daß die Mutter das befruchtete Ei in ſeinem fortſchreitenden Wachsthume und bis zur gänzlichen Ausbildung des Kindes, ohne Schaden für ihre Selbſterhaltung, tragen und ernähren kann. Die Mutter muß dem Kinde alſo geben, was es bedarf, und das Kind muß in ſeinem Bedürfniſſe der Beſchaffenheit des mütterlichen Körpers und ihrem nährenden und zeugenden Vermögen entſprechen. Hierauf beruht überhaupt die Möglichkeit einer geſunden Schwangerſchaft. Wird dies Verhältniß durch Umſtände irgend einer Art ſo verſchoben, daß die Fruchttragung dabei nicht mehr ſtattfinden kann, ſo erfolgt ein Abortus. Umſtände, die dies bewirken, geben daher die *Urſachen* des Abortus ab. Man kann ſie in zwei Claſſen theilen. *Erſte Claſſe* enthält Dasjenige, wodurch der Selbſterhaltung der Mutter Eintrag geſchieht. Es wird auch dem Kinde dadurch zugleich auf doppelte Weiſe Schaden zugefügt, zum Erſten, weil die in der Schwangerſchaft der Ernährung des Kindes beſtimmte regere Zeugungskraft nun dem Bedürfniſſe der mütterlichen Selbſterhaltung dienen muß, und zweitens, weil die Zeugungskraft, die in der Stärke des ſelbſtändigen Lebens des Weibes wurzelt, durch die Abnahme dieſer Stärke ſelbſt geſchwächt wird. Die *zweite Claſſe* umfaßt diejenigen Umſtände, wodurch die freie Ausdehnung des Gebärtheils gehindert, ſeine Zuſammenziehung bewirkt und der Zuſammenhang zwiſchen Mutter und Ei oder Kind getrennt wird. Die erſte Claſſe bringt ſelten für ſich allein den Abortus hervor, ſie bewirkt aber die Anlage zu dieſem Übel; die Urſachen der zweiten Claſſe hingegen bewirken ihn für ſich allein zwar, doch leichter und gewiſſer bei einer vorhandenen Anlage. Jede dieſer beiden Claſſen hat ihre beſonderen Gattungen und Arten von Urſachen. Das, was die Selbſterhaltung der Mutter hindert, alſo der *erſten Claſſe* angehört, kann auf dreifache Weiſe wirken, nämlich entweder durch Entziehung des von Außen her Nöthigen; hieraus entſteht die erſte Gattung, oder durch Verhinderung der Aufnahme und der Bearbeitung des Äußeren, die zweite Gattung, oder endlich durch Unterhaltung eines Verbrauchs, der die mögliche Aufnahme überwiegt, und dies bildet die dritte Gattung.

Die *erſte Gattung* enthält den Mangel an Nahrungsmitteln überhaupt, und beſonders an hinreichend kräftigen und leicht genug zu verdauenden Nahrungsmitteln, den Mangel an friſcher Luft und Wärme, weil ohne beide die Aneignung der Nahrungsmittel nicht ſtattfinden kann, ſowie der freien Bewegung und des Reizes der Heiterkeit.

Die *zweite Gattung* ſchließt Alles ein, wodurch die Thätigkeit der Werkzeuge des Kauens, des Verdauens und der weitern Bearbeitung und Aneignung geſtört wird, als anhaltende Zahnſchmerzen, Leiden des Magens und Darmkanals, wodurch ſie auch hervorgebracht wurden, Bildungsfehler in den für die Aufnahme, Verarbeitung und Aneignung beſtimmten Werkzeugen, niederdrückende Leidenſchaften, ſitzende Lebensart, hauptſächlich in kalter, feuchter Luft, Erkältung und ihre Folgen, Mangel an Schlaf u. a. m.

Die *dritte Gattung*, bei welcher der Verbrauch im Verhältniſſe zur Aufnahme zu ſehr geſteigert iſt, wird herbeigeführt durch zu große Jugend, bei der der mütterliche Körper noch ſelbſt wächſt, durch zu heftige körperliche und geiſtige Anſtrengungen, verſtärkte gewohnte oder krankhafte Ab- und Ausſonderungen, wie fortgeſetztes Kinderſtillen, Monatsfluß, Blutfluß auch aus andern Theilen, Schleimflüſſe, beſonders aus den Geſchlechtstheilen (der ſogenannte weiße Fluß), und durch alle Krankheiten, die eine merkliche und anhaltende Abzehrung hervorbringen. Schwangere befinden ſich bei langwierigen Zehrkrankheiten, des geſteigerten Zeugungsvermögens wegen, meiſtens beſſer, doch gewöhnlich zum Nachtheil der Frucht.

Die *zweite Claſſe* beſteht aus zwei Gattungen. Die *erſte Gattung* enthält Alles, was die nöthige Ausdehnung des Gebärtheils hindert, als alle Krankheiten und Bildungsfehler des Gebärtheils, des Beckens und des Rückgraths und aller Baucheingeweide, wodurch der Gebärtheil gehindert wird, ſich gehörig auszudehnen und die ihm für die Fruchttragung zukommende Lage anzunehmen und zu behaupten. Wo der Gebärtheil ſich nicht weiter ausdehnen kann, da zieht er ſich zuſammen, ein Stehenbleiben in einer mittleren Ausdehnung findet überall nicht ſtatt, es ſei denn unter ganz beſonderen Umſtänden, als bei einer plötzlichen Lähmung des Gebärtheils, nach dem Abſterben des Kindes u. ſ. w. Ferner iſt hierher auch zu rechnen die zu ſtarke und krankhafte Ausdehnung des Gebärtheils, durch eine in ihm enthaltene zu große Menge von Waſſer (Waſſerſucht des ſchwangeren Gebärtheils), durch kranke und monſtröſe Früchte, oder ſchon durch mehre Kinder, die in der Höhle des Gebärtheils in ihrem fortſchreitenden Wachsthume nicht Platz haben.

Die *zweite Gattung* entſteht aus Umſtänden, die eine zu frühe Zuſammenziehung des Gebärtheils hervorrufen. Dahin gehört Alles, was den Andrang von Blut nach den Geſchlechtstheilen und hauptſächlich nach dem Gebärtheile, ja eine entzündliche Beſchaffenheit derſelben hervorbringt; ferner alle Reize, die auf die Nerven der Geſchlechtstheile heftig wirken und endlich alle mechaniſche Erſchütterungen, wodurch der Zuſammenhang zwiſchen Mutter und Kind aufgehoben wird. Es gibt Einflüſſe, die auf mehre der angegebenen Arten zugleich wirken, und dieſe werden dadurch um ſo ſchädlicher. Am nachtheiligſten iſt ein zu oft wiederholter Beiſchlaf, indem er das Gefäß- und Nervenſyſtem heftig reizt und zugleich den ſchwangeren Leib gewaltſam erſchüttert. Die ſogenannten Abortiv-

Digitized by Google

mittel gehören theils zu den mechaniſch erſchütternden, wie Schläge, Stöße, heftige Nießmittel, Brechmittel und dergleichen, oder zu denjenigen, die vorzugsweiſe auf die Nerven und Gefäße des Beckens und der Geſchlechtstheile wirken, als erhitzende und draſtige Abführungsmittel, die ſehr erhitzenden und reizenden ätheriſchen Öle und dergleichen. Ganz zuverläſſige Abortivmittel und ſolche, die ohne Schaden der Mutter wirken, gibt es nicht. Gemüthserſchütterungen durch Schrecken, Angſt und dergleichen ſcheinen die Thätigkeit der Geſchlechtsnerven vorübergehend zu lähmen und dadurch Fehlgebären zu erzeugen.

Durch öftere Misfälle entſteht eine Anlage dazu in dem Gebärtheil, der ſich in jeder neuen Schwangerſchaft immer nur bis auf den Punkt ausdehnt, bei dem er ſich zuerſt zuſammenzuziehen anfing, und daher immer faſt um die nämliche Zeit die Frucht wiederum ausſtößt. Zur Zeit, wenn das Monatliche im ungeſchwängerten Zuſtande ſonſt einzutreten pflegt, iſt die Neigung zum Fehlgebären ſtärker als in der Zwiſchenzeit.

Dasjenige nun, wodurch alle die angegebenen urſächlichen Umſtände wirken, und welches den Abortus unmittelbar zur Folge hat, iſt *die Abtrennung des Eies, Kindes, von der Mutter*, und die Zuſammenziehung des Gebärtheils. Das Eine hat immer das Andere zur Folge, wenn es bis zu einem hinreichenden Grade vorhanden iſt. Durch dieſe nächſten Veranlaſſungen werden die örtlichen Zufälle, die den Abortus begleiten, bedingt. Überhaupt kann man dieſe

Zufälle, Erſcheinungen in allgemeine und örtliche und in vorhergehende oder ankündigende, in begleitende und in nachfolgende eintheilen.

Die *allgemeinen* Erſcheinungen haben zum Theil den Charakter der Urſache, zum Theil aber ſind ſie die Wirkungen und Folgen der Anſtrengung des Schmerzes des Blutverluſtes und verrathen daher Erſchöpfung.

Die *örtlichen* Erſcheinungen beziehen ſich auf den Zuſtand des Gebärtheils und ſein Verhalten zum Kinde. Da immer eine Urſache vorangehen muß, ſo treten ſie niemals ohne vorhergehendes allgemeines Übelbefinden oder vorangehende Äußerung eines beſondern Leidens in den Geſchlechtstheilen, als den nächſten Äußerungen der Wirkung beſtimmter Urſachen, hervor. Ein ganz plötzlicher Abortus ereignet ſich nur dann, wenn die Urſache ſo heftig war, daß ſie mit der Wirkung in eins zuſammenfiel. Durch das Werkzeug und ſeine eigenthümliche Handlungsweiſe und Beziehung erhalten übrigens die örtlichen Erſcheinungen, die an ihm wahrgenommen werden, hauptſächlich ihre Eigenthümlichkeit; ſie werden aber durch die Beſchaffenheit der Urſache modificirt, ſodaß ſich die Unterſchiede, die in den Urſachen liegen, etwa auch in den Erſcheinungen nachweiſen laſſen. In Bezug auf dieſe Unterſchiede kann man zwei allgemeine Claſſen von Abortus annehmen, die paſſiven und activen Abortus. Die erſten entſpringen aus reinem Erlöſchen der Geſchlechtsverrichtung, weil das mütterliche Leben ſie nicht zu beſtreiten vermag. Hier findet die erſte Claſſe von Urſachen ſtatt. Schwäche und Abzehrung gehen voran, ein Krampf bewirkt dann gemeiniglich das Auswerfen der Frucht, und Erſchöpfung mit allen ihren Begleitern folgen. Die zweite Claſſe hat drei Gattungen, den plethoriſch entzündlichen Abortus, den nervöſen und den entzündlich-nervöſen. Der letztere iſt der häufigſte. Um dieſe mit Gewißheit zu erkennen, muß man die ganze Leibesbeſchaffenheit, die Urſachen und die allgemeinen Erſcheinungen zu Hilfe nehmen, denn hierdurch erhält man den Schlüſſel zur Erkenntniß der feinen Verſchattungen der örtlichen Zufälle, die ſich für ſich allein nicht angeben laſſen. Daß eine Fehlgeburt eintreten wird, ſieht man, wenn bei einer allgemeinen Beſchaffenheit, die dazu die Anlage hergibt, oder nach Einwirkung von Urſachen, die ſie veranlaſſen können, folgende örtliche Zufälle eintreten: Ein Ziehen im Kreuze und Schmerzen im Unterleibe, beſonders in der Schoosgegend, die ſtoßweiſe eintreten und von Zeit zu Zeit ſtärker werden; Drang, den Harn zu laſſen, bisweilen auch Drang zu Stuhl zu gehen und Schwere im Schoos mit dem Gefühle, als wolle etwas herausfallen; Abgang von mehr oder weniger Blute aus der Scheide, auch Schleimes, entweder reinen oder blutigen. Durch die Unterſuchung entdeckt man jetzt eine ungewöhnliche Ausdehnung des Scheidengrundes und des unteren Abſchnitts des Gebärtheils, und in den ſpäteren Monaten hat derſelbe ſich auch tiefer herabgeſenkt und iſt leichter zu erreichen. Dieſe Zufälle laſſen bei ruhigem Verhalten wol wieder nach, ja ſie können bei zweckmäßigem Verfahren wol ganz wieder aufhören, doch kommen ſie leicht bei der kleinſten Gelegenheit wieder, werden heftiger und heftiger, und verſchwinden nur dann erſt, wenn das Kind ausgeſtoßen iſt. Der Muttermund eröffnet ſich unter dieſen Umſtänden unter den ſchmerzhafteſten Wehen, man fühlt das Ei, oder, wenn das Kind ſchon größer iſt, die Eihäute, und nachdem ſie geſprungen ſind und Fruchtwaſſer abgegangen iſt, die Kindestheile, im unteren Abſchnitte des Gebärtheils. Die Scheide wird ſchlüpfriger, das Blut ſtürzt in Strömen oder Klumpen aus derſelben, und mit ihm oft unter Ohnmachten, und wol unbemerkt auch die Frucht. Gefährlicher und heftiger ſind alle dieſe Zufälle, beſonders der Blutverluſt, wenn ſich vor der Zuſammenziehung des Gebärtheils die Frucht von demſelben zu trennen anfängt, minder heftig aber, wenn die Trennung in Folge der Zuſammenziehung des Gebärtheils geſchieht. Auch hierbei iſt es aber übeler, wenn die Frucht im untern Abſchnitte des Gebärtheils oder in der Scheide hängen bleibt, welches in den erſten Monaten der Schwangerſchaft am leichteſten geſchieht, und dann die vollkommene Entleerung und gänzliche Zuſammenziehung des Gebärtheils verhindert. War die Frucht ſchon abgeſtorben, ehe der Misfall beginnt, ſo gehen die Erſcheinungen des Abſterbens und des Todes der Frucht voran und dieſe iſt oft bereits ſchon faul, wenn ſie ausgeſtoßen wird.

Die Wirkung des Abortus ſind für das Kind und für die Mutter nicht blos höchſt gefährlich, ſondern für das erſte ſogar, bis zur 28. Woche, beſtändig und bis zur 35. Woche meiſtens tödtlich. In höchſt ſeltenen Fällen kann das Fehlgebären, indem es als Kriſe einer entzündlichen Krankheit erſcheint, oder indem dadurch die unerträglichen Laſten der Schwangerſchaft gehoben werden, oder endlich, weil eine ſchwere und regelwidrige Entbindung da-

Digitized by Google

durch verhütet wird, wohlthätig für die Mutter ſein. Man hat daher vorgeſchlagen, es, unter den Umſtänden, die es fodern, künſtlich zu erregen. Die Ausführung dieſes Vorſchlages iſt der Folgen wegen gefährlich, und weil ſichere Mittel dazu fehlen, unthunlich.

Die Gefahren für die Mutter, die, abgeſehen von ſeinen Urſachen, den Abortus ſelbſt begleiten, ſind, die der Entzündung des Gebärtheils und der Unterleibeseingeweide und diejenigen der Erſchöpfung, hauptſächlich wegen des Blutfluſſes, der oft ſehr heftig iſt und lange andauert, und des Schmerzes, ja ſelbſt der körperlichen Anſtrengung. Außer der Anlage zu neuen hinterlaſſenen Misfällen auch bald eine Erſchlaffung, bald Anſchwellung, Verdickung und Verhärtung des Gebärtheils, ja der übrigen Geſchlechtstheile, und dadurch für die Zukunft die Urſachen zu Unordnungen in dem Monatsfluß und in den Geſchlechtsverrichtungen überhaupt, ſowie die Anlage zu Vorfällen des Gebärtheils und der Scheide. Selbſt die Neigung zu Skirrhus und Krebs ſoll darnach entſtehen, doch gewiß nicht ohne vorangegangene große Abweichungen in den allgemeinen Ernährungsvorgängen des mütterlichen Körpers.

Die ärztliche Behandlung einer Schwangeren in Bezug auf das Misgebären erſtreckt ſich auf dreierlei, auf die Verhütung des Misfalls, auf eine unſchädliche Leitung deſſelben, wenn er nicht mehr zu verhüten iſt, und auf die Abwendung der üblen Folgen und ihre Verbeſſerung.

Die erſte Anzeige, das Übel zu verhüten, tritt ein entweder wo eine beſondere Anlage zu dieſem Übel ſtattfindet, oder wo Urſachen gewirkt haben, die es wol herbeiführen können, oder endlich, wo ſich bereits die erſten Spuren des Eintritts, als Ziehen im Kreuze und Schmerzen im Schoße u. ſ. w., zeigen. Um dieſer Anzeige Genüge zu leiſten, rathe man der Schwangeren, Alles zu meiden, was früher den Misfall begünſtigte, beſonders zu große erſchütternde Anſtrengungen des Körpers, Gemüthsbewegungen, erhitzende Speiſen und Getränke, und hauptſächlich den Beiſchlaf. Sind beſondere Urſachen zugegen, die den Abortus erzeugen könnten, ſo müſſen dieſe nach ihrem eigenthümlichen Charakter behandelt werden. Sobald ſich Spuren des zu befürchtenden Misfalls zeigen, muß die Schwangere eine horizontale Lage annehmen und gänzlich ruhen. Iſt Vollblütigkeit und eine zur Entzündung neigende Leibesbeſchaffenheit zugegen, ſo läßt man zur Ader, bei großer Empfindlichkeit mit Schwäche dienen die krampfſtillenden ſtärkenden Mittel und eine milde nährende Diät, bei großer Nervenempfindlichkeit mit erhöhter Reizbarkeit im Gefäßſyſtem verbunden, ſind die narkotiſchen Mittel, die Cicuta, Belladonna und das Kirſchlorbeer-Waſſer paſſend.

Zur Befriedigung der zweiten Anzeige gehört, daß man der zu früh Kreißenden Ruhe des Geiſtes und des Körpers verſchafft, ihr dabei eine dem vorhabenden Geſchäft angemeſſene horizontale Lage annehmen läßt, ſie lehrt, die Wehen zu verarbeiten und im Fall es nöthig iſt, die Entleerung des Gebärtheils kunſtmäßig befördert und hauptſächlich ihr dasjenige reicht, was der allgemeine Zuſtand erfodert.

Die dritte Anzeige fodert hauptſächlich Berückſichtigung des Blutfluſſes. Dieſer darf nur dann geſtopft werden, wenn er im Verhältniſſe der Kräfte zu ſtark iſt und ſichtlich erſchöpft. Unterdrückt man ihn ohne Noth, ſo erfolgt leicht Entzündung. Oft dauert er fort, weil noch Stücken des Eies oder Blutklumpen im Gebärtheile liegen, wornach der Arzt fühlen und ſie wegnehmen muß; bisweilen iſt es Krampf, der ihn unterhält, und einige Gaben Opium ſtillen ihn dann. Wo dies nicht der Fall iſt, da helfen äußerlich warme Eſſigumſchläge und innerlich Phosphorſäure mit Zimmttinctur reichlich gegeben. Wo der Blutfluß fehlt und ſich etwas Entzündliches zeigt, muß antiphlogiſtiſch verfahren werden. Die nachbleibende Schwäche und Erſchöpfung weichen der Ruhe am beſten und einer milden nährenden Diät. Sehr reizende und ſtärkende Mittel erregen leicht von Neuem gefährliche Blutflüſſe. Örtliche Fehler müſſen beſonders berückſichtigt werden. Schriften, die nachzuleſen, ſind: *Cooper*, Dissert. de abortionibus. (Lugd. Bat. 1767.) *J. Burns*, Observations on abortion. (London 1806.) El. v. Siebold, Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten, 2. Bds. 1. Abſchn. 5. Abth. (Frankfurt am M. 1815.) (*Mende.*)

FEHLGEBURT (Abortus) heißt, in der gerichtlichen Medicin, jede vorzeitig geborne, nicht lebensfähige, Leibesfrucht. Eine nicht lebensfähige Frucht (partus non vitalis) iſt aber diejenige, die wegen Unzeitigkeit und Unreife zum fortgeſetzten ſelbſtändigen Leben außer Mutterleibe untüchtig iſt. Die Lebensfähigkeit einer vorzeitig gebornen Frucht hängt von dem Vorhandenſein desjenigen Grades der Ausbildung in den Organen der Reſpiration, der Ernährung u. ſ. w. ab, wodurch dieſe zu den Verrichtungen fähig werden, ohne welche das Leben des Kindes nach der Geburt nicht beſtehen kann. Da dieſe Ausbildung mit der fortſchreitenden Entwickelung des Fötuslebens meiſt in dem ſpätern Zeitraume der Schwangerſchaft eintritt, ſo muß es nothwendig einen Termin in der Schwangerſchaft geben, vor deſſen Ablauf die Frucht nicht lebensfähig ſein kann. Erfahrungsgemäß iſt dieſer Termin das Ende des ſiebenten Monats, oder der 32. Woche der Schwangerſchaft. Alle früher gebornen Kinder, wenn ſie auch lebend zur Welt kommen und einige Stunden oder ſelbſt Tage fortleben (wovon Beiſpiele vorhanden ſind), ſind als nicht lebensfähig und folglich als Abortus zu betrachten. Für die Strafrechtspflege iſt dieſe Beſtimmung bei den Unterſuchungen über Kindermord ſehr wichtig. Vgl. die Artikel: Geburt, neugeborne Kinder. (*Henke.*)

FEHMGERICHT[1]). I. Benennung. Bei derſelben bietet ſich ſogleich die ſchwierige Frage dar, ob das

1) Der Literatur widmen wir keinen beſondern Abſchnitt, ſondern handeln, um Wiederholungen zu vermeiden, nur beiläufig von derſelben, und geben hier in dieſer erſten Anmerkung nur die wichtigſten Schriften vorläufig an: *Marqu. Freherus*, De secretis Judiciis olim in Westphal. — — usitatis etc. 4. und wiederholt: cum Collectan. Mss. Lib. Bar. de Senkenberg ex edit. *Jo. Henr. Dav. Goeblitii.* (Ratisbon. 1764. 4.) Anonymi (vermuthlich des Herrn von Eckhart [Eccardus]) Narrat. histor. de Judiciis Fehmicis ap. *Pistorium*, Amoenitat. histor. jurid. P. I. n. I. p. 833—871. (H. A. Koch) Anmerkungen über die weſtfäliſchen Gerichte, ebenfalls bei Piſtorius a. a. O. IV. *Thomasius*, De vera origine, natura, progressu et interitu Jud. Westph.

Digitized by Google

Wort Fehme urſprünglich blos den weſtfäliſchen, mit dieſem Worte genannten, Gerichten eigen und erſt von da herüber genommen auch in andern Ländern gebraucht worden, oder ob daſſelbe urſprünglich nicht blos Weſtfalen eigen, ſondern nur erſt hier die Wichtigkeit ſeiner Bedeutung erhalten hat, und ſpeciell auf die heimlichen Gerichte Weſtfalens angewendet worden. An der Spitze dieſer Unterſuchung ſteht, daß Heinrich von Hervord die Anſtalt nennt: Legem secreti judicii, quod patria illius lingua *Feme* dicitur. Wigand (S. 310) bemerkt: „Da nun einmal die höchſten Gerichte Weſtfalens, auf die ganz Teutſchland mit Achtung ſah, Femgerichte hießen, ſo pflegte man oft Femgerichte und Hochgerichte, auch außerhalb Weſtfalens, gleichbedeutend zu nehmen, und das beſondere Verfahren in den Städten, wo man auf den böſen Leumund, ohne ſtrenge Form, ſchnell richtete und zum Theil die weſtfäliſchen Gerichte nachahmte, wurde auch wol Feme oder Femrecht genannt. Alſo bezeichnet Femgericht nicht, wie Eichhorn (III. S. 178) bemerkt, überhaupt das obere oder Blutgericht, ſondern der Ausdruck wurde erſt von Weſtfalen entlehnt." Dieſes würde größere Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, wenn man den Ausdruck nur in Stellen der ſpäteren Zeit fände, wie in folgender [2] Weiſe: In der Urkunde [3], durch welche Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige im J. 1456 dem Rathe und der Bürgerſchaft zu Eilenburg die Ober- und Niedergerichte im Weichbilde daſelbſt verkauft, ſagt: Hetten auch unser Keuffer vorgenant Ubelthaeter zu ihren Haenden bracht, die straffwürdig weren, sollen und moegen sie zu unsern Faehmstedten freye Wege zu und abe haben uff dem Felde und anderswo nach irer Nottdurfft und der Gebrechen mit Ubelthaetern zu thun und zu lassen nach iren Gefuge von uns, unsern Erben und Ambtleuten allerdings unvorhindert. Im handſchriftlichen Theile von Vogel's Leipzigſchem Geſchicht-Buch findet ſich: In Stameln ist eine Feymstaedt, das grüne Gericht genennet. Ebendaſelbſt: „So ſtehet auch im Dorfe (Euderitzſch) beim Spielhauſe ein Stock mit einer Überſchrift, welcher ſoviel bedeutet, als hatte der Rath einen Galgen oder Feymſtätt im Felde ſtehen." Ferner auch in dem zuletzt angeführten Buche: „Es iſt daſelbſt (im Dorfe Reutzſch) auch ein Stock anſtatt der Feymſtaett vorhanden, und wenn man daſelbſt einen Übelthäter richten will, muß es im Dorfe geſchehen: es erhielte denn E. Hoch-Edler Rath von dem Landes-Fürſten einen ſonderlichen Ort im Felde" u. ſ. w. In des Herzogs Georg von Sachſen Vergleiche zwiſchen den Edeln von Rockhauſen zu Kirchſcheidung und dem Stadtrathe von Laucha vom Jahre 1526: — — — also entschieden und geweist haben, nehmlich dass obgedachte von Rockhausen die aufgerichtete *Feimstad* widerum sollen abthun, und an stat derselben zu einem Zeichen der Obergerichte — — — — eine Seule aufrichten, und die Gerichtsfaelle, so auf derselben Gemeine, zu Kirchscheidung lassen rechtfertigen. Das Protokoll zum Jahre 1569 hat dieſes: Auffrichtung einer neuen *Pheumseule* uf der Scheidunger Gemeine. Nachdem und dieweil denen von Rockhausen Gevettern zu Kirchscheidung die Gerichte oberst und niederst, uber Hals und Hand, Leib und Blut uf der Scheidunger Gemeine zustaendig u. ſ. w. auch *Pheumseule* zum Zeichen und Bekräfftigung der Jurisdiction durch Gottseeligen Hertzog Georgen zu Sachsen u. ſ. w. erhöhet worden. In einer halle'ſchen Urkunde [4] vom J. 1499: Der Rath soll auch der Feymstadt, der Radebreche zu ihrer Nothdurfft — — — — gebrauchen. Der Mönch von Pirna [5] ſagt von dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen in Beziehung auf Eiſenach: verlegte dy fehmestat vor S. Niclasthor. Im Regiſter der naumburger Domprobſtei vom J. 1590 heißt es: Es hatt vor meiner Zeit die Thumprobstei keine Fehmstadt mit dem Strange zu richten gehabt, Ich habe wegen der nahe gelegen Weissenfeldischer Gerichten den Galgen weiter nicht denn wie er itzo stehet hinaus setzen dorffen. In der Bedeutung von Richt- und ſpeciell von Galgenſtätte wird noch jetzt Fehmſtätte gebraucht [6]. Johann Rothe [7] ſagt in Beziehung auf den Sängerkrieg auf der Wartburg: Der krig wart alzo herte mit deme gesange undir en, daz sy sich vorphlichtin, wer do vorlore, der solde stemphele, also hiess zcu deme male der *femer*, zcu teile werdin. In der Erzählung [8] im Lateiniſchen heißt es dafür: Quae partes mutuo decertantes, tandem decretum est, ut jam accersito spiculatore, praesentique funem tenenti, pars devicta daretur suspendenda, und in dem in Reimen gefaßten Leben der heiligen Eliſabeth [9] wird geſagt:

Der (Heinrich von Oſterdingen) allezeit wieder sie were mit gesang,

---

1711. Diss. *Hahn*, Collectio Monumentor. veterum et recent. 1726. Hutter, Das Vehmgericht des Mittelalters nach ſeiner Entſtehung, Einrichtung, Fortſchritten und Untergang. Hiſtoriſch unterſucht (Leipzig 1793.), wo ſich S. 182—186 findet: Verzeichniß der Schriften, die der Verfaſſer bei dieſer Schrift benutzt hat. Kopp (C. Ph.), Über die Verfaſſung der heimlichen Gerichte in Weſtfalen. (Göttingen 1794.) Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 3. Bd. Berck (Theod.), Geſchichte der weſtfäliſchen Femgerichte. (Bremen 1815.) Wigand (Paul), Das Femgericht Weſtfalens, aus den Quellen dargeſtellt und mit noch ungedruckten Urkunden erläutert. Ein Beitrag zur teutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. (Hamm 1825.) Troß (Ludw.), Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geſchichte des Femgerichts. Ein Nachtrag zu Wigand's Geſchichte der Feme. (Hamm 1826.) Uſener, Die Frei- und heimlichen Gerichte Weſtfalens. (Frankfurt 1832.)

2) In Beziehung auf dieſelben ſagt *Haltaus*, Glossarium Germanicum Medii Aevi col. 434: „*Faemstatt*, *Feymset*, olim locus patibuli, quae significatio profecta videtur e Westphalia." 3) Bei Horn, Nützliche Sammlungen zu einer hiſtoriſchen Handbibliothek von Sachſen. S. 745—750.

4) Bei Lünig, Reichsarchiv P. Spec. Cont. IV. P. II. Fortſ. S. 586. 5) Bei *Mencke*, Scriptt. T. II. col. 1481. 6) ſ. Klingner, Samml. zum Dorf- und Bauernrechte. 3. Th. S. 514—533. 7) Thüringiſche Chronik bei *Mencke* T. II. col. 1687. 8) Bruchſtück bei Wagenſeil, Von der Meister-Singer Ursprung, und daraus bei *Tentzel*, Hist. Goth. Sagittarii. Supplem. II. p. 520. 9) Bei *Mencke* T. II. col. 2039.

Digitized by Google

Und funden darumb den gendanck,
Wie sie das moechten ausgegebenn,
Das sie Ine brechten umb sein leben,
Ir einer wolde den andern pflichte,
Sie wolden umb das halsgerichte
Gegen einander ire lieder syngen,
Das gelobet inen Heinrich von Afterdingen,
Aso das der henger gegenwertig stunde
Und wen man alsdan fellig funde,
Den solt man one alles verlengen,
Und darumb an einen baum hengen.
Nach deme hencker wart gesandt,
Deme thet man den strick an seine handt,
Steuffell desselbigen name was u. ſ. w.

Fehmer wird alſo von Rothe für Henker gebraucht. Man glaubt, daß die Benennung von den Fehmgerichten entlehnt ſei [10]). Aber bei dieſer Annahme, ſowie bei der, daß auch der Ausdruck Fehmſtätte erſt von weſtfäliſchen Fehmgerichten auf die Richtſtätten anderer Länder übertragen ſei, muß man erwägen, daß das Wort Fehme [11]), außer der Beziehung auf die weſtfäliſchen Gerichte, gleichzeitig ſich auch auf außerweſtfäliſche Gerichte nachweiſen läßt. Die älteſten beigebrachten Urkunden, welche das Wort Fehme in dem Ausdrucke Veme-note, d. h. Fehmgenoſſen, darbieten, ſind von 1267, 1280 und 1291 [12]). Hält man dieſe Urkunden mit andern außerweſtfäliſchen Denkmälern zuſammen, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß das Wort Fehme ſich ſo ſchnell anderwärts hin ſollte verbreitet haben, wenn es urſprünglich Weſtfalen eigenthümlich geweſen. So z. B. ſagt das erſte braunſchweigiſche Stadtrecht [13]) 1. St. 54: Id ne schal neyman den anderen wroghen in dat *vemedingh* bi wane, id en si witlik dem Rade, welches Leibnitz [14]) überträgt: Nemo alterum in jus vocare debet ad judicium dictum *Vemeding*, propter opinionem (seu rumorem, famam) nisi sciente senatu. Man vergleiche auch das goßlariſche Stadtrecht 1. Buch S. 47 [15]). In einem, wahrſcheinlich vor 1300 geſchriebenen, die Suſanna-Sage behandelnden Liede [16]) antwortet Suſanna, die ſich weigert, den ihr drohenden Pfaffen anzunehmen:

Mir is bezzer herde vele,
Dat ich mich der schande scheme
Und lide âne schult de *veme*.

D. h. Mir iſt weit beſſer, daß ich mich der Schande ſchäme, die Sünde mit euch zu begehen, und mich dem Gerichte und der Strafe, die ihr durch eure Verleumdung über mich verhängen könnt, ausſetze. „Die Fehme erleiden," bemerkt Grimm weiter, „bedeutet alſo Gericht über ſich ergehen laſſen, und wie man ſieht, ganz [17]) in allgemeiner Redensart; im Verfolg des Bruchſtückes kehrt der Ausdruck nicht wieder, wol aber wird von richten und rechte richten geſprochen; der Dichter hätte dort ebenſo wol ſagen dürfen: ane schult dat recht liden, oder dat gerichte [18]) liden. Zum Glück ſetzt er veme in den Reim, denn nun wird eine genaue Geltung der Buchſtaben möglich. Augenſcheinlich iſt das e in unſerm Worte weder ein ê (langes e), noch ein e (umgelautetes a), ſondern ein ë, vëme reimt ſich auf schëme (pudet me). Hiermit fallen die falſchen Ableitungen weg, z. B. die Möſer'ſche von fahmen, abrahmen, nach dem öſterreichiſchen Fâm (Schaum), dem ein hochteutſches Feim (woher abgefeimt) entſpricht." So Jacob Grimm. Unter denen, welche das Wort Fehme von Faum ableiten, gibt Freher [19]) die natürlichſte Erklärung, da er ſagt, das Fehmgericht ſei von Faum, Schaum, genannt geweſen, weil es den Staat von böſen Menſchen befreite und gleichſam abſchäumte. Frehern folgt Schottel [20]), nur daß ihm *fehmen* nicht blos abſchäumen, ſondern auch abſondern bedeutet, indem er dieſe Bedeutung aus der Zuſammenſetzung Fehm-Schwein zu begründen ſucht. Demnach bedeutet ihm Fehme „Separatio ad certum actum," z. B. Schweine fehmen [21]), in die Maſt verdingen. „Dies führt," bemerkt Jac. Grimm [22]), „auf etwas Allgemeines; Fehme wäre wie Ding: causa, lis, judicium. Der niederländiſche Sprachgebrauch iſt ein wenig beſtimmter, vêm heißt Genoſſenſchaft, und dann der Ort, wo Genoſſen, Handwerker, zuſammenkommen. Ähnliche Bedeutung hat auch Ding: locus judicii, conventus publicus. Die Idee von heimlichem oder peinlichem Verfahren ſcheint nichts im Worte zu begünſtigen." Möſer [23])

10) Haltaus unter *Faemer*. 11) Die Stellen, wo das Wort Fehme ſeit dem 12. Jahrh. vorkommt, ſind angegeben von Jac. Grimm, Aufſatz bei Wigand S. 308, und in des Letztern Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. 1. Bd. 4. H. S. 114. 115. 2. Bd. 1. H. S. 108. 109. 12) ſ. Kindlinger, Münſterſche Beiträge. 3. Bd. Nr. 81. 87 und 94. 13) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 457. 14) Introduct. in Tom. III. p. 14. 15) Bei Leibnitz a. a. O. S. 499. 16) Das Bruchſtück in Grimm's Aufſatz über das Wort Fehme bei Wigand S. 308. 17) Die Allgemeinheit iſt aber doch nicht ganz; zwar hat das hier gebrauchte Fehme keine ſpecielle Beziehung auf die weſtfäliſchen Gerichte, aber doch auf die Leumundsgerichte überhaupt, und alſo auf eine beſondere Gattung von Gerichten.

18) Aber was für eine Art von Gericht? Doch wol das Gericht auf Leumund. 19) De secretis Judiciis Westphaliae. 20) De singularibus et antiquis Germ. linguis. (Wolfenb. 1671.) p. 562. Schottel'n bedeutet das Wort Fehm, welches nach ihm ein teutſches Wort iſt, Abſonderung zu einer gewiſſen Verrichtung, welcher Meinung auch Mencken (Dissert. de Feymeris veteris Westphal. Judicii Scabinis [ſ. Diss. Academ. VIII. p. 337. 341]) beitritt. Das Fehmgericht iſt daher, nach Schottel's Meinung, ein beſonderes Gericht, nach einer gewiſſen Norm eingerichtet. Fehmzeit iſt die Zeit, wo eine gewiſſe Handlung vollzogen wird. Verfehmen heißt ſoviel als verführen. In dieſem Sinne wird das Wort in der Reformation des Freyen und Heymlichen Gerichts vom J. 1439 Cap. 10 gebraucht, wo es heißt: „Es ſoll der Freygraf niemand verführen oder verfehmen," d. i. Niemanden verleiten, wider die Vorſchriften und Verordnungen dieſes Gerichtes etwas zu unternehmen, oder darwider zu handeln. Dieſes iſt aber, wie Hutter (S. 4) bemerkt, nichts weiter, als eine Nebenbedeutung dieſes Wortes, denn verfehmen bedeutet im Allgemeinen etwas ganz Anderes, als verführen, wie wir dieſes weiter unten zeigen werden. 21) Vergl. Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Th. S. 372: „*Femen*, verdingen. Hanov. Swine upfemen, Schweine in die Maſt verdingen." Ferner findet ſich daſelbſt S. 387: „*Viem*, 1) eine Zahl von hundert Korngarben. Die rechte Bedeutung dieſes Wortes ſcheint ein Haufen Korngarben zu ſein; denn bei Friſch findet man, daß es ſowol vom Heu, als vom Korn gebraucht wird. Getraid-feimen, meta frumenti; Heu-feimen, meta foeni. 2) Es wird auch in der kund. Rolle für Faden, Faem, Klafter (da von Brennholz die Rede iſt) gefunden." 22) Bei Wigand S. 309. 23) Patr. Phant. IV. S. 205.

Digitized by Google

ſagt: „Da noch jetzt in einigen Ländern der Rahm, oremor, Fahm genannt wird, mithin fahmen ebenſo gut, als rahmen oder berahmen für citiren gebraucht ſein kann, ſo wird Fehmding, ein Name, der den Stillgerichten gegeben wurde, ebenfalls nur ein geboten Ding anzeigen. Verfehmen iſt dann ebenſo viel, als verbannen, weil auch bannen für citiren gebraucht wird." Jacob Grimm ſagt: „Die frieſiſche Rechtsverfaſſung kennt ein ſogenanntes fimel-thing, welches nach Wiarda (Wörterbuch S. 372, 373) und Aſegababuch (S. 61) ein von dem allgemeinen bod-thing verſchiedenes, geſondertes Gericht geweſen ſein ſoll. Ob deſſen Einrichtung mit der des Fehmgerichts Berührung habe, kann ich nicht beurtheilen; dem Worte nach ließe ſich fimel wol vergleichen, denn el iſt nichts als die zugefügte Bildungsſylbe. Eine gewagte Muthmaßung wäre es, dieſes fimel mit dem altnordiſchen fimbul (nach der Analogie von Kuml und Kumbl) in Verbindung zu bringen. Die altnordiſche Sprache hat die einfache Wurzel fimr, welches dexter, celer bedeutet; wir müßten die ganze Familie genauer kennen, um eine Vermittelung ſolcher Verzweigungen mit einiger Sicherheit nachzuweiſen" [24]). Wachter in ſeinem Glossarium billigt, daß Staben [25]) Fehm von dem isländiſchen fimur, ſchnell, beweglich, mit welchem man das Subſtantiv *fum* [26]) verbinden könne, ableitet, und Fehmgericht durch ſchnelles, raſch verfahrendes Gericht erklärt, dieſes ſei ſeiner früheren (im Specim. Glossar. geäußerten) Ableitung von fimt vorzuziehen. Der ältere Thorlacius [27]) leitet *Fehme* vom altnordiſchen ve [28]) (sacra) ab, und bemerkt: es ſei faſt kein Zweifel, daß der Teutſchen Vehmgerichte davon abzuleiten ſei." Allerdings wird das Gericht die heilige Fehm genannt; aber gegen das Sprachliche bemerkt Jac. Grimm: „Beide Wörter zu vergleichen, iſt widerſinnig. 1) *Vê* (nom. pl.) gen. vêa, dat vèum, hat langes ê; das weſtfäliſche vĕme kurzes ĕ. 2) Dem altnordiſchen v entſpricht nothwendig das teutſche w, nie das teutſche v, welches dem nordiſchen f gleich ſteht. 3) Dem Wort vĕme iſt das m wurzelhaft, mangelt aber im altnordiſchen vê; vĕme aus vê zu leiten, wäre folglich nicht beſſer, als *Schĕm* (pudor) aus dem nordiſchen *Skĕ* (damnum) zu erklären." Gryphiander [29]) leitet das Wort Fehm von Fahne her, das man per licitam conjecturam für Fehm-Recht geſetzt hätte, verwirft aber ſeine Meinung in der Folge mit dieſen Worten: „quod nullibi [30]) legatur vexilla judiciis adpensa fuisse," und glaubt, daß es vielmehr a despumando von Feimen, Schäumen herzuleiten ſei." Werner Rolevink [31]) nennt das Fehmrecht *jus* vetitum, und ſo auch Aenens Senensis [32]) das Fehmgericht *judicium* vetitum. Dieſe Benennung, welche Neuere beibehalten haben, hat zu vielen gelehrten Erörterungen Veranlaſſung gegeben. Die Herleitung der Benennung von vetitum läßt Freher nicht gelten, ſondern ſagt: es ſei ein Fehler der Abſchreiber oder des Verfaſſers ſelbſt. Doch ſagt auch Felix Faber, der das, was er über das Fehmgericht beibringt, von Äneas Sylvius entlehnt hat, von dem Gericht: vocaturque vetitum. Gryphiander bemerkt: Äneas Sylvius habe als ein der teutſchen Sprache unkundiger Italiener aus dem teutſchen Worte *Wette* (Strafe) Vetitum gemacht. Freher glaubt, daß für Vetitum Vemum oder Vemium zu ſchreiben ſei. Früher hatte er gemeint, es ſei Vitutum, ſetzte dieſe Meinung aber ſpäter jener nach. Meibom gab ſie aber nicht auf, ſondern will Vitium oder Wittium ſchreiben, und leitet dieſes von Witti, Weisheit, ab, führt den Eigennamen Witta, und die mit Wit zuſammengeſetzten Eigennamen [33]) auf, und ſchließt: Erit igitur judicium Westvalicum non *Vetitum* sed *Wittium*, hoc est prudens, vel hominum prudentia praeditorum. Sollte aber auch Äneas Sylvius das *Wittium*, wofern das Fehmgericht ſo geheißen, nicht verſtanden und dabei an Vetitum gedacht haben, ſo doch nicht Werner Rolevink, welcher Plattteutſch verſtand. Das Vetitum iſt daher keineswegs aufzugeben. Deshalb hat auch ein Theil der Forſcher es wörtlich genommen und es zu erklären verſucht. Eichhorn bemerkt bei der Erklärung des Ausdrucks judicia vetita „verbotene Gerichte, hießen ſie, weil ſie in ihrer Eigenſchaft als heimliche Gerichte kein echt Ding (placitum legitimum), ſondern blos gebotene Gerichte (zu denen der Beklagte vorgeladen werden mußte) waren." — „Aber ein gebotenes Gericht war," wie Wigand (S. 300) dagegen bemerkt, „doch kein vetitum." Richtig ſagt daher Müller [34]): Vetitum ſei nicht de vero usu, ſondern abusu zu verſtehen, daß man näm-

---

24) Vergl. Finn Magnuſen, groſe Ausgabe der Edda-Sämundar. 3. Bd. S. 220. 25) Voc. Bibl. p. 777 seq. 26) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 255: „*Fum*, n. inconsiderata festinatio, *formegen Hast. Fuma* (*at fuma*) multum festinare, *skynde sig formeget.*" 27) Antiqu. boreal. spec. VII. (Hafn. 1803.) p. 74. 28) *Biörn Haldorson* Vol. II. p. 415: „*Ve*, n. pl. jura asyli, sanctitas juridica, *Fristaeds Ret*, *Hellighed*, *et fredhelligt Staed.* 2) sacra v. res sacrae, *Helligdom.*" Gundmund Magnäus im Gloſſar zum 1. Bde. der Edda Sämundar S. 693: „*Ve* in Genit. *Vea*, Dat. *Veom*, Sedes, mansio, habitaculum, domicilium. *Vaf.* LI, 2. *Hrafn.* VIII, 3. *Aey.* LII, 4. 5. *at vallda veum. Grim.* XIII, 3. ubi forte rectius vertitur, Habere sedem. alias *Ve* in plurali notat Sacra, Loca sacrosancta, sacrosanctam Loci religionem, asylum, pacem, ab *at vera*, esse, manere in uno loco. Interdum notare videtur Arma ab *at Vega*, pugnare, aut *Veria* defendere." Finn Magnuſen im Gloſſar zum 2. Bde. S. 830: „*Ve* n. pl. sacra, jurisdictiones l. habitacula *H.* III, 13. Alias etiam jus, religio, pax — idem quam AS. *ae Al.* ewa, Germ. *ehe* jus, religio, foedus; *AS.* ae ejusdem linguae *Ath* l. *Ad. Isl. eidr* caet. juramentum Cfr. *Dan. aegte*, nubi, *Aegteskab* matrimonium etc. — *Ve* nostro cognatu sunt *AS. Vih*, *vig*, *Al. wih*, *MSoth. veihs* sanctus, *Veiha* pontifex, *veihan* consecrare, cfr. *Pelv veh* purus, *Pers. veh* excellens, *Zend. vehmne* Finn. *pyhitan*; *Ind. Sanscr.* et *Pali Vihar*, *Vehar* templum, fanum. Hinc *isl. vigia*, *Dan vie*, *Germ*, *weihen*, *Finn.* wihin et multa alia. Cfr. Gl. Synt." In den Hákonar-mál wird geſagt vel of thrymt veom; ſ. F. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. 2. Bd. S. 104. *Vargr* i veom, Wolf im Heiligthume ward der genannt, der an heiliger Stätte Mord verübt.

29) De Weichbildis Saxonicis p. 59. 30) ſ. dagegen den Art. Fahne in Beziehung auf Rechtsverhältniſſe. 31) De antiqua Saxonia Cap. VI. ap. *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 624. 32) Europae Status sub Friderico III. Cap. 29 ap. *Freher*, Germ. Rer. Scriptt. T. II. p. 74. 33) ſ. *Meibom*, Irminsula Saxonica Cap. XII. in *ejusdem* Rer. Germ. T. III. p. 94. 34) Reichstheater unter Friedrich V. (III.)

Digitized by Google

lich ſolche Gerichte in Rückſicht auf ihren Misbrauch nur für verbotene Gerichte (pro judiciis vetitis) zu halten habe. Auch Kopp (§. 162) deutet den Ausdruck vetitum in ähnlicher Weiſe, weil nämlich in der Folge das Fehmgericht häufig durch erworbene Privilegien **verboten** und unterſagt ward. Die Rechte der Stadt Deventer verbieten die Evocationen unter dem Titel von **verbotenen** Gerichten; die Rechte von Oberyſſel unter der Benennung von auswärtigen (uytheims) Gerichten. Kaiſer Sigismund ſagt in der Urkunde vom Jahre 1433, in welcher er einigen augsburgiſchen Bürgern, die vor ein Freigericht geladen waren, Richter ernannte: coram quibus rei debeant sisti, nec vetito illi juri comparere. In dem kaiſerlichen Freiheitsbriefe für die Stadt Nürnberg vom J. 1439 heißt es: „Westphaelische und andere verbotten Gerichte.“ Kaiſer Friedrich III. ſagt in der zu Frankfurt gegebenen Reformation Cap. 7: Item de Judiciis Vetitis; und im Texte ſelbſt auch Judicia Vetita. Daraus, daß er ſich auf die zu Arnsberg auf Auftrag des Kaiſers Sigismund durch den Erzbiſchof veranſtaltete Reformation bezieht, geht hervor, daß Kaiſer Friedrich III. unter den Judiciis Vetitis die weſtfäliſchen Fehmgerichte verſteht. Kaiſer Friedrich III. und Äneas Sylvius nennen alſo das Fehmgericht Weſtfalens vorzugsweiſe Judicium vetitum, und Werner Rolevink das Fehmrecht auch vorzugsweiſe vetitum, weil die weſtfäliſchen Gerichte dieſer Art unter allen ſich am meiſten anmaßten. Wenn daher das Fehmgericht Weſtfalens bis in unſere Zeiten noch fortwährend judicium vetitum genannt wird, ſo iſt dieſes, wenn nicht Westphalicum dazu geſetzt wird, oder keine andere Bezeichnung durch Weſtfalen, wie z. B. Kaiſer Maximilian I. in der Reformatio liberorum scabinorum judicii vetiti in Westvalia vom J. 1495 thut, indem er de Judicio Vetito in Westvaliâ ſagt, und im Verlauſe der Conſtitution den Ausdruck vetita Westvaliae judicia und Westvaliae vetita judicia wiederholt und für dieſe Gerichte keine andere Benennung braucht, angewandt wird, die bloße Bezeichnung durch judicium *vetitum* kein Ausdruck, der bezeichnend genug wäre. Aber es iſt auch ſchwer, einen paſſenden, allgemein gültigen, lateiniſchen Ausdruck zu finden, weil man nicht überſetzen kann, wenn man nicht weiß, was das zu Übertragende eigentlich bedeutet. Joh. Coccejus[35]) ſchreibt: Vehmicum dicitur quasi *heimlich*, id est occultum, non vetitum, ut vulgo. Koch[36]) ſagt jedoch mit Recht in Beziehung auf dieſe Muthmaßung: „Audacissima est opinio.“ Böcler[37]) leitet Fehm von dem ſchwäbiſchen Worte Faempt her, und ſagt, es ſei ein Gericht, worin ein ordentlicher Proceß geführt, Bürgſchaft geleiſtet und geſchworene Zeugen zugelaſſen würden. Jacob Grimm ſagt: „Die ungeſchickten und ungültigen Herleitungen des Wortes **Fehme** würden nicht ſo lange wiederholt worden ſein, wenn es ſich in den Denkmälern unſerer Sprache nachweiſen ließe. Allein weder die althochteutſchen Quellen kennen es, noch die weit reichhaltigeren mittelhochteutſchen. Es war alſo wenigſtens nicht hochteutſch. Aber auch im Angelſächſiſchen, Frieſiſchen und Nordiſchen ſcheint es nicht zu begegnen. Beſäßen wir weſtfäliſche Gedichte oder Aufſätze vom 9. bis 13. Jahrhundert, ſo dürften wir es anzutreffen hoffen.“ Nämlich wenn die Vorausſetzung richtig wäre, daß **Fehme** durchaus teutſch ſein müßte. Da dieſe Vorausſetzung aber der Nothwendigkeit ermangelt, ſo iſt auch zweifelhaft, was Jacob Grimm in Folgendem ſagt: Die richtige Schreibung vëme deutet auf ein älteres vime oder ſime, wie nëmen für niman lautete; die neuere Sprache dehnte zuletzt den kurzen Vocal, und ſchrieb vehme, ſehme, d. h. vême, ſême, der Analogie von nehmen, d. h. nêmen, gemäß. Die Wurzel ſim (vielleicht mit den Ablauten ſam, ſâmen, ſomen) iſt nun unſerer Sprache abgeſtorben, und lediglich die weſtfäliſche, etwa theilweiſe die niederſächſiſche, ſodann aber die niederländiſche Mundart bewahrt uns das weibliche Subſtantiv, die vême, ſammt den davon hergeleiteten verbis vêmen, vervêmen; Wörter, deren eigentliche Bedeutung ſchwer anzugeben iſt.“ Vielleicht gelingt es uns, wenn wir zu einer fremden Sprache unſere Zuflucht nehmen, und zwar ein Wort ſuchen, welches übrigens in teutſch geſchriebenen Denkmälern vorkommt. Preusker leitet Fehm von dem griechiſchen *φιμόω*, eng oder feſtbinden, zuſammenſchnüren, verengen, verſchließen, vorzüglich den Mund zuſtopfen, und nimmt es in der Bedeutung von erſticken oder erdroſſeln (suffocare), weil jene Unglücklichen meiſtentheils in den Wäldern ihr Leben enden mußten, indem ſie mit einem Stricke an den Bäumen aufgehängt wurden. Aber dieſe Ableitung ſteht ohne weiteren Anhalt in der Geſchichte der teutſchen Sprache da. Wol aber läßt ſich eine andere Ableitung, nämlich die von ſama, in vielſacher Beziehung ſprachlich und geſchichtlich begründen. Im Holländiſchen bedeutet *Faam* f. Gerüchte, Leumund, Ruf, ter goeder naam en faam staan, in gutem Rufe ſtehen; *Faamrover*, ein Namenſchänder, Ehrendieb, Ehrenſchänder, Verleumder. Die jülichſche Polizeiordnung ſagt S. 66: „von was Famen und Namen ein Missethaeter ist.“ In der Urkunde des Rathes zu Soeſt vom J. 1560 heißt es: „Die sullen wesen goet van naam ende faam.“ Bei Kilian S. 30 und 115 findet ſich *Fame-schender*, diffamator. Auf dieſe und die folgenden Stellen geſtützt, erklärt Haltaus Fam richtig durch ſama hominis consentiens in utramque partem. Von Fam iſt gebildet *befamet* und im Umlaut befaemet, *famosus*, *diffamatus*. In den alten ſoeſter Statuten Nr. 88[38]) heißt es: off ock ein Borger *befamet* offte verschryven (verſchrien) worde, sall man on nicht handfest macken, et sey sacke dat he dreymal verbot sey u. ſ. w. In den utrechter Statuten vom J. 1533[39]): over lange jaren befaemt

35) Jur. Publ. Prudentia. Cap. XXIII. §. 43. 36) Bei *Pistorius*, Amoenitates Histor. Juridicae. P. II. 37) Dissert. de Wittikindo Magno, befindlich in ſeinen Excerptis Controvers. illustr. Rivius (Hist. Daventriae) ſagt: Sed quomodo hinc est *veme*? nisi esset Weet-men, puto tamen potius esse *vedemen*. Vete est hostilitas, bellum, ut *vede* et *vrede* opponantur. Vedemen ergo sunt viri constituti ad eos coërcendos, qui pacem violant etc.

38) Bei *a Westphalen*, Monumenta Germ. ined. p. 3089. 39) Bei *Matthaeus*, Tr. de Jure Gladii p. 620.

Digitized by Google

is geweest. Haltaus ſagt unter *Faem*, *Fam*, er habe dieſes von Klerikern aus dem Lateiniſchen aufgenommene Wort feſthalten und erklären wollen, weil es unter allen am beſten das ſo dunkle Wort gewiſſer Gerichte des alten Teutſchlands erläutere. Er handelt in zwei Artikeln, und zwar in dem letztern von den weſtfäliſchen. Den erſtern beginnt er: *Faeme*-sive *Faem-Ding*, *Faem-Gerichte*, in genere fuit apud Germanos criminale de maleficis *infamatis* judicium, quo graviora delicta, dolosa ac occulta, quamvis nemine privato accusante, ex *publica infamia*, per juratam delationem accusabantur, und ſo von Amtswegen von den Obrigkeiten unterſucht und abgeurtheilt, beſtraft wurden zum Schutze des öffentlichen Friedens. So nach der urſprünglichen Anſtalt. Später war es auch den Beſchädigten erlaubt, vor einem Gerichte ſolcher Art die Verbrecher anzuklagen, und nach Brauch und Ordnung die ihnen zugefügten Unbillen in Strafe nehmen zu laſſen. Ein ſolches Fehmgericht (Judicium Faemicum) hatten Cöln, Strasburg, Goßlar, Braunſchweig[40]), beide Frankfurte, Erfurt, Zerbſt[41]) u. ſ. w. ſeit alten Zeiten, andere Städte aber ſpäter. So Haltaus. In dem Eide des Vicegrafen des hohen Gerichts zu Cöln vom J. 1449[42]) heißt es: Ind sall auch angreiffen alle diejene, die in missdatt beziegen, *beruchtigt* gefunden, off mich anebracht werdent. In dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom J. 1258[43]): contra *publice infammatos* de excessibus potest Archiepiscopus inquirere et judicare, etiam nullo conquerente, denn eigentlich war kein Richter, wo kein Kläger war, Anfangs auch bei Verbrechen. Ferner in dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom J. 1375[44]) wird geſagt: Vort unsers Herrn von Colne — — — Greve, dat is sein Richtere mag binnen Colne den Angriff doin buyssen die Scheffen, da er der frischer Dait off on den blichenden Schyn kompt, oder war ein klager des Angriffes gesinnet u. ſ. w. Mer von andern Lüden, die von missedait *beruchtiget* weren, den Angriff sall he doin mit Wist ind Raide der Scheffene, oder ire eym deyls, umb deswilien want den Scheffen viel Sachen vurkompt ind kunden sint, die der Greve nit en weiss. In dem Privileg des Kaiſers Ludwig für die Stadt Nürnberg vom Jahre 1340: Wir thuen den Burgern von Nürnberg die Gnad und das recht, das sie einen jeden schedlichen menschen, der in ihr und des reichs Fengnüs zu Nürmberg kombt, *mitt bösem Leumut* uberkommen, den Leib abgewinnen mögen, also das der Raht undt Schöepfen, oder der mehrere theil under ihnen dunckt auf ihr ayd, das der *Leimuth* so stark[45]) auf ihne gegangen, das man billigen richte uber seinen Leib, den man es lasse, das er den Leib damit verlohren hab. König Ruprecht geſtattet[46]) im J. 1408 der Stadt Kempten: das sie alle und jegliche schaedliche Leute und Personen, Mortbrenner, Rauber, Diebe oder wie die genannt sint, die uffentlich oder heimlich schädeliche Leute sind, die den merern Theil des Rates der Stadt zu Kempten — — — — — *nach Lumden* ducket, und uff ihre Eyde erkennet und sprechent, dass sie schädliche Lüte sint, und nützer und besser dott sin, dann lebende, sollen und mögen umb ihre Missethat solliche Döte anlegen, und sie döten, nach Urtheil und Ussspreehung des merern Teil des Rates daselbsten u. ſ. w. König Wenceslaus bewilligt[47]) den Eßlingern im J. 1391: dass sie *vorleumpte* schedliche Lute u. ſ. w. *unbeklaget* in iren Reten, noch dem merentheil ir Erkentnusse wol verurteilen, stroffen und uber sie richten mügen, alss sie sich uff ir Eyde erkennent, das sie verschuldt haben. König Ruprecht geſtattet[48]) im Jahre 1401 ebenfalls den Eßlingern: dass Sie und die Iren — — — alle solliche Lüte, die *in bosem Lymeder oder in Argewon sint*, und die In für schedeliche Lüte dorgeben werdent u. ſ. w. alss verre Ir Zwinge und Banne geet — — — wol hemmen, fahen und rechtvertigen mügen u. ſ. w. So sollen und mügen Sie die in irem Rate, mit dem merentheil ir Erkenntnisse, an Libe und an Leben straffen und bessern, als Sie dann Je uff ir Eyde duncket und duncken würdet, dass solich verschuldet haben. König Sigismund beſtätigte im J. 1422 den Rotenburgern ein altes Privileg[49]), welches faſt dieſelbe Formel hat, wie das eßlingiſche. König Wenceslaus gab im J. 1398 den Ulmern ein dergleichen Privileg[50]). König Sigismund ſagt in dem Privileg[51]) der Weißenburger vom J. 1431: Sonderlich dass durch der Sieben

40) Die gegen das Ende des 14. Jahrh. verfaßte Ordnung des braunſchweiger Fehmgerichts ſteht bei *Rehtmeier*, Br. Chr. p. 626 sq. Daſelbſt wird gefunden und nachgewieſen, daß in Braunſchweig Fehmgerichte in den Jahren 1314, 1321, 1322, 1326, 1329, 1331, 1337, 1345 und 1368 gehalten worden ſind. Das braunſchweiger Bilderzeitbuch (bei *Leibnitz*, Bruns. Scriptt. T. III. p. 383) erzählt zum J. 1365: „In dussem sulven jare do was to Brunswick ein fedyngh, dat örer achte worden berund unde gebenghet, so was ein mangk den achten, de heyt *Grashoff*, de gingk na dem galgen unde sangk, unde hadde upp synem hovede eyn krans, unde do ön de henger hengen wolde, so stelde he sick upp der ledderen, dat he dem meister hadde vil na den hals toworpen, alse ön de meister affstotte, do stotte he mit den voten an de ledderen, dat de meister mit der unvornunfft uppe de erde lo liggen kam.“ Im J. 1361 erhielt der Erzbiſchof zu Utrecht ein Privilegium über ein Fehmgericht (ſ. *Matthaei*, De jure Gladii p. 468). Nach Urkunden von 1357 und 1372 bekamen die Grafen von Bentheim ein Fehmgericht (ſ. v. Senkenberg, Von der höchſten kaiſerlichen Gerichtsbarkeit, Anhang Nr. 22—24). 41) Über das zerbſter Fehmgericht handelt Beckmann, Anh. Hiſt. 1. Bd. 3. Th. S. 273 fg. 42) Bei *Lunig*, Spicil. Eccles. P. I. Fortſ. S. 589. 43) In der Apologia des Erz-Stiffts Cöln wider die Stadt Cöln, im Anhang der Documente S. 32. 44) Ebendaſelbſt S. 513.

45) Über die Stärke des Leumunds (fama) wird in der Concordia inter Principes, Comites et Barones ac ecclesiam Halberstadiensem super magna jurisdictione (im Diplomatarium Halberstadiensis Episc. No. 17 bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. VII. p. 451. 452) gehandelt. 46) ſ. das Privileg bei *Lunig*, Corp. Jur. Feud. p. 1171. 47) ſ. das Privileg bei *Datt*, De Pace publica. L. I. c. I. No. 91. 48) Ebendaſelbſt Nr. 99. 49) ſ. Lünig, Reichsarchiv P. Spec. Cont. IV. P. II. p. 341. 50) Ebendaſelbſt S. 592. 51) Ebendaſelbſt S. 619.

Eide willen, die man in diesen Landen uber unstetige Leuth pflicht zu haben, fast verhindert, und boese Leut dadurch gestrafett werden — — — alle und jegliche schadliche Leuthe, Mordbrenner, Fälscher, Mörder, Rauber, Dieb — — soll derselbe Rath oder ihr der mehrer Theil zu jedem male uf ir Ehre, Treue und Ayde erkennen, dass diese dergleichen Leute sind. Waldemar, Markgraf zu Brandenburg und zu Lauſitz, ſagt in der Urkunde vom Jahre 1318[52]): dass wir den frommen leuten, unserm rath zu Franckfurth gegeben haben, tu richtende up öre ede, dy sie uns geschworen hebben, obbir alle missdedige lüde, die dat hogeste Gerichte verschuldet hebben, in unsern landen Lebuss, sy sind röbere, dybe, oder mördere, dy lüde doden und inen ör gud nemen, und aber ehbreckern und frauenscäudere, si sind schalbar oder hemelich, die richte[53]) hebbe wy gegebben, den betrübten tu hülpe, und den bösen to schaden, die der Godesgerichte nicht voerchten, dat sie doch voerchten dat gerichte der lüde. In den ſtrasburger Acten von 1391 lieſt man[54]): Sub Dno Burckardo de Mullheim de Rechberg Magistro ward Johannes von Albe — — enthauptet, und sprach der vorgenannt Meister nit anders, denne Johanns von Albe, der ist disser Stadt und dem Lande ein shedelicher Mann gewesen, und darumbe so setze ich an dich u. ſ. w. Da, wie wir oben ſahen, Fam im Niederteutſchen für Leumund gebraucht ward, und aus den angeführten Stellen hervorgeht, daß bei dazu privilegirten Gerichten die Verurtheilung auf bloßen Leumund hin, wenn die Verurtheilenden ſchworen, ſtatthaben konnte, und ſtatthatte, ſo hat die gewöhnlichſte Meinung, welche das Wort Fehme aus Fama, Gerücht, erklärt, weil man übelberüchtigte Perſonen ohne große Umſtände zur Rechenſchaft gezogen und gerichtet habe, die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich. Leibnitz[55]) bemerkt: *Vemeding* videtur significare judicium famae sive existimationis[56]). Wiener[57]) ſagt von den weſtfäliſchen Gerichten: ipsa judicia dicta fuere *vemica*, id est, inquisitoria et rumore atque sinistra hominis *fama* provocata. Berck (S. 178) bezeichnet die Fehmgerichte als genus aller Gerichte, welche auf den bloßen Leumund ohne ſtrengen Beweis richteten. Nach Spath[58]) auch heißt Fehm ſoviel als Diffamatio, und er ſagt: Unde *Fehmgericht* judicium illud occultum, quo inculpatus et suspectus quilibet, der Geſehmde, sine ordine et processu judicii ex sola fama, der Vehmruge, a judice vemico, dem Vehmer, ejusque assessoribus, den Vehmſchöpfen, condemnabatur. Nach Stiler auch iſt *fehmen* diffamare, und Fehmrüge judicium occultum, quo suspecti ex sola fama condemnantur, beides von *fam*, fama. Tetzner[59]) bemerkt: „Verfehmen heißt bei den Sachſen verbannen, verfluchen, verſtoßen, verweiſen, und zum Äußerſten verläſtern und verfolgen." Dieſer Meinung tritt auch Freher bei, welcher Fehme durch Acht erklärt. Dieſer Meinung iſt auch Paulini[60]), der gleichfalls unter verfehmen verbannen, verweiſen, verſtoßen verſteht. „Und dieſe Drei haben wol die richtigſte Erklärung des Wortes Fehm gegeben," fügt Hütter (S. 2) richtig hinzu, „nämlich in Beziehung auf die Bedeutung, die ſich wirklich nachweiſen läßt, ohne daß jedoch die urſprüngliche Bedeutung des Wortes ermittelt wird." So auch wenn Adelung ſagt, daß Fehme eine allgemeine Benennung der peinlichen Gerichtsbarkeit geweſen ſei, und daß in Sachſen verfehmen verbannen bedeutete, hat in Beziehung auf die Bedeutung des Wortes verfehmen Recht, kann aber die Wurzel nicht nachweiſen, weil er behauptet, daß man die Etymologie des Wortes in der teutſchen Sprache und ſächſiſchen Mundart nachweiſen müſſe. Die urſprüngliche Bedeutung von Fehm (eigentlich Faem) iſt alſo Leumund[61]), Fehmgericht bedeutet alſo Leumundsgericht, und als abgeleitete Bedeutung erhielt dann Fehme die Bedeutung von Strafgericht und Strafe, welche das Leumundsgericht verhängt. Aus dieſer abgeleiteten Bedeutung hat verfehmen ſeine Bedeutung, nämlich ächten, erhalten. Hermann von Lerbeke, im Zeitbuche der Biſchöfe von Minden[62]), ſagt: Mercatoribus fuerunt bona spoliata pro eo, quod fuerunt proscripti per imperatorem, id est. *vorfemet*. Auch das bloße fehmen bedeutete das Urtheil über Jemand ſprechen, ihn verbannen. So heißt es: ze dinge si si fëmeten[63]), und einem folgen mit der fëme[64]), ihn vor ein Strafgericht ziehen, ihn verurtheilen

52) Bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. IX. p. 517. 518. 53) Gerichte. 54) ſ. *Bischoff* (*Franc. Hen.*), Disp. inaug. de usu septem Sacramentalium in probatione etc. p. 38. 55) Scriptt. Rer. Brunsv. T. III. Introd. p. 14. 56) Das, was Leibnitz weiter ſagt, theilen wir in dem nächſtfolgenden Abſchnitte mit. 57) Comment. de Origine et Progressu legum juriumque Germanorum. Part. II. p. 235. 58) In deſſen Teutſchem Sprachſchatze.

59) Historia Caroli Magni. 60) Amoenit. Curios. P. I. Cap. 126. 61) Wigand (S. 306 und 307) ſagt von der gewöhnlichſten Meinung, welche Fehme von fama erklärt, ſie ſei unrichtig und unkritiſch, wie alle übrigen, und bemerkt: „Bei den Gerichten der Städte führte man beim Leumund, üblem Gerücht, ein tumultuariſches Verfahren ſtatt der Anklage und des Überſiebenens ein, und vermiſchte die Bedeutung des Wortes Feme mit fama." Aber das Wort Feme läßt ſich als ein beſonderes ſelbſtändiges Wort, wenn man es nicht von fama ableitet, nicht mit Sicherheit nachweiſen. S. 483 ſagt Wigand: „Eine große Reihe von Privilegien hat uns die Geſchichte aufbewahrt, wodurch beſonders Städte von der Pflicht des Überſiebenens der Verbrecher befreit werden, und man ihnen geſtattet, dieſe blos auf Leumund, fama publica, zu richten. Das unterſcheidet aber grade von der Feme, denn hier kam es nicht auf Gerücht, ſondern auf das Wiſſen der That an." Wie der Ausdruck Wiſſende zu verſtehen, ſ. im Abſchnitt Wiſſende. Über das Recht, den Angeklagten ohne weitern Beweis und Indicien zu überſiebenen, wird z. B. in dem Privileg des K. Ludwig des Baiern für Lindau vom J. 1331 (Act. Lindav. p. 653) gehandelt. Da das Überſiebenen oder Beſiebenen, oder die Beſiebnung (convictio malefici cum sex conjuratoribus, ſ. *Franc. Henr. Bischoff*, Disp. inaug. de usu septem Sacramentalium in probatione vel septem Testium in confessione criminis, von *Besiebungen*. [Straſb. 1716]) in Miscredit gekommen war, ſo mußte man ſich durch die Leumundsgerichte zu helfen ſuchen, bei welchen der Richter (in den Städten der Rath) und die Schöpfen die Stärke des Leumunds beſchworen. 62) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. p. 205. 63) Gloube 1397. Vergl. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 539 unter Vëmen. 64) ſ. denſelben a. a. O. unter Vëme.

Digitized by Google

laſſen, oder zu ſeiner Verurtheilung beitragen. Aus femen, oder in der hochteutſchen Umbildung iſt femer, feimer gebildet. Femer oder Feimer gab es ſowol in Beziehung auf die weſtfäliſchen Fehmgerichte, als auch im Betreff der peinlichen Gerichtsbarkeit in den Städten, wie Georgius Torquatus[65]) in dem Capitel, das er dem weſtfäliſchen Gerichte widmet, aus einander ſetzt. Femwroge (Fehmrüge) und femwrogige sake (fehmrügige Sache) hieß eine Sache, die nach Fehmrecht zu richten war, oder vor das Fehmgericht gehörte. Es kommt auch Freywroge vor in Beziehung auf die Benennung Freigericht. Der Freigraf Matthias Hake zu Arnsberg thut in der Urkunde[66]), durch welche er den Freigrafen zu Warendorp nach Arnsberg, wohin der Gograf zu Telgt appellirt hat, im J. 1575 kund: das mir in nahmen unndt von wegen dess Ehrenachtparen Henrichen Snaitborn Gogreven zu Telgeth, uff dato hier under geschriebenn, ein Instrumentum Appellationis durch den erfahrnen Johan Nyehuiss gemeine Notarie unndt dess Munsterischen Weltlichen Hoffgerichts vereldeter schreiber, underschrieben, euch auch insinuirt worden, wie ess auss demselben erschein, im original furbracht, darinne ich vernommen, des Ir etzliche seiner bevohlenen Gogerichtz undergesessen, die fur Ihme zur ehren zu antwordten urpotich, allein uf *bloese fama*, *ohne furgehende freywroge* uff negst vergangenen Montagh unndt dinxtagh nach Quasimodo geniti, an eur freygerichte citiren, unnd jegenn dieselben eur ausgangen citation reproduciren lassen. Dieſe Stelle ſcheint auf den erſten Anblick der Ableitung des Wortes Fehme von fama entgegen. Aber warum gebraucht der Verfertiger der Urkunde hier grade freywroge und nicht, wie in den andern Urkunden und den Rechtsbüchern und Formularen geſchieht, femwroge? Dieſe Frage läßt ſich am beſten dahin beantworten, daß der Verfaſſer der Urkunde wußte, fem komme von fama, und er vermied deshalb hier, wo er ſagte: „allein uff bloese fama“ (auf bloße Fama), als Gegenſatz den gewöhnlichen Ausdruck Femwroge, um in keinen Wortwiderſpruch zu gerathen. Die weſtfäliſchen Freigerichte hatten nämlich wegen der Heimlichkeit des Verfahrens, wenn ſie die heimliche Acht ausſprachen, wie die heimlichen Gerichte in den Städten, die auf bloßen Leumund, wenn die Richtenden ihn beſchworen, richteten, den Namen von Fama bekommen, jedoch aber den alten Proceßgang auch noch, als ſie die heimliche Acht als neue Rechtsanſtalt zu dem alten öffentlichen Verfahren hinzufügten, beibehalten. Die Schriften der Fehmgerichte brauchen das Wort Fehme in zwiefacher Bedeutung, nämlich einmal für heimliche Acht und zweitens für die Heimlichkeit oder die Geheimniſſe der heimlichen Acht. So z. B. heißt es in erſterer Beziehung im Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts Lit. A[67]), wo der Freigraf ſagt: ind ich heb de twe frysscheffen uitgesant in u. ſ. w. ind een bevalen up ere eyde, de se daer der *veyme* gedain hebben u. ſ. w. Anderwärts werden dieſe Eide der heimlichen Acht gethan genannt. So z. B. heißt es in der Ordnung der weſtfäliſchen Gerichte[68]): und nemen das uff unser Eyde, die wir der heylgen *heimlichen acht* gethann habn. In der zweiten Beziehung führen wir an aus den Urtheilen ins Freyen Stohls-Gerichte gehoerig[69]): Wer die *Fim* und loese insgemein brochte, und weiter unten: und die Lose (Loſung) und *Fimme* der heimlichen Achte ihm nachseede. Hierfür heißt es in den entſprechenden Stellen der Rechtsbücher der Fehme, in dem bei Wigand Nr. 38. S. 558: „off dese man dese heymlichest und lose der heymlichen achten int gemeyne brechte, und weiter unten: und sechte eynich stuke dair van der heymlichen achte, und ſo auch in dem bei Troſt S. 39 nämlich: die heymlicheit und lose der heymlichen achten.“

II. Entſtehung des Fehmgerichts. A. Die angebliche. Die Fehmer oder Fehmrichter ſelbſt fingirten, daß die Fehmgerichte eine Anſtalt Karl's des Großen ſeien. So heißt es in der gereimten Einleitung des alten Rechtsbuches der Fehmgerichte aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts[70]):

Keyser Karll die hogelovede man[71]),
Alle kristendom was ym horsam,
Rome wan hie mit macht,
Leo den Paist[72]) hie weder dair in bracht,
Der hait dit heimlichet recht
In westfalen lant durch noit gelecht
Dem kristene geloiven to störe. —
Och wo wirt dat no soe dure,
Dat nyemantz des rechten en stadet,
Und so vaker durch noit beladet,
Dat nymant mit rechte vort en *kan komen*
Wante dat gelt schaffet nu den fromen

65) Annalium Magdeburgensis et Halberstadiensis Dioecesium Partis I. Lib. III. Cap. 8. De Jure Westphalico (ap. *Boysen*, Monum. Ined. Rer. German. T. I. p. 151). Er ſagt: Jurisconsulti Barisellos vocant, vulgo hodie *Feimherrn* v. occultos judices rerum capitalium, sive certo tribunali judicantes, appellant. Quorum umbram prae se ferunt nostrates *Feimeri*, qui sunt duo viri ex plebeis, nullius quidem ordinis et dignitatis, vitae tamen inculpatae. Hos occulte olim elegit magistratus in civitatibus recens constitutis singulis annis. Etenim non prius se delectos resciebant, quam a Magistratu ad officium exercendum vocarentur, quod tale est. Primum, ut cum judice capitali seu aliis personis ex ordine senatorio vel numero Scabinorum praesto sint, quando exercetur quaestio in sceleratum adhibitis tormentis. Deinde caeteris remotis soli cum judice capitali vel ejus locum tenente, in publico foro sistunt coram tribunali sceleratum ultimo supplicio afficiendum, ut interrogatus publice fateatur delictum et meritas poenas corpore luat. Tunc primum agnoscuntur *Feimeri*, per totum alioqui annum sui regiminis non publicaret magistratus a se delectorum nominum, nisi capitale judicium habendum esset. Probrosum enim et ignominiosum eorum officium judicabatur, perinde ut et carnificis et judicis. 66) Bei Wigand S. 566. 567.

67) Bei Wigand S. 230. 68) Bei *Hahn* T. II. p. 625. 69) Bei *Emminghaus*, Memorabilia Susatensia. P. V. No. III. p. 430. 70) Bei Wigand S. 551. Vergl. S. 12. 13, wo die betreffende Stelle aus der Handſchrift, welche die herzogliche Bibliothek zu Gotha beſaß, und die Fehmgerichtsordnungen, Reformationen und Weisthümer enthielt, mitgetheilt iſt. 71) Nach der gothaiſchen Handſchrift stam. 72) Pawest.

Digitized by Google

Dat Keyser Karll der heilge man
Also nicht an en begann,
Der richtede selven na rechter walldait
As dat hir na beschreven stait.

Nun folgt Art. I. Der frygreve sall up den frien stoil sitten gain u. ſ. w. Ein andres altes Rechtsbuch [73]) der Feme beginnt: Ewiger Got verlüchte myne synne, dat ich moige machen und setten van dem friengerichte, dat die rechtverdicheit vorgae to troiste und bistande der hilgen kerken und dem cristen geloeven, und dar lude to setten und ordineren, die dar bequemelich to moigen werden, want dat sint vier kune der lude, die nicht en moigen frygreven werden, dat die grote und hilge Keiser Karl gesat hefft. Es folgt nun, daß kein ausländiſcher Mann, der nicht auf weſtfäliſcher Erde geboren iſt, Freigraf werden könne. Aber dieſem, daß Karl der Große dieſes geſetzt haben ſollte, widerſpricht die Geſchichte, da ſowol ſeine Vorgänger und Nachfolger (die Merovinger und Karolinger), ſowie er ſelbſt in die Gauen der unterworfenen Länder vorzugsweiſe Franken zu Grafen ſetzten. Weiter unten ſagt das genannte Rechtsbuch der alten Fehme: Hyrumme satte ouch die selve Keiser Karl dat nein ryke man ouch en sal eyn frygreve werden u. ſ. w. [74]). Dazwiſchen ſpielt nun auch Julius Cäſar eine Rolle, indem das genannte Rechtsbuch bemerkt: To gelyken wisen en sullen die vorbenomeden [75]) manne an geyinigen gerichten, die wertliche Gerichte sint, ouch nicht recht wisen, als dat die rechtferdige Keiser Julius am Romschen Ryke die erste Keiser in synen gesetten gesat hefft, und vort geboden to halden. Hyrumme dorch ingevonge (Eingebung) des hilgen Geistes dan der hilge Keiser Karll sich angenommen hefft to besetten und to ordineren, und confirmert sint worden van dem hilgen Pawse Leo, so dat men die ordentlich numer halden soll u. ſ. w. Hierauf wird nun zuerſt von den öffentlichen [76]) Freigerichten gehandelt. Man könnte alſo vielleicht annehmen, daß die Angabe des Rechtsbuches Karl der Große habe die Freigrafen und Freigerichte eingeſetzt, ſich nur auf ihre Öffentlichkeit beziehe und beziehen ſolle. Aber auch im zweiten Theile des Rechtsbuches, welcher überſchrieben iſt: Hyr na volget die heimliche achte, kommt die Beziehung auf Karl den Großen mehrmals vor S. 48: Den man nemme ich hyrup ute dem rechten, ute dem freden, und ute den fryheiden, die Keiser Karll gesat und Pawes Leo bestediget hefft, und S. 47: und sette en wederumme in den högesten freden, fryheit und rechte der heimlichen achten [77]), so als dat die hilge und grote Keiser Karll gesat und Pawes Leo bestedigt hebn, S. 49: und richtet over en na saten der heimlichen achten, als vor eynen unwittenden man und en gevet eme doch Keiser Karls dach nich als eynem andern fryeschepen. Doch ſcheint S. 52 ein Gegenſatz zwiſchen den Geſetzen Karl's des Großen und den Rechten der heimlichen Acht gemacht, oder ſie wenigſtens nicht als eine und dieſelbe genommen zu werden, denn es heißt: Nu off sich eijnich frygreve overtrede und en tegen düsse vorbenompten articule und gesette des groten und hilgen Keiser Karls und der heimlicher achte rechte dede u. ſ. w. [78]). Doch ſchrieb man auch die Rechte der heiligen Acht Karl dem Großen zu. Das Protokoll [79]) des Capitels über den Convent, welchen die Feimer (Fehmer) im Overveymgerichte (Oberfehmgericht) zu Arnsberg in dem Baumgarten im J. 1490 hielten, heißt es S. 264: Da quame de Ehrenveste gestrenge her Philips van Hörde, im Nahmen unde van wegen unses leven Heren von Cöllen, als Stadthalter der heimliken Gerichte, unde sprack uns alsso an: dat wy thosamen beropen ümme Ursake willen, etzliche Mispreuch, die sick by der heimliken Vehme offgethan hedden, trewlich abzuthun, und alles wyder na Vorschrifft *Caroli Magni* und des heimliken Gerichts *Reformationibus* [80]) inzurichten und anzustellen, und S. 265: Werd se (die, welche zu Freiſchöppen aufgenommen werden ſollen) gefraget, als *Carolus Magnus* ingesetzt u. ſ. w., und kurz darnach: Mutet (müſſen) se den Veihmen-Eidt schweren, also als *Carolus Magnus* vorgeschrieben hefft u. ſ. w., und weiter unten: Segget he enen dat Nothwordt, als et *Carolus Magnus* der hemliken Achte gegeven het u. ſ. w. [81]). In dem Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts vom J. 1334 wird in der Formel II [82]) geſagt: Want de grote Keiser Karll hevet alle vrygestole gesatet und gemaket in westphalen to den eirsten maill umb veir artikule u. ſ. w., und weiter unten: na dem de groete Keyser Karll de macht hadde van gode van hemelrich, dat he mochte maken de vrygenstoille in westphalen up anders geynre Stede to beheff und umb noit des rechten Kristen geloven, dat men dan de heimlichen beslaten (verſchloſſene) achten benomet u. ſ. w. Auch die Freigrafen beriefen

---

73) Bei Troſt nach Rademacher's genauer Copie S. 28. Ähnliche Rechtsbücher treffen wir auch bei Hahn und Senkenberg. Bei Troſt (S. 59 fg.) findet ſich auch ein Aufſatz: „Einen wiſſenden Mann oder Freiſchöffen zu machen," der in die Periode von 1650—1700 zu gehören ſcheint, in welchem Art. 1 geſagt wird: „Das Freygerichte- oder Freyſcheffen-Recht iſt von dem glorr. Kayſ. Carolo M. — — anfangs bloß und allein zu dem Ende ordiniret und geſtiftet, damit der chriſtliche Glaube und Wort Gottes überall möge eingeführt und fortgepflanget werden" u. ſ. w. 74) Wir theilen das nun Folgende im Abſchnitte Freigrafen (Erfoderniſſe) mit. 75) Nämlich unſinnige und unverſtändige. 76) ſ. den Abſchnitt: Zwiefache Beſchaffenheit, welche zerfällt in zwei Theile: 1) Öffentlichkeit, 2) Heimlichkeit.

77) Genitiv von der Einzahl von achte (Acht). 78) Das Weitere theilen wir im Abſchnitte Freigrafen (Erfoderniſſe) mit. 79) Bei Wigand S. 262—267. 80) In der Reformacie des heymelichen Gerichtes vom J. 1437 (bei Troſt S. 22) heißt es: unde ober keyne andern sache zcu richten, dan sich vor dem frigen stule gebord, als das Keyszer Karlo seliger gedechtnisse gesastz had unde van aldirs gehalden is u. ſ. w. Das dortmunder Weisthum (bei *Hahn* II. p. 602) ſagt: den heilgen und allerclaresten Keyser Karl, und besonder als man meint, das Im das gericht des göttlichen sy verkundet wurden. 81) ſ. das Weitere im Abſchnitte Geheimworte. 82) Bei Wigand S. 240.

ſich in ihren Briefen auf Karl den Großen als Urheber der Geſetze ihrer Freigerichte. So z. B. heißt es in einer Urkunde vom J. 1488 (bei Datt.): „Heinrich von Werdinchhusen — — — — dass ich uf hunden datum diss briefs den Frientstoel zu Volgisten gelegen vur Sweirten mit ordell und rechte becleid und busuden hut, gespannender bangh, in eyme openbaren Friengerichte to richten, na alden herkommen und gesette Kaiser Karls Freygerichtsrechte u. ſ. w. Der Freigraf von Warendorf in dem Briefe vom J. 1439 (bei Kindlinger III. 2. S. 217): Na insate Kaiser Karle des groten mylder gedacht. Die Kaiſer auch ſelbſt ließen ſich überreden, daß die Fehmgerichte von Karl dem Großen eingeſetzt ſeien. Kaiſer Sigismund ſagt in der Reformation von 1439 (bei Müller von 1439): „Wie denn solches der grosse und heilige Keyser Karl Hochlöblicher Gedächtniss gesetzt und verordnet hat und von Alters hergebracht ist. So auch bezieht Kaiſer Friedrich III. in der frankfurter Reformation[83]) ſich auf Karl den Großen. Die Geſchichtſchreiber, aber freilich nur ſolche, welche dem Zeitalter Karl's des Großen fern ſtehen, folgen der Sage, daß Karl der Große die Fehmgerichte angeordnet habe, und ſuchen die Beweggründe dazu anzugeben. Werner Rolevink unterläßt nicht, die Erzählung ſogar durch ein Mährchen zu beleben. Doch ſchickt er wohlweislich ſeiner Erzählung ein *Fertur* voraus, denn es ſpringt in die Augen, daß ſie eine Nachbildung der römiſchen Sage von dem ſinnbildlichen Abhauen der Mohnköpfe iſt. Vielleicht iſt dieſe Nachbildung eine Schöpfung Werner Rolevink's ſelbſt. Wenigſtens war es keine allgemein[84]) bekannte Sage; denn der ſagenliebende und nach Sagen haſchende Verfaſſer des braunſchweiger Bilderzeitbuches[85]), welches den Namen Konrad Botho's als Verfaſſers gewöhnlich trägt, kennt die Erzählung von dem Hängen des Unkrauts an kleine Galgen nicht, ſondern

83) Er verordnet daſelbſt: Cap. 7. Item de Judiciis Vetitis: ut Judicia Vetita honestis, probis, prudentibus ac peritis hominibus non bannitis, illegitimis, perjuris aut mancipiis committantur: utque hi non aliter in illis procedant, quam ab initio est a Divo Carolo Magno, nostro in Imperio praedecessore, deinde etiam in Reformatione Venerabilis Theoderici Archiepiscopi Coloniensis etc., dilecti nostri consanguinei et Electoris, quemadmodum ei ab Imperatore Sigismundo, praeclarae memoriae, nostro antecessore, demandatum erat, Arnspergae, in praesentia multorum Comitum, Baronum, Equitum, Justiciariorum, Comitum, Palatinorum et Liberorum Scabinorum, constitutum, ordinatum et sancitum etc. K. Sigismund und Friedrich III. haben die Beziehung auf Karl den Großen aus der arnsberger Reformation genommen. Wenn dieſe Beziehung in kaiſerlichen Urkunden ſich findet, ſo iſt kein Wunder, daß auch die Geſchichtſchreiber ſie haben. Heinrich von Hervord, der im 14. Jahrh. unter Kaiſer Karl IV. lebte, ſagt: Karolus (nämlich der Große) in patriam, de qua antiquos Saxones fugaverat ultra Wiseram, de Francia, Efflata (d. h. der Eifel), Hasbania et Ardania populum novum introducens, Terram eis dedit perpetuo possidendam. Sic tamen quod Regionis totius proprietatem (dieſe Angabe ſoll die Benennung Freigrafen, Freiſchöpfen, Freiſtühle u. ſ. w. erklären) do eo dederit, ut videlicet Patriam illam in fide Christi et fidelitate Regis manutenerent, propter quod et *Legem Secreti Judicii*, quod patria illius lingua *Veme* dicitur: studens Regionem ipsam expurgare furtis, quod terra saltuosa sit, et latibunda, perjuriis etiam et proditionibus et aliis talibus sibi crebro compertis ibidem perpetuis temporibus inviolabiter inter Rhenum et Wiseram observari sancivit. Äneas Sylvius, der nachmalige Papſt Pius II., ſagt: Carolus Magnus multa cum Westphalis proelia gessit, eosque magnis affecit cladibus, coëgitque Christi religionem amplecti, relicto Idolorum cultu: quam cum saepius abnegassent, nec jusjurandum adverterent, ut metu poenae rebellionem compesceret, *occultos* instituit judices, quibus potestatem dedit, ut quamprimum dejerasse aliquem comperissent, aut fregisse fidem, aut aliquod aliud flagitium commisisse, mox illum supplicio afficerent, ubi primum comprehendi posset, nulla citatione praevia, aut defensione praemissa. Elegit viros graves, et recti amantes, quos plectere innocentes haud verisimile fuit. Terruit ea res Westphalos, ac demum in fide continuit, cum saepe in nemoribus et proceres et mediocres viri laqueo suspensi invenirentur, nulla accusatione prius audita. Quaerentibus tamen causam, constabat fregisse fidem, aut magnum aliquod scelus commisisse, qui necati reperiebantur. Id judicium usque ad nostram perdurat aetatem, vocaturque *Vetitum*. Bei dieſer einfachen Angabe der Einſetzung des Fehmgerichtes konnte die Sage ihrem Geiſte nach nicht ſtehen bleiben, ſondern bildete ſie weiter aus. Werner Rolevink erzählt: Interea ut fertur misit Rex legatum Romam ad Leonem Papam, pro consilio habendo de rebellibus istis, quos nulla poterat diligentia ex toto compescere aut exterminare. Ast vir sanctus audita legatione nihil prorsus respondit, sed surgens ad hortulum ivit, et zizania cum tribulis colligens, supra patibulum, quod de virgulis fecerat, suspendit. Rediens autem legatus haec Carolo nunciavit, qui mox jus vetitum instituit, quod usque in praesens *veniae* (lies *vemae*) vocatur. Über die Erzählung, welche *Henricus de Herfordia*, De Factis illustribus ab orbe condito usque ad annum 1353 darbietet, bemerkt Thomaſius a. a. O. S. 393, daß er ſie gemacht habe, um das Fehmgericht, das den Geiſtlichen ſeinen Urſprung zu verdanken habe, bei der Nachwelt zu empfehlen und in Anſehen zu bringen. Doch iſt wol Heinrich von Herford ſelbſt ſchwerlich der Erfinder der Angabe, daß das Fehmgericht eine Anſtalt Karl's des Großen ſei. Aus *Aeneae Picolominei Senensis Cardinalis*, De his quae Frederico III. imperante in Germania et per totam Europam gesta sunt, usque ad annum 1458 Commentarius, Cap. 29. De Westphalia ap. *Freher*, Scriptt. T. II. p. 74. *Aeneae Sylvii* Oppr. Geogr. et Hist. (Helmstadii 1690.), Historia de Europa. Cap. 37. p. 296. 297 haben entlehnt: *Felix Faber*, Monachus Ulmensis, Hist. Suevorum. Lib. I. Cap. 7 ap. *Goldastum*, Rerum Svevicarum Scriptt. aliq. vet. Ed. II. p. 18. *Joh. Bohemus Aubanus*, Descriptt. Orbis terrae. Lib. III. Cap. XIV. Münſter, Kosmographie. 3. Bch. Cap. 456. *Ubbo Emmius*, De Frisior. Orig. Lib. III. Über die Erzählung des Äneas Sylvius fällt Biener (De Origine et Progressu Legum Juriumque Germanorum. T. II. [Lips. 1790.] p. 237. Not. 3) folgendes Urtheil: Memorabilis narratio, sed falsae origines, quas tamen isti scabini judiciorum prae se ferunt, veluti in Ord. Westph. ap. *Hahnium*. T. II. Collect. Monumentor. p. 590 sq.

84) Doch iſt das, was Rolevink darbietet, nicht ganz unberückſichtigt geblieben, denn Kaspar Fachius (Politica Liviana, Errore 23) ſagt: Cum Carolus M. de Saxonibus toties rebellantibus Leonem III. consuleret per Legatos, refertur Papa eos introduxisse in hortum, et radicitus evulsis zizaniis, imposuisse ea ferulis, in modum patibuli erectis, sanguinarium suum responsum hoc facti ambage reddens. Unde Imperator conjectans, quid per ambages sibi vellet, instituit judicium occultum Westphalicum, *das Heimliche Westpfalische Gericht*, quo qui saltim suspectus erat defectionis, a clandestinis judicibus clam e medio tollebantur. Von Rolevink's Erzählung von der ſinnbildlichen Antwort des Papſtes ſagt Gryphiander (Weichb. Saxon.), daß es ein von den Mönchen erfundenes Mährchen ſei, wie das von Karl dem Kahlen und der Päpſtin Johanna. 85) *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 283.

Digitized by Google

ſagt blos (zum J. 772): Da König Karl die alten Sachſen verjagt hatte (aus dem Lande), das man nun Westvelingh heißt, daß die über die Weſer geflohen waren, da verſtörte (zerſtörte) er ihren Abgott zu „Marsbarge" (Marsberg), der heißt Armesule, und zerbrach „Marsbarge," und beſetzte das Land mit neuem Volke aus Frankreich, aus „Hispanien" (in dieſes hat der Verfaſſer des Bilderzeitbuches das Hasbania[86]) Heinrich's von Herfort fälſchlich verwandelt), und (aus) Ardania, und gab ihnen das zu Erbe, und zu eigen ewiglich zu beſitzen, und das Land war voll Holzes, ſodaß „dar" (daſelbſt) viel Raubes und Mordes geſchah, ſo gab König Karl das Land mit heimlichen Rechten, das man namet die Feme, und das Recht ſollte gehalten werden zu ewigen Zeiten zwiſchen der Weſer und dem Rheine. Darnach ſo wurden die, die über der Weſer waren, Oſtſachſen genannt, und die zwiſchen der Weſer und dem Rheine wurden genamet „Westevelingh." Während ein Theil der Geſchichtſchreiber, die Genannten und Andere[87]), die Anordnung Karl dem Großen zuſchreiben, hat es ein andrer Theil der Forſcher, wie z. B. Leibnitz[88]), mit Recht für eine bloße Fiction gehalten, daß die Fehmgerichte von Karl dem Großen angeordnet ſeien. Dieſe richtige Meinung herrſchte bei einem Theile der tiefer Schauenden ſchon zur Zeit der Blüthe der Fehmgerichte; denn in einer Urkunde[89]) des 14. Jahrhunderts heißt es: Ok schole gy uetten dat de Vrygreven in Westphalen nene bewysinge en hebben eres Richtes vom Konynck Karle. Man glaubte nämlich, es ſei nicht wol möglich, daß Karl Leuten, welche eben zum Glauben bekehrt worden ſeien, ein ſolches Vorrecht, wie das Fehmgericht, gegeben habe. Die Kaiſer pflegten, wenn ſie eine alte Bevorzugung oder alte Freiheit beſtätigten, in die Beſtätigungs-Urkunden die alte Urkunde über das Privileg einzurücken.

---

86) Der vormals vier große Grafſchaften enthaltende Gau Haspengowe, Hespengov, Haspungawe, Haspan, Asbania, jetzt Hesbyaie, ein Stück des Bisthums Lüttich. 87) z. B. *Joh. Trithemius*, Polygraphia. Lib. VI. p. 589, welchem *Cuspianus*, Vita Caroli Magni, folgt. Ferner *Aemilius Paulus*, De Rebus gestis Francorum. Lib. III. Ähnlich, wie Paulus Ämilius, redet auch Georgius Torquatus (a. a. O. S. 150) von der Einſetzung des heimlichen Gerichtes bei Weſtphalen durch Karl den Großen. Joh. Trithemius ſagt: Veritus (nämlich Karl der Große) autem, ne denuo sicut pluries fecerant, apostatarent a fide, secretos quosdam instituit exploratores, quibus judiciariam contulit potestatem, qui totam Saxoniam peragrantes de fide ac moribus gentis secreto inquirerent diligenter et quoscunque reperissent apostatasse a fide, raptores, adulteros, blasphemos, Ecclesiae ac sacerdotum ejus et mandatorum contemptores, seu notoriis criminibus Christianorum Rempublicam perturbantes, aut populum ad paganismum revocantes vel sollicitantes, sine dilatione imperiali et regali autoritate laqueo suspenderent, vel alias, ut possent, necarent. Begreiflich iſt, daß die Geſchichtſchreiber, wenn ſie Karl's des Großen Grauſamkeiten, die er an den Sachſen beging, ihre gewaltſame Taufe, ihre Hinrichtungen zu Tauſenden und ihre gewaltſame Überſiedelung in andere Theile des Frankenreichs durch den Überwinder erwogen, ihm auch die Aufſtellung eines ſo grauſamen heimlichen Gerichtes, wie des Fehmgerichts, zutrauen können. Aber unbegreiflich wäre, wie das Fehmgericht, wenn es Karl der Große den Sachſen aufgedrungen hätte, in den folgenden Zeiten, wo ſie wieder mehr Freiheit gewannen, nicht von denſelben wieder aufgehoben worden, und die als Richter und Kundſchafter eingeſetzten Fremdlinge wieder wären vertrieben worden. Doch ſucht ein Theil der Geſchichtſchreiber ſich die Möglichkeit der Einſetzung des Fehmgerichts durch Karl den Großen durch die Annahme zu erklären, daß Nicht-Sachſen dahin gepflanzt worden. Sowie wir oben aus der Stelle Heinrich's von Herfort und des ihm folgenden Verfaſſers des braunſchweiger Bilderzeitbuches geſehen haben. Ähnlich ſagt auch Johannes Aventinus (Annalium Bojorum Lib. IV. Cap. 3. [Lips. 1710.] p. 314), nachdem er bemerkt hat, daß zehntauſend freie Sachſen, nebſt Kindern, Ehefrauen und Leibeigenen, in das übrige Teutſchland hier und dahin vertheilt worden: In quorum domicilia, gravissimi quique delecti, vitae et morum probitate insignes, ex omni Germania translati, penes quos foret arbitrium, et potestas animadvertendi etiam indicta causa, in pacis et fidei violatores, religionisque desertores. Inde *jus*, ut vocant, *Westophalense* derivatum, silentio et taciturnitate sacrosanctum. Werlich (Chronica der weitb. — — Statt Augspurg. Ander Theil. 1. Cap. S. 16) gibt an: Hiernach da Carolus, der dann mit Namen und That groß war, nach 30 Jahren, aus Anregung Rolandi Anglerii ſeines Enkels, von ſeiner Schweſter Bertha, eines unerſchrockenen tapferen Helden (deſſen Bildniß noch in vielen ſächſiſchen Städten öffentlich zu ſehen iſt), bezwungen hatte Wittikundum, den König der ganzen ſächſiſchen Nation (aus welcher er 10,000 Einwohner mit Weib und Kind in die ſieben Städte Ungerlands und in Brabant geſchicket), damit er den chriſtlichen Glauben, den er ſo oft verleugnet, nicht wiederum verließe, hat er das hohe und ſtrenge Gericht, welches man das heimliche und heilige, die Richter und Schöffen aber die „Geheime" und „wiſſende" genennet, bei den Sicambern und Weſtfalen angerichtet, daß nämlich ein Jeder, der von dem Glauben abfiele, ſolle ohne alles ferneres Urtheil an den nächſten Baum gehängt werden. Chyträus (Chron. Sax. Lib. III. p. 76) ſucht die Anſtalt des Fehmgerichts durch Karl den Großen zu entſchuldigen.

88) Introduct. in T. III. Scriptt. Brunsvic. illust. p. 14, nachdem er die Stellen aus dem alten braunſchweiger Stadtrechte, welche wir im Abſchnitte Benennung mitgetheilt haben, und die Stelle des braunſchw. Bilderzeitbuches über das im J. 1565 zu Braunſchweig gehaltene Fehmding, welche wir ebenfalls im Abſchnitte Benennung eingerückt haben, beigebracht hat, ſagt weiter: Unde apparet, ex inquisitione in haereticos originem suam habuisse. Vemeding videtur significare judicium famae sive aestimationis, et fuisse quaedam extraordinaria censurae species, initio quidem autoritate publicâ instituta, sed cui se postea ingessêre privati homines, qui dicebantur *Pemeri*, quales hodie *familiares* inquisitionis apud Hispanos. Sed *Femeri* sibi autoritatem quandam et occulti judicii speciem arrogabant etc. In Rückſicht der ſich auf Karl den Großen berufenden Feimer ſagt er: ad Caroli Magni institutionem, se falso referentes. Weiter unten bemerkt er: Ex istis autem legibus (nämlich aus dem alten braunſchw. Stadtrechte) patet, jam saeculo XIII tale fuisse judicii genus, sed alia plane formâ, cum sub magistratus loci inspectione esset: prorsus, ut inquisitores haereticae pravitatis Pontificii apud Venetos nihil, nisi consciis iis, possunt, quibus Senatus id negotii dedit, ut eorum actibus invigilent. Gewiß iſt, daß die Geiſtlichkeit die Anſtalt der weſtfäliſchen Gerichte als beſonders ihrerhalb gemacht annahm und ausgab. Das Vetus Chron. Midense (die Stelle daraus bei Joh. Konr. Knauth zu Kasp. Schneider's Saxonia Vetus et Magna in parvo p. 87) lautet: Totius regionis proprietatem Carolus clero dedit, ut patriam in fide Christi et Regis fidelitate tenerent, propter quod etiam *legem Judicii secreti*, inter Weseram et Rhenum perpetuis temporibus servandam, sancivit, et quia vidit terram hanc sylvosam et latibundam, ideo timuit, eam extirpari et spoliari crebris furtis, perjuriis et praedationibus, propter haec et consimilia legem dedit praedictam. Ähnlich alſo, wie bei Heinrich von Herfort. Nur daß bei dieſem ſteht: Sic tamen, quod Regionis totius proprietatem de eo dederit, ut videlicet etc. Siehe die Stelle Heinrich's von Herfort, welche wir weiter oben in dieſem Abſchnitte mitgetheilt haben. 89) Bei Berck Nr. 1.

Digitized by Google

Da ſie es bei einer ſo wichtigen Sache nicht thaten, ſo läßt ſich mit Sicherheit ſchließen, daß das Perſonal der weſtfäliſchen Freigerichte keine Urkunde über ihre Einſetzung von Karl dem Großen hatten. Auch hatten ſie die Satzungen, welche ihnen Karl der Große gegeben haben ſollte, nicht in einem beſondern alten Buche oder Briefe, ſondern Kaiſer Sigismund und Friedrich III. erhielten nichts vorgelegt als die arnsberger Reformation vom J. 1437, worin ſich findet: unde obir keyne andern sache zcu richten, dan sich vom frigen stule gebord zcu, als das Keyszer Karlo[90]) seliger gedechtnisse gesastz hat und van aldirs gehaldin is. Außer dem Stillſchweigen der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber kommt hier noch der wichtige Umſtand hinzu, daß die angebliche Einſetzung der Fehmgerichte durch Karl den Großen einer Zeit angehört, wo die Geſetze und andre Verordnungen aufgeſchrieben wurden, und zwar ſelbſt dann auch, wenn ſie nicht das ganze Reich betrafen. Unter den Capitularibus Caroli Magni findet ſich eine Capitulatio de partibus Saxoniae. Dieſe enthält Beſtimmungen über die Obliegenheiten der Grafen in Beziehung auf die Rechtspflege. Aber von einer beſondern Art Grafen, nämlich Freigrafen, iſt darin nicht die Rede. Auch nicht davon, daß die Grafen, ungeachtet ſie mit den Sachſen ſehr ſtreng verfahren ſollten, heimlich verfahren ſollten. Ja! nicht die mindeſte Beziehung findet ſich darin auf die heimliche Acht. Daß die Fehmgerichte keine Anſtalt Karl's des Großen ſein können, hierfür gibt Wiener folgende Urſache an: „ut taceam haec judicia plane repugnare ordini disceptationum criminalium a Carolo M. constituto. Daher haben die Unrecht, welche, wie Gryphiander[91]), den Urſprung des Fehmgerichts lieber den fränkiſchen Missis oder Landvoigten, als Karl dem Großen ſelbſt ſeiner hohen Pietät und Leutſeligkeit wegen zuſchreiben möchten. Die Missos als Urheber des Fehmgerichts haben vornehmlich Lothmann[92]) und Möſer[93]) in Anſpruch genommen. Nach ihnen hat das Fehmgericht ſein Daſein den Karolingiſchen Commiſſarien (missis per tempora discurrentibus) zu verdanken. Dieſe bereiſeten des Jahres ein oder zwei Mal die ihnen von dem Kaiſer Karl angewieſenen Diſtricte und hielten unter des Kaiſers Namen oder unter Königsbann in denſelben ihre Sitzungen, wobei jeder, der wider ſeine vorgeſetzte Obrigkeit oder ſonſt zu klagen oder ſonſt etwas anzubringen hatte, das nur durch den Kaiſer entſchieden werden durfte, erſcheinen konnte. Dieſe Commiſſarien aber unterſuchten und beſtraften vorzüglich diejenigen Verbrechen, deren Beſtrafung der Kaiſer ſich ſelbſt vorbehalten hatte, und wie es überhaupt ſcheint, daß der ordentliche Richter nicht anders als zur Erhaltung, das iſt zur Genugthuung, mit Gelde richten konnte; alſo mochten jene Commiſſarien über alle Verbrechen richten, welche entweder der Kaiſer für unablösbar erklärte, oder der Verbrecher ſelbſt dadurch, daß er ſich zur Genugthuung vor ſeinem ordentlichen Richter nicht bequemen wollte, unablöslich gemacht hatte. Die Natur dieſer Anſtalt erfoderte zweierlei, eine öffentliche und geheime Sitzung. Denn da unter den unablöslichen Verbrechen Ketzerei, Zauberei, Kirchenraub mit begriffen waren, ſo ließ ſich darüber nicht vor dem ganzen Volke eine Unterſuchung anſtellen, und ſo ward die Commiſſion erſt mit dem verſammelten Volke eröffnet und hernach mit einem geheimen oder Stillgericht beſchloſſen. Zweitens erfoderte ſie, weil die Commiſſarien ſich nicht lange aufhalten konnten, einen geſchwinden Proceß, und dieſer beſtand darin, daß in jedem Diſtrict zwei oder mehre der beſten und redlichſten Männer zu Eidgeſchworenen angeſetzt und alle Verbrechen, die zu ihrer Beſtrafung gehörten, auf deren Zeugniß gerichtet wurden. Hiermit ſtimmt auch die Geſchichte, wenn man alle kleine Umſtände zuſammennimmt, überein, und die ſpäteren Geſchichtſchreiber ſetzen dieſem noch den beſonderen, aber wahrſcheinlichen Umſtand hinzu, daß die Eidgeſchworenen dem Volke nicht wären bekannt gemacht worden, damit ſich keiner von ihnen hätte in Acht nehmen können; ſodaß ein Bruder vor dem andern ſich habe fürchten müſſen. Vergleicht man die Verfahrungsart der Karolingiſchen Commiſſarien, fährt Möſer fort, mit der Verfahrungsweiſe des Fehmgerichtes, ſo findet man unter beiden die größte Ähnlichkeit und kann daher auch mit Recht ſchließen, daß dieſe Jenen ihre Exiſtenz zu verdanken habe. Dieſe Muthmaßungen Lothmann's und Möſer's widerlegt Wiener[94]). Wigand ſagt: „Auch[95]) der ſcharfblickende Möſer hat eine der Wahrheit ziem-

90) Pfeffinger (Vitriarium Illustratum P. IV.) bemerkt richtig, daß dieſe Beziehung des Geſetzgebers auf Karl den Großen kein Gewicht haben könne, da die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſchweigen. Auch Müller im Reichstheater unter Friedrich V. bemerkt richtig, daß das, daß die Freigrafen und ſogar die Kaiſer in ihren Edicten Karl den Großen zum Urheber machen, nichts beweiſe, weil auch eine entſtandene Sage durch ſolche Edicte fortgepflanzt werden könne. 91) Comment. Historico-Jurid. de Weichbildis Saxon. et Colossis Rulandinis Cap. 54 et 57. Gryphiander möchte nämlich, wenn der Urſprung der Fehmgerichte einmal in die Karolingiſche Zeit geſetzt werden ſoll, ſie lieber ſeinen Missis, als ihm ſelbſt zuſchreiben. Aber er meint, daß eigentlich der Urſprung der Fehmgerichte in die Zeiten des Kaiſers Friedrich III. zu ſetzen ſei, und ſagt dann weiter: „quo tempore, cum irrepsissent hujusmodi judicia, verisimile est, Scabinos eorum, ut dignitatem sui judicii ex antiquitate commendarent, eoque praetextu crudelitatem palliarent, originis Carolinae opinionem et famam credulo vulgo impressisse.“ Der Grund aber, welchen Gryphiander weiter anführt, iſt nicht gültig; denn Karl der Große hielt wegen der öfteren Empörungen der Sachſen ſich zu grauſamen Verfahren gegen dieſelben berechtigt. Deshalb, und namentlich in Beziehung darauf, daß Karl der Große die Theilnehmer an den beiden Verſchwörungen, der einen unter Anregung ſeines Sohnes Pipin und der andern unter Hardrad's Anſtiften, hart beſtrafen ließ, und Karl der Große alſo von Grauſamkeit überhaupt nicht freigeſprochen werden konnte, ſagt er Vita Caroli M. Cap. 21: vel minima injustae crudelitatis nota.

92) Diss. de origine Jud. Vemicorum. 93) Über die weſtfäliſchen Gerichte in der Berl. Monatsſchrift 1786. 94) De Origine et Progressu Legum Juriumque Germanorum. T. II. p. 237. 6. Anmerk. 95) Wigand (S. 8) ſagt nämlich unmittelbar zuvor (S. 7 und 8): „Der richtigen Anſicht am nächſten gekommen iſt Kindlinger, wie es bei dem Schatz von Urkunden, die er in Weſtfalen ſammelte, nothwendig war; aber doch hat derſelbe, indem er das Freigericht und Fehmgericht völlig gleichſtellte, das Unterſcheidende des ſpäteren Inſtituts zu wenig hervorgehoben und in der Art, wie er es an die Karolingiſche Zeit reiht, dem gewöhnlichen Irrthume auch gehuldigt.“

Digitized by Google

lich nahe kommende Meinung aufgeſtellt, indem er das Femgericht von der Geſandtſchaft der Karolingiſchen Verfaſſung herleitet. Doch iſt es verfehlt, dieſer Anſicht gradezu zu huldigen, und ebenſo unrecht, ſie ganz zu verwerfen, wie man neuerlich gethan hat. Das Femgericht iſt weder rein aus der Geſandtſchaft entſtanden, noch ganz frei von der Einwirkung dieſes Inſtituts. Das Letztere wird uns die Folge zeigen, das Erſtere widerlegt ſich, wenn wir nur bedenken, daß das Amt der Geſandtſchaft einging. Irrig iſt es, die geheimen Sitzungen wegen Ketzerei und Zauberei zu einer Quelle der Herleitung zu machen, oder den geſchwinden Proceß der Fehmgerichte daraus zu erklären, daß die Commiſſarien bei ihren Reiſen ſich nicht lange aufhalten konnten. Die Grafengerichte verhandelten nicht weitläufiger, als die Placita der Geſandten, und das Femgericht war in ſeinen Formen des Verfahrens nicht ſchneller, als jedes andere Gericht des Mittelalters." So Wigand. Zur Erklärung der Entſtehung der Sage, daß Karl der Große die Fehmgerichte eingeſetzt habe, muß man vornehmlich zwei Umſtände beachten. Der eine iſt, daß Karl's des Großen Zeitalter im 12., 13. und 14. Jahrhunderte in jeder Hinſicht für eine goldene, aber geſchwundene Zeit galt. Diejenigen, welche die Mängel der Fehmgerichte ſahen und ſie doch in Schutz nahmen, ſtellen daher auf, daß ſie in ihrem Urſprunge eine vollkommene Anſtalt geweſen, aber ſpäter ausgeartet ſeien, weil nämlich die Menſchen nicht mehr ſo vollkommen ſeien, als zur Zeit Karl's des Großen. Der Ghuter [96]) z. B. erhebt die Zucht und Ehre, die zu Karl's Zeiten geherrſcht, und klagt:

Nu ist valsch diet den herren mite.

Karles lot bedeutete das richtigſte, genaueſte Gewicht, und mit Karles lote wider wegen oder gelten, ſoviel als etwas nach der größten Strenge erwiedern, dem Andern nicht das Geringſte überſehen oder zu Gute halten [97]). Vor allem ſtand Karl's Geſetzgebung und ſeine Sorge für unparteiiſche Rechtspflege in dem größten Rufe. Daher läßt Wirnt von Gravenberg Z. 9554 den Wigalois allen Fürſten in ſeinem Lande, nachdem ſie von ihm belehnt waren und ihm gehuldigt hatten, gebieten:

Daz sie behielten Karles reht,
Und die gerihte machten sleht [98])
Uber allez sin rich.

Karls reht ward nämlich ſprüchwörtlich, und bezeichnet im Allgemeinen alles, was recht und billig iſt. So ſagt Her Dietmar der Sezzer [99]) von den falſchen Judasbrüdern, die von Rechtswegen auf dem Rade ſterben mußten, ſtatt deſſen aber für ihre Verrätherei belohnt wurden: ſie hätten *Karls reht verdrungen*. *Karlen Buoch* (Karl's Buch) ſtand in ganz Teutſchland im allgemeinen Anſehen. Hardegger [1]) ſagt, nachdem er Karl's gerechte Rechtspflege gegen die beſtechliche ſeiner Zeit gerühmt hat:

Ichn zihe es hie die herren niht (also vernemt diu maere);
Die rihtent nach dem rehte, und als in *Karlen buoch* gebot.

Ungeachtet Karl der Große, ſowie ſeine Vorgänger, jedem unterworfenen Volke ſein Recht gelaſſen hatte, ſoweit dieſes die Einführung des Chriſtenthums erlaubte [2]), ſo wurde doch alles Karl's Recht genannt, weil er aufſchreiben [3]) laſſen und beſtätigt hatte. In dem Eingange des Schwabenſpiegels heißt es §. 31: Und also stat dehainerley lantrecht noch lehenrecht noch dehainerley urtail wan alz von roemischer pfar und von Kunig Karls reht komen ist, und alz die Baebest und die Kayser zen conzilien und ze den hoefen habent gesetzet und geboten uz decrete und decretale. Karl's Buch wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach die Sammlung der fränkiſchen Capitularien genannt. Daß die Geſetze (capitula) gehörig in Abſchriften vertheilt und in den Grafſchaften verleſen werden ſollten, verordnet das Capitulare Triburiense des Kaiſers Ludwig des Frommen vom J. 822. Aus Obigem bildete ſich, wie Benecke bemerkt, natürlicher Weiſe die Vorſtellung, daß alles Recht von Karl dem Großen ausgehe, ſodaß ſpäter hier auch die Freigrafen ſchwören mußten, nach Karl's Geſetz und Ordnung zu richten und die Fehmgerichte ſelbſt dieſem Kaiſer zugeſchrieben und nach ſeinem Namen benannt wurden [4]). In Beziehung auf die Satzungen des Fehmrechtes hatten aber die Fehmrichter ganz Unrecht, wenn ſie dieſelben Karln dem Großen zuſchrieben. Daß z. B. der Diebſtahl mit dem Tode beſtraft ward, geſchah nach dem alten ſächſiſchen Rechte [5]), das Karl den Sachſen gelaſſen hatte. Im Betreff der Gerichte [6]), wenn wir von dem ſpäteren Zuſatze des Eigenthümlichen des Fehmgerichts abſehen, haben die Freigrafen Recht, wenn ſie die Einſetzung ihrer Gerichte in Weſtfalen Karln dem Großen zuſchreiben. Er hatte zwar, beſonders in dem, was die Rechtsſatzungen betrifft, den Sachſen ihre Rechtsverfaſſung gelaſſen. Aber die Gerichtsverfaſſung war verändert und ſtatt der ſächſiſchen die fränkiſche eingeführt worden, wie namentlich aus der Urkunde des Königs Karl vom J. 779 [7]) und der

96) Aldt Meister-Gesangbuch bei Müller, Sammlung teutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh. S. 1. 97) ſ. die Nachweiſungen bei Benecke, Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois S. 495 und bei Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer S. 830. Daſelbſt S. 340 findet ſich die Stelle der Kaiſerchronik umbe der bulute gewaete, wie es Kaiſer Karl feſtgeſetzt haben ſoll, wobei „Karles pfate" (Caroli pactum) genannt wird. In Bamberg ward im J. 1493 ein Meiſtergeſang unter dem Titel: „Kaiſer Carls Recht," gedruckt. Er enthält eine Geſtaltung der Fabel, daß ein Jude Geld unter der Bedingung darleiht, im Falle der Nichtbezahlung dem Schuldner ein feſtgeſetztes Gewicht Fleiſches irgendwo aus dem Leibe ſchneiden zu dürfen, hernach aber durch den richterlichen Ausſpruch, daß er bei Verluſt ſeines eigenen Kopfes nicht mehr und nicht weniger ſchneiden ſolle, zu Schanden gebracht wird. (Vgl. Jac. Grimm a. a. O. S. 616.) 98) ſchlicht, vgl. ſchlecht und gerecht.

99) Bei Bodmer, Maneſſiſche Sammlung von Minneſ. II. S. 119.

1) Ebendaſelbſt II, 121 a. 2) Dieſes geht z. B. aus der Lex Saxonum hervor, und der Sachſenſpiegel ſagt I. Bd. Art. 18 (Gärtner'ſche Ausgabe S. 52): „Darzu behilden sie (die Sachſen) daz alde recht, swo ez wider cristenen e, und wider den gelouben nicht en was. 3) Cap. 24 (bei Georgiſch S. 882) und Capitularium. Lib. II. Cap. 24. p. 1334. 4) Benecke a. a. O. S. 499. 5) ſ. Lex Saxonum Titulus IV. De furtis col. 458. 6) Wiener (a. a. O. 2. Th. S. 228) ſagt, daß zwar Karl der Große die weſtfäliſchen Gerichte eingeſetzt hätte, aber die weſtfäliſchen Fehmgerichte nicht, zwiſchen welchen man doch einen großen Unterſchied machen müſſe, und daß daher das weſtfäliſche Gericht und das weſtfäliſche Fehmgericht ſei verwechſelt worden. 7) Bei Heydenreich, Entwurf einer Hiſterie derer Pfalzgrafen

Digitized by Google

Capitulatio de partibus Saxoniae hervorgeht. Aber von der heimlichen Acht, dem Charakteriſtiſchen der Fehmgerichte, findet ſich in der Karolingiſchen Zeit, ſowie noch lange nachher keine Spur.

B. Die wahre. Von dieſer läßt ſich nur muthmaßlich handeln, weil weder eine Urkunde über die Einſetzung derſelben vorhanden iſt, noch ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber der Einſetzung derſelben gedenkt. Man kann daher nur die Umſtände zuſammenſtellen, welche ins Licht ſetzen oder doch zu ſetzen ſcheinen, auf welche Weiſe die Fehmgerichte in Weſtfalen entſtanden ſind. Hier erhebt ſich ſogleich die Frage, warum grade in Weſtfalen? Ein zur Beantwortung dienlicher Umſtand iſt, daß die Sachſen ſchon längſt vor Entſtehung der Fehmgerichte grauſamere Geſetze hatten, als andre teutſche Volksſtämme, weshalb Wippo das Geſetz der Sachſen das ſo oder ſehr grauſame [8]) nennt. Es verhängt nämlich häufiger die Todesſtrafe, als die Geſetze der andern teutſchen Stämme. Vornehmlich ward der Diebſtahl [9]) bei den Sachſen mit dem Tode beſtraft. So auch der Meineid [10]). Ungeachtet der Grauſamkeit des Geſetzes mußten es ihnen doch die fränkiſchen Könige und Kaiſer beſtätigen, ſo feſt hingen ſie daran, denn ſie wollten die Übelthäter auf das Beſte beſtraft wiſſen [11]). Grauſame Geſetze hatte Karl der Große zur Unterdrückung des Heidenthums und zu Gunſten der Einführung des Chriſtenthums den Sachſen gegeben [12]). Nachdem dieſe Chriſten geworden, war es leicht, daß ſie dieſe Geſetze billigten, wenn ſie gegen Ketzer oder Verächter des Chriſtenthums angewandt wurden, und es war auch in dieſer Beziehung den Satzungen der Fehmgerichte vorgearbeitet. Das dortmunder Weisthum [13]) ſagt von dem Fehmgerichte: „Den Westphaelischen ist es gesetzt worden, und keinem lande meer. Dann in dem lande die leut von Natur zu ubel und unbillichen Sachen geneygt sin, als Ketzerei, Raube und Diepstall. In einer alten Relation bei Berck Anh. Nr. 1 heißt es: So delete he (Karl der Große) dat gause land, dat nu Westphalen heth uppe desse Zide der Wesere in vele kleyner Gravescuppe, lichte in hundert, de nu en deel vorgheten sin, so dat yewelik sin endeschede hedde, und over itlik deel enen Stolheren und enen Vrygreven, dat is so vele gesecht als enen Richter, de myt den hemeliken Richter scholde sine gravescup unde vurder nicht *eryen van der* boesheit, *de in dem lande wontlik was, unde ok nicht vorgangen is.* In der Unterſuchung eines cölniſchen Doctors der Theologie über die Fehmgerichte (bei Hahn a. O. S. 599) wird geſagt: „Umb die Bossheit und widerwertigkeit der lüte desselben Landes Westvalen, dieselb Bosheit man durch den lauff der der gemein Gericht nit mag ussgerutten, noch verpiettn. Johann von Herford und der Verfaſſer des Chron. Vet. Mind. [14]) ſagen, der Urheber des heimlichen Geſetzes, das Fehme heiße, habe die Gegend von Diebſtählen, weil das Land waldreich ſei und viele Schlupfwinkel darbiete, und auch von Meineiden und andern dergleichen, was er dort häufig in Erfahrung gebracht, reinigen wollen. Kaiſer Karl IV. deutet in der Urkunde vom J. 1349 den Zweck der Fehm-

zu Sachſen S. 4. 5 und bei Müller, Reichstheater unter Karl dem Großen. Die Freigrafen hatten Recht, wenn ſie die Einſetzung ihrer Gerichte, wenn wir von der ſpäteren Umwandlung in Fehmgerichte abſehen, Karl dem Großen zuſchrieben; denn die Freigerichte, welches eigentlich Reichsgerichte heißen ſollte, wie wir im Abſchnitte Freigrafſchaften entwickeln werden, waren Trümmer von der von Karl dem Großen eingeſetzten Gau- oder Grafengerichte. Aber es iſt dieſe Ableitung der weſtfäliſchen Freigerichte nichts für ſie beſonders Ausgezeichnetes. Das Gerichtsperſonal des benzhäuſer Freigerichts in Thüringen ſagt: wir zentgrafe, schepfen und landfolk des gerichts zu Benshausen geminlich bekennen, das wir ein recht *frihe gericht kunig Karls* gesessen haben. Auch die frieſiſchen Geſetzbücher ſtellen ihr Recht und ihre Freiheit als „thes kyning Kerles jeft dar" (Asegabok 12. 13. 85. 223. 332), und reden von freiem Gericht und freiem Stuhl ganz in dem Sinne der alten Placita: thet is thio siugunde liodkest, thet alle Frisa an fria stole besitte and hebbe *fria spreka* and *fri* ondwarde, thet urjef us thi Kyning Kerl (Asegabok 15). Es geſchieht dieſes ohne die mindeſte Beziehung auf die ſpäteren Fehmgerichte. Dieſe werden alſo Karl dem Großen nach der Sage des Mittelalters beigelegt, weil ſie ihm allgemein jede alte Rechtseinrichtung zuſchrieb, ſowie die däniſche Sage dieſes im Betreff des Königs Frodi that.

8) *Wippo*, De Vita Chunradi Salici (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Scriptt. ed. *Struv.* T. III. p. 469) ſagt: Reversus Rex de Ripuariis ad Saxoniam venit, ibi legem *crudelissimam* Saxonum, secundum voluntatem eorum, constanti autoritate roboravit. Manche Schriftſteller haben in dieſer Stelle des Wippo die erſte Erwähnung des Fehmgerichts ſehen wollen. ſ. z. B. *Conringius*, De Origine Juris Germ. Cap. 19. p. 105 und *Meibom*, Irminsula Saxonica p. 24. Böcler (Dissert. de Wittikindo Magno) ſagt gegen Meibom, daß unter dem „grauſamen" Geſetz des Wippo die Einſetzung des Fehmgerichts nicht zu verſtehen ſei. Ebenſo *Schilter*, Instit. Jur. Publ. Tom. I. Lib. IV. p. 382. So auch *Mascow*, Commentarii de Rebus Imperii Romano-Germanici a Conrado-Primo usque ad obitum Henrici tertii. (Lips. 1757.) p. 271. Datt (De Pace imperii publica) will unter dem von Wippo erwähnten grauſamen das ſächſiſche Geſetz des Herold und Lindenbrog nicht verſtehen, ſondern meint, daß Konrad's des Saliers Geſchichtſchreiber Karl's des Großen Capitulatio de partibus Saxoniae meine, weil in dieſer härtere und grauſamere Strafen, als in der Lex Saxonum bei Herold und Lindenbrog zu finden ſeien, wie z. B. in der Capitulatio die Übertretung der 40tägigen Faſten durch Fleiſcheſſen mit der Todesſtrafe belegt werde. Aber wahrſcheinlich ſind unter Wippo's Lex crudelissima beide, ſowol die Lex Saxonum, als auch die Capitulatio zu verſtehen, weil dieſe jene ergänzt. Sie waren aller Wahrſcheinlichkeit nach in ein Buch zuſammengeſchrieben; wenigſtens war die Lex Saxonum erweislich durch Abſchriften verbreitet, denn *Witichindus Corbeiensis*, Annalium Lib. I. ap. *Meibom*, Scriptt. T. I. p. 634, bemerkt: De Legum vero varietate nostrum non est in hoc libello disserere, cum apud plures inveniatur lex Saxonica diligenter descripta.

9) Die Lex Saxonum. Tit. IV. De Furtis. p. 458. 10) Die Lex Saxonum. Tit. II. Gſ. 8. S. 457. 11) Und zwar auch ſchon zur Heidenzeit. Rudolf von Fulda (Translatio S. Alexandri Cap. 1. 2 [ap. *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 675]) ſagt in der Schilderung, die er von den Sachſen macht, bevor ſie von den Franken unterworfen und zur Annahme der chriſtlichen Taufe gezwungen, und nachdem er die vier verſchiedenen Stände der Sachſen aufgeführt: Si vero quispiam horum sibi non congruentem et genere praestantiorem duxerit uxorem, cum vitae suae damno componat. Legibus etiam ad vindictam malefactorum optimis utebantur. 12) Die Capitulatio de partibus Saxoniae enthält Beiſpiele in mehren ihrer Capitel, ſo z. B. Cap. III. IV. VII. 13) Bei *Hahn*, Collectio Monum. II. p. 598. 14) ſ. die betreffenden Stellen im Abſchnitte: Angebliche Entſtehung.

Digitized by Google

gerichte an, indem er ſagt: ad exterminandas malorum pravitates [15]). In dem Privileg, durch welches Kaiſer Karl IV. und ſein Sohn Wenceslaus im J. 1409 [16]) ſechs lauſitziſche Städte mit dem Rechte, heimliche Gerichte zu halten, begnadigte, heißt es: Durch Friedens und auch Gemachs willen. Wigand bemerkt [17]) in Beziehung auf die weſtfäliſchen Fehmgerichte: „Die allegirten Formulare deuten immer auf Friedensbruch hin." Aus einem derſelben, nämlich dem vom J. 1334 [18]) bemerken wir: boven den frede ind geleide, den der gemeyne hilge kirche ind de alre durchluchtichste forste Romscher Koningh u. ſ. w. van Koninglicher gewalt dar gestediget ind gegeven hadn. Das Daſein der Fehmgerichte in Weſtfalen läßt ſich nicht früher als für die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweiſen. Es iſt dieſes das Jahrhundert, wo in Teutſchland das Fauſtrecht am furchtbarſten wüthete. Wie wir im Art. Faustrecht ſahen, wurden zur Beſchränkung deſſelben mehre Mittel angewandt. Eins waren die ſcharfen Befehle der Kaiſer zur Aufrechthaltung des Landfriedens, ein anderes die Städtebündniſſe, beſonders auch in Weſtfalen, wo das Fauſtrecht ſo ſchrecklich wüthete [19]). An die Städtebündniſſe ſchloſſen ſich auch theilweiſe die Fürſten an. Erwägen wir dieſes, ſo hat es alle Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß auch die Schöffen der Reichsgerichte in Weſtfalen zu demſelben Zwecke ſich verbanden. Die Fehmgerichte haben viel Unerklärliches, wenn wir von ihnen vorausſetzen, daß ſie als ganz neue Gerichte eingeſetzt worden. Nehmen wir hingegen an, daß alte vorhandene Reichsgerichte zu dem alten Verfahren, nämlich zu dem offenen Ding, auch noch ein neues, nämlich das heimliche Ding hinzufügten, ſo iſt die Entſtehung der Fehmgerichte weit erklärlicher. Auf den Bruch des Landfriedens ſtand die Reichsacht, welche der Kaiſer ausſprach. Er hatte die Macht, dieſes öffentlich zu thun. Die Reichsgerichte in Weſtfalen ſprachen aber nur im Namen des Kaiſers, und konnten ſich der Macht deſſelben nicht bedienen. Sie mußten daher zur heimlichen Acht ihre Zuflucht nehmen. Sie mußten dieſes aus Schwäche thun. Wenn der Gedanke des Schöffenbundes von den Schöffen der weſtfäliſchen Reichsgerichte von dieſen ſelbſt ausgegangen, ſo ſtammt wol der Gedanke zu dem alten offenen oder öffentlichen Dinge noch ein heimliches hinzuzufügen, aller Wahrſcheinlichkeit nach von dem Erzbiſchofe von Cöln. Dieſe Annahme hat ſoviel für ſich, daß ſie als geſchichtliche Thatſache aufgeſtellt und Erzbiſchof Engelbert als Urheber der Fehmgerichte geltend gemacht worden iſt [20]). Selbſt die, welche Karln den Großen als Urheber der weſtfäliſchen Gerichte annehmen, müſſen doch endlich auch auf die Hauptrolle kommen, welche der Erzbiſchof von Cöln dabei ſpielt. So erzählt das ſtuttgarter Manuſcript: „Wie nun dies heimliche weſtphäliſche Gericht von Kaiſer Carolo dem Großen „(im)" 772 Jahr aufgerichtet geworden, iſt bemeldt Gericht bei dem Haus zu Sachſen, welchem der Zeit das Fürſtenthum Weſtphalen einverleibt war, bis auf die Regierung Kaiſer Friedrich's des Erſten Barbarossa genannt beblieben, als aber Herzog Heinrich von Sachſen und Baiern um ſeine wohlverſchuldete Miſſethat, welche er wider die kaiſerliche Würdigkeit begangen, von bemeldtem Kaiſer Friedrich „(im)" 1164 Jahr, von der Chur, Fürſtenthum, Land und Leuten entſetzet ward, iſt das Land zu Weſtphalen mit Gewalt durch Biſchof Philippum zu Kölln an das Erzbiſtum und Stift zu Kölln gekommen und gebracht worden. Daher ſich denn noch heutiges Tages ein jeder Erzbiſchof zu Kölln einen Herzog von Weſtphalen ſchreibt, und beſondere Belehnung, als ein Obriſter Kayſerlicher Statthalter des heiligen heimlichen Gerichts von Römiſcher Kayſerlicher Gewalt über alle und jede Freigrafen der heiligen heimlich Rechtwiſſenden Acht, bis auf unſre Zeit trägt und hat." So das ſtuttgarter Manuſcript. Als nämlich Kaiſer Friedrich im J. 1180 dem Herzoge Heinrich von Sachſen und Baiern ſowol das Herzogthum Baiern, als das von Weſtfalen und Engern, ſowie auch ſämmtliche vom Reiche gehabte Lehen abſprechen ließ, erhielt der Erzbiſchof Philipp von Cöln einen Theil des Herzogthums Weſtfalen und Engern mit der Gerichtsbarkeit, nämlich den Grafſchaften [21]). König Philipp bewilligte und beſtätigte im J. 1204 dem Erzbiſchofe Adolf, und im J. 1208 Dietrichen das Herzogthum Weſtfalen und Engern, und alle Beſitzungen und Rechte deſſelben [22]). Endlich im J. 1216 ward Engelbert, der ſchon vorher Dietrich's Nebenbuhler geweſen war, von Kaiſer Friedrich II. für deſſen Nachfolger erklärt, und war der Erſte, der dem Herzogthume Weſtfalen ruhig und ohne Streit vorſtand [23]). In dieſen Lehnbriefen wird der Fehmgerichte noch nicht gedacht. Zwar geſchieht der Comitatuum Erwähnung, aber ſie werden nicht, wie ſpäter geſchah, durch den Zuſatz Freigrafſchaft erklärt [24]). Warum die Fehmgerichte noch nicht unter Friedrich I. und Philipp von Schwaben beſtanden, wird dadurch erklärt, daß der inquiſitoriſche Geiſt noch nicht in die Gerichte Teutſchlands gedrungen [25]) war. Erzbiſchof Engelbert war von Friedrich II., welcher ſich fern von Teutſchland in Sicilien auf-

15) Vergl. Wigand S. 506. 16) ſ. Singularia Historico-Literaria Lusatiae, Collect. XXI. n. 1. 17) S. 506. 18) Bei Wigand S. 229. 19) Wie z. B. die Städte Münſter, Dortmund, Soeſt und Lippe in der Verbindungsurkunde vom J. 1253 (bei *Häberlin*, Analecta p. 231 seqq.) kund thun. Der Erzbiſchof Wicbold von Cöln, der Biſchof Eberhard von Münſter und der Graf Eberhard von der Mark, ſowie die Bürgermeiſter, Rathmannen und Gemeinden von Münſter, Soeſt und Dortmund ſagen Ähnliches in der Urkunde über den Landfrieden, den ſie im J. 1298 auf fünf Jahre beſchworen (bei *Häberlin* p. 259 seqq.) 20) Dieſes entwickelt umſtändlich Haltaus (Glossar. unter *Faeme*, *Faem-Ding*, *Faem-Gerichte in Westphalen*, col. 429—431) und Wiener (l. l. p. 229) faßt es auf überzeugende Weiſe zuſammen.

21) Kaiſer Friedrich I. ſagt in der Urkunde vom J. 1180 (bei *Schaten*, Annal. Paderborn. Pars I. Ed. II. p. 595. 596): ducatum, qui dicitur Westphaliae et Angariae in duo divisimus, et — — — — unam partem, eam videlicet, quae in Episcopatum Coloniensem, et per totum Episcopatum Patherburnensem praetendebatur, cum omni jure et *jurisdictione*, videlicet cum *comitatibus*, cum Advocatiis, cum conductibus etc. — — — ad eundem Ducatum pertinentibus Ecclesiae Coloniensi legitimo donationis titulo imperatoria liberalitate contulimus etc. 22) ſ. *Jo. Thomae Brosii* Annal. Jul. et Mont. T. I. p. 21. 23) ſ. *Anonymi* Commentatio historica de Judicio Fehmico ap. *Pistorium*, Amoenitat. P. IV. p. 855. 24) ſ. den Abſchnitt d. Art. Freigrafſchaft. 25) ſ. *Haltaus* col. 430.

Digitized by Google

hielt, zum Vormunde Heinrich's, des Sohnes des Kaiſers, und Proviſor des ganzen römiſchen Reichs durch Teutſchland beſtellt [26]). Dieſer gebrauchte ſtreng das geiſtliche und weltliche Schwert durch ſein Herzogthum und in ſpeciellem Auftrage des Kaiſers, und ſcheint die erſte Grundlage zu den heimlichen Gerichten gelegt zu haben [27]). Man hält für unzweifelhaft, daß er auch das hohe weltliche Gericht in Cöln, welches ohne einen Kläger zu erwarten, nach dem Leumunde richtete, eingeführt habe. Gewiß iſt, daß es in dem Zeugniſſe der cölner Schöppen vom Jahre 1258 [28]) heißt: contra *publice infammatos* potest Archiepiscopus inquirere et judicare, etiam nullo conquerente. Dieſes ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach die Zeiten, in welche die Entſtehung der Fehmgerichte in Weſtfalen zu ſetzen iſt, ſo nämlich, daß die daſigen Reichsgerichte außer dem bisherigen offenen oder öffentlichen Dinge noch ein heimliches verſchloſſenes Ding durch Einfluß des Erzbiſchofes von Cöln zu beſſerer Beſchränkung des Fauſtrechts erhielten. Zwar fehlen die Urkunden darüber und es kann nicht als geſchichtliche Thatſache aufgeſtellt werden. Aber das Verhältniß der Fehmgerichte zu dem Erzbiſchofe von Cöln, wie es ſich ſpäter herausſtellt, ſcheint dafür zu ſprechen. Die Freigrafen erhielten zwar ihr Richteramt unmittelbar von dem Kaiſer, aber Statthalter oder Obermarſchall von Weſtfalen war der Erzbiſchof von Cöln [29]). In der Urkunde vom J. 1355 ſtellte Kaiſer Karl IV. dem Erzbiſchofe Wilhelm von Mainz das alte Recht in den freien Herzogthümern Weſtfalen und Engern her, und ſchrieb namentlich vor, daß keinem der Grafen und Schöpfen erlaubt ſein ſollte, Stühle zu errichten, zu haben, oder Recht in den Gerichten zu ſprechen, welche Grafſchaft und heimliche Gerichte genannt wurden, wenn ſie ſie nicht von dem Erzbiſchofe als Lehen beſäßen [30]). Zugleich beſtätigte er dem Erzbiſchofe die Macht, welche er ihm im J. 1353 verliehen hatte, diejenigen, welche von den Stillgerichten unrecht verurtheilt waren, wieder in ihre vormalige Ehre und guten Ruf zu ſetzen [31]). Im J. 1359 verlieh Kaiſer Karl IV. dem Erzbiſchofe zu Cöln, an den Freigrafſchaften oder Stillgerichten taugliche Männer als Richter zu beſtellen und die untauglichen abzuſetzen [32]). In einer Urkunde vom J. 1360 [33]) ſagt der genannte Kaiſer: Alleine wir von unsern keiserlichen genaden solich briefe, da mit der Erwirdige Wilhelm Erczbischoff zu Kolne u. ſ. w. und ander seine vorfarn Erczbischoff, daselbest zcu Colen, von Romischen Keisern und Kunigen unsern vorfarn begnadet sein, auch bestetiget haben, darinne geschriben ist, daz niemant in dem Herczogentum zu Engarn und Westphalen, nur eyn Erczbischoff zu Colen — — — freyen grafen machen, creyeren und die belehen sol u. ſ. w. Kaiſer Friedrich III. erließ im J. 1440 an den Erzbiſchof Dietrich zu Cöln im Betreff des heimlichen Gerichts zu Weſtfalen ein Schreiben [34]), in welchem es heißt: „Ehrwürdiger lieber Neffe und Kurfürſt, Uns haben deine und andre, der Ehrwürdigen und Hochgeborenen unſrer lieben Neffen und Kurfürſten Räthe angebracht, wie das heimliche Gericht zu Weſtphalen nicht gehandhabet und gehalten werde, als es denn von altem Herkommen angefangen, aufgeſetzt und geordiniret ſei, dadurch mannigfaltiger Schade, Verdrieß und Schmachheit vielen Leuten ungebührlich zugezogen werde, und haben uns darüber gebeten, ſolches auf eine gute Ordnung, wie das von alters herkommen und aufgeſatzt ſei, zu bringen und zu ſetzen, und wie wohl wir von denſelben heimlichen Gerichten nicht „wiſſende" ſeien, ſo wollten wir doch ſonderlich gern, daß dieſelben Gerichte nicht mißbraucht würden, ſondern daß ſie bei altem Herkommen bleiben möchten, und wir haben auch wohl von deinen Räthen, die jetzt bei uns geweſen ſind, vernommen, wie du mit großer Mühe, Koſten und Arbeit eine bequemliche Ordnung, als ein Herzog zu Weſtphalen, darin vereinet, und dieſelbe ſeliger Gedächtniſſe Kaiſer Sigmunden in Geſchrift geſendet habeſt, der nach dem bald von dieſer Welt abgangen und verſchieden ſei, davon ſolche Ordnung nicht viel Nutzes gebracht habe; ſo iſt unſre Begierde und gebieten deiner Liebden mit ganzem Fleiße, ſolche Ordnung auf Sant-Andres-Tag nächſtkünſtig mit dir gen Nürnberg zu bringen, und auch hiezwiſchen fleißelich erfahren, was über ſolche deine Ordnung mehrer Nutzes und Gutes ſein möge, ſolche Gerichte auf ihren erſten Aufſatz zu bringen." Die Fehmen bekennen in dem Schreiben an den Kaiſer Friedrich III. vom J. 1454 [35]): angesehen daz uwer kays. Gnade dy heimliche frien Gerichte, dy frien Stul unnd frigreven bevolen habet dem Herzogen zu Westvalen, unnsern lieben gnedigen Herren, dem wir in uwer Keys. Gn. Stat und Namen gehorsam müssen wesen, zu Capitel und zu siner Fürstl. Gn. Gebot, und en sin darumb nicht pflichtig, dywil wir dem gehorsam sin, uss dem Lande zu Westvalen und uss unsern Rechten zu volgen. Der Kaiſer Friedrich III. ſagt in dem Reſcript an den Erzbiſchof Dietrich zu Cöln vom J. 1454 [36]): Darumb so empfehlen wir deiner Lieb ernstlich und vestiglich gepietende, dass du auch von unser und des Reichs wegen und als Herzog in Westvaln mit den vorgen. Frey-Grefen schaffest und bestellest, dass si solchen vorgenanten unsern

26) *Caesarius*, Vita S. Engelberti c. V. 27) *Anonymus* ap. *Pistorium* l. l. §. XXII. 28) ſ. Apologia des Erz-Stiffts Cöln wider die Stadt Cöln, Anh. d. Dec. S. 32. 29) Als ſolcher ſagt Erzbiſchof Engelbert II. im J. 1272: Judices dicti Vrigreven auctoritatem judicandi immediate a Rege recipiunt. Et idem servatur in omnibus Comitatibus ... Et simili modo omnes Gogravii per terram, cujuscunque sint, non deberent judicare nisi auctoritate per gladium a Duce recepta: modo quilibet comes (nämlich Territorialherr) tales Gogravios instituit ac destituit et judicat, quod facere non possunt, et infringunt jus judicis. 30) *Schaten*, Annal. Paderborn. P. II. p. 239 ad ann. 1355. Die zu Mailand gegebene Urkunde ſelbſt hat Gelenius mitgetheilt. 31) ſ. was Kaiſer Karl IV. in der zu Mainz gegebenen Urkunde vom J. 1353 (bei Wigand S. 245) von dem ſagt, was der Erzbiſchof Wilhelm von Cöln ihm angezeigt. 32) ſ. was Kaiſer Karl IV. in der zu Aachen gegebenen Urkunde vom J. 1359 ſagt (bei Wigand S. 245). 33) Bei *Glafey*, Anecdot. p. 423.

34) Bei Wigand S. 250. 251. 35) Bei Müller, Reichs-Tags-Theater unter Friedrich III. S. 503. 36) Bei demſelben a. a. O. S. 505 fg.

Digitized by Google

Gebotten und Gescheffen in den sachen gehorsam sein und gnug thun. In der Reformation vom J. 1522 ſagt der Erzbiſchof von Cöln: dass wir als *ein Herzog zu Westphalen, solcher Gerichte oberster Stadthalter*[37]) *und des loeblich priveligirt seyn.* Manche Freigrafen brauchten in Schreiben und Gerichtsacten den Titel[38]): Ick Friegreve des Ehrwirdigsten in Godt u. ſ. w. Ertzbischoffs zu Cöln u. ſ. w. mines Gnedigen Herrn Stadthalder des frienstuls tho N. Doe kunt allen frommen friegreven und allen echten rechten frienscheppen der hemelicken achte u. ſ. w. In dem Auftrage des Kaiſers Friedrich III. an den Erzbiſchof Johann von Trier zur Prüfung der Urkunden, auf deren Grund der Erzbiſchof von Cöln die Belehnung mit den weſtfäliſchen Gerichten nachgeſucht hat, im J. 1471[39]), ſagt der Kaiſer: „Nachdem der ehrwürdige Ruprecht, Biſchof zu Cöln, des heiligen Römiſchen Reichs in Italien Erzkanzler, unſer lieber Neffe und Kurfürſt, jetzt ſeine und ſeines Stiftes Regalia. Lehen und Weltlichkeit von ſein und ſeines Stifts zu Cöln wegen zu Lehen empfangen, und uns darunter demüthiglich gebeten hat, daß Wir ihm auch als Römiſcher Kaiſer mit ſammt denſelben ſeinen und ſeines Stiftes Regalien und Lehnſchaften, die Weſtfähliſchen Stulgerichte und freien Grafſchaften, die dar von ſeinen Vorfahren auf ihn kommen wären, und von Uns und dem heiligen Reiche auch zu Lehen zu empfangen auch gebühren zu Lehen zu verleihen gnädiglich geruheten. Wann Er aber ſolche der Weſtfähliſchen Stuhlgerichte und Grafſchaften Original- und Hauptbriefe nicht bei ihm gehabt, denn (als) etliche vidimus, darin Wir kein Genügen auf dießmal gehabt haben, vorgebracht u. ſ. w." Der Kaiſer ertheilt daher dem Erzbiſchofe von Trier, des heiligen Reichs in Gallien und durch das Königreich zu Arelat Erzkanzler, den Auftrag: „dieſelben Hauptbriefe und Originalia über die obgemeldeten Weſtfähliſchen Stuhlgerichte und freien Grafſchaften lautende" zu beſichtigen. In der Urkunde auch des Kaiſers Friedrich III. vom J. 1475[40]), durch welche er dem Landgrafen Hermann von Heſſen als angeordnetem Adminiſtrator des Erzſtiftes Cöln, die Beaufſichtigung und Beſetzung der Freien-Stühle in Weſtfalen überträgt, ſagt er: Nachdem wir den ehrwürdigen Hermann, Landgrafen zu Heſſen, unſern lieben andächtigen, zu einem Gubernatoren und Verweſer des Stiftes Cöln geſetzet und geordnet haben, inhalt unſrer kaiſerlichen Briefe deßhalben ausgegangen, daß wir als Römiſcher Kaiſer denſelben Landgrafen Hermann als einem Gubernator des gemeldeten Stifts befohlen, und unſre ganze Macht und Gewalt gegeben haben, befehlen und geben ihm auch den (die)[41]) wiſſentlich in Kraft dieſes Briefes, daß er die heimlichen und freien Gerichter (Gerichte) allenthalben in Weſtphalen-Landen von unſer des heiligen Reiches und des Stiftes Cöln wegen verſehen, die handhaben, und an die freien Stühle derſelben Gerichte Freigrafen ſetzen und ordiniren, auch denſelben Freigrafen zu ſeinen Zeiten um ihre Verhandlung und Unrecht Capitals-Tage legen und ſetzen, und ſolche ihre Verhandlung und Unrecht zu rechtfertigen, und alles das darinnen handeln und thun ſoll, und mag, daß Wir als Römiſcher Kaiſer oder ein Erzbiſchof zu Cöln, ſo in unſer und des Reichs Huld und Gnade wäre, handeln und thun möchten, „ungeforlich"[42]), doch daß der genannte Landgraf Hermann von den Freigrafen, ſo alſo durch ihn geſetzt und geordnet werden, an unſer ſtatt, und von unſer und des heiligen Reichs wegen gewöhnliche Gelübde und Eide thun uns, dem heiligen Reiche, und dem vorgeſchriebenen Gubernator als unſerem Statthalter von ſolcher Freigrafen Amt getreu, gehorſam und gewärtig zu ſein, die getreulich verweſen, haben und halten, und in allen und jeglichen Sachen und Händeln, ſo ſich vor ihm zu rechtfertigen gebühren, dem Reichen als dem Armen, und dem Armen als dem Reichen ein gleicher Richter zu ſein, und darinnen nicht anzuſehen Liebe, Leid, Meyndt, Gabe, Freundſchaft noch Feindſchaft, noch ganz keine andre Sache, denn allein gerecht Gericht und Recht, und als ſie das gegen Gott den allmächtigen am jüngſten Gerichte verantworten wollen, doch uns und dem heiligen Reich unſer Oberkeit und Herrlichkeit vorbehalten u. ſ. w.

III. Das Gericht, deſſen Perſonale und Hegung auf rother Erde. Das Gericht wird Freiſtuhl genannt. Die abgeleitete Bedeutung von Stuhl iſt Gerichtsſitz, und ſo wird auch das Gericht ſelbſt genannt. Die Sitze des Fehmgerichts hießen Freiſtühle, weil ſie Reichsſtühle waren, d. i. weil ſie unmittelbar unter dem Kaiſer oder deſſen Statthalter ſtanden, aber doch nicht wegen der Sachen, die vor ſie gehörten, vor die kaiſerlichen Hofgerichte konnten gezogen werden. Nach dem Volksausdrucke wurden diejenigen, die es mit der heimlichen Acht zu thun hatten, Fehmding genannt. (S. Freistuhl, Freigericht.) Zu dem Perſonal dieſes Gerichts gehörten der Freigraf, Freiſchöpfen, Freiboten, Freifrohnen, von denen an ihrem Orte gehandelt und dabei auch der Wiſſenden gedacht werden wird. Die Sachen, welche in dieſem Gerichte verhandelt wurden, hießen

Fehmrügige Sachen (plattteutſch femwrogige[43]) saken). Das Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen

37) Statthalter. 38) Vergl. *Georgius Torquatus* l. l. p. 150. 39) Bei Wigand S. 260. 40) Bei demſelben S. [illegible] 41) Nämlich den Gewalt, welches in den ba[illegible]ben als männlichen Geſchlechtes gebraucht wird.

42) ungefährlich, ohne Gefährde. 43) Von femwroge, von wroge, Anklage. Im lateiniſchen Texte des Sachſenſpiegels Buch I. Art. 2 (Gärtner'ſche Ausgabe S. 18. 19) iſt das wrugen und rugen der teutſchen Texte durch accusare gegeben. Das gothiſche wrohjan bedeutet auch anklagen, *κατηγορεῖν*, und vrohs, Anklage, *κατηγορία*. Mehres ſ. in Wachter's Germ. und Haltaus' Gloſſarien; in Tiling's Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 5. Th. S. 294. *H. C. v. d. Gabelentz* und Dr. *J. Loebe*, Glossarium der gothischen Sprache p. 198. In der Reformatio Judicior. Arnsperg. ap. *Hahn*, Coll. II. p. 628. conf. p. 650. Dux Sax. Wilhelmus ad judicem Westphal. de ann. 1454 heißt es: *Und du hast auss diesen allen grundlich zu merken, dass die Sachen, die durch yn furbracht, nicht Femrüge gesin mögen, die wyle die nicht zuvor an billichen Enden gesucht sind, da yn Weigerunge zu Eren und Recht geschen were*, v. *Mülleri* R. Tags-Theat. sub. Frid. III. p. 501. Ibid.

Digitized by Google

und Verfügungen des Fehmgerichts von 1334 ſagt Nr. H [44]): Kaiſer Karl habe zuerſt die freien Stühle in Weſtfalen geſetzt und gemacht: vier Artikel, und mehr Artikel aus den vieren genommen ſind. Die arensberger Reformation des heimlichen Gerichts vom J. 1437 [45]) beſtimmt folgende Punkte, um deren Miſſethat man einen mit Recht vorfodern kann: 1) Chriſten-Laien, die von dem Chriſtenglauben in Unglauben treten; 2) diejenigen, die geweihte Kirchen mit Kirchhöfen und Königsſtraßen ſchänden, und auf der Straße rauben; 3) diejenigen, die kundliche (kundbare) Verrätherei oder Falſchheit thun; 4) diejenigen, welche die „Kyndelbetheschen" (Kindbetterinnen) ſchänden; 5) um Deube (Diebſtahl) [46]), Mord, Raubmord, Brand und alle diejenigen, die wider Ehre und Recht thun, und darum zu den Ehren nicht antworten. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 [47]) ſagt: Da ſich oft und dick [48]) gewieſen, daß die Freien-Stühle Sachen vor die heimliche und offene Acht bringen, die nicht dahin „behören" (gehören). wurde gefragt, welche Sachen vor die heimliche und offene Acht gehören. Vor die heimliche Acht gehören erſtlich: Die Heimlichkeit, die Carolus Magnus offenbart. Zweitens, ſo jemand Ketzereien aushecket und vorbringt. Drittens: So jemand vom Glauben abfällt und Heide wird. Viertens: ſo einer einen falchen Eid ſchwöret. Fünftens: So jemand heret und zaubert, oder mit dem Böſen [49]) ein Bündniß aufrichtet. Sechstens: So jemand die Heimlichkeit offenbaret. Vor die offene Acht oder offen Ding behört erſtlich: Muthwill an Kirchen und Kirchhöfen. Zweitens: Diebſtahl. Drittens: Nothzucht. Viertens: Wer Kindelbett raubet. Fünftens: Offene Verräther. Sechstens: Straßenraub. Siebentens: Eigenmächtige [50]). Achtens: heimliche und offene Todtſchläger. Neuntens: Landabpflüger [51]). Zehntens; Judaei sacrilegia committentes. Her Lips von Hörde offenbarte, daß dieß recht gewieſen. In demſelben Jahre, von welchem wir das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 haben, ward ein Capitels-Beſchluß [52]) im Beiſein deſſelben Bevollmächtigten, des Statthalters Philipp von Hörde und der meiſten gleichnamig aufgeführten Stuhlherren und Freigrafen erlaſſen, in welchem zu Recht gewieſen wird: dat men over die jennen stille richtet, die de Konnickstrate, Kerckwege, Mollenwege [53]), Noitwege und Dodenwege und Richtelpede entengen mit Tuenen efte Graven oder anders, und die Waldemeinen entenget, und die dem andern zu nae Ert affbuwet. grevet off tervet, off Pelle sloge in den agrunt des Stoilheren in syner Fryengraveschop. — In der heimlichen, beſchloſſenen (verſchloſſenen) Acht unter Königsbann gebühre ſich zu richten: alle dat jene dat tegen den Cristen-Gloven, tegen dat hillige Evangelium, und tegen de hilgen tein Gebote Godes [54]) is, dat sy van Ketterye, Wycheleye, Verredereye, Devereye, Molkentoverschen und alle stoven und verflogen und gestolen Guit, und alle dat jene, dat tegen God, Ere und Recht is. Ungefähr dieſelben Verbrechen führt ein anderes arnsberger Weisthum [55]) auf, und fügt dem Diebſtahle hinzu: die Dieb sint, und stellend, oder verstollen gut helfen ver trucken. Ferner: valsch das drift an alle velscher die velscherei treibent durch mancher hand stücke. Der todt leutt beraubt, die mit recht oder von Gottes gewalt todt seint. Der die kranken beraubt, die mit dem Sacrament bewart seint. oder des Kaisers oder Königes und des reichs botten und der freyen Gericht botten. Und alle die die sich zu Eren und recht nit verantworten woellen, und der man nit fürbringen kan. die mag man auch an das Freygericht vordrn. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 35. 36 enthält: Ich frage dich fryfrone, so wat klagen und sachen ich hyr in diissem heimlichen gerichte to rechte richten solle und moige na saten der heimlichen achten, und wat klagen und

p. 496 in imperatoris Mandato de eod. an. *dadurch er* (Wilh. Dux) *und die seinen sich bedlincken wider unser vorberürt Reformation grösslich beschwert zu sein, nachdem sy den Clegern Kern und Rechtens an billigen Enden und Steten nye ausgegangen sein.* In Pactis Nobilium cum Episcopo Wurtzburg. ann. 1461. *Unser kainer den Seinen gestatten soll, dem andern die Seinen mit Westphalischen Gerichten fürzunehmen, es were dann, dass einem Ehre und Recht an ordentlichen, daran der Antworter gehorte, wissentlich versagt were worden*, v. *Lünig*, R. Arch. P. Spec. Cont. III. p. 298. Inde ab initio Seculi XV an causa delata ad Judicium Faemicum pertineret, ante omnia in judicio per sententiam erat definiendum, v. *Datt* p. 751. n. 15. In Reform. Arnsberg. ap. *Hahn* l. l. p. 632. *Item so sol man um kein puncte, die faimrögig* (in der Ausgabe der genannten Reformation bei Troſt S. 26 findet ſich dafür *fembrochig*) erkannt sint, und mit Recht sich gepurt in der heimlichen Acht zu richtenn, davon us des heimlichen Richs Gericht (nach der Ausgabe bei Troſt uisz des heylichen riches heymelichen gerichte) appelliren etc. Conf. ap. *Datt* p. 774. n. 8. In *Johannis Gardeweys*, Liberi Comitis Limburg. excusatione ab Imp. ann. 1454: um Sach und Clage willen, die mit Urtel und mit Recht erkant und gewist sint, geburlich eyme Frygreven zu richten, in des heilgen fryen heimlichen Gerichte etc. wann die egenannte Cleger Eren nach Rechtes sich nicht enhabin bekommen mogen, v. in *Mulleri* R.-Tags-Theatro l. l. p. 502 seq. Man ſehe auch das Formular zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts, 1334, bei Wigand S. 229. 230.

44) Bei Wigand S. 240. 45) Bei Troſt S. 23. 46) Einer der wegen Diebſtahls von dem Fehmgerichte verurtheilt wurde, hieß Strickkind (Andere haben Strickbling). Eine Anmerkung in dem dortmunder Coder ſagt: „Strickkind ist einer, der um Diebstall zu dem Tod von den Wissenden verfeimt und verurtheilt worden ist." 47) Bei Wigand S. 264. 48) oft. 49) dem Teufel.

50) Die Eigenmacht verübet. 51) Die Land abpflügen. 52) Bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 211. Vergl. Wigand R. 344. 53) Mühlenwege. 54) Nach einer Formel bei Hahn (l. c. p. 650) war alles das Femwroge, was gegen die zehn Gebote Gottes und das heilige Evangelium, gegen den chriſtlichen Glauben, gegen Gott, Ehre und Recht iſt. Daher ſagt Senckenberg: super omnia, quae contra Decalogum commissa, nec non super ea, quae Evangelio adversantur. Mit andern Bezeichnungen rechnen manche Urkunden zur Competenz der Fehmgerichte „alles, was die heilige Kirche und den Chriſtenglauben angehe, wo man das vor den andern Gerichten nicht richten könne." (ſ. Lang, Geſchichte Ludwig's des Bärtigen S. 247.) Ein Gegner der Fehmgerichte ſagt in der Relation bei Berck, Urkunde Nr. 1: se baten ok valscheliken luden, een Romesch konnynk unde Pawes en hebben dar nene macht over, dat Ketterye is und tiegen den gloven" u. ſ. w. 55) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 98.

sachen to recht ſym froege (femwröge) sachen syn? Der fryfrone sal wisen vor recht, alle klagene und sachen, die ſymfroige (femwröge) sint, und alles dat en tegen die teyn gebode godes und en tegen die hilgen ewangelia is, dar die beslotten rechte herkommen utgeslotten sint. Ähnlich das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand S. 558. Art. X.: Ich fragen dich frifrone, wat clagen und sachen u. ſ. w., wie im obigen Rechtsbuche, hierauf weiter: De frifrone sall wisen vur recht, alle saken und klagen die rechte veym wroge clagen und sake sint. Art. XI: Ich fragen dich frifrone, wat saken und clagen die toe rechte veymwrogen sin und geboren to richtene? De frifrone sall wisen to rechte: allet dat entgen die Tien gebot gaitz is und entgen die heilgen ewangelio dair die gesatten rechte uitgeſloten sint. Die ins Freyen-Stohls-Gerichte der Stadt Soeſt gehörige Urtheile[56]) ſagen IV.: *Wat Sacken de Grave von den heimlichen Achten richten sall und was sein Frage* (Wroge) *sey!* Antw. Gy sollen hier richten auf alle Klage und Sacke das mit froge (wroge) sein zu Recht und das angehet Gottes Ehr, die zehen Gebott und sein heiliges Evangelium, dar alle gesatzte Rechte auch einen Ursprung von hebben. Die Articuli defensionales in Sachen der Grafen zu Waldeck gegen den Erzbiſchof zu Cöln, wegen des Freiſtuhls zu Dedinghauſen, aus dem 16. Jahrhundert bemerken: „Item wahr, daß vorm Freyen Stuhls Gericht, die heimliche Acht genannt, gerüget, gehandelt und gerichtet wird, über Scheltworte, Zauberei, Diebſtahl und alles, was wider Ehre, Glauben und die zehen Gebote Gottes iſt. — Am offenen Dinge aber des Freiſtuhles wird gerüget, geklaget und gerichtet, über freie Güter, Wege und Stege, auch Schuld und Schaden und dergleichen bürgerliche[57]) Sachen, iſt wahr. In den proceſſualiſchen Verhandlungen wegen des Freigerichts im Grunde Aſtinghauſen[58]) wird geſagt: und gehören an ſolchem waldeckiſchen Freigericht nachfolgende Sachen zu verrichten von Rechts und althergebrachter Gerechtigkeit wegen, nämlich „Freigütere," bürgerliche und alle andere peinliche Sachen, Leib und Leben, „Gelimpf" und Ehr betreffend u. ſ. w., als Dieberei, Raub, Mord, „Reroff" und Mordbrenner, item Ehebruch und Vermiſchung mit beſippten Perſonen, item ehrrürige Schmähſachen, Scheltworte, ſie werden gleich bürgerlich oder peinlich vorgenommen, item ſo Jemand vom Chriſtenglauben in Unglauben abgetreten, item ſo Jemand Kirchen, geweihete Kirchhöfe in des heiligen Reichs Königs Straßen aufſetzlich brennen, ſchänden und berauben, item Verrätherei und die Falſchheit treiben, oder krank Kindelbett oder Kindelbetts Frauen ſchänden und berauben, wie ſolches von Alters herkommen, und am Freien-Gericht, wenn der Fall kommen, gerüget und eingebracht, auch mit Kaiſer Karl des Großen, item Erzbiſchofs Dietrich von Cöln eigner Reformation und den älteſten Zeugen im Grund Aſtinghauſen zu beweiſen iſt." Erzbiſchofs Dietrich von Cöln Reformation iſt die „Reformacie des heimlichen gerichts," welche wir als die arnsberger Reformation vom J. 1437[59]) mehrmals angeführt haben. Nach ihr zählt auch eine ungedruckte Urkunde[60]) „die Verbrechen auf und fügt hinzu: Hieraus iſt abzunehmen, daß omnes causae criminales an dieſes Gericht gehört haben, aber alle causae civiles ausgeſchloſſen geweſen, es ſei denn, daß man des Beklagten an ſeinem ordentlichen Gericht nicht mächtig ſein könne. Aber die Sache iſt wol ſo zu faſſen, daß dann erſt die Civilſachen zu fehmrügigen wurden, wenn der Beklagte ſich nicht vor ſeinem ordentlichen Gerichte ſtellte, und daß die arnsberger Reformation die Civilſachen überhaupt nicht aufgeführt hat, nicht weil die Civilſachen von den Freigerichten ausgeſchloſſen waren, ſondern weil ſie nur die fehmrügigen Sachen als Gegenſtand des heimlichen Gerichtes betrachtete. Sie beginnt nämlich: „Reformacie des heimlichen gerichts wy man das ordentlich nach altem gesetze und Herkomen der heymelichen achte halden sal, und frygreven und fryscheffen zcu machen u. ſ. w. In einem ungedruckten Schreiben des Hördeschen Freigrafen Berg von 1698[61]) wird geſagt: Nach alter Obſervanz gehören in das Freiſtuhlsgericht und werden gefraget[62]) und geklaget: 1) über heimliche Dieberei, 2) falſche Gewicht und Maß, 3) Gotteslästerung und Meineid, 4) Schelt- und Schmäheworte, 5) Schlägerei, vorbehaltlich die Blutrunſt; 6) abzäunen, abbauen oder pflügen, abgraben, abtörwen[63]); 7) Beengung der Hellewege[64]), Kirchwege, Mühlenwege, Richtelpäde und anderer Verſperrung, 8) Entziehung der Waſſerfluß, und was mit Erdfängen und Mergelgraben geſchehen; 9) was der Freiſtuhls-Gericht halber für Streitigkeiten vorfallen, dahin

56) Bei *Emminghaus*, Duc. Susat. P. V. No. III. p. 429. 57) Äneas Sylvius ſagt: Degeneravit autem hoc judicium: nam et viles aliquae personae admittuntur, et civilia negocia tractare audent, quibus erat solum de criminalibus permissa potestas. Äneas Sylvius geht nämlich davon aus, Karl der Große habe das judicinm vetitum zur Beſtrafung des Meineides, des Bruches des Glaubens und anderer großer Verbrechen eingeſetzt, und handelt blos von dem heimlichen Theile des Gerichtes, oder hebt wenigſtens, weil er das Merkwürdigſte war und das größte Aufſehen erregte, ihn blos hervor. Nimmt man hingegen an, daß die Freigerichte Trümmer von Gaugerichten waren, welche unmittelbar unter dem Reiche geblieben, und daß die heimliche Acht erſt ein Zuſatz des 13. Jahrh. zur Nothwehr gegen das damals am ärgſten wüthende Fauſtrecht iſt, ſo erklärt ſich, warum der öffentliche Theil des Gerichtes ſich auch mit bürgerlichen Sachen beſchäftigte, denn die alten Gaugerichte, von welchen die Freigerichte der unmittelbar unter dem Kaiſer gebliebene Theil ſind, waren nicht blos Hochgerichte, oder beſchäftigten ſich nicht blos mit peinlichen, ſondern auch mit Civilſachen. 58) Bei Kopp S. 494.

59) Sie iſt am correcteſten im Druck erſchienen bei Troſt S. 21. 22, beſſer noch als bei Grote S. 318. 60) Vergl. Wigand S. 345. 61) Vergl. denſelben S. 346. 62) Wird fehlerhaft für gewroget, gerüget, gebraucht. 63) abraſen. 64) Eine Urkunde vom J. 1352 (bei Kindlinger III, 2. Nr. 225) erkennt auch Femwroge: „wo dat gy hebben de Konynckstraten up der lucht ... tho geslagen, und den gemeinen Helwech merklichen myth Thünen und anders benowet und gekrenket ... und ys vor *Femwroge Sake* erkant, und geboert syck an de keyserlichen Fryggenstoellen tho rychten." Beſtimmungen über die Weite der Königsſtraße und anderes hierher Bezügliches enthält ein altes Rechtsbuch der Fehmgerichte bei Wigand Nr. 25. S. 558.

Digitized by Google

gehörig und zu erörtern ſein. Eine gleiche Aufzählung findet ſich in den commiſſariſchen Verhandlungen Cölns mit dem oberſten Freigrafen zu Arnsberg[65]), und es werden auch Streitigkeiten wegen Freiſtuhlsgütern hinzugefügt; jedoch wird zugleich bemerkt, daß man nunmehr eine Zeit her an Ausübung dieſer Competenz verhindert ſei. In einem Reſcript auf eine Beſchwerde der Witwe von Anteſlucht zu Ebbinghauſen als Inhaberin eines Freiſtuhls vom J. 1655[66]) heißt es: „Gleich wie Wir nun nicht gemeint, unſere ordinaire Jurisdiction ſchwächen zu laſſen, alſo wollen wir auch jemanden an ſeiner alten wohlhergebrachten Recht und Gerechtigkeit einige Hinderung nicht zufügen laſſen, und ſintemalen denn die freien Stuhlsgerichtere hieſigen Unſeren Fürſtenthums Weſtphalen in geringen wörtlichen Schmähungen, Schlägerei, ſo ohne Blutrunſt, Lähmung oder ſonſt gefährliche Weiſe geſchehen, wie auch das Abpflügen, Abzäunen, und Diebereien und Feldſchäden zu beſtrafen pflegen, ſo können wir auch gnädigſt zugeben, was in jeder diesfalls von Alters hergebracht, und in üblicher Obſervanz noch hat, daß er dabei ruhig gelaſſen werde, jedoch die Appellationem an Unſern Oberfreigrafen allhier zu Arnsberg vorbehaltlich." Der Herzog Wilhelm von Sachſen lehnte im J. 1454 die Ladung des Freigrafen zu Limburg ab, und ſchrieb[67]) ihm: Er habe allerdings über Leib und Ehre zu richten, dahin ſei aber keine Geldſchuld zu rechnen und, was auch Leib und Ehre anlange, ſei nichts in der Welt ſo groß, daß du das für dich zu heiſchen oder darüber zu richten habſt, wo der Fürſt oder geordnete Richter unter dem das geſchehn, darüber mächtig iſt zu richten, und ſich recht darin hält. Dennoch procedirte der Freigraf fort, und rechtfertigte ſich gegen den Kaiſer ſelbſt mit der Erklärung, daß der Herzog und ſeine Räthe wider Gott, Ehre und Recht mit dem Kläger umgegangen ſeien. Ein andrer Freigraf erließ im J. 1533 eine Ladung[68]) wegen Vorenthaltung eines Erbes wider Gott, Recht und Billigkeit. Ein wegen Erbe und Gut geladener Freiſchöppe von Utrecht wandte (im J. 1459)[69]) ein, daß die Sache keine Femwroge ſei. Das dortmunder Gewohnheits-Recht[70]) ſagt: „Wenn Einer um Koſten und Schäden belangt wird, ſo iſt die Sentenz ſo hoch als in andern weltlichen Gerichten die Acht, weil alle Fehmbrüche peinliche Sachen ſind, die man am Freiſtuhle richtet, und man doch deßhalb keinem am Leben was thun ſoll." In der Reformation des Erzbiſchoffes Hermann[71]), die auf die arnsberger Reformation vom J. 1437 oder die des Erzbiſchofs Dietrich Beziehung nahm, wird geboten, daß keine Sachen an das Freigericht gezogen werden ſollen, welche dahin nicht gehören, daß auch die Scheltworte an den Gerichten, wohin ſie gehören, abgemacht werden ſollen, ſofern man den Beklagten an ſolchen mit gebührlichem Rechte bekommen kann[72]), daß aber, ſo die Übelthaten, welche an das Freigericht laut der Ordnung gehören, mit gebührlichem Recht ausfindig gemacht und an den kurfürſtlichen Gogerichten zu gebührlicher Strafe vermöge der kaiſerlichen Halsgerichts-Ordnung nicht geſtraft würden, den freien Gericht ihr gebührlicher Lauf und Proceß unbenommen ſei. Die Schrift eines Freigrafen[73]) fügt dieſer Stelle bei: „Alſo iſt nicht zu verwundern, daß dies Gericht in Verfall zu Zeiten Hermanni de Weida gekommen, daß daſſelbe nicht mehr behalten, als die zwei Caſus, 1) wo man des Beklagten an den ordentlichen Gerichten nicht mächtig ſein konnte, und 2) in criminalibus, wo die Gogerichte die Delinquentes nicht beſtrafen. Ja auch dieſe zwei Caſus ſind nicht mehr in usu, ſondern nunmehr werden nur geringe Verbrechen daſelbſt juxta observantiam eingeklagt. Der Rath Zapfenfeld als Oberfreigraf zu Arnsberg ſagt in dem Berichte an den Kurfürſten von Cöln: Ew. Churfl. Durchl. iſt gnädigſt gefällig geweſen, von mir den unterth. Bericht zu erfordern, wie es mit hieſigen Freigrafen, oder Kaiſerl. freien Stuhlen für eine Beſchaffenheit habe, wie dieſelbe dermalen bekleidet und wohin von ſelbigen bis dahin appelliret worden ſei. Zu unterthänigſter Einfolge ſothanen gnädigſten Befehls berichte (ich) gehorſamſt, daß dieſe „Frystuhls-gerichtere" (Gerichte) dem Vermuthen nach von Caroli Magni Zeiten her ihren Urſprung haben, deren Macht und Jurisdiction vormals ſehr weitläufig geweſen, nachgehends aber propter abusum durch Kaiſerl. ſowohl als landesherrliche Verordnungen, auch Reichsabſchiede ſehr beſchnitten worden ſind, alſo daß nunmehro denenſelben die Criminal-Jurisdiction gänzlich benommen, in Civil-Sachen aber nur über wörtliche Schmähungen, Schlägerei, ſo ohne Blutrunſt, Lähmung oder ſonſt gefährliche Weiſe geſchehen, wie auch über abpflügen, abzäunen, Diebereien und Feldſchaden zu erkennen haben, gleichwohlen hat in dieſem Stück das eine Gericht bisweilen mehr als das andere hergebracht, und iſt dieſerhalb beſonders auf das Herbringen zu reflectiren." Alle diejenigen, welche ſich vor andern Gerichten nicht ſtellten, fielen der Competenz der Freigerichte als höchſten kaiſerlichen Gerichten anheim. So z. B. ſagt der nördlinger Codex bei Senckenberg, von den kaiſ. Gerichten Nr. 21: **Noch ain Artickel, und alle die sich zu Eren und recht nit verantworten wölln, und der man nit furbringen kan, die mag man auch an das freygericht**

65) Bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 235. 66) Die Stelle aus einer arnsberger Handſchrift bei Wigand S. 347. 67) ſ. Müller, Reichstagstheater S. 502. 68) ſ. Kopp S. 443. 69) ſ. die Urkunde bei Kindlinger, Münſt. Beitr. III, 2. Nr. 203. 70) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. p. 109. 71) Bei Hertleder und Goldaſt. Vergl. Wigand S. 353. 72) Der Gograf zu Haſtehuſen ſchreibt dem Freigrafen (bei Kindlinger, Münſterſche Beiträge III, 2. Nr. 216): „dat men numende (Niemanden) besweren sal myt dem frigen hemeliken off offenbaren Gerichte und Frigenstole, he en sy dan eirsten Eer und Rechtz utegan vor eynen templiken degelik Richter und Gerichte." Der gehmenſche Rentmeiſter ſagt in dem Schreiben vom J. 1626 (bei Kindlinger a. a. O. Nr. 237): „Es iſt faſt ſcharfer Discurs zwiſchen den Beamten und mir gefallen, da hat der Droſte geſagt, in der Reformation des heimlichen Gerichts ſtände, daß man die ſo man zu Ehren mechtigh, nit ſolle laden. Ergo Neminem." Die Fehmgerichte waren nämlich nur als Nothwehr gegen das Fauſtrecht entſtanden, oder rückſichtlich als der heimliche Theil früher beſtehenden Reichsgerichten beigefügt worden. Als ſpäter die Rechtspflege beſſer geworden, hatten ſich die heimlichen Gerichte überlebt, und verloren immer mehr von ihrer Macht und Anſehen.

73) Die Stelle bei Wigand S. 353.

Digitized by Google

vordern. Der Verfaſſer der alten Relation über das Fehmgericht (bei Berck Nr. 1), ein Gegner des Fehmgerichts, erkennt doch die Competenz deſſelben für den Fall an: „So vere alz de anderen openbaren Richtere des nicht mechtig to richtende en weren edder wolden.“

Im Betreff der Perſonen waren die Frauen von den Fehmgerichten Weſtfalens befreit [74]). Die arnsberger Reformation vom J. 1437 [75]) ſagt: Item szo sal men nicht eischen noch vorbodunge [76]) thun frauwen umme eynegerleye sache willen anders dan vor offinbar gedinge myt den fronen in den frien banne, dar se ynne geseszen sin. Der dortmundiſche Codex [77]) enthält: „Man ſoll auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Tagen nicht kommen ſind, vor das Gericht laden.“ Im Betreff der Ausnehmung der Juden beſtimmt ein Geſetz in der Ordnung des Fehmgerichts [78]): Man soll auch keinen Juden mit hailigen haimblichen Gericht nit bekomben noch beschweren.“ Der dortmundiſche Codex S. 98 führt als Grund an: „darumb sy des Gerichts nit würdig seyn.“ Doch war wol der Grund dieſer, daß ſie als des Königs oder Kaiſers Kammerknechte unter dem königlichen Frieden ſtanden und alſo ſie die heimliche Acht nicht treffen konnte, wol aber die öffentliche. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 [79]) ſagt: Vor de oppene Achte oder oppen Ding behort — — — — — — *Teindens:* Judaei sacrilegia committentes. Lersner [80]) erzählt ein Beiſpiel von einem frankfurter Juden, der vor das heimliche Gericht zu Lichtenfels citirt ward, aber wider dieſe Vorladung appellirte. Im Betreff der geiſtlichen Leute beſtimmt die arnsberger Reformation vom J. 1437 [81]): Item szo en sal man myt dem heiligen heymlichen gericht keine geistlichen lude, de sich zcu dusszen frygen banne nicht verbunden hand, myt des heiligen riches Heymeliches gerichtes ..... nicht besweren noch belesten; ouch szo en sal das geistliche gerichte keyne Innebicien [82]) oder mandata dem greben kegen daz heymeliche gerichte umme eynnigerleye sache willen, de in dem heymelichen gerichte geborlich sint, zcu richten. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 bei Wigand S. 265 ſagt: *Thom Derden.* Hedde sick upgedahn, dat men geistlike lüde und Meinche und Klosterfrawen vor de hemlike Achte brechte, ob dat wol gedahn? — Daran were nit vol gedahn utbescheeden in Saken de vor dat hemlike ding höret, oder wan ein Geistlichman en Scheppen iss. Da die Fehmgerichte weltliche Gerichte waren, ſo waren die Geiſtlichen ſchon dadurch von denſelben eximirt. Doch hebt Kaiſer Karl IV. in dem Privileg vom J. 1377 [83]), das er Minden gibt, das Fryding ſpeciell als ſolches hervor, vor welches die Geiſtlichen nicht gezogen werden ſollen. Siehe auch das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand S. 554.

74) Turckius (l. l.), welcher ſeine Nachrichten von dem Fehmgerichte aus einer münſterſchen Handſchrift, die, wie man vermuthet, ein Freigraf oder Freiſchöppe geſchrieben hatte, ſagt: Soli viri non foeminae judicantur. 75) Bei Troſt S. 22. 76) Vorladung. 77) 7. St. S. 96. 78) Bei Senckenberg in den Anmerkungen zu *Marq. Freher*, De occ. Jud. Westph. cum notis *Senckenberg.* edit. *Goebel.* (Ratisbon. 1764.) p. 174. 79) Bei Wigand S. 264. 80) Frankf. Chronik. 1. Th. S. 558. 81) Bei Wigand S. 25. 82) Inhibitiones.

Hegung auf rother Erde. Aus dem Zuſammenhange einer Stelle im Protokolle des Fehmer-Convents vom J. 1490 [84]) geht hervor, daß unter rother Erde hier Weſtfalen zu verſtehen iſt. Geradezu wird dieſes in den Antworten der Fehmer auf des König Ruprecht's Fragen vom J. 1404 [85]) geſagt, wo Frage XII gefragt wird: „Ob ain Römischer Keiser Schöpfen mög machen an andern Enden, dann *zu Westphalen an den frien Stülen* u. ſ. w. Hierauf beſagt die Antwort: Er möge noch solle dess nicht thon von rechtes wegen: Wann alle Schöpfen sollen gemacht werden *auf der roten Erden*, das ist *zu Westphalen.* In dem Briefe Hans Römer's, Freigrafen der Grafſchaft zu Hunden, vom J. 1451 [86]), wird erzählt: Item vort wart gefraget vermidz den vorg. vorspreken eyns rechten ordels, aff eynich vrygreve gerichtz breife (Briefe) ut sente, und bode dede, dey nicht *op westfelscher erden* und in gerichte gegeven und gewunnen weren, sundern in anderer lantschap buten *Sasscher* und *westfelscher erden*, aff solich bot och van werde sy, dat ordell wart gestalt an Cracht Rumpe, dey bereit sich mit den andern vryscheffen, und wysede vor recht. dat solich bot van neyne werde en sy u. ſ. w. Es iſt daher richtig, wenn Jac. Grimm von den Fehmgerichten ſagt: „Sie wurden gehegt auf rother Erde [87]),“ d. h. weſtfäliſcher oder ſächſiſcher, wie andere Gerichte auf fränkiſcher Erde (terra salica), Meuſel, Geſchichtsf. 5, 243 (a. 1258) oder auf ſchwäbiſcher, bairiſcher. Bemerkenswerth iſt, wie noch ſpät ins Mittelalter hinunter auf die perſönlichen Rechte der Stämme geſehen wurde. Nach einem Landgerichtsbrief vom J. 1455 (bei Wegelin, Beil. 189) mußte der nürnberger Landrichter ſtehen, wenn er einen Franken in Aberacht thun wollte, auf fränkiſchem Erdreich, jenſeit der Brücke, die bei Furth über das Waſſer geht, auf der Straße gen der Neuenſtadt; war es ein Schwabe auf ſchwäbiſchem Erdreiche, jenſeit der Brücke, genannt zum Stein, auf der Straße gen Onolzbach; war es ein Baier, auf bairiſchem, vor dem Frauenthore zu Nürnberg; ein Sachſe, vor dem Thiergartenthore auf der Straße nach Erlangen“ [88]). Hierdurch wird erklärlich, warum die Fehmgerichte auf weſtfäliſcher oder ſächſiſcher Erde gehegt werden mußten. Sie waren nämlich eine weſtfäliſche Anſtalt, und richteten nach ſächſiſchem Rechte. Warum aber die weſtfäliſche Erde die rothe hieß, hierüber ſind die Forſcher nicht einig. Wigand [89]) ſagt: „Man nannte Weſtfalen auch die rothe

83) Bei *Pistorius*, Rer. Germ. Scriptt. T. III. ex edit. *Struvii* p. 833. 84) Bei Wigand S. 266. 85) Bei *Datt*, De Pace Imperii publica. Lib. IV. c. VII. p. 779. 86) Bei Wigand S. 256. 87) Vergl. Haltaus 1558. Wigand, Feme S. 257. 266. 276 und Archiv I, 2. 117. 88) Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer S. 829. 830. 89) S. 276.

Digitized by Google

Erde, ein Ausdruck, deſſen Bedeutung unbekannt iſt. Vielleicht entſtand die Rede, auf rother Erde richten, in einer Zeit, wo man den Gegenſatz bezeichnen wollte zwiſchen Gerichten, die in Häuſern und Kammern gehegt wurden, und ſolchen, die noch an alter freier Malſtätte, unter offenem, freiem Himmel, ſtatthatten." Warum aber rothe Erde? unberaſete Erde, eine Bezeichnung, die für die Hegungsſtätten der Fehmgerichte zu allgemein wäre. Nach der Meinung Möſer's [90]) wird mit dem Ausdrucke rothe Erde in Beziehung auf die Hegungsſtätten der Fehmgerichte auf die Farbe des Feldes im herzoglich ſächſiſchen Schilde gezielt. Nach Klüber [91]) bedeutet rothe Erde blutige Erde. Dieſes iſt die beſte Erklärung, wenn ſie in ſinnbildlicher Beziehung [92]) mit andern ähnlichen Ausdrücken verglichen wird. Rothe Bank hießen die Sitze des Richters und der Schöpfen, welche ein Todesurtheil ausſprachen, und zum Zeichen deſſen war ſie mit rothem Tuche bedeckt. Daher ward rothe Bank metonymiſch ein Todesurtheil genannt. In einigen Reichsſtädten pflegte man zu ſagen: „Er iſt einmal vor der rothen Bank geweſen," das heißt, man hat ihn auf Leib und Leben angeklagt. In dem gerichtlichen Verzeichniſſe der freien Stühle der Freigrafſchaft von Soeſt und der Renten eines ſoeſter Freigrafen vom J. 1503 (bei Troſt S. 62) heißt es: Item einer (nämlich ein Freiſtuhl) tho Soist up dem Rathuyss vor *der Roden Taffeln* (vor der rothen Tafel). Hier befand ſich alſo der Freiſtuhl grade vor der rothen Tafel. Rothes Buch ward das Verzeichniß der Miſſethäter genannt, welche den Tod verwirkt. So heißt es in dem Rotulo der braunſchweiger Zeugen vom J. 1607 [93]); „diejenigen, ſo ſich unter der Gemeine wider die Patricios und ihren Anhang aufgelehnet, ſonderlich auf- und in das rothe Buch gezeichnet, und habe Zeuge auch daher ſein Unglück." Blutbuch hieß das Verzeichniß der in den Fehmgerichten Verurtheilten. Münſter [94]) ſagt: Der größte Theil dieſer weſtfäliſchen Schöpfen oder Fehmrichter iſt ſo verborgen, daß ſie ſich nichts davon merken laſſen, und wenn ſie durch die Lande ziehen, geben ſie Acht auf die Übelthäter, verklagen ſie, und bewähren es nach ihrem Brauche vor Gericht: Und wenn einer von ihnen verurtheilt iſt, ſchreiben ſie ihn alsbald ins Blutbuch, und befehlen den jungen Schöpfen die Execution, oder das Nachrichteramt. Alſo müſſen die Schuldigen, die nichts von ihrer Verurtheilung wiſſen, das Leben laſſen." Die Blutfahne, welche auch die rothe Fahne hieß, war mit keinem Wappen bemalt, ſondern ganz roth. Noch im 16. Jahrhundert ſpielte ſie, wenn der Kaiſer einen Reichsfürſten mit deſſen verſchiedenen Beſitzungen und Regalien belehnte, die Hauptrolle, weil ſie das Regale des Bannes über Leib und Blut zu richten, bedeutete, und dieſes Regale unter allen das höchſte war. Sitzen und richten unter Königsbanne ward von dem mit dem Königsbanne Belehnten geſagt, über dem die rothe Fahne aufgepflanzt wehte. Die Fehmrichter richteten unter Königsbanne. Es mußte daher die Gerichtsſtätte, wenn die Sonne auf die Blutfahne ſchien, einen rothen Schimmer erhalten. Vielleicht war auch der Fußboden mit rothem Tuche bedeckt. Wahrſcheinlicher aber nahm man Erde, deren natürliche Farbe ausgezeichnet roth war, ſowie z. B. beſonders in der Gegend von Höxter die Erde blutroth iſt, ſchaffte ſie auf die Gerichtsſtätte, und belegte ſie damit. Wenn dieſes den weſtfäliſchen Freigerichten als vorzugsweiſe Criminalgerichtsbarkeit übenden, eigen geweſen ſein ſollte, ſo ließe ſich am Beſten erklären, wie auf weſtfäliſcher und auf rother Erde richten, eins und daſſelbe bedeuten konnte. In den Notizen über die Hegung des Freigerichts von 1727—1750 [95]) wird geſagt: 1727, am 12. Aug. iſt das Freigericht bei der Heydemühle an der rothen Becke, woſelbſt in dem Grunde in der Ecke ein großer ſchöner Stein war, worauf der St. S. Schlüſſel gehauen, gehalten worden. Eodem zog der freie Stuhl von da nach Sutdincken und wurden daſelbſt am ſogenannten Rodenſtein zu freien Schöpfen gemacht. Wol nicht zufällig waren die Gerichtsſtellen des Freigerichtes an die rothe Becke (den rothen Bach) und an den „Rodenstein" gelegt, ſondern der ſinnbildlichen Bedeutung wegen waren dieſe Stätten an den rothen Bach, welcher ſeinen Namen hatte von dem rothen Waſſer, welches er nach Regengüſſen durch das aufgelöſete rothe Erdreich führte, und an den Rothenſtein, welcher, wie auch ſein Name beurkundet, von rother Farbe war, gelegt.

IV. Anklage und Vorladung. Der Kläger erſchien mit ſeinem Vorſprecher oder Procurator vor dem auf dem Freiſtuhl ſitzenden und ein Freigericht hegenden Freigrafen, und klagte mittels ſeines Vorſprechers. Die Klage ward vor dem Freigrafen durch die Freiſchöpfen in des heiligen Reiches heimliche Acht mit Urtheile und Rechte „vymwrogich gewist" und erkannt [96]). Hierauf ließ der Freigraf die erſte „Vurladinge" (Ladung) mit zwei Freiſchöpfen ergehen. Schriftliche Ladungsbriefe ausgefertigt und beſiegelt kamen erſt in der Mitte des 15. Jahrh. auf. Wenn früher der Kläger immer vor dem Gerichte erſcheinen mußte, nahm der Freigraf ſpäter auch ſchriftliche Klagen an, und erließ die Ladung auch auf ſolche, die nicht im gehegten Dinge angebracht worden [97]).

Wenn man einen Freiſchöpfen oder wiſſenden Mann „an dedingen" (vor das Gericht durch Ladung bringen) wollte vor einen Freienſtuhl und Freiengrafen, den mußte man verklagen und laden zu dreien Sechs-Wochen und neun Tagen [98]), als zu den erſten ſechs Wochen mit zwei echten rechten Freiſchöpfen und Freigrafenbriefe; zu den

90) Phantaſ. IV. S. 201. 91) Beſchreibung von Baden I. S. 172. 92) Haltaus (col. 155) ſagt: „*Rothe Erde in Westphalen*, Terra Rubea in Westphalia per meton. vocabantur Judicia Frigraviorum, sub Bando Rubeo Regio habenda, unter Koenigs-Bann, in Westphalia, quae Terra natalis quasi Juris Faemici omniumque Judiciorum Westphalic., ubi etiam Sedes originaria et principalis Frigraviatuum Tremonia, dicta inde Camera Regis et Speculum Juris Faemici." 93) In der Deduct. contra Civ. Brunsvic. T. III. p. 2417. 94) Coſmographen. Buch III. Cap. 451.

95) Bei Troſt S. 77. 78. 96) ſ. das Formular vom J. 1334 bei Wigand S. 231 und die ſoeſter Artikel S. 358. 97) Vergl. Wigand S. 358. 98) und die tyt sall tot allen tyden verlenget werden und nicht verkortet, fügen die Rechtsbücher der Fehmgerichte bei Wigand Nr. XXV. Art. XX. S. 555 und Nr. XXVII. Art. II. S. 559 weiter unten hinzu.

andern ſechs Wochen und drei Tagen mit vier echten rechten Freienſchöpfen und Freigrafenbriefe, zu den dritten ſechs Wochen und drei Tagen mit ſechs echten rechten Freiſchöpfen und mit einem Freigrafen und mit des Freigrafen Briefe, und die „Vorbodinge“ (Verbotung, Vorladung) und die Briefe mußte man ihm bringen und thun jedes Mal an ſeine Gegenwärtigkeit, oder in ſein Haus oder Wohnung oder ſeine Ausflucht oder Einflucht, da, wo er ſich zu behelfen pflegte [99]). Die arnsberger Reformation des Erzbiſchofes Dietrich von 1437 [1]) beſchreibt dieſes näher: Item szo sal men eynen iglichen wisszenden man zcum irsten myt zwen frygen schepphen, als vorgeschreven ist zcu sess wochen unde dreu tagen in sine kegenwortikeit offte in syne wonunge, hette he keine wonunge szo sal man stechen dar syne zcu donge und syne Infart unde uiszfart vs, den sal men in vir orden des landes Osten, Suden, West unde Norden an de wege scheiden vorboden unde fort als ez sich gebort. Wenn die Boten an dem Tage, wenn die Verbotung (Vorladung durch Boten) geſchehen ſollte, vor Angſt nicht wagten zu kommen, ſo konnten ſie die Verbotung vor der Stadt oder dem Schloſſe, wo der Mann wohnte oder ſein „uisz“ (aus) unde ynne“ hatte, thun [2]), und in den Grindel [3]) oder Schlag den Brief ſtecken und einen Span aushauen oder ſchneiden, und mit ſich bringen zu einem Urkunde [4]), und den Wächter anſprechen, daß ſie dem Manne den Brief gebracht haben, und in den Grindel oder Schlag geſteckt mit einer Königsurkunde [5]). Ein Verboteter (Vorgeladener) konnte mit dreißig Freunden und dem Vorſprecher oder Procurator im Gerichte erſcheinen, doch unbewaffnet. Ward ihm das Gehör verweigert, konnte er zu einem andern Freigerichte gehen, und das erſtere hatte keinen weiteren Theil an ihm [6]). Auch war er der Verbotung los, wenn er das Gericht verſchloſſen fand, doch mußte er auf den Richter von Mittags bis Nachmittags drei Uhr warten [7]). Anfangs lud man vor das heimliche Gericht nur Freiſchöpfen oder Wiſſende, und die Unwiſſenden wurden gar nicht geladen [8]), und der Verklagte wurde auf die eidlichen Ausſagen der Schöppen oder Wiſſenden unverhört verdammt. Daher mußte Kaiſer Sigismund ausdrücklich befehlen [9]), den Angeklagten erſt zu citiren, die Citation ſolle ferner mit Vorwiſſen des Stuhlherrn geſchehen, in voller Verſammlung ausgefertigt, und die Urſachen darin angegeben werden [10]).

V. Contumaz-Verfahren. Erſchien der Geladene überhaupt, und namentlich auch, wenn er Freiſchöppe war, nicht [11]), ſo wiederholte der Kläger mit ſeinem Vorſprecher und ſechs echten rechten Freiſchöppen von Neuem ſeine Klage [12]) und bat noch ein Mal um ein Urtheil, ob die Sache Femwroge ſei. Im Falle ſie dafür gewieſen oder erkannt war, zählte der Kläger oder ſein Vorſprecher alle richtig ergangenen Ladungen des Beklagten auf und bat den Freigrafen, daß er denſelben, weil an dieſem Tage und an dieſer Stätte ſein letzter rechter königlicher Pflichttag [13]) ſei, aufrufen möge, ſeinen Leib und ſeine Ehre zu verantworten unter Königsbann zu dem höchſten Rechte. Da von dem abweſenden Beklagten keine Antwort erfolgte, ſo ſtellte ſich heraus, daß er ungehorſam war. Nun foderte der Kläger Vollgericht und es ward hierauf ein Urtheil gewieſen, was der Kläger zu thun habe, den Beklagten zu gewinnen, alſo daß er in der Form des Verfahrens Recht thue, und ihm kein Unrecht geſchehe, und das heilige Reich in ſeinem Rechte bleibe. Wenn endlich nichts mehr zu erörtern war, befahl der Freigraf dem Kläger, daß er ſich auf ſeine Knie niederſetzen, zwei Finger auf das Schwert legen und folgenden Eid ſchwören ſollte: Der N. hat mir genommen mein Gut außer Fehde, wider Gott, Ehre und Recht. Darum hab ich ihn verklagt, und er iſt geheiſcht und geladen, nach dem Rechte des heiligen Reichs. Und er hat das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmäht, und iſt ungehorſam geweſen, hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in ſeiner Bosheit verhärtet, und ſeine angeborene Tugend alſo vergeſſen, weshalb er um ſeiner Miſſethat willen Reip (Strick) und Galgen verdient, und ſeinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freiſchöffen. Daß dies wahr iſt, das helfe mir Gott und alle Heiligen. Der Freigraf ließ hierauf drei von den Freiſchöffen in ihre Knie ſetzen, die Finger auf das Schwert legen und ſchwören, daß dieſer Eid, den N. da geſchworen, ſei reine und unmeine, daß ihnen Gott ſo helfe und die Heiligen. Dann that der Freigraf ſelbſt mit den drei andern Freiſchöppen das Nämliche, und ſprach darauf gegen die Ungehorſamen ohne Weiteres die Verfehmung aus [14]), ſowie das Weisthum bei Hahn ſagt: „were er dan nit kommen und hette sich verantwordt, so mocht man in von stund an verfaimt haben.“

99) Die ſo eben genannten Rechtsbücher.

1) Bei Troſt S. 25. 2) So nach der Reformation des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln vom J. 1437, bei Troſt S. 124; die cölniſche Reformation Cap. 9 (bei *Datt* Cap. IV. p. 757) hat noch den Zuſatz, den wir durch geſperrte Lettern auszeichnen: „so mögten sie die Verbottung in der Nacht thun vor der Stadt oder Schloss u. ſ. w. 3) Thorgitter. 4) Zeugniß, Wahrzeichen. 5) myt eyne koniges orkunde, ob sie morgen (mogen) de vorbodunge thun an ernen friggreben dar die yenne in synen frygen banne under gesesszen were ob sich zcu behelfen plage, fährt die arnsberger Reformation Dietrich's vom J. 1437 bei Troſt S. 26 fort. 6) Er ward nämlich ſeine Ladung vor dem Freigerichte, das ihn geladen hatte und ihm Verhör verweigerte, dadurch los. Die Ladungen vor mehre Freiſtühle waren ungültig. Das handſchriftliche Weisthum von 1426 (die Stelle bei Wigand S. 362) ſagt: „Were sache dat eynche Vryescheffen up eyne zyt an drey Vryestoele van dreyen Frygreven geladen were umb eine sache willen, dat dat nycht bynden en sulde und were nyt recht.“ 7) Nach der Sigismund'ſchen Reformation, welche auf die Dietrich'ſche fußt. 8) Wigand S. 527.

9) Aber auch mit den Citationen ward Misbrauch getrieben, gegen welchen die Kaiſer Friedrich III. und Maximilian I. in ihren Reformationen ſcharfe Befehle erließen. 10) Vergl. Hütter S. 127. 128. 11) ſ. das Formular zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Femgerichts vom J. 1334 bei Wigand S. 233. 234. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 44—46. 12) Der coesfelder Codex bei Grote S. 326 beſchreibt dieſes. 13) Gerichtstag. 14) Vergl. Wigand S. 419. 420.

VI. Verfehmung und Entfehmung. Das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand Nr. 26. S. 551. 552. ſagt Art. XII.: So heiſche ich den Kläger und alle die hier rechtes begehren ins Gerichte zu Rechte nach Ausweiſung der Urtheile treffende auf die zehn Gebote Gottes und auf die heiligen Evangelia und geſetzten Rechte. Dann ſo ſollſt du klagen und antworten, Urtheil und Rechte gehen laſſen nach den geſetzten Rechten, und wer dann verwonnen wird der Klage mit Rechte als mit ſieben Händen über den Heiligen, den ſollſt du dann fort verrichten, verurtheilen, verfahren („verſoren“) und verfehmen und die letzten ſtrengen Urtheile und Sententien geben und thun alſo: Art. XIII: Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich hier auf und aus dem Frieden, aus dem Rechte und Freiheit als die Päpſt und Kaiſer beſtätiget und geſetzt haben, und fort alle Fürſten, Herren, Ritter und Knechte, Schöffen und Freien beſchworen haben in dem Lande zu Weſtphalen, und werfe ihn nieder und ſetze ihn aus allem Frieden und Freiheiten und aus allen Rechten und Freiheiten in Königbann und „Wedde“ [15]), und in den höchſten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, „achtelois“ (echtlos) [16]), rechtlos, „segelois“ (ſiegellos) [17]), friedlos und unbequem alles Rechten, und verfehme und verfahre („versore“) ihn nach Sätzen der heimlichen Acht und weiſe ſeinen Hals dem Reype (Stricke), ſeinen Leichnam den Vögeln und Thieren in der Luft zu verzehren und befehle ſeine Seele Gotte von Himmel in ſeine Gewalt, und ſetze ſeine Lehne ledig den Heren, davon die rührend ſind, ſein Weib Wittwe, ſeine Kinder Waiſen.“ Ähnlich lautet die Verfehmungsformel in dem alten Rechtsbuche der Fehme bei Troſt S. 46, doch mit folgenden Abänderungen: „Den Mann nehme ich hier auf aus dem Rechten, aus dem Frieden und aus den Freiheiten, die Kaiſer Karl geſetzt und Papſt Leo beſtätiget hat, und fort alle Fürſten, Herren, Ritter und Knechte und Freiſchöpſen gelobet und geſchworen haben in dem Lande zu Sachſen, und werfe ihn nieder von dem höchſten Grade in den niederſten Grad, und ſetzte ihn aus allen Freiheiten und Frieden und Rechten in Königsbann und Wedde, und in den höchſten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, „achtelois“ (echtlos), rechtelos, „siegelois“ (ſiegellos), ehrlos, friedlos und unbequem alles Rechten und verfahre („versoire“) ihn und verfehme ihn und ſetze ihn hin nach Sätzen der heimlichen Acht und weiſe ſeinen Hals dem Reipe (Stricke), ſeinen Leichnam den Vögeln und Thieren in der Luft zu verzehren, und befehle ſeine Seele Gotte vom Himmel in ſeine Gewalt, und ſetze ſein Lehen und Gut den Herren ledig, davon das zur Lehn rührt, ſein Weib Wittwe, ſeine Kinder Waiſen [18]).“ Die dortmunder Formel ſagt: „Er ſoll ihn abſchneiden von der Gemeinheit aller Chriſten, er ſoll verflucht werden, daß er an ſeinem Leibe verdorre, und nicht mehr grüne und zunehme, in aller Weiſe, wie man in dem höchſten Banne die ſieben Pſalmen über einen liſt zu ſeiner Maledeiung, ſein Weib ſoll ihm vertheilt werden zu einer Wittwe, ſeine Kinder zu Waiſen.“ Traf die Verfehmung eine Stadt, Fürſten oder Commun, ſo ſchreibt die Formel im dortmunder Codex [19]) noch Folgendes vor: „Wäre es eine Stadt, Fürſt oder Commun, ſo werden ſie dazu verfallen und verluſtig aller ihrer Freiheit, Privilegien und Begnadigung.“

Die weſtfäliſche Gerichtsordnung [20]) hat folgende Verfehmungsformel: „So verweine (verfeyme) und vervören ich In als recht iſt, und neme In aus der rechten Zale, und ſetze und wyſe In in die ohnrechten Zale, und wyſs In von allen rechten wart, das er yn gehätte, ſint der zeyt, daß er uſs der Tauffe gezogen ward. Und ich verweiſe In forter von den 4 Elementen, die Gott dem Menſche zu Troſte gegeben und gemacht hatt, und wyſe In furt rechtloß, wordlos [21]), zeckerloß (ſicherlos), mißdadich, veempflichtige, lybloß [22]), das man mit Im thue und fortbare mach, als mit einem andern verſeympte zufahrenden [23]) verwysten Mann. Und er ſoll nun unwerdlich gehalten ſein, und er ſoll kein Gerichts noch Rechtes gebrauchen noch beſitzen, und er ſol kein Freyheit noch Geleit meer haben, noch gebrauchen in eygn Steln [24]), den ingewerden Stette, und vermaledin hyn [25]) ſein Fleiſch und Blut, bleibt, das das nymant zu der Erde gemenge [26]), es werde dye Krayen und den Raven, und die Gedirrte verberend und betreuet, und ich teil und wiſt zu den Kräyen and den Rappen [27]) und dem Gevogeln und andern Tyren [28]) ſein Fleiſch, ſein Blut und Gebeine, und die Seel aus ſein Leib Herrn Gott auff, wenn ſie Gott haben wol. Nu gebeute ich allen Könign, Fürſtn, Herrn, Graven, edlen, Rittern und allen denenienen, die zu dem heilge Reiche höret und Freyſchöppen ſin, und gemeinlichn allen Freyſchöppen der heimlichen Acht bei iren Trewen und Eyden, die ſie dem heylgn Reiche in der heimlichen Acht gethan han, daß ſie dartzu hebn, und beyſtandlich zu ſin mit voller Macht, das over dieſen Verfeimten und verwonden und verwyſten Man, der ſich ſchreibet und nennet N. N. über ſein Leib und über ſein Gut gerichtet werde, und Correxion geſchen, als des heiligen Reichs und der heimlichen Acht recht iſt, und en laß das umb Lieb, noch umb Leyde, noch umb Frund, noch umb Magd,

15) Geldſtrafe. 16) geſetzlos. 17) Vergl. die Formel bei Hütter S. 107: und mache ehme ohnwürdig, achtloeß, rechtloes, ſiegelloeß, vredtlos und ohnbequem (declaro indignum, infamem, omni jure, sigillo, pace regia exuo, ac horum jurium incapacem facio) tho allen rechten, und verfahee und ſette ehmen hin (condemno et depono secundum jura arcani judicii) nach den Sette (Satzung) der heimlichen Achte u. ſ. w. 18) Vergl. Goth. Kal. 1784 und die Verfehmungsformel (des 15. Jahrh.) bei Grote, Jahrb. für Weſtf. S. 324, woraus wir bemerken: „Neme one ute den vrede des rechten und vryheit, dat pawes und Kayser gesat und gesteddiget hebbet, und vort alle forsten und heren, rittere und knappen, Schepenen und vryen besworen hebbet in dem lande to sassen.

19) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 110. 20) Bei *Hahn* p. 634. 21) würdelos. 22) leiblos, d. h. lebenslos. 23) zerfahrenden. 24) Stellen. 25) vermaledeie hin. 26) begrabe. 27) Raben. 28) Die Formel des dortmunder Codex bei Senckenberg (Corp. Jur. Germ. I. p. 110) hat: „Sein Leib ſoll frei und erlaube ſein allen Leuten und Thieren, den Vögeln in den Lüften, den Fiſchen im Waſſer, ſodaß niemand gegen ihn einen Frevel begehen kann, deſſen er büßen dürfe. So iſt er auch allenthalben ehrlos und rechtlos, und man mag ihn tödten.“

noch umb yemantz willn Eres, Leibs oder gutts, noch umb eines Dinges willen, die in der Welt ſint." Die Verfehmungsformel des coesfelder Codex [29]): Da nun vor mir verklagt, verfolgt und verwunnen iſt N., der ſich ſchreibet und nennet u. ſ. w., den ich um ſeiner Miſſethat und Bosheit willen habe heiſchen und laden laſſen, als Recht iſt der heimlichen Acht, von Klage wegen des N., daß er ihm ſein Gut mit Gewalt wider Gott, Ehre und Recht vorenthält, und in der Bosheit ſo verhärtet iſt, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will, und das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmäht, und ungehorſam geweſen iſt, ſo verfehme und verfahre ich hin hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht iſt, und Königsbann gebietet und ausweiſt, und nehme ihn aus dem Frieden des Rechten und Freiheit, das Papſt und Kaiſer geſetzt und beſtätigt hat, und ferner alle Fürſten und Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beſchworen haben, in dem Lande zu Sachſen, und ſetze ihn von aller Freiheit und Rechte, ſo er je hatte, ſeit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchſten Unfrieden. Und ich weiſe ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menſchen zu Troſt gegeben und gemacht hat. Und ich weiſe ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, ſicherlos, misthätig, fehmpflichtig, leiblos, alſo daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfehmten, verfahreten und verweiſeten Manne thut. Und er ſoll nun forthin unwürdig gehalten, und er ſoll forthin keines Gerichtes und Rechtes genießen, noch gebrauchen, noch beſitzen. Und er ſoll keine Freiheit, noch Geleit ferner haben, noch gebrauchen, in keinen Schlöſſern, noch Städten, außer an geweiheten Stätten. Und ich vermaledeye hier ſein Fleiſch und Blut, auf daß es nimmer zur Erde beſtattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weiſe und theile zu den Krähen und Raben, und den Vögeln und andern Thieren in der Luft ſein Fleiſch, ſein Blut und Gebein, die Seele aber unſerm lieben Herr Gott, wenn ſie derſelbe zu ſich nehmen will." Dieſe Worte mußte der Graf nach einigen Gewohnheitsrechten drei Mal ausſprechen. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 46 ſchreibt, nachdem die Verfehmungsformel geſprochen iſt, Folgendes [30]) zu thun vor: Und nehme dann ein Theil Strenge von Seilen oder Wieden gefüget, und wirf die über den Werf (d. h. rückwärts) aus dem Gerichte, und ſo ſollen dann alle, die um das Gericht ſtehen, aus dem Munde ſpeien gleich (als) ob man denſelben führte in der Stunde (ſogleich) hengen, darum weil er dadurch ſo unwürdig und verſchmäht gemacht iſt worden." Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und ſagte: „Ich gebiete allen Königen, Fürſten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien Schöffen und allen denjenigen, die dem heiligen Reich zugehören, bei der Treue und bei den Eiden, die ſie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht gehuldet und gethan haben, daß ſie dazu helfen und dazu beſtändig ſind mit voller Macht, daß über dieſen verfehmeten, verfahreten, verweiſeten Mann, der ſich ſchreibt und nennet u. ſ. w. über ſeinen Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht iſt. Und ſie ſollen das nicht laſſen um Lieb noch um Leid, um Freund, noch um Verwandte, noch aus Sorge um ihren Leib oder ihr Gut, noch um keines Dinges willen in all dieſer Welt.

Über die Entfehmung ſchreibt das Rechtsbuch der Fehme bei Troſt S. 47—49 und das bei Wigand Nr. XXVII. S. 561. 562 Folgendes vor: „Wenn ein Freiſchöpfe mit Unrecht aus ſeinem Frieden, Freiheit und Rechten geſetzt, verurtheilt, verfahret und verfehmt wäre worden und das kundlich und wahrlich beibringen möchte (könnte), daß er zu Unrecht beklaget und ihm Unrecht gethan wäre worden, den ſoll man in das heimliche Gericht und Acht [31]), wo die Verbothung (Vorladung), Urtheil und Gericht über ihn gethan und geſchehen ſind, mit rechten Urtheilen und bei Gnade kommen und haben laſſen einen Strick oder Seil an ſeinem Halſe mit gefalteten Händen mit zwei weißen Handſchuhen, mit einem grünen Kreuze und mit einem Königsgulden und haben zwei ſeiner Gadelinge [32]) oder Mage [33]), die Freiſchöpfen ſind, als auf jeder Seite einen, die ihn ins Gericht bringen, und fallen daſelbſt vor das heimliche Gericht und den Freigrafen in die königliche Gewalt auf ſeine Knie und heiſchen und bitten daſelbſt Gnade durch Gott, durch den König und durch Recht, weil über ihn auf ſolche Weiſe zu Unrecht gethan und ergangen wären die ſchweren ſtrengen Urtheile, Sentenzien und Gerichte der heimlichen Acht, als das daſelbſt mit Rechte bekundet und eingebracht wäre. Sodann ſoll der Freigraf denſelben Mann bei ſeinen chriſtlichen Namen und Zunamen (nennen) und nehmen bei der Hand und heißen ihn in Gnaden aufſtehen, und thun ihm den Strick und das Seil von dem Halſe, und wirken ihm dann dawider, und ſetzen ihn wiederum in ſeinen alten Königsfrieden, Freiheit und Recht der heimlichen Acht alſo: „Den beklageten, verunrechteten, verurtheilten, hinſetzten, verfahreten, verfehmeten Mann mit ſeinem Namen und Zunamen, den nehme ich hier auf aus der höchſten ſchwerlichen, Ungnade, Unrechte, Unfrieden und aus Königsbanne und Wette in Gnade, und ſetze ihn wiederum in den höchſten Frieden, Freiheit und Recht der heimlichen Acht, ſo als daß der heilige und große Karl geſetzt und Pabſt Leo beſtätiget haben, und mache ihn wiederum würdig, frei und bequem alles Rechten, die ſeien heimlich oder offenbar alſo als er war vor dem Tage, eher über ihn die unrechte Beſchwerung, Gerichte, Urtheile und Sentenzien der heimlichen Acht ergangen und alſo gethan waren, und wirke ihm und ſetze ihm einen ganzen, alten, feſten, ſteten Königsfrieden unter Königsfrieden und Königsbanne einmal, das andre mal unter Königsbanne, das dritte mal unter Königsbanne, und zum vierten Male über Recht; und gebiete darum

29) Bei Grote S. 324 und die Formel daraus in Hochteutſch übertragen bei Wigand S. 433. 434. 30) Gleiches ſchreibt auch das alte Rechtsbuch der Fehmgerichte bei Wigand S. 554 und der dortmunder Codex bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 90 vor.

31) In die heimliche Acht und Gericht nach dem Rechtsbuche bei Wigand S. 561. 32) „Gedelinge" im Rechtsbuche bei Wigand S. 582. 33) Blutsverwandte.

Digitized by Google

fort allen Fürſten, Herren, Herzögen, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten, Freigrafen, und fort allen ehrbaren Männern, die Freiſchöpfen ſind der heimlichen Acht, daß ſie dieſen vorbenameten Mann dabei laſſen und behalten, und an ihm als an ſeinem Leibe, Ehren und Gute nicht freveln, und keinen Anſpruch noch „Wedertant“ [34]) an dieſer ſeiner Gnade thun, ſo oder ſo geſchaffen gethan werde um der vorgenannten Ungnade und Unrechtes Willen bei Königsbann und bei der Pön der heimlichen Acht.“ Der Freigraf mag demſelben Manne dann deßhalb einen gerichtlichen Schein und Kundſchaft von Gerichts wegen beſiegelt geben, den ſoll dann auch der Mann heimlich bei ſich behalten, und den Niemanden ſehen noch hören laſſen förder dann wannehr ihm deſſen Noth gebührte oder iſt.

Wenn ein unwiſſender [35]) Mann aus ſeinen Rechten und Frieden geſetzt, verfahret [36]) und verfehmt würde nach Sätzen der heimlichen Achten, der muß hingeſetzt, verfahret und verfehmt bleiben, darum (weil) man denſelben in die heimlichen Achten [37]) nicht kommen mag (kann) laſſen ſich zu verantworten, darum, weil die heimliche Achten allen unwiſſenden Leuten und Thieren verbothen ſind; doch ſo mag unſer gnädigſter Herr der römiſche Kaiſer oder König demſelben verfahreten, hingeſetzten Manne, alſofern ihm wahrlich vorgebracht würde, daß demſelben Manne Unrecht wäre gethan worden, und ſonſt doch ein frommer Mann wäre „*sonder eynich belumpden* [38]) *dait*“ (d. h. außer der einzigen That, die der Leumund ihm zugeſchrieben), bei Gnade der heimlichen Achten der ſchweren Urtheile, Gerichte und Sentenzien wegen eine Friſtenaufſtellung [39]) geben und thun hundert Jahr und ſechs Wochen und einen Tag, doch mag (kann) er nimmermehr Freiſchöpfe der heimlichen Achten werden.

Die dortmunder Weisthümer [40]) enthalten in der Verfehmungsformel, daß, wenn Einer Jahr und Tag in der Verfehmung gelegen, alle ſeine Güter, Eigen und Lehen an die kaiſerliche Majeſtät verfallen. Dieſes iſt aber, wie Wigand [41]) bemerkt, ein Zuſatz, der ſich aus dem gemeinen Rechte eingeſchlichen. Nicht blos die weſtfäliſchen Freigerichte der heimlichen Acht, ſondern auch die übrigen kaiſerlichen Gerichte ſahen zuweilen die Acht gleich als Finial-Strafurtheil an [42]). Eine Urkunde von 1531 bei Kopp von dem heimlichen Gerichte ſagt: Die hoste achte des Keysers die verfehmunge begerth also, das man in banckmessig solt verurteylen.“ Die Rupprecht'ſchen Weisthümer [43]) nehmen an: Wan so er also verfaimbt ist, so ist er auch vollkommen *bewisen*, als recht ist, und darumb sol man auch einen sollichen als einen boesen und verfaimbten halten. Die dortmunder Weisthümer [44]) bemerken: „Und ob jemand ainigen verfaimbten furdrung“ (Förderung) „dett, den mag man darum belangen nach freyn stuls recht.“ Die Rupprecht'ſchen Weisthümer [45]) beſagen: „Ob einer verfaimt wäre, und ritten mit ihm vier, fünf, ſechs, mehr oder minder, die wohl wußten, daß er verfaimt war, und hälfen ihm jemanden beſchädigen und legen die mit ihm nieder, ſo mag man ſie gleich der Verfeimten halten, und alſo auch über ſie richten mit dem Strange.“

VII. Appellation. Die Freigerichte betrachteten ſich als höchſte unmittelbare Reichsgerichte, und erkannten daher keine andern als ein höheres Gericht an. Vornehmlich lehnten ſie im Betreff der heimlichen Acht die Appellation an ein anderes Gericht entſchieden ab. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 [46]) ſagt: Item szo en sal men uns keyne puncte de fembrochich mit rechte irkant synd unde sich myt rechte geborden in der heymelichen achte zeu richtene dar von nisz des heylicher riches heymelichen gerichte appeliren offte sich beruffen in eynich ander gerichte offte stede, dan worden twey orteyl in gerichte tzweyschelig gewist offte geschulden, der urteyl mochten men sich beruffen unde bekommen an stede dar ez sich myt rechte gebord, unde wan men szo eyn urteil vor gerichte alszo geschulden worde, szo sal der grebe geloben nemen von den partigen szo vil als recht is. Die Ruprecht'ſchen Weisthümer beſagen: Der Verfehmte, welcher glaube, daß ihm Unrecht geſchehen ſei, möge es da austragen, wo es ſich in Rechten gebühre. Der Codex bei Hahn [47]): „Und welcher also verfaimt und verfurt wurt, als Gerichts Recht is an wieder-

34) So nach dem Rechtsbuche der Fehmgerichte bei Wigand Nr. XXVII. S. 562, nämlich: ind ghenen anspruck noch wedertant, an deser syner gnade eyn doin; nach dem bei Troſt S. 48 heißt es: und geynen weder noch anefanck ain düsser syner gnaden en doin. 35) unwitten man macht den Gegenſatz zu den Wiſſenden, d. h. iſt einer, der nicht in die Loſung und die andern Geheimniſſe der heimlichen Acht eingeweiht iſt, oder mit andern Worten kein Freiſchöpfe der heimlichen Acht iſt. 36) verfoirt, d. h. durch das gerichtliche Verfahren gegen ihn verurtheilet iſt; das niederteutſche fören bedeutet ſowol fahren in activer Bedeutung, als auch führen; deshalb übertragen Neuere, z. B. Wigand, verfoirt durch verführt. Da aber das verforen und mit dem Umlaute verfören in den Formeln der Fehmgerichte wahrſcheinlicher durch verfahren, d. h. durch das Verfahren verurtheilen, bedeutet, ſo geben wir es durch verfahren, und bei dem Particip verfort, verfoirt wiſſen wir uns nicht anders als durch die Bildung verfahret, d. h. durch das Verfahren oder den Proceß verurtheilt, zu helfen. 37) Vor die Gerichte der heimlichen Acht. 38) Dieſe Stelle iſt zugleich für die Annahme, daß die Gerichte der heimlichen Acht von fama (Leumund) Fehm- (eigentlich Faem-) Gerichte genannt worden ſind, merkwürdig. 39) friste upstell. 40) *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. I. p. 110. 41) S. 425.

42) ſ. die Urkunde von 1497 bei Harpprecht, Staatsarchiv II. Nr. 109. 43) Bei *Datt*, De Pace Imperii publica p. 778. Auf das Schrecklichſte ſpricht ſich daſelbſt Cap. 7 der Grundſatz des Fehmrechtes aus: „Der verfeimt ist, ist verfaimt, und hilfft nicht, dass er fromm sey, wer verfeimt ist, ist auch vollkommen bewiesen.“ Und bei demſelben Lib. IV. Cap. V: „Ein Verfaimter ist ainer, der um arge und boese Missthat, an diesen Westph. Gericht zu dem Strick schon verurtheilt ist.“ 44) Bei *Senckenberg* l. l. 1, 2. p. 128. 45) Bei *Datt* p. 777. 46) Bei Troſt S. 26. 27. Mit dieſer arnsberger Reformation des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln vergl. die darnach entworfene des Kaiſers Sigismund (in d. N. S. des Reichsabſchiedes I. S. 180) Art. 18: „Auch ſoll man umb keinerley Puncten und Articul, ſo mit rechten Urteilen vom wroge (fem-wroge, oder nach anderer Lesart vor wroge, für wroge) erkannt und gewiſen worden, und ſich gebühren in der heimlichen Achten zu richten, davon aus des heiligen Reichs heimlicher Achten gerichte appelliren, oder ſich davon in einer andern Statt oder Gericht beruffen, aus Urſachen, dieweil die heimliche Acht das höchſte Gericht iſt 47) Coll. Monum. II.

Digitized by Google

sache oder wiederstatt und falsch, der mag weder von Keysern, Konign, noch von allen Westvallingen nymermer widerbracht werdn. Dann welcher rechtlichen und schuldiglichen umb sin Ere komet, der mag sin Ere nymer wiederbringen. Nu ist in diesem Gerichte lybe und Ehre in Im selber, also durch wolln das eins an[48]) das annder nit sein mag.“ Das Rechtsbuch der Fehme aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts[49]) beſtimmt Art. XVII.; Nyemantz en sall iere (der Freiſchöppen) oirdell schelden, hie en sy dan ere genoit van geburt[50]). Off eynich schildet iere oirdell der scheffen genoit, die sall der bang bidden to wysen; dan so sall die gene vort up stain, die dat ordell wisede, und die scheldere sall sich setten yn sine stede, und wysen dan dat ene recht dunket sin, und tien des dan dair hie des durch recht tien sall, as um den Romschen Keyser oder Konnigh. Man appellirte an den Kaiſer[51]) oder an das höchſte kaiſerliche Hofgericht, oder an das Kammergericht, oder auch endlich ausnahmsweiſe an den Papſt. Sogar findet ſich eine Appellation an das Concil zu Baſel. Konrad von Langen hatte einem osnabrückiſchen Bürger, Namens Blom, drei Kühe geraubt. Dieſer erlangte ſie mit Hilfe des osnabrückiſchen Gaugrafen von der Wick wieder, und Konrad mußte deswegen flüchten. Damit man ihn aber für unſchuldig halten ſollte, ſo ließ er den osnabrückiſchen Bürger Blom vor das Fehmgericht zu Limburg laden. Dawider aber proteſtirte Blom, weil Osnabrück das Privilegium de non Evocando hatte, und verklagte Konraden bei dem muddendorfer Fehmgericht, von welchem die Stadt Osnabrück Oberſtuhlherr war. Konrad, der auf dreimalige Vorladung nicht erſchien, wurde für verfehmt erklärt. Nun wendete er ſich an den Kaiſer Sigismund. Dieſer befahl dem dortmundiſchen Freigerichte, die Sache näher zu unterſuchen. Das zuletzt genannte Gericht aber beſtätigte das Erkenntniß des muddendorfer Freiſtuhls. Hierauf übergab der Kaiſer die Unterſuchung und Entſcheidung der Sache dem Freiſtuhl Soeſt, aber auch dieſer pflichtete dem Urtheile des muddendorfer Stuhles bei. Der Kaiſer nahm Konraden von Langen in ſeine Dienſte, um ihn vom Gehängtwerden zu retten, denn wie das Rechtsbuch der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts[52]) Art. 18 beſagt, ſollte kein Freigraf über Jemanden, der in des Reiches Dienſte oder in des römiſchen Kaiſers oder Königs Dienſte war, vorſtehen. Von allen jenen Erkenntniſſen der Fehmgerichte verfolgt appellirte Konrad von Langen von denſelben endlich an das Concilium zu Baſel[53]).

48) ohne. 49) Bei Wigand S. 554. 50) Auch die osnabrückiſche Fehmgerichtsordnung ſpricht den Grundſatz aus, daß von der Partei nur dann das Urtheil konnte geſcholten werden, wenn ſie mit den Schöppen ebenbürtig war. ſ. *Mascov*. Not. jur. et jud. Bruns. Anh. S. 85 und 115. 51) Der 54. Art. der Reform. Carol. ſagt: Habent illi, qui Scabini non sunt, recursum ad Imperatorem, statque in sua potestate his inducias centesimales dare, quae durant per centum annos ac sex septimanas, quia homo ad centum annos vivere praesumitur. 52) Bei Wigand S. 554. 53) *Pfeffinger*, Vitriarius Illustratus. T. IV. p. 487. Pütter S. 79–81.

Kaiſer Friedrich III. ſchreibt im J. 1449[54]) an einen Freigrafen: Wilhelm Selter, Freigraf zu Wessingeuort (Weſenfort) und Ludenhuſen (Ludinghuſen) unſer Gnaden lieber Getreuer, wir haben die Appellation mit allem ihrem Anhangenden an uns genommen, damit ſich der Edle, Ott, Graf von Schomborch (Schaumburg) und zu Holsten (Holſtein), Graf von Landsberg und Ulrich ſein Sohn an uns beruft haben von der Ladung, damit du ſie von Klage Hermann Corfes genannt Smiſing vorgenommen haſt, auf (vor) den Freien-Stuhl zu Ripensten, und wir haben die Sache dem Hochgebornen Ludwig, Landgrafen zu Heſſen und Fürſten, an unſer Statt befohlen: darum ſo gebieten wir dir von Romiſcher königlicher Macht ernſtlich und feſtiglich, daß du an derſelben Sache, alle und die Weil das von uns und unſern Commiſſarien unentſchieden und unausgetragen hangt, nicht ſit (hernach) „unterstandest,“ vornehmeſt noch procedireſt in keiner Weiſe; den was nach ſolcher Appellation durch dich oder andern in dieſer Sache procedirt, unterſtanden und vorgenommen wäre oder hinfür würde, das alles jetzt als (wie) dann, und dann als (wie) jetzt heben wir auf, und thun das ganz ab, und thu hierin nicht anders als lieb dir ſei unſre Ungenade und Pön in unſrer Reformation zu Frankfurt beſchloſſen begriffen zu vermeiden. Hier iſt nur erſt von einer Ladung vor einen Freiſtuhl die Rede. Die größte Schwierigkeit hatte der Kaiſer, wenn das Urtheil bereits gefällt war, und eine Appellation an ihn erging. Am bekannteſten und merkwürdigſten iſt die Antwort, welche jener Freigraf dem Kaiſer Friedrich III., an welchen ſich der in die größte Enge getriebene Herzog Wilhelm von Sachſen gewendet hat, ſchriftlich gab[55]): Was geurtheilet ſei, deſſen wären ſie nicht mächtig; denn ſie hätten keine Macht, die Todten aufzuwecken. In derſelben Sache ſchrieb[56]) ebenfalls der Freigraf Wyneke Paßendall zu Bintheim dem Kaiſer: Es gebühre Sr. Kaiſ. Gnaden ſolche Appellirung gegen das heilige Reich und heimliche Gericht nicht zuzulaſſen, ſondern zu vernichten. Die Ladung des Kaiſers lehnt er ab, weil Sachen, die gehörig und gebührlich zu richten wären, in des heiligen Reichs freien heimlichen Gerichten, nur auf weſtfäliſcher Erde gerechtfertigt werden könnten. Die arnsberger Reformation bei Senckenberg[57]) ſagt: Item ob ein Urtail zwitrechtig würde am Freynstul oder ungebürlich wider ainen gieng, da sol man sich an kain ander gerichte berüffen noch appelliren umb kainer hand sache dann in das Capittel der haimlichen beschlossen acht der Keyserlichen Cammer, das sol sein uff westphelischer Erden: Man mag es auch wol tun für den Roemischen Künig oder Keyser, wan sy wissende[58]) seint, oder für den stathalder, das sol doch zu ustrag komen vor den wissenden freyschöpfen und besunderbar uf westpfällische erden.“

54) ſ. das Schreiben bei Wigand S. 564. 565. 55) ſ. Müller, Reichstagstheater. S. 502. 56) ſ. denſelben a. a. O. S. 505. 57) Corp. Jur. Germ. I, 2. p. 106. 58) ſ. den Abſchnitt Wiſſende. Es konnte nämlich keiner, der nicht Freiſchöppe war, über Fehmgerichtsſachen urtheilen.

Digitized by Google

Nach einer Urkunde vom J. 1465[59]) ertheilt Kaiſer Friedrich in einer Rechtsſache des Hans Gyger's von Offingen gegen Bürgermeiſter und Rath zu Überlingen, welche an das kaiſerliche Kammergericht gediehen, dem Grafen Ulrich zu Würtemberg das Commiſſorium: „da nit gepürlich sy solichs an dem bemelten unserm kammergericht zu verhandeln, sunder solichs solle nach gestalt der sachen billichen vor deme die dan derselben Westvälischen rechten gewandt und wissent sin fürgenommen, daselbst verhoert und gerechtfertigt werden, und wen du fryschoepf bist .... so empfehlen wir dir solich egemelt sachen an unser statt, geben dir auch hiemit gantzen vollen gewalt u. ſ. w. Nach einer Urkunde vom J. 1474 bei Berck Nr. 2 ertheilt der Kaiſer der Stadt Hamburg in einer Erbſchaftsſache das Commiſſorium, und dieſe hebt das Erkenntniß des Freiſtuhls auf. Auch hat man ein Beiſpiel einer durch das höchſte kaiſerliche Hofgericht geſchehenen Aufhebung eines Freigerichtsurtheils vom J. 1447[60]). Das Verhältniß der andern auswärtigen Hofgerichte betreffend, ſo ſtellten ſich die Fehmgerichte ihnen gleich, erkannten ihre Competenz an, und fanden ſelbſt von ihnen dieſelbe Anerkennung. Als Beiſpiel für das erſtere dienen die Weisthümer vom J. 1441[61]), in welchen es heißt: „Is die Sache erst to Rotwyle also angehaven und gerichtet als recht ist, so sal man daröver nyt me richten.“ Ein Beiſpiel für das zweite bietet das Verfahren des Hofgerichtes des bairiſchen Herzogs Albrecht dar. Er war wegen gebrochenen Geleits zu Weſtfalen bei einem Freiſtuhle belangt und freigeſprochen worden. Deshalb wies nachher ſein Hofgericht die Sache im J. 1456 mit folgenden Worten[62]) von ſich: Des hab ich gefragt Her Jorgen Marschalk, der hat sich mit den andern Räten underredt und ertailt: als er de baider Tail Clag, Antwort, Red und Widerred gehort hab, und sunder den Brieff von dem freygraven ausgangen, darin begriffen ist, das mein gnadiger Herr Hertzog Albrecht und alle, die darin verdacht und gewant, umb die Handlung so an Ullen Pawrn des Glaits halben. beschehen solt sein, absolvirt und quit gelassen sind, so sprech er zu Recht auf seinen Ayd, dass er bei demselben Brieff pillichen beleibe.“ Die Behörde, an welche von den Erkenntniſſen der einzelnen Freiſtühle appellirt ward, war das Generalcapitel. Die Weisthümer vom J. 1454[63]) ſagen: Darup ist geloist under Konigs banne vor recht, Alle Sache, dey vor eyn gemeyn Capittel van stathalder des Ryches verscreven werden, und mit Ordell und rechte erklert, verhandelt und gebunden werden, dar entgegen noch darent boven en sall geyn forder Gerichte gain. dat bendig sy, Ind wat Sacken dar gerichtet werden, solle man darby laten. Der Bericht[64]) des Raths Zeppenfeld als Oberfreigrafen[65]) ohne Jahr aus einem arnsberger Copialbuche ſagt: „Soviel die appellationes betrifft, habe ich mich zwahren verſchiedentlich informiren laſſen, daß ſolche von obbenannten freyen ſtühlen ahn den Oberfreygraffen devolviren, wie auch die Anlage mit mehreren zeiget, es hat ſich aber zeith meiner Bedienung niemandt bei mir dießfalls gemeldet, alſo ich nicht wiſſen kann, ob deren keine vorgefallen, weil es bei denen Stuhlgerichteren ſchlecht herzugehen pfleget, und Ew. Churf. Durchlt. ordentliche Gerichtere gemeinlich in denen benannten Fällen die Jurisdiction concurrenten exerciren, oder ob ſie zu Werll introducirt worden ſeyndt." Nach einem Schreiben vom J. 1541 befiehlt der Freigraf zu Arnsberg in einer Ehrenſache dem Freigrafen zu Warendorf bei 1000 Gulden Strafe, nicht weiter zu procediren, und die Acten verſchloſſen zu überſchicken, da Erſterer von dem wider ihn ergangenen Urtheile an den Hauptſtuhl zu Arnsberg in den Baumhof appellirt habe[66]). Der Freigraf zu Arnsberg citirte im J. 1575 den Freigrafen zu Warendorp nach Arnsberg, wohin der Gograf zu Telgt appellirt hatte.

VIII. Execution. Sie lag den Freiſchöppen, und vorzugsweiſe den jungen[67]), ob. Als Galgen diente der nächſte Baum, wo man den Verfehmten fand. Die Rechtsbücher der Fehme, nachdem ſie von der Verfehmung gehandelt, ſchreiben dem Freigrafen vor, bei Wigand Nr 26. S. 554. Art. XIV: Fort an ſo mahne und gebiete einem jeglichen Freigrafen bei ihren Eiden und Treuen der heimlichen Acht gethan: ſo wo ſie den Mann ankommen, daß ſie den hängen an den nächſten Baum, den ſie kriegen, und dann haben mögen[68]), und bei Troſt S. 46:

59) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 471. 60) Bei Harpprecht, Staatsarchiv I. Anh. Nr. 25. 61) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 469. 62) ſ. Monum. Boica IX. No. 161. 63) Die Stelle aus der Handſchrift bei Wigand S. 471. 64) Bei demſelben S. 572.

65) Der Rath Zapfenfeld ſagt in dem genannten Berichte unmittelbar nach der Stelle, welche wir im Abſchnitte Fehmrügige Sachen mitgetheilt haben: „Anſonſten haben die Herrn Grafen, nunmehro Fürſten von Waldeck, im Briloniſchen Gerichtsbezirk ein dergleichen Gericht, wobei ſie noch ohnlängſt in allen andern Fällen eine privativam jurisdictionem behaupten wollen, welche ihnen aber nicht zugegeben iſt. Inngleichen haben die Herrn von Allmen im Briloniſchen dergleichen Gericht, das Haus Ebbinghauſen im Erwittiſchen, die Herren von Hörde zu Störmede, im Geſeker Gericht. Die Städte Ruden, Warſtein, Callenhardt, Beleke, ſo dann die freyheiten Hüſten, Sundern, Hagen und derer Burgermeiſtere und Rathsglieder müſſen vor mir, als Oberfreygrafen, den freyen aydt ausſchweren und wird denenſelben dabey die heilige Feme (gleich wie heutiges Tages bei der Miliçe die parolle außgetheilt wirdt) offenbahret, wie ſolches von undenklicher Zeit alſo hergebracht iſt. Ein gleiches geſchieht, wenn die obgenannte Cavaliere einen neuen freygraffen bei Abgang des vorigen benennen, welchen ſie dann dem Oberfreygraffen präſentiren, und von dieſem in Ayt genommen zu werden pflegt. Nicht weniger muß noch heutiges Tages der Graff von der Lippe zu Detmold jedesmahls einen neuen Freigrafen bei Abgang des vorigen dahier zur Beraydung präſentiren." 66) Vergl. Wigand S. 470. 471. 67) Äneas Sylvius ſagt: — — et minoribus Scabinis committitur executio. Reus ignarus suae damnationis, ubicunque repertus fuerit, supplicio afficitur, und nach ihm Münſter, Cosmographey. Buch III. Cap. 451: „und befehlen denen jungen Scheppen die Execution oder das Nachrichter-Ambt. Alſo müſſen die Schuldigen, die nichts von ihrer Verurtheilung wiſſen, wo ſie ergriffen werden, das Leben laſſen." 68) Vergl. bei Grote (Jahrbuch von 1817. S. 333): „dat se de antasten und hanghen die an den neesten boem den se dan bekomen koennen.“ Die Urtheil ins Freyen Stohl-Gerichte gehoerig bei *Emminghaus*, Antiq.

Digitized by Google

Dann gebührt (gebiete) ſort allen Freigraſen und Freiſchöppen und ermahne ſie bei ihren Eiden und Treuen der heimlichen Acht gethan, ſo wo ſie den verurtheileten, hingeſetzten, verfahreten [69]) und verfehmten Mann ankommen, daß ſie den hängen ſollen an den nächſten Baum [70]), den ſie dann mit ihm haben mögen, und ankommen können nach aller ihrer Macht und Kraft." Möſer [71]) und mit ihm Hütter und Kopp meinen, man habe das freie kaiſerliche Richteramt durch die Art der Execution anzeigen wollen, da ſie einen Baum, nie aber eine herrliche Fehmſtätte zum Aufknüpfen wählten. Wigand [72]) bemerkt dagegen: Der Verfehmte, ſowie der Erſchienene, der ſein Urtheil anhörte, wurde mit einem Stricke, oder, nach alter Sitte, mit der Weide (Wiede) aufgehängt, und zwar an einen Baum, nicht etwa, um damit etwas Beſonderes anzudeuten, ſondern es mochte altherkömmliche Sitte ſein, ſich eines ſo natürlichen einfachen Mittels zu bedienen, und den Gerichtsplatz nicht mit Galgen und andern Werkzeugen der Hinrichtung auszuzieren." Aber der eigentliche Grund, warum der nächſte Baum zum Galgen gewählt werden ſollte, war aller Wahrſcheinlichkeit nach kein anderer, als weil die Vollſtreckung der Strafe heimlich geſchah und heimlich geſchehen ſollte. Hieraus folgte, daß ſie ſo ſchnell und ohne ſo wenig Aufſehen als möglich geſchehen mußte, damit dem Verfehmten keine Hilfe von ſeinen Freunden geleiſtet werden konnte, und die Vollſtrecker der Strafe nicht bekannt würden, und ſo der Rache der Verwandten und anderer Freunde des Gehängten preisgegeben wurden. „Eines Morgens," erzählt Kotzebue [73]), „wurden zwei ſonſt unbeſcholtene Ritter mit dem Zeichen der Fehme an einer Eiche vor Marienburg hängend gefunden. Man bat den Hochmeiſter, die Mörder zu verfolgen; der ſchwieg: man erneuerte die Bitte ungeſtüm; da erklärte er mit fürchterlichem Ernſte, man ſolle des Urtheils über ſolche Dinge ſich enthalten." So kam der Hochmeiſter in Verdacht, daß er ein Mitglied des Schöppenbundes ſei. Daß teutſche Ritter Mitglieder deſſelben waren, erzählt der genannte Geſchichtſchreiber. Sogar Fürſten ließen ſich im 14. und 15. Jahrhundert zu Freiſchöppen aufnehmen oder wiſſend machen. Es mußte daher das Streben der Fehmgerichte ſein und bleiben, ſich auch in der Executionsart von den andern Criminalgerichten zu unterſcheiden, damit die Freiſchöppen, denen die Vollſtreckung der Strafe oblag, nicht als gemeine oder gewöhnliche Henker erſcheinen möchten. Das Freienſtuhlsprotokoll von Heiden aus dem J. 1533 [74]) ſagt: „De Erntvest und vromme Johann van Raesfeld, Stadtholder over dem Braemd, is indt gerichte erschenen, und ein ordell gefraget, wes des genne (was dasjenige) wer, daer de vrye Stoell und de Stoelher over tho richten hebben. Dyt ordel is bestadet an Johan Smedes vrygreven, de dar vor recht up wisede, na dem dat romesche Ryke vryestoele verordent heft, tho richtene over lyff, eher und gelymp und guedt, nha inholt keyserlicher Reformation, so mach de Vrygreve richten myth dem Brande, Water und Stricke eder Reip, und de Gogreve myt dem Swerde, Galgen und Raide, so ver dat myt dem gerichte bevangen is, dar dat gerichte geschenn sall und dusses eyn Richtschein geworven." Die Executionsart der Fehmgerichte hat mehr den Charakter des Fauſtrechtes, nur durch die Vorſchriften, die ſich der Schöppenbund gab, geregelt. Je mehr das Fauſtrecht in Teutſchland beſchränkt ward, und je mehr daher die andern Gerichte zu guter Rechtspflege ausreichten, je mehr wurden die Fehmgerichte in ihrer Execution beſchränkt. So z. B. heißt es in dem Berichte des münſterſchen Domcapitels [75]) im Betreffe eines gewaltſamen Actes der Criminaljurisdiction, den das Freigericht im J. 1582 ausübte: „Man wiſſe ſeit 50 Jahren kein Beiſpiel, daß ſelbſt im Hauptfreigericht zu Arnsberg ſolche Leibſtrafe im Gebrauch geweſen. Den Freigerichten ſei aber verboten worden, ſich einiger Leibſtrafe hinfüro zu unterziehen, ſondern die Übelthäter der ordentlichen Obrigkeit zu überantworten und dieſelbe in Kraft der Regalien gewerden zu laſſen." Da die Landeshoheit der Reichsfürſten ſich immer mehr ausbildete, und der Kaiſer immer mehr an Macht verlor, ſo wurden auch die Freigerichte als Reichsgerichte immer mehr beſchränkt. Auch zur Veranſchaulichung der Veränderung des Geiſtes der Zeit iſt die Geſchichte der Fehmgerichte ſehr wichtig. Die alten Rechtsbücher enthalten Folgendes: „Ich frage dich Freifrohne, ob (wenn) dieſer Mann [76]) die Heimlichkeit und „Loese" (Loſe, Loſung) der heimlichen Achten ins Gemeine brächte und unwiſſenden Leuten und Thieren darum ſagte oder kund thäte einig Stück klein oder groß, ſo was da ſeine Brüche darum wäre um die Meldung. Der Freifrone ſoll weiſen für Recht, wär' es Sache, daß dieſer Mann oder einig Mann, der Freiſchöppe wäre der heimlichen Achten, die Heimlichkeit oder Loſe (Loſung) der heimlichen Achten, oder etwas davon in das Gemeine brächte, oder ſagte einigen unwiſſenden Leuten oder Thieren einig Stück davon klein oder groß, ſo wannehr daß man das dann erfahren könnte oder möchte, denſelben, der das gethan hätte, er (ihn) oder andere, die ſolches thäten, ſollen dann die Freigraſen und Freiſchöppen angreiſen unverklaget, und binden ihm ſeine Hände vorn zuſammen, und ein Tuch vor ſeine Augen, und werfen ihn auf ſeinen Bauch, und winden

Susat. P. V. No. III. p. 428 ſagen: „*Wo men mit demselben so procediren die erste Frage:* Antw. Den sall men bey den Halse nemen und thuen en Strick an Hals und hangen ihm an den nechsten Baum dar men by kümpt."

69) verfoirden, proceſſirten. 70) Der Baum als Galgen hat eine unrichtige Lesart oder Deutung veranlaßt, nämlich die Verwandlung der fehmwrogigen in baumwürgige Sachen, wie Viele angenommen haben. Dieſe Meinung bekämpfen jedoch mit Recht Freher S. 122 zur Sigismundiſchen Reformation von 1439 und Wigand S. 450. 71) Patr. Phant. IV. S. 200. Hütter S. 49 ſagt: „Sie hängten den Unglücklichen an keinen Galgen, ſondern mit der Wyd (Strick) an einen Baum auf der Landſtraße, um damit anzuzeigen, daß ſie ein freies kaiſerliches Richteramt durch das ganze Reich hätten, welches an keine herrſchaftliche Gerichtsſtelle gebunden wäre." 72) S. 450. 73) Preuß. Geſch. II. S. 242.

74) Die Stelle daraus bei Wigand S. 142. 143. 75) Bei Kindlinger, Münſt. Beitr. III, 2. S. 233. 76) Nämlich der zum Freiſchöppen Aufgenommene, dem die „Lose" (Loſung) und Zeichen der heimlichen Acht kund gethan ſind.

Digitized by Google

ihm ſeine Zunge zu ſeinem Nacken hinaus[77]) und ſtecken einen Pinne (Pflock) davor[78]) und thun ihm einen dreiſträngigen[79]) oder dreigeſträngeten[80]) Reip (Strick) um ſeinen Hals, und hängen ihn ſieben Fuß höher, denn einen verfahreten[81]), verfehmten, misthätigen Dieb." Die merkwürdigen Fragepunkte und deren Beantwortung, betreffend die Freigerichte bei Troſt S. 75 ſagen: 9. So aber jemand unter ſelbigen (nämlich den Freiſchöppen zu Soeſt) erfunden würde, welcher hiernächſt wider den Freiſchöffeneid ſündige, oder auch die Loose (Loſung), welche er zu einem verſicherten Kennzeichen eines frommen und redlichen Freiſchöffen in geheim zu behalten, angenommen offenbaren würde, wie iſt mit demſelben zu verfaheen. Rsp. Einen ſolchen Übelthäter, welcher gegen den Freiſchöffeneid geſündiget, und die Loſe (Loſung) unter die, welche keine Freiſchöffen ſein, gemein gemacht, hat man vormals unverfolget angegriffen, ihm die Hände auf den Rücken gebunden, die Zunge durch den Nacken gezogen, einen Pinn (Pflock) davor geſtecket, und ihn alſo ſieben Fuß höher als einen andern Miſſethäter gehangen, jetzo aber wird mit demſelben ſo verfahren, daß er wegen begangenen Meineids denen Rechten nach wird abgeſtrafet, ſeiner Ehrenſtellen entſetzet und nimmer zu Ehren wieder gelangen kann.

Das weiter oben erwähnte Zeichen der Fehme war ein Meſſer, welches in den Baum geſteckt ward, zum Beweis, daß er von der heiligen Fehme gerichtet ſei. Aber freilich Raubmörder konnten dieſes, um die Unthat auf die Fehmgerichte zu wälzen, auch nachahmen. Daher hat nach den dortmunder Weisthümern[82]) der Verfehmte kein ſicher Geleit und ſeine Helfer mögen weder an dem Leib noch an den Gütern des Verfehmten Unthat begehen, und können ihm nehmen, bis er ihn an ſeinem Leibe ſtraft mit der ſchweren Sentenz. Aber er ſoll ihm, wenn er ihn tödtet, nichts nehmen, was er bei ihm findet, damit man erkenne, daß er durch Recht gerichtet ſei. Um aber ſeiner (des Verfehmten) gewiß zu ſein, wie die Rupprechtiſchen Weisthümer ſich ausdrücken, ſollten ſie nur zu Dreien den Schuldigen faſſen. „Man ſoll ſich dann," bemerken die Weisthümer bei Hahn, „dabei vor Schaden hüten, und zum mindeſten ſelb Dritt ſein." Aber nur dann war der Freiſchöpfe, wie die Rupprechtiſchen Weisthümer vorſchreiben, zu Hilfe verpflichtet, wenn er eines Freigrafen Siegel und Brief ſah, oder wenn drei oder vier andere Freiſchöpfen bei ihrem Eide ſagten, daß der Mann verfehmt ſei, und ſo des Freiſchöpfen Hilfe begehrten. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 ſuchte die Executionen möglichſt zu beſchränken und ſchreibt daher vor: Item ob eynich frygrebe enighen man von synen rechten setzen unde verfemen solde, dar sal der greve nymant dringen noch gebiden eynige voylge zcu doyn, der klegere sal sus myt eme krigen syn recht zcu fulforen alse ez sich gebord, andirs sal der frygrebe nymant uff die clage vorfemen, unde thede he ez dar entboven, so sal he in der selben vorfemunge staen. Aber dieſe Beſchränkung ward wenig beachtet, denn es ſoll nach einer Urkunde vom J. 1470[83]) jeder Unterthan des Reichs dem Kläger byredich (beiräthig), „bystendig und zu synen rechten behulfflich syn, bei ſchwerer Pön. Nach der Ordnung des Freigerichts zu Neuenſtadt kann der Kläger gegen den Ungehorſamen nach erfolgter Sentenz ſeinen Leib, Hab und Gut, wo zu Waſſer und Lande, in Städten, Märkten oder Dörfern er dem ankäme, anhalten und nehmen ſein gewonnen Recht. Niemand ſoll Widerſpruch thun, ſondern Beihilfe leiſten, widrigenfalls er auch verhaftet iſt. Keine Freiheit und Privileg ſchützt dagegen. Die Gemeinde, worin der Beklagte geſeſſen, muß ihn anhalten, nach 6 Wochen und 3 Tagen dem Kläger genug zu thun, oder ihn aus ihrem Geleit treiben, ſonſt wird ſie auch geladen. Nach einer Urkunde vom J. 1548 fodert der Freigraf die Vollſtreckung eines Urthels von Stadt St. Goar, und heiſcht ſie eventuell ſelbſt vor ſein Gericht[84]). Nach dem Erkenntniſſe des Freiſtuhls zu Brakel vom J. 1470[85]) gegen die Stadt Frankfurt, welches Execution gegen alles Gut und Eigenthum der Stadt, wo es ſich befinden mag: in Richsstetten, Herenstetten, Fryhenstetten, zu wasser, zu lande, slossen (Schlöſſern), merckten, wibbolten, vryhongen, derffern, zellen u. ſ. w. verfügt, ſollen alle Fürſten, Herren, Grafen, Edle, Ritter, Knechte, Schultheiße, Bürgermeiſter und Räthe dem Kläger beiſtehen und helfen. Da viel Misbrauch mit der Execution getrieben waed, ſo ſuchte der römiſche König Maximilian I.[86]) die Fälle derſelben möglichſt zu beſchränken.

(*Ferdinand Wachter.*)

FEHR (Johann Michael), Arzt, geb. am 9. Mai 1610 zu Kitzingen in Franken, ſtudirte Medicin in Leipzig und Wittenberg. Sein Aufenthalt in Wittenberg, wohin ihn Sennert zog, dauerte aber nur kurze Zeit; er mußte 1634 ebenſo wol ſeiner dürftigen Umſtände halber, als wegen der Kriegsereigniſſe Wittenberg verlaſſen, und nachdem er einige Zeit in Erfurt verweilt hatte, kehrte er nach Schweinfurt zurück, wohin ſeine Mutter nach des Vaters Tode gezogen war. Mit wenigen Mitteln verſehen ging er nachher einige Zeit nach Jena und dann wiederum nach Leipzig. Im December 1636 übernahm er die Hofmeiſterſtelle bei drei jungen ſächſiſchen Hereen. Zwei Jahre ſpäter übertrug ihm der kurfürſtliche Leibarzt Sultzberger die Direction des chemiſchen Laboratoriums in Dresden, und zugleich auch einen Theil ſeiner bedeutenden

77) Das Rechtsbuch bei Wigand Nr. XXVI. S. 556 hat blos: zu ſeinem Nacken. 78) Dieſe Beſtimmung des Rechtsbuches der Fehme bei Troſt S. 39, nämlich: und eynen pynne davor, und in den Urtheilen ins Freyen-Stohls-Gerichte gehörig Nr. III. Urth. VII. (bei *Emminghaus*, Ant. Susat. P. V. p. 430): und stecken dar einen Pin vor hat das Rechtsbuch bei Wigand S. 558 nicht. 79) Nach dem Ausdrucke des Rechtsbuches bei Troſt S. 39. 80) Nach dem Ausdrucke des Rechtsbuches bei Wigand S. 558. 81) verfoirden. 82) Bei *Senckenberg* l. c. p. 111.

83) Bei Senckenberg, Von d. kaiſ. Ger. Nr. 41. 84) Wigand S. 441. 85) Bei Senckenberg, Von den kaiſ. Ger. Nr. 40. 86) ſ. hierüber: Die auf dem Reichstage zu Worms 1495 gegebene Reformatio liberorum scabinorum judicii vetiti in Westvalia Cap. 8 (bei *Goldast*, Const. T. II. p. 113).

Praxis. Fehr blieb in dieſer Stellung ein halbes Jahr. Dann begab er ſich zu einem Verwandten in Berlin, von wo ihn jedoch der Tod der Mutter alsbald nach Schweinfurt zurückführte. Er erlangte durch dieſen Todesfall die nöthigen Mittel, um 1639 nach Altorf zu gehen, wo Kaſpar Hoffmann lehrte, und weiterhin Italien zu beſuchen. In Padua wurde er im J. 1641 unter Veſling Doctor. Er ließ ſich dann als Arzt in Schweinfurt nieder, wurde unter dem Namen Argonauta Mitglied, und 1665 Präſident der Academia Naturae Curiosorum. Den Hochbejahrten beehrte Kaiſer Leopold noch 1686 mit dem Titel eines Leibarztes; er ſtarb aber bald nachher, am 15. Nov. 1688. Außer mehren Mittheilungen und Beobachtungen in den Acta Nat. Cur., unter denen ſeine auf Verſuche geſtützte Empfehlung der Arnica beſondere Erwähnung verdient, hat Fehr zwei Schriften pharmakologiſchen Inhalts herausgegeben, in denen aber gelegentlich auch von anderen intereſſanten Gegenſtänden der Arzneikunde die Rede iſt: Anchora sacra vel Scorzonera. (Jen. 1666.) — Hiera picra seu de Absynthio analecta. (Lips. 1667.) — Ferner erſchien auch ſein Briefwechſel mit Welſch unter den Namen, welche beide in der Acad. Nat. Cur. führten, Epistolae mutuae Argonautae ad Nestorem. (Aug. Vindel. 1677. 4.)

(*F. W. Theile.*)

FEHR (Franz Joseph), geb. im Dorfe Lauffenburg, zwiſchen Schafhauſen und Rheinfeld, am 6. Mai 1746. Sein Vater, ein Müller, beſtimmte ihn zum Geiſtlichen und gab den Knaben ins Kloſter Maria-Stein bei Baſel, wo ihn der Benedictiner Felix Tſchupp in den Wiſſenſchaften und in der Muſik unterrichtete. Kränklichkeit halber wurde ihm die Aufnahme in den Orden verſagt; er mußte heimkehren, wurde geſund und begab ſich nach Ravensburg, wo er bald Organiſt, und ſpäter ſeiner Kenntniſſe wegen auch Stadtprocurator wurde. Da beide Ämter ſeine zahlreiche Familie (er hatte 1787 ſchon 15 Kinder) nicht gut nährten, warf er ſich auf Verbeſſerung dort gewöhnlicher Claviere, die bald Ruf gewannen und bis nach Göttingen verlangt wurden. Bei dieſen mechaniſchen Geſchäften litt nun zwar ſeine Fertigkeit im Clavierſpiele, dennoch wurde er noch unter die guten Organiſten und gleichfalls unter die guten Violoncelliſten gezählt. Von ſeinen Compoſitionen nennt Gerber, deſſen Angaben zum Grunde liegen, vorzüglich ein Te Deum und ſeine Chöre zur Lanassa. Andere nennen noch Clavierſtücke, die er herausgegeben haben ſoll, die ſie jedoch für unbedeutend halten. Es iſt uns kein einziges von ihm zu Geſicht gekommen. Zwölf Lieder für das Clavier, um 1796, ſind ungewiß von ihm oder von

Fehre, J. A., deſſen Vater Clavierlehrer zu Mitau war und wenigſtens 1792 ſtarb, nachdem er den Sohn gebildet hatte, der um dieſe Zeit nach Riga kam und mancherlei Unbedeutendes drucken ließ, worunter auch zwölf Lieder fürs Clavier waren, welche 1796 zu Kempten herauskamen. Bald darauf nahm er eine Stelle als Secretair und iſt in der Muſikwelt verſchollen.

(*G. W. Fink.*)

FEHRBELLIN (Schlacht bei, am 18. (28.) Juni und Überfall von Rathenow vor der Schlacht am 15. (25.) Juni 1675. Der König von Frankreich, Ludwig XIV., hatte ſich ſeit dem aachner Frieden (am 2. Mai 1668) vergeblich bemüht, den Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, von dem er Widerſtand gegen ſeine ferneren Eroberungsplane fürchtete, in ſein Intereſſe zu ziehen. Standhaft hatte ſich der Kurfürſt geweigert, in ein Bündniß mit ihm zu treten, oder eine Neutralitätserklärung für den Fall abzugeben, daß Frankreich wieder in Krieg verwickelt werden ſollte, und war vielmehr im Jahre 1672, nachdem er von den durch ein franzöſiſches Heer hart bedrängten vereinigten Niederlanden zu Hilfe gerufen worden, als deſſen Feind aufgetreten. Mit Öſterreich im Bunde war er zu ihrem Beiſtande mit einem Corps an den Mittelrhein gerückt, hatte aber, als es ihm klar geworden, daß jenes nicht ſo, wie er geſonnen ſei, die Waffen mit Nachdruck zu gebrauchen, und als die Niederlande ſäumten, ihm die verſprochenen Subſidien zu zahlen, noch die Gelegenheit wahrgenommen, auf einen nicht unvortheilhaften Separatfrieden einzugehen (am 16. Juni 1673 zu Voſſem bei Löwen). Darauf blieb es jedoch immer noch Ludwig's XIV. Streben, Frankreich auf Koſten der Nachbarſtaaten zu vergrößern. Er beläſtigte widerrechtlich das Trierſche, die Unterpfalz und ſelbſt das cleveſche, dem Kurfürſten gehörende, Land mit fortdauernder Einquartierung oder mit Contributionen, er zauderte, Letzterem die zu Voſſem zugeſagten Geldentſchädigungen zu entrichten und entriß Spanien zum zweiten Male die ſchon früher einmal eroberte und nach dem aachner Frieden ihm wieder zurückgegebene Franche-Comté. Dieſen Gewaltſtreichen konnte nicht länger mit Ruhe zugeſehen werden. Die vereinigten Niederlande, noch im Kriege mit Frankreich, Spanien und auch der Kaiſer Leopold entſchieden ſich, ſolchen auf's Neue Schranken zu ſetzen, und Friedrich Wilhelm, fortdauernd auf die bedrohte Sicherheit Teutſchlands, wie auf die ſeiner eigenen Staaten bedacht, verband ſich am 21. Juni (1. Juli) 1674 zu Cöln an der Spree mit dieſen drei Mächten zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe gegen Frankreich, welchem gleichzeitig auch andere teutſche Reichsfürſten ſich anſchloſſen. So ſehr nun auch Frankreich ſich es angelegen ſein ließ, ihn davon wieder abwendig zu machen, und offenkundiger noch das Letzterem ganz ergebene Schweden, mit welchem der Kurfürſt noch im Dec. 1673 einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte, ſo blieb derſelbe doch den von ihm übernommenen Verpflichtungen getreu. Er hatte ſich anheiſchig gemacht, mit 16,000 Mann, wovon die Hälfte von Spanien und den Niederlanden beſoldet werden ſollte, auf dem Kriegsſchauplatze zu erſcheinen, rüſtete aber, um deſto ſelbſtändiger handeln zu können, 30,000 Mann aus, und überſchritt mit einem ſtärkeren Corps, als er verſprochen, am 2. (12.) Oct. bei Straßburg den Rhein. Jenſeits vereinigte er ſich mit einem vom Herzoge von Bournonville befehligten kaiſerlichen Corps und einigen Reichstruppen, und übernahm das Obercommando über das verbündete Heer. Dieſes war nun dem unter dem Marſchall Turenne gegenüberſtehenden franzöſiſchen

Digitized by Google

an Zahl überlegen, aber dennoch war Bournonville, ſo oft auch der Kurfürſt günſtige Momente erkannte, um mit Vortheil zu ſchlagen und darauf drang, ſie zu benutzen, zu einer ernſtlichen Unternehmung nicht zu bewegen. Erſterer war nicht nur unfähig, ſondern auch zweideutig, indem er von dem von Ludwig XIV. gewonnenen kaiſerlichen Miniſter, Fürſten Lobkowitz, die Inſtruction erhalten hatte, den Feind zu ſchonen und den Kurfürſten nicht dazu kommen zu laſſen ſein Feldherrntalent und den Gehalt der brandenburgiſchen Truppen geltend zu machen, und ſo verſtrich der Feldzug faſt thatenlos bis zu dem hartnäckigen Gefechte bei Türkheim am 26. Dec. 1674 (5. Jan. 1675), deſſen glücklicher Ausgang für die Verbündeten Bournonvillen nicht abhielt, eiligſt Winterquartiere in Schwaben und bald darauf in Franken zu ſuchen. Nur durch die Verhältniſſe gezwungen folgte ihm der Kurfürſt und erreichte am 31. Jan. (10. Febr.) Schweinfurt, wo er ſein Hauptquartier nahm. Inzwiſchen hatte Frankreich nichts verabſäumt, um ſich an ihm wegen des gebrochenen Friedens zu rächen. Es war ihm gelungen, den König von Schweden Karl XI. endlich zur Erfüllung eines ſchon im April 1672 mit ihm geſchloſſenen Vertrags zu bringen, nach welchem dieſer gegen eine von Frankreich jährlich zu zahlende Summe von 600,000 Thalern, ſich verpflichtet hatte, jedem teutſchen Reichsfürſten, der den vereinigten Niederlanden bewaffnete Hilfe leiſten würde, den Krieg zu erklären. Karl XI. fürchtete nämlich bei fortgeſetzter Neutralität jene Geldunterſtützung zu verlieren, er war beleidigt durch die Beharrlichkeit, mit welcher der Kurfürſt alle ſeine Verſuche, ihn für Frankreich günſtig zu ſtimmen, zurückgewieſen hatte und konnte von einer feindlichen Unternehmung gegen den Kurſtaat, wo damals nur wenige Truppen zur Vertheidigung bereit ſtanden, einen glücklichen Erfolg mehr als je erwarten. Sonach rückte am 15. Dec. 1674 ein ſchwediſches Corps von 13,700 Mann nebſt 30 Geſchützen unter dem Generalfeldmarſchall Wrangel in die Uckermark ein und drang in den nächſten Monaten, als es ſich ergab, daß der Kurfürſt geſonnen ſei, an dem Bündniſſe gegen Frankreich unter allen Umſtänden feſtzuhalten, von Prenzlau und Stettin aus immer weiter weſtlich gegen die Havel vor. Der Kurfürſt erhielt das Schreiben mit der erſten Nachricht von dem Einmarſche der Schweden noch im December, als er ſich bei den Truppen auf dem Marſche nach Schweinfurt befand und ſagte nach deſſen Durchleſung zu den nebenſtehenden Officieren ruhig und im heiteren Tone: „Die Schweden ſind in die Mark eingefallen! auf dieſe Art könnte ich ganz Pommern bekommen!“ — Seine erſte Sorge war die Sicherſtellung Berlins und der Feſtungen in den Marken und in Pommern. Dieſe mußten durch bewaffnete Bürger verſtärkt werden und das platte Land war nur durch eine größtentheils aus Bauern zu bildende Landwehr und durch aufzubietende Forſtmänner zu Fuß und zu Pferde unter den Befehlen von Linienofficieren zu ſchützen. Die Organiſirung und Leitung von dem Allen war dem zum Statthalter ernannten Fürſten Johann George von Anhalt, Schwager des Kurfürſten, übertragen und Letzterer ſelbſt war, als er ſah, daß die Schweden ſich nicht auf eine bloße Demonſtration beſchränkten, ſondern daß es ihnen mit dem Kriege Ernſt ſei, vorerſt eifrig bemüht, ſich ſeiner bisherigen Verbündeten zu verſichern, ſowie auch andere Verbindungen zu ſchließen, um freie Hand gegen den neuen Feind zu behalten und dabei einer Unterſtützung von Außen gewiß zu ſein. Er begab ſich deshalb ſelbſt nach dem Haag, um mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu verhandeln, der ganz in ſeine Plane einging, und brachte es dahin, daß auch Dänemark dem Bunde gegen Schweden beitrat, und daß der Biſchof von Münſter verſprach, gegen Hanover feindſelig zu verfahren, wenn dieſes mit Schweden gemeinſchaftliche Sache machen ſollte. Weniger bereitwillig zeigte ſich der Kaiſer Leopold, der ebenſo mistrauiſch gegen den Kurfürſten als gegen die eigentlichen Abſichten Schwedens war, und bei dem er nur ſoviel erreichte, daß ein kaiſerliches Corps unter dem Feldmarſchallieutenant Grafen Kopp in Schleſien zuſammengezogen wurde, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, erſt dann zu dem Heere des Kurfürſten zu ſtoßen, wenn dieſer es wirklich gegen die Schweden geführt haben würde.

Nicht eher als am 26. Mai (5. Juni) nach Abſchluſſe dieſer Verhandlungen war es dem Kurfürſten möglich, mit ſeinem zu derſelben Zeit nicht mehr über 15,000 Mann ſtarken Heere aus den Quartieren in Franken aufzubrechen. Er führte es, obſchon von Gichtleiden ſehr geplagt, ſelbſt über den thüringer Wald, Arnſtadt, Heldrungen und Staßfurth nach Magdeburg und Gegend, und traf, nachdem er bei faſt beſtändigem Regenwetter auf ſchwierigen Wegen binnen 17 Tagen 40 und etliche Meilen zurückgelegt hatte, am 11. (21.) Juni mit der Reiterei, ſowie mit einem Theile der Artillerie und des Fußvolks daſelbſt ein; der größere der letztern beiden Waffen war nur noch um einige Märſche zurück. Bis dahin waren die Schweden bis nach der Mittelmark und in das von der Havel, dem Rhin und der Doſſe umſchloſſene und damals von Sümpfen und Brüchen vielfach durchſchnittene Havelland, was dem von den Brandenburgern geführten Parteigängerkriege bisher noch zum Schutze und Stützpunkte gedient hatte, vorgerückt. Sie bedrohten, nachdem ſie die Päſſe von Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg, wo ſie den letzten Widerſtand gefunden, eingenommen, Berlin und Spandow, hatten die Stadt Brandenburg ſtark beſetzt, dehnten ſich über Rathenow und Pritzerbe an der Havel bis nach Havelberg aus, wo das Hauptquartier des Feldmarſchalls Wrangel, das Hauptmagazin und 3000 Mann ſich befanden, und ſchienen im Begriffe zu ſein, in die Altmark vorzudringen, um ſich mit den Hanoveranern zu vereinigen. Überall hatten die Schweden, beſonders angereizt durch den im Hauptquartiere ſich befindenden franzöſiſchen Bevollmächtigten de Vitri, das Land auf's Äußerſte bedrückt und an den einzelnen Einwohnern, zumal während der Generallieutenant von Wrangel für den einige Monate lang erkrankten Feldmarſchall, ſeinen Stiefbruder, das Commando geführt, die empörendſten Grauſamkeiten verübt. Der Kurfürſt erſchien jetzt als Retter in der höch-

Digitized by Google

ſten Noth, und war entſchloſſen, ihr ohne Zaudern mit aller Kraft ein Ziel zu ſetzen. Gleich nach ſeiner Ankunft in Magdeburg ließ er die Thore ſchließen, um jede Verbreitung der Nachricht von der Annäherung des Heeres zu verhindern. Am 12. (22.) wurde Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, vorerſt Rathenow (10 Meilen von Magdeburg) zu überfallen, was, wie es hieß, nur von 100 Dragonern beſetzt ſein ſollte. Gelang es, dieſen ungefähr in der Mitte zwiſchen Brandenburg und Havelberg gelegenen Ort zu nehmen, ſo war die Verbindung der größtentheils um jene beide verſammelten Truppen des Feindes unterbrochen, man konnte dann hoffen, ihn einzeln zu ſchlagen und ſeine Abſicht, nach der Altmark oder über die Elbe vorzudringen, war vor der Hand wenigſtens vereitelt. Der Kurfürſt ſetzte ſich demnach, von dem Feldmarſchall Derfflinger, dem Generale der Cavalerie Prinzen Friedrich von Heſſen-Homburg, dem Generallieutenant Görtzke und dem Generalmajor Lüdecke begleitet, an die Spitze von 6000 ſchweren Reitern, den Dragonerregimentern Derfflinger und Bomsdorf, 1200 aus dem geſammten Fußvolke auserleſenen Musketiren unter den Generalmajors von Götze, von Pelnitz und dem Oberſten Grafen Dönhof und 13 aus 9 dreipfündigen, 2 zwölfpfündigen Kanonen und 2 Haubitzen beſtehenden Geſchützen. Am 13. (23.) früh vor Tagesanbruche wurde der Marſch über Genthin und Bähne auf dem linken Havelufer angetreten; die Musketire, welche auseinandergenommene ſpaniſche Reiter mit ſich führten und einige Kähne zum Gebrauche bei dem Überfalle, waren, um der Reiterei folgen zu können, auf 120 Wagen geſetzt. Zum Glücke war noch Tags vorher die Verrätherei des Oberſten Schmidt, Commandanten von Magdeburg, der in Verbindung mit einem weit verzweigten Complote die Feſtung dem Feinde hatte überliefern wollen, entdeckt worden und der Kurfürſt hatte Maßregeln zu ihrer Sicherſtellung treffen können. Noch am 13. (23.) ging zwar vor Genthin die beſtimmte Nachricht ein, daß die Beſatzung von Rathenow ſeit dem 8. (18.) bis auf ſechs Compagnien Dragoner unter dem Oberſten von Wangelin verſtärkt worden und eine andere, welche vermuthen ließ, daß die Schweden von dem Anmarſche Kenntniß erhalten; letztere wurde aber am 14. (24.) Morgens durch einen eiligſt im Hauptquartiere angekommenen Herrn von Brieſt aus Bähne widerlegt, der noch am Abende vorher im nahegelegenen Rathenow mit Wangelin geſprochen hatte und verſicherte, daß dieſer von dem, was ihm bevorſtehe, keine Ahnung habe. Der bis dahin durch die früheren Nachrichten unterbrochene Marſch wurde nun unverzüglich fortgeſetzt und am Abende ſtand der Kurfürſt mit der Reiterei eine Meile von Rathenow. Nur die Wagen mit dem Fußvolke waren bei der in Folge unaufhörlich ſtrömenden Regens ſehr ſchlechten Beſchaffenheit der Wege noch zurückgeblieben, kamen jedoch eben ſowie die Patrouillen, welche zur Zuſammenbringung einer größern Anzahl von Kähnen und von Leuten, die mit der Örtlichkeit Rathenows bekannt waren, ausgeſchickt waren, gegen Mitternacht an, worauf nach kurzer Raſt zum Angriffe aufgebrochen wurde. Die Reiterei ging im Trabe vor und neben ihnen die auf den Wagen ausgeruhten Musketire in vollem Laufe. Es war auf die plötzlichſte Überraſchung des Feindes abgeſehen, wenn dies aber auch glückte, ſo blieb doch die Einnahme von Rathenow immer noch ſehr zweifelhaft. Man konnte vom linken Ufer der Havel her, auf welchem der Anmarſch ſtattfand, nur auf zwei ſchwierigen Wegen zu zwei Thoren der damals noch ganz auf einer Inſel gelegenen Stadt gelangen. Auf dem einen zum Havelthore mußte eine Brücke über einen weſtlichen Havelarm überſchritten werden, dann ein langer, über eine ſumpfige Wieſe geführter, von vier kleinen größtentheils abgeworfenen Brücken durchſchnittener Damm und an dem Thore noch ein überbrückter Havelarm. Der andere zum ſüdlich von letzterem ſtromaufwärts gelegenen Mühlenthore war nur mittels eines ſchmalen landzungenartigen Mühlendammes, zwiſchen welchem und der ſumpfigen Wieſe eine Freiarche lag, zu erreichen. Es lag im Plane, zuvörderſt gegen das Havelthor, und wenn man auf den Mühlendamm kommen könnte, auch gegen das Mühlenthor vorzugehen; rechts von dieſem auf der Seite der Weinberge ſollten der Oberſtlieutenant Kanne und der Generaladjutant Kanowski mit 400 auf Kähne geſetzten Musketiren landen und in die Stadt einzudringen ſuchen. Demnach ging eine aus 100 Dragonern und einigen ſchweren Reitern beſtehende Vorhut gegen den erſten Havelübergang vor. Der Feldmarſchall Derfflinger führte ſie ſelbſt, näherte ſich, als der Tag zu grauen anfing, einem dort aufgeſtellten ſchwachen ſchwediſchen Wachtpoſten, der die Zugbrücke vor ſich aufgezogen hatte, nur mit wenigen Reitern, und ritt allein an ihn heran, ſich für einen ſchwediſchen Officier ausgebend, der in Gefahr ſei, von den ihn verfolgenden Brandenburgern gefangen zu werden. Da er Glauben fand, ſo wurde die Zugbrücke herabgelaſſen und ihm für ſeine Perſon verſtattet einzupaſſiren. Dieſen Augenblick benutzend drängten ſich ſeine Begleiter mit ihm zugleich hinüber und hieben die Wache nieder bis auf Einige, welche über die auf den Pfeilern der folgenden abgebrochenen vier kleinen Brücken liegen gebliebenen Balken entkamen und Lärm in der Stadt machten. Unmittelbar darauf kam der Kurfürſt an und rief, freudig ergriffen von dem Gelingen des erſten Schritts zu ſeinem gewagten Unternehmen, ſeiner Umgebung zu: „Gott hat gezeigt, daß er noch mit mir iſt!" Er befahl ſofort den beiden Dragonerregimentern abzuſitzen und theils über die vorerwähnten Balken, theils rechts ſeitwärts über die Wieſen bis an die große Brücke am Havelthore vorzurücken. Dieſe ſtellte jedoch, da ſie großentheils abgetragen und mit einer Zugbrücke verſehen war, ein um ſo bedeutenderes Hinderniß entgegen, als der Fluß dort eine Breite von wol 80 Schritten und mit Gebäuden, Hecken und Gärten beſetzte Ufer hatte. Ein lebhaftes Feuergefecht entſpann ſich nun, bei welchem der Oberſtlieutenant von Uckermann, Commandeur des Derfflinger Dragonerregiments, tödtlich verwundet wurde. Die Brandenburger, welche voran waren, ſtockten, und die, welche ſich auf dem Damme befanden, wurden durch die über die erſte Havelbrücke nachrückenden Regimenter zuſammengedrängt, ſodaß

Digitized by Google

Unordnung entſtand, welche immer mehr überhand zu nehmen drohte. Da ſchickte der Kurfürſt den Kammerherrn von Buch mit 50 Reitern ab, die er verſuchen ſollte, über die Freiarche nach dem Mühlendamme hinüber zu bringen. Dieſe mußten zwar wieder umkehren, da ſie auf der naſſen Wieſe nicht fortkommen konnten, aber Buch traf dort den General Götze mit 600 Musketiren, der den nämlichen Weg ſuchend in der Halbdämmerung umherirrte, welchem er dazu half ihn noch zu finden und auf den Mühlendamm zu gelangen, worauf das Mühlenthor ſofort angegriffen wurde. Mittlerweile war auch der Oberſtlieutenant Kanne in der Nähe der Weinberge gelandet. Er wurde Anfangs von dem ziemlich ſteilen Abhange auf dem ihm gegenüber die Stadt gelegen, den er beinahe erklommen, wieder zurückgetrieben, wiederholte jedoch den Angriff, als der Feind ſeine Truppen theilen mußte, um das Mühlenthor gegen Götze zu vertheidigen, und drang in die Stadt durch eine Pforte an der Südſeite ein. Ungefähr gleichzeitig nahmen auch der General Götze und der Oberſt Graf Dönhof das Mühlenthor; ſie ſchickten Truppen ab, um den Zug der großen Havelbrücke herabzulaſſen, und, nachdem dieſe, ſowie die vier kleinen Brücken in der möglichſten Schnelligkeit hergeſtellt worden, wurde es den wieder aufgeſeſſenen Dragonern und einigen Reiterregimentern möglich, durch das bereits vom Fußvolke trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Schweden aufgeſchlagene Havelthor in die Stadt einzubrechen. Derfflinger reinigte nun mit der Reiterei die Straßen, welche noch eine Zeit lang von den Schweden, die auch in den Häuſern ſich wehrten, gehalten wurden, bis ſie von der Übermacht erdrückt wurden. Die Meiſten von ihnen wurden niedergehauen, nur wenige entkamen und eine geringe Anzahl, worunter der Oberſt Wangelin und einige Stabsofficiere ſich befanden, gerieth in Gefangenſchaft; der Verluſt der Brandenburger beſtand nur in 50 Mann. Die Kühnheit, mit welcher der Kurfürſt den Überfall unternommen, die Einſicht, mit der er ihn geleitet, und die Tapferkeit ſeiner Truppen waren, vom Glücke begünſtigt, mit dem glänzendſten Erfolge belohnt worden.

Dieſen Tag über ruhten die durch ſo viele Anſtrengungen ermüdeten Sieger und der Kurfürſt, der erfahren, daß ſowol der Feldmarſchall von Wrangel, als deſſen Bruder, der Generallieutenant, mit ihren Truppen noch wie vorher, Erſterer in Havelberg, Letzterer in Brandenburg und Pritzerbe ſtänden, befahl dem in Magdeburg zurückgelaſſenen Herzoge von Holſtein mit dem Gros des Fußvolkes und der Artillerie, was bereits dort eingetroffen war, abzumarſchiren und eiligſt zu ihm zu ſtoßen. Bis zur Vereinigung mit dieſem hoffte er, daß die Schweden noch in ihrer Stellung bleiben würden, und wollte dann mit ganzer Macht auf einen ihrer Flügel fallen. Noch am 16. (26.) früh ließ er feierlichen Gottesdienſt halten, um dem Höchſten für den erfochtenen Sieg zu danken. Darauf ging durch einen Landmann aus der Gegend die Nachricht ein, daß der Generallieutenant von Wrangel am 15. (25.) Morgens gegen Rathenow aufgebrochen ſei, um über die Havel nach Havelberg zu gehen; auf dem Marſche habe er aber die Meldung von der Eroberung Rathenows erhalten und ſich ſofort nach Barnewitz (5½ Stunden von Rathenow) gewendet, um von da weiter den Paß von Fehrbellin zu erreichen und ſich in der Priegnitz mit dem Feldmarſchall zu vereinigen; dieſer ſei auch im Begriffe, Havelberg zu verlaſſen und ſich nach Ruppin zurückzuziehen. Patrouillen, die in verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt waren, oder noch wurden, beſtätigten dieſe Ausſage, und nun änderte der Kurfürſt ſeinen Plan. Er entſchloß ſich, ohne das Fußvolk und die Artillerie abzuwarten, auf das ſchwediſche Hauptcorps unter dem Generallieutenant von Wrangel loszugehen und ihm den Rückzug, ſowie die Verbindung mit dem Feldmarſchall, wo möglich ganz abzuſchneiden. Deshalb ſchickte er mehre kleine Truppenabtheilungen ab, um von Jägern und Forſtbeamten auf ſchwierigen, aber den kürzeſten Wegen geführt, die Ausgänge des großen havelländiſchen Luchs, namentlich bei Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg früher als der Feind zu erreichen, wo ſie die etwa noch vorhandenen Brücken zerſtören, die Engwege verſperren und durch bewaffnetes Landvolk ſtark beſetzen laſſen ſollten. An den Statthalter in Berlin erging der Befehl, ſchleunigſt gleiche Maßregeln an den letztgenannten beiden Päſſen zu treffen; an den Herzog von Holſtein der, grade auf Brandenburg zu marſchiren und ihm ſo zu folgen. Zur Beſatzung von Rathenow beſtimmte der Kurfürſt 500 Musketire unter dem Oberſten Grafen Dönhof, und marſchirte noch am Nachmittage mit ſämmtlichen übrigen Truppen dem Feinde nach. Abends neun Uhr traf er bei Barnewitz ein, wo übernachtet wurde. Die durch ſtarken Regen grundlos gewordenen Wege hatten es unmöglich gemacht, weiter zu kommen. Die Schweden hatten in einer Entfernung von zwei Stunden hinter den Seen von Bähnitz und Nievent eine Stellung genommen. Am 17. (27.) vor Tagesanbruch brach der Kurfürſt wieder auf und ging auf dem Damme zwiſchen beiden Seen auf Gohliz. Ein Vortrab von 1000 Pferden unter dem General Lüdecke hatte einem gleich ſtarken Nachtrabe der Schweden ſchon am Abende vorher nahe gegenüber geſtanden und blieb ihnen, während ſie vom frühen Morgen an in großer Eile den Rückzug fortſetzten, immer auf den Ferſen. Während der Verfolgung hatte er mehre kleinere Reiterhaufen und nahe vor Nauen einen größeren theils niedergehauen, theils verſprengt, und erſt bei dieſem Orte ſchienen die Schweden Stand halten zu wollen, indem ſie ihn mit Fußvolk beſetzten. Doch räumten ſie ihn, als das Gros der Gegner anlangte, und zogen ſich über den Damm, der damals jenſeits durch einen tiefen Moraſt führte, zurück, auf welchem ſie eine Brücke abwarfen und dahinter Geſchütz aufſtellten. Durch daſſelbe erlitten die hier angekommenen, zum Angriffe ſich anſchickenden, Brandenburger, die ſich auf dem ſchmalen Damme nicht entwickeln konnten, einen nicht unbedeutenden Verluſt, worauf der Kurfürſt ſich entſchied, den übrigen Theil des Tags bei Nauen raſten zu laſſen, was nach den bisherigen ermüdenden Märſchen, und da ſeit drei Tagen das Brod fehlte, um ſo nothwendiger war.

Am 18. (28.) Juni bei Tagesanbruche überzeugte

Digitized by Google

man ſich, daß der Feind ſeine Stellung hinter der erwähnten Brücke verlaſſen habe, und zugleich ging eine Meldung vom Statthalter Fürſten von Anhalt ein, daß für die befohlene Beſetzung der Defiléen geſorgt und der Feldmarſchall-Lieutenant Kopp mit dem erwarteten kaiſerlichen Hilfscorps aus Schleſien aufgebrochen ſei, worauf ſogleich die weitere Verfolgung beſchloſſen wurde. Dem tapfern Prinzen von Heſſen-Homburg, welcher ſchon in früheren Feldzügen ſeine kriegeriſchen Talente bewährt und im J. 1658, als er noch in ſchwediſchen Dienſten ſtand, vor Kopenhagen ein Bein verloren hatte, wurde jetzt auf ſeine Bitte vom Kurfürſten für dieſen Tag die Führung des aus den Dragonerregimentern Derfflinger und Anhalt, welche zuſammen 1600 Pferde ſtark waren, beſtehenden Vortrabs anvertraut, mit welchen er auf der Stelle im Trabe vorging. Es war ihm die ausdrückliche Ordre gegeben, den Schweden ſcharf zuzuſetzen und ſie, wo möglich, zum Stehen zu bringen. Ihr Rückzug aus der Gegend von Nauen war einer Flucht ähnlich, was die von ihnen weggeworfenen Waffen und Cuiraſſe und unbeſpannt zurückgelaſſenen Wagen bezeugten. Nach Verlauf einer Stunde ging bei dem Kurfürſten, der ſich auf derſelben Straße, die der Prinz genommen, mit dem Hauptcorps von halb ſechs Uhr an in Bewegung geſetzt hatte, von dieſem die Meldung ein, er habe den Feind erreicht, der im Begriffe zu ſein ſcheine, ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen; der Graf Promnitz habe ſich auf ſeinen Befehl bereits in Beſitz einer für ihn vortheilhaften Höhe geſetzt, er bitte den Kurfürſten, ſchnell herbeizukommen und ihm Erlaubniß zum Angriffe zu ertheilen, damit der Feind feſtgehalten werde. In Erwartung eines beifälligen Beſcheids zögerte auch der Prinz nicht, mit den Vorpoſten ſich in's Gefecht einzulaſſen. Der Kurfürſt trug jetzt noch Bedenken, ihm zu willfahren, da er noch zu weit entfernt war, um bald heranzukommen und auch vorerſt die Geſchütze abwarten wollte, welche dem ſchnellen Marſche der Reiterei nicht hatten folgen können. Er ließ ihm zurück ſagen, ruhig ſeiner zu harren, oder, wenn dies nicht ausführbar, ſich auf ihn zurückzuziehen. Das Eine wie das Andere konnte, da das Gefecht ſchon eingeleitet war, nicht mehr ohne Gefahr geſchehen. In dieſer Verlegenheit ſchickte der Prinz den Grafen Promnitz ab, um ſeine Lage und die Wahrſcheinlichkeit zum Siege, wenn er unterſtützt würde, dem Kurfürſten zu ſchildern. Als jener ankam, hatte dieſer eben ſeine Generale um ſich verſammelt, um ſich mit ihnen zu berathen. Derfflinger hatte ſich dahin erklärt, daß der Kurfürſt mit der Hauptmacht unverzüglich nach Cremmen und von da nach Fehrbellin ſich wenden ſolle, wo die Brücke nach eingegangener Meldung ſchon abgebrannt war. Nicht nur dieſe Päſſe, ſondern auch die von Oranienburg und Nauen müßten nach Zerſtörung der Brücken und Dämme ſtark beſetzt bleiben; ſo würde man die Schweden aushungern und ſie würden, wie er hinzuſetzte, „nach einigen Tagen kommen und um ihr Leben bitten." Nicht dieſer Meinung war der Kurfürſt, nachdem er Promnitzen angehört. Durchdrungen vom Schmerze über das Elend, was die Schweden über ſein Land gebracht und in dem Glauben, daß der günſtige Moment zu einem entſcheidenden Kampfe nun gekommen ſei, entſchloß er ſich raſch, ihn ungeſäumt zu beſtehen *). Da ſprach der Feldmarſchall zu ihm: „Gnädiger Herr, ich habe geglaubt als General meine Meinung nach beſter Einſicht ausſprechen zu müſſen; da es aber Ew. kurfürſtlichen Durchlaucht nicht gefällt, ihr beizupflichten, ſo wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach beſten Kräften Abbruch zu thun, ſei auch im Kampfe dem Zufalle mehr überlaſſen, als ich wünſche, ſei auch die Gefahr größer, als ſie bei meinem Vorſchlage geweſen ſein würde." Ein Wagniß war es allerdings, zur Schlacht mit ungleichen Kräften zu ſchreiten, denn die ſchwediſche Macht unter dem Generallieutenant von Wrangel beſtand aus 4000 Reitern, 7000 Mann Fußvolk und 38 Geſchützen, der Kurfürſt hatte aber nur über 5600 Reiter, 13 Geſchütze und über gar kein Fußvolk zu verfügen, da 500 Musketire, die er von Rathenow mitgenommen, noch um einige Meilen zurück waren. Er zog nun den Degen mit den Worten: „die göttliche Kraft macht uns ſieghaft durch Jeſum Chriſtum!" und befahl den Marſch noch mehr, als bisher zu beſchleunigen. Dieſer konnte nur auf engen Wegen durch Holz und Bruchland fortgeſetzt werden, ſodaß einige Male Halt gemacht werden mußte, um die auseinandergekommenen Leute wieder zu ſammeln. In dieſer Weiſe war das kleine Corps wol über eine Stunde lang marſchirt, als der Prinz von Homburg dem Kurfürſten melden ließ, der Feind ſei, von ihm gedrängt, noch etwas weiter zurückgegangen und habe eine Stellung hinter dem Landwehrgraben nahe vor dem Dorfe Linum genommen. (Linum 2 Meilen von Nauen, $1\frac{1}{3}$ Meile von Fehrbellin.) Aus dieſer ſei er nicht im Stande, ihn, mit der Reiterei, die er bei ſich habe, zu vertreiben, er bitte daher, ſchleunigſt noch eine Unterſtützung von Dragonern zu ſenden, welche auch ſofort abging. Bevor ſie aber bei dem Prinzen angekommen, war der Generallieutenant von Wrangel wiederum eine halbe Meile weit zurückgegangen und hatte ſich zwiſchen Linum und Hackenberg aufgeſtellt. Er ließ es zu, daß der Prinz eine Bewegung, um ihn in ſeiner rechten Flanke zu umgehen, durch ein Holz, die dechtower Eichen benannt, machte, und nahm, nachdem er dies bemerkt, weiter rückwärts eine dritte Stellung bei Hackenberg ($1\frac{1}{4}$ Stunde von Fehrbellin) in zwei Treffen ſo, daß das Dorf hinter dem linken Flügel blieb, indeſſen der rechte ſich gegen die tarnower Fichten (eine nördliche

*) Die Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg par le baron *de Pöllnitz*, und nach dieſen die Mémoires Friedrich's des Großen (jene ſind ſpäter gedruckt, aber früher geſchrieben und in letzteren benutzt worden) erzählen, daß der Prinz von Heſſen-Homburg bei Einleitung der Schlacht von Fehrbellin, indem er gradezu gegen die Befehle des Kurfürſten gehandelt, eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen habe, und ſtellen ihn als einen unbeſonnenen Waghals dar; eine Schilderung, die auch in das Drama übergegangen iſt. Ein ganz anderes Bild, als jene Mémoires von ihm, von dem, was der Schlacht unmittelbar voranging und dieſer ſelbſt geben aber frühere Urkunden, authentiſche Berichte, und beſonders das Tagebuch Leopold's von Buch, welchen Quellen hier auch vorzugsweiſe gefolgt worden iſt.

Digitized by Google

Fortſetzung der dechtower Eichen) hinaus dehnte. Offenbar war es ihm vor allen Dingen daran gelegen geweſen, den Paß von Fehrbellin mit Vermeidung eines jeden ernſtlichen Gefechts zu erreichen und dies nicht nur, um ſich mit dem Feldmarſchall, ſeinem Bruder, zu vereinigen, ſondern auch, weil ihm das Gerücht zugekommen war, daß das vom Kaiſer geſtellte Hilfscorps mit den Brandenburgern heranziehe. Deshalb hatte er die ſo vortheilhafte Stellung hinter dem Landwehrgraben aufgegeben, wo er einem Angriffe in der Fronte durch ſein überlegenes Geſchütz den nachdrücklichſten Widerſtand hätte leiſten können und ſolcher gegen die Flügel faſt unmöglich war, da beide durch ſumpfige unüberſchreitbare Brüche geſchützt waren, die, durch jenen Graben verbunden, auf der linken Seite unter dem Namen der Rhinwieſen nördlich bis Fehrbellin nahe bei Linum, Hackenberg und Tarnow vorbei, und auf der rechten, unter dem des Luchs, nordöſtlich bis Dechtow hin ſich erſtreckten. Um ſo fehlerhafter war es, daß er zwiſchen Linum und Hackenberg mit Bloßgebung ſeines rechten Flügels, der, wenn er die dechtower Eichen mit Fußvolk beſetzt hätte, geſichert geweſen wäre, nochmals ſich aufſtellte und dort ſo lange verweilte, bis der Kurfürſt nahe herangekommen war. Hierauf konnte er einer Schlacht, der er hatte ausweichen wollen, nicht mehr entgehen.

Der Kurfürſt hatte die unter ſeinem unmittelbaren Befehl ſtehenden Truppen ſchon nahe hinter Linum den Schweden gegenüber in drei Treffen aufmarſchiren laſſen und folgte ihnen, als ſie gen Hackenberg aufbrachen und während der Prinz von Homburg die ſchon begonnene Seitenbewegung fortſetzte, auf dem Fuße. Er fand, in der Nähe der feindlichen Stellung bei Hackenberg angelangt, Letztern bereits im Gefechte mit den Vorpoſten, und es entging ihm nicht, daß die Schweden einige Hügel, die ihren rechten Flügel begrenzten, unbeſetzt gelaſſen hatten. Auf einem derſelben ließ er ſofort einige Geſchütze aufpflanzen und ſie von den Dragonerregimentern Derfflinger und Bomsdorf decken, die abgeſeſſen in dem an den Hügeln ſich hinziehenden Holze (den tarnower Fichten) ſich poſtirten. Dieſe Bewegungen hatte dem Feinde ein dichter Nebel verhüllt und er erkannte ſie erſt, als derſelbe ſich etwas gelichtet und dann die Geſchütze ihr Feuer begannen, was um ſo wirkſamer war, als ſie ſeine ganze Linie vom rechten Flügel her enfilirten. Da ließ Wrangel den rechten Flügel ſeiner Reiterei und das 1200 Mann ſtarke Regiment Dallwig unter dem Oberſtlieutenant Maltzan nebſt mehren Geſchützen vorrücken, um den bemerkten Hügel zu erſtürmen. Eben waren links deſſelben die kurfürſtlichen Leibtrabanten und das Regiment Anhalt zur Unterſtützung der Dragoner angekommen und es entſpann ſich nun ein Gefecht, was zum größten Nachtheile der Brandenburger auszuſchlagen drohte. Beide Regimenter wurden geworfen und das von Anhalt verließ in ſo völliger Auflöſung das Schlachtfeld, daß der Kurfürſt perſönlich alle Mühe anzuwenden hatte, um es zu ſammeln und wieder gegen den Feind zu kehren. Um ſo braver benahmen ſich die Dragoner. Sie hatten den Fliehenden zugerufen: „ſie würden ſich bei den Kanonen begraben laſſen," und vertheidigten ſie ſo lange, bis das vom Feldmarſchall Derfflinger abgeſchickte Regiment Görtzke ankam, worauf die Schweden ſich zurückzogen. Dies thaten ſie aber nur, um ſich den ihnen nachrückenden Truppen zu nähern. Wrangel verſtärkte ſeinen rechten Flügel aus der Mitte immer mehr und ergriff abermals die Offenſive; der Kurfürſt dagegen hatte ſeinen Aufmarſch in die Schlachtlinie, der darauf berechnet war, jenen Flügel, wo möglich, aufzurollen, noch nicht beendigt. Er konnte ſeine Reiterei, die erſt nach und nach eintraf, nur regimenterweiſe oder in kleinern Abtheilungen ins Gefecht bringen, was jedoch durch die Anordnung erleichtert war, daß ſie mehrentheils in zwei Treffen neben einander in Compagniecolonnen marſchirten und ſo durch Einſchwenken auf dem kürzeſten Wege die Frontherſtellung gewinnen konnten. Als nun der Feind um 8 Uhr Morgens den Angriff auf die brandenburgiſchen Geſchütze erneuerte, ließ der Kurfürſt dem Dragoneroberſten Joachim von Mörner, der ſie zu beſchützen hatte, befehlen, die äußerſten Kräfte dazu aufzubieten, und dieſer, nachdem er erwiedert: „Eher ſterben, als den Schweden die Geſchütze laſſen!" ſtürzte ſich auf der Stelle mit ſeinen Reitern den Heranſtürmenden entgegen. Er ſank alsbald, von einer Kugel durchbohrt, vom Pferde, was er gewollt, war aber erreicht; die Geſchütze blieben unerobert. Immer allgemeiner und heftiger wurde nun der Kampf. Mit ſcharfem Blicke und heldenmüthiger Kraft leitete ihn der Kurfürſt. Seine äußere Erſcheinung war einfach. Er trug einen leichten Bruſtpanzer, darüber ein tuchenes, vorn offenes, Kleid und auf dem Haupte eine ſchlichte eiſerne Sturmhaube, die Klinge ſeines Schwertes war drei Fuß lang, das Gefäß von Eiſen mit zwei Bügeln. So gerüſtet ſetzte er auch überall, wo es galt, ſein Leben ein und hielt durch ſeine Perſönlichkeit und ſein Beiſpiel den Muth der Truppen aufrecht. Einige Compagnien, deren Befehlshaber auf dem Platze geblieben waren, führte er ſelbſt gegen den Feind mit dem Zurufe: „Getroſt, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürſt und nunmehriger Capitain, will ſiegen oder ritterlich zugleich mit euch ſterben." Nach einem dieſer Angriffe ging eine Kanonenkugel über den Kopf ſeines Pferdes und ſchmetterte ſeinen Stallmeiſter von Froben, der immer an ſeiner Seite geblieben war, nieder. Froben hatte, als beim Beginne der Schlacht die Leibtrabanten und das Regiment Anhalt geworfen waren, den Kurfürſten auf vieles Bitten bewogen, den Schimmel, den dieſer ritt, ihm zu geben, und dafür ſein dunkelfarbiges Pferd zu beſteigen, um dem Feinde weniger erkennbar zu ſein, und ſo wurde er das Opfer der Treue und Ergebenheit für ſeinen Herrn. Bald darauf gerieth der Kurfürſt mitten in einen andringenden Reiterhaufen und würde verloren geweſen ſein, wären nicht neun der Seinigen herbeigeeilt, die ihn auch glücklich heraushieben. Die Gefahr, in welcher der Lenker und Hort der Schlacht eben geſchwebt, reizte die Brandenburger noch mehr gegen die Schweden auf, und nicht minder begeiſterte ſie die Freude über deſſen Rettung. Sie ſchaarten ſich von Neuem zu einem allgemeinen Anlaufe zuſammen, der nun unwiderſtehlich war. Beinahe

Digitized by Google

zwei Stunden lang hatte das Handgemenge gedauert, hin und her hatte der Sieg bald da, bald dort auf der einen oder der andern Seite geſchwankt; jetzt aber löſte ſich die wilde Verwirrung, in der beide Theile oft vermengt durch einander geſtritten. Der rechte Flügel der ſchwediſchen Reiterei wurde gänzlich geſchlagen und zerſtreut, und auch das Fußvolk, was ſie unterſtützt und bisher unerſchüttert ſich behauptet hatte, mußte, von ihr verlaſſen, nun unterliegen. Eins der Fußregimenter, das von Dallwig, wurde durchbrochen, umringt und beinahe vernichtet; denn außer 60—70 Gefangenen entkamen lebend nur einige Officiere und 20 Mann. Gleichzeitig eroberten die Brandenburger eine dreipfündige Kanone und es erlitt das oſtgothiſche Cuiraſſirregiment, eins der letzten auf dem Kampfplatze, einen ſehr bedeutenden Verluſt. Der Gewinn der Schlacht, die nur von einem Heerführer gewagt werden konnte, der keinem Höheren Rechenſchaft zu geben hatte, war für die Brandenburger entſchieden; der Kurfürſt verdankte den Sieg, wie ſich ſelbſt, ſo auch ſeinen tüchtigen Reitergeneralen, und unter dieſen am meiſten dem kriegserfahrenen und kühnen Feldmarſchall Derfflinger. Früh 10 Uhr trat Wrangel in zwei Colonnen mit dem ganzen Heere über Tarnow nach Fehrbellin (Tarnow $\frac{3}{4}$ Stunde davon) den Rückzug an. Erſt jetzt war der Nebel ganz gefallen und man konnte die Bewegungen des Feindes deutlich erkennen. Die gänzlich aufgelöſte Reiterei des ſchwediſchen rechten Flügels hatte ſich in die Zwiſchenräume der feſtgeſchloſſenen Abtheilungen des Fußvolks geflüchtet. Der Kurfürſt traf ſogleich Anſtalten zur Verfolgung. Ein Vortrab ging der in zwei Treffen geordneten Reiterei voraus, welcher die Artillerie immer zur Seite blieb, um bei der Hand zu ſein und ihre Angriffe vorzubereiten. Letztere, die ſo brav und ausdauernd während der Schlacht geweſen, bewährte dies auch jetzt und that dem Feinde noch vielen Abbruch; die Reiterei verſuchte es wiederholt ihn feſtzuhalten und zu trennen, aber es gelang ihr nur, kleinere Abtheilungen und einzelne Leute gefangen zu nehmen, oder in das Moor der Rhinwieſen zu treiben, wo man in den dortigen Torfſtechereien noch in neuerer Zeit ſchwediſche Waffen und Münzen gefunden hat. Zu ſtark war noch der Feind, beſonders an tüchtigem Fußvolk, und zu ermüdet waren die Brandenburger, ſowol Leute, als Pferde, von den bisherigen Eilmärſchen und der Arbeit in der Schlacht, als daß es möglich geweſen wäre, ihm eine gänzliche Niederlage beizubringen. Zuletzt wurde noch auf dem geraden Wege nach Tarnow ihr Vortrab von der feindlichen Reiterei des linken Flügels, die an Zahl überlegen und, bisher geſchont, auch noch kräftiger war, gleich beim erſten Anlaufe über den Haufen geworfen und bis an das Gros der Brandenburger getrieben; die Reiter hatten, uneingedenk des vor Stunden erfochtenen Ruhms, ihre Officiere verlaſſen. So gelang es den Schweden gegen Mittag in Fehrbellin anzukommen, woran ſie um ſo weniger gehindert werden konnten, da bereits vor Anfange der Schlacht ein Regiment mit ſämmtlichem Gepäcke hingeſchickt worden war, um die verbrannte Brücke hinter dem Städtchen über den Rhin (ein breites, von den Rhinwieſen herkommendes Fließ) herzuſtellen, ſowie alle Zugänge zu beſetzen und zu befeſtigen, welches Letztere inzwiſchen auch ausgeführt war. Um zu ſehen, was für Maßregeln zu nehmen, war der Kurfürſt ſelbſt bis nahe an Fehrbellin geritten. Mehre von ſeiner Umgebung machten ihm jetzt den Vorſchlag, das Städtchen zu beſchießen, worauf er kurz erwiederte: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, ſondern zu retten!" und die Truppen bis hinter Tarnow zurückgehen ließ, um zu lagern und auszuruhen. Bald darauf langte das frankenberger Dragonerregiment von Berlin an, mit welchem Derfflinger ſich erbot, einen Angriff auf Fehrbellin zu unternehmen; der Kurfürſt verſagte es aber mit den Worten: „dem fliehenden Feinde muß man goldene Brücken bauen;" und, als am Nachmittage die Meldung einging, daß 1800 Mann Fußvolk aus Berlin eine Meile vom Lager eingetroffen ſeien, und daß auch der Oberſtlieutenant Kanne mit den zurückgebliebenen 500 Musketiren ſich nähere, war es ſchon zu ſpät geworden, um von dieſen Truppen gegen die Schweden, während ſie durch Fehrbellin zogen, noch Gebrauch machen zu können. Den Schweden koſtete die Schlacht und der Rückzug bis vor Fehrbellin an Todten und Verwundeten gegen 2400, den Brandenburgern gegen 500 Mann, und von erſteren waren noch einige Hunderte in Gefangenſchaft gerathen, von letzteren nur ſehr wenige. Der Kurfürſt befahl ſtrenge Beſtrafung jedes Einzelnen, der im Gefecht ſeine Schuldigkeit nicht gethan und belohnte die Braven. Noch auf dem Schlachtfelde hatte er dem verwundeten Oberſtlieutenant Henning zum Anerkenntniſſe ſeines ausgezeichneten Benehmens den Adel mit dem Beinamen von Treffenfeld beigelegt — was auch in ſofern Erwähnung verdient, als es das erſte Mal war, daß ein teutſcher Reichsfürſt dieſe Würde ertheilte, was zu thun damals nur der Kaiſer bevorrechtet war —; von den Neun, welche ihm in der Schlacht das Leben gerettet, beſchenkte er einen Jeden mit einer Hand voll Dukaten. Am 19. (29.) ſchrieb er noch aus dem Lager bei Tarnow eigenhändig an den Kaiſer: „Wäre der Feldmarſchall-Lieutenant Kopp oder auch meine Infanterie bei mir geweſen, ſo hätte kein Einziger (von den Schweden) davon kommen ſollen." An ſelbigem Tage früh bei guter Zeit ließ er die Dragoner von Grumbkow nebſt einigen Geſchützen gegen Fehrbellin vorrücken. Die Schweden hatten nach Herſtellung der Rhinbrücke den hinterliegenden Damm mit dem allergrößten Theile der Truppen ſchon überſchritten. Es waren viele Fuhrwerke ihres Gepäcks in Bewegung und die Schanzen vor dem Städtchen, ſowie dieſes ſelbſt noch mit einem Fußregimente beſetzt. Während des Plänkerns erfuhr man, daß die Brücke unter der Laſt der darüber Ziehenden zuſammengebrochen, dadurch eine Stockung entſtanden ſei, und daß auf den Straßen eine Menge von Wagen, Pferden und Soldaten ſich dränge. In Folge dieſer Nachricht kam auf des Kurfürſten Befehl Derfflinger mit 1500 ſchweren Reitern herangeſprengt und drang, Alles vor ſich niederrennend, in Fehrbellin ein. Nur mit Mühe konnte er bis zum Amthauſe nahe der Brücke durchkommen, an deren Wiederherſtellung 300 ſchwedi-

Digitized by Google

ſche Fußtruppen arbeiteten und nun gegen eine Abtheilung abgeſeſſener Reiter ein überlegenes Feuer richteten. Die Grumbkowſchen Dragoner mußten noch herbeigeholt werden, um ſie zum gänzlichen Rückzuge zu zwingen; zuvor hatten ſie die der Brücke zunächſt gelegenen Häuſer in Brand geſteckt. Nahe dabei waren eine Kanone und 18 Pulverwagen im Stiche gelaſſen worden, die glücklicherweiſe unverſehrt blieben und nebſt 2000 Bagagewagen, ſowie noch drei in den Schanzen vor Fehrbellin ſtehengebliebene Geſchütze den Brandenburgern in die Hände fielen.

Am 20. (30.) Juni ſetzte der Kurfürſt, nachdem er mit ſeinen Truppen ein gottesdienſtliches Dankfeſt gehalten, die Verfolgung der Schweden, die ſich nach Wittſtock (in der Priegnitz) zurückgezogen, weiter fort. Ebendahin war der Feldmarſchall von Wrangel, der die erſte Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht in Kyritz erfahren, mit ſeinen Truppen gegangen um ſich dort mit den Corps ſeines Bruders zu vereinigen. Beide betraten am 22. Juni (2. Juli), die Richtung nach Wismar nehmend, das Mecklenburgiſche und der Kurfürſt folgte ihnen für jetzt nicht weiter. Er mußte der Reiterei, die ſeit eilf Tagen nicht abgeſattelt hatte, einige Zeit Ruhe gönnen, und wollte auch das Eintreffen des Fußvolks und der Artillerie unter dem Herzoge von Holſtein abwarten, der an jenem Tage, nachdem ihm befohlen worden, die Richtung nach Brandenburg zu verlaſſen, erſt bis Havelberg gekommen war. Vor Allem hatte der Kurfürſt nun die Eroberung von Schwediſch-Pommern im Auge, wozu er jedoch nicht eher als in der Mitte des Octobers ernſtlich ſchreiten konnte, nachdem ein däniſches Hilfscorps und auch das kaiſerliche unter Kopp, was bisher Hinterpommern gegen eine ſchwediſche Invaſion gedeckt hatte, zu ihm geſtoßen waren.

Die Reiterſchlacht bei Fehrbellin, als ſolche eine der merkwürdigſten, erregte in ganz Europa großes Aufſehen. Der Kaiſer und alle teutſche Reichsfürſten überſandten dem Kurfürſten beſondere Gückwünſchungsſchreiben; Erſterer mahnte ihn eigenhändig, „ſich ferner nicht ſo großer Gefahr auszuſetzen und mehr Sorge für ſein Leben zu tragen, da an der Erhaltung ſeiner Perſon dem Reiche aufs Höchſte gelegen ſei," und ſtimmte bei, daß Schweden nun förmlich als Feind des teutſchen Reichs erklärt wurde. Zu Wien, Madrid, im Haag und zu Kopenhagen feierte man den Sieg durch glänzende mehrtägige Feſte. Beſonders lebhaften Antheil daran nahm der König von England, Karl II., der ſich von dem brandenburgiſchen Geſandten den Hergang der Schlacht bis in die geringſten Einzelheiten erzählen ließ und ſelbſt Ludwig XIV. bewunderte unverhohlen des Kurfürſten große That und ließ ſich Plane des Havellandes anfertigen, um darauf die kühnen Operationen ſeines Gegners verfolgen zu können. Der Zar von Rußland und der Khan der Tataren bemühten ſich von jetzt an um die Freundſchaft des Siegers, Hanover ſchloß einen Neutralitätsvertrag mit ihm ab und Polen blieb, wie bisher, theilnahmlos an dem von Schweden begonnenen Kriege. Doch nährte der Kaiſer Leopold gegen Friedrich Wilhelm, ſo freundlich er ihm auch geſchrieben, in ihm, nicht ohne Furcht, den Mann erkennend, durch welchen die brandenburgiſche Macht einen höheren Aufſchwung nehmen werde, fortdauernd die ſchon länger gehegte Eiferſucht. Wohl konnten die Schweden noch Stand halten, denn ihr Verluſt von Rathenow bis zur mecklenburgiſchen Grenze betrug nicht mehr als 4000 Mann und war im Verhältniſſe zu ihren Streitkräften nur unbedeutend; aber das Vertrauen zu ihren Waffen war ebenſo geſunken, als das der Brandenburger zu den ihrigen erhöht, und führte dieſe in den folgenden Feldzügen faſt immer zum Siege. So bezeichnet denn auch die Schlacht von Fehrbellin, in welcher ſie unter dem Kurfürſten zuerſt, nur auf eigene Kraft geſtützt, auftraten, den Anfangspunkt des Weiterſtrebens und Wachsthums des nachmaligen Preußens. Ein einfaches Steindenkmal am Wege von Hackenberg nach Fehrbellin zeigt den Nachkommen die Stätte des Kampfes. Alljährlich am 28. Juni wird es mit Blumen- und Getreidekränzen von den Umwohnern geſchmückt, in deren Munde heute noch Sagen fortleben von den Thaten, welche die Vorfahren an jenem Tage vollbrachten. (*Heymann.*)

FEIERLICH. Dieſes Wort wird bald von dem altteutſchen **Fir**, **Fiar**, ruhig, ſtill, wovon **Fira**, **Fiara**, Feier, **Firôn**, Feiern, **Firatag**, Feiertag, bald von dem lateiniſchen **Feriae** abgeleitet. Adelung ſagt: „dieſes Wort ſtimmt mit **Feriae** ſehr genau überein, und alle Sprachforſcher leiten es auch von demſelben ab. Allein, da daſſelbe, noch mehr aber das Zeitwort Feiern, in allen teutſchen Mundarten von ſo langen Zeiten und ſelbſt unter dem gemeinſten Volke üblich geweſen, ſo iſt es nicht glaublich, daß ſolches, wenigſtens in der Bedeutung der Ruhe, zunächſt aus dem Latein entlehnt worden. Es ſtammt vielmehr mit demſelben aus einer gemeinſchaftlichen älteren Quelle her." **Fira** kommt nun aber nicht blos als **otium**, ſondern auch als **feriae** vor, und **Firôn** nicht blos als **otiari**, **vacare**, ſondern auch als **sabbatizare** vor (ſ. Graff Altteutſcher Sprachſchatz III, 664 fg.), wie **Fira** als **otium** und **Sabbatum**. Mithin findet zwiſchen **Fira** und **Firôn** daſſelbe Verhältniß ſtatt wie zwiſchen **Feriae** und **Feriari**. Dieſe verſchiedenen Bedeutungen wird man zuſammen nehmen müſſen, um zu erklären, was feierlich, d. i. einer Feier gleich oder ähnlich, ſei. Feier bedeutet allerdings Ruhe bei, von und nach der Arbeit; wir finden es aber in dieſer Bedeutung nur in Zuſammenſetzungen und in dem Zeitwort Feiern, wo es eine zu lange Unterbrechung der Arbeit andeutet: „Nicht lang gefeiert, friſch!" (Schiller im Tell.) Als Ruhe von und nach der Arbeit finden wir es in Feierſtunde, Feierabend und auch Feiertag, als einen von der Arbeit freien Tag. Iſt nun aber jede Ruhe eine feierliche? Iſt der Raſttag der Soldaten auf dem Marſche ein feierlicher? Niemand wird dieſes wol behaupten wollen, und deshalb wird man zur Erklärung des Feierlichen an die **Feriae** denken müſſen. Mochten dieſe **privatae** oder **publicae** ſein (ſ. **Feriae**), ſo wurden dadurch Tage von vorzüglicher Wichtigkeit bezeichnet. Für den Privatmann und im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde gab es vielerlei Veranlaſſung, an einem für ſie merkwür-

digen und wichtigen Tage zu feiern, d. i. die gewöhnlichen Geſchäfte und Arbeiten nicht zu betreiben; darin aber liegt es noch keineswegs, daß dieſer Tag von ihnen gefeiert, d. i. feierlich begangen wurde, er konnte ſogar ein Tag der Unruhe und lärmender Freude ſein, und alſo nichts weniger als wahrhaft feierlich; er war nur feiertäglich. Um das Feierliche zu finden, wird man daher auf die öffentlichen Ferien eines ganzen Volkes und States das Augenmerk richten müſſen. Dieſe zeichnen ſich hauptſächlich durch Gottesdienſtliche Handlungen aus, die es erfoderten, daß eine allgemeine Ruhe von den alltäglichen Geſchäften eintrete; weit verbreitete Stille herrſchte. Solche äußere Ruhe und Stille bewirkt innere, die zum Nachdenken geneigt macht und das Gemüth in ernſte Stimmung verſetzt. Es gibt indeß auch ernſte Stimmungen, die man doch nicht feierliche nennen kann. Um ſo genannt werden zu können, iſt Beziehung des Denkens auf die Feier erfoderlich, die, als eine religiöſe, den Geiſt über das Alltägliche und Gemeine erhebt. Es iſt ganz eigentlich der Gedanke an das Verhältniß des Menſchenlebens zur Gottheit, der unſichtbar allwirkenden, die menſchlichen Geſchicke beſtimmenden, Macht. Es gibt für den Menſchen keinen Gedanken von höherer Wichtigkeit als dieſen, keinen, der das Intereſſe des Geiſtes und Herzens inniger in Anſpruch nehmen könnte. Die Idee der Gottheit ſo gefaßt, wie angegeben, kann das Gemüth nur mit Ehrfurcht erfüllen, in welche der Gedanke an unſer Verhältniß zu ihr eine Rührung miſcht, welche ſich des ganzen Gemüths bemächtigt, ohne jedoch demſelben die Ruhe zu rauben, deren es zu ſtillem Nachdenken bedarf. Durch die Richtung des Geiſtes auf das Ehrfurcht Gebietende und die Ergriffenheit von der durch daſſelbe bewirkten Rührung entſteht jene ernſte Stimmung, die allein eine feierliche genannt werden kann; ſie ſchafft ehrerbietige Stille in uns durch das religiös Ahnungsvolle. Hat bei ſolcher Feier das Innere des Menſchen über das Gemeine und Alltägliche ſich erhoben, ſo bleibt dies auch nicht ohne Einfluß auf ſein Äußeres, denn zufolge der innigen Gemeinſchaft zwiſchen Sele und Leib bewirken Zuſtände und Veränderungen jener allezeit auch entſprechende Zuſtände und Veränderungen in dieſem, ſie ſind natürliche Ausdrücke jener. Was ſich als Ausdruck des Feierlichen im Äußern zu erkennen gibt, könnte man im Allgemeinen als menſchliche Würdigkeit bezeichnen. Das Geſicht hat den Ausdruck ruhiger Sammlung der Gedanken, der ganze Körper eine edlere Haltung, die Bewegungen ſind nicht raſch, der Gang iſt ruhig gemeſſen. Wird von einer Menge eine Feier begangen, ſo ſtellt ſie ſich nur dann feierlich dar, wenn man erkennt, daß eine einzige große Idee ſie vereinigt, wozu alles Mannigfaltige übereinſtimmen muß. Daher nichts Raſches, nichts Geräuſchvolles, überall aber Wohlgeordnetes und rhythmiſch ſich Bewegendes wie in den Feierzügen der Alten.

Soll ſich nun aber das Feierliche auf das Gottesdienſtliche beſchränken? Kann das Gefühl deſſelben nicht auch außerhalb deſſelben erregt werden, da es doch im öffentlichen ſowohl als im Privatleben auch verſchiedene Arten von Feier gibt, die wenigſtens nicht ausſchließlich gottesdienſtlich ſind, von einer Krönungs- oder Huldigungs- und Friedensfeier an bis zu einem Schulakt, von einer Hochzeit-, Geburtstagsfeier bis zu einer Jubiläums- und Begräbnißfeier? Allerdings wird allen dieſen der Charakter des Feierlichen nicht abzuſprechen ſein, allein ſie haben ihn nur in ſo weit, als das Religiöſe Einfluß darauf hat, und eine religiöſe Stimmung bewirken. Man ſagt, daß nur große und wichtige Gegenſtände und Veranlaſſungen dazu gehören, um jene ſtillernſte Stimmung, die zu dem Feierlichen gehört, zu bewirken. Man hat nicht Unrecht, nur muß der Grund der Wichtigkeit dabei in Frage kommen. Dieſer liegt in den Ideen, welche dadurch in uns angeregt werden in Bezug auf die höchſten Intereſſen unſers Lebens und unſrer Beſtimmung, über das bevorſtehende oder vollendete Schickſal, ſei es eines einzelnen Menſchen oder eines ganzen Volks, welches alles den Geiſt nicht beſchäftigen kann, ohne zu religiöſem Gefühl und eben dadurch zu ernſter Rührung geſtimmt zu werden. Man muß von einer ſolchen Feier jedoch alles abrechnen, was nicht zu ihr ſelbſt, ſondern zu den damit gewöhnlich verbundenen Feſtlichkeiten gehört, die oft nichts weniger als feierlich ſind.

Aus den angegebenen Gegenſtänden, die zu einer Feier Veranlaſſung geben, läßt ſich ſchon vermuthen, daß auch das Feierliche mehrfach modificirt werden könne je nach den Ideen, welche dadurch natürlicher Weiſe erregt werden, gibt es ein erhabenes und ein elegiſches Feierliches, ja es kann auch ein ſchönes geben, welches den Charakter ſtiller Heiterkeit nicht ausſchließt, z. B. an einem Dankfeſte wegen der Ärnte.

Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur erhalten einen eigenthümlichen äſthetiſchen Charakter dadurch, daß wir ſie in Beziehung auf unſer Leben und Empfinden auffaſſen, und daß die Phantaſie, zufolge ihres Spieles mit Analogien und ihres anthropomorphiſirenden Verfahrens, dieſelben in Verbindung mit Bewegungen und Rührungen unſers Herzens bringt und, durch die objektive Beſchaffenheit von Gegenſtänden veranlaßt, ſolche Vorſtellungen aufregt, welche, einer beſondern Stimmung unſers Gemüths gemäß, mit der objektiven Beſchaffenheit der Gegenſtände harmoniren. Die Natur ſtimmt uns feierlich durch den Eindruck, den die Ahnung des göttlichen Geiſtes durch ihre Werke auf unſer Gemüth macht, was aber nur bei ruhiger Betrachtung in einſamer Stille, wo wir uns ganz dieſen Gedanken überlaſſen, geſchehen kann; die Rührung, welche hiedurch entſteht, kann durchaus den Charakter des Schönen an ſich tragen, wie ihn die umgebende Natur ſelbſt an ſich trägt. Wenn nun aber unter dem geſtirnten Himmel um Felſen und Waldpartien eine tiefe Ruhe herrſcht, und die Entfernung von dem betäubenden Geräuſch des irdiſchen Treibens zu Gedanken einladet, welche die Ideen der Unendlichkeit, Gottheit, Unſterblichkeit in der Tiefe der Sele wecken, ſo entſpringt aus dem Gefühl des Erhabnen die feierliche Stimmung. In dämmernden Hainen dagegen, in Waldpartien beſonders von dunkler Belaubung, in einem Herbſtwald, in Beleuchtung der ſpäten Abendſonne, und überhaupt in allem, was an Hinfälligkeit des Irdiſchen erinnert, wie

Digitized by Google

Thränenweiden an einer leiſe murmelnden Quelle, wird ſich des ruhigen, den Einflüſſen dieſer Natur ſich hingebenden, Betrachters eine elegiſch feierliche Stimmung bemächtigen.

Das Feierliche eignet vornehmlich der religiöſen Poeſie. Klopſtock iſt in Darſtellung und Ausdruck deſſelben anerkannter Meiſter. In ſeiner Frühlingsfeier vereinigen ſich religiöſe Ehrfurcht gegen den Schöpfer und Herrn und Liebe für den Vater. Erhaben feierlich beginnend geht der Dichter gegen das Ende zu dem Schönfeierlichen über, und in dem Gange ſeiner Darſtellung findet ſich auch ein Anklang von Elegiſchem. Der Inhalt umfaßt alles, was eine feierliche Stimmung zu erregen fähig iſt, aber das durch die Darſtellung erregte Gefühl iſt nicht einartig, ſondern wechſelt, und eben ſo das Metrum. Delbrück hat Folgendes hierüber bemerkt: „da die Bewegung, worin die Sele durch die Bewunderung verſetzt wird, ganz verſchieden iſt von der, worein ſie durch die Liebe verſetzt wird; und da das für jede Strophe gewählte Sylbenmaas durch den charakteriſtiſchen Tonverhalt in ſeinen verſchiedenen Bewegungen harmoniſch einſtimmt; da ferner der Gegenſtand, welcher das dargeſtellte Gefühl erregt und unterhält, nicht beſchränkt iſt, ſondern eine wahre Unendlichkeit hat: ſo entſteht aus der Harmonie zwiſchen dem Sylbenfall und der Empfindung, und aus der anſcheinenden Regelloſigkeit des Metrums für den Verſtand eine weit größere Zweckmäßigkeit, als aus einem gleichförmigen Metrum entſtehen würde." (Lyr. Gedichte I, 259.) Wo jedoch das Gefühl nur einartig iſt, da iſt die Wahl des Metrums nichts weniger als gleichgiltig, wie ſich auch aus dem ergibt, was bei der Muſik zum Ausdruck des Feierlichen erfodert wird. Zur Darſtellung einer Idee und Ausdruck des dadurch erregten Gefühls hat die Muſik zu achten auf die angemeſſenſte Wahl und Verbindung deſſen zu einem in ſich vollendeten Ganzen, was in Tönen und ihrer Bewegung der durch die Idee natürlich bewirkten Gemüthsſtimmung analog iſt. Nur zufolge der in der Natur begründeten Analogie zwiſchen Empfindungen und Tönen ſind dieſe, durch ihre Eigenſchaften der Bewegung und Bedeutung fähig Gemüthszuſtände darzuſtellen. Geſetzgeberin der Muſik iſt die menſchliche Natur. Jedes Gefühl, jeder Affekt, jede Leidenſchaft hat, wie ihre eigene Bewegung, ſo auch ihren eigenen Ton, und zwiſchen beiden herrſcht eine, durch die Natur begründete, Harmonie. Hierauf baſirt ſich in drei urſprünglich vereinigten Schweſterkünſten, dem Tanze, der Muſik und der Poeſie, das Metrum. Die Schritte des Tanzes, die Töne der Muſik, die Sylben der Sprache wurden einem Maaſe der Bewegung unterworfen, wie ein ſolches für die herrſchende Empfindung erfoderlich war. Um das Feierliche darzuſtellen, hatten alle drei daſſelbe Maas der Bewegung. Man muß ſich erinnern, daß es auch gottesdienſtliche Tänze gab, und die Feierzüge ſelbſt ſind als ſolche zu betrachten, einfach erhabene, mit Würde langſam ernſt ſich bewegende Reigen nach und in dem Ehrfurcht gebietenden Heiligthum. Die Bewegungen des Tanzes begleitete der Geſang, welcher natürlich demſelben Maaſe der Bewegungen folgen mußte. Der feierliche Schritt der Prieſter bei dem Opfer hat ſeinen Namen von der Cäremonie des Weinſprengens auf das Opferthier, Spondeios, von σπονδή, die Spende, und der angeſtimmte Hymnus bewegte ſich im ſpondeiſchen Versmaas, dem eigentlich feierlichen. Mit Recht hat man daher bei der Kirchenmuſik, die das Gefühl des Religiöſen beleben ſoll, Entfernung aller Läufe und geſchwinden Paſſagen, aller Verzierungen und Künſteleien, als der feierlichen Gemüthsſtimmung zuwider, gefodert. Der Choral ſelbſt und das Choralmäßige tragen in ihrer hohen Einfachheit, ihrer ernſten, langſamen Bewegung den Charakter des Feierlichen vorzugsweiſe an ſich, indeß finden auch hier Modifikazionen ſtatt. Hierüber ſehe man den Artikel Kirchenmusik nach. (*H.*)

FEIERTAGE (christliche), ſind den gewöhnlichen Geſchäften des bürgerlichen Lebens entzogene und dafür vorzugsweiſe vor anderen dem Gebet und der Betrachtung des Göttlichen oder der Religion des Herrn gewidmete Tage. Gewöhnlich wird Feier ungeachtet des altteutſchen Fiara, fiar und feia, vom lateiniſchen feria, und dieſes von ἑορτή abgeleitet (ſ. Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie. 1. Bd. S. 5 und *Dresser*. De festis diebus Christ. 1590. p. 1 und 2), weshalb auch die ganze Feiertagslehre Heortologie heißt. Hagiologie bezeichnet zu viel. — Solche ausgewählt feierliche Tage, die irgend eine geſchichtliche Wichtigkeit hatten, oder um eines Volksbedürfniſſes willen feſtgeſetzt worden waren, fanden ſich unter Juden und Heiden aller Art, die ſeit den älteſten Zeiten gehalten worden waren. Man ſehe die Artikel: Feste (der Heiden) und Feste der Juden. Im Allgemeinen ſind ſie von Zeit zu Zeit auch nothwendig, ſchon um das Einerlei des Lebens zu unterbrechen, und durch Ruhe und Freude die Kraft und Luſt zu den fortlaufenden Beſchäftigungen des Lebens wieder anzufriſchen: allein die Art und Weiſe der Begehung ſolcher Feſte wird ſich ebendeshalb in jedem veränderten Zeitalter nach dem neuen Bedürfniſſe oder dem veränderten Standpunkte der Bildung zu richten haben. Bei umgewandelten Anſichten der Völker und Zeiten werden daher faſt nothwendig auch die Feſttage ſelbſt, ihrer Zeitbeſtimmung, ihrer Zahl und Veranlaſſung nach, Umwandlungen erleiden dürfen, ja endlich müſſen, was auch die ganze Geſchichte der Feſte und Feiertage überhaupt und der chriſtlichen insbeſondre unabweisbar beſtätigt.

Von dem Stifter unſrer Religion findet ſich bekanntlich keine einzige Verordnung, nicht einmal eine Hindeutung für neu zu beſtimmende Feiertage, die künftig von ſeinen Freunden und Verehrern an feſtgeſetzten Tagen auf irgend eine vor anderen Tagen ausgezeichnete Weiſe begangen werden ſollten. Er war nicht gekommen, die Seinen zu binden, ſondern zu löſen; er wußte ſicher, daß ſich dies unter Menſchen von ſelbſt und am beſten in freier Wahl einrichten würde. Durch ſein Vorbild hatte er bewieſen, daß er kein Feind, vielmehr ein Freund von Erholungen und Ergötzungen war, was die Hochzeit zu Kana, ſein Eſſen und Trinken an der Tafel im Hauſe des Lazarus

und des Zöllners darthut, daß er aber auch ſelbſt ſolche Gelegenheiten immer zur Erhebung und Vergeiſtigung des Lebens benutzte, ohne Unterdrückung der Freude und des erlaubt menſchlichen Genuſſes. Ebenſo wenig war er gegen den herrſchenden Gebrauch in Anſehung der jüdiſchen Feſte, that nichts auffallend Durchgreifendes und die gewohnte Ordnung Störendes zur Beſeitigung hergebrachter Feſte, ſondern benutzte vielmehr die Hauptvereinigungszeiten der Volksmaſſe, z. B. das Paſſahfeſt zu Jeruſalem, das Laubhüttenfeſt, die Synagogen ꝛc. zur Verbreitung ſeiner Lehre. Wie viel oder wie wenig Gebräuche er von dieſen und ähnlichen Feſten ſeines Volkes mitgemacht habe, oder nicht, wiſſen wir nicht, da ſeine Evangeliſten darüber ſchweigen. Daß er aber ein entſchloſſener Gegner aller Übertreibungen und dem Leben nachtheiliger Gewohnheiten war, und daß er auch hierin den Seinen zur Freiheit verhelfen wollte, wiſſen wir gewiß. Schon ſein Ausſpruch Matth. 12, 8: Des Menſchen Sohn (worunter wol jeder Menſch zu verſtehen iſt und nicht allein der Meſſias, da nach Marc. 2, 27 — der Sabbat um des Menſchen willen, und nicht der Menſch um des Sabbaths willen gemacht iſt) iſt ein Herr auch über den Sabbath —, dazu die Vertheidigung ſeiner Jünger gegen die Phariſäer würde dies allein genüglich beweiſen, wenn wir auch keine weitern Zeugniſſe hätten, wie z. B. Ev. Joh. 4, 20 — 27, wo er erklärt, daß eine Zeit kommen wird, wo Gott weder auf dem Berge, noch im Tempel zu Jeruſalem werde angebetet werden, ſondern überall, im Geiſt und in der Wahrheit, denn der Vater will auch haben, die ihn alſo anbeten. Bei aller dieſer Freiheit des Denkens und Handelns maßte er ſich jedoch kein Recht an, die beſtehende Ordnung der Dinge gewaltſam aufzulöſen, ſondern er will ſie erfüllen, höher heben durch ſein Vorbild und durch ſeine Lehre veredeln (Matth. 5, 17. 18). — Hatte nun Jeſus den Seinen hierin Freiheit gelaſſen, obgleich mit deutlicher Hinweiſung, daß ſie in dieſen und ähnlichen Dingen nach Beſchaffenheit ihrer innern und äußern Bedürfniſſe ändern könnten und möchten, ſo hatten auch ſeine Jünger das Recht nach ihren jüdiſchen Gewohnheiten zu verfahren und ſich nach den Volkseinrichtungen derer zu betragen, unter welchen ſie zunächſt das Evangelium verkündigten. Dies that auch der erſte Verein der Verehrer Jeſu in Jeruſalem, an deſſen Spitze die Apoſtel ſtanden, Juden unter Juden. Sie beachteten Anfangs offenbar, und mit Recht die jüdiſch feſtgeſetzten Zeiten, gingen in den Tempel und feierten die gewohnten Feſte. Es würde noch ungleich mehr jüdiſcher Gebrauch in das erſte Chriſtenthum gekommen ſein, wenn nicht *Paulus* der Verkündiger unter den Heiden, ſich gegen *Petrus* und die übrigen judaiſirenden Apoſtel geſetzt und mit ſiegender Kraft das Joch des altteſtamentlichen Ceremoniels von den Chriſten, namentlich den Heidenchriſten, genommen hätte. Er tadelt die Galater (C. 4. V. 9—11) darum, daß ſich Etliche von den judaiſirenden Brüdern das Halten der Tage, Monden und Feſte hatten aufbürden laſſen, und fürchtet, vielleicht umſonſt an ihnen gearbeitet zu haben. Koloſſ. 2, 16 und 17 nennt er das jüdiſche Geſetz nur einen Schatten des wahrhaftigen Lebens der Freiheit, das in Chriſto iſt, und will, daß ſich Niemand ein Gewiſſen machen laſſe über Speiſe und Trank, über beſtimmte Feiertage, oder Neumonden und Sabbather. In allen dieſen Dingen will er den Chriſten die nöthige Freiheit retten, wobei er zugleich ſo gerecht iſt, den ſtärkern Brüdern Schonung gegen die Schwachen zur Pflicht zu machen, die noch in ihrem Gewiſſen einen Tag heiliger halten als den andern. Röm. 14, 5 und 6. Paulus ſelbſt unterwarf ſich gelegentlich mancher herrſchenden Gewohnheit aus Achtung gegen das Beſtehende, und um den noch Schwachen kein Ärgerniß zu geben; desgleichen benutzte er nach der Apoſtelgeſchichte oft die Feier des Sabbaths, die Juden zu lehren und die Bekehrten zu ſtärken. Viele Judenchriſten behielten die Feier des jüdiſchen *Sabbaths* bei, nicht blos die Ebioniten. Dies dauerte, namentlich im Morgenlande, lange genug fort, bis ins 4. Jahrh., und zwar in nicht wenigen chriſtlichen Gemeinden, die ſich erſt nach und nach in der Folge davon entfernten, bis auf die *äthiopiſchen Chriſten*, welche die Sabbathsfeier beibehielten bis heute, wie die *Ebioniten*.

Wenn nun auch den Chriſten alle Tage der Woche heilige, oder dem Herrn geweihete, ſein ſollten, weshalb denn von den Vätern alle Tage feriae genannt wurden, ſo blieb doch das Hervorheben beſonderer Zeiten, die mehr als andere der chriſtlichen Freude gewidmet ſein ſollten, zu natürlich, als daß ſich nicht ſehr frühe Spuren davon auch unter den Chriſten hätten finden ſollen. Zu der im Morgenlande Anfangs meiſt beibehaltenen *Sabbathsfeier* trat nun auch der erſte Wochentag, der den Verehrern Jeſu wegen der Auferſtehung ihres Herrn vorzüglich wichtig ſein mußte.

Die erſte Anzeige einer *beſonderen Feier des Sonntags* findet man Apoſtelgeſch. 20, 7; in welcher Stelle die Verteutſchung Luther's: „Auf einen Sabbath" verwandelt werden muß in: „An einem Sonntage" ꝛc. Ebenſo verhält es ſich mit 1 Kor. 16, 2: Daß aber dies nur für einen frommen Gebrauch, nicht für eine Einrichtung Pauli, noch weniger irgend eines anderen Apoſtels angenommen werden kann, ſcheint klar. Apokal. 1, 10 iſt nicht nothwendig vom *Sonntage* zu verſtehen. Und ſo ſcheint es denn durch keine Stelle bewieſen werden zu können, daß die Feier des Sonntags von den Apoſteln ſelbſt eingeſetzt worden ſei. Daß dies die älteſte Kirche auch nicht geglaubt hat, geht theils aus den verſchiedenen Gebräuchen derſelben hervor, theils behauptet es der Kirchengeſchichtſchreiber Sokrates im 5. Buche C. 22 gradezu mit folgenden Worten: „Niemals haben weder der Apoſtel (Paulus) noch die Evangelien denjenigen, die zum Unterrichte kamen, das Joch der Knechtſchaft aufgelegt, ſondern ſie überließen die Feier des Paſſah und der andern Feſte dem Gutdünken derer, die dadurch etwas Gutes zu thun glaubten. Da nun die Menſchen die Feſte lieben, weil an denſelben die Arbeiten nachgelaſſen werden, ſo feierten ſie, in verſchiedenen Gegenden, wie es ihnen gefiel, und nach hergebrachter Gewohnheit, das Andenken des heiligen Leidens. Denn der Erlöſer und die Apoſtel

Digitized by Google

haben weder durch ein Geſetz dies geboten, noch haben die Evangelien und die Apoſtel wie das Geſetz Moſis bei den Juden mit einer Verurtheilung, Strafe oder einem Fluche gedroht. Der Zweck der Apoſtel war nicht, Geſetze über die Feſttage vorzuſchreiben, ſondern ein rechtſchaffenes Leben und Gottſeligkeit einzuführen.“ Faſt mit denſelben Worten erklärt ſich Nicephorus im 12. Buche C. 32 ſeiner Kirchengeſchichte. Man vergleiche Auguſti 1. Bd. S. 19 und 20, wo es noch heißt: Zuletzt macht Sokrates noch aufmerkſam auf die Inconſequenz mancher chriſtlichen Lehrer, die ſich darin zeige, daß ſie zwar von andern alten Vorſchriften und Gebräuchen unbedenklich abwichen, bei der Feier der heiligen Tage hingegen eine feindſelige Hartnäckigkeit bewieſen. — Man wollte ſich alſo nicht einmal von allen Gebräuchen der Chriſten binden laſſen, ſondern foderte ſchlechthin Freiheit in der Haltung oder Änderung ſolcher Gebräuche.

Daß aber der Sonntag, der Tag des Herrn, ſehr früh von den Chriſten, wenn auch nicht auf eine und dieſelbe Art, auch nicht befohlen, ſondern aus eigener Wahl ausgezeichnet wurde, iſt gewiß, wie aus der apokryphiſchen Epiſtel des Barnabas (C. 15) hervorgeht (wenigſtens im 2. Jahrh. bereits bekannt). Ferner Juſtinus der Märtyrer in ſeiner erſten Apologie: „Am Sonntage verſammeln wir uns deswegen Alle, nicht nur weil dieſer Tag der erſte iſt, an welchem Gott an die Stelle der Finſterniß und Materie die Welt geſchaffen hat, ſondern auch, weil unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus an ebendemſelben Tage vom Tode auferſtanden iſt.“ Und in der zweiten Apologie: „An dem Tage, welchen man den Sonntag nennt, verſammeln ſich Alle, die in Städten und auf dem Lande wohnen, an einem Orte, wo die Bücher der Propheten und Apoſtel geleſen werden, ſoviel es die Zeit erlaubt.“ (Juſtin wurde 163 oder 165 zu Rom enthauptet.) Die ſogenannten Constitutiones apostolicae, die gleichfalls davon reden, fallen erſt ins 3. Jahrh. Merkwürdiger iſt der 29. Kanon der Synode zu Laodicea im 4. Jahrh., welcher verordnet: Die Chriſten ſollen nicht judaiſiren und am Sabbath nicht der Arbeit ſich enthalten. Den Sonntag aber, welchen ſie vor allen andern zu ehren haben, ſollen ſie, wenn es möglich iſt, als Chriſten ohne Arbeit feiern.

Sobald das Chriſtenthum Staatsreligion des römiſchen Reiches geworden war, gaben auch die Kaiſer bereits Geſetze für die Heilighaltung des Sonntags und anderer heiliger Tage. Schon Conſtantin der Große verordnete eine allgemeine Sonn- und Feſttagsfeier, ſodaß auch ſelbſt die Soldaten ſich jedes Geſchäftes bürgerlicher Art zu enthalten hatten, was ihm ſehr hoch angerechnet wird. Gericht an Sonn- und Feſttagen zu halten, war gleichfalls unterſagt; desgleichen durften keine öffentlichen Spiele im Circus und auf den Theatern gehalten werden. Den Landleuten war hingegen die Bebauung ihrer Felder und jede darauf bezügliche Arbeit, die ſich der Witterung wegen nicht aufſchieben laſſen wollte, geſtattet. Dieſe Gebote und Verbote wurden aber unter den folgenden Kaiſern immer ſchärfer, wie aus dem Cod. Theodos. und Justin. zu erſehen iſt. Vergl. Auguſti, Denkwürdigkeiten. 1. Bd. S. 106 fg. Daß hingegen noch im 4. und 5. Jahrh. neben dem Sonntage auch der Sonnabend von den Chriſten feierlich begangen wurde, davon zeugt die obengenannte Synode zu Laodicea im J. 367, wo beſchloſſen wurde, daß auch des Sonnabends das Evangelium und die heilige Schrift geleſen, auf jedem Sonnabende und Sonntage das Abendmahl geſpendet und an dieſen beiden Tagen nur in den Faſten zugelaſſen werden ſollte, die Gedächtnißtage der Märtyrer zu feiern. Und Sokrates verſichert im 5. B. C. 22 ſeiner Hist. eccles. und im 6. B. C. 8, es ſei damals von allen Chriſten am Sonnabende das heilige Abendmahl gefeiert worden, mit Ausnahme der römiſchen und Alexandriniſchen Kirche, die es einer alten Überlieferung wegen unterließen. — Immer wurde jedoch der Sonntag von den Chriſten höher gehalten, eine Gewohnheit, die den Haß der Juden auf das Äußerſte brachte. Der Rabbi Ismael erklärt daher einen Chriſten für einen ſolchen, der dem Irrthume des Mannes folgt, welcher den erſten Tag der Woche zu heiligen befohlen habe. Mit einem ſolchen, ſetzt er hinzu, ſollt ihr drei Tage vor und drei Tage nach dem Sabbath nicht Handel treiben. — Der Sonntag wurde von den Chriſten nicht nur der Tag des Herrn, ſondern auch der Auferſtehungstag (ἀναστάσιμον) genannt.

Noch früher, als die wöchentlich wiederkehrende Sonntagsfeier mußte natürlich von den Jüngern Jeſu das jüdiſche Paſſah (Paſcha, ſ. dieſen Artikel) gehalten werden, da es, als das Hauptfeſt der Juden, von ihrem Meiſter ſelbſt in Jeruſalem begangen worden war. Es war ihnen alſo an ſich, wie durch das ihnen von Jeſu ſelbſt gegebene Vorbild, wichtig, und mußte ihnen noch wichtiger werden durch das Leiden und Sterben und durch die Auferſtehung ihres Herrn. Man ſprach daher bald von einem πάσχα σταυρώσιμον und ἀναστάσιμον, rechnete alſo die Feier des Charfreitages oder Karfreitages (ſ. d. Art.), als den Todestag Jeſu, mit hinein, nannte den darauf folgenden Sonnabend den großen Sabbath, und hielt ihn heiliger, als die andern Vorbereitungstage auf den Sonntag, ſetzte auch einer recht würdigen Vorbereitung wegen das große 40tägige Faſten ein (ſ. Fasten und beſonders die Abtheilung der Quadragesima), um einer möglich vollkommenen Feier der Oſtern wegen, worüber man den Artikel Osterfest nachzuſehen hat, und wobei wir nur noch erinnern wollen, daß auch hierin bald zwiſchen den Juden- und Heidenchriſten ein bedeutender Unterſchied in der Feier deſſelben ſich herausſtellte, welcher zu einem gewaltigen Streite führte, in welchem beide Theile ihre Gebräuche für empfangen von den Apoſteln ausgaben. Welche hohe Würde dieſem Hauptfeſte der Chriſtenheit beigelegt wurde, ſieht man aus den Beinamen, die daſſelbe verherrlichen, als Tag des Lichtes, Heils, Sieges, der Loslaſſung der Gefangenen, Feſt der Feſte ꝛc. Auch fingen die Alten ihr Kirchenjahr, zum Unterſchiede von dem römiſch-bürgerlichen, das ſie haßten, damit an, gleichfalls nach dem Vorgange der Juden, welche auch ihr heiliges Jahr mit dem Paſſah begannen und einen Unterſchied vom bürgerlichen

Digitized by Google

Jahre feſthielten. Es iſt daher auch der Zeitrechnung wegen von großer Wichtigkeit, und zwar bis in die neuere Zeit nach der Reformation herab.

Pfingſten gehört nicht minder unter die früheſten chriſtlichen Feſte, und zwar unter diejenigen, die mit den jüdiſchen Feſten in genaueſter Verbindung ſtehen. Es hat ſeinen Namen von dem griechiſchen πεντηκοστή, der 50. Tag vom Pascha an gerechnet, welchen die Juden als das Feſt der Frühernte nach Moſaiſchem Geſetz feierten; an welchem Tage auch die Apoſtel nach Apoſtelgeſch. 2, 1 — verſammelt waren, wo der heilige Geiſt über ſie ausgegoſſen wurde. Ein Beweis mehr, daß ſich die Apoſtel an die heiligen Zeiten ihres Stammvolkes hielten. Und ſo war denn die erſte Feier deſſelben offenbar eine jüdiſche nach jüdiſcher Sitte. Zugleich war dieſe jüdiſche Feſtlichkeit Veranlaſſung, daß das Ereigniß mit den Apoſteln Jeſu allgemeiner verbreitet wurde, da es unter den Augen Vieler geſchehen mußte, eben weil es ein jüdiſcher Feſttag war.

Läßt es ſich auch nicht durch ausdrückliche Zeugniſſe der Geſchichte erhärten, daß die von den Apoſteln Bekehrten dieſe Feier nicht allein in jüdiſcher, ſondern auch in chriſtlicher Beziehung regelmäßig jedes Jahr begangen haben, ſo mußte ihnen doch die Sache ſelbſt nothwendig ſo wichtig und außerordentlich ſein, daß mindeſtens vermuthet werden darf, es werden viele Schüler der Apoſtel nicht blos nach Art der Juden das Feſt als Frühernte und zum Andenken an die Geſetzgebung auf Sinai, ſondern auch als Feſt der Geiſteserfüllung gefeiert haben. Daß es aber unter den Heidenchriſten nicht ſogleich allgemein ſich verbreitet haben wird, iſt eben ſo natürlich, theils der chriſtlichen Freiheit wegen, die in den Einrichtungen der früheſten Zeiten unter den Chriſten herrſchte, theils weil an eine gleichförmige Verfaſſung in Gemeindenweſen während der Zeit der Verfolgung nur von fern gedacht werden konnte. Iſt es alſo auch zu viel behauptet, mit Ambroſius und Hilarius das Pfingſtfeſt für eine apoſtoliſche Einrichtung zu erklären, ſo beſtätigen doch Zeugniſſe des Irenäus und Tertullianus, ſowie des Origenes ꝛc., daß es ſchon im 2. Jahrh. gefeiert wurde, wenn auch noch nicht allgemein und noch nicht als dreitägiges Feſt. Tertullian leitet die Entſtehung deſſelben aus der Tradition ab: Harum et aliarum ejusmodi disciplinarum, si legem expostules scripturarum, nullam invenies. Traditio tibi praetendetur auctrix, consuetudo confirmatrix, et fides observatrix (de corona milit. c. 3. Cf. de Idololat. c. 14). Der Montanismus mit ſeinen Schwärmereien über den verheißenen Paraklet mochte vielen Lehrern der Kirche das Feſt des heiligen Geiſtes (πνεύματος ἡμέρα) noch berückſichtigungswerther gemacht haben. In *J. Andr. Schmidii* Historia festorum et Dominicarum (Helmstadii 1726.) heißt es S. 142: In concilio Eliberino, quod Nicaeno fere coaevum est, Canone 43 statuitur: Pravam institutionem emendare placuit juxta auctoritatem scripturae, ut cuncti diem pentecostes celebremus, quod, qui non fecerit, quasi novam haeresin induxisse notetur. Da ſich die Gebräuche und völlige Einrichtung dieſes Feſtes, und zwar in ſeinem weiten und engen Sinne, erſt nach und nach ſo ordneten, wie ſie in den verſchiedenen Kirchen beſtehen, ſo ſodert dieſes Feſt und ſeine Geſchichte einen beſondern Artikel, ſo nothwendig als Oſtern. Man ſehe daher ausführlicher darüber unter Pfingſtfeſt, das am Ende des 4. Jahrh. als ein allgemein gültiges Feſt angenommen werden muß, der vielen Homilien wegen, die von den berühmteſten Vätern, als Chryſoſtomus, Epiphanius, Gregorius von Nazianz und von Nyſſa, Ambroſius, Auguſtinus ꝛc., gehalten wurden. In Auguſti, Denkwürdigkeiten ꝛc. 2. Bd. S. 394—419 lieſt man eine verteutſchte Pfingſtrede von Gregor von Nazianz und eine von Chryſoſtomus nach Cramer's Überſetzung.

Das Himmelfahrtfeſt ſchließt ſich von ſelbſt daran und ſtimmt auch in der Zeit der kirchlichen Einführung ziemlich mit Pfingſten überein. Iſt auch die erſte Feier deſſelben nicht genau nachzuweiſen, weil es wahrſcheinlich ſtillſchweigend mit zur Quinquageſima (ſ. d. Art.) gerechnet wurde, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß dieſer Feiertag eher in der morgenländiſchen, als in der abendländiſchen Kirche feſtlich begangen wurde. Dennoch war es im Occidente im 4. Jahrh. zu Auguſtin's Zeiten allgemein eingeführt, welcher es in ſ. Epist. 118 ad Januarium c. 1 gleichfalls auf die Tradition gründet. Man ſehe darüber den Art. Himmelfahrt Christi, beſonders S. 228.

Die Weihnachtsfeier iſt früher von Vielen für eine Verordnung der Apoſtel ausgegeben worden, wobei man ſich auf die Angabe der ſogenannt apoſtoliſchen Conſtitutionen verließ, deren Unechtheit nun längſt erwieſen iſt. Vielmehr hielt die älteſte Kirche den Streit über Jahr und Tag der Geburt Jeſu für unnütz, und die wenigen Anzeigen von abweichenden Meinungen darüber unter den Gelehrten hatten keinen Einfluß auf die Kirche, ſodaß von einem Weihnachtsfeſte gar nicht die Rede war. Auguſtin ſelbſt rechnet den Tag der Geburt Jeſu zur Tradition, und ſchreibt der Feier derſelben eine geringere Wichtigkeit, als dem Oſterfeſte, zu (Epist. 119). Eine Rede des Chryſoſtomus, welche Auguſti gegen Ende des Jahres 386 ſetzt und ſie nach der Überſetzung J. A. Cramer's (herausgekommen zu Leipzig 1749 im 5. Bde. der verteutſchten Predigten und kleinen Schriften des Joh. Chryſ.) im 1. Bde. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 230—251 mittheilt, beſtätigt, daß es noch nicht zehn volle Jahre, daß den Chriſten zu Conſtantinopel dieſer Tag erſt völlig bekannt iſt. Man kann mit Recht ſagen, daß er zugleich „den Namen eines alten, und auch eines neuen, ſonſt ungewöhnlichen, Feſttages verdient. Er iſt neu, weil er uns nicht vor ſo gar langer Zeit erſt recht deutlich bekannt geworden iſt. Alt verdient er genannt zu werden, weil er den ältern Feſttagen ſo geſchwind gleich geworden iſt.“ Chryſoſtomus fügt noch hinzu, daß dieſer Feiertag erſt im Occidente bekannt geworden und nun auch im Oriente es ſei, aber noch verſchieden beurtheilt. Einige vertheidigen ihn als einen ſehr alten, der von Thrakien bis nach Spanien überall lange bekannt und feſtlich geweſen ſei u. ſ. w.

Digitized by Google

Der Grund, warum das Geburtsfeſt Jeſu ſo lange ziemlich unbeachtet blieb, mag allerdings auch darin zu ſuchen ſein, daß die erſten Chriſten einen höhern Werth auf den Tag des Todes, als auf den Tag der Geburt legten, weil erſt vom Tode an das wahre Leben beginne. Wichtiger war ihnen daher der Tag der Erſcheinung Jeſu im Tempel (ἐπιφάνεια), der auch die zweite Geburt Jeſu (zum Eintritt in ſeine höhere Beſtimmung) genannt wird; dagegen Jeſu eigentliche Geburt (γενέθλια und γενέθλιος ἡμέρα, dies nativitatis) als Anfang des Standes ſeiner Erniedrigung angeſehen wurde. Man hat ſich daher viel gemüht, die Veranlaſſung zur Einführung des Weihnachtsfeſtes durch die abendländiſche Kirche im 4. Jahrh. zu finden, worüber Auguſti im 1. B. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 220 — 229 das Bedeutendſte lieferte, was auch in M. Karl Chriſtian Frd. Siegel's Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer 2. B. S. 188—193 wiederholt worden iſt. Die Hypotheſen der geſuchten Einführungsveranlaſſung ſind kurz folgende: 1) ſoll es von einem jüdiſchen Feſte der Tempelweihe (Chanuca. Feſt des neuen Altars, des Lichts ꝛc.), 1 Makkab. 4, 27—61; 2 Makkab. 10, 1—9; *Josephi* Antiq. L. 12. c. 10 — ſtammen, welches am 25. Dec. (Kislev) acht Tage lang durch Erleuchtung der Häuſer mit vielen Lichtern gefeiert wurde. Allein dann müßte es von den Judenchriſten viel früher nachgebildet worden ſein, was doch nicht geſchah. 2) Soll es um der Verdrängung der römiſch-heidniſchen Saturnalien willen, die in der letzten Hälfte des Decembers ausgelaſſen gefeiert wurden, als Natales invicti Solis am 24. und 25. Dec., von Julius I. (337 — 352) zum Geburtsfeſte des Erlöſers geweiht worden ſein. (Vorzüglich *Wernsdorf.* De orig. solemn. natal. Christ. ex festivit. Natalis Invicti. [Viteberg. 1757.]). Man hat ſich viel und gern dieſer Meinung angeſchloſſen, weil manche alte Gebräuche der Chriſten am Weihnachtsfeſte ſich daraus erklären laſſen, und weil *Prudentius*, Cathemer. hymn. 2 und *Pontinus* Nolan. Carm. 18 auf das Sonnenfeſt der Heiden anſpielen. Allein die Anſpielung liegt dem Dichter viel zu nahe, als daß ſie etwas dafür beweiſen könnte; und die Nachahmung luſtiger Gebräuche der Heiden war der Menge unter den Chriſten nie verhaßt, es wäre denn in den Zeiten der Verfolgung. Auguſti erklärt es jedoch für bedenklich, weil die ſchriftlichen Überreſte des Julius I. verdächtig ſind; weil die älteſten Spuren dieſes chriſtlichen Feſtes nicht in Rom, noch in Italien, ſondern in Ägypten und Gallien vorkommen, und weil man grade damals, wie früher, jede Annäherung an die Heiden, was ſeit dem 5. Jahrh. erſt anders wurde, zu vermeiden ſtrebte und es nur für eine Gewohnheit der Ketzer erklärte. 3) Wollte man ſogar aus der nordiſchen Mythologie den Urſprung des Weihnachtsfeſtes herleiten, aus einem der Freya gewidmeten Feſte, dem Jud- oder Jod- (Juel- oder Joel-, ſchreibt Auguſti) Feſte, welches gegen Ende des Decembers gehalten wurde und, mit der Moduenat oder Mutternacht ſeinen Anfang nehmend, ſieben Tage lang währte (*Schefferi* Upsalia c. 16. p. 296 sq. *Loccenii* Antiquit. Suio-Goth. Lib. I. c. 5). Auch dies kann ſich nur auf ähnliche, vielleicht von den Chriſten in der Folge in manchen Gegenden angenommene Gebräuche des Lebens beziehen. 4) Läßt es Jablonski (De origine festi nativ. Christi in ecclesia christ. quotannis stato die celebrari soliti. Dissert. I. 2. Opuscula. Ed. *te Water*. T. III. 1809. p. 317—376) in Ägypten entſtehen, und zwar als von den Baſilidianern, einer gnoſtiſchen Sekte, zuerſt aufgenommen. Es iſt das von den Alten oft genannte Festum Osiridis nati oder renati, auch Inventio Osiridis, welcher den Ägyptern ein Symbol der Sonne iſt. Man feierte es jährlich unter allgemeiner Freude am 6. Jan. Mit Recht wendet Auguſti dagegen ein, daß eine aus dem Innern der chriſtlichen Religion und Kirche abgeleitete Urſache der Einführung vor einer blos äußern, was die Verpflanzung eines heidniſchen Feſtes doch immer ſein würde, den Vorzug verdiene, und daß eine ſo verhaßte und von der allgemeinen Kirche ſo geſonderte Sekte ihr unmöglich zum Muſter und Vorbild in einer ſo wichtigen Angelegenheit habe dienen können. Vielmehr lehre die Geſchichte, daß die meiſten Kirchenregeln, ſowol in der Lehre, als in Gebräuchen, erſt durch die Gegenſätze der Ketzer veranlaßt wurden. Dagegen bringt Auguſti (a. a. O. B. 1. S. 226—229) eine neue Muthmaßung, warum Weihnachten (heilige Nacht) grade im 4. Jahrh. von der abendländiſchen Kirche zu einem allgemeinen Feſte der Chriſtenheit erhoben wurde. Er leitet 5) die Feier dieſes Feſtes weder aus dem Judenthume oder Heidenthume, noch aus Nachahmung einer häretiſchen Sekte ab, ſondern läßt es vielmehr als Gegenſatz von häretiſchen Vorſtellungen und Einrichtungen entſtanden ſein. Zu dieſem Ende wird nachgewieſen, daß die Manichäer ſowol gegen den chriſtlichen Sonntag und die andern Feiertage nicht viel Hochachtung bezeugten, ſondern ſie nach Auguſtin's Ausdrucke tepidissima celebratione begingen, ja ſogar ſie durch Faſten und Bußübungen entheiligten. (Die orthodoxe Kirche oder der Verein der Biſchöfe erklärte bekanntlich das Faſten an Sonn- und Feſttagen für unrecht.) Vom Sohne Gottes nahmen ſie von den Darlegungen des neuen Teſtaments überhaupt nur das an, was zur Ehre und zum Preis des Sohnes der Herrlichkeit geſagt worden war, nicht das, was zum Stande der Erniedrigung gehört; ſie fanden es entwürdigend, daß er aus einem Weibe geboren, jüdiſch beſchnitten, niedrig getauft und vom Teufel durch die Wüſte geführt worden ſei. Vergl. *Augustinus* contra Faustum. Lib. 20. c. 2 das Glaubensbekenntniß der Manichäer. Sie konnten alſo vom Geburtsfeſte Jeſu keine hohe Meinung haben. Derſelbe Auguſtin bezeugt in Serm. 202. c. 2, daß die Donatiſten von der Feier des Epiphanienfeſtes, welches in Afrika lange Zeit mit dem Weihnachtsfeſte eins war, nichts wiſſen wollten. Auch die Priscillianiſten kamen mit den Manichäern, weil auch ſie die wahre Menſchwerdung Chriſti leugneten, darin überein, daß ſie am Weihnachtsfeſte und am Sonntage faſteten. Vergl. *Leonis* M. Epist. ad Turrib. ep. 93. c. 4; deſſen Serm. 2 de natali Chr. c. 2. serm. 7. c. 3—6. serm. de Epiphan. 4. c. 4. Gegen dieſe Ketzer erhoben ſich mehre Concilien mit aus-

Digitized by Google

drücklichen Beſchlüſſen, die a. a. O. nachgeleſen werden können. Aus dieſem ſchließt Auguſti: „Wir finden alſo, daß grade drei der vornehmſten häretiſchen Parteien aus der Periode von der Mitte des 3. bis zum Ende des 4. Jahrh. das Weihnachtsfeſt verſchmäheten. Grade in dieſer Zeit aber finden wir die erſten zuverläſſigen Spuren von einer förmlichen Anordnung deſſelben in der katholiſchen Kirche. Es iſt daher gewiß kein übereilter Schluß, wenn man in dieſen abweichenden Meinungen der Häretiker die Geneſis dieſes Feſtes findet. Jede andere Herleitung trägt mehr das Gepräge des Fremdartigen, und läßt ſich nicht mit ſolcher Wahrſcheinlichkeit in den Verhältniſſen der Zeit und der Verfaſſung nachweiſen. Daß man in der Folge, beſonders zu homiletiſchen und aſketiſchen Zwecken, auch die verwandten Vorſtellungen und Einrichtungen, welche das Juden- und Heidenthum bot, benutzte, lag in der Natur der Sache, und hat die Analogie vieler andern Fälle für ſich. Aber zwiſchen einer ſolchen Benutzung und zwiſchen der Einführung eines ganz neuen Ritus iſt ein großer Unterſchied." — Gegen dieſe Hypotheſe iſt eingewendet worden, es ſei nicht zu überſehen, daß die Stellen aus den Kirchenvätern, auf welche ſich Auguſti beruft, mehr lehren, wie jene häretiſchen Parteien das bereits eingeführte Geburtsfeſt Jeſu gleichgültig behandeln, als daß dieſe Gleichgültigkeit gegen die Menſchwerdung Jeſu (!) die rechtgläubige Kirche zu einem ſolchen Feſte veranlaßt habe. Mir ſcheint dieſer Einwurf darum nicht ſchlagend, weil die Lehre der Gnoſtiker und derer, die ſich hierin an ſie ſchloſſen, viel älter iſt, als ſogar Baſilides, der Gnoſtiker, im 2. Jahrh., als Mani im 3. Jahrh., die ſämmtlich Jeſu einen Scheinkörper zuſprachen, weil ihnen die Materie das böſe Princip war und verächtlich behandelt wurde. Auch war die Feier der Erſcheinung Jeſu im Tempel (Epiphania) noch älter, als die Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes. Da nun beſonders die Manichäer im 4. Jahrh. noch immer ſo bedeutend wuchſen, daß ſie ſich auch in Italien verbreiteten und ſich den Biſchöfen immer verhaßter machten, ſo konnte die abendländiſch-katholiſche Kirche wol durch ſie veranlaßt werden, die wahre Menſchennatur Jeſu durch Veranſtaltung eines eigentlichen Geburtsfeſtes Jeſu zu verherrlichen, und dadurch den Anſichten der genannten Häretiker um ſo beſſer entgegenzuarbeiten. Man ſonderte alſo Epiphania (das Vielerlei in ſich begriff, auch die Taufe Jeſu im Jordan ꝛc.) vom Geburtstage Jeſu, und feierte nun zwei Feſte, ſtatt daß früher nur eins gefeiert worden war, und ſelbſt dies, wie es ſcheint, noch nicht ganz allgemein. — War alſo das Umſichgreifen dieſer Sekten höchſt wahrſcheinlich dennoch der Hauptgrund der Einführung des eigentlichen Weihnachtsfeſtes, ſo werden doch wol auch die heidniſchen, grade um dieſe Zeit fallenden, Feſte, die unter der chriſtlichen Menge gar Manchen lieb ſein mochten, einen Nebengrund abgegeben haben; ſelbſt wenn man es von Seiten der Biſchöfe Anfangs nicht laut hätte zugeſtehen mögen.

Seitdem nun das Epiphanienfeſt, das früher ſchon am 6. Jan. gefeiert wurde, vom eigentlichen Geburtsfeſte Jeſu getrennt worden war, iſt auch der 25. Dec. dafür beſtimmt worden. Wenigſtens geben faſt Alle zu, daß dies ſeit dem Anfange des fünften Jahrhunderts der feſtgeſetzte Termin geweſen iſt. Das hinderte aber die alten Kirchenlehrer nicht, weder die früheren noch die ſpäteren, nach der Trennung beider Feſte, die Ungewißheit des wahren Geburtstages Jeſu einzugeſtehen und die verſchiedenſten Anſichten darüber zu äußern. Schon im zweiten Jahrhunderte war er ungewiß. Vgl. *Wernsdorf*, Exercit. in novissimam litem de anno nati Chr. (Viteb. 1776.) Die Verſchiedenheit der Meinungen darüber geht ſoweit, daß J. Fr. Mayer eine beſondere Abhandlung ſchreiben konnte: Quod quilibet anni mensis gloriam nati servatoris sibi asserat, ſ. Winer's bibliſches Realler. S. 327. Verſchiedenheiten der Meinung, die weder ein Kirchenrecht noch einen Glaubensartikel beeinträchtigten, ließ man gern frei. Doch gehörte auch der 25. Monatstag unter die früheren Annahmen, da (nach Auguſti 1. Bd. S. 214) Clemens von Alexandrien ſchrieb: „Es gibt auch Einige, welche mit unnöthiger Mühe bei der Geburt unſeres Heilandes nicht nur das Jahr, ſondern auch den Tag zu beſtimmen ſuchen, nämlich den 25. des Monats Pachon, im 28. Jahre des Auguſtus." Daß aber vor Kurzem vom Profeſſor Seyffarth, dem tüchtigen Forſcher im Fache ägyptiſcher Alterthümer, nach alten aſtronomiſchen Tabellen bewieſen worden iſt, es ſei nicht allein das Jahr unſerer chriſtlichen Zeitrechnung das wahre, ſondern auch der 25. Dec. der eigentliche Geburtstag Jeſu, iſt an ſich ſelbſt von Wichtigkeit, wird aber noch dadurch um ſo mehr werth, genau angezeigt zu werden, je weniger wir bis hieher die Sache bemerkt gefunden haben, da das Werk bis jetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden iſt. Endlich vergleiche man noch *Planck*, variar. de orig. festi nat. Chr. Sententt. epicrisis. (Gott. 1796.)

Die zum Weihnachtsfeſte gehörigen Adventsſonntage (ſ. Advent), die als fromme Vorbereitungen auf die Ankunft des Herrn anzuſehen ſind, können natürlich nicht eher beſtanden haben, als das Weihnachtsfeſt ſelbſt. Die Annahme Einiger, als habe ſie der Apoſtel Petrus verordnet, fällt daher von ſelbſt. Die Zeugniſſe für eine frühere Feier des Advents, die aus Tertullian und Cyprian beigebracht worden ſind, beruhen auf Misverſtändniß des Wortes Adventus, und Auguſtin's beide Homilien, de Adventu Domini, ſind ſchon von den Benedictinern in ihrer Ausgabe T. 5. P. 2. p. 209 für unecht erklärt und einem Cäſarius Arelatenſis aus dem ſechsten Jahrh. zugeſchrieben worden. Selbſt die zwei kurzen Reden des Maximus Taurinenſis (Biſchofs von Turin), de Adventu Domini, aus dem fünften Jahrhunderte, beweiſen nicht genug ein wirkliches Beſtehen einer ſchon kirchlich verordneten Zurüſtungszeit auf Weihnachten, weil ſie nicht deutlich darauf hinweiſen und auch die kirchlichen Bibelabſchnitte dafür nicht zum Grunde legen. Das erſte Zeugniß für Einführung dieſer Vorbereitungszeit bringt das Concilium Ilerdense (zu Lerida in Spanien) im J. 524, welches vom Advent bis zum Epiphanienfeſte alle Hochzeiten unterſagt. Und ſo wird denn der Anfang der Adventseinrichtung wol ins ſechste Jahrhundert geſetzt bleiben müſſen,

Digitized by Google

wenn auch die Kirchengeſchichte von Dr. Karl Haſe (4. verbeſſerte Aufl. S. 146. Leipz. 1841) „Spuren einer frommen Zurüſtung auf Weihnachten (adventus) erſt im ſiebenten Jahrhunderte erſcheinen“ läßt. Daß hingegen alle ſolche kirchliche Einrichtungen nicht gleich in ihrem Beginne völlig abgerundet ſein konnten, ſondern erſt nach und nach ausgebildet, oder doch zeitgemäß verändert werden mußten, liegt in der Natur der Sache. Auch ließ man verſchiedene Gebräuche in verſchiedenen Gegenden gelten, ſo lange kein dringender Grund vorhanden war, auf Einheit zu halten. Im Abendlande wurden, die Weihnachtswoche abgerechnet, nur drei Vorbereitungswochen geſetzt, was Gregor I. zugeſchrieben wird; vier Wochen iſt die längſte Zeit des Advents, der ſtets zwiſchen dem 26. Nov. und 4. Dec. anfängt, der vier Sonntage wegen, die zur Adventsfeier gehören. Zuweilen wurden dieſe vier Sonntage vom Feſte an rückwärts gezählt, ſodaß der erſte der vierte hieß. Siehe über Adventus und die beſonderen Kirchengebräuche *Durandi*, Rationale div. offic. Lib. 6. c. 2 sq., *Mart. Gerbert*, De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate etc. T. 1. p. 518 sq. Dagegen fängt die griechiſch-katholiſche Kirche ihren Advent immer mit dem 14. Nov. an, ſodaß ſie eine Vorbereitungszeit von 40 Tagen, alſo eine Quadrageſima, herausbringen, die auch zuweilen im Abendlande gehalten wurde und Quadrageſima St. Martini hieß (zum Unterſchiede von der großen Oſterquadrageſima), weil das Faſten vom Martinstage an begann, bis der Advent auf die vier Sonntage vor Weihnachten beſchränkt wurde. Dafür fing aber auch die abendländiſche Kirche ihr Kirchenjahr mit dem Advente an, was die griechiſche Kirche nicht thut, ſondern bei Oſtern bleibt, womit auch früher im Abendlande das Kirchenjahr begonnen wurde. — Die bibliſchen Abſchnitte zum Vorleſen in den Kirchen waren ſchon eingeführt; es verſteht ſich zu den Feſten und Verſammlungstagen, die vorhanden waren; allein in der alten Kirche nicht ſo, daß darüber auch hätte gepredigt werden müſſen; ſ. den Artikel Perikopen. Die Perikope des erſten Adventſonntags handelte vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem; des zweiten von ſeiner Zukunft zum Weltgerichte, alſo von der erſten Gründung des neuen Reiches Jeſu auf Erden (ſodaß der Einzug des Herrn allegoriſch gedeutet wurde) bis zum Ende aller Dinge; des dritten von Johannes dem Täufer, als Vorläufer Jeſu (demnach geſchichtlich) nämlich vom Zeugniſſe Jeſu über Johannes den Täufer (Matth. 11, 9—14) und des vierten vom Zeugniſſe des Täufers über Jeſum (Ev. Joh. 1, 29—34); vgl. Auguſti's Denkwürdigkeiten 1. Bd. S. 182 und 183. — Die vorgeſchriebenen Texte aus den Evangelien waren: Matth. 21, 1—9; Luc. 21, 25—36; Matth. 11, 2—10 und Joh. 1, 19—28 und die Abſchnitte aus den Epiſteln: Röm. 13, 11—14; Röm. 15, 4—13; 1 Kor. 4, 1—5 und Philipp. 4, 4—7. Die Zeit ihrer Einführung iſt ungewiß.

Nach und nach, und zwar vom fünften Jahrhunderte an bis in das achte, brachte man noch mehre Feſte mit Weihnachten in Verbindung, welche treffend Begleitungsfeſte genannt wurden, um den Heiland der Welt deſto höher zu ehren, weshalb Durandus in ſeinem oftgenannten Rationale div. offic. ſchreibt: Quemadmodum regi, urbem intranti, comites additi sunt, sic et ecclesia salvatori mundum ingresso congruos comites voluit adjunctos. Qui autem sunt hi comites? Ea de re in Cantico (das hohe Lied bezog die Kirche auf Chriſtum, den Bräutigam, und ſich ſelbſt als die Braut) sic dicitur: Dilectus meus, h. e. puer Jesus, est candidus et rubicundus, electus e millibus. Ecclesia igitur Christo nato comitem rubicundum sive *Stephanum*, qui rubicundum pro Christo sanguinem fudit, comitem candidum *Sanct. Joannem Evangelistam*, quem candor virgineus (man hält ihn für unverheirathet) commendat, et multa millia infantum, e quibus electus est puer Jesus, cum reliqui omnes occiderentur in tractu Bethlehemitico, pulchre reddidit. — Man weihete aber den zweiten Feiertag des Weihnachtsfeſtes dem erſten Märtyrer Stephanos oder Protomartyr, wenn auch nicht in den früheſten Zeiten, wo ſein Gedächtnißtag ſchon im J. 36 im Auguſt gefeiert, dann nach Auffindung ſeiner Reliquien auf den 7. Januar, endlich und zwar ſchon im vierten Jahrhunderte, was jedoch erſt im fünften Jahrhunderte allgemein wurde, auf den zweiten Weihnachtsfeiertag verlegt worden iſt; den dritten Weihnachtsfeiertag dem Evangeliſten Johannes, was aber doch erſt, ſo ſehr auch immer dieſer Schoosjünger Jeſu ausgezeichnet wurde, im 13. Jahrhunderte allgemein geworden iſt. Die Gründe dieſer Wahl beſtimmt die Kirche ſo: Quia virgo (der unvermählte Johannes) electus ab ipso (Jesu), virgo in aevum permansit. In cruce denique moriturus huic Matrem suam virginem virgini commendavit. — Dieſen fügte man noch einen vierten Feiertag bei, den unſchuldigen Kindertag, Festum Innocentium, welcher auch ſchon in der älteſten Kirche hervorgehoben worden war. Man nannte dieſe unſchuldig gemordeten Kinder Flores Martyrum, was auch in der Rede Auguſtin's geſchah, die zum Theil als eine Lection für dieſes Feſt verwendet wurde. An die bekannte Hymne: Salvete, flores Martyrum etc. brauchen wir nur zu erinnern, ſowie an die zahlreichen Homilien der Kirchenväter über dieſen Tag.

Man würde jedoch den Zuſammenhang dieſer Verknüpfungen mit dem fröhlichen Geburtsfeſte Jeſu, an welchem ſchlechthin alles Faſten bereits im fünften Jahrhunderte für eine Ketzerei angeſehen wurde, immerhin noch nicht klar faſſen, wenn man ſich nicht die Anſicht der Kirche über die Märtyrer ins Gedächtniß rufen wollte. Die Verehrung derſelben mußte faſt nothwendig ſchon in den erſten Zeiten der Verfolgung der Chriſtenheit entſtehen, um die Bedrängten deſto mehr zur Beſtändigkeit im Glauben zu ermuntern. Man nannte daher ſehr früh ſchon den Tag des Todes eines Blutzeugen der Religion Jeſu ſeinen Geburtstag (ἡμέραν γενέθλιον, diem natalem) für ein höheres Leben in jener Welt. Je mehr dieſe Anſicht mit den Geſinnungen der Apoſtel, mit den Überſpannungen der Gnoſtiker und mit der ganzen Lage der erſten Chriſtenheit übereinſtimmte, deſto allgemeiner mußte ſich dieſe Gemüthsrichtung verbreiten. Die Lehrer der Gemeinden halfen ſelbſt dazu, damit dieſe Treue der Be-

Digitized by Google

kenner Jeſu bis in den Tod in Aller Herzen recht lebendig werde. Sie veranſtalteten deshalb feierliche Verſammlungen der Brüder am Todestage jener tapferen Glaubenshelden an ihren Gräbern, laſen die Geſchichte des Lebens der rühmlich Heimgegangenen, im Kampfe Bewährten und nun mit dem Herrn zu ewiger Wonne Vereinten; veranſtalteten Sammlungen für die Armen, wie auch an den übrigen Feiertagen der Chriſten u. ſ. w. Die erſte geſchichtlich beglaubigte Feier eines ſolchen Märtyrergeburtstages finden wir bei der Verbrennung des Polykarp, Biſchofs in Smyrna, um 170, deſſen von ſeiner Standhaftigkeit begeiſterte Gemeinde ein Schreiben an die Gemeinden der Umgegend, namentlich an die Chriſten zu Philadelphia, worin des Mannes ehrwürdiges Verhalten in ſeinem letzten Kampfe dargelegt wurde (in *Cotelerii* Patr. Apostol. Vol. 2. P. 1. p. 195—204, Edit. a. 1724, und ein Auszug in *Eusebii* Hist. eccles. Lib. 6. c. 15), worin es unter anderem heißt: Sie hofften, wenn ſie nicht durch die Wuth ihrer Feinde verhindert würden, warum ſie Gott täglich anriefen, ſich an ſeinem Grabe zu verſammeln und den Geburtstag ſeines Todes mit Freuden zu begehen, ſowol zum Andenken derer, welche bereits einen ſolchen Kampf errungen und ſiegreich ausgeführt, als auch zur Ermunterung der Nachkommen. Daß aber der Zweck eines ſolchen feierlichen Zuſammenkommens Anfangs durchaus keine Anbetung der Märtyrer war, geht aus demſelben Rundſchreiben der Gemeinde zu Smyrna über allen Zweifel deutlich hervor. Ihre Gegner (beſonders Juden) hatten den Statthalter erſucht, den Chriſten nicht die Überbleibſel des Entſeelten zu überlaſſen, damit ſie nicht ihn, ſtatt des Gekreuzigten, verehren möchten. Dagegen ſchreibt die Gemeinde: Sie wiſſen nicht, daß wir Chriſtum niemals verlaſſen und einen Andern verehren können. Denn ihn beten wir an, weil er der Sohn Gottes iſt; die Märtyrer aber lieben wir mit Recht als Schüler und Nachahmer des Herrn, wegen ihrer ungemeinen Zuneigung zu ihrem Könige und Lehrer. — Daß dieſe an ſich ſehr löbliche Einrichtung von nun an immer mehr um ſich griff und die Geburtstage der Märtyrer (γενέθλια τῶν μαρτύρων, natalitia martyrum) den Chriſten immer anziehender wurden, beglaubigen die vielen Erwähnungen derſelben von den meiſten Schriftſtellern der nächſten Zeit, z. B. vom Tertullian, Origenes, Cyprian u. ſ. w. Daß man aber auch bald genug hierin zu weit ging, und zwar, merkwürdig genug, von den Zeiten an, als die Chriſten zu bürgerlicher Ruhe gekommen waren, beweiſt ſchon Conſtantin des Großen Befehl, im ganzen Reiche die Tage der Märtyrer mit aller möglichen Feierlichkeit zu begehen und die Statthalter der Provinzen dafür verantwortlich zu machen (*Euseb.* vita Constantini Lib. 4. c. 23.). Das Weitere ſehe man unter Märtyrer und vgl. *Caspar Sagittarius*, de martyrum natalitiis in primitiva ecclesia (Jenae 1683 u. Francof. 1696.) Wir haben hier nur noch zu bemerken, daß alſo die Feſte der Märtyrer ſchon lange vor dem Weihnachtsfeſte eingeführt und allgemein geworden waren, alſo zu den ſehr alten Kirchenfeiertagen gehörten, an denen auch ſchon früh genug der Wunderglaube reichliche Nahrung fand. —

Um noch zu erklären, wie der Evangeliſt Johannes in die Geſellſchaft der das Geburtsfeſt Jeſu verherrlichenden Märtyrer kommt, hat man beſonders das ganze 42. Capitel des 7. Buches des Rationale divinorum offic. von *Guliel. Durandus* (Lugduni 1612.) p. 460—462 nachzuleſen. Daraus zur überſichtlichen Erklärung: Die Kirche wollte am Weihnachtsfeſte alle Arten der Märtyrer, welche um der Erſcheinung Chriſti im Fleiſche willen zu Märtyrern geworden waren, mit einander vereinigen. Sie nimmt aber ein dreifaches Martyrium an. Das erſte iſt das Märtyrerthum aus freiem Willen und mit der That (voluntate et opere), wie es das Märtyrerthum des St. Stephanus war; und dieſes erklärt ſie für das würdigſte in ſeiner Art; das zweite iſt das Märtyrerthum, das in der Geſinnung vorhanden iſt, das auch das Leben zum Zeugniſſe für den Chriſt opfern würde, wenn es zur Verwirklichung ſeines feſten Entſchluſſes Veranlaſſung hätte (voluntate, sed non opere), welche Art des Martyriums der Evangeliſt Johannes darſtellt; das dritte iſt das Märtyrerthum, das in der That ſich zeigt, ohne daß die bewußte Überzeugung dabei iſt, wie es bei den kleinen Kindern zu Bethlehem der Fall ſein mußte (opere, sed non voluntate).

Und ſo gehörte denn das Weihnachtsfeſt, das zu den beiden früheſten Feſten der Chriſtenheit, die mit einander in der engſten Verbindung ſtanden, ſodaß die ganze Reihe der 50 Tage von Oſtern bis zu Pfingſten für eine ununterbrochene Feier- und Freudenzeit gehalten wurde, ſodaß Oſtern, von welchem auch die Sonntagsfeier kommt, als der Anfang, und Pfingſten als der Beſchluß angeſehen werden muß, — ſeit dem letzten Viertel des vierten Jahrhunderts gekommen war, ausgezeichnet durch Vorbereitungen, Vigilien oder Nachtgottesdienſte (ſ. d.), die unter den älteſten Chriſten aus Noth gehalten, bis Ende des ſechsten Jahrhunderts noch ſehr gebräuchlich waren, doch der Unordnungen wegen immer mehr zurücktraten; durch Abendmahlsfeier, Zeitdauer und durch eigenthümliche Gebräuche, die ſich freilich im Laufe der Zeit veränderten, — zu den großen Feiertagen, an denen die chriſtlichen Kaiſer alle öffentlichen Beluſtigungen unterſagten und wozu das Concil. Aurel. im J. 511 das Verbot für größere Städte fügte, daß die Feier deſſelben in kleinern Städten oder auf dem Lande keinem Bürger erlaubt ſein ſolle, außer im Krankheitsfalle. Auch die beſonderen Gebräuche beim Weihnachtsfeſte, als das Geſchenkegeben der Erwachſenen unter einander und an Kinder, fröhliche Schmaußereien und allerlei Kurzweil in Spielen und Vermummungen waren ſchon im fünften Jahrhunderte Sitte, wovon doch wol Vieles aus den heidniſchen Feſten der Saturnalien und Juvenalien auf die Chriſtenheit überging, was beſonders Wernsdorf in ſeiner Schrift de originibus solemnium natalis Christi ex festivitate invicti des Weiteren auseinanderſetzt, mit welchem auch Hildebrand (de Natal. vet. sac. et prof. c. 12) übereinſtimmt. Wenn auch die Geiſtlichen ſelbſt, d. h. ein Theil derſelben, mit ſolchen letztgenannten Gebräuchen nicht zufrieden waren, ſo ergibt ſich doch aus vielfältigen Verordnungen der Concilien verſchiedener Zeiten, daß ſich die Menge ihre äußere Feier lange genug gar nicht nehmen

Digitized by Google

ließ. Es mag daher auch nur für eine rhetoriſche Figur, die mit Klugheit gewählt wurde, um das Volk durch gutes Zutrauen zum Rechten zu bringen, anzuſehen ſein, wenn Gregor von Nazianz in ſeiner 38. Homilie von der würdigen Feier des Chriſtfeſtes ſagt: Hanc festivitatem non celebremus panegyrico, sed divino, non mundano, sed supermundano modo. Nequaquam fores coronemus, non choros instauremus, non compita viarum exornemus, non oculos pascamus, non auditum oblectemus, non odoratum effoeminemus, non gustui lenocinemur, non tactui obsequamur. non vestimentis teneris ac fluidis, ex quibus id, quod pulcherrimum, plane est inutile, molliter induamur, non gemmarum splendoribus, non auri fulgoribus, non colorem fucis naturalem mentientibus pulchritudinem, et propter imaginem repertis, non commessationibus et ebrietatibus, quibus cubilia et libidinem scimus esse conjunctam etc. Weiter und teutſch führt dieſe Stelle Auguſti an im 1. Bd. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 104—106. Daß des Kirchenvaters Wunſch nicht ganz in Wirklichkeit verwandelt wurde, und kaum verwandelt werden konnte, beweiſt die Geſchichte ſelbſt nur zu klar. Daß aber Alles vor Conſtantin dem Großen, bevor die chriſtliche Kirche zur herrſchenden im Staate erhoben worden war, ohne allen Vergleich einfacher ſein mußte, liegt ganz in der Natur der Sache und braucht keiner weitern Erwähnung.

Jedes bedeutende Feſt erhielt erſt im Laufe der chriſtlichen Feiertagsausbildung ſeine Octava, oder ſeine Nach- und Schlußfeier am achten Tage nach dem Feſte, weshalb ſie auch von den Lateinern clausula festorum genannt wurde. Sie entſtanden erſt im vierten Jahrhunderte. Ob man dabei auf 3 Moſ. 23, 36 ſah, oder nicht, ob alſo auch die Einführung der Octaven eine Nachahmung der Juden war, oder nicht, mag zweifelhaft ſein. Das Übrige ſ. Octava.

Betrachten wir nun das Weſen der chriſtlichen Feiertage in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, den jüdiſchen und heidniſchen Feſten gegenüber, ſo iſt nichts natürlicher und leichter, als daß ſich die chriſtlichen vor jenen hervorthun und ungleich ſittlicher erſcheinen mußten. Philo's Beſchreibung der außerchriſtlichen Feſtbegehung in ſeinem Tractat. de Cherubim, die man im Auszuge in Auguſti's oft genanntem Buche 1. Bd. S. 102 fg. lieſt, ſchildert ſo ſtark, daß nicht viel dazu gehört, ſolche Sitten von Seiten der Chriſten zu überwinden. Übrigens hatten dies auch Nichtchriſten ſchon gethan, und nur zu ſehr, wovor ſich auch die Chriſten zu hüten hatten, um es nicht auf der entgegengeſetzten Seite abermals zu weit zu treiben, worin doch Viele nicht gering fehlten. Denn die reinern Begriffe namhaft alter Kirchenlehrer, als des Clemens von Alexandrien, des Origenes, Hieronymus, Auguſtinus und Anderer, ſind wol herrliche Zeugniſſe für dieſe Männer ſelbſt, aber lange nicht für die ganze alte Kirche. Der Erſte lehrt, daß wir den Herrn nicht an den auserwählten Tagen, ſondern unſer ganzes Leben hindurch zu ehren haben, weder an einem beſtimmten Orte, noch an einem beſtimmten Tage, ſondern überall und ſtets durch rechtſchaffene Erfüllung unſerer Pflicht. Der große Haufe aber, der ſich für gläubig hält, ohne es zu ſein, und der ſolche beſtändige Lebensfeiertage weder feiern will, noch kann, bedarf der Erinnerung an die göttlichen Wohlthaten und daher auch einer ſinnlichen Belehrungsanſtalt, damit ſie nicht ganz unterbleiben. In ſolchem Sinne verlangt auch Auguſtin, übereinſtimmend mit Ambroſius, daß man ſich in allen Dingen, die vom freien Gebrauche abhängen und nichts wider den Glauben und gute Sitten fodern, die alſo gleichgültig ſind, nach der Ordnung der Geſellſchaft halten ſoll, unter welcher man lebt. Es iſt auch ſchon geſagt worden, daß das Geſetz, an den Feiertagen nicht zu arbeiten, die Noth- und Liebeswerke keineswegs ausſchloß, ſondern vielmehr als einen Dienſt des Herrn anſah. Daß man hingegen das Beſuchen der Kirchen zu den allgemeinen Verſammlungszeiten für eine nothwendige Pflicht erklärte, kann nicht getadelt werden; es wäre denn, daß an manchen Orten mit einer die Freiheit ſehr zu beſchränkenden Strafgewalt darauf gehalten wurde, was ſich auch in ſpäteren, ja in neuern Zeiten wiederholte.

Übrigens betrachtete die Kirche ihre Feiertage als Freudentage auf chriſtliche, d. h., durch keine zu lauten Welterluſtigungen oder zu üppigem Sinnenreiz in Ausgelaſſenheit ausartende Weiſe. Es war ſchon eine Erholung für die Chriſten, daß an den Feiertagen nicht gefaſtet werden durfte, was als Vorbereitung auf dieſelben geſetzt worden war; desgleichen, daß bürgerliche Arbeiten, Handel und Wandel ruheten, um ſich deſto beſſer mit dem Heiligen zu beſchäftigen. Nur geſchah es auch damals, daß die Staatsgewalt, ſobald ſie ſich für das Chriſtenthum erklärt hatte, zur Aufrechthaltung kirchlicher Verordnungen in zu ſtarke Thätigkeit geſetzt wurde. Dennoch gaben ſich die Biſchöfe auch wieder alle Mühe, den Feiertagen ein möglich heiteres Anſehen zu geben. Das that man zwar zunächſt um der Sache und um der Chriſtenheit willen, allein man wollte ſich auch von der übermäßig einförmigen Strenge und der Düſterheit der jüdiſchen Sabbathsruhe unterſcheiden und vielleicht auch wol den oft wiederholten Vorwurf der Heiden beſeitigen, als ſei die chriſtliche Religion eine traurige. Man verlangte alſo von den Chriſten, und mit Fug, daß ſie an Sonn- und Feſttagen, zwar nicht im Schmucke, wol aber in anſtändiger Kleidung erſcheinen ſollten. Am beliebteſten waren weiße Kleider, und zwar bereits in den Zeiten der Bedrückung des Chriſtenthums, alſo vor Conſtantin dem Großen. Namentlich erhielten die Katechumenen bei der Taufe ein weißes Kleid, meiſt zu Oſtern, was ſie bis zum Sonntage nach Oſtern trugen, der daher Dominica in albis (der weiße Sonntag) hieß, an welchem ſie als Mitglieder der Gemeinde aufgenommen wurden und das Taufkleid ablegten. Auch Geiſtliche trugen ſolche, wenn auch mit Widerſpruch Einiger. Ob aber die Geiſtlichen in den erſten Jahrhunderten ſich durch eine beſondere Amtskleidung auszeichneten, iſt ungewiß. Daß hingegen Conſtantin ihre Kleidung und überhaupt die Ceremonien des Gottesdienſtes prächtig machte, iſt bekannt. Von dieſer Zeit an kam nun ſoviel Glanz und Pracht in die Kirchen und in die Kleidung namentlich der Geiſtlichen, daß man bald im

Digitized by Google

Gegentheile vor allzu großem Luxus warnen mußte. Auch war nun ſo Vieles aus dem Cultus der Heiden ins Chriſtenthum übergegangen, daß man nicht mehr mit den alten Vertheidigern des Chriſtenthums ſagen konnte, man wolle mit den Gebräuchen der Heiden, als einem Werke der Dämonen, nichts gemein haben. Im Grunde hatten auch die älteſten Jahrhunderte des Chriſtenthums dies nur auf Glanz und Ausgelaſſenheit, aber nicht auf jeden ſinnlichen Gebrauch beziehen können, wenn ſie nicht übertreiben und wider alles Menſchliche, ja wider die Wahrheit reden wollten. Keine Religion kann der äußern Gebräuche ganz entbehren. Auch die erſten Chriſten hatten ſie nicht entbehrt, nur daß Alles einfach ſein mußte, ſchon ihrer Lage wegen. Dieſem Einfachen ſuchte man daher deſto mehr Bedeutung zu geben. Daher ſtanden die Lichter bei ihnen in großem Anſehen, ſind auch bis heute in ihrem Anſehen geblieben; ſelbſt das Anzünden derſelben am Tage wurde ſchon von Hieronymus (adversus Vigilantium c. 7) vertheidigt; vgl. Auguſti I. Bd. S. 117 u. 118. Bei allen Zuſammenkünften der erſten Chriſten wurden die Agapen (ſ. d.) gehalten. Als dies im ſiegreichen Stande des Chriſtenthums der Ordnung wegen nicht mehr anging, ſorgte man wenigſtens dafür, daß an allen Feiertagen Gaben für die Armen geſpendet wurden. — An allen Feſt- und Sonntagen, mit Ausnahme der ſpäteren Buß- und aller Trauertage, wurde das Gebet in den Kirchen nicht kniend, ſondern ſtehend verrichtet zu Bezeigung innerer Freudigkeit und im Gefühle der Kindſchaft und Liebe zu Gott. Selbſt in den Wohnungen der Chriſten wurde für mehr Schmuck und Zier geſorgt, als an andern Tagen. — Man hatte auch an den Gräbern der Märtyrer zur Zeit der Gedächtnißfeier derſelben Mahlzeiten gehalten, die den Schmäußen ſo wenig unähnlich waren, daß es die Geiſtlichen für gerathener hielten, ſie abzuſtellen, beſonders der Vorwürfe und Spöttereien wegen, welche von manchen Ketzern gegen dieſe Sitte erhoben wurden. Weil aber auch an dieſen frommen, faſt heidniſch frommen Gaſtgelagen den Armen ihr Theil zukam, ſo wurden Oblationen und Collecten für die Armen angeordnet. Man ſieht daraus, wie das Volk der Chriſten zu allen Zeiten, ſobald es nur die äußern Umſtände erlaubten, eine lebhafte Neigung in ſich fühlte, ſich ihre Feiertage nicht blos ſo heiter, ſondern auch ſo luſtig als möglich zu machen, was denn auch in der Folge der Zeit immer mehr gelang, ſodaß ſich das abgeſchaffte Heidenthum im Chriſtenthume nicht zu ſelten anſehnlich erneuert und verjüngt ſah.

Aber auch ſchon in den Zeiten, bevor das Chriſtenthum zur herrſchenden Staatsreligion erhoben worden war, hatte das Heidenthum doch manchen Einfluß auf die Einrichtung chriſtlicher Feiertage geübt, wie es auch kaum anders ſein konnte und in manchen Dingen ſogar gar nicht übel war. Dahin gehörte z. B. noch die myſterienhafte Art der Gottesverehrung in Allem, was zur *disciplina arcani* gerechnet wird. Dieſe war ſo ſehr aus den heidniſchen Myſterien erwachſen, daß Chryſoſtomus ſogar Ausdrücke derſelben ins Chriſtenthum überträgt und in ſeiner 24. Homilie ſich dahin ausſpricht: Wir halten die Myſterien bei verſchloſſenen Thüren und geſtatten den Uneingeweihten keinen Zutritt. Tertullian (apologet. c. 7) iſt nicht minder dafür und verſichert, daß den Chriſten die heiligen Handlungen nur unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut werden ex forma omnium mysteriorum; er nennt es tadelnswerthe Ketzerei, die Zucht und Würde untergräbt, wenn es anders damit gehalten wird. Merkwürdig genug erklärt Auguſtinus in ſeiner Rede in Psalm. 109 dieſes Geheimhalten für eine Sache der Klugheit: Wenn den Katechumenen die Geheimniſſe der Gläubigen nicht mitgetheilt werden, ſo geſchieht es nicht darum, weil ſie dieſelben noch nicht tragen könnten, ſondern damit ſie deſto begieriger darnach werden. Nach Bingham (Antiquit. Lib. 10. c. 5 u. De origine, natura et causis reticentiae sanctorum ecclesiae mysteriorum coram Catechumenis. T. 4. p. 119—137) gehörten zu dieſer disciplina arcani Taufe, Abendmahl (das an allen Feiertagen gehalten wurde), Conſecration der Prieſter, das Sprechen des Vater Unſers und des Glaubensbekenntniſſes. Unter die Eigenheiten der alten Kirche rechnet man noch, daß man ſich am Charfreitage des Kniens und des Bruderkuſſes enthielt, um damit ſeinen Abſcheu vor der Verhöhnung Chriſti durch die Kriegsknechte (Matth. 27, 29.) und vor der Verrätherei des Judas Iſchariot (Matth. 26, 48 u. 49) auszudrücken. Was hingegen zu den liturgiſchen Einrichtungen gehört, darüber ſ. d. Art. Liturgie.

Schon im 4. Jahrh., nachdem kaum das Chriſtenthum angefangen hatte einen vollkommenen Sieg über alle bisher geltenden Religionen davon zu tragen, nachdem kaum aus einfachen Bethäuſern der Chriſten prächtige Tempel, aus ſchlichten Tiſchen koſtbare Altäre u. ſ. w. geworden waren, fingen auch die Feiertage an ſich zu vermehren, ſowie die ganze Einrichtung eine andere Geſtalt zu gewinnen. Die Märtyrer und ihre Gedenktage gewannen ſchon jetzt immer mehr an äußerer Ehre, je mehr der Aberglaube mit den Reliquien überhand nahm. Es fanden ſich von jetzt an immer mehr ſolcher Überbleibſel, und ſo mußte denn auch die Zahl der Feiertage immer bedeutender zunehmen. Der Neubau vieler, und unter dieſen großer und glänzender Kirchen, die bald einem Apoſtel, bald einem Heiligen oder Märtyrer geweiht wurden, gaben gleichfalls nicht geringe neue Veranlaſſungen. Mögen auch die Chriſten in frühern Zeiten noch ſo ſehr es im Gebrauche gehabt haben, wie die übrigen Völker, Alles, was zu ihrem Cultus gehörte, beſonders zu weihen, ſo kehrten doch ſolche Weihungen nicht jährlich zu feſtgeſetzten Zeiten wieder. Selbſt in der Beſchreibung des Euſebius (Hist. eccl. Lib. 10. c. 2—5) von den Einweihungen der in Diocletian's Verfolgung zerſtörten und wieder neu und herrlicher erbauten Kirchen, ſo erbaulich und feſtlich dabei Alles erklingt, wird nichts von einer jährlichen Wiederholung berichtet. Die erſte

Kirchweihe, die als jährlich wiederkehrendes Feſt beſtimmt angegeben wird, iſt die Einweihung der von Conſtantin dem Großen erbaueten Märtyrerkirche zu Jeruſalem. Gibt auch Euſebius ſelbſt, obſchon er die dabei ſtattgehabten Feierlichkeiten im 4. Buche c. 43—45 de vita Constant. M. beſchreibt, die jährliche Wiederkehr des Feſtes nicht an, ſo finden ſich doch in *Sozomeni*

Digitized by Google

Hist. eccles. Lib. 2. c. 25 (nach Andern 26) und *Niceph.* Hist. eccles. Lib. 8. c. 50 die umſtändlichſten und genaueſten Berichte darüber mit Angabe der jährlichen Wiederkehr, die ſich durch große Pracht auszeichnete, wie ſie Conſtantin überhaupt liebte, oder doch damit dem Volke Ehrfurcht beizubringen gedachte. Zu dem Ende hatte der Kaiſer eine nicht geringe Zahl der angeſehenſten Biſchöfe zur Einweihung (ἐγκαίνια) nach Jeruſalem beordert, die ſämmtlich in ihrem glänzendſten Amtsſchmuck theils predigten und Lobreden auf den Kaiſer hielten, theils Gebete ſprachen und Hymnen anſtimmten (das Liturgiſche beſorgten), theils Opfer und Fürbitten brachten, das Sacrament des heiligen Abendmahls ſpendeten und reiche Almoſen an die Armen vertheileten. Grade in Jeruſalem fand man ſchon damals die alljährliche Wiederkehr eines ſo glänzenden Feſtes auch darum höchſt angemeſſen, weil ſchon jetzt ſehr viele Chriſten aus allen Himmelsgegenden nach Jeruſalem pilgerten, denen man ihre Wanderung recht anziehend zu machen wünſchte. Waren dieſe Pilgerfahrten auch nicht nach dem Sinne aller Väter des Glaubens, z. B. des Chryſoſtomus, des Gregor von Nyſſa in epist. de euntibus Hierosolyma, ſo ſtimmten ſie doch ſo völlig mit der Allgemeinrichtung der Zeit, daß Einzelne mit ihrer Gegenüberzeugung nichts dagegen auszurichten vermochten. Das Feſt blieb und die Liebe zum Pilgern nach der Stadt, wo Jeſus gewandelt, gelehrt und gelitten hatte, nahm immer mehr überhand. Dieſes Kirchweihfeſt zu Jeruſalem, das am 14. Sept. feſtgeſetzt wurde, war alſo nicht blos eine consecratio ecclesiae (novae), ſondern in Wahrheit das erſte festum encaeniorum annuum, die beide nicht mit einander verwechſelt werden dürfen. Auch dieſe Neuerung in den chriſtlichen Einrichtungen leitet man von der Tempelweihe der Juden (Channuca) her; nicht von der Einweihung des Salomon'ſchen Tempels, die 1. Bch. der Könige, c. 8 beſchrieben wird, ſondern vom Reinigungsfeſte des durch die Syrer entheiligten zweiten Tempels, das Judas Maccabäus anordnete (1 Macc. 4, 36 u. ſ. w.), deſſen auch Joſephus in Antiquit. Lib. 11. c. 4 gedenkt und es λυχνοκαΐα und τὰ φωτά nennt, woraus (wie unter Andern Auguſti 3. Bd. S. 317 bemerkt) die Sitte der achttägigen Häuſererleuchtung entſtanden iſt, welche noch heutzutage von den Juden, beſonders am erſten und letzten Tage dieſer heiligen Zeit beobachtet wird. (Abermals ein Zeugniß, daß doch auch die chriſtlichen Octaven aus jüdiſchen Einrichtungen ſich herſchrieben.) Da ſich an den jährlich wiederholten Einweihungsfeſten der Kirchen dieſelben Luſtbarkeiten zeigen, als bei den jüdiſchen, ſo liegt die Verwandtſchaft ſo nahe, daß die chriſtlichen für eine Fortſetzung der maccabäiſchen zu halten ſind. — Von Jeruſalem aus verbreiteten ſich nun dieſe jährlichen Kirchweihen nach und nach weiter, ſodaß ſie ſeit dem 9. Jahrh. auch in Teutſchland zu allgemeinen Volksfeſten an allen Orten geworden waren. Die ausführliche Geſchichte derſelben ſehe man unter dem Artikel Kirchweihe.

Das 4. Jahrh. hatte alſo nicht blos Glanz und Pracht in die Kirchen gebracht, ſondern auch durch abergläubiſche Geſinnung, namentlich Conſtantin des Großen und ſeiner Mutter Helena, wol noch angefeuert dazu von den Biſchöfen, wenigſtens nicht davon zurückgehalten, die Zahl der Feiertage bereits vermehrt. Das 5. Jahrh. übertraf jedoch ſeinen Vorgänger in Vermehrung der Feiertage ſo ſehr, daß man behauptet, es könne in dieſer Hinſicht mit dem 4. Jahrh. gar nicht verglichen werden. Im Grunde aber muß das 4. Jahrh. der eigentliche Vater der meiſten Feſtvermehrungen des 5. genannt werden. Der Same dafür war im 4. Jahrh. ſo reichlich ausgeſtreut worden, daß das nachfolgende Seculum nur als die Zeit zu betrachten iſt, wo jener Same zur üppigen Ernte, oder zum Walde heraufgewachſen war. Man gibt gewöhnlich folgende Urſachen der Feiertagsvermehrung der Kirche an, wovon etliche ſchon berührt wurden: 1) die zunehmende Verehrung der Märtyrer, der Heiligen, deren immer mehre wurden, ſowie der Reliquien ſeit Conſtantin des Großen Zeiten namentlich; 2) die beſondern Einrichtungen der verſchiedenen Ketzerparteien, auch in ihrem kirchlichen Cultus, deſſen volksthümliche Bedeutſamkeit die orthodoxe Kirche theils auf geſchickte Weiſe ſich aneignen, theils durch entgegengeſetzte Feſte unſchädlich machen und im Ganzen ſie überbieten wollte; 3) die Herrſchſucht der Biſchöfe ſelbſt, der Übermuth der Mönche und der bis zum Fanatismus ſich ſteigernde Hang des Chriſtenvolkes nach völliger Vernichtung alles Götzendienſtes, doch ſo, daß zugleich in ihrem Herzen eine Lüſternheit nach ſinnlicher Unterhaltung ſich laut gemacht hatte, die jene altheidniſche Üppigkeit unter chriſtlichem Namen gerechtfertigt wünſchte. Eiferten nun auch wirklich mehre Kirchenväter und Synoden gegen eine ſolche Vermengung des altchriſtlichen mit dem heidniſchen und jüdiſchen Cultus, als Chryſoſtomus in ſeinen Homilien, das Concil. Laod. 361 etc., ſo ergibt ſich daraus nur um ſo deutlicher, daß jene Unzufriedenheit mit dem alteinfach chriſtlichen Ritus bereits anſehnlich um ſich gegriffen und ein heftiges Verlangen nach ſinnlichern Neuerungen ſich feſtgewurzelt hatte. Aber dieſer Eifer für Erhaltung des einfach Chriſtlichen war bald nicht ein Mal mehr die Vorliebe der meiſten Biſchöfe, im Gegentheile glaubten Viele, es könne ein ſolches Nachgeben nun, da das Chriſtenthum zur Herrſchaft gekommen, nicht allein nicht mehr ſchaden, ſondern es werde gradezu nützen und ſowol Juden als Heiden zu einer ſchnellern Annahme des Chriſtenthums bringen; 4) veranlaßten auch die fortgeſetzten theologiſchen Streitigkeiten und die daraus hervorgehenden nähern Beſtimmungen mancher Lehrſätze zu deſto größerer Aufnahme der erweiterten Erklärungen von Zeit zu Zeit neue Feiertage; 5) endlich kam die Liebhaberei der Zeit für die Jungfrau Maria hinzu, die nicht wenig neue Feiertage in ihrem Gefolge hatte. Die übrigen, öfter noch angeführten Urſachen zur Vermehrung chriſtlicher Feſte fallen alle mit den genannten zuſammen, man müßte denn noch die Sucht nach Bereicherung oder die Habgier dazu zählen wollen, die wir doch nicht anders, als eine Ausnahme von der Regel gelten laſſen möchten, ſo ſcheinbar ſich auch dieſer Grund zuweilen ſpäterhin aufzudringen ſcheinen mag.

Im 5. Jahrh., reich an Luſt und That für Kirchenbau und Prunk, und noch reicher im Preiſe ewiger Jungfrauſchaft und Ehre des Mönchthums, ſtand Maria,

Digitized by Google

die jungfräuliche Mutter des Herrn, bereits in hoher Glorie da. Schröckh zeigt ſchon aus den Zeiten Diocletian's ein an ſie gerichtetes Gebet an (7. Buch S. 102), was er jedoch ſelbſt für verdächtig erklärt. Die verſchiedene Meinung der alten Kirche über ſie gehört nicht hieher; es iſt genug, wenn wir erinnern, daß ſie von Alexander zu Alexandrien, von Athanaſius, von Gregor zu Nyſſa und zu Nazianz u. ſ. w. ſchon θεοτόκος (Gottesgebärerin) genannt wurde. Gregor von Nazianz, der von Märtyrerehre und Mönchsliebe, ſowie von Gernrednerei, durch und durch erfüllte Mann, läßt in ſeiner 24. Oration der Benedictiner Ausgabe, oder in Orat. 18 edit. Col. eine von der Leidenſchaft ihres Liebhabers in Gefahr gebrachte Jungfrau die Jungfrau Maria um Beiſtand anrufen, den die Himmliſche ihr gewährt, daß ſogleich der Liebhaber vom Teufel beſeſſen wird. Gewiß ein guter Anfang. — Der ganz vorzüglich leidenſchaftliche Streit gegen den Neſtorius, Biſchof zu Conſtantinopel, ſeit 428, ſelbſt ein heftiger Ketzerverfolger, welcher die Maria nicht Gottesgebärerin genannt wiſſen wollte, ſchlug ſeit der Synode zu Epheſus 431 die Verehrung der Jungfrau wider ſeinen Willen mächtig hervor. Man vgl. Schröckh, 18. Bd. S. 176 fg. Gab es auch ſchon früher unter den Chriſten ſolche, welche die Maria verehrten, ſo waren es doch nur Weiber, als die Kollyridianerinnen, die man aber auch für Mariolatrae und für Ketzer erklärte, weil der Jungfrau Maria keine göttliche Verehrung gebühre. Zeigten ſich Philomarianiten, ſo zeigten ſich doch auch als Gegner der Marialiebhaber Antidikomarianiten, welche ſogar übertriebene Herabſetzungen der mütterlichen Jungfrau ſich erlaubten, und deshalb gleichfalls unter die Ketzer gerechnet wurden. Die Kirchenväter ſchlugen alſo einen Mittelweg ein, der ſich jedoch bei immer überſpannteren Begriffen vom Werthe ewiger Jungfrauſchaft immer mehr verlor, obſchon am Ende des 4. Jahrh. noch Streitigkeiten über die fortdauernde Jungfrauſchaft Marien's geführt wurden. Man darf auch im Allgemeinen wol ſagen, daß ſich am Ende des 4. Jahrh. unter den Biſchöfen ſelbſt der Widerwille gegen Aufnahme heidniſcher Gebräuche in das chriſtliche Element des Ritus bedeutend verringert hatte, bei der Menge der Chriſten aber war ein ſolcher gar nicht überall da geweſen. So hatten z. B. die thrakiſchen und arabiſchen Chriſten (nebſt andern in Vorderaſien), nach Epiphanius, die Verehrung der großen Göttin der Syrer, der Aſtarte oder Aſtaroth, die auch unter dem Namen Alatha oder Alitta, Mylitta (Gebärerin), Anadyomene u. ſ. w., kurz als weibliche Urkraft unter dem Bilde des Mondes oder auch des Venusſternes verehrt, auf die Maria bezogen und ihr den Namen Königin des Himmels nach dem Namen der ſyriſchen Göttin Melechet (Königin) beigelegt; Stern des Meeres u. ſ. w. — Alles zuſammen, und die Mönchsliebe zur ewigen Jungfrauſchaft als Hauptſache, mußte ſchon die Liebe zur Mariaverehrung, wozu ſo leicht ſowol echt menſchliche als ſchwachſinnliche Gefühle ſich geſellten, heben. Den Dichtern aber konnte eine ſolche Himmelskönigin u. ſ. w. nur höchſt willkommen ſein. Es iſt daher nicht im Geringſten zu verwundern, daß Prudentius am Ende des 4. Jahrh., ſchrieb er auch keine Hymne für die Maria, ihrer doch in manchem ſeiner Gedichte höchſt ehrenvoll gedenkt. —

Iſt nun auch der Zeitpunkt des Beginnes der eigentlichen und kirchlichen Mariaverehrung nicht völlig genau zu beſtimmen, ſo iſt doch das 5. Jahrh. darin bereits ſoweit vorgerückt, daß man es unbedenklich als Anfangspunkt bezeichnen darf. Jetzt erſt findet man der Maria geweihete Kirchen, und zwar als Gottesgebärerin, namhaft gemacht, die von nun an außerordentlich ſich vervielfältigen. Suchte ſich auch der Hauptgegner des Neſtorius, Cyrillus, noch ſo ſehr, bei ſeiner offenbaren Vergötterung des Menſchlichen in Chriſtus, vor einer Vergötterung der Maria zu ſchützen, ſo muß er dennoch für einen ganz ausgezeichneten Förderer des Mariendienſtes gehalten werden, wofür allein ſchon ſeine zur Zeit der Synode zu Epheſus in der Marienkirche gehaltene Rede Zeugniß gibt. Man ſehe Schröckh, 17. Bd. S. 489 fg., wo auch von den drei Predigten des Proklus auf die Gottesgebärerin gehandelt wird. Die erſte dieſer Predigten des Proklus liefert Rößler im 7. Bande der Bibliothek der Kirchenväter überſetzt. Man lieſt ſie auch in Auguſti's 3. Bde. S. 37—43. Dieſe in jeder Hinſicht merkwürdige Homilie wurde gleichfalls 431 gehalten und zwar an einem Marienfeſte.

Über die Fragen: welches Marienfeſt war es? war es neu oder ſchon früher gebräuchlich? war es ein allgemeines oder nur ein Provinzialfeſt? redet Auguſti a. a. O. bis S. 57. Die Hauptpunkte ſind: Man erklärt ſich für Maria-Verkündigung, Festum Annunciationis Domini oder Annunciationis Angeli ad B. Mariam, welches noch jetzt am 25. März begangen wird (immer nur als wahrſcheinlich). Es wird ein früherer Urſprung vermuthet und mit nicht geringen Gründen. Zum Allgemeinfeſte erhob es ſich jedoch erſt im 6. Jahrh., wo die Marienverehrung, beſonders unter Juſtinian I., die lebhafteſten Fortſchritte gemacht hatte. In dieſer Zeit kommen bereits Erſcheinungen der Maria vor, die ſich von nun an ſtark vermehren und faſt gewöhnlich werden. Die öftere Erwähnung der Maria mit ehrenvollen Beiwörtern im Koran wird nicht minder als Zeugniß der vorgeſchrittenen Mariolatrie angeſehen, und mit Recht; die göttliche Verehrung Jeſu und ſeiner Mutter wird dazu im Koran häufig getadelt, und dabei die Trinität ſo bezeichnet, als ſei unter den Chriſten Maria die dritte Perſon der Gottheit, mit welcher der heilige Geiſt, als das Weibliche in der Gottheit, eins ſei u. ſ. w., was auch als Beweis einer allgemein unter den Chriſten geltenden Verehrung der Maria angeſehen werden kann. — Die Annunciatio Angeli ad Beatam Mariam kommt grade unter dieſem Namen zuerſt im Lib. Sacramentorum Gregorii M. vor (nur daß in dieſem auch ſpäter entſtandene Feiertage nachmals eingerückt worden ſind). Annunciatio Domini wird es in *Anastasii* Lib. Pontif. S. Sergii genannt, welcher Papſt (Sergius III. ſeit 687) dieſes Feſt feierlicher gemacht habe, als es zuvor geweſen war (Platina macht den Sergius zum Urheber des Feſtes im J. 688). Daraus iſt der gewöhnlich gewordene Ausdruck Annunciatio Mariae entſtanden. Die erſten Hymnen auf dieſes Feſt ſind griechiſche, von Johannes Damaſcenus gedichtete

Digitized by Google

(oder ihm doch zugeſchriebene), welcher nach 754 ſtarb; dann ſeines Zeitgenoſſen und Lehrers, des Cosmas, deſſen Hymnen in *Gallandi* Bibl. Patr. T. 13. p. 234—260 geſammelt worden ſind.

Das Feſt Mariä Reinigung, Purificationis Mariae, fällt auf den 2. Febr., völlig chronologiſch richtig nach der Verordnung des Moſaiſchen Geſetzes, nach welchem die Reinigung am 40. Tage ſtattfinden mußte. Das trifft vom Geburtsfeſte Chriſti an gerechnet. Da aber die heidniſchen Römer im Februar, als dem letzten Monat des Jahres, allerlei Luſtrationen feierten, unter Andern auch der Göttin Februa, der Mutter des Mars, am Schluſſe des Monats ein großes Reinigungsfeſt gehalten wurde, die Lupercalien u. ſ. w., ſo mußte es den chriſtlichen Biſchöfen ſehr willkommen ſein, an die Stelle dieſer heidniſchen ein chriſtliches Reinigungsfeſt zu ſetzen. Denn nach und nach hatte ſich, wie ſchon geſagt, die alte Scheu vor Vermengung des Chriſtenthümlichen mit heidniſchen Gebräuchen ſoweit verloren, daß es im Gegentheile für eine Klugheitsmaßregel galt, den kirchlichen Ritus allem Volke, auch den Unbekehrten, anmuthiger zu machen. Gregor I. hatte es gradehin ausgeſprochen, man müſſe die Feſte der Heiden in chriſtliche umzuwandeln, ja in manchen Gebräuchen ſie nachzuahmen ſuchen. Dies war auch nach dem *Theodoret* de Mart. L. 8 ſchon mit den Gedächtnißtagen der Märtyrer geſchehen. — Nach ſolchen Anſichten mußte denn die Geſchichte der Feiertage nicht geringe Bereicherung erleben. — Dafür zeugt beſonders *Beda venerabilis* de tempor. rat., wo es heißt: Secundum mensem Numa dicavit Februo, i. e. Plutoni, qui lustrationum potens credebatur, lustrarique eo mense civitatem necesse erat, quo statuit, ut justa (sacrificia) Diis Manibus solverentur; sed hanc lustrandi consuetudinem bene mutavit religio christiana, cum in mense eodem die S. Mariae plebs universa cum sacerdotibus ac ministris hymnis modulatae vocis per ecclesias perque congrua urbis loca procedit; datosque a Pontifice cuncti cereos in manibus gestant ardentes. — Baronius ſagt in ſeinen Annal. zum Jahre 544: Cujus festi diei in occidente Gelasium, Papam, fundamenta jecisse, quum Lupercalia penitus abstulit, in notis ad Romanum Martyrologium diximus. — Später, als die Kerzenweihe und Umzüge mit dieſen Kerzen eingeführt worden waren, nannte man dieſes Feſt auch *Festum candelarum* oder *luminum*. Manche laſſen Gregor I. die erſte Proceſſion 600 anſtellen, Andere ſchreiben es dem Papſte Sergius I. im J. 689 oder 690 zu, und noch Andere (zu ſpät) Sergius III. im J. 907. Die Weihe findet man genau beſchrieben Caeremon. Rom. Lib. 2., und Durandus in ſeinem Rationale div. offic. L. 7. c. 7. deutet ſie myſtiſch. Nach dem Zeitglauben vertrieben die geweiheten Kerzen böſes Wetter und böſe Geiſter. Um der Kerzen willen heißt das Feſt im Teutſchen Lichtmeß. Die morgenländiſche Kirche nennt es ὑπάντησις, ὑπάντη oder ὑπαπάντη, festum occursus (der Begegnung des Simeon's im Tempel, daher auch zuweilen Simeonis, das aber nicht dem Simeon, ſondern dem Kinde zu Ehren gefeiert wurde); daher auch *festum praesentationis Domini.* — Die erſte Feier veranſtaltete in Conſtantinopel Kaiſer Juſtinian I. im J. 542 zur Abwendung einer großen Peſt und anderer Unglücksfälle. Kurz, es iſt ſicher erſt im 6. Jahrh. eingeführt worden, und alle Reden früherer Kirchenlehrer, die ſich auf dieſes Feſt beziehen, ſind untergeſchoben, oder laſſen ſich auf andere Gelegenheiten beziehen, als eine Homilie des Chryſoſtomus (*Chrys.* Opera T. VI. Homil. 22. edit. Francof.), wo mindeſtens die Überſchrift von ſpäterer Hand iſt; des *Augustin.* de Simeone etc.

Seit dieſer Zeit vermehrten ſich nun die chriſtlichen Feiertage zuſehends, ſodaß man das 6. Jahrh. als den Anfang einer zu großen Begier darnach bezeichnen darf. Vorzüglich wird dies recht ſichtbar, ſeitdem Gregor I. ſeine Veränderungen mit den kirchlichen Einrichtungen vornahm. Im Mittelalter war ihre Zahl ſo hoch geſtiegen, daß man mit Recht dem chriſtlichen Cultus vorwarf, er habe ſich ſelbſt damit nicht weniger Nachtheil gebracht, als ſich die heidniſchen Römer einſt durch eine zu ſtarke Vermehrung ihrer von andern Völkern aufgenommenen Gottheiten zuzogen, ſodaß aller Ernſt und jede gute Wirkung ihrer Religionsgebräuche ſie verließ, ſo glänzend man ſie auch zu machen ſuchte. Dennoch ergriff man jede Gelegenheit eifrig, ein neues Feſt an die ſchon geordneten zu reihen, was in der katholiſchen Kirche bis in die neueſten Zeiten fortgegangen iſt. Die ganze Richtung des Gemüths war aber ſo beſchaffen, daß die Marienverehrung ganz beſonders wachſen mußte, ſowie der Märtyrer und der Heiligen, die ſich natürlich ungemein vermehrten. Sehen wir zunächſt auf die Entſtehung der übrigen Marienfeſte, ohne uns von einer andern Rückſicht unterbrechen zu laſſen. Das der Zeit nach nächſte ihrer Feſte war

Mariä Himmelfahrt, festum dormitionis et assumtionis Mariae. In den älteſten Kirchenzeiten geſtand man, vom Ende der Maria nichts zu wiſſen (*Epiphan.* Haeres. 89. §. 11. Op. T. I. p. 1043), will keine Anbetung derſelben, doch daß man ihr die gebührende Ehre nicht entziehe. In der erſten Hälfte des 5. Jahrh. glaubte man annehmen zu dürfen, Gott werde ſie auf beſondere Weiſe verherrlicht und zu ſich aufgenommen haben. Die Feier mag wol unmittelbar nach dem Concil zu Epheſus (wider den Neſtorius) ihren Anfang genommen haben. Im 7. Jahrh. ſtand ſie feſt, was eine Homilie des Andreas Cretenſis bezeugt (vgl. Auguſti 3. Bd. S. 110 fg.). Man betrachtete die Sache als ein Myſterium. Gregor von Tours im 6. Jahrh. ſchreibt darüber ſo: „Nachdem Maria ihren Lebenslauf vollendet hatte und von der Welt gerufen wurde, verſammelten ſich alle Apoſtel aus allen Weltgegenden in ihrem Hauſe und wachten bei ihr. Und ſiehe, da kam der Herr Chriſtus mit ſeinen Engeln, nahm die Seele von ihr und übergab ſie dem Erzengel Michael. Am andern Morgen brachten die Apoſtel den Leib in ſein Grab und hüteten daſſelbe in Erwartung der Ankunft des Herrn. Und der Herr ſtand plötzlich unter ihnen, nahm den heiligen Leib in eine Wolke und ließ ihn ins Paradies bringen. Daſelbſt wurde die Seele wieder mit ihm vereinigt und genießt nun mit den Auserwählten der ewigen Seligkeit." Nicephorus (Hist. eccles.) erzählt im

Digitized by Google

Lib. 2. c. 21 und Lib. 15. c. 14 das Lebensende der Maria, ſich auf Dionyſius Areopagita berufend, deſſen Schriften ſeit dem Beginne des 7. Jahrh. für echt galten. Derſelbe berichtet in Lib. 17. c. 28, daß ſich dieſe Feier unter dem Kaiſer Mauritius (reg. von 582 an) im Morgenlande allgemein machte. Im Abendlande wurde das Feſt erſt im 9. Jahrh. mit ſteigendem Antheil eingeführt, und zwar zuerſt von Ludwig dem Frommen beſonders, da Frankreich die heilige Jungfrau zur Patronin hat. In Teutſchland hieß es auch Festum herbarum oder **Würzweihe** (ſ. d.). Es wird noch von den Katholiken am 15. Aug. gefeiert. Man ſehe über das officium dieſes Feſtes *Durand.* Rationale div. offic. Lib. 7. c. 24.

Mariä Geburt, festum nativitatis Mariae, ſoll nach Mehren gleichfalls durch die Streitigkeiten mit dem Neſtorius, alſo im 5. Jahrh., hervorgerufen worden ſein, was jedoch von den Meiſten, als zu früh, nicht angenommen wird. Selbſt im Morgenlande, wo es entſtand, laſſen ſich keine früheren Zeugniſſe dafür auffinden, als am Ende des 7. Jahrh., was abermals aus einer Rede des Andreas Cretenſis (*Gallandi*, Bibl. vet. Patr. T. XIII. p. 93 sq.) deutlich hervorgeht. Andere wollen es auch von Sergius im J. 695 geſtiftet wiſſen; Andere vom Johannes von Damaskus, oder doch auf Veranlaſſung des Wunders, daß ihm die himmliſche Jungfrau die abgehauene Hand wieder anheilete u. ſ. w. Alle verſchiedene Angaben der Entſtehung dieſes und der meiſten chriſtlichen Feſte überhaupt erklären ſich aus dem Umſtande, daß dieſe Feſte zuerſt als Provinzial- oder Landesfeſte gefeiert und dann nach und nach aus einer Gegend in die andere übergeſiedelt wurden, wo dann nicht ſelten derjenige angeſehene Mann, welcher die erſte Feier eines ſolchen Feſtes in einem Lande veranſtaltete, der Urheber deſſelben genannt wird. Verbreitete ſich aber irgend ein Feſt durch nicht beſonders namhafte Männer, vielmehr durch den Geſchmack der Zeit oder der Gemeinden an demſelben, ohne daß es Anfangs durch Kirchengeſetze befohlen war, ſo mußte die Zeit der Entſtehung noch ungewiſſer werden. Man wird daher die verſchiedenen Angaben nicht ſeltſam, ſondern der Natur der Sache angemeſſen finden. Das Geburtsfeſt der Maria ging offenbar vom Morgenlande aus, ſeit dem Ende des 7. Jahrh. nach dem Abendlande, wo es ſich nach und nach erſt zu einem Allgemeinfeſte erhob, und zwar zu einem ſolchen, das ſeine Octave und Vigilie erhielt. Man ſehe darüber *Durand.* Rationale div. offic. Lib. 7. c. 28, wo es unter andern auch heißt, daß Innocenz IV. die Octave beifügte. So feierte denn nun die Kirche drei Geburtstage: Johannis' des Täufers, als des Morgenſterns, der Maria, als der Morgenröthe, und Chriſti, als der Sonne des Lichts.

Mariä Opferung, festum praesentationis Mariae, iſt die Feier ihrer Einweihung zum Tempeldienſt und zur beſtändigen Jungfrauſchaft. Die Ältern der Maria ſollen ſie in ihrem dritten Jahre dem Herrn geweiht und in den Tempel geführt haben, wo ſie erzogen worden ſein [illegible] Das Morgenland iſt auch dieſes Feſtes Mutter [illegible] der dieſer Feier gedenkt, iſt Simeon Meta- [illegible] Conſtantinopel und das Jahr 730 als Anfangspunkt angibt. Da das zweite Concil zu Nicäa 787 Anzeigen vom Vorhandenſein dieſer Feier gibt, ſo muß es doch wenigſtens kurz zuvor angeordnet worden ſein. Dagegen wurde das Feſt im Abendlande erſt ſpät aufgenommen; Frankreich ging auch hierin andern Ländern des Occidents zuvor, fing aber doch die Feier nicht eher als 1375 an; in Teutſchland führte es Papſt Paul II. auf den Wunſch des Herzogs Wilhelm von Sachſen erſt 1464 ein. Es muß aber keinen ſonderlichen Fortgang gefunden haben, da Sixtus IV. im J. 1475, und Sixtus V. im J. 1585 neue Verordnungen dafür ergehen ließen. Es wird noch jetzt in der katholiſchen Kirche nach Clemens' VIII. Liturgie am 21. Nov. begangen, ohne je ein hohes Anſehen erlangt zu haben. Der Widerſpruch mit festo desponsationis Mariae mag das Seine dazu beigetragen haben.

Mariä Empfängniß, festum conceptionis Mariae, d. i. die unbefleckte Empfängniß der Maria von ihrer Mutter Anna, nicht die Empfängniß Jeſu von der Maria. Beides nicht immer unterſcheidend, das Feſt bald mit der Annunciatio, bald mit der Geburt Marien's verwechſelnd, entſtanden die verſchiedenſten Meinungen. Man ſetzt die Entſtehung dieſes Feſtes am wahrſcheinlichſten nach England, wo Anſelm von Canterbury vom heiligen Nicolaus darüber belehrt ſein wollte, zwiſchen die Jahre 1067—1094. Allein ſelbſt eine Synode zu Oxford 1122 wollte Niemanden dazu verpflichtet wiſſen, ſelbſt den Geiſtlichen ſollte die Feier frei ſtehen und die Weltgeſchäfte ſollten dadurch nicht geſtört werden. Als die Canonici zu Lyon in Frankreich dieſe Feier 1145 angenommen hatten, war der heilige Bernhard, ſo ſehr er auch ſonſt Marienverehrer war, dagegen, epist. 147 ad Canonicos Lugdun.) Im 13. Jahrh. warfen ſich die **Franziskaner** zu Vertheidigern dieſes Feſtes und der Lehre auf, daß Maria ohne Sünde von ihrer Mutter empfangen worden und folglich ohne Erbſünde ſei. War dies eine Behauptung, die ſelbſt dem Anſelm fremd war, und hatte Bernhard von Clairvaux ſich dahin geäußert, daß ein ſolches Feſt weder in der Tradition, noch in der Vernunft begründet ſei, weshalb höchſtens angenommen werde könne, daß Maria nach ihrer menſchlichen Empfängniß von der Erbſünde befreit worden ſei, ſo konnte der Streit darüber kaum fehlen und die vorzüglichſten Gegner der Franziskaner mußten die **Dominikaner** ſein, deren hauptſächliche Stütze, außer ihrem Bernhard, Thomas von Aquino war, ſowie der Franziskaner Jo. Duns Scotus. Endlich wurde die Annahme der Franziskaner vom Concil zu Baſel 1439 für orthodox erklärt und das Feſt allgemein vorgeſchrieben, als eine consuetudo antiqua et laudabilis. Somit wurde es auch von den Dominikanern angenommen, immer aber in ihrem Sinne, was immerwährenden Zwieſpalt gab, vorzüglich ſeitdem ſich die **Jeſuiten** auf die Seite der Franziskaner geſchlagen hatten. Rom ſelbſt und das tridentiniſche Concil wich einer beſtimmten Erklärung aus, obgleich die Allgemeingültigkeit des Feſtes beſtätigt wurde. Alexander VII. entſchied, daß die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria von der Anna kein nothwendiger Glaubensartikel ſei. Dabei iſt es geblieben, allein mehre folgende Päpſte vermehrten die Feierlichkeit des Fe-

Digitized by Google

ſtes und gaben ihm eine Octave. Die abendländiſche Kirche hält das Feſt am 8. Dec. und die morgenländiſche, die jedoch das Dogma der Franziskaner nicht annimmt, im Gegentheil behauptet, Maria ſei, wie jeder anderer Menſch, in Sünden empfangen und geboren worden, begeht es (σύλληψις) am 9. Dec.; denn auch ſie lehrt, Maria ſei von jeder wirklichen Sünde ledig, da ihr Gott die Kraft verliehen habe, nicht ſündigen zu müſſen. — Durandus im 7. Cap. des 7. Buches nimmt nur vier Hauptfeſte der glorreichen Mutterjungfrau, welche den oberſten Rang unter allen Heiligen behauptet, an: Annunciatio, Assumptio, Nativitas und Purificatio, ſetzt aber hinzu: Quidam etiam faciunt quintum festum, scilicet *de conceptione B. Mariae*, dicentes, quod sicut celebratur de morte sanctorum non propter mortem, sed quia tunc recepti sunt nuptiis aeternis, similiter potest celebrari festum de conceptione; non quia sit concepta, quia in peccato est concepta, sed quia mater Domini est concepta; asserentes hoc fuisse revelatum cuidam Abbati in naufragio constituto, quod tamen non est authenticum: unde non est approbandum, cum concepta fuerit in peccato, scilicet per concubitum maris et foeminae, de consec. dist. IV. firmissime. Verumtamen licet fuerit concepta in peccato, dimissum est ei illud originale peccatum, cum sanctificata fuerit in utero etc. — Endlich kam noch zu dieſen großen Marienfeſten, mit Ausnahme des festi praesentationis, welches nicht mit unter die großen gerechnet werden kann, das Feſt

Mariä Heimſuchung, festum Visitationis Mariae, das erſt im 14. Jahrh. als Kirchenfeſt aufkam, und erſt im 15. Jahrh. allgemein wurde. Das Feſt hat ſeine Entſtehung der Noth zu verdanken, die durch das große päpſtliche Schisma über Länder und Kirche gebracht wurde. Urban VI. nahm daher ſeine Zuflucht zur Mutter des Herrn und ordnete ihr zu Ehren noch ein neues großes Marienfeſt an, damit ſie deſto geneigter ſeiner Bitte willfährig ſei und das unheilvolle Zerwürfniß der Kirche durch ihren Schutz beſeitige. Das geſchah 1389. Bonifacius IX. beſtätigte das neue Feſt 1390. Da aber die Papſtſpaltung dennoch kein Ende genommen hatte, ſo konnte natürlich, der widerſtrebenden Gegenpäpſte wegen, das neue Feſt kein allgemein anerkanntes werden. Als darauf durch das allgemeine Concil zu Koſtnitz das Ende des großen Schisma erzwungen worden war, ſo ordnete das mit jenem im Zuſammenhange ſtehende Concil zu Baſel außer dem ſchon genannten Feſte der unbefleckten Empfängniß auch noch dieſes als allgemein gültiges an im J. 1442: Cum totus orbis christianus hodie sit in angustiis, et ubique bella et schismata vigeant, adeoque ecclesia militans varie agitetur: dignum judicat haec sancta Synodus, ut solemnitas, quae Visitatio S. Virginis dicitur, per singulas ecclesias celebretur, ut Mater gratiae a piis mentibus pie honorata benedictum filium suum sua intercessione reconciliet, et pacem fidelibus largiatur. — Das Feſt ſteigerte ſich zu einem festum duplex mit einem eigenen officium, welches man im Breviarium romanum von 1550 lieſt, das jedoch von Pius V. bis auf die Homilie verändert wurde, dann wieder vorzüglich in den Geſängen von Clemens VIII., der es für ein festum duplex majus erklärte, was es noch iſt. Die Feier deſſelben iſt auf den 2. Juli geſetzt, was chronologiſch freilich auf den 24. Juni fallen ſollte, ſobald man es für den Beſuch der Maria erklärt, den ſie der noch ſchwangern Eliſabeth abſtattete. Man hat es daher für den Abſchied der Maria von der Eliſabeth erklärt. Allein der Grund der Einrichtung dieſes Feſtes iſt bei den Katholiken nicht ein chronologiſcher, ſondern ein politiſcher zur Erringung des Friedens für die Chriſtenheit durch Fürbitte der Maria. Eine ähnliche Erklärung, nur von anderer Seite her aufgefaßt, iſt: Hoc festum ad invocandam Mariam conditum fuit, ut ipsa Turcas tunc temporis ecclesiae infestos supprimeret, quemadmodum in itinere ad Elisabetham montana calcaverat. Iſt dieſe Erklärung auch allerdings weit hergeholt, ſo muß ſie doch den Beifall der hohen Geiſtlichkeit der Katholiſchen erlangt haben, weil man die Stelle 2 Sam. 1, 21 fg.: in montibus Gilboae etc. zur Lection wählte. Man hatte auch in der Octave Johannis des Täufers (am 1. Juli) ſchon Gelegenheit, die bibliſche Erzählung vom Beſuche der Maria zu benutzen, ohne daß ein eigenes Feſt dafür hätte beſtimmt werden müſſen. Das neue Feſt war alſo keineswegs als eine Ergänzung der bibliſchen Geſchichtserklärungen u. ſ. w. anzuſehen, ſondern als eine Ehrenfeier der heiligen Jungfrau, daß ſie ſich deſto geneigter der römiſch-katholiſchen Kirche als Retterin aus der Noth bewähre und ſie heimſuche mit ihrer mächtigen Hilfe. Darum wird auch die Angabe nach Macri's Hierolexic., als habe die ſyriſche Kirche dieſes Feſt ſchon lange vorher gefeiert und zwar im December, kurz vor Weihnachten, an demſelben Tage, wo man in Conſtantinopel eine beſondere Feierlichkeit zur Ehre der Gottesgebärerin hatte, zurückgewieſen und entweder für eine Verwechſelung mit dem Verkündigungsfeſte am 18. Dec., oder für eine bloße Perikopenwahl des zu dieſem Feſte gehörenden Bibelabſchnitts, ohne daß ein eigentliches Marienfeſt ſtattgefunden habe, erklärt (vgl. Auguſti 3. Bd. S. 91 u. 92).

Dieſen Marienfeſten fügte die katholiſche Kirche, größtentheils erſt nach der Reformation, noch ſogenannte kleine Marienfeſte bei, welche jedoch nie zu Allgemeinfeſten wurden, als das Roſenkranzfeſt, festum Rosarii Mariae, am 1. Oct. von 1573 an (ſ. Rosenkranz); Maria's Verlobungsfeſt mit Joſeph, festum desponsationis, am 23. Jan., geſtiftet 1546, doch nicht eher, als nach Benedict's XIII. Verordnung 1725 gebräuchlich geworden, und auch dann nur im Kirchenſtaate und in einigen italieniſchen Provinzen; Mariä Ohnmachtsfeier, oder Feſt der ſieben Schmerzen, F. spasmi Mariae s. septem dolorum Mariae, am Freitage oder Sonnabend vor Palmarum, ſeit dem 15. Jahrhundert; Mariä Freudenfeier, F. gaudiorum Mariae, am 24. Sept. für Portugal geſtiftet 1745; Mariä Schneefeier, F. Mariae Nivis, am 5. Aug. nach dem römiſchen Kalender — und noch einige Provinzial- oder Ordensfeſte, die von keiner Bedeutung im Ganzen ſind.

Digitized by Google

Dennoch mag das Wichtigſte zur Erklärung dieſer Feiertage der Deutlichkeit wegen nicht übergangen werden. Das Feſt der Ohnmacht Marien's, in welche ſie zur Leidens- und Sterbenszeit ihres Sohnes fiel, war an einigen Orten im Abendlande acht Tage lang, von Judica bis Palmarum, gefeiert worden, jetzt nicht mehr gebräuchlich (ſ. *P. Ch. Mitternacht*, Diss. de festo de spasmo Mariae etc. [Lips. 1722.]), und war verſchieden vom Feſte der ſieben Schmerzen, ob es gleich mit jenem zuſammenhing, da dieſes am Sonnabend vor dem Palmſonntage gefeiert wird. Dieſe ſieben Schmerzen ſind: 1) als Chriſtus von ihr Abſchied nahm; 2) als er die Dornenkrone trug; 3) als er ans Kreuz geſchlagen wurde; 4) als er mit Eſſig und Galle getränkt wurde; 5) als er rief: Mein Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? 6) als er geſtorben war; 7) als ſie ihn todt auf ihrem Schooße hielt. Allein die Katholiken ſtimmen nur ungefähr in dieſer Aufzählung überein. In folgender Schrift: Alterthum, Urſprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten der heiligen katholiſchen Kirche u. ſ. w. von Gregor Rippel. (Erfurt 1739.) heißt es S. 338: „Das ſeynd die ſiebenfache Schmertzen, welche das H. Hertz der übergebenedeyeten Mutter Gottes in ihrem Leben bis an ihr heil. End ausgeſtanden hat, als: Der erſte, den Simeon (Luc. 2) ihr prophezeyhet hat, daß ein Schwerdt ihr eigene Seel wird durchdringen. Der andere Schmertz war die Flucht in Ägypten. Matth. 2, 13. Der dritte die Verliehrung ihres lieben Sohns. Luc. 2. Der vierte Schmertz, als Jeſus Mariä in der ſchmählichen Creutztragung begegnete. Der fünfte, die Anſchauung, wie Jeſus gecreutziget wurde. Joh. 19, 25. Der ſechste, die Abnehmung vom Creutz. Marc. 15. Der ſiebende, die Begräbniß ihres lieben Sohns. Luc. 23. — Du ſiehſt auch die Mutter Gottes mit einem Schwerdt abgebildet" u. ſ. w., ja wol mit ſieben Schwertern in der Bruſt. Mater dolorosa. — Die ſieben Freuden Marien's dagegen beſtehen aus einem Gebete, das ein ſiebenfaches Lob der heiligen Jungfrau enthält, welches Maria ſelbſt dem heiligen Thomas von Cantuaria offenbarte, mit der Zuſage, daß ſie jeder Seele, die ihr täglich dieſes Preisgebet darbringe, in ihrem Scheiden vom Erdenleben und vor ihrem Sohne Schützerin ſein wolle; ſ. Acta Histor. Eccles. (Wimar.) T. 12. p. 421. — Man wird ſich nicht wundern, daß der gelehrte Benedict XIV. das Feſt beſtätigte, wenn man die Erhaltung des päpſtlichen Rechts, Feiertage ein- und abzuſetzen und die politiſchen Verhältniſſe bedenkt. Vgl. Schlegel's Geſchichte des 18. Jahrhunderts. S. 338.— Zum Verſtändniß des Feſtes der Schneefeier Marien's gehört folgende Erzählung: Zur Zeit des römiſchen Biſchofs Liberius (geſt. 366) gab es, nach der Erzählung, einen frommen Ritter, welcher ſich mit ſeiner frommen Ehefrau entſchloß, weil ſie ohne Nachkommen geblieben waren, all ihr Gut der heiligen Jungfrau zu vermachen. Siehe da erſchien ihnen Maria im Traume, bezeugte ihnen ihre Zufriedenheit mit ihrem Entſchluſſe und ſprach ihren nähern Willen über die Verwendung des Vermögens des Ehepaares dahin aus, daß ſie ihr eine Kirche auf der Stelle des esquiliniſchen Berges erbauen ſollten, die ſie mit Schnee bedeckt finden würden. Als nun die frommen Leute den Schnee auf dem Berge geſehen hatten, erbaueten ſie daſelbſt die Kirche und gaben derſelben den Namen Maria ad praesepe, weil Maria ſelbſt es veranſtaltete, daß zur Verherrlichung ihrer Kirche die Krippe aus Bethlehem, die ſie zur Wiege des Jeſuskindes gebraucht hatte, hierher gebracht wurde. Die Kirche führte in der Folge den Namen S. Maria major. Das Schneewunder wird an jedem Jahrestage mit weißen Blumenblättern nachgebildet, die man ſo auf den Boden fallen läßt, daß es einem künſtlichen Schnee zu vergleichen iſt; ſ. *Daniel*, de Virgine Maria im Speculum Carmelitanum. T. 2. p. 623 sq. (Antverp. 1680.)

Selbſt unter den Katholiken erkannten nicht Wenige den Nachtheil zu vieler Feſte, ſogar einige Päpſte waren dagegen, als Urban VIII. und Benedict XIV. Beſonders hatte Adam Widenfeldt großen Einfluß auf die Verminderung der Marienverehrung durch ſeine Schrift: Monita salutaria B. Virginis Mariae ad indiscretos cultores suos. (Gent. 1673.) Der Streit darüber blieb nicht aus, aber der Sieg des Rechts auch nicht. Mehr darüber in Auguſti, Denkw. 3. Bd. S. 117—124. — Wichtiger, als die eben genannten jüngſten Feſte der Maria, iſt für die Geſchichte kirchlicher Einrichtungen die

Sonnabendsfeier der Maria, Sabbatum Mariae. Wie man dem Sohne den Sonntag gewidmet hatte, ſo wollte man der Mutter deſſelben den Sonnabend heiligen. Der Gedanke hatte viel Anziehendes. Als beſondere Freunde deſſelben werden Johannes Damascenus, Alcuin, Karl's des Großen Liebling, Bonifacius, Gregor II. und III. genannt. Der bekannte Cardinal Damiani aber, ein ganz beſonderer Verehrer der Maria, ſoll vor dem J. 1056 das Officium parvum B. V. M. angeordnet haben. Zunächſt war die Sonnabendsfeier nur für die Klöſter; Urban II. dehnte ſie 1095 bereits auf die geſammte Geiſtlichkeit aus. Die Laien ließen ſich jedoch ihren Antheil daran nicht nehmen, und ſo kam der Gebrauch in immer größeres Anſehen. Ein Concil zu Toulouſe 1229 ſetzte feſt, daß es auch den Laien eine fromme Pflicht ſei, des Sonnabends Abends die Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau zu beſuchen; den Verächtern dieſer Sonnabendsvesper wurde mit Geldſtrafe gedroht. Durandus in ſ. Rationale Lib. 4. c. 1. n. 31 etc. ſchreibt darüber: In Septima feria (Sonnabend) de beata Virgine: quoniam olim in quadam ecclesia civitatis Constantinopolis erat imago B. Virginis, coram qua dependebat velum, quod totam velabat imaginem. Sed hoc velum in sexta feria post vesperas recedebat ab imagine, nullo movente, solo Dei miraculo, quasi deferretur in coelum, ut ad plenum posset imago a populo prospici. Celebratis vero vesperis in Sabbato descendebat ipsum velum ante eandem iconem sive imaginem, et ibi manebat usque ad sextam feriam. Hoc viso miraculo sancitum est, ut semper illa feria de beata Virgine cantaretur. 2. Alia etiam ratio est, quia

Digitized by Google

Domino crucifixo et mortuo, et discipulis fugientibus et de resurrectione desperantibus, in ea sola tota fides in sabbato illo remansit (welche Meinung jedoch von mehren Katholiken ſelbſt gemisbilligt worden iſt: *Gavanti* Thesaur. T. 1. p. 50). Sciebat enim, quomodo portaverat eum sine labore, et pepererat sine dolore: et ideo certa erat, quod filius Dei esset, et a mortuis tertia die resurgere debebat. Et haec est ratio, quare dies sabbati magis quam alia dies beatae Mariae appropriatur (alſo iſt der erſte angegebene Grund von Durandus nicht für den Hauptgrund erklärt worden, wie Auguſti S. 123 im 3. B. der Denkwürdigkeiten behauptet, wo der Ausdruck primaria causa nur untergeſchoben worden iſt, abgeſehen davon, daß die Weglaſſungen den ganzen zweiten Grund, der an ſich völlig klar iſt, verdunkeln). 3. Tertia ratio est, quia dies sabbati est janua et introitus ad Dominicam diem. Unde cum sumus in sabbato, sumus juxta Dominicam. Dies autem Dominica est dies requiei, et significat vitam aeternam. Unde cum sumus in gratia Domini nostri, sumus quasi in janua Paradisi. Quia igitur ipsa est nobis porta ad regnum coelorum, quod per diem Dominicam figuratur, ideo de illa solennizamus in septima feria, quae diem Dominicam praecedit. 4. Quarto, ut solennitas matris solennitati filii continuetur. 5. Quinto, ut festivitas agatur in die, in qua Deus ab omni opere requievit. (Wenn Auguſti noch hinzuſetzt: requievit autem in Maria, ut in Tabernaculo suo! ſo iſt das wol im Sinne der myſtiſchen Deutung des Durandus, es ſteht aber nicht am angeführten Orte.) — Durch dieſe Sonnabendsfeier zu Ehren der Maria kam nun allerdings die römiſch-katholiſche Kirche in Widerſpruch mit ſich ſelbſt wegen der angenommenen und gegen die morgenländiſche Kirche behaupteten Sonnabendsfaſten, die ihr von den Griechen ſtets, und zur Zeit des großen Schisma hauptſächlich, zum Vorwurfe gemacht worden waren. Wollte man nun auch im Abendlande den Sonnabend zum Feſte der Maria machen, ſo mußte auch nothwendig, nach allgemeiner Feſtſtellung, daß an Feſten nicht gefaſtet werden dürfe, das Sonnabendfaſten wegfallen und auf den Freitag verlegt werden; man war zum Nachgeben gegen das Morgenland hierin allerdings nun gezwungen und hatte nur dafür zu ſorgen, den Schein freier Wahl für ſich zu retten. Um dieſes ſonnabendlichen Marien-Wochentages willen iſt daher auch im Abendlande ſtillſchweigend das Sonnabendsfaſten auf den Freitag verlegt worden, der nun noch allgemeiner Hauptfaſttag der Katholiken iſt. — Übrigens vergleiche man noch die Artikel Maria und Maria-Verehrung.

Da nun Maria als Königin und Haupt aller Heiligen gilt, die Märtyrer aber ſchon in den erſten Zeiten der Kirche als Heilige beſonders geehrt wurden, ja auch ſelbſt die Apoſtel Anfangs vorzüglich darum ihre Denk- und Feiertage erhielten, weil ſie als Märtyrer für die Lehre ihres Herrn ihr Leben ließen: ſo gehen wir, bevor wir zur Weiterentwickelung der übrigen Allgemeinfeiertage der chriſtlichen Kirche zurückkehren, ſogleich zu den Apoſtel-, Märtyrer- und Heiligenfeſten über, deren Urſprung bereits angegeben worden iſt.

In den Jahrhunderten der noch unterdrückten und verfolgten Kirche würde der Gedanke, daß das irdiſche Leben nur eine Vorbereitung auf das jenſeitige Leben der Seligkeit nach dem Tode ſei, daß alſo auch diejenigen glücklich zu preiſen wären, die in Treue und Standhaftigkeit überwunden hätten, ein ſehr natürlicher heißen müſſen, wenn auch die Gnoſis und ihre Verachtungsidee der Sinnlichkeit und der Materie überhaupt nicht ſo außerordentlich auch unter den Chriſten verbreitet geweſen wäre. Hatten doch die Apoſtel ſelbſt, namentlich Paulus und Petrus, im Abſcheiden vom Leben der Erde den wünſchenswerthen Anfang des echten Lebens gefunden und das irdiſche Wandeln als ein mühevolles Ringen nach dem Ewigen angeſehen, woraus ſo leicht der Gedanke hervorgehen mußte, daß der Tod ein Rettungsengel aus dieſem Jammerthale ſei. Und ſo hatten ſich denn auch in Wahrheit ſchon ſehr früh die Chriſten gewöhnt, den Tag des Todes als ihren rechten Geburtstag zum wahren Leben zu betrachten. Es iſt ſchon bemerkt, daß die Väter der Kirche den Todestag der Blutzeugen dies natalis nannten, den ſie feierlich begingen mit Proceſſionen an ihre Gräber oder an die Orte, wo ſie gelitten und den Geiſt aufgegeben hatten. Dort pflegte man die Lebensgeſchichte des Märtyrers vorzuleſen (daher Legenda), Lobreden und Lobgeſänge zu halten, Abendmahlzeiten nach Art der Agapen zu genießen, wobei die Armen nicht vergeſſen wurden. Selbſt die Reden der Väter über die Apoſtel nehmen weit geringere Rückſicht auf ihre Lehre, als auf den Märtyrertod der Apoſtel, ſo ungewiß dieſer auch bei den meiſten Apoſteln iſt. Wenn daher die Apoſtel Petrus und Paulus die erſten Apoſtel waren, die einen Feiertag erhielten, ſo bezog ſich dieſe Auszeichnung nicht auf irgend einen Vorzug, den man ihnen unter den zwölfen eingeräumt hätte, ſondern auf den Glauben, daß Beide gemeinſchaftlich den Märtyrertod ausgeſtanden hätten; ſ. *Euseb.* hist. eccles. L. 2. c. 25. — Man ging in der Sorgfalt der Märtyrerverehrung ſoweit, daß man eifrig die Zeit zu erforſchen ſuchte, nicht nur bis auf den Tag, ſondern ſogar bis auf die Stunde des Heimganges, damit ſich die Brüder grade zur wahren Stunde des Todes verſammeln möchten, es ſei Morgens, Mittags oder des Nachts. Solche Feierlichkeiten wurden dann gewöhnlich als Localfeſte angeſehen. Im Falle der Ungewißheit des Todestages irgend eines Märtyrers wurde eine Zeit dafür gewählt, die aus irgend einem Grunde die zweckmäßigſte ſchien. Daher ſind die Martyrologia (ſ. d.) in dieſer, wie in verſchiedenen anderweitiger Hinſicht (z. B. für alte und mittele Geographie) ſo wichtig; desgleichen die ſpäteren Acta Sanctorum. — Sobald es Sitte wurde, den Überbleibſeln der Märtyrer und Heiligen, als wunderthätigen Reſten, einen hohen Werth beizulegen, was ſchon im vierten Jahrhundert geſchah und immer mehr um ſich griff; ſobald man anfing, ſich um Theile der heiligen Knochen und Kleider zu bemühen, und ſolche Reſte von einem Orte zum andern zu verſetzen, was vom fünften Jahrhunderte an ſtark in den Gang kam, ſo

Digitized by Google

mußten ſich auch die Märtyrer- und Heiligenfeſte an verſchiedene Orte verpflanzen und eine allgemeinere Verbreitung gewinnen, obgleich noch keine Allgemeinfeier der Märtyrer von der Kirche veranſtaltet worden war, wovon doch zeitig genug ſich mindeſtens Andeutungen vorfinden, z. B. in der afrikaniſchen Kirche im ſechsten Jahrhunderte, wovon Auguſti (3. B. S. 137) eine Rede des Biſchofs Fulgentius über die Märtyrer mittheilt.

Vorzüglich war es die morgenländiſche Kirche, die zuerſt den Märtyrer- und Heiligendienſt begünſtigte und lebhaft verbreitete. Die Reden ihrer wichtigſten Kirchenväter, als Gregor des Wunderthäters und der übrigen Gregore, des Baſilius, des Ephräm, Chryſoſtomus u. ſ. w. ſind voll von überſpannten Begriffen wegen der Verehrung der Märtyrer. So ſehr ſich auch manche andere Kirchenlehrer, z. B. Auguſtinus, Mühe gaben, die göttliche Verehrung der Märtyrer abzuwenden, ſo waren ſie doch nicht im Stande durchzudringen, da die Sache ſelbſt den vielen Heidenchriſten, die an Verehrung ihrer Halbgötter und Heroen gewöhnt waren, höchſt erwünſcht erſcheinen mußte. Es war ihnen lieb, wenn ſie von ihren Biſchöfen dazu aufgefodert wurden, ſich mit Gebet an dieſe Wundermänner zu wenden, damit ſie vor Gott eine Fürbitte einlegten und ſich wo möglich ſelbſt in eigener Perſon aus ihrem Himmel zur Erde bemüheten, um ihnen Beiſtand zu leiſten, oder doch im Geiſte unſichtbar ihrem Feſte beizuwohnen (*Gregor von Nyssa*, Op. T. III. p. 578 sq.). Wenn noch, gleichfalls aus dem Heidenthume ins Chriſtenthum übergegangen, nicht blos ganze Länder, ſondern ſelbſt Städte, ja einzelne Kirchen ſich ihre beſondern Schutzheiligen wählten, die natürlich ſämmtlich ihre beſondern Feiertage erhalten mußten; wenn noch dazu bei ſteigender Verehrung des Mönchthums die Kirchenheiligen, oder die von den Päpſten und den Synoden heilig Geſprochenen, dazu kamen, ſo mußte nicht nur die Zahl der Feiertage, ſelbſt wenn die allermeiſten dieſer Art blos als Localfeiertage gepflegt werden konnten, ins Außerordentliche gehen, ſondern der Inhalt dieſer Feſte mußte auch vom wahrhaft Chriſtlichen ſoweit entfernen, daß die von Jeſu gelehrte Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit einem Aberglauben Platz machte, der einen Rock höher achtet als den Leib, und einen Leib höher als die Seele. Durandus im 7. B., worin er de Sanctorum festivit. handelt, berichtet im 1. Cap. N. 28, daß bereits Euſebius meldet, es kommen jährlich mehr als 5000 Feſte der Heiligen vor, die an jedem Tage, mit Ausnahme des 1. Januars, gefeiert würden, weil an dieſem Tage die Heiden ihre Schmäuſe hielten, dazu noch fügend, Gregor habe ausgerufen: Totus mundus plenus est sanctis! Wie viele Heilige werden nun jetzt ſein? Denn daß die Verehrung der Heiligen und der Reliquien an beſtimmten Feſttagen noch heute im größten Schwunge ſteht, weiß Jedermann und kann dadurch die fortſchreitende Bildung des Volkes der Chriſtenheit am beſten gemeſſen werden. Die Hagiolatrie iſt demnach ein ſo großes Feld, daß es in ſeiner Geſchichte bis ins Einzelne von einem Einzigen kaum ausgemeſſen werden kann, wovon die großen Sammlungen der Lebensbeſchreibungen dieſer Heiligen das beſte Zeugniß geben. Das Allgemeine darüber ſehe man aber unter den Artikeln: Heilige und Märtyrer. — Die Entſtehung der vorzüglichſten einzelnen Feſte derſelben, der Apoſtel u. ſ. w., ſehe man in Auguſti (Denkwürdigkeiten 3. Bd. S. 152—310) vom Feſte Johannis des Täufers an. Daraus möge das Merkwürdigſte überſichtlich mitgetheilt werden, ſoweit ſich dieſe Feiertage einer allgemeinen Theilnahme erfreuten. Unter dieſen ſteht oben an:

Das Feſt Johannis des Täufers am 24. Juni. Es war ſchon im fünften Jahrhunderte den Chriſten wichtig, was die Homilien Auguſtin's, Leo des Großen und Anderer beweiſen. Das vierte Jahrhundert verehrte ſchon des Täufers Reliquien, und ſein vorzüglich gut erhaltener Kopf war dem Athanaſius überliefert worden, weshalb das *Festum decollationis S. Joannis Baptistae* oder *Inventio capitis* genannt, als bereits vorhanden angenommen wird (29. Auguſt), ein hoher Feiertag mit Vigilie und Octave, als welcher er ſpäter immer vorkommt. Man ehrte ſowol ſeinen Geburts- als ſeinen Todestag, in ihm den Vorläufer und Vorkämpfer des Herrn auszeichnend. Das dabei gebräuchliche Johannisfeuer ſoll die Einäſcherung der Stadt Sebaſte und das von Julian befohlene Verbrennen der Gebeine des Täufers andeuten, ſowie Blumen und Roſen ſeinen Märtyrertod. — Die noch immer im Morgenlande beſtehende Sekte der Johannisjünger (Sabier oder Zabier) feiern ihm ein dreitägiges Feſt. Ob die Johanniter ihn oder den Apoſtel zu ihrem Schutzpatron wählten, iſt unbeſtimmt. Auch die Templer hatten Manches, was ſich auf ihn bezog; desgleichen die Freimaurer (ſ. d. Art.). Dabei iſt noch ſehr merkwürdig, daß die Wirkſamkeit der Fürbitten der Heiligen ſchon zu Auguſtinus' Zeiten geglaubt wurde, was aus der Rede deutlich wird, welche Auguſtinus am Johannisfeſte hielt (Sermo II. der vier Reden über Johannes, die entſchieden echte), worin es heißt, nachdem die Chriſten ermahnt wurden, das Feſt nicht blos äußerlich, ſondern in Mäßigkeit, Keuſchheit und Friedfertigkeit zu feiern: Tunc enim pro nobis S. Johannes, quicquid petierimus, poterit obtinere.

Tag Petri und Pauli am 29. Juni, ſchon am Ende des 4. Jahrh. gefeiert, im 5. ſehr verbreitet und unter dem Kaiſer Anaſtaſius auch in Conſtantinopel eingeführt (*Niceph.* Lib. 18. c. 39), was auch eine Rede des Chryſoſtomus (Homil. 167. Op. T. V. ed. *Savil.*) beglaubigt, welcher übrigens ein beſonderer Lobredner des Paulus iſt, was die morgenländiſche Kirche ſpäterhin, als ſie mit der abendländiſchen in Zwieſpalt gerieth, immer that. Früher und bis ins 5. Jahrh. hatten hingegen nicht wenige orientaliſche Väter, als Irenäus, Origenes, Cyrillus von Jeruſalem u. ſ. w., gleichfalls dem Petrus die Schlüſſel des Himmelreichs zuerkannt und ihn Apoſtelfürſten genannt, ſo lange noch keine politiſchen und dogmatiſchen Gegengründe obwalteten. Die Morgenländer ließen aber dem Petrus keine Löſungs- und Bindegewalt für dieſe Welt, ſondern erkannten in ihm allein den Pförtner des Himmelreichs. Den Tag der gemeinſchaftlichen Verehrung beider Apoſtel hielt man für ihren

Digitized by Google

Todestag (nur Einige ſetzen den 30. Juni, die Meiſten das Jahr 67), Petrus gekreuzigt, Paulus enthauptet. In den Mittelzeiten wurde auch noch der 30. Juni als Commemoratio S. Pauli mitgefeiert, was ſchon zu des heiligen Bernhard's Tagen wieder aufhörte.

Beide Apoſtel erhielten aber auch noch ihre beſondern Feiertage; Petrus zwei, nämlich:

Petri Stuhlfeier, festum cathedrae Petri, das wieder ein doppeltes war, für den römiſchen Stuhl am 18. Jan., für den Antiocheniſchen Stuhl am 22. Febr. Das letzte wird für noch älter gehalten; das römiſche wird als im 5. Jahrh. entſtanden angenommen, allein unter großem Streite der Katholiken ſelbſt. Jedenfalls hatte das 5. Jahrh. bereits eine Stuhlfeier des Petrus aufzuweiſen, wofür auch der Name festum epularum Petri gebraucht wurde.

Die Kettenfeier, festum Petri ad vincula, oder zuweilen catenarum Petri, am 1. Aug. von den Römiſch-Katholiſchen gefeiert, zugleich mit dem Feſte der Maccabäer (als Märtyrer). Man ſ. *Durand.* Lib. 7. c. 19 und c. 20, festum Machabaeorum. Bald ſoll es vom Biſchof Sylveſter 325, bald unter Alexander I., bald von der Gemahlin Kaiſer Theodos des Jüngern, Eudoxia, gegründet worden ſein.

Das beſondere Feſt der Bekehrung des Paulus, festum Conversionis Pauli, iſt erſt von Innocenz III. begründet worden, 1200; es wird am 25. Jan. gefeiert; ſ. *Dresserus*, De festis diebus etc. (Lipsiae 1590.) p. 19—24, wo es zum Schluſſe heißt: Dies Pauli criticus est, ex quo judicium fit de anni totius salubritate, sterilitate aut foecunditate, sicut in versibus continetur:

Clara dies Pauli, bona tempora denotat anni;
Si fuerint venti, designat praelia genti.
Si fuerint nebulae, pereunt animalia quaeque;
Si nix, si pluvia, designat tempora cara.

Übrigens behandelt Matth. Dreſſerus die chriſtlichen und heidniſchen Feſte nach den Monaten und Tagen von Januar bis Ende des December, hat auch, wie die alten Schriften meiſt, einen alphabetiſchen Index.

Apoſteltag des Philippus und Jacobus (nämlich Sohn des Alphäus, oder der jüngere Jacobus) am 1. Mai. Vgl. *Durandus* Lib. 7. c. 10. Früher wurde an dieſem Tage das Feſt aller Apoſtel gefeiert, geſtiftet von Bonifaz IV. im Anfange des 7. Jahrh. (608—615). Allein das Feſt hatte keinen guten Fortgang, ſodaß es dieſen Beiden blieb, ohne daß man für die Verbindung im Abendlande einen beſſern Grund anzugeben weiß, als daß die Gebeine beider Apoſtel nach Rom gebracht und in einem Sarge begraben oder beigeſetzt wurden, wo ſie der römiſche Biſchof Pelagius 559 fand, ihnen die neu erbaute Baſilica weihte und ihr gemeinſchaftliches Feſt anordnete. — Die griechiſche Kirche feiert den Gedächtnißtag eines Jeden beſonders, am 14. Nov. und 25. Oct. Von beiden Apoſteln nennt man apokryphiſche Schriften; ſ. ihre Artikel.

Apoſteltag des Simon und Judas am 28. Oct., als Brüder, Halbbrüder oder Vettern Jeſu, oder wegen der Gleichzeitigkeit ihres Märtyrertodes in Perſien (ſ. *Nicephor.* Lib. 2. c. 40; *Euseb.* Lib. 3. c. 32) unter Trajan, was Beiden ein Alter von 115—120 Jahren geben würde. Die morgenländiſche Kirche gibt Jedem einen beſondern Tag, den 27. April und 19. Juni. Judas führt unter Anderem den Beinamen Thaddäus, Verfaſſer des kanoniſchen Briefes, den die Syrer und Edeſſener ihren Apoſtel nennen. Nach Einigen ſoll Judas zu Edeſſa eines natürlichen Todes geſtorben ſein; ſ. die Art. Simon und Judas.

Apoſteltag des Andreas am 30. Nov. (Bruders des Petrus), Apoſtels der Skythen (man vgl. den Art. Andreas) u. ſ. w., der an einem anders als gewöhnlich geformten Kreuze (crux decussata), in Form eines X, alſo an zwei quer über einander gelegten Balken, auf Befehl des Achäiſchen Proconſuls Ägeas (oder Königs zu Edeſſa), den Märtyrertod erlitt. Daher Andreaskreuz. Dieſer Apoſtel ſpielt in der alten Kirche eine große Rolle; ſeine Reliquien ſind ſo verbreitet, wie ſeine Patronatſchaften ganzer Länder, Städte, vieler Innungen und Brüderſchaften, z. B. Ritterorden des heiligen Andreas in Schottland und Rußland; Orden des goldenen Vließes, ihm und der heiligen Jungfrau gewidmet. Wegen der Verbindung mit der S. Virgo war er auch Patron der Ehe; daher das Lied der Jungfrauen: Ach Andreas, heiliger Schutzpatron u. ſ. w., das Bleigießen an der Vigilie deſſelben u. ſ. w. Von ihm ſollte ein Evangelium ſein, das ſchon Auguſtinus für apokryphiſch erklärt, ſowie die Acta Andreae, Thomae et Joannis, die von den Enkratiten angenommen wurden, für untergeſchoben erklärt worden ſind. Seine Gedächtnißfeier fand bereits im 4. Jahrh. ſtatt. Auch Gregor I. hatte eine beſondere Neigung zu ihm. Vgl. *Dresser.* p. 193 und *Durandus* Lib. 7. c. 38. Man hat mehre Reden der Väter und Hymnen auf ihn.

Apoſteltag des Thomas am 21. Dec. in der römiſch-katholiſchen Kirche, in der griechiſch-katholiſchen am erſten Sonntage nach Oſtern. Der Zweifel des Mannes wird zwar allerdings von Manchen getadelt, von Andern aber gerechtfertigt, ja geprieſen. Sein Leben und ſeine Thätigkeit iſt blos durch die Tradition bekannt; das Evangelium deſſelben, das ſchon Origenes nennt, apokryphiſch, noch mehr das Itinerarium und Apocalypsis Thomae. Euſebius (Lib. 3. c. 1) läßt ihn unter den Parthern lehren, Chryſoſtomus in Äthiopien und Abyſſinien; desgleichen ſoll er nach alter Sage in Teutſchland gelehrt haben. Man läßt ihn auch bis nach Indien gehen, was nicht unwahrſcheinlich heißen kann, wenn er die Parther, Perſer u. ſ. w. belehrte. Daher in Indien die Thomas-Chriſten. Er ſoll dort von den Braminen getödtet worden ſein. Freilich hat es vielen Streit darüber gegeben. Vgl. Dreſſer. S. 208 u. 209. Durandus gibt im 7. B. C. 41 nur Folgendes über ihn: Historia s. legenda de S. Thoma Apost., ut si quid ex ea in responsoriis et antiphonis sumptum reperitur, inter apocrypha deputatur: in ipso autem festo

Digitized by Google

legitur ad missam Evangelium: Thomas unus ex duodecim. Joan. 20. cap.

Apoſteltag des Jacobus, des Ältern, Bruders des Johannes, am 25. Juli in der abendländiſchen, am 16. April in der morgenländiſchen Kirche. Die letzte feiert ſeinen Todestag, die erſte ſeine Überſiedelung nach Spanien (dies translationis est, nam obiit in Paschate. *Gavanti* Thesaur. T. II. zum 25. Juli). Daß aber der Leib des Getödteten gleich nach der Hinrichtung nach Compoſtella gebracht worden ſein ſoll, was die Spanier für einen Glaubensartikel halten, iſt erſt im 10. Jahrh. angenommen worden. Der Beiname Major wird nicht immer auf ein höheres Lebensalter bezogen, ſondern auch, bald auf ſeine frühere Wahl zum Apoſtel, bald auf ſeine nähere Verbindung mit Jeſu und daß er ſtets mit Johannes und Petrus genannt wird, die für die drei Hauptbewahrer der Tradition angeſehen wurden. Die ihm zugeſchriebenen Schriften, namentlich das Protevangelium Jacobi, ſind apokryphiſch. Daß er der Schutzpatron Spaniens iſt, wo er auch eine kurze Zeit gelehrt haben ſoll, iſt bekannt.

Bartholomäustag, der 24. Auguſt. Nur Rom feiert dafür den 25., weil Kaiſer Otto II. den Leib des Bartholomäus an dieſem Tage 983 von Benevent nach Rom brachte. Die Griechen hingegen feiern ſeinen Todestag am 11. Juni und ſeine Translation am 24. Auguſt. Daß an ſeinem Tage Luc. 22, 24—30 zum Texte gewählt wurde, der vom Rangſtreite der Apoſtel handelt, mag wol der alten Sage wegen geſchehen ſein, Bartholomäus ſtamme von den Ptolemäern. Das Übrige ſ. im Art. Bartholomäus.

Matthäustag, der 21. Sept., in der griechiſchen Kirche der 16. Nov. Etwas Gewiſſes iſt über ſeinen Todestag nicht vorhanden, ebenſo wenig von ſeinen Reiſen. Er ſoll in Äthiopien umgekommen ſein, weil er dem Könige Hirtacus die Ehe mit einer Gott geweiheten Jungfrau verweigert habe. Nicephorus (Lib. 2. c. 41) erzählt deſſen Tod ganz anders. Ein natürlicher Tod deſſelben iſt nach mehren Zeugniſſen nicht unwahrſcheinlich. Seine Überreſte wurden 954 nach Salerno gebracht und hoch geehrt. Vgl. *Dresser*. p. 149—152. *Durand*. Lib. 7. c. 30; ſ. noch den Art. Matthäus.

Apoſteltag des Matthias, am 24. Febr. und im Schaltjahre am 25. in der abendländiſchen Kirche, in der morgenländiſchen am 9. Aug., weil jede dieſer Kirchen den gewählten Tag für des Matthias Todestag ausgibt, der keineswegs beglaubigt iſt, nicht einmal ſein Martyrium. Daß er zu Jeruſalem ſtarb, wird ziemlich allgemein behauptet, und daß Helena, Conſtantin's des Gr. Mutter, die Überreſte deſſelben nach Europa brachte, welche dann nach Rom und Trier kamen. Die Griechen laſſen ihn in Judäa und Äthiopien (wofür Manche Kappadocien annehmen) lehren und gekreuzigt werden, was auch Nicephorus (Lib. 2. c. 40) berichtet. Bekanntlich wurde Matthias auf des Petrus Antrag durch das Loos an Iſchariothʼs Stelle aus den 70 Jüngern Jeſu zum zwölften Apoſtel gewählt (Apoſtelgeſch. 1, 15—26), welcher Abſchnitt auch an ſeinem Tage vorgeleſen wird. Nachdem Paulus als Heidenapoſtel dazu gerechnet wurde, kam die Zwölfzahl der Apoſtel freilich in Überſchuß, was einige Verlegenheit brachte, die man möglichſt auszugleichen ſuchte, wie wir ſogleich hören werden. Man hat ein unechtes Evangelium und eine Schrift Überlieferungen (παραδόσεις) unter ſeinem Namen, welche ſchon Hieronymus und Euſebius kennen. Vgl. Dreſſer. S. 35. Durandus gehört unter diejenigen, die ihn übergehen, um die 13 Apoſtel beſtens zu vermeiden.

Den Apoſtel und Evangeliſten Johannes zeichnete aber die alte Kirche, wie ſchon gemeldet, dadurch aus, daß ſie ſeinen Tag auf den 27. Dec. ſetzte und mit dem Geburtsfeſte Jeſu in genaueſte Verbindung brachte. Man ſchrieb ihm eine höhere Weisheit als den übrigen Jüngern Jeſu zu, was ſchon Auguſtinus that; und Hieronymus fragte bereits, warum nicht vielmehr die Kirche auf ihn, als auf den Petrus, gegründet worden ſei? und ſetzt dann den Grund in das Alter des Petrus. Theils war durch dieſen Ausweg der Schoosjünger höher geehrt, theils war aber auch die Zwölfzahl der Apoſteltage gedeckt. Man legte ihm ſieben Vorzüge bei: 1) excellens sapientia; 2) quod semper virgo et caelebs; 3) singularis ejus fides et amor in Christum; 4) quod Salvatori familiarissimus; 5) quod Christus crucifixus eidem curam matris suae, virginem virgini, commendaverit; 6) quod unus ipse Sanctorum fere omnium encomia habuerit. Fuit Apostolus, Evangelista, Propheta, Virgo, Ecclesiae doctor, Martyr (des ſiedenden Öls wegen); 7) quod Apostolos omnes supervixerit. — Über Johannis Errettung aus dem ſiedenden Öle ſchreibt Durandus im 7. Buche Cap. 42: In ferventis olei dolium missus Joannes Apost. divina se protegente gratia illaesus exivit: ut sicut non senserat carnis aestum, quia virgo fuit mente et corpore, sic nec aestum ferventis olei sensit.

Damit hängt auch das Feſt *Joannis Apost. ante Portam Latinam* zuſammen, was die abendländiſche, vorzüglich die römiſche, Kirche am 6. Mai feiert, worüber Notker in ſ. Martyrolog. ſchreibt (ſ. *Gallandi*, Bibl. Patr. T. XIII. p. 783): Romae d. 6. Maji ante portam Latinam passio S. Joannis Apostoli. Qui ab Epheso, ubi manere consueverat, jussu Domitiani, fratris Titi, secunda in Christianos persecutione, quam ipse post Neronem exercuit, ad urbem Romam perductus, praesente Senatu ante portam Latinam in ferventis olei dolium missus est. Agente hoc impio Principe, qui Christianorum infestissimus persecutor erat, ut tam valido capite detruncato, infirmiora cederent Ecclesiae membra. Sed beatus Apostolus tam illaesus a poena immanissima exiit, quam a corruptione carnis permansit immunis. Tunc in Pathmum insulam relegatus exsilio, Apocalypsin vidit et scripsit. Ad commendandam ergo ipsius dignam memoriam, et apostolicam in fide et confessione Domini nostri Jesu Christi constantiam, Christiani Basilicam ipsius nomine ac memoria gloriosam, ut supra dicto loco ante portam Latinam praeclaro opere condiderunt. Ubi festivum concur-

Digitized by Google

sum pridie nonas Majas annuatim usque hodie facere non desistunt. Quod et in plurimis Ecclesiae Catholicae locis religiose solet actitari. — Es iſt dieſes Feſt allerdings einzig in ſeiner Art, da hier nicht der Märtyrertod, ſondern die Befreiung von demſelben gefeiert wird, als eines beſondern Wunders. Man wollte aber den Johannes durch dieſes zweite jährliche Feſt nicht geringer ſtellen, als die Apoſtel Petrus und Paulus, die gleichfalls zwei Feſttage haben. Vgl. über dieſes Feſt Dreſſer. S. 96, und der Weihnachtsfeier wegen u. ſ. w. S. 215—217, wo unter Anderem auch ſieben von jenen oben angeführten ganz verſchiedene Vorzüge (virtutes) angegeben werden. — Daß Johannis Ausgang aus dieſer Welt, den Manche auch wol für einen nur ſcheinbaren Tod hielten, wegen des Wortes Jeſu nach Joh. 21, 23, bald auf den erſten Oſtertag, bald auf das Feſt Johannis des Täufers am 24. Juni geſetzt wird, und zwar zu Epheſus, mag noch berührt werden. ſ. den Art. Johannes.

Tag des Evangeliſten Marcus, der 25. April, kommt nicht vor dem Ende des 7. Jahrh. vor, was Gavanti (Thesaur. sacr. rit. T. I. p. 490) auseinandergeſetzt hat. Damit iſt zuſammenzuhalten deſſelben Thesaur. T. II. p. 227. An dieſem Tage ſoll Marcus in Alexandrien am Serapisfeſte zu Tode geſchleift worden ſein. *Gallandi*, Bibl. Patr. T. XIII. p. 779. Andere halten dieſen Tag für den Ankunftstag der Überreſte des heiligen Marcus aus Alexandrien nach Venedig im J. 800 (Apparizione di S. Marco). Er iſt der Schutzpatron Venedigs und des ganzen Gebietes, wo ſeine Reliquien die größten Wunder thun. Unter Anderem weiſt man die eigenhändige Urſchrift des Evangeliums Marci dort auf. *Dorschaei* Dissert. de Sceletomania Pontific. circa reliquias Marci et Lucae. 1654. Sein zweites Evangelium für die Ägypter, die Acta S. Marci und deſſen Liturgia ſind untergeſchoben. Dennoch will man in Venedig die Echtheit der letzten zuweilen noch behaupten, während Andere ſie für eine conſtantinopolitaniſche ausgeben, die von Pius V. in wenigen Stücken verbeſſert worden ſein ſoll. Man ſehe *Nicephor*. Lib. 2. c. 43. *Dresser*. p. 69—71. Endlich den Art. Marcus.

Tag des Evangeliſten Lucas, der 18. Oct. Die Nachrichten von ſeinem Leben ſind ſo verſchiedenartig, daß ſie in der Kürze nicht gegeben werden können, ſowie ſeine Reliquien ſich vielfach wiederholen (der Hauptort dafür iſt Padua). Unter den ihm zugeſchriebenen Apokryphen, deren einige ein hohes Alter haben, ſchon von Origenes und Hieronymus erwähnt, ſind die bemerkenswertheſten: Acta S. Pauli et Theclae und Liturgia 12 Apost. Die Sage, daß er ein Maler geweſen ſei, iſt alt. Durandus ſagt im 6. Buche C. 89 vom Bilde der Maria in ihrer Kirche zu Rom, quam B. Lucas pinxisse dicitur. Vgl. Dreſſer. S. 162—164. Wir verweiſen auf den Art. Lucas.

Bei dem immer nur zunehmenden Wunderglauben der Menſchen, der bis zum Jahre 1000 in üppigſter Fülle ſich vermehrte, und bei der Richtung der Geiſtlichkeit, nicht blos alle bibliſchen Geſchichten einflußreicher Namen und alle aus der heiligen Schrift gezogene Hauptglaubenspunkte, vorzüglich myſteriöſer Art, durch Feiertage zu verherrlichen, ſondern auch das Leben beſonders heiliger Biſchöfe, Äbte u. ſ. w. als Ermunterungen der Chriſtenheit zu höherer Tugend, bald auch aus Dankbarkeit für große Wohlthaten, welche durch ausgezeichnete Männer der Kirche erwieſen worden waren, ja auch wol zuweilen aus politiſchen Gründen mit neuen Feſttagen zu verſehen, mußte der Reichthum an Feiertagen, wenn auch nicht unüberſehbar, aber doch ſo groß werden, daß die Tage des Jahres beiweitem nicht zugereicht haben würden, wenn auch nur der zehnte Theil als Allgemeinfeiertage der ganzen Chriſtenheit hätten begangen werden ſollen. Man half ſich mit Localfeiertagen, wie ſchon geſagt, namentlich für die neueren Heiligen, für die allermeiſten derer, die durch Kanoniſation der Päpſte zur Würde der Heiligen erhoben worden waren, was 993 zum erſten Male vorkam; früher hatte der Volksglaube in Übereinſtimmung mit ihren Biſchöfen und Geiſtlichen überhaupt die Aufnahme vorzüglich frommer Helden ins Kirchengebet beſtimmt. Man vgl. den Art. Heiligsprechung.

Auch die Heiligenverehrung ging von der morgenländiſchen Kirche aus und wurde ſammt der Anrufung der Heiligen, die in den erſten Jahrhunderten gar nicht ſtattfand, vom Abendlande aufgenommen. Es iſt merkwürdig, daß ſelbſt in einem um 890 gebrauchten codice Corbejensi nicht ora pro nobis, ſondern dafür exaudi Christe oder adjuva Christe und dergleichen ſteht. Auch waren die alten Heiligenverzeichniſſe ſehr abweichend von einander, was kein Wunder iſt, ſo wenig, als daß man in der Folge Übereinſtimmung in dieſe Angelegenheit möglichſt zu bringen ſuchte. Ja, es gab nicht wenige Männer, ſogar Päpſte und ganze Kirchenverſammlungen, welche ſich der Vermehrung der Heiligen gradezu entgegenſetzten, bereits von Karl's des Großen Zeiten an; aber es half nicht viel, obgleich die Päpſte ſich das Heiligſprechen allein vorbehielten. Theils wollten ſie es, eben als Vorrecht, von Zeit zu Zeit neu geltend machen, theils konnten ſie es ohne Nachtheil nicht einmal vermeiden, da ſelbſt gekrönte Häupter nach dieſer Ehre begierig waren, wenn auch nicht für ſich, doch für ihre Vorfahren. Unter vielen gekrönten Häuptern, die heilig geſprochen wurden, mag nur an Karl den Großen erinnert werden, welcher auf Anregung Friedrich's I., des Kaiſers, von Paſchalis III. kanoniſirt wurde, 1165. Sein Tag war der 28. Jan., der auch viel gefeiert wurde, wenngleich nicht in Italien, weil der genannte Papſt dort als Gegenpapſt nicht angenommen worden war. Schröckh im 19. Th. S. 290 u. 291 führt eine Strophe aus einer an Karl gerichteten Hymne an und weiſt ein Officium de S. Carolo nach. — Es war daher ein recht zweckmäßiger Gedanke ſchon der alten Kirche, ein

Feſt aller Heiligen anzuordnen, was gleichfalls von der morgenländiſchen Kirche ausging und bereits von ihr im 4. Jahrh. als Feſt aller Märtyrer und Heiligen am Sonntage nach Pfingſten gefeiert worden war (*Κυριακὴ τῶν ἁγίων*). Allein die Einzelnfeſte der Märtyrer und Heiligen machten dennoch grade unter ihnen die

Digitized by Google

größten Fortſchritte. Im Abendlande wurde ein ſolches Feſt zum erſten Male von Bonifaz IV. im J. 610, und zwar in dem vom Kaiſer Phokas ihm überlaſſenen Pantheon, der Rotonda der Maria, hergeſtellt am 12. Mai, welcher Tag ſpäter auf den 1. Nov. verlegt wurde, welche Verlegung meiſt von 834 oder 835 an, von Andern ſchon 731 angenommen wird. Seit der Mitte des 9. Jahrh. wurde es allgemein, als Feſt vom erſten Range, deſſen Officium von Gregor IV. kommen ſoll, und von Pius V. völlig umgeſchaffen wurde; ſ. *Gavanti*, Thesaur. sacr. rit. T. II. p. 243 sq. Vgl. Dreſſer. S. 167—170, wobei auf einiges Abweichende, von Andern berichtigte, zu achten iſt.

Als nun aber der Kirchenkalender mit einer außerordentlichen Zahl immer neu hinzugefügter Heiligen angefüllt worden war, beſonders der heiliggeſprochenen Stifter neuer Mönchsorden, denen die Chriſten nicht genug ſchenken konnten, und dies noch im 12. und 13. Jahrh., wobei zu bemerken iſt, daß die lateiniſche Kirche viel mehr heilige Frauen, als die griechiſche aufzuweiſen hat, deren Heilige ungleich mehr Männer ſind, ſo verordnete Bonifaz VIII. im J. 1295 (*Raynaldi* Annales eccles. zu dieſem Jahre, nach Schröckh 28. Th. S. 270) nach den vier Hauptlehrern und Säulen der abendländiſchen Kirche, und zwar in folgender Ordnung: Gregorius, Auguſtinus, Ambroſius und Hieronymus, Jedem ein beſonderes Feſt, die auch beibehalten worden ſind. Daß Auguſtinus, der Apoſtel der Engländer, damals bereits ſein beſonderes Feſt, aber nur in England, hatte, was von dieſem ganz verſchieden iſt, braucht nur berührt zu werden. Waren dieſe vier gefeierten Männer auch wirklich lauter Beförderer der Mönchsfrömmigkeit, ſo waren ſie doch auch ſchon längſt ihrer Lehrverdienſte und ihrer großen Wirkſamkeit für die Kirche wegen anerkannt und geehrt; ſchon Karl der Große hatte ſie für die vier Lichter der Kirche erklärt und ließ ſich aus ihren Schriften am liebſten vorleſen. Es mag alſo in dieſer Hinſicht der Gedanke des Bonifaz allerdings ein „beifallswürdiger" heißen, aber zur Verringerung der chriſtlichen Feiertage trug er ſicher nichts bei, im Gegentheil zur Vermehrung derſelben. Ganz natürlich war es auch, daß unter dieſen das Feſt des Papſtes Gregorius I., am 12. März, beſonders hervorgehoben wurde. Daß Gregor als Patron der Schulen unter Anderem geehrt wurde (daher das Gregoriusſingen) iſt bekannt. Daher erinnert Dreſſer, der S. 41—43 davon ſchreibt, zugleich an das Feſt der heiligen Katharina (am 25. Nov.), als der Vorſteherin der philoſophiſchen Schulen, von welcher er S. 189—192 weiter handelt.

Auch die vier Hauptlehrer der morgenländiſchen Kirche: Athanaſius, Baſilius der Große, Gregorius von Nazianz und Chryſoſtomus, haben die Abendländer mit Feſttagen geehrt, ſo gut als die griechiſche Kirche, was ſie aber auch kaum anders konnten, wenn ſie die allgemeine Kirche vertreten wollten. Die Morgenländer dagegen nahmen die Feſte der vier abendländiſchen Hauptlehrer nicht an. Ob ſie aber die Feſte der vier Genannten vor den Feiertagen der vier lateiniſchen Hauptlehrer hatten, zu denen ſpäter auch noch Thomas von Aquino und Bonaventura hinzugethan wurden, oder ob ſie erſt die abendländiſche Einrichtung nachahmten, iſt ungewiß.

Daß nun bei ſolchem Wachsthume der Heiligenzahl und ihrer Feſte die Verzeichniſſe der Heiligen, ja die Feiertagsordnung der Kirche zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ausfallen mußten, iſt ſehr erklärlich, nicht minder, daß, bei beliebten Änderungen im Laufe der Zeit, in alte liturgiſche Einrichtungen, die man noch weiter gebrauchen wollte oder mußte, Nachträge gemacht und neuere Feſte eingeſchaltet werden mußten. Beides fiel ſowol in der abendländiſchen, als in der morgenländiſchen Kirche vor. Daher die mancherlei, nicht gering von einander abweichenden Handſchriften dem Namen nach eines und deſſelben Kirchenrituals, z. B. des Baſilius und Chryſoſtomus, in welche ſpäter die Maria- und Heiligenverehrung eingeſchaltet wurde, ſowie der ſehr verſchiedenen Textesangaben in verſchiedenen Ausgaben des Sacramentarium Gregorianum, der Martyrologien u. ſ. w. Die ganze Heiligenverehrung mußte ſich nothwendig nicht nur in verſchiedenen Jahrhunderten, ſondern auch in verſchiedenen Ländern anders geſtalten, da jedem Lande gewiſſe Heilige näher lagen und daher auch für verehrungswürdiger gehalten werden mußten, als dem andern. Und ſo mußte man auch wol bei ſolchem Übermaße der Heiligen auf eine gewiſſe Rangordnung derſelben bedacht ſein, um ſo mehr, je mehre Stimmen ſich gegen die Menge der Feſte erklärt hatten, was beſonders Nicol. de Clemangis in ſeinem De novis celebritatibus non instituendis im Beginne des 15. Jahrh. gethan hatte (Schröckh 30. Bd. S. 435). Dafür wurde denn auch eifrig geſorgt; man ſuchte den Rang der Heiligen im Canon missae und in den Litaneien wenigſtens einigermaßen zu regeln, wovon Auguſti im 3. Bde. ſeiner Denkwürdigkeiten S. 263 fg. nach Ordo romanus de officiis divinis (Colon. 1568.) p. 108 u. 109 folgende Anordnung mittheilt, wo auch das ora pro nobis gilt, was in den früheſten nicht gewöhnlich war:

Sancta Maria, ora pro nobis!
Sancte Petre, ora pro nobis!
— Andrea, ora pro nobis!
— Jacobe, ora pro nobis!
— Johannes, ora pro nobis!
— Thoma, ora pro nobis!
— Jacobe, ora pro nobis!
— Philippe, ora pro nobis!
— Bartholomaee, ora pro nobis!
— Matthaee, ora pro nobis!
— Simon, ora pro nobis!
— Thaddaee, ora pro nobis!
— Matthia, ora pro nobis!
— Luca, ora pro nobis!
— Marce, ora pro nobis!
Omnes Sancti Apostoli et Evangelistae, orate pro nobis!
Sancte Stephane, ora pro nobis!
— Crispine, ora pro nobis!

Digitized by Google

Sancte Crispiniane, ora pro nobis!
— Line, ora pro nobis!
— Clete, ora pro nobis!
— Clemens, ora pro nobis!
— Sixte, ora pro nobis!
— Corneli, ora pro nobis!
— Cypriane, ora pro nobis!
— Laurenti, ora pro nobis!
— Chrysogone, ora pro nobis!
— Dionysi, ora pro nobis!
Omnes Sancti Martyres, orate pro nobis!
Sancte Silvester, ora pro nobis!
— Hilari, ora pro nobis!
— Martine, ora pro nobis!
— Leo, ora pro nobis!
— Ambrosi, ora pro nobis!
— Gregori, ora pro nobis!
— Germane, ora pro nobis!
— Remigi, ora pro nobis!
— Hieronyme, ora pro nobis!
— Benedicte, ora pro nobis!
Omnes Sancti Confessores, orate pro nobis!
Sancta Felicitas, ora pro nobis!
— Perpetua, ora pro nobis!
— Agatha, ora pro nobis!
— Lucia, ora pro nobis!
— Caecilia, ora pro nobis!
— Agna, ora pro nobis!
— Petronella, ora pro nobis!
— Regina, ora pro nobis!
— Christina, ora pro nobis!
— Margaretha, ora pro nobis!
— Eutropia, ora pro nobis!
— Brigitta (Brigida), ora pro nobis!
Omnes Sanctae Virgines et Viduae, orate pro nobis!
— Sancti, orate pro nobis!

Im Grunde betrifft aber die Rangordnung doch nur die großen Abtheilungen der Heiligen, nicht die Einzelnen im Laufe dieſer Abtheilungen, welche letztere Reihenfolge mehr der Zeit nach geordnet erſcheint. So ſteht 1) Maria, als Mutter des Herrn und Königin des Himmels, einzig in ihrer Art, an der Spitze; 2) die Reihe der Apoſtel, vom Felſen der römiſchen Kirche an bis auf den Letzten, an die Stelle des Iſcharioth durchs Loos erwählten Matthias, wobei die Zeitfolge nicht zu verkennen iſt. Die Ausſchließung des Paulus, um nicht 13 Apoſtel zu erhalten, iſt dabei merkwürdig genug. An dieſe reihen ſich ſogleich die beiden Evangeliſten, als unter den Apoſteln ſtehend, weil ſie nur Schüler der Apoſtel ſind. 3) Die Märtyrer, anhebend mit dem erſten chriſtlichen Märtyrer, offenbar der Zeitfolge nach, mindeſtens im Allgemeinen. Daß hier ſchon eine große Auswahl getroffen werden mußte, die bei der Aufnahme manches Einzelnen mehr den Umſtänden oder einer Vorliebe irgend einer Art, der Zeit, des Landes, des Zuſammenſtellers, zuzuſchreiben iſt, als irgend einer andern Rückſicht, ſcheint klar. So verhält es ſich auch 4) mit den erwählten Bekennern (confessores) und endlich 5) mit den erwählten heiligen Jungfrauen und Witwen. — Eine genaue, ſtets und ſicher durchgeführte Rangordnung war auch in der That, bis ins Einzelne herab, nicht möglich, iſt auch nicht da geweſen; die Einheit der Kirche konnte ſich bei den verſchiedenen Liturgien (ſ. d.) durchaus nicht bewahren, worüber eine Menge Beiſpiele vorgebracht werden könnten (ſ. *Gavanti*, Thesaur. sacr. rit.).

Es iſt in dieſem Anrufungskataloge von keinem Engel die Rede, allein ſie kommen in den Litaneien allerdings vor, als: Sancte Michael, S. Gabriel, S. Raphael, Omnes S. Angeli et Archangeli! S. Joannes Baptista! Omnes Sancti Patriarchae et Prophetae etc. Man ſieht, daß Niemand vergeſſen iſt. Es kann auch nicht mit Recht geſagt werden, daß es in der alten Kirche gar keine Engelverehrer gegeben hätte. In Phrygien und Piſidien war der Engeldienſt vorzüglich heimiſch, und Epiphanius (Haeres. 60) zählt die Angelici unter die Ketzer. Im 4. Jahrh. ſoll, nach Eutychius, der Biſchof Alexander zu Alexandrien, um dem Volke das Götzenbild Micail zu nehmen, den Tempel des Saturn, worin es ſtand, dem heiligen Erzengel Michael gewidmet und die zahlreichen Opfer auf ihn übertragen haben, der ihnen beſſern Beiſtand werde angedeihen laſſen durch Vertretung vor Gott u. ſ. w. Auch Ambroſius war für die Anrufung der Engel im Gebet, als die dem Menſchen zum Schutz gegeben wären. Wegen dieſes Schutzes der Engel hätte man auch das N. T. ſelbſt anführen können. Ferner wurden den Engeln ſogar noch eher Kirchen geweiht, als der heiligen Jungfrau Maria, was die von Conſtantin dem Gr. in ſeiner Reſidenz erbaute Kirche beweiſt, die dem heiligen Michael gewidmet worden war (*Μιχαήλιον*). Es folgten mehre dergleichen. — Allerdings hatte das Concil zu Laodicea den Engeldienſt verboten, doch nicht anders als den Marien- und Heiligendienſt gleichfalls, der dennoch lebhaft um ſich griff, trotz der Verketzerung. Auguſtinus war ausdrücklich gegen die Engelverehrung (Confession. Lib. 10. c. 41). Man war alſo offenbar verſchiedener Meinung in dieſem Punkte. Dies konnte jedoch bei zunehmendem Wunderglauben der Welt nicht hindern, daß, ſowie Märtyrer und Heilige überhaupt, auch Engel den Menſchen erſchienen und wunderſam ſich bethätigten. Vom Erzengel Michael werden nun beſonders drei ſolcher Erſcheinungen angeführt: Eine auf dem Berge Gargano in Apulien, wo Michael ſelbſt ausdrücklich will, daß über der unter ſeinem Schutze ſtehenden Höhle ein Tempel erbaut und darin Gottesdienſt gehalten werden ſolle zu ſeinem und aller Engel Gedächtniß. Gelaſius I. habe, um dem Willen des Erzengels zu genügen, am 8. Mai 493 ein festum apparitionis S. Michaelis Archangeli angeordnet, was Andere erſt unter Felix 538 geſchehen laſſen. — Eine zweite Erſcheinung in monte S. petra Tumba in der Normandie, welche ein ähnliches Feſt nach ſich zog. Die dritte zu Rom in mole Hadriana, weshalb künftig Engelsburg. Es wird dieſe Erſcheinung bei Gelegenheit einer Peſt in Rom ſchon unter Gregor I. ausführlich erzählt, alſo früher als 607—615 unter Bonifaz IV. Auch dieſe wurde feſtlich begangen am 29. Sept.

Digitized by Google

Dieſe Feſte waren alſo provinzielle, nicht allgemeine. Im Anfange des 9. Jahrh. war jedoch daraus ein Allgemeinfeſt des heiligen Michael entſtanden, welches auf dem Concil zu Mainz 813 erwähnt wird. Wann ein ſolches im Morgenlande aufgenommen wurde, iſt noch ungewiſſer. Im 12. Jahrh. verordnete Manuel Komnenus die Feier eines ſolchen. Und ſo hatte man denn auch ein

Feſt Michaelis oder aller Engel am 29. Sept. Man ſehe darüber *Jo. Burch. Maji* De festo Michaelis. (Kilon. 1698.) *Carol. Stengelii* De Michaelis Archangeli principatu, apparitionibus, templis, cultu et miraculis. — *Fr. Dom. Haeberlin*, Selecta quaedam de S. Michaele Archangelo, festis et cultu etc. (Helmstadii 1758.) — Gottfr. Benjamin Eiſenſchmied's Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten u. ſ. w. (Leipzig 1793.) nimmt vier Michaelisfeſte an und verwechſelt unſtreitig das aus jenen drei Erſcheinungsfeſten entſtandene Allgemeinfeſt, woraus er ein beſonderes macht. Da er für ſeine Angaben keine geſchichtlichen Gründe hinſtellt, indem er nur ein Volksbuch liefern wollte, wird dadurch die obige, von Vielen bereits erörterte Darlegung nicht im Mindeſten entkräftet. Übrigens gehörte auch dieſes Feſt, wie manches andere, unter diejenigen, nach denen man Wetterprophezeiungen machte. Das Weitere unter dem Art. S. Michael.

Zu dieſen vorzüglichſten Marien-, Apoſtel-, Märtyrer-, Heiligen- und Engelsfeſten ſetzen wir nur noch in kurzen Angaben die übrigen der hierher gehörend gebräuchlichſten, und verweiſen dabei im Allgemeinen auf die Namen ihrer Perſonen, wobei wir uns nach den Monaten richten wollen und nach dem jetzigen Kalender, der von Dreſſer's Angaben (1590) wieder abweicht.

Im Januar ſind die Namen Melchior, Kaspar und Balthaſar die gebräuchlichſten Namen der ſogenannten heiligen drei Könige, am 2., 3. und 4. Jan. Nach ihnen wird auch das Feſt Epiphania (am 6. Jan.) das Feſt der heiligen drei Könige genannt, nach erſter Meinung Leo des Großen (alſo im 5. Jahrh.). Vgl. Dreſſer S. 11—16. — Am 17. der heilige Antonius, der Einſiedler. — Am 20. Fabian, Sebaſtian, Beide Märtyrer. — Am 24. Timotheus, der Schüler und Begleiter des Apoſtels Paulus, deſſen Bekehrung am folgenden Tage (25.) fällt. Timotheus ſoll 96 zu Epheſus geſteinigt worden ſein; alſo auch Märtyrer. — Am 26. Polykarpus, Schüler des Apoſtels Johannes und Biſchof zu Smyrna, Märtyrer.

Im Februar. Am 3. Baſilius, Biſchof zu Cäſarea, dann Mönch, ſtandhafter Vertheidiger der Orthodoxie gegen Arius. — Am 6. Dorothea aus Alexandrien, ſchöne Märtyrin unter Maximin. — Am 24. Matthias, der Apoſtel.

Im März fallen keine auszuzeichnenden Heiligenfeſte wegen der Quadrageſima; desgleichen im April nur wenige, als am 23. Georg, Märtyrer unter Diocletian (*Nicephorus* Lib. 7. c. 15). Der Erleger des Drachen im nahen Sumpfe der libyſchen Stadt Silea.

Im Mai begegnet uns am 1. die heilige Walpurgis, eine teutſche Benedictinernonne. Auch in dieſem Monate kommen wenig bemerkenswerthe Namen, außer etwa der Witterungstag des Servatius am 13., vor, da die ganze Zeit der 50 Tage, von Oſtern bis zu Pfingſten, zur Feſtfreude der Chriſten gehörte. Nur Urbanus I., Märtyrer, am 25. werde noch genannt.

Im Juni. Am 5. Bonifazius, der Apoſtel der Teutſchen im 8. Jahrh. — Am 8. Medardus, galliſcher Biſchof im 6. Jahrh., deſſen Tag unter die Witterungs-prophetiſchen gehört. — Am 15. Vitus, ein ungewiſſer Märtyrer. — Am 27. die Siebenſchläfer, welche 251 aus Epheſus ſich vor der Verfolgung in eine Berghöhle retteten, wo ſie, nach Zumauerung derſelben, bis 446 ſchliefen.

Im Juli. Am 8. Kilian, ein Schotte, Biſchof zu Würzburg im 8. Jahrh., Wettertag. — Am 13. Margaretha, aus Antiochia, die im 15. Jahre zum Götzendienſte gezwungen werden ſollte und nach allerlei Martern ſtarb. Sie wird mit dem Drachen abgebildet, der ſie umſonſt zum Abfall verlocken wollte. — Am 22. Maria Magdalena, wird als bibliſche Perſon vor den andern ausgezeichnet und der Erklärung des bibliſchen Abſchnittes wegen: Luc. 7, 36—50, auch in manchen Gegenden unter den Proteſtanten für wichtig gehalten. Die Angabe, daß es im 6. Jahrh. bereits gefeiert worden ſei, wird von den Meiſten verworfen und das Entſtehen dieſes Feiertages erſt 1125 geſetzt. Das Feſt hat manche Abänderung erfahren, die letzten von Pius V. und Clemens VIII.; ſ. *Gavanti*, Thesaur. T. II. p. 139 (ed. Lugd. 1685.), wo noch beigefügt wird, daß Urban VIII. die letzte Hand angelegt habe. — Am 24. Chriſtina, Märtyrin in Tyrus. — Am 25. ſonſt der Tag des großen Chriſtoph, der das Kind Jeſus auf ſeinen Schultern durch das Waſſer trägt u. ſ. w., der nun dem Apoſtel Jacob dem Ältern zugetheilt worden iſt. — Am 26. die bibliſche Anna, die Mutter Samuel's; auch eine chriſtliche Anna nach Luc. 2. — Desgleichen Martha am 26.

Im Auguſt. Am 7. Donatus, Biſchof in Thuſcien, dann Lehrer der Grammatik in Rom, unter Andern des Hieronymus, unter Arkadius und Honorius enthauptet. — Am 10. Laurentius, Diakonus zu Rom, unter Decius langſam geröſtet. — Am 20. der heilige Bernhard, Abt zu Clairvaux im 12. Jahrh. — (Der Bartholomäustag, 24., bezieht ſich auf den Apoſtel.) Am 28. Aus dem Auguſtinus, dem Kirchenvater, einem der vier Hauptlehrer des Abendlandes, iſt nun im Kalender Pelagius geworden.

Im September iſt nur am 26. Cyprian, Biſchof zu Carthago, Märtyrer — und am 30. Hieronymus hervorzuheben.

Im October. Am 1. Remigius, Biſchof zu Rheims, welcher den fränkiſchen König Clodwig taufte, den Rom zum „allerchriſtlichſten" König ernannte, weil er Athanaſianiſch getauft worden war. Remigius ſtarb 533 und that nun viele Wunder, von den Franken hoch geehrt. — Am 9. Dionyſius der Areopagit, von Paulus in Athen bekehrt und dort der erſte Biſchof; deſſen untergeſchobene Schriften lange für echt gehalten

Digitized by Google

wurden. — Am 10. Athanaſius, der bekannte Symbolverfaſſer. — Am 14. Burkhard (auch am 13.), Gehilfe des Bonifazius in Teutſchland, endlich Biſchof zu Würzburg, ſtarb 791, unter die Heiligen verſetzt. Man pflegte an der Vigilie ſeines Feſtes eine fette Gans zu ſpeiſen, die man deshalb Burkhardiſch nannte. — Am 21. die heilige Urſula, eine britanniſche Prinzeſſin, die mit vielen Jungfrauen nach Rom wallfahrtete und mit ihren 11,000 Jungfrauen bei Cöln ihren Tod fand. — Sonſt wurde auch noch am 30. ein Feſt der 16,000 Märtyrer begangen, welche alle unter dem Perſerkönige Sapor ihren Tod gefunden und die Märtyrerkrone erlangt haben ſollten.

Im November. Der Monat beginnt mit dem Feſte aller Heiligen, wovon geſprochen wurde. Am 3. Theophilus, der ſechste Biſchof zu Antiochien, 169, von dem Inſtitutionen da ſein ſollen. — Am 6. Leonardus, Schüler des heiligen Remigius, Biſchof im 6. Jahrh. — Am 9. Theodor., Märtyrer unter Julian (?). — Am 11. Martinus, ein Heidenſohn aus der Stadt Sabaria in Pannonien, deſſen Vater, von Ticino aus, ihn unter die galliſchen Soldaten Julian's that, wo er einem Armen ſeinen Mantel mit dem Schwerte theilte, darauf Chriſt und endlich Biſchof von Tours wurde, die Götzenbilder zerſtörte und gegen die Arianer heftig eiferte. Er ſtarb 399. An ſeinem Tage wurden gleichfalls Gänſe geſpeiſt, daher die Martinsgans, und reichlich Moſt getrunken, weil man glaubte, daß er den Tag darauf zu Wein würde. — Am 19. S. Eliſabeth, die ungariſche Königstochter und Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen; ſ. den Art. Elisabeth. — Am 25. S. Katharina aus Alexandrien, zur Philoſophie erzogen und ſo eifrige Chriſtin, daß ſie ſich der unter Maximin verdammten Chriſten annahm. Märtyrin 312. Daher Vorſteherin der philoſophiſch-chriſtlichen Schulen, wie ſchon berührt. — Darauf beginnt die Adventszeit, in welcher ſich die Chriſten auf Weihnachten vorbereiten mit Faſten und Beten.

Im December. Am 4. S. Barbara aus Nikomedien, von ihrem Vater ſelbſt überliefert und gemartert bis zum Tode. — Am 6. Nicolaus aus Patara in Lycien, wurde Biſchof zu Myra. Seines frommen und wohlthätigen Lebens wegen iſt er Schutzpatron der Knaben und Mädchen, weil er Vielen Ausſteuer gab; dann der Schiffer, weil er einmal durch ſein Gebet einen harten Sturm ſtillete. — Am 9. Agrippina (ſonſt gehörte dieſer Tag dem heiligen Joachim, einem Abte in Calabrien, dem großen Wahrſager um 1186). — Am 13. die heilige Lucia, eine ſchöne und fromme Jungfrau in Sicilien, von ihrem erzürnten Bräutigam als Chriſtin angeklagt und nach gerichtlichem Spruche getödtet 310.— Die übrigen ſind angegeben und bekannt bis auf den Sylveſter am 31.

Von der großen Schülermenge des Apoſtels Paulus, von denen das römiſche Martyrologium 300 angibt, hat Gavantus im 2. Th. ſ. Thesaur. p. 323 und 324 eine nicht kleine Zahl, über 50, nach den Monaten namhaft gemacht, worunter ſich gleichfalls mancher Kalendername befindet.

Nun noch von den übrigen wichtigern Feiertagen der Chriſtenheit, die ſich auf Chriſtum, auf Glaubensartikel und beſondere Vorfälle oder Lebenslagen der Gläubigen beziehen. Zunächſt von den übrigen Chriſtusfeſten.

Das Feſt der Verklärung Chriſti, transfigurationis Christi oder patefactionis Christi in monte Thabor, am 6. Auguſt. Es iſt griechiſchen Urſprungs, wurde an demſelben Tage gefeiert, hieß τὸ Θαβώριον und fand bereits im 6. und 7. Jahrh. ſtatt, was die Hymnen des Johannes von Damaskus und ſeines Lehrers Kosmas beweiſen. Das Feſt mußte der abendländiſchen Kirche ihrer Glaubens- und Sinnesrichtung nach ebenſo wichtig ſein, als der morgenländiſchen, dennoch wurde es lange im Abendlande gar nicht, oder doch, und auch ſoviel ſpäter, nur an einigen Orten gefeiert. Man findet es (nach Auguſti) in Wandelbert's Martyrologium aus dem Anfange des 9. Jahrh. erwähnt; auch Durandus kennt daſſelbe, es war aber doch auch wieder Vielen ganz unbekannt geblieben, ſodaß es noch im 12. Jahrh. für eine Neuerung gehalten werden konnte, und zwar für eine ſolche, die ſowol, als das Trinitatisfeſt, nicht gebilligt wurde. Kurz, es wurde erſt 1457 von Calixtus III. zu einem Allgemeinfeſte des Abendlandes erhoben. Noch Dreſſer S. 136 macht den Papſt Calixtus III. zu dem eigentlichen Urheber des Feſtes, was dagegen Gavantus im 2. Th. ſeines Thesaur. richtiger ſo beſtimmt: Auctor festi et Officii *apud omnes* fuit Calixtus III. a. 1456 ex Platina et Nauclero, sed vere non fuit Festi, quod notat Baronius in 2. not. lat. Martyrolog. ex Wandelberto. Es war alſo zu dieſer Zeit erſt im Abendlande ein Allgemeinfeſt geworden, was unter den angegebenen Umſtänden immerhin ſeltſam genug iſt.

Das Feſt der Kreuzes-Erfindung, Inventionis S. Crucis, am 3. Mai. Nach den Erzählungen des Sokrates (Hist. eccles. Lib. 1. c. 11) und Anderen, hatte die Mutter Conſtantin's des Großen, Helena, auf ihrer Wallfahrt nach den heiligen Orten, wo Jeſus gelehrt und gelitten, das Kreuzesholz gefunden, woran Jeſus geſtorben war, welches Kreuz ſich ſogleich durch Wunder, als das echte, erprobte. Einen Theil deſſelben ließ ſie zur Beſchauung der Gläubigen in Jeruſalem, den andern Theil ſandte ſie ihrem Sohne, der es zu ſchätzen und zu gebrauchen wußte. Euſebius gedenkt zwar allerdings bei der Beſchreibung der genannten Reiſe der Helena weder des Grabes noch des Kreuzes Chriſti (De vita Const. Lib. 3. c. 42 sq.); mag er dafür ſeinen Grund gehabt haben, oder mag es blos in der Lückenhaftigkeit dieſer ſeiner Erzählung liegen, ſein Schweigen beweiſt nichts gegen eine Sache, welche von Cyrillus, Biſchof von Jeruſalem (ſtarb 386), in ſ. Cateches. 13. c. 4 u. Cateches. 10. c. 19 vollkommen beſtätigt wird: „Das heilige Holz des Kreuzes, das bis jetzt bei uns geſehen wird und von hier aus faſt ſchon die ganze Welt erfüllt durch diejenigen, welche aus heiligem Glaubenseifer Stücke davon abbrachen.“ Auch in ſeinem Schreiben an den Conſtantius erſieht man, daß er das Kreuz für echt erklärt, wenigſtens daß es zu-

Digitized by Google

verläſſig in Jeruſalem daſtand und bewundert wurde. Vgl. Schröckh 5. Bd. S. 140. Offenbar fing unter Conſtantin dem Großen die Verehrung der Reliquien überhaupt und des heiligen Kreuzes namentlich ungemein zu ſteigen an. Waren auch gewiß ſchon vor Conſtantin abergläubiſche Verehrungen ſolcher Dinge und bewirkte Wunder derſelben unter den Chriſten im Schwange, ſo waren ſie doch noch lange nicht ſo allgemein, als ſie es nun wurden. Konnte doch Minuc. Felix im 29. c. p. 195 ed. Langosalissae 1760 ſagen: Cruces etiam nec colimus, nec horremus; ferner c. 12. p. 76: non adorandae, sed subeundae cruces. — Jedenfalls wird man es ſich in Jeruſalem nicht haben entgehen laſſen, unmittelbar nach Auffindung und Aufſtellung des Kreuzes Chriſti ein Feſt zur Ehre dieſes Kreuzes anzuordnen. Dieſes beſondere Stadtfeſt mag nun auch bald an einige andere Orte übergegangen ſein, allein ein Allgemeinfeſt war es nicht, ſondern die Feier ſtand in der Freiheit der Chriſten und beruhte auf der Denkungsweiſe der jedesmaligen Ortsbiſchöfe, mit Ausnahme der Stadt Jeruſalem, die ſich ein ſolches Feſt kaum entgehen laſſen konnte. Bald darauf verwahrte man Stückchen dieſes Kreuzholzes in Kirchen, z. B. in der Kirche des heiligen Felix (Schröckh 7. Bd. S. 134); ja man glaubte, daß ſich die abgeſchnittenen Stückchen wunderbar wieder ergänzten, daß es durch alles Abſchneiden doch nicht kleiner würde (S. 139). Alle dieſe Anſichten, ſo individuell ſie auch waren, konnten doch nicht ohne Einfluß auf eine ſo wunderſüchtige Zeit bleiben, als das 4. Jahrh. bereits war und die folgenden noch mehr wurden. Die Verehrung des Kreuzes ging demnach reißend vorwärts, darum aber noch nicht ſo die Feier des genannten Feſtes, ſo hoch auch das Kreuz und ſelbſt das Zeichen des Kreuzes gehalten wurde, ſodaß Julian den Chriſten die Anbetung deſſelben vorwerfen konnte. — Daß hingegen das Vorgeben, als habe der römiſche Biſchof Euſebius im 2. Jahrh. dieſes Feſt angeordnet, ein durchaus irriges iſt, leuchtet ein, wenn auch noch Durandus (Lib. 7. c. 11) es annimmt, doch ſo, daß die Mutter Conſtantin's als Finderin des heiligen Kreuzes bezeichnet wird (!). — In Wahrheit hat ſich dieſes Feſt doch nur langſam verbreitet, am langſamſten im Abendlande. Hatte man doch überhaupt Gelegenheit genug, in den Kirchen von der Kraft des heiligen Kreuzes zu reden, namentlich am Charfreitage, wo auch die meiſten Homilien ſich darüber verbreiten. Aus dem 26. Kanon des Concil. Tolos. im J. 1229 ergibt ſich, daß es allgemeiner gefeiert wurde; aber auch dies iſt verhältnißmäßig ſpät genug. Zum eigentlichen Allgemeinfeſte des Abendlandes machte es erſt Clemens VI. im J. 1347, oder Gregor XI. im J. 1376. Es iſt ein Doppelfeſt der erſten Claſſe und wird ſchon vom Durandus (ſtarb 1296) als ein ſolches bezeichnet. Es muß alſo doch wenigſtens im 13. Jahrh. ſehr um ſich gegriffen haben.

Das Feſt der Kreuzeserhöhung, Exaltationis S. Crucis, am 14. Sept., wurde vom Kaiſer Heraklius 631 geſtiftet, als die beſiegten Perſer das von Cosroes als Beute aus Jeruſalem mit fortgenommene Kreuz, das ſie 14 Jahre beſeſſen hatten, wieder herausgeben mußten. Papſt Honorius I. beſtätigte das Feſt auch für das Abendland, und nach Gavanti ſoll er es erweitert haben. Die Streitigkeiten, die darüber noch obwalteten, ſind im Ganzen doch zu geringfügig. Daß hingegen die griechiſche Kirche das Kreuz im Allgemeinen noch höher verehrt, als die römiſch-katholiſche, ſomit auch dieſes Feſt, iſt der Erinnerung werth.

Das Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti, festum Lanceae et Clavorum, am 16. April. Der Nägel des Kreuzes hatte ſich ſchon Conſtantin der Große als Schirm gegen alle Gefahr bedient. Wie die Fürſten fortfuhren, Reliquien zu ſuchen, zu bezahlen, zu ehren, gehört nicht hierher. Kaiſer Karl IV. war ein ganz ausgezeichneter Reliquienſammler. Den höchſten Werth legte er der Lanze bei, womit Chriſti Seite durchſtochen worden war, und den Kreuzesnägeln, die er 1350 vom Markgrafen von Brandenburg, Ludwig, erhalten hatte. Innocenz VI. beſtätigte auf des Kaiſers Bitte das genannte Feſt für Böhmen und Teutſchland 1354. Daher wird es auch in den römiſchen Breviarien und Kalendarien nicht gefunden. Darüber beſonders: *J. Henr. a Seelen*, De festo lanceae et clavorum. (Flensb. 1715.) Deſſelben Miscellan. (Lubec. 1734.) p. 339 sq. — *Jac. Gretseri* syntagma de sanctis reliquiis et regalibus monumentis, praesertim quadruplici lancea Dominica etc. (1618.) c. 4—7. *Swantenii* diss. de lancea militari, qua Christi latus perfossum. (Rostoch. 1686.) Vgl. Auguſti 3. Bd. S. 296.

Das Fronleichnamsfeſt, festum corporis Christi, am Donnerstage nach Trinitatis, zuerſt als ein allgemeines Kirchenfeſt beſtätigt von Urban IV. im J. 1264. Den eigentlichen Urſprung dieſes Feſtes hat die römiſch-katholiſche Welt bekanntlich drei entzückten Nonnen zu Lüttich, die im Gebet immer Geſichter ſahen, zu verdanken, der Juliana, ihrer Freundin Iſabella und ihrer Schülerin, der Eva. Die ausführliche Geſchichte lieſt man Schröckh 28. Bd. S. 77 fg. Juliana ließ durch einen jungen Kleriker eine Liturgie für ein ſolches der Kirche noch mangelndes Feſt aufſetzen, und die Geiſtlichen fanden ſie ſo vortrefflich, daß ſie dieſelbe ein Werk nannten, das nicht von Menſchen, ſondern von dem Vater des Lichts ſelbſt ſtamme. Fand es auch Gegner, ſo wurde es doch in Lüttich ſeit 1246 vom Biſchofe Hugo gefeiert, ohne ſolchen Fortgang zu haben, als Juliana wünſchte, welche hoffend dafür 1251 ſtarb. Eva ſetzte eifrig fort, was jene gewünſcht und brachte wenigſtens die dortigen Canonici des heiligen Martin zur Feier des genannten Feſtes. Endlich, immer von den Dominikanern begünſtigt, beſchloß es Urban IV., es auf den Donnerstag anordnend, mit Rückſicht auf den grünen Donnerstag, als das Einſetzungsfeſt des heiligen Abendmahls, weil man an dieſem ſo Vieles in Anſpruch nehmenden Tage nicht mit Allem fertig werden könne, und er es ſelbſt erfahren habe, daß ein ſolches neues Feſt durch eine göttliche Offenbarung geheiligt worden ſei und zur Beſchämung der Ketzer (vorzüglich des Berengar von Tours) diene. Dennoch ging das Feſt noch nicht ſonderlich vorwärts, und Durandus erwähnt es noch gar nicht. Da gab Clemens V., Ur-

Digitized by Google

ban's Bulle wiederholend, noch eine neue 1311. England, Frankreich und Aragonien nahmen das Feſt an. Johann XXII. gab noch eine Bulle dafür 1316. Nun erſt ſagt Gavanti: certum est, quod post promulgationem a Johanne XXII. factam, fuerit ab omnibus ecclesiis, nulla discrepante, susceptum. Vorzüglich aber war Thomas von Aquino, der Transſubſtantiation wegen, dafür; es wird ihm auch das gebräuchliche Officium für dieſes Feſt zugeſchrieben, was unter die ſchönſten gehört, z. B. der Hymnus: Pange lingua gloriosi Corporis mysterium etc. Vgl. *Gavanti*, Thesaur. T. I. p. 255, wo es heißt: Feria quinta (der Donnerstag) proxime sequenti occurrit festum Corporis Christi cum Octava, ex instituto Urbani IV. a. 1262. ab Eugenio IV. a. 1433 confirmatum, ob causam quam reddit S. Thomas in Offic. ejusdem Festi; cujus Officii et ipse fuit auctor, ut in ejusdem Opusc. 57 Leodienses primo celebrarunt hoc Festum. Bzovius anno 1230. n. 16. Daſſelbe verſichert auch Sixtus VI. (1472—1484): Ac in ejus solemnitatem et venerandam inde memoriam idem Urbanus Praedecessor statuit festum gloriosissimi Sacramenti, annis singulis et temporibus, Feria quinta post Octavas Pentecostes a cunctis fidelibus ubique solemniter celebrari, propriumque ejusdem solemnitatis Officium per b. Thomam de Aquino tunc in ipsa Curia existentem compositum edidit. Nov. Bullar. Dominic. T. III. p. 555. — Allein auch ſelbſt katholiſche Schriftſteller zeigten ſich bald unzufrieden mit den vielen Misbräuchen, welche die Proceſſionen dieſes Feſtes, das auf ſinnlichen Prunk berechnet iſt, herbeiführten; am ſtärkſten Muretus in einem Schreiben an Gaſſendi 1645. Fron wird theils erklärt für wahr, theils für heilig, und endlich für Herr, was den Meiſten das Annehmbarſte ſcheint. Vgl. noch Eiſenſchmid, Geſch. der Sonn- und Feſttage S. 96—98. — Daß aber dieſes Feſt zur Sicherſtellung der Lehre von der Transſubſtantiation eingeführt worden iſt, wird ſelbſt von Römiſch-Katholiſchen zugegeben; es bildet daher den ungeſuchteſten Übergang zu dem

Trinitatisfeſte. Es wird am Sonntage nach Pfingſten gefeiert. Man hat ſich von Seiten der Römiſch-Katholiſchen ſehr viele Mühe gegeben, dieſes Feſt, das von der griechiſch-katholiſchen Kirche nie angenommen worden iſt, ſo alt als möglich zu machen. Was Durandus (Lib. 6. c. 114. n. 6.) über den geſchichtlichen Gang des Feſtes vorbringt, iſt allerdings geſucht, verworren und zum Theil offenbar falſch. Ausgemacht iſt es dagegen, daß Alexander III., der Gegner Friedrich's I., ſich gegen die Feier deſſelben erklärte 1179. Hymnen für die Trinität konnten immerhin früher da ſein, da die heilige Dreieinigkeit immer in der Kirche verehrt werden ſollte, ohne daß ſie nur im Entfernteſten etwas für ein frühes Daſein eines eigenen Trinitätfeſtes beweiſen. Hätte aber, wie Durand verſichert, Gregor IV. im J. 834 wirklich den Tag, der ſonſt (bei den Morgenländern fortwährend) der Allerheiligentag iſt, zum Trinitatisfeſte umgewandelt, ſo wäre dies 1) ein Beweis mehr, daß ein Papſt gegen den andern decretirt und 2) daß Gregor's IV. Verordnung nicht im Geringſten durchgegangen wäre. Es mag alſo wol früher, aber auch dann nicht zu früh, in einigen Kirchen des Abendlandes die Trinität an dieſem Tage beſonders hervorgehoben worden ſein, aber ein befohlenes Kirchenfeſt war es nicht eher als im 14. Jahrh. Sogar der gelehrte Papſt Benedict XIV., welcher als Cardinal Prosper. Lambertini de festis Domini nostri Jesu Christi ſchrieb, behauptet nur Lib. 1. c. 12. §. 10, daß die Trinitätsfeier an der Octave des Pfingſtfeſtes von Johann XXIII. im J. 1334 verordnet angenommen werden könne. Das Feſt iſt alſo offenbar erſt ſpät im Abendlande eingeführt worden. Im 12. Jahrh. wurde es von einigen Klöſtern gefeiert, aber auch von einem gewiſſen Potho als eine unnütze Neuerung getadelt in ſeiner Schrift de statu domus Dei S. ecclesiae. Miramur quod nostro tempore nonnulli in Monasteriis novas celebritates inducunt. Quae igitur ratio celebrandi festum Trinitatis et Transfigurationis Christi? Vgl. Schröckh 28. Bd. S. 246. — In der That wurde das Trinitätsfeſt erſt zu der Zeit Peter's von Alliaco (ſ. d.) etwa 1405 zu einem allgemeinen Feſte der Kirche. — Auguſti ſtellt in ſeinen Denkwürdigkeiten 2. Bd. S. 430—432 die Vermuthung auf, daß dieſes Feſt im Abendlande dem Feſte der Orthodoxie (ἑορτὴ oder πανήγυρις τῆς ὀρθοδοξίας), das um dieſelbe Zeit und gleichfalls mit zu Ehren der Dreieinigkeit gefeiert wurde, entgegengeſtellt worden ſei, worüber man ſeine Gründe a. a. O. nachleſen mag.

Das Feſt aller Seelen, omnium animarum, am 2. Nov., gleich auf das Feſt aller Heiligen folgend, wird in den Ritualſchriften gewöhnlich Commemoratio omnium fidelium defunctorum genannt. Unter dieſem Namen handelt *Gavanti* Thesaur. sacr. rit. davon T. II. p. 153 (ed. Lugdun. 1685): Tribuitur hic ritus communiter *Odiloni*, Abati Cluniacensi, ex Sigeberto anno 998, a quo diffusus est in totum orbem auctoritate Apostolica: Sed a Bonifacio IV. indictam esse Commemorationem hanc, scribit M. Polonius anno 607, imo anno post institutionem festi Omnium Sanctorum ab eodem Bonifacio, docet Petrus de Natal. citatus a Demochare T. IV. c. 28. Petrus Galesinus auctorem facit Joannem XVI. suadente Odilone, in not. Martyrologio. Amacarius (Amalarius) autem meminit de Ordine Antiphonar. cap. 95, qui vixit post Bonifacium et ante Odilonem, circa annum 800 et causam reddit. Post Officium, inquit, Sanctorum in Servii Officium pro mortuis: multi enim transierunt de praesenti saeculo, qui non illico Sanctis conjunguntur, pro quibus *solito more* officium agitur. — Über den Amalarius oder Amalhard, ſowie über das Feſt aller Seelen ſ. Schröckh 23. Bd. S. 223 u. 224 u. ſ. w., wo ſeine 820 vollendete liturgiſche Schrift (de ecclesiastico officio libelli 4.) und die Abdrücke derſelben angezeigt ſind. Auguſti führt im 3. Bd. ſeiner Denkwürdigkeiten die hierher gehörige Stelle aus Amalar. S. 275 und 276 an, woraus ſich ergibt, daß ſich Alles nur auf die Seelenmeſſen für die Verſtorbenen (Officium defunctorum oder mortuorum), aber nicht auf eine allgemeine Feſtfeier aller Seelen bezieht. Mit Recht wird

Digitized by Google

alſo Odilo, der Abt zu Clugny, Urheber dieſes Feſtes bleiben, was ihm auch für ſeine Klöſter vom Papſte Johann XVI. und XVII. beſtätigt wurde. Als allgemeines Kirchenfeſt haben es die Päpſte nicht beſtätigt; weshalb auch dieſer Tag im römiſchen Breviar. fehlt. Da aber dieſes Feſt den Cluniacenſern ungemeine Vortheile brachte, verbreitete es ſich zunächſt in den Klöſtern und dann in anderen Kirchen von ſelbſt, ohne ausdrücklichen Befehl, um ſo mehr, da es mit der Lehre vom Fegefeuer ſo trefflich übereinſtimmte und ebendarum der Volksliebe für ihre Todten ſo werth werden mußte.

Endlich gibt es noch manche Gelegenheitsfeſte, um irgend einen wichtigen Vorfall feierlicher zu machen, Gott um Beiſtand anzuflehen, oder ihm zu danken für erwieſene, beſondere Wohlthaten. Dahin gehören die Biſchofsweihen, Natales Episcoporum (Ordination), bereits im 5. Jahrh. gebräuchlich, was aus den Homilien Auguſtin's und Leo des Großen erhellt. S. Auguſti 3. Bd. S. 320—327; das römiſche Jubeljahr, annus jubilaeus oder aureus, von Bonifacius VIII. eingeführt im 14. Jahrh. (ſ. d. Art. Jubeljahr; Sieges- und Erntefeſte, die letzten den jüdiſchen nachgebildet (2 Moſ. 23, 16); Buß- und Bettage u. ſ. w.

Um nun dieſe nach und nach nur zu groß gewordene Menge der Feiertage der katholiſchen Kirche, von deren Einrichtung gehandelt worden iſt, und zwar ſowol der römiſch-katholiſchen (und vorzugsweiſe) als der griechiſchen, zu überblicken, hat man ſie hauptſächlich in drei große Abtheilungen gebracht: 1) Festa Jesu Christi; 2) Matris Christi und 3) Sanctorum et Martyrum. Ebenſo die griechiſche Kirche in: 1) *ἑορταὶ δεσποτικαί* (Herrnfeſte), 2) *θεομητερικαί* (Muttergottesfeſte) und 3) *τῶν ἁγίων* (Heiligenfeſte). Nach dieſer an ſich ſehr guten Eintheilung haben wir uns möglichſt in der geſchichtlichen Entwickelung der chriſtlichen Kirchenfeſte gerichtet. — Von anderer Seite betrachtet iſt ſie aber auch wieder zu allgemein und gibt die Verſchiedenheit der Feiertage nur in Anſehung des Gegenſtandes an, den ſie vorzugsweiſe feiern. Man hat daher noch andere Eintheilungen, die ſich durch ihre Wichtigkeit empfehlen, wie man denn überhaupt auf dieſen Gegenſtand ſehr vielen Fleiß verwendet hat. Die gewöhnliche Eintheilung der Feiertage 1) in Wochen- und Jahresfeſte; 2) in unbewegliche und bewegliche; 3) in hohe, mittlere und kleine; 4) in ganze und halbe; 5) in kirchliche und bürgerliche und 6) in alte und neue. — In *Joh. Andr. Schmidii*, Abbatis Mariaevallensis, hist. festorum et Dominicarum. (Helmstadii 1726) wird in der Einleitung folgende mit Bemerkungen ausgeführte Eintheilung gegeben (S. 1—26), nachdem das Kirchenjahr ſo erklärt worden iſt: Annus ecclesiasticus est coordinatio dierum et hebdomadum facta, aut assumta ab ecclesia pro publico cultus divini exercitio. — §. 2. Festa alia sunt generalia, quae generatim ab omnibus celebrantur et vocantur solennitates (wie der Sonntag, Epiphania etc.), vel particularia, quae ab aliquibus duntaxat coluntur, et vel a tota aliqua regione sine communione (wie die Apoſteltage), vel ab uno aliquo loco (wie die Tage mehrer Heiligen und Märtyrer), vel ab una aliqua familia habentur sacra (wie das Bibelüberſetzungsfeſt von Bugenhagen). — §. 3. Festa illa in universum sunt vel *immobilia* (oder stata, oder fixa), vel *mobilia*, et haec iterum vel hebdomaria vel anniversaria. — §. 4. Pascha nostrum, a Judaeorum paschate diverso tempore celebrandum, est fundamentum omnium festorum mobilium, quae certo intervallo ab illo distant. — §. 5. A Judaeorum quoque Sabbato recessit ex libertate ecclesia christiana, et diem dominicum prima feria sacrum esse voluit. — §. 6. Praeter dominicos dies et solennitates in anno ecclesiast. occurrunt sanctorum memoriae et martyrum natalitia, jam olim certo tempore, loco et modo celebrata, etsi ubivis terrarum non fuerint eadem. — §. 7. Dies dominicos atque festa olim *vigiliae* antecedebant, in quibus noctu variis piis officiis ad sequentem diem se praeparabant fideles, licet postea, ob scandala quaedam, nocturna illa sacra in diurnum tempus, retento vigiliarum vocabulo, fuerint translata. — §. 8. Huc etiam spectant jejunia, quae olim fuere vel privata, vel publica; cum vero et his temporis successu opinio necessitatis et meriti accesserit, pauca in ecclesia nostra fuere servata, eaque vel stata, vel extraordinaria. — §. 9. Varia haec festorum genera instituit ecclesia, quae ab initio pauca habuit, sed postea magis cumulata vidit, a reformatoribus tamen ad minorem reducenda numerum. — Und darauf beſchreibt er alle Feſte des Kirchenjahres 1719 vom 3. Dec. an bis zum 30. Dec. 1720. Das ganze Buch zählt 190 Seiten (8.).

Eine Eintheilung der chriſtlichen Feiertage, die von Mehren wiederholt worden iſt, gab Gottfr. Benj. Eiſenſchmid in ſ. Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten (Leipzig 1793.) S. 94—96: Unſere Tage im Jahre ſind ſonach:

1) Heilige, oder Feiertage oder Feſttage (sacri et feriati, et Festi). Dieſe ſind entweder:
   a) wöchentliche (hebdomadarii), z. B. jeder Sonntag, oder
   b) alljährliche (anniversarii), wohin alle und jede alljährigen Feſte gehören. Dieſe ſind nun wieder einzutheilen
      א) in
         α) große, hohe (majores), z. B. Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, und
         β) kleine Feſte (minores), z. B. das Neujahr, Himmelfahrt Chriſti u. ſ. w.
      ב) in
         α) bewegliche (mobiles), nämlich alle diejenigen Feſte, die ſich nach dem veränderlichen Oſtertage richten, und zwar alljährlich an beſtimmten Tagen in der Woche, aber nicht in dem einen, wie in dem andern Jahre, an einem und ebendemſelben Monatstage gefeiert werden. Z. B. der grüne Donnerstag, Char-

Digitized by Google

freitag, Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten. Dieſe könnten auch unſtäte Feiertage (feriae conceptivae) genannt werden.

β) unbewegliche Feſte (immobiles), welche in einem Jahre wie in dem andern auf einerlei Monatstag fallen und an demſelben gefeiert werden, z. B. Weihnachten am 25. Dec.; das neue Jahr am 1. Jan.; das Feſt der Erſcheinung am 6. Jan.; das Feſt der Reinigung Mariä am 2. Febr.; das Feſt der Verkündigung Mariä am 25. März; das Feſt Johannis des Täufers am 24. Juni; Feſt der Heimſuchung Mariä am 2. Juli; Feſt Michaelis am 29. Sept.; alle Apoſteltage und das Reformationsfeſt. Dieſe Feiertage könnte man auch beſtimmte (feriae stativae und fixae) nennen.

Anmerkung. Die gebotenen Feiertage (feriae imperativae) wären alle außerordentlichen, von der Obrigkeit gebotenen, Bußtage und Dankfeſte.

ב) in

α) ganze (integri), die einen ganzen Tag gefeiert werden, und

β) halbe (intercisi), die nur einen halben Tag gefeiert werden, wohin alle Apoſteltage ꝛc. gehören.

2) Werkel- oder Geſchäftstage (profani et negotiosi), von welchen auch diejenigen, an denen früh eine Predigt oder Betſtunde gehalten wird, nach der alten Weiſe (liturgici) Kirchendienſttage genannt werden können.

Baumgarten in ſ. Erläuterungen der chriſtlichen Alterthümer liefert S. 252 folgende Eintheilung:

I. Tempora sacra.
  1) Tum anniversaria fuerunt eaque
    a) vel festa cultui publico destinata.
      α) Tam universalia
        א) et antiquiora, ex 4 primis seculis orta, ut Pascha, Pentecoste, Natalis Christi atque Martyrum natalitia,
        ב) et recentiora, per singulos menses consideranda.
      β) Quam particularia, in nonnullis tantum ecclesiis atque ob peculiarem rationem diversis temporibus celebrata.
    b) Vel semifesta, ut Vigiliae et Octavae festorum, jejunia stata, et Quinquagesima.
  2) Tum hebdomadalia, ut dies dominica, Sabbatbum et jejunia minora.
  3) Tum diurna horarum canonicarum.
II. Quo etiam referri debet aera Christianorum, atque annus ecclesiasticus et jubilaeus.

Dieſe dreifachen Eintheilungen im Allgemeinen werden genügen.

Bevor wir die Überſicht aller Feiertage nach den Monaten geben, wollen wir zuvor noch eine Stelle aus Dreſſer, der auch Allgemeineintheilungen vorausſchickt, über die Feiertage zu Karl's des Großen Zeiten ausheben. S. 4 heißt es: Carolus M. haec festa instituit, diem Dominicum, Pascha cum diebus, quibus memoria passionis Christi repetitur, Pentecosten, Petri et Pauli diem, nativitatem Joannis Baptistae, Ascensionem Mariae, diem S. Remigii, Martini, Andreae, natalem Christi cum 4 sequentibus diebus, trium regum, purificationem Mariae. Martyrum vero memoriam iis tantum locis coli voluit, quibus corpora eorum recondita sunt.

Aus *Gavanti* Thesaur. T. II. p. 212—223 (deſſen Buch überhaupt ſehr reich iſt an Tabellen) geben wir *Calendarium Breviarii Romani*, worüber wir bemerken, daß die am Ende jedes Tages geſetzten Zahlen die Seite des Werkes anzeigen, wo man ganz kurze Erörterungen über das Feſt findet.

Januarius.

1. Circumcisio Domini dup. 2. class. Vide Dom. 2. p. 101.
2. Oct. S. Stephani dup. cum commem. Octa. 101.
3. Oct. S. Joan. dupl. cum comm. Oct. Innoc. 102.
4. Oct. SS. Innocentum, dup. 102.
5. Vigil. Epiph. semid. (p. 102) com. (commemoratio) S. Telesphori Papae mart. 126.
6. Epiphania Domini dup. primae classis. 102.
7. De Oct. Epiph. semid.
8. De Octava.
9. De eadem.
10. De eadem.
11. De Oct. cum comm. S. Hygini Papae et mart.
12. De Octava.
13. Octava Epiphaniae dup. 104.
14. Hilarii Episc. conf. semid. comm. S. Felicis presb. mart. 126.
15. Pauli primi Eremitae semid. comm. S. Mauri Abb. 126.
16. Marcelli Papae et mart. semid. 126.
17. Antonii Abbatis dup. 126.
18. Cathed. S. Petri Rom. dup. majus com. S. Priscae virg. et martyris. 126.
19. Mariae, Marthae, etc. mart. 126.
20. Fabiani et Sebastiani mart. dup. 126.
21. Agnetis virg. et mart. dup. 126.
22. Vincentii et Anastasii mart. semid. 127.
23. Emerentianae virg. et mart. 127.
24. Timothei Episc. semid. 127.
25. Conversio S. Pauli Apost. dup. majus. 127.
26. Polycarpi Episc. et mart. semid. 127.
27. Joann. Chrysostomi Episc. et conf. dup. 127.
28. Agnetis secundo. 127.

Februarius.

1) Ignatii Episc. et mart. semid. 128.
2) Purificatio B. Virg. dup. classis. 128.

Digitized by Google

3. Blasii Episc. et mart. 128.
5. Agathae virg. et mart. 128.
6. Dorotheae virg. et mart. 128.
7. Romualdi Abb. semid. 128.
9. Apolloniae virg. et mart. 128.
14. Valentini presb. et mart. 128.
15. Faustivae et Jovitae mart. 128.
17. Simeonis Episc. et mart. 128.
22. Cathed. S. Petri Antioch. dup. majus. 128.
23. Vigilia. 126.
24. Matthiae Apost. 2. class. sed in anno Bissextili celebratur die 25. p. 129.

Martius.

3. Casimiri conf. semid. comm. Lucii Papae et mart. 129.
5. Thomae de Aquino confess. dup. comm. S. Perpetuae et Felicitatis. 129.
9. Quadraginta Mart. semid. 129.
11. Gregorii Papae et conf. dup. 130.
16. Patricii Episc. et confess. commem. 130.
18. Joseph. confessoris dup. 130.
19. Joachim. confessoris dup. 130.
20. Benedicti Abbatis dup. 130.
24. Annuntiatio B. Virg. dup. 2. p. 130.

Aprilis.

1. Francisci de Paula Confessoris duplex. 131.
9. Leonis Papae et Conf. dup. 131.
12. Tiburtii? Valetiani, et Maximi mart. 131.
17. Aniceti Papae et mart. 131.
22. Soteris et Caji Pontif. et mart. semid. 131.
23. Georgii mart. semid. 131.
25. Marci Evang. dup. 2. class. 131.
26. Cleri et Marcellini Pontif. et Mart. semid. 131.
28. Vitalis mart. 131.
29. Petri Martyris semidupl. 131.
30. Catharinae Senensis semid. 131.

Majus.

1. Philippi et Jacobi Apost. duplex 2. classis. 132.
2. Athanasii Episc. et conf. dup. 132.
3. Inventio S. Crucis, dup. 1. classis, comm. SS. Alexandri etc. 132.
4. Monicae viduae. 133.
6. Joannis ante portam Latinam, dupl. majus. 133.
7. Stanislai Episc. et mart. semid. 133.
8. Apparitio S. Michaelis Archang. dupl. majus. 133.
9. Gregorii Nazianzeni Episc. et conf., dupl. 133.
10. Gordiani et Epimachi mart. 134.
13. Nerei, Achillei, Domitillae virg. et Pancratii mart. semid. 134.
15. Bonifacii mart. 134.
17. Ubaldi Episc. et Conf. 134.
19. Pudentianae Virginis. 134.
25. Urbani Papae et mart. 134.
26. Eleutherii Papae et mart., Philippi Nerii confess. semidupl. ad libitum. 134.
27. Joannis Papae et mart. 134.
29. Felicis Papae et mart. 134.
30. Petronillae Virginis. 134.

Junius.

2. Marcellini et Erasmi martyrum. 135.
6. Norberti Episc. et Confess. semid. 135.
9. Primi et Feliciani mart. 135.
11. Barnabae Apost. dupl. majus. 135.
12. Basilidis, Cyrini, Naboris et Nazar. mart. 135.
13. Antonii de Padua conf. semid. 135.
14. Basilii Magni Episc. et conf. dupl. 135.
15. Viti Modesti et Crescentiae mart. 135.
18. Marci et Marcelliani mart. 135.
19. Gervasii et Protasii mart. 136.
20. Silverii Papae et mart. 136.
22. Paulini Episc. et conf. 136.
23. Vigilia. 136.
24. Nativitatis S. Joann. Bapt. dupl. 1. classis. 136.
25. De Oct. Nativit.
26. Joannis et Pauli mart. semid. comm. Oct. 136.
27. De Oct. Nativit.
28. Leonis Papae et Conf. semid. comm. Oct. et Vigil. 136.
29. Petri et Pauli Apost. dupl. 1. classis 137.
30. Commemor. S. Pauli Apostoli. dupl. comm. Oct. Nativitatis. 137.

Julius.

1. Octava Nativit. S. Joannis dup. comm. Oct. Apost. 138.
2. Visitatio B. Virginis, dup. majus, comm. Oct. Apost. et SS. Processi et Martiniani mart. 138.
3. De Oct. Apostol.
4. De Oct. vel Elisabeth Reginae Portugaliae semidup. ad libitum. 138.
5. De Octava.
6. De Octava Apostolorum. dup. 138.
10. Septem Fratrum mart. et SS. Ruffinae et Secundae, semid. 138.
11. Pii Papae et mart. 139.
12. Nabonis et Felicis mart., comm. Jo. Gualberti Abb. 139.
13. Anacleti Papae et mart. semid. 139.
14. Bonaventurae Episc. et conf., dup.; comm. S. Henrici Imperatoris conf. 139.
17. Alexii conf. 139.
18. Simphorosae cum septem filiis mart. 139.
20. Margaritae virg. et mart. 139.
21. Praxedis virg. 139.
22. Mariae Magdalenae, dupl. 139.
23. Apollinaris Episc. et mart. semid. 139.
24. Vigilia (S. Jacobi), et comm. S. Christianae virg. et mart. 140.
25. Jacobi Apostoli, dupl. 2. classis. 140.
26. Annae, Matris B. Virginis, dupl. 140.

Digitized by Google

27. Pantaleonis, mart. 140.
28. Nazarii, Celsi, Victoris et Innocentii semid. 140.
29. Marthae, Virg., semid., et comm. Felicis PP. Simplicii etc. 141.
30. Abdon et Sennen. mart. 141.

Anmerkung. Alexius iſt in dieſer Ausgabe des Gavantus auf den 18. geſetzt, und alſo alle folgenden einen Tag ſpäter; es iſt aber Druckfehler, was unter Anderem am beſten der Marien-Magdalenen-Tag beweiſt.

Augustus.

1. Petri ad Vincula, dupl. majus, comm. SS. Machabaeorum, mart. 141.
2. Stephani Papae et mart. 141.
3. Inventio S. Stephani Protomart. semid. 141.
4. Dominici, confess., dupl. 142.
5. Dedicatio S. Mariae ad Nives, dupl. majus. 142.
6. Transfiguratio Domini, dupl. majus; comm. SS. Sixti Papae et soc. 142.
7. Donati Episc. et mart. 142.
8. Cyriaci, Largi et Smaragdi, mart., semid. 142.
9. Vigilia (S. Laurentii); comm. S. Rom., mart. 142.
10. Laurentii, mart., dupl. 2. classis. 142.
11. De Oct. B. Laurentii; comm. SS. Tiburtii et Susannae. 143.
12. De Oct. et commem. S. Clarae Virg. 143.
13. De Oct. et commem. S. Hippolyti et Cassiani, mart. 143.
14. De Oct., comm. Vigiliae et Eusebii conf. 143.
15. Assumptio B. Virginis, dupl. 1. classis. 143.
16. Hyacinthi conf. dupl. comm. Octavarum. 143.
17. Octava S. Laurentii dupl. comm. Oct. Assumpt. 144.
18. De Oct. et comm. S. Agapiti, mart. 144.
19. De Oct.
20. Bernardi Abb., dup., comm. S. Stephani, Hungariae Regis. 144.
21. De Oct.
22. Octava Assumpt. B. Virg. dupl. comm. SS. Timothei etc. 144.
23. Vigilia (S. Bartholomaei) Romae. 144.
24. Bartholomaei Apostoli, dupl. 2. classis. Romae celebratur die 25. 144.
25. Ludovici (9), regis Franciae, conf., semid. Romae celebratur die 26. 144.
26. Zephyrini, Papae et mart. 145.
28. Augustini, Episc. conf. et doct., dup.; comm. Hermetis, mart. 145.
29. Decollat. S. Joannis Bapt., dupl., comm. S. Sabinae, mart. 145.
30. Felicis et Adaucti, mart. 145.

September.

1. Aegidii Abb.; SS. comm. duodecim Fratrum, mart. 145.
8. Nativitas B. Virginis, dupl. 2. classis, comm. S. Adriani, mart. 146.
9. De Oct. Nativit., comm. S. Gregorii (oder vielmehr Gorgonii), mart. 146.
10. Nicolai de Tolentino, conf., semid., comm. Oct. 146.
11. De Oct., comm. SS. Proti et Hyacinthi. 146.
12. und 13. De Octava.
14. Exaltatio S. Crucis, dupl. majus, comm. Oct. 146.
15. Oct. Nativit. B. Virg., dupl., comm. S. Nicomedis, mart. 147.
16. Cornelii et Cypriani, mart., semidup.; comm. SS. Euphemiae etc. 147.
17. Stigmatum S. Francisci, semid. (ad libitum). 147.
19. Januarii, Episc. et Sociorum mart., semidupl. 148.
20. SS. Eustachii et soc. mart., semidupl.; vigilia. 148.
21. Matthaei Apost. et Evang., dupl. 2. classis. 148.
22. Mauritii et soc. mart. 148.
23. Lini, Papae et mart., semid.; comm. S. Theclae virg. et mart. 148.
26. Cypriani et Justinae mart. 148.
27. Cosmae et Damiani mart., semidupl. 148.
29. Dedicatio Michaelis Archang., dupl. 2. classis. 148.
30. Hieronymi, Presb., confess. et Doct., dupl., 149.

Festum sanctissimi Rosarii celebratur in Dominica 1. Octobris. Siehe darüber in des Verfaſſers 2. Thle. S. 149, wornach es in allen Kirchen ſtets gefeiert werden ſoll, in denen ein Altar oder eine Kapelle des Roſenkranzes der heil. Jungfrau vorhanden iſt u. ſ. w.

October.

1. Angelorum custodum, dupl. minus (ad libitum) cum commem. S. Remigii, vel S. Remigii festum simplex. 150.
4. Francisci confess., dupl. 151.
5. Placidi et sociorum, mart. 151.
6. Brunonis, confess., semid. 151.
7. S. Marci Papae et Confess. et SS. Sergii, Bacchi etc., martyrum. 151.
8. Brigittae viduae, semid. 151 (in der Tabelle des Werkes verdruckt).
9. Dionysii, Rustici et Eleutherii, mart., semid. 152.
14. Callisti Papae et mart., semid. 152.
18. Lucae Evang., dupl. 2. classis. 152.
21. Hilarionis Abb., comm. SS. Ursulae et soc. Virginum mart. 152.
25. Chrysanthi et Dariae, mart. 152.
26. Euaristi Papae et mart. 152.
27. Vigilia. 152.
28. Simonis et Judae Apost., dupl. 2. classis. 152.
31. Vigilia (omnium Sanctorum). 153.

November.

1. Festum omnium Sanctorum, dupl. 1. classis. 153.

Digitized by Google

2. Commemor. omnium Fidelium defunctorum, et de Octava. 153.
3. De Octava.
4. De Octava. Vel Caroli, semid. (ad libitum), comm. SS. Vitalis et Agricolae mart. 154.
6. und 7. De Octava.
8. Octava omnium Sanctorum, dupl.; et comm. SS. quatuor Coronatorum. 154.
9. Dedicationis Basilicae Salvatoris, dupl.; et comm. S. Theodori, mart. 154.
10. Tryphonis, Respicii et Nymehae mart. 154.
11. Martini Episc. et conf., dupl., commem. S. Mennae mart. 155.
12. Martini Papae et mart., semid. 155 (in der Tabelle verdruckt).
17. Gregorii Thaumaturgi, Episc. et confess., semid. 155 (verdruckt).
18. Dedicatio Basilicarum Petri et Pauli. 155.
19. Pontiani Papae et Mart. 155.
21. Praesentatio B. Virginis, dupl. majus. 155.
22. Caeciliae, Virg. et Mart., semidupl. 155.
23. Clementis Papae et Mart., semid., commem. S. Felicitatis, Mart. 156.
24. Chrysogoni mart. 156.
25. Catharinae virg. et mart., dupl. 156.
26. Petri Alexandrini Episc. et mart. 156.
29. Vigilia et commem. S. Saturnini mart. 123.
30. Andreae Apost., dupl. 2. classis. 123.

December.

2. Bibianae virg. et mart., semid. 124.
4. Barbarae virg. et mart., commemor. 124.
5. Sabbae Abb. comm. 124.
6. Nicolai Episc. et confess., semid. 124.
7. Ambrosii Episc., conf. et Doct., dupl. 124.
8. Conceptio B. Virginis, dupl. majus. 124.
10. Melchiadis Papae et mart. commemor. 125.
11. Damasi Papae et conf., semid. 125.
13. Luciae virg. et mart., dupl. 125.
15. Eusebii Vercell. Episc. et mart. commem. 125.
20. Vigilia.
21. Thomae Apost., dupl. 2. classis. 125.
24. Vigilia. 99.
25. Nativitatis D. N. Jesu Christi, dupl. 1. classis. 99.
26. Stephani Protomart., dupl. 2. classis cum commem. Octavae Nativitatis. 100.
27. Joannis Apost. et Evang., dupl. 2. classis, comm. Octavae. 100.
28. Innocentum mart., dupl. 2. classis, commem. Oct. 101.
29. Thomae Cantuariensis Episc. et mart., semid., comm. Oct. 101 und 125.
30. De Dominica infra Octavam (Nativitatis) vel de Oct. cum comm. Oct. 101.
31. Silvestri Papae et conf., dupl. comm. Oct. 126.

Nachdem bis auf S. 299 lauter Tabellen gegeben worden ſind, die nicht hierher gehören, folgt von 300—302 eine vielfach brauchbare Abhandlung: Concordia Martyrologii Romani cum Breviario Romano. In der Einleitung ſagt Gavantus: Videntur multa pugnare cum Martyrol. Romano, quae tamen re vera non pugnant: et idcirco ea ob oculos ponere hoc loco volui, ut appareat in sensu concordia, quae latet in verbis. Es iſt hier nur darauf aufmerkſam zu machen, nicht darauf einzugehen.

Da die griechiſch-katholiſche Kirche von der römiſch-katholiſchen auch in Hinſicht auf die Feiertage bedeutend abweicht und ſich ihre eigenthümliche Einrichtung gemacht hat, haben wir auch darüber das Nothwendige zu erwähnen. Auch in den Benennungen der Sonntage weichen beide Kirchen ab; ſ. Sonntag. Übrigens hat auch die griechiſch-katholiſche Kirche, wie die römiſche, ihre *δουλεία* (Heiligendienſt), *ὑπερδουλεία* (Engeldienſt und der Jungfrau Maria) und *λατρεία* oder *προςκύνησις* (eigentliche Anbetung, die nur Gott und ſeinem Sohne gebührt). Ja der Heiligendienſt, der allerdings von der orientaliſchen Kirche ausgegangen iſt, ſowie die Anrufung der Heiligen, die wenigſtens im 6. Jahrh. bereits vorhanden war, wogegen er im Abendlande erſt ſeit dem 8. Jahrh. ſtarke Fortſchritte machte, immer mit Widerſpruch Einiger, der freilich nichts half, iſt in der griechiſchen faſt noch mehr, als in der römiſchen, herrſchend, ſowie die Griechen auch noch ſtärkere Verehrer des heiligen Kreuzes ſind, als die Römer. Die Menge der Heiligen iſt bei ihnen ſo groß, daß Anaſtaſius durch Überſetzung einer griechiſchen Märtyrergeſchichte die Heiligen des Abendlandes mit 1480 vermehrte. — Die Eintheilung der Feiertage in *ἑορταὶ δεσποτικαὶ* (Herrnfeiertage), *θεομητορικαὶ* (Marienfeſte) und *τῶν ἁγίων* ſtimmt mit festa Jesu Christi, Matris Christi und Sanctorum et Martyrum. Desgleichen haben ſie ihre hohen Feſte *πανηγυρικαὶ ἑορταὶ* etc. ſ. *Jacob. Goari* Euchologion.

Joh. Mich. Heineccius, nachdem er im dritten Theile ſeiner „Eigentlichen und wahrhafftigen Abbildung der alten und neuen Griechiſchen Kirche ꝛc.“ (Leipz. 1711.) S. 180 gemeldet hatte, daß ſie ihr Jahr mit dem 1. Sept. beginnen und bei dem Julianiſchen Kalender geblieben ſind; ferner die Woche nicht vom Sonntage, ſondern vom Montage anfangen und doch die ganze Woche vom Sonntage benennen (welcher den Schluß ihrer Woche macht), mit Ausnahme der Wochen zwiſchen Oſtern und Pfingſten, welche ſie vom vorhergehenden Sonntage an rechnen, gibt S. 182—187 ein Verzeichniß ihrer Sonntage, und von 187—212 folgendes

Verzeichniß der griechiſchen Feſttage.

September.

1. Simeon Stylites. Neujahrstag.
2. Mammas martyr et Joannes jejunator.
3. Authymas martyr, Nicomediensis Episc. et magnus Euthymius.
4. Babylas Antiochenus et Moses legislator.
5. Zacharias, der Vater Johannis des Täufers.
6. Commemoratio (Gedächtnißtag) miraculi facti a

Digitized by Google

Michaele Archangelo Colossis aut Chonis.
7. Profestum Nativitatis Mariae Virg. et Sozon mart.
8. Mariens Geburt. *τὸ γενέσιον τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου.*
9. Joachim et Anna, et Severianus mart.
10. Menedora, Metrodora et Nymphodora martyres.
11. Theodora von Alexandrien.
12. Autonomus martyr.
13. Eucaenia templi cujusdam (Kirchweih). Profestum S. Crucis; Cornelius Centurio.
14. Kreuzeserhöhung. *ἡ ὕψωσις τοῦ τιμίου καὶ ζωοποιοῦ ξύλου τοῦ σταυροῦ.*
15. Nicetas.
16. Euphemia.
17. Sophia et ejus tres filiae: Fides, Spes, Charitas.
18. Eumenius Episc.
19. Trophimus, Sabbatius, Dorimedon, Martyres.
20. Eustathius martyr et Socii.
21. Codrates sive Quadratus Apostolus et Jonas. Octava exaltationis S. Crucis.
22. Phocas martyr.
23. Conceptio Joannis Baptistae.
24. Thecla martyr mulierum prima.
25. Euphrosyne.
26. Todestag Johannis des Evangeliſten. *ἡ μετάστασις τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ Θεολόγου καὶ εὐαγγελιστοῦ.*
27. Callistratus mart. et Socii.
28. Chariton confessor.
29. Cyprianus Anachoreta.
30. Gregorius martyr Armeniae.

October.

1. Ananias e 70 discipulis (Act. 9, 10 und 11) S. Romanus, Melodus.
2. Cyprianus et Justina Martyres.
3. Dionysius Areopagita martyr.
4. Hierotheus Episc. Athenarum.
5. Carithena virgo martyr.
6. *τοῦ ἀποστόλου Θωμᾶ.*
7. Sergius et Bacchus martyres.
8. Pelagia.
9. *τοῦ ἁγίου ἀποστόλου Ἰακώβου τοῦ Ἀλφαίου.*
10. Eulampius et Eulampia martyres.
11. Philippus Diaconus.
12. Martyres Probus, Tarachus, Andronicus; Cosmas poëta.
13. Carpus et Papylus Martyres.
14. Nazarius, Gervasius, Prothasius et Celsius Martyres.
15. Lucianus Presbyter magnae Antiochiae, martyr.
16. Longinus martyr.
17. Oseas propheta, Andreas martyr.
18. *τοῦ Εὐαγγελιστοῦ Λουκᾶ.*
19. Joël propheta, Varus martyr.
20. Artenius martyr.
21. Hilarion magnus.
22. Abercius, Vir Apostolicus Hieropolitanus, Episcopus mirificus. Septem Pueri Ephesini martyres.
23. Jacobus, frater Domini, Apostolus.
24. Arethas martyr et Socii.
25. Martianus et Martyrius martyres et Notarii.
26. *τοῦ μεγαλομάρτυρος Δημητρίου.*
27. Nestor martyr.
28. Terentius et Neoniles martyres, Stephanus Sabbaties poëta.
29. Anastasia Romana martyr. Abramius Abbas.
30. Zenobius et Zenobia, martyres.
31. Stachys, Amplius et Socii Apostolici, Epimachus martyr.

November.

1. Cosmas et Damianus, miraculorum effectores, medici gratuiti (die umſonſt geſund machten).
2. Acindinus, Pegasius, Alphthonius, Elpidephorus et Anempodistus martyres.
3. Acepsima, Aithala et Joseph. martyr.
4. Joannicus magnus, Nicander Episc. Myrensis (Myron) martyr.
5. Galaction et Episemes, martyres.
6. Paulus, Archiepisc. Constantinopolit., Confessor.
7. Triginta tres martyres Melitenenses.
8. *τῶν ταξιαρχῶν καὶ τῶν ἀρχαγγέλων Μιχαὴλ καὶ Γαβριὴλ καὶ τῶν λοιπῶν.*
9. Onesiphorus martyr, Porphyrius et Matrona.
10. Erastus, Olympas et Socii Apostoli.
11. Menas, Victor et Vincentius, et Stephanus martyres. Theodorus Studites confessor.
12. Joannes, Patriarcha Alexandrinus eleemosynarius, Nilus confessor.
13. *Ἰωάννου Χρυσοστόμου.*
14. *τοῦ Ἀποστόλου Φιλίππου.*
15. Gorias, Samonas, Abibus martyres.
16. *τοῦ Ἀποστόλου Ματθαίου.*
17. Gregorius Neocaesariensis Thaumaturgus.
18. Plato et Romanus martyres.
19. Barlaam martyr, Abdias Propheta.
20. Profestum Praesentationis Virginis in templo, Proculus Episc. Constantinop., Gregorius Decapolites.
21. *τῆς εἰςόδου ἐν τῷ ναῷ τῆς θεοτόκου.*
22. Philemon Apostolus et Socii.
23. Gregorius Agrigentinus Episc. et Amphilochius, Iconii Episcopus.
24. Catharina martyr et virgo. Mercurius martyr.
25. Clemens Romanus papa, et Petrus Alexandrinus, martyres.
26. Alypius Sionites.
27. Jacobus Persa martyr.
28. Stephanus junior martyr.
29. Paramonus et Philomenes, Acacius et Climachus martyres.
30. *τοῦ Ἀποστόλου Ἀνδρέου.*

Digitized by Google

December.

1. Nahum Propheta.
2. Abacuh Propheta.
3. Sophonias Propheta (Zephanja).
4. Barbara virgo et martyr, et Joannes Damascenus.
5. Sabba Abbas.
6. *τοῦ ἁγίου Νικολάου.*
7. Ambrosius, Mediolani Episcopus.
8. Patabius Abbas.
9. Conceptio B. Annae, Domini aviae.
10. Menas, Hermogenes et Eugraphus martyres.
11. Daniel Stylites.
12. *τοῦ ἁγίου Σπυρίδωνος.*
13. Eustrathius, Auxentius, Eugenius Mardarius et Orestes martyres.
14. Thyrsus, Lucius, Philemon, Apollonius, Arianus martyres.
15. Eleutherius martyr, Paulus Latrensis Abbas.
16. Haggaeus Propheta.
17. Daniel Propheta, et tres Pueri Ananias, Azarias, Misaël.
18. Sebastianus martyr et Socii.
19. Bonifacius martyr.
20. *τοῦ Θεοφόρου Ἰγνατίου* (Ignatius Theophorus.)
21. Juliana martyr.
22. Anastasia martyr.
23. Decem martyres Cretenses.
24. Eugenia martyr.
25. *Ἡ κατὰ σάρκα τοῦ σωτῆρος Ἰησοῦ Χριστοῦ γέννησις.*
26. Puerperium S. Dei genetricis, Euphymius martyr, Sardensis Episc.
27. Stephanus Protomartyr.
28. Bis decem millia martyrum in Nicomedia ustorum.
29. S. Innocentes in Bethlehem ab Herode occisi. Marcellus Abbas monasterii non dormientium.
30. Anysia virgo et martyr. Zoricus, orphanorum domicilii presbyter.
31. Melania Romana.

Januarius.

1. *Τῆς περιτομῆς τοῦ Σωτῆρος καὶ τοῦ μεγάλου Βασιλείου.*
2. Sylvester, Papa Romanus.
3. Malachias et Gordius martyres.
4. LXX discipuli et Theretistus.
5. Theopemptus et Theonas martyres, Syncletica.
6. *τὰ ἅγια ἐπιφάνεια* sive *τὰ θεοφάνια τοῦ Σωτῆρος, ἐν τῷ Ἰορδάνῃ.*
7. Joannes Baptista.
8. Domneca, Georgius Chozebites, Aemilianus confessor.
9. Polyeuctus martyr.
10. Gregorius Nyssenus, Domitianus Episcopus.
11. Theodosius, coenobiarcha (Abt).
12. Tatiana martyr.
13. Hermilus et Stratonicus martyres.
14. Sancti Abbates montis Sinai et Raithii.
15. Paulus Thebaeus et Joannes Calybites.
16. Catena Petri Apostoli.
17. *τοῦ ἁγίου Ἀντωνίου.*
18. *τῶν Ἐπισκόπων Ἀλεξανδρείας, Ἀθανασίου καὶ Κυρίλλου.*
19. Macarius Aegyptius.
20. Magnus Euthimius.
21. Maximus conf., Neophytus martyr, Eugenius, Canidius, Valerianus et Aquila martyres.
22. S. Apostolus Timotheus, Anastasius Persa martyr.
23. Clemens Ancyranus, Aganthangelus martyres.
24. Sancta Xena.
25. *Γρηγορίου τοῦ θεολόγου τοῦ ἐκ Ναζιανζοῦ.*
26. Xenophon cum sua conjuge et liberis.
27. Translatio reliquiarum S. Joannis Chrysostomi.
28. Ephraem Syrus.
29. Translatio reliquiarum Ignatii Theophori martyris.
30. *τῶν τριῶν Ἱεραρχῶν Βασιλείου, Γρηγορίου καὶ Χρυσοστόμου ἅμα.*
31. Cyrus et Joannes, medici mirifici.

Februar.

1. Tryphon martyr.
2. *τῆς ὑπαπαντῆς τοῦ Χριστοῦ μετὰ τεσσαράκοντα ἡμέρας.*
3. Simeon.
4. Isidorus Pelusiota.
5. Agatha virgo et martyr.
6. Bucolus Smyrnae Episc.
7. Parthenius Episc.
8. Theodoretus martyr, Zacharias propheta.
9. Nicephorus martyr.
10. Charalampus martyr.
11. *Ἁγίου Βλασίου.*
12. Meletius, Antiochiae Archiepisc.
13. Martianus Abbas.
14. Auxentius, eremi cultor (Eremit).
15. Onesimus Apostolus.
16. Pamphilus martyr et Socii.
17. Theodoretus Tyro.
18. Leo Romanus Papa.
19. Archippus Apostolus.
20. Leo Cathanae Episc. (zu Catanea).
21. Timotheus Symbolensis, et S. Eustachius Antiochenus.
22. Inventio reliquiarum S. Eugenii martyris Troterii.
23. Polycarpus martyr Smyrnensis Episcopus.
24. Prima et Secunda inventio capitis praecursoris Domini.
25. Terasius, Archiepisc. Constantinop.
26. Porphyrius Archiepisc. Gazae et Symsi.
27. Vergeopius, confessor decapolita, Gelasius senior.

Digitized by Google

28. Basilius confessor socius Sancti Procopii monachi.
29. Cassius Romanus.

Martius.

1. Eudoxia virgo et martyr.
2. Nestor et Theodoretus martyr, Cyrenae Episcopus.
3. Eutropius, Cleonicus et Basilicus martyres.
4. Gerasimus ad Jordanem Eremita.
5. Conon martyr.
6. Martyres 42.
7. Chesponis episcopi, Martyres Basilii, Effraim, Capito.
8. Theophylactus, Nicomediae episcopus, confess.
9. *τῶν ἁγίων 40 Μαρτύρων τῶν ἐν Σεβαστείᾳ τῇ λίμνῃ μαρτυρησάντων.*
10. Quadratus martyr et Socii.
11. Sophronicus, Patriarcha Hierosolymit.
12. Theophanes Sygrianae Episcopus, confessor.
13. Translatio reliquiarum Nicephori Patriarchae Constantinopol.
14. S. Benedictus et Alexander martyr.
15. Agapius martyr et sex socii; Olympas.
16. Sabianus et Papas martyres.
17. Alexius, Vir Dei.
18. Cyrillus, Hierosolymorum Episcopus.
19. Chrysanthus et Daria.
20. Virgines 7, sancti Patres in monasterio sancti Sabbae interfecti.
21. Jacobus Episcopus, confessor.
22. Basilicus, Ancyranus martyr.
23. Nicon martyr et 200 ejus disciouli cum eo occisi.
24. Zacharias.
25. *ὁ Εὐαγγελισμὸς τῆς Παρθένου* (Verkündigung Maria's).
26. Congressus Gabrielis Angeli.
27. Matrona Thessalonicensis.
28. Stephanus, miraculorum effector, et Hilarion junior.
29. Marcus Erethusiorum Episc., Cyrillus Diaconus et alii sub Juliano Tyranno pietatem exercentes. Barrachesius.
30. Joannes Climacis sive Scalae auctor.
31. Hypatius, Ancyrae Episc., miraculorum effector.

Aprilis.

1. Maria Aegyptiaca.
2. Titus, miraculorum effector.
3. Nicetas, monasterii Mediciae ductor.
4. Joseph, hymnorum scriptor, et Georgius.
5. Theodatus et Agatopas martyres.
6. Eutychius Constantinopolitanus Archiepiscopus, Claudius.
7. Georgius Episc. Melitinae.
8. Herodion, Agabus, Ruffus et Socii Apostoli.
9. Eupsychius martyr.
10. Terentius, Pompejus et Socii, martyres.
11. Antipas, Episc. Pergami, Asiae martyr. Apoc. 11, 13.
12. Basilius Episc. Pariae, confessor.
13. Artemon martyr.
14. Martinus, Papa romanus, confessor.
15. Aristarchus, Pudens et Trophimus Apostoli.
16. Crescens, Chionia, Agapa, Hircene martyres.
17. Simeon, Persa, Episc., et Acacius, Melitinae Episcopus.
18. Saba Gothus; Joannes, S. Gregorii discipulus, Decapolitanus.
19. Joannes Pataeolaurites.
20. Theodoretus Trichinensis.
21. Januarius et socii martyres. Theodorus, Pergensis martyr.
22. Theodorus Sycoetes.
23. *τοῦ ἁγίου, ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος Γεωργίου.*
24. Saba martyr. S. Elisabeth, miraculorum effectrix.
25. *τοῦ Εὐαγγελιστοῦ Μάρκου.*
26. Basilius martyr, Amisiae episcopus.
27. Simeon, Domini frater, martyr.
28. Jason et Sosipater, Apostoli. Dadus, Maximus et Quintilianus martyres.
29. Novem martyres Cyziceni, et Memnon mirificus.
30. Jacobus, Joannis theologi frater.

Majus.

1. Hieremias Propheta.
2. Translatio reliquiarum Athanasii.
3. Timotheus et Maurus martyres.
4. Pelagia virgo et martyr. Olbianus.
5. Hierene martyr.
6. S. Job (Hiob).
7. Commemoratio signi Crucis, quod in coelo apparuit Hierosolymis sub noctis tertium Imperatori Constantino, a sancto Calvariae monte per stellas usque ad Olivarum montem Martyris Acatii memoria.
8. *Ἰωάννου τοῦ Θεολόγου.*
9. Esaias Propheta. Christoph. martyr.
10. (ſteht leer gelaſſen)
11. Mobion martyr. Natalis dies Constantinopolis.
12. Epiphanius Cypri Episc. Germanus Patriarcha Constantinopol.
13. Glyceria martyr.
14. Isidorus martyr.
15. Pachomius magnus Eremita.
16. Theodorus, Pachomii discipulus, eremita. Alexander.
17. Andronicus Apostolus et Socii.
18. Martyres Petrus, Dionysius et Socii. Theodorus Ancyranus et septem ejus Socii. S. Euphrasia.
19. Patricius Brusae martyr et Socii.
20. Thalaleus martyr.
21. *τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου καὶ τῆς ἁγίας Ἑλένης.*

Digitized by Google

22. Basiliscus martyr.
23. Michaël Syndoarum Episc. confessor.
24. Simeon Eremita.
25. Ἡ εὕρεσις τῆς κεφαλῆς Ἰωάννου τοῦ Βαπτιστοῦ.
26. Carpus Apostolus, unus de 70 discipulis.
27. Terrapon martyr. Helladus martyr.
28. Nicetas Episc. Chalcedonensis.
29. Theodosia virgo et martyr.
30. Haacius Abbas monasterii Dalmatarum.
31. Hermias Apostolus. Hermaeus martyr.

Junius.

1. Justinus philosophus et martyr. Justinus alter martyr et socii.
2. Nicephorus, Constantinopol. Patriarcha confessor.
3. Lucilianus et Lucianus martyres.
4. Metrophanes Patriarcha Constantinop.
5. Dorotheus Tyri Episc. martyr. Eustathius.
6. Bisarion, mirificus Abbas, et S. Hilarion jun. de monasterio Dalmatarum.
7. Theodorus, Episc. Ancyranus, martyr.
8. Theodorus, exercitus ductor, martyr.
9. Cyrillus Alexandrinus Archiepisc.
10. Timotheus, Prusae Episcopus. Martyr Antoninus.
11. τῶν ἁγίων Ἀποστόλων Βαρθολομαίου καὶ Βαρνάβα.
12. Onuphrius et Petrus Athonitus, Eremitae.
13. Aquilina virgo et martyr. Tryphilus Leontiae Cypri Episcopus.
14. Helisaeus (Eliſa) Propheta, Methodius Patriarcha Constantinopol.
15. Amos Propheta.
16. Tycon, miraculorum patrator, Episcopus.
17. Manuel, Sabel et Ismaël martyres.
18. Leontius martyr.
19. Judas, frater Domini, Apost. Zosimus.
20. Methodius, Patarae Episc., martyr.
21. Julianus Tarsensis martyr.
22. Eusebius, Samosatensis Episc., martyr.
23. Agrippina virgo et martyr.
24. τὸ γενέσιον τοῦ προδρόμου Βαπτιστοῦ.
25.
26. David Thessalonicensis.
27. Samson hospitalis.
28. Translatio ossium S. Joannis et Cyri.
29. Ἡ τῶν Ἀποστόλων Πέτρου καὶ Παύλου ἀποτομή.
30. Collectio duodecim Apostolorum.

Julius.

1. Cosmas et Damianus, mirifici medici gratuiti, qui Romae martyrio coronati.
2. Depositio venerandae vestis et zonae Virginis in Blachernis, templo Constantinopolitano.
3. Hyacinthus martyr. Anatholius Patriarcha Constantinopolitanus.
4. Andreas, Cretae Episcopus.
5. Martha, S. Simeonis thaumastoritis mater. Athanasius Abbas montis Athos.
6. Siloes magnus Eremita.
7. Thomas Maleensis. Acacius Climacus. Cyriaca virgo et martyr.
8. Procopius martyr.
9. Pancratius, Tauromeniae Episcopus, martyr. Pater Mutius.
10. Martyres 45, Nicopoli Armeniae passi.
11. Euphemia virgo et martyr Chalcedonensis pro futura professione 630 Patrum.
12. Proclus et Hilarius martyres. Michaël Maleinus Abbas.
13. Collectio Archangeli Gabrielis. Memoria Josephi, Thessalonici confessoris. Stephanus Sabaites.
14. Justus, Aquila Apostolus.
15. Cyricus et Julitta, martyres.
16. Athenogenes martyr et ejus 10 discipuli. Memoria Patrum Nicaenorum 318; Patrum secundae Synodi Constantinopolitanae 150; tertiae Ephesinae 200; quartae Chalcedonensis 630; quintae 160; sextae 170 (Patrum).
17. τῆς ἁγίας Μαρίνης.
18. Hyacinthus Amastrideus Aemilianus martyr.
19. Dius eremita. Macrina, magni Basilii soror.
20. τοῦ προφήτου Ἡλίου.
21. Simeon eremita, et Joannes collega. Propheta Ezechiel. Phronimus.
22. Maria Magdalena. Translatio reliquiarum Phocae martyris.
23. Theophanus, Theophilus et socii, martyres.
24. Christina virgo et martyr.
25. Dormitio S. Annae, Deiparae genitricis.
26. τῆς ἁγίας καὶ ὁσιομάρτυρος Παρασκευῆς.
27. τοῦ ἁγίου μεγαλομάρτυρος καὶ ἰαματικοῦ Παντελεήμονος.
28. Prochorus, Nicanor, Timon, et Parmenas, Apostoli et Diaconi.
29. Callinicus martyr.
30. Silas et Silvanus Apostoli.
31. Eudocimus.

Augustus.

1. Processio venerandae et vivificae crucis. Memoria VII Martyrum Machabaeorum et Salome eorum matris, et doctoris eorum Eleazari. 2 Macc. 1, 6 et 7.
2. Translatio reliquiarum Stephani protomartyris et Diaconi.
3. Sancti Patres Isacius, Dalmata et Faustus.
4. VII dormientes Ephesini pueri.
5. Eudocia martyr.
6. Profestum transfigurationis Domini nostri Jesu Christi. Eusignius martyr.
6. ἡ μεταμόρφωσις τοῦ Σωτῆρος.
7. Domitius martyr et ejus discipuli.
8. Aemilianus Cycizenus confessor.
9. Matthias Apostolus.
10. Laurentius Archidiaconus et martyr.

Digitized by Google

11. Eyplus Archidiaconus et martyr.
12. Photius et Anicetus martyres.
13. Maximus confessor.
14. Michaeas Propheta. Profestum dormitionis Virginis.
15. ἡ κοίμησις τῆς Θεοτόκου.
16. Translatio ex Edessa, non manu factae imaginis Domini nostri Jesu Christi. Diomedes martyr.
17. Myron martyr.
18. Florus et Laurus martyres.
19. Andreas, exercitus ductor, martyr.
20. Samuel Propheta.
21. Thaddaeus Apostolus. Bassa cum filiis suis martyr.
22. Agathonicus martyr.
23. Luppus martyr.
24. Eutyches martyr, Joannis Theologi discipulus.
25. Reductio reliquiarum Bartholomaei Apostoli.
26. Hadrianus et Natalia, martyres cum sociis.
27. Poemen Abbas.
28. Moses Aethiops Abbas.
29. ἡ ἀποτομὴ τοῦ Βαπτιστοῦ Ἰωάννου.
30. Alexander, Joannes, Paulus junior, Patriarchae Constantinopolitani. Fantinus.
31. Depositio zonae Sanctae Dei genitricis.

Das Abweichende der Einrichtung der griechiſch-katholiſchen Kirche in ihren Feiertagen von der römiſch-katholiſchen liegt am Tage; noch mehr iſt dies der Fall in der Benennung der Sonntage (ſ. Sonntag). Allerdings ſind auch die Gebräuche ſelbſt im Äußerlichen verſchieden: allein dem Weſentlichen nach ſind ſie ſich gleich. Umzüge, Weihungen (namentlich des Waſſers), Räuchern, Lichteranzünden, das Fußwaſchen am grünen Donnerstage, eine Art Schauſpiel, das feierliche Begraben Jeſu am Charfreitage ꝛc. finden ſich in beiden katholiſchen Kirchen, natürlich mit verſchiedener Liturgie (ſ. d. Art.). Die ganz eigenthümlichen Gebräuche jeder Kirche ſ. unter Kirche. Das Feſt der Orthodoxie iſt vorzüglich zur Erhebung des Bilderdienſtes wegen da. Daß die Hauptfeſte, damit ſie ſogleich in die Augen fallen, griechiſch angegeben worden ſind, und daß die Vergleichung derſelben mit den römiſch-katholiſchen, ſowie die Vergleichung der von einer oder der andern Seite angenommenen oder weggelaſſenen Märtyrer und dergl. faſt von ſelbſt auf anziehende Folgerungen führt, braucht kaum einer Berührung.

Es iſt ein ſehr guter Gedanke Auguſti's, in ſeinem 3. B. der Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie von S. 341—416 auch auf die Feſte der Häretiker Rückſicht zu nehmen, da durch manche von der allgemeinen Kirche abweichende Glaubensmeinung die Orthodoxen nicht ſelten zu einem ſo großen Eifer für ihre Lehrſätze gebracht worden ſind, daß ſie kein Mittel unverſucht ließen, ihre Rechtgläubigkeit ſoweit und ſo lebendig, als möglich, unter das Volk zu bringen und zu erhalten. Gewiß entſtanden auf dieſe Weiſe manche Feſte, die ohne ſolche Reizungen nicht entſtanden ſein würden. Hängt nun auch nicht eben die richtige Würdigung der Feſte ſelbſt davon ab, daß man weiß, warum ſie grade ſo und nicht anders entſtanden ſind: ſo iſt es doch äußerſt anziehend, zu erfahren, aus welchem Grunde man dies und jenes bis zur Übertreibung hervorhob, oder fallen ließ. Dieſe Vergleichungen und Aufklärungen haben uns aber von der einen Seite die Orthodoxen ſelbſt durch allzu großen Haß gegen Andersdenkende höchſt erſchwert durch gefliſſentliche Vernichtung der Schriften der Gegner, und von der andern Seite haben es vielerlei Sekten dadurch gethan, daß ſie, wie die Gnoſtiker und Manichäer, ihre Einrichtungen zu Geheimniſſen machten, die nur der Eingeweihete erfahren durfte. Im Ganzen kann aber aus den Glaubensſätzen jeder Partei ein guter Schluß auf die Art ihrer Feiertage gemacht werden. So mußten die Judaiſirenden für Beibehaltung des Sabbaths und zum Theil deshalb wider den Sonntag ſein, wie die Neſtorianer keine Marienfeſte begünſtigen konnten. Daher der Zwieſpalt wegen der Faſten, wegen der Oſterfeier u. ſ. f. Waren nun Gnoſtiker, Manichäer ꝛc. gegen das Jüdiſche, ſo wollten ſie auch ſelbſt den Sonntag, noch viel weniger den Sonnabend nicht als Freudentage anſehen nach jüdiſcher Weiſe, ſondern wollten ihn vielmehr durch Faſten auszeichnen. Das Gegentheil waren die Nazaräer und Ebioniten, welchen Chriſtus nur ein Verbeſſerer der jüdiſchen Religion war. Das Nähere darüber wollen wir nicht wiederholen und verweiſen auf Auguſti's Werk, auch im 5. und 8. B. — Suchte Paul von Samoſata die Chriſtusgeſänge zu verdrängen und dafür Pſalmen ganz andern Inhalts einzuführen, ſo ſuchten ſie ſeine Gegner um ſo eifriger zu fördern.

Aller dieſer Zwieſpalt mußte natürlich auch auf die Einrichtung der Feiertage in der allgemeinen Kirche von Einfluß ſein. Der heftige und lange Kampf mit den Arianern war es gewiß noch mehr, wenn nicht in Einführung neuer, von ihren Gegnern abweichender Feſte, doch in der Art der Haltung und der liturgiſchen Einrichtung derſelben, welche Arius mit verſtändiger und kluger Wahl mehr dem Volke anzupaſſen verſtand. Am meiſten wußte Arius, als frommer Liederverfaſſer längſt beliebt, mit ſeinen Hymnen und Antiphonen zu wirken, welche in ihren Zuſammenkünften, namentlich in den Nocturnen und Matutinen, ſo anziehend geſungen wurden, daß der Zuſammenlauf des Volkes groß war, und Chryſoſtomus ſogar gefährlichen Einfluß auf ſeine orthodoxe Gemeinde befürchtete. Der Patriarch fand es am gerathenſten, auch eine Hymnenſammlung für ſeine Gemeinde zu veranſtalten und Geſänge nach Art der Arianer, freilich zum Preiſe der Dreieinigkeit, erſchallen zu laſſen, eine Einrichtung, die von jetzt an beibehalten wurde und einen nothwendigen Theil des Cultus ausmachte, der auch durch Aufſtellung ſilberner Kreuze mit brennenden Wachskerzen ſinnlicher gemacht wurde. Vergl. Schröckh B. 5. S. 323. *Socrates*, Hist. eccles. Lib. 6. c. 8. *Sozomenus*, Hist. eccles. Lib. 8. c. 8. — Es änderten ſich alſo nicht blos die Feſte ſelbſt auf Veranlaſſung der Ketzer, ſondern auch die liturgiſche Einrichtung derſelben. Wären uns nun die kirchlichen Verfaſſungen der Ketzer bei

Digitized by Google

ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen beſſer bekannt, als ſie es bis jetzt noch ſind, ſo würde ſich auch bei vielen Änderungen der orthodoxen Kirche der Grund ausweiſen, warum grade dieſe oder jene neue Feierlichkeit hinzugethan würde; die Geſchichte der Feſte würde in Vielem zuſammenhängender erſcheinen. Es wäre daher ein Gewinn, wenn die Feiertage der ältern Ketzer noch näher unterſucht würden. Nur ein einziges Werk iſt in dieſer Hinſicht bis jetzt namhaft zu machen: Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker (von Münter). (Ansbach 1790.)

Über die noch jetzt in Aſien zahlreich genug vorhandenen Neſtorianer, die ſich ſelbſt chaldäiſche Chriſten nennen, welche ihr eigenes, wohlgeordnetes Kirchenſyſtem haben, hat Auguſti a. a. O., und zwar aus *Assemani* Bibliotheca Orientalis. T. III. P. II. p. 380—391 (Romae 1728.), eine Tabelle ihrer Sonn- und Feiertage mitgetheilt, auf die wir hier nur verweiſen, ſo abweichend von den gegebenen Tabellen und ſo nützlich zur Vergleichung ſie auch iſt. Vorzüglich wird neben dem Sonntage auch der Freitag für einen großen Feiertag gehalten, den auch die Syrer dem Sonntage völlig gleichgeſtellt haben. — Selbſt die kleineren Sekten bieten in dieſer Hinſicht manches Anziehende, keineswegs blos zum Beſten der Überzeugung, daß es ſchon in den erſten Zeiten der Kirche ganze Vereine gab, die mit den Feiertagsgeſetzen der Biſchöfe oder ihres Bundes unzufrieden waren, ſich abſonderten und ihrer eigenen, beſonderen Verfaſſung folgten. Unter den großen, weit verbreiteten und bedeutſamen Sekten möchten die Arianer, welche die befohlenen Faſten, nicht die freiwilligen, die Gebete und Opfer für die Todten ꝛc. verwarfen, obenan ſtehen. ſ. Walch, Geſchichte der Ketzereien. 5. Th. Schröckh B. 6. S. 236—241.

So ſehr aber auch die rechtgläubigen Väter und die Concilien durch widerſtrebende Ketzer bald zu einer Veränderung der Gebräuche, bald zu neuen Feiertagen veranlaßt wurden, oder ſich veranlaßt ſehen mochten, ſo würde man doch gewiß zu weit gehen, wenn man darin die Hauptveranlaſſung ſuchen wollte. Die Geſinnung der Kaiſer und der Hang des Volkes trugen, wenn nicht noch mehr, doch ſicher ebenſo viel dazu bei; nicht minder die Mönche und ihr Anhang, wozu auch noch die beſondere Vorliebe manches in der Kirche hochgeſtellten Mannes das Ihre beitrug. Und ſo wird denn die Sittengeſchichte der Zeitalter und der hervorragenden Männer wenigſtens ebenſo ſehr, wo nicht noch mehr hierbei, wie faſt in jeder geſchichtlichen Erörterung, zu beachten ſein. — Im Allgemeinen werden wir alſo auch in der Geſchichte der Feiertage den Satz beſtätigt finden: Wenn etwas zu weit getrieben wird, muß überall eine Gegenwirkung ſtattfinden. Dies hat ſich auch an den chriſtlichen Feiertagen gezeigt. Die Gegner mehrten ſich namentlich vom 12. Jahrh. an. Man verlangte nach Vereinfachung. Konnte man ſie öffentlich nicht durchſetzen, ſo that man es im Stillen, wovon vorzüglich die Waldenſer zum Beiſpiele dienen. Vergl. Schröckh B. 29. S. 536 ſg. Dieterici, Über die Waldenſer. (Berlin 1831.) Die Kirchenverfaſſung der piemonteſiſchen Waldenſergemeinden u. ſ. w. Von Joh. Weiß. (Zürich 1844.)

Endlich nach langen Vorbereitungen und vielfach wachſenden Widerſtrebungen gegen das Hierarchiſche brach als eine Nöthigung der Zeit die Kirchenreformation hervor, welche in Hinſicht auf die übergroße Menge der Feiertage im Grunde nichts Neues that, ſondern nur kräftiger durchſetzte, was ſchon längſt und nicht ohne Beharrlichkeit angeſtrebt worden war. Die Gegner der vielen katholiſchen Feiertage hat beſonders *Hospinian*, De origine Festorum p. 17 et 18 zuſammengeſtellt. Sogar die engliſche Epiſkopalkirche war damit einverſtanden, daß jede Kirche berechtigt ſei, ihre Feiertage und ihren kirchlichen Ritus nach ihren Bedürfniſſen zu verändern. Dies aber iſt die Hauptſache, wobei alſo auch gar nicht ſonderliches Gewicht auf die Frage oder Thatſache zu legen iſt: Welche von den ſich frei machenden Kirchen hat ſich gleich von allem Anfange an am weiteſten von den Gebräuchen der römiſch-katholiſchen Kirche losgeriſſen? Es liegt darin weder ein Vorzug, noch ein Nachtheil, ſondern es kommt dabei eben nur auf die Freiheit jeder Kirche an, dies nach Zeit und Umſtänden grade ſoweit zu thun, als es ihr und den ihr anvertrauten Gemeindegliedern zuträglich und förderlich iſt. Und das iſt's, was jederzeit der oberſte Grundſatz bleiben ſollte. Zwingli und Calvin griffen in Abſchaffung der Feiertage thatſächlich noch viel raſcher zu, als Luther; aber auf welcher Seite das größere Recht und eine größere Ehre iſt, das liegt nicht im Abwägen des Mehr oder Minder, ſondern in den Gründen, die Jeder zu ſeiner Handlungsweiſe unter den Seinen vorfand, für welche er handelte. „Es iſt nicht noth," heißt es im 34. der 39 Artikel, „daß die kirchlichen Traditionen und Ceremonien überall dieſelben oder durchaus übereinſtimmend ſind. Denn wie ſie immer verſchieden waren, ſo können ſie auch, nach Verſchiedenheit der Gegenden, Zeiten und Sitten, abgeändert werden, ſobald nur nichts wider Gottes Wort angeordnet wird. Wer aber die kirchlichen Traditionen und Ceremonien, welche mit dem göttlichen Worte nicht ſtreiten und unter öffentlicher Autorität angeordnet und beſtätigt ſind, aus Privatrückſichten und abſichtlich öffentlich verletzt, der ſoll als einer, der wider die öffentliche Kirchenordnung ſündigt, der dem Anſehen der Obrigkeit zu nahe tritt und das Gewiſſen ſeiner ſchwächeren Brüder verwundet, öffentlich, damit Andere ſich fürchten mögen, beſtraft werden. Jede Partikular- oder Nationalkirche hat die Befugniß, Ceremonien oder Kirchengebräuche, welche blos auf menſchliches Anſehen gegründet ſind, anzuordnen, zu verändern oder abzuſchaffen, ſobald nur alles zur Erbauung geſchieht." — Daſſelbe, nur in der Kürze, wird im 7. Artikel der augsburgiſchen Confeſſion ausgeſprochen; ferner im 15. Artikel; im 21. Verwerfung des Heiligendienſtes oder der Anrufung derſelben; im 26. wider die befohlenen und verdienſtlichen Faſten.

Dagegen eiferten freilich die Päpſtlichen, unter welchen obenan ſteht der Jeſuit Jac. Gretſer (De festis Christ.), behauptend, die chriſtlichen Feſte ſeien nicht blos der äußern Ordnung, ſondern auch des Geheimniſſes we-

Digitized by Google

gen da, weshalb ſie auch heiliger als andere Tage würden; die Proteſtanten ſelbſt wollen ihre angenommenen Feiertage auf das Strengſte gehalten wiſſen, was gleichfalls der Freiheit widerſtrebe; es fehle ihnen ein feſter Grund des Ausſchließens und der Annahme ihrer Feiertage; endlich erhielten die Fürſten zu großen Einfluß auf Kirchenangelegenheiten, wenn die Sache blos polizeilich genommen würde. Darin beſtanden die Hauptgegengründe der Katholiſchen. — Dieſen leicht möglichen Misbrauch der chriſtlichen Freiheit ſuchten die Lutheriſchen dadurch zu vermeiden, daß ſie ſo wenig, als es ohne Sünde und Beſchwerung der Gewiſſen angehen wolle, an der Ordnung der Dinge rütteln, ſondern ſich in Adiaphoris fügen wollten um der Einigkeit und des Friedens willen. Man vergl. Apologie der augsburgiſchen Confeſſion S. 191 und 266 der Ausgabe von Chriſtian Weiß (Leipzig 1739.); ferner S. 640 fg., 807 fg. — Aus dieſen Stellen geht auf das Beſtimmteſte hervor, daß ſie die nothwendige chriſtliche Freiheit mit gleichfalls nothwendig bürgerlicher Ordnung verbunden wiſſen und ſehen wollten. Darum haben ſie ſich auch nachgebend und billig gezeigt, und nur dasjenige zunächſt abgeſchafft, was ſich mit der chriſtlichen Freiheit und mit der heiligen Schrift nicht vereinigen ließ. Karlſtadt's und Münzer's Fanatismus, gegen welchen ſie ſich ſelbſt, auch in den ſymboliſchen Büchern, erklären, kann ihnen nicht zur Laſt fallen; vielmehr ſind ſolche Erſcheinungen Folgen von einer Überſpannung zu einer grade entgegengeſetzten. Aus Willkür des Geſetzes folgt Willkür der Freiheitsluſt, die keine Freiheit mehr iſt, ſondern Zügelloſigkeit. — Um aber in den neuen Gang der evangeliſch-proteſtantiſchen Feiertagsverfaſſung, mit Feſthaltung der chriſtlichen Freiheit des Änderns aller menſchlichen, nicht göttlichen Vorſchriften, eine ſichere Ordnung zu bringen, wurden ſeit 1523 eine Menge Kirchenagenden unter den Lutheranern gedruckt und veröffentlicht. — Die ſehr löbliche Doppelrückſicht auf innere Freiheit und äußere Ordnung, vorzugsweiſe von Seiten der evangeliſchen Lutheraner, das daraus hervorgegangene Beibehalten der früheren katholiſchen Kirchenordnung, ſoweit ſie ſich mit dem Geiſte des Evangeliums zu vertragen ſchien, hatte ſtatt des Dankes dafür die gewöhnliche Folge, daß die Feuerköpfe und die einſeitig Frommen ihrer eigenen Partei damit ebenſo unzufrieden waren, als die Katholiken, die auf dem tridentiniſchen Concil gar nicht auf eine Berichtigung oder Verbeſſerung der Kirchenfeier eingingen, ſondern nur beim Allgemeinſten ſtehen blieben, und beſonders Volksermahnungen zum Gehorſam gegen die Beſchlüſſe der Vorgeſetzten empfahlen. Bei ſo großen Hinderniſſen von allen Seiten muß man es den proteſtantiſchen Männern zum Ruhme anrechnen, daß ſie ſich bei Einrichtung der Kirchenordnung in ihren gemäßigten Anſichten nicht irre machen ließen und ohne Wanken ihren wohlbedachten Grundſätzen möglichſter Einigkeitserhaltung und Gewiſſensbewahrung treu blieben. Sowol Luther als Calvin hätten manches Feſt noch beſeitigt, wenn es ihnen nicht um Vermeidung eines Anſtoßes beim Volke zu thun geweſen wäre. Aus dieſem Grunde wurden z. B. nicht alle Marienfeſte abgeſchafft, die aber als Herrnfeſte, nicht als Verehrungsfeſte der Maria, angeſehen wurden. Man würde aber den Reformatoren großes Unrecht thun, wenn man meinen wollte, ſie hätten ihr Werk als ein vollendetes, für alle Zeiten ohne Änderung in allen Dingen feſtzuhaltendes angeſehen. Das Gegentheil iſt die Wahrheit; ſie trauten ihren Nachkommen auch etwas zu, wenn es ſich nothwendig machen würde. Und in dieſem Sinne haben ſie Außerordentliches, auch in ihren Kirchenverfaſſungen, geleiſtet, was nicht blos den proteſtantiſchen, ſondern auch den katholiſchen Kirchen zu Gute kam; was ſogar auch nicht zu ſelten anerkannt worden iſt. Sind doch auch in vielen katholiſchen Ländern die gar zu überhäuften Kirchenfeſte hernach bedeutend verringert worden, wie in Frankreich unter Heinrich IV., in Öſterreich unter Maria Thereſia und Joſeph, ja ſelbſt in Spanien und Portugal. Waren auch die Nachtheile zu vieler Feiertage von nicht Wenigen unter den Römiſch-Katholiſchen ſelbſt anerkannt worden, ſo wurde doch nicht eher zu einer weſentlichen Verminderung derſelben geſchritten, als nach den Zeiten der Reformation, die ſich in dieſer Hinſicht nicht weiter von den beiden katholiſchen Kirchen getrennt hatte, als es ſchlechthin die Nothwendigkeit in Übereinſtimmung mit ihren Glaubensgrundſätzen mit ſich brachte. Die Reformatoren, die nicht auf eine bloße Umwälzung, ſondern auf eine Beſſerung der Verhältniſſe ſahen, behielten alſo die Hauptfeſte, wie ſie dieſelben geordnet fanden, bei, verwarfen nur die Heiligen- und Märtyrerfeſte, ſowie alle, die unbibliſch waren und zum Aberglauben verleiten konnten, ja das Letzte ſelbſt mit Schonung des Beſtehenden, in wiefern noch das Volk große Anhänglichkeit dafür bezeigte. Man ging alſo nicht darauf aus, auf ein Mal Alles zu nehmen und umzuwandeln, ſondern nur das, nach ihrer Überzeugung, durchaus Unſtatthafte. Daher kommt es, daß im Allgemeinen die Überſicht der chriſtlichen Feiertage nach den Monaten, wie es ſchon Auguſti in ſ. 3. Thle. der Denkwürdigkeiten S. 332—338 gethan hat, ſo gegeben werden kann, daß die mit einem † bezeichneten nur der katholiſchen Kirche gehören, von der proteſtantiſchen aber nicht gefeiert werden, alle übrigen Feſte dagegen auch von der proteſtantiſchen beibehalten worden ſind. Die ſehr nützliche Tabelle iſt folgende:

1) Unbewegliche Feſte.

Januar.

1. Feſt der Beſchneidung und des Namens Jeſu. (Das bürgerliche Neujahr wurde bis ins 8. Jahrh. von den Chriſten als ein Satansfeſt und Trauertag betrachtet.)
6. Epiphanien, als Feſt der heil. 3 Könige, als Taufe Chriſti im Jordan und Antritt ſeines Lehramtes, als erſtes Wunder Chriſti zu Kana (mit Beziehung auf Kraft und Wirkung des Taufwaſſers).
18. Petri römiſche Stuhlfeier. †
25. Pauli Bekehrung.

Februar.

2. Mariä Reinigung (ὑπαπάντη, festum Simeonis et

Digitized by Google

flammae, praesentationis Domini, candelarum (Lichtmeß).
22. Petri Antiocheniſche Stuhlfeier. †
24. Gedächtnißtag des Apoſtels Matthias.

März.

12. Gregoriusfeſt † (zuweilen von Proteſtanten als Schulfeſt).
25. Mariä Verkündigung (annunciationis Mariae, ἀσπασμός, εὐαγγελισμός).

April.

16. Das Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti. †
25. Gedächtnißtag des Evangeliſten Marcus. †

Mai.

1. Gedächtniß der Apoſtel Philippus und Jacobus (ſonſt omnium Apostolorum).
3. Kreuzes Erfindung. †
6. Johannes ante Portam Latinam. †
8. Erſcheinung des Erzengels Michael. †

Juni.

24. Feſt der Geburt Johannis des Täufers.
29. Gedächtnißfeier der Apoſtel Petrus und Paulus.
30. Commemoratio Apostoli Pauli. †

Juli.

2. Mariä Heimſuchung (visitationis Mariae).
15. Apoſtel-Theilung (divisionis Apostolorum). †
22. Maria Magdalena † (nur zuweilen in proteſtantiſchen Kirchen).
25. Gedächtnißtag des Apoſtels Jacobus des Ältern.

Auguſt.

1. Feſt der Maccabäer (in der alten Kirche). Petri Kettenfeier (ad Vincula). †
5. Mariä Schneefeier (ad nives). †
6. Verklärung Chriſti auf dem Berge Thabor. †
10. Gedächtnißtag des heiligen Laurentius (mit Vigilie und Octave). †
15. Mariä Himmelfahrt. †
24. (25.) Gedächtnißtag des Apoſtels Bartholomäus.
29. Enthauptung Johannis des Täufers. †

September.

8. Mariä Geburt. †
14. Kreuzes Erhöhung. †
21. Gedächtnißtag des Apoſtels Matthäus.
29. Michaelisfeſt (omnium Angelorum).

October.

1. Feſt des Roſenkranzes (Rosarium). †
2. Feſt der Schutzengel (Angelorum custodum). †
18. Gedächtnißtag des Evangeliſten Lucas. †
28. Gedächtnißtag der beiden Apoſtel Simon (Zelotes) und Judas (Thaddäus).

November.

1. Feſt Aller Heiligen. †
2. Feſt Aller Seelen. †
4. Gedächtnißtag Kaiſer Karl's des Großen (nicht in Italien). †
11. (10.) Gedächtnißtag des Biſchofs Martin von Tours. †
12. (11.) Gedächtnißtag des Papſtes Martinus. †
21. Mariä Opferung (praesentationis Mariae). †
30. Gedächtnißtag des Apoſtels Andreas.

December.

6. Nicolaus, Biſchof. †
8. Mariä Empfängniß (immaculatae conceptionis b. Virginis). †
21. Gedächtnißtag des Apoſtels Thomas.
25. Weihnachten (Nativitatis Jesu Christi).
26. Gedächtnißtag des Märtyrers Stephanus (als zweiter Feiertag).
27. Gedächtnißtag des Apoſtels und Evangeliſten Johannes (als dritter Feiertag).
28. Feſt der unſchuldigen Kinder (ſonſt als vierter Feiertag). †

2) Bewegliche Feſte.

I. Der Anfang des Kirchenjahres (nicht des älteſten) fällt immer zwiſchen dem 26. Nov. und 4. Dec., wird Dominica I. Adventus, oder ſchlechthin Advent genannt, und iſt der Anfang der Vorbereitung auf Weihnachten und des Temporis clausi.

II. Der Weihnachts-Cyklus hat einen fixirten Termin, nicht nur in ſeinem Mittelpunkte, ſondern auch in Anſehung der damit in Verbindung ſtehenden heiligen Tage. Dagegen ſind ſowol ſein Introitus (Adventzeit), als auch ſein Anhang (die Epiphanienſonntage, welche ſich nach Oſtern richten) beweglich.

III. Der Oſter-Cyklus iſt in ſeinem Mittelpunkte und in allen von ihm abhängigen vorhergehenden und nachfolgenden Tagen, in dem weiteſten und unregelmäßigſten Zeitlaufe — in der Zeit vom 22. März bis zum 24. April — beweglich.

Die Berechnung der Oſter-Epakten veranlaßte viel Streit.

IV. Es ſind demnach im angemeſſenen Verhältniſſe zu Oſtern beweglich:
1) Die Quadragesima (Quadrageſimalfaſten).
2) Palmſonntag (Festum Palmarum †).
3) Gründonnerstag (Dies viridium, dies Eucharistiae).
4) Charfreitag (Parasceve, πάσχα σταυρώσιμον).
5) Sabbatum magnum. †
6) Oſtern (Paschalis Feriae 1. 2 und [3]).
7) Dominica in albis (Dominica nova, Octava Paschatis. †) Quasimodo geniti.

V. Der Pfingſt-Cyklus iſt ebenfalls durchaus beweglich, weil er von Oſtern abhängt.
1) Himmelfahrt (der 40. Tag nach Oſtern).
2) Pfingſten (Pentecostes, der 50. Tag, Quinquagesima, Fer. 1. 2 und [3]).

Digitized by Google

3) Trinitatisfeſt (als Pfingſtoctave. In der griechiſchen Kirche als Feſt aller Heiligen).
4) Fronleichnamsfeſt † (erſt ſeit dem 13. Jahrh. im Occident hinzugekommen am darauf folgenden Donnerstage, als feria 5 post Octavam Pentecostes.

Mit dem Johannisfeſte beginnt wieder eine ungeſtörte Reihe unbeweglicher Feſte bis zum Ende des Kirchenjahres.

VI. Unter die außerordentlichen und veränderlichen Feſte werden vorzugsweiſe gerechnet:
1) Die Kirchweihen (Encaenia), wofür man zuweilen gewiſſe Jahreszeiten zur Collectivfeier gewählt hat.
2) Die Biſchofsweihen (Natales Episcoporum).
3) Gedächtnißtage gewiſſer außerordentlicher Ereigniſſe und merkwürdiger Begebenheiten.

Luther erklärt ſelbſt in der Abhandlung: Von der Ordnung Gottesdienſt in der Gemeine (Wittenberg 1523): Die kirchliche Feier ſolle ſich an die der alten Kirche knüpfen, unter Abthuung der Heiligenfeſte, mit Ausnahme der Reinigung und Verkündigung Mariä, ſelbſt ihre Geburt und Aufnahme in den Himmel, die eine Zeit lang noch bleiben dürften, wiewol der Geſang darin nicht lauter ſei. Auch Johannis des Täufers Feſt könne bleiben wegen des reinen Geſanges: nicht ſo der Apoſtel Legend an St. Pauli. — In der formula Missae (1523) will er nicht nur die gedehnten, ſondern faſt alle Sequenzen weghaben, und im Ritus des Geſanges überall kein Gebot, ſondern Freiheit, nach Gelegenheit der Stätte, Zeit und Perſon. — Und in ſeiner beſtimmter feſtgeſetzten Kirchenordnung 1526 heißt es: Summa, dieſer und aller Ordnung iſt alſo zu gebrauchen, daß wo ein Misbrauch daraus wird, daß man ſie flugs abthue und eine andere mache u. ſg. — Dieſe Freiheit, die Ritus nach Zeit und Umſtänden zu verändern, war durchgreifender Hauptſatz der Zeit der Kirchenverbeſſerung, worin Alle übereinſtimmen. Man ließ alſo Veränderungen nicht blos zu, ſondern man verlangte ſie, ſobald ſie nöthig wurden. Es kommt alſo im Grunde Alles auf die Frage an, ob die neuen Einrichtungen den Bedürfniſſen der Zeiten und der Gegenden angemeſſen waren. Ob ſich dies in einer entfernten Zeit, die ganz anders geworden iſt, immer ſo genau beurtheilen läßt, daß keine Irrung und kein Vorurtheil unterlaufe, wollen wir ebenſo wenig unterſuchen, als eine andere Frage, wie viel oder wenig ſubjective Neigung und Abneigung der Veränderer ſelbſt am mehr oder weniger Beibehalten oder Abſchaffen, ohne weitere Rückſicht auf den Zuſtand der Gemeinden, Einfluß hatte. — Daß Zwingli am ſchärfſten, wol auch zuweilen am ſchroffeſten (z. B. im Abſchaffen ſelbſt der Orgeln, woraus an manchen Orten ein förmliches Zerſtören derſelben wurde) durchzugreifen geneigt war, iſt allbekannt. Sein Ausſpruch ging dahin (ſ. Explanat. Artic. 25): Man habe an der Sonntagsfeier genug; dazu könne man noch einige Hauptfeſte mit einem Morgengottesdienſte, nicht aber als bürgerliche Feiertage (an denen alſo gewöhnliche Arbeit verrichtet werden dürfe) begangen werden, weil das Müßiggehen zu allerlei Unarten führe. Dieſe bloßen Frühgottesdienſte, nicht bürgerliche Feiertage, ſollten ſein die Geburt Jeſu und Stephanus, an welchem Tage vom Lobe der Märtyrer gehandelt werden könne; an Mariä Verkündigung vom Preiſe der Mutter Jeſu und von der Menſchwerdung des Erlöſers; am Johannistage vom Glauben der Patriarchen und Propheten, am Peter-Paulstage vom Andenken an alle Apoſtel und Evangeliſten. Alle übrigen katholiſchen Feſte ſollten völlig übergangen und nicht ein Mal durch einen Morgengottesdienſt ausgezeichnet werden. — Ging er nun auch in Einſchränkung der Feiertage ſelbſt noch weiter als Calvin, und noch viel weiter als Luther, ſo war er doch hierin lange nicht ſo ſchroff, als man ihn von manchen Seiten her beſchuldigt hat. Wenigſtens wollte er das Gedächtniß an die Apoſtel, an die Maria und die Märtyrer nicht verdrängt wiſſen, ſondern nur ihre Feſte auf die Sonntage verlegt haben, weil er die vielen Feiertage ſittengefährlich fand. — In der Hauptſache waren aber alle Proteſtanten einig, nämlich in Feſthaltung der Freiheit, mit den Feiertagen ſolche Veränderungen zu treffen, die der Zeit und dem Lande immerhin die zweckmäßigſten wären zur Erbauung und Erhebung der Gemeinden, ſodaß in dieſen Dingen keine Einrichtung als eine für immer abgeſchloſſene und unveränderliche gelten ſolle.

Hielt nun auch die römiſche Kirche die Feiertage nicht für Adiaphora, ſondern für weſentlich nothwendig, weil ſie nicht blos zur Bewahrung einer äußerlichen Ordnung dienten, ſondern vielmehr der Geheimniſſe der Lehren wegen begangen würden und werden müßten: ſo hatte ſich doch auch die katholiſche Kirche in Hinſicht auf die Feiertage wie an eine unveränderliche Richtſchnur weder theoretiſch, noch viel weniger praktiſch, gebunden erklärt, was die ungeheure, nach und nach verſtärkte Vermehrung der Feiertage thatſächlich beweiſt. Allein die Päpſte, am meiſten nach der Zeit der Reformation, ſuchten doch auch hierin ſich allein das Recht der Feiertagseinrichtung zuzuſchreiben, am ſtärkſten Urban VIII., was ſich doch die Biſchöfe nicht überall gefallen laſſen wollten, woraus ein Streit entſtand, deſſen Weiterführung Benedict XIV. verbot. — Wendeten ſich hingegen die Könige und Fürſten katholiſcher Länder um Verminderung der Feiertage an den Papſt, ſo haben wir bereits geſehen, daß dies von Rom zugeſtanden wurde. In der Sache waren alſo auch die Päpſte von keiner andern Geſinnung: nur wollten ſie das Recht, Änderungen zu treffen, keinem Anderen als ſich ſelbſt zuerkannt wiſſen. Darin liegt alſo der Hauptunterſchied, und freilich ein einflußreicher und gewaltiger. Die Einrichtungen der Kirche ſollten nicht von jeder Landeskirche, ſondern vom Papſte, als dem alleinigen Oberhaupte der Kirche, abhängen. — Darum wurde auch unter Anderem, namentlich von Gretſer, dem gewichtigſten Bekämpfer der Evangeliſchen in Hinſicht auf ihre Feiertagsfreiheiten, ſchwer vorgerückt, daß ſie damit der geiſtlichen Gewalt die Kraft nähmen und dafür der

Digitized by Google

Macht der Fürſten viel zu große Einmiſchung einräumten, ſomit das Geiſtliche zu einer Polizeiverwaltung machten. Dazu hatte er freilich ein Recht, denn es gab einige Fürſten, wie z. B. Braunſchweig (Agenda 1545), die ſich zu ſtark einmiſchten und, als zeitliche und ewige Wohlfahrt bringend, Etwas als weſentlich geboten, was die Reformatoren für unweſentlich erklärt hatten. Allein der Fehler lag doch im Grunde mehr in der Form, als in der Sache, darin, daß der Fürſt in ſeinem Namen und auf ſeinen Befehl geboten hatte, was er nur als Geſetz der Kirche, um nothwendiger Ordnung willen, hätte gebieten ſollen; denn in der Sache ſelbſt hatte ſich der Fürſt nach der Beſtimmung der Geiſtlichen gerichtet. Ungleich mehr miſchten ſich die Fürſten in die Feiertagsbeſtimmungen der ſogenannt reformirten Kirche, und zwar wider die Überzeugung der Geiſtlichen, was aus einem Beſchluſſe der belgiſchen Synode 1578 hervorgeht, wo es heißt: Es wäre zu wünſchen, daß die Unſeren ſechs Tage arbeiteten und nur den Sonntag feierten. Da aber auf Befehl der Obrigkeit auch einige andere Feſte gefeiert werden, nämlich die Geburt Jeſu und der folgende Tag; ferner zwei Oſter- und zwei Pfingſttage, und an einigen Orten auch das Neujahr und Himmelfahrt: ſo müſſen die Geiſtlichen an dieſen Tagen durch ihre Predigten dahin zu wirken ſuchen, daß der unnütze und verderbliche Müßiggang in eine nützliche Übung verwandelt werde. Die Geiſtlichen in den Städten müſſen die von der Obrigkeit angeordneten Feſte beobachten, indeſſen die Kirchen dahin zu arbeiten haben, daß der allgemein eingeführte Gebrauch ſämmtlicher Feſte, mit alleiniger Ausnahme des Geburtsfeſtes Chriſti, da Oſtern und Pfingſten auf den Sonntag fallen, ſoviel möglich und thunlich, gänzlich abgeſchafft werde. — Alſo war der Gang der Reformation in der Zwingli'ſchen und Calviniſchen Kirche in der That und Wahrheit darum noch lange nicht freier, weil ſie ſich gleich Anfangs weiter, auch in den Feiertagsbeſtimmungen, von der katholiſchen Kirche entfernen wollten, als die Lutheriſch-Evangeliſchen; denn die erſten ſetzten nicht durch, was ſie wollten und konnten ſich nur die Weiterverfolgung ihrer Zwecke zum Vorſatze machen. Dies Weiterbilden hatte hingegen Luther nicht minder zum Hauptgeſetze ſeiner Einrichtung gemacht, welche nicht länger beſtehen ſollte, als ſie ſich nützlich erwies; bei ſich zeigenden Misbräuchen u. ſ. f. ſollte ſie flugs geändert werden. Man geht naturgemäßer, wenn man Schritt für Schritt zum Ziele gelangen will, und nicht im gewaltigen Sprunge. — Und ſo war denn die Freiheit in Feſtſtellung der Feiertage unter allen Proteſtanten eine und dieſelbe: nur nicht die Art und Weiſe, wie ſie von dieſer Freiheit Gebrauch machten, was auch nicht ſein konnte, wenn die Freiheit ſelbſt, bei Verſchiedenheit der Meinungen und der Volkszuſtände, nicht gradehin wieder hätte vernichtet und in Zwang verwandelt werden ſollen. — Das begriff auch Calvin, ſo ſehr er auch die Feier des Sonntags, wir werden hören warum, für hinlänglich hielt. Im 2. Buche C. 8 ſeiner Inſtitutionen, wo er über das dritte Gebot ſpricht, läßt er ſich dem Hauptinhalte nach ſo vernehmen: Nachdem Chriſtus erſchienen iſt und das Schattenwerk aufgehört hat, ſollen wir Gott unſer ganzes Leben widmen und uns von abergläubiger Tagewählerei freihalten. Die Schwachheit Vieler macht aber ein tägliches Zuſammenkommen zur Anbetung Gottes unmöglich (alſo doch auch ein Richten nach menſchlicher Schwachheit). Daher haben die Väter für den jüdiſchen Sabbath den Sonntag gewählt, der Auferſtehung Jeſu wegen: Allein es ſei Niemand zu verdammen, der einen andern Tag feierlich macht, nur ohne Aberglauben (aber auch der Glaube kann wegen der menſchlichen Schwachheit nicht vollkommen ſein, ſondern muß an Vollkommenheit immer mehr wachſen). Um der Ordnung willen bleibt es jedoch des Moraliſchen wegen noth, einen Tag der Woche zum beſonderen Feiertage zu machen, damit die Religion nicht lau werde oder gar zerfalle (aus demſelben Grunde können aber auch Manchen einige Tage im Jahre mehr dazu nöthig ſcheinen, und um des Volkes willen auch wol nöthig ſein). — In ſeinen Briefen 51, 128 und 278 gibt Calvin, eben um des Volkes willen, auch ſchon Einiges nach, was wir für zuträglicher und beſſer halten müſſen, als ein zu ſteifes Halten an ſubjectiven und für einen namhaften Standpunkt der Bildung auch vielleicht richtigen Grundſätzen in Lebens- und Volkseinrichtungen, die doch jedenfalls zum Vortheile des Ganzen, aber nicht einiger Beſonderen dienen ſollen. — Und ſo iſt denn in der That, ſehen wir auf das Weſentliche und nicht blos auf das Äußerliche, in dieſer Hinſicht der Unterſchied unter den Proteſtanten keineswegs ſo bedeutend, als wol öfter gemeint und darüber Streit erhoben worden iſt. Die Übereinſtimmung liegt im Princip, in der freien Änderung nach den Bedürfniſſen der Zeit und der Länder. Daß daraus Verſchiedenheit der kirchlichen Formen hervorgehen muß, liegt am Tage. Worin aber das Beklagenswerthe ſolcher Verſchiedenheit liegen ſoll, wie Etliche meinen, wäre ſchwer zu begreifen, wenn nicht die Furcht vor der Gefahr wäre, die die Freiheit immer im Gefolge hat, wegen des Misbrauches von der einen Seite, und wegen der darum ſich nothwendig machenden dreifachen Thätigkeit derer, die am Ruder ſtehen und das Ganze leiten ſollen, von der andern Seite. Freiheit und Ordnung laſſen ſich freilich ſchwerer verbinden und noch ſchwerer feſthalten, als Ordnung und Zwang, weshalb aber doch die Idee der Freiheit nicht aufgegeben werden kann. Die Kämpfe, welche Carlſtadt, der nichts weiter als den Sabbath gefeiert wiſſen wollte, Münzer, Schwenkfeld und die übrigen Separatiſten, herbeiführten, beweiſen gar nichts mehr als den alten Spruch: Es muß ja Ärgerniß kommen, und zwar um thatſächlicher Erhebung zum Beſſern willen, die ohne Anregung und Gefahr ebenſo unmöglich iſt, wie Tugend ohne Freiheit. Machte aber der mögliche, ja ſogar nicht zu umgehende Misbrauch irgend Etwas verwerflich, ſo hätte Gott die Welt nicht erſchaffen, und Chriſtus ſeine Religion gar nicht geben dürfen u. ſ. f.

Bei ſo geſtalteten Dingen wäre es nicht zum Verwundern, wenn der Unterſchied in den Cultuseinrichtungen der verſchiedenen proteſtantiſchen Länder, und namentlich der beiden Hauptparteien, noch ungleich größer

Digitized by Google

und auffallender wäre, als er wirklich iſt. Er würde auch ſonder Zweifel noch viel bedeutender ſich herausgeſtellt haben, wenn nicht das Anſehen Luther's und Calvin's unter ihren Anhängern ſo ſtark geweſen wäre, daß man ſie auch in den Kichenordnungen ſich zum Muſter genommen hätte, wozu allerdings noch manche, eine größere Einheit der Gebräuche fördernde, Zeitverhältniſſe kamen, z. B. der Religionsfriede von 1555. Daher wurden die ſächſiſchen Kircheneinrichtungen zum Vorbilde der meiſten evangeliſch-lutheriſchen Länder, ſowie es die Genfer für die evangeliſch-calviniſtiſchen wurden. — Wir würden daher gern einen Auszug aus einer der älteſten Calviniſchen Agenden geben, wenn wir troß aller Mühe eine derſelben hätten erhalten können. Von evangeliſch-lutheriſchen Agenden liegen dagegen vor uns:

Agenda. Das iſt, Kirchenordnung ꝛc., für die Diener der Kirchen in Hertzog Heinrichen zu Sachſen Fürſtenthumb geſtellet. Auffs new gebeſſert mit etlichen Collecten der Superintendenten ꝛc. (Leipzig 1564.) Die Vorrede, unterzeichnet von Juſtus Jonas D., Georgius Spalatinus etc., hat zum Schluſſe: Datum 19. Septembris, Anno Domini 1536 (was wohl zu bemerken iſt. Vergl. übrigens über die Agenden *J. Guil. Feuerlin*, Biblioth. symbol. [Gotting. 1752]. Append. I. Ordinationes et Agenda eccles. p. 179 sq.) Da heißt es auf dem 35. Blatte bis zum 36.: Von den ſondern Feſten oder Feiertagen, ſo man im Jar halten ſol. Vber die Gemeinen Sontage, ſollen gehalten werden, die hohen Haupt Feſte des Herrn Chriſti, welche von alters her in der Chriſtenheit darzu geordnet ſind, das die ſondern ſtücke der Hiſtorien oder geſchicht von Chriſto, ſo man im Glauben bekennet, in gedechtnis des Gemeinen Volckes behalten, vnd daran dieſelben Artickel des Chriſtlichen Glaubens gehandelt werden.

Zu ſolchen Feſten Chriſti gehören auch etliche von denen, ſo man bisher der Jungfrawen Maria gefeiert hat. Vnd ſollen nemlich dieſe Feſt gehalten werden:

Der Tag Nativitatis oder der Geburt Chriſti, ſampt dem andern, vnd auch dem dritten nechſtfolgenden, So man daran Communicanten hat.

Der Tag Circumcisionis oder der Beſchneidung Chriſti.

Der Tag Epiphanie, das iſt, der Erſcheinung oder Offenbarung Chriſti, da die Weiſen aus Morgenlandt, durch erſcheinung des Sterns, zu Chriſto kamen. — Dieſer Tag wird auch gehalten von der Taufe Chriſti.

Der Tag der Offenbarung Chriſti in dem Tempel, ſo man nennet Purificationis Mariae.

Der Tag Annunciationis seu Conceptionis Christi, Da Chriſtus in der Jungfrawen Leib empfangen iſt.

Der Tag Coenae Domini, ſo man nennet den Grünen Donnerſtag, Daran von dem Abendtmal vnd Hochwürdigen Sacrament zu predigen iſt.

Der Tag des Leidens Chriſti, ſo der Karfreytag genennet wird.

Der Oſtertag von der Aufferſtehung des Herrn, ſampt dem nechſtfolgenden vnd dritten, ſo man Communicanten hat.

Der Tag der Himmelfahrt Chriſti.

Der Pfingſtag, von der Sendung des heiligen Geiſts.

Der heiligen Dreifaltigkeit Feſt, geſtellet auff den neheſten Sontag nach Pfingſten.

Hierüber ſollen auch dieſe Feſt gehalten werden.

Der Tag S. Johannis des Teuffers, zu ehren dem heiligen Predigampt des Evangelii von Chriſto.

Der Tag Visitationis, da Maria jre Mume Eliſabeth heimgeſucht hat, von wegen derſelben Hiſtorien des Evangelii.

Der Tag Michaelis, daran von den heiligen Engeln zu predigen.

Man mag auch die Tage der heiligen Apoſtel halten, das man vor Mittag daran predige, vnd ſo es fürfelt, die Communio halte, Nach Mittage aber/mag man wol der teglichen arbeit warten/Oder wo man wil/mag man die Evangelia vnd gedechtnis von den heiligen Apoſteln/auff die neheſten Sontag/ſo darnach gefallen/zur Mittags oder Veſper predigt verlegen.

Desgleichen mag es auch mit etlichen anderen Feſten der Heiligen/welcher Hiſtorien im Evangelio beſchrieben ſind/gehalten werden/Als da ſind S. Paulus Bekerung/Maria Magdalena/S. Johannis enthauptung/S. Stephan/ ꝛc. Denn es wunder ſchöne Exempel vnd Hiſtorien ſind.

Es ſol aber das Volck vermanet vnd darzu gehalten werden/ das ſie der Feiertage nicht misbrauchen zu Füllerey vnd andern Laſtern/ſo aus Müſſiggang folgen/ Sondern ein jeglicher daran Gotteswortſ und des Gebets warte/ vnd die ſeinen ſolches auch lere/oder leren laſſe/ So aber darneben vbrige Zeit iſt/mag ein jeglicher für müſſiggehen wol ſeiner Arbeit warten.

So weit die angeführte Agende. Vom Müßiggange halten alſo beide proteſtantiſchen Kirchen eine und dieſelbe Anſicht. Nur in der Zahl der Feiertage waren ſie verſchiedener Meinung. Dagegen mußten bei den Lutheriſch-Evangeliſchen alle Feiertage, ſogar die freigelaſſenen Apoſteltage, ſich auf ſchöne bibliſche Geſchichten gründen, die das Volk lernen und daran erinnert werden ſollte und dergl. mehr.

Vergleichen wir dieſe Agende mit dem „Manuale aus der Kirchen Agenda“ ꝛc. (Eisleben 1563.), ſo verwahrt ſich die Vorrede ausdrücklich, daß man damit die Ordnung, die der heilige Mann Gottes, Doctor Luther ſeligen, mit chriſtlichem Rath anderer gottſeligen Lerer fürgeſchrieben, nicht brechen, verendern oder gleich verbeſſern wolle, ſondern weil es allhie vom Anfang des heiligen Evangelii in allen Kirchen ſtets alſo gehalten und von Luther ſelbſt, als er 1546 vor ſeinem ſeligen abſchiede etliche wochen allhie zu Eisleben gepredigt ꝛc. als chriſtlich und wohlgeſtellet approbieret vnd alſo zu halten befohlen worden iſt. Das habe auch der von Luther zum Superintendenten vorgeſchlagene M. Johann Spangenberg treulich ſo fortgeſetzt ꝛc. Da ſtehen aber nur Collecten: Im Advent; auf Weihnachten; auf Purificationis; von dem Leiden Chriſti; auf Oſtern; von der Himmelfahrt; auf Pfingſten; von der heiligen Dreifaltigkeit. — Weiter

Digitized by Google

wird keines Feſtes gedacht, ſondern es werden nur noch einige Gemeine Collecten (oder Gebete), im Ganzen auf 3 Blättern, gegeben, die man gebrauchen kann nach erforderung der Zeit.

Agend Büchlein/für die Pfarrherren auff dem Land. Durch: M. Vitum Dietrich. (Nürnberg 1569.) — Handelt im 29. Abſchnitte (es hat weder Seiten- noch Blattzahlen): Was man für Feyertag außerhalb dem Sontag/durchs gantz Jar halten ſoll. Da heißt es:

Dieſe nachgeſchriebene Feyertag ſollen dem volck allweg des Sontags verkündet werden/das ſie von der Hausarbeyt abſtehen/vnd zu Gottes wort vnnd dem Gebet inn die Kirchen an ſolchen Feyertagen gehen ſollen.

Den newen Jarstag oder Circumcisionis Domini.
Den Oberſtag/oder heyligen Drey König tag/Epiphanie genant.
Sanct Matthias des Zwölffboten.
Marie Verkündigung/Annunciationis genant.
Den heyligen Oſtertag.
Vnd den nechſt darnach folgenden tag.
Sanct Philipp vnd S. Jacobs der Zwölffbotten.
Vnſers Herrn Himelfart/Ascensionis genant.
Den heyligen Pfingſtag/Pentecostes genant.
Vnd den nechſten tag darnach.
Der heyligen Trifaltigkeyt tag/Trinitatis genant.
Sanct Johans des Tauffers.
Sanct Petrus vnd S. Paulus der Zwölffbotten.

Weyl aber gemeinigklich das Feſt Visitationis Marie in ein wochen/mit S. Peter vnnd Paul felt/vnd der Feyrtage vmb der feldarbeyt willen/dazu mal zu vil wöllen ſein/iſt's alſo bedacht/das ſolches Feſt Visitationis Marie/auff den 15. tag Auguſti verſchoben werde/da man ſonſt das Feſt von der Himelfart Marie helt. Welches doch kein grund inn der Schrifft/vnnd zu großer Abgötterey vil urſach geben hat. Darumb ſol man auff ſolchen Tag Assumptionis die Hiſtori rein halten/von der Heymſuchung/welche inn der Schrifft gegründet/vnnd derhalb ein nütze lehr geben kan.

Sanct Jacobus des Zwölffboten.
Sanct Bartholomäus des Zwölffbotten.
Sanct Mattheus des Zwölffbotten.
S. Simon vnd Juda der Zwölffbotten.
S. Thomas des Zwölffbotten.
Den heyligen Chriſtag/Nativitatis Domini genant.
Vnnd Sanct Stephans tag/als den nechſten tag darnach.

Dieſe Feyrtag ſind gnug/durch das Jar/denn es iſt doch der wenigſte theyl/der darumb feyret/das er Gottes wort hören/vnnd den Feyrtag alſo heyligen möge. Die andern mißbrauchen der Feyr/zum ſpil/ſauffen vnd vnzucht. Vnnd dennoch ſollen die Pfarrherren etliche fürnemliche Hiſtorien/ob man gleich den tag nicht feyert/in der Kirchen behalten/Als da iſt die Hiſtori/wie Chriſtus iſt getaufft worden/Mathei am 3. die mag man predigen am Sontag zwiſchen Epiphanie/vnnd Circumcisionis, Denn es ein ſonder nütze/vnnd tröſtliche Hiſtori iſt. Derhalb ſie auch in der Hauſpoſtill D. Luthers mit eingezogen iſt.

Desgleichen ſollen auch die noch übrigen beibehaltenen Feſte auf Sonntage verlegt werden, nämlich: St. Pauli Bekehrung Act. 9 mag am 3. Sonntage nach Epiphanie gehalten werden; die Hiſtori Magdalene, am 7. Sonntage nach Trinitatis; die Hiſtori von der Enthauptung Johannes des Täufers, Matth. 14. Marc. 6, am 12. Sonntage nach Trinitatis; Item, das Feſt von den Engeln/auf den 18. oder 19. Sonntag nach Trinitatis. — Alle dieſe ſollen ihrer trefflichen Hiſtorien wegen allewege behandelt und in der Chriſtlichen Kirchen behalten werden, ob man gleych die Feyertag nit helt.

Das wird genug ſein, die ebenſo frei gelaſſene, und daher nach Beſchaffenheit der Gegenden und Länder verſchiedene, Einrichtung der Feiertage in der evangeliſch-lutheriſchen Kirche gleich in den erſten Zeiten vollkommen zu beglaubigen; nicht minder aber auch zugleich den Geiſt der Ordnung und der Sittlichkeit, der überall in dieſen freien Ordnungen waltete. Es wird ſich aber auch manches Vorurtheil dadurch beſeitigen, z. B. als habe die Lutheriſche Kirche Anfangs überall die drei hohen Feſte mit drei Feiertagen begangen, während die reformirte höchſtens zwei Feiertage beibehalten habe u. v. a., was wir nicht ausdrücklich zu erörtern nöthig haben, da es die Tabellen einem Jeden von ſelbſt klar machen.

Die ganze Lehre wird nach den Hauptſchriften der Evangeliſchen im 16. Jahrh. kürzlichſt in Folgendem beſtehen: So ſpricht Paulus Koloſſ. 2: Laſſet euch Niemand ein Gewiſſen machen über Speiſe und Trank, oder über beſtimmte Feiertage u. ſ. w. Dabei muß aber Ordnung ſein auch in den Kirchen und Verſammlungen der Gemeinde, welche Zucht und Ordnung derſelbe Paulus 1 Kor. 14 auch machte. Um ſolcher Ordnung und Zucht willen müſſen alſo etliche Ceremonien geſetzt und gehalten werden, nicht aber, daß ſie für einen Gottesdienſt gelten und die Gewiſſen damit beſchwert werden ſollten, ſondern daß ſie dem Volke zur Beſſerung gereichen. Damit nun aber, anſtatt der mit dieſer Ordnung bezweckten Beſſerung und Erbauung, dem Volke oder den Schwachen unter ihnen kein Ärgerniß gegeben werde, ſoll nicht jeder Pfarrer, wie Sänger, in Kleidern und andern an ſich nicht unrechten Dingen es machen und ändern, wie es ihm gefällt, ſondern ſoll ſich nach dem Brauche halten, und darüber nicht Zank anrichten, ob z. B. in der Kirche ein Chorrock zu tragen ſei oder nicht, denn es iſt ein Mittelding und nicht Gottes Gebot. — Was ſich dagegen mit Gottes Wort nicht verträgt und dawider iſt, muß fort und ernſtlich angegriffen werden, als Salve ſingen, die Heiligen anrufen, Waſſer- und Salzweihen umtragen, das Sacrament einſperren u. ſ. f. Da ſoll man keine Geduld mit haben, wenn nemlich das Wort darüber zuvorgangen und die Leut darüber unterrichtet worden ſind. Denn wer on vorhergehenden unterricht, auch in ſolchen ſtücken eilen wolle, da möchten die ſchwachen, der man ein Zeytlang ſchonen muß, verſtürtzet vnd jrr drüber werden. Auch an ihm ſelbſt nicht unrechte Dinge ſoll man laſſen, ſobald ſie Aberglauben anrichten ꝛc. Und ſo ſoll man denn

Digitized by Google

im Brauch chriſtlicher Freiheit mit Vernunft und Beſcheidenheit handeln, daß Niemand ohne Noth geärgert werde. Es iſt aber nach dem Evangelion ein Stück der chriſtlichen Freiheit, daß man kein ſolche ſatzung in der Kirchen mache, die man für Gottesdienſt halten, vnnd zu vergebung der ſünden, oder gerechtigkeit nötig wolte achten. Solches mag man ordnen, das man zu beſtimpter Zeyt inn die Kirchen komm, Gottes wort höre, diß oder jhenes leſe, oder predige ꝛc., denn Alles inn der Kirchen ſein ordentlich vnd züchtig zugehen ſoll. Daher ſind die feinen vnd nützen ordnungen kommen, die alle Pfarrherrn billich halten ſollen, das man auff gewiſe zeyt die heyligen Feſt Chriſti vnd der Apoſtel helt. Denn auff einen tag kan mans nicht alles handeln u. ſ. w.

Wer auff diſe weyſe von Chriſtlicher freyheyt prediget vnd lehret, der wird nit allein zu auffrhur nit rathen, wie doch ſonſt vnſere widerſacher dem heyligen Evangelio ſchuld geben, vnd vns auffrhüriſche Prediger heiſſen, Sonder auff das fleiſſigeſt zum gehorſam weltlicher Oberkeyt, vnd allem das zu frieden vnd beſſerung dienet, vermanen. Denn da iſt die Schrifft vol zeugnuß, das Gott weltliche Oberkeyt eingeſetzt, vnd den vnterthanen den gehorſam befolhen hat, ſo vil weltliche ſachen vnd handel erfordern. Wo aber weltliche Oberkeyt weyter faren, vnnd inn Gottes ſachen etwas unrechts gebieten vnd aufflegen wolte, Da ſol man ehe drumb leiden, was vns auffgelegt wirdt, ehe wir wider Gottes gehorſam, der die höchſte Oberkeyt iſt, etwas thun oder fürnemen wollen.

Das iſt nun Alles evangeliſch-lutheriſch, wird aber doch auch wol evangeliſch-calviniſch und zwingliſch ſein, alſo echt proteſtantiſch ohne allen Unterſchied, der nur in Nebendingen, nicht in der Hauptſache, beſteht. Man hat überhaupt viel zu viele Unterſchiede gemacht, die nur ſcheinen und nicht ſind, außer in Mitteldingen, die eben der chriſtlichen Freiheit angehören. Hat man doch ſogar behauptet, die evangeliſch-lutheriſche Kirche habe vorzugsweiſe gegen das Judaiſirende der Römiſchen, und die evangeliſch-reformirte beſonders gegen das heidniſche Element der römiſch-katholiſchen Kirche angekämpft (!). Auch in Hinſicht auf die Geſchichte der Feiertage hat man Unſtatthaftes vorgebracht. So hat man behauptet, die Lutheriſchen Proteſtanten hätten Anfangs überall die drei hohen Feſte mit drei Feiertagen, die Calviniſchen dagegen höchſtens mit zweien begangen. Wir haben geſehen, daß dies keineswegs überall der Fall war. Daß hingegen die drei Feiertage, wo ſie Anfangs nach hergebrachter Art beibehalten worden waren, immer allgemeiner unter den Proteſtanten auf zwei zurückgebracht worden ſind, weiß Jedermann. Wir halten aber eine genaue Aufzählung der Länder, die anſtatt der drei Feiertage zwei einführten, wie ſie in dieſer Angelegenheit auf einander folgten, lange nicht für ſo wichtig, daß wir Urſache fänden, uns dabei aufzuhalten. Erwähnen wollen wir nur, daß das Königreich Sachſen das letzte proteſtantiſche Land war, welches ſeit dem Jahre der Conſtitution dieſe Einrichtung auch traf. Es hat ſich jedoch bis jetzt gezeigt, daß dieſe Feiertagsbeſchränkung weit weniger genutzt hat, als man glaubte. Die allermeiſten Leute arbeiten auch am dritten Tage nicht, ſondern feiern nach wie vor; ſind alſo nur der Predigt und der Kirche enthoben, was für Viele wol eher ein Nachtheil ſein dürfte. — Auch iſt der Menſch doch nicht allein um des Arbeitens willen da, ſondern daß er auch an ſeine Seele gedenke und ſich zuweilen auch etwas mehr als gewöhnlich erhole, damit er zum Gefühle ſeines Lebens komme, was am meiſten den niedrig Geſtellten noth iſt. — Es iſt jedoch nur zu natürlich, daß in Dingen, die der chriſtlichen Freiheit verfallen und für Mitteldinge mit Recht gehalten worden ſind, nicht eine allgemeine Übereinſtimmung möglich ſei, wenn bei Feſthaltung und Veränderung derſelben nicht mit äußerſter Vorſicht, Überlegung, Billigkeit und Schonung, ſondern zufahrend und ſcharf durchgreifend verfahren wird, was die proteſtantiſche Kirche, wie wir ſahen, durchaus nicht billigte. Und ſo ſind denn über dieſe Adiaphora eine Menge, oft recht hartnäckiger, Streitigkeiten vorgefallen, wovon nur die wichtigſten kurz berührt werden mögen.

Die Pietiſten (ſ. dieſe), an deren Spitze Phil. Jac. Spener (ſ. dieſen), hielten noch beſondere Privatzuſammenkünfte, weil der öffentliche Gottesdienſt zu mechaniſch, zu ſehr mit Gebräuchen überladen und dabei doch nicht anregend und erbaulich genug ſei. Daher ihre Collegia pietatis, worin nicht blos Prediger, ſondern Jeder, der ſich dazu begeiſtert fühlte, zur Erbauung thätig behilflich ſein durfte. Gegen dieſen Separatismus und ſeine „Winkelandachten" eiferten vorzüglich die Carpzove, Löſcher, Neumeiſter u. A., als gegen Überſpannungen, die geiſtlichen Hochmuth förderten und dem Kirchlichen nachtheilig ſeien. Auch die Fürſten erklärten ſich in Befehlen gegen dieſe bis 1730 ſtarke Partei, daß ſie ſich auch nach und nach verlor. Zugleich behauptete Thomaſius, man müſſe weiter gehen in der Reformation, und zwar in Lehren und Gebräuchen; Joh. Sam. Stryk, Profeſſor der Rechte in Halle, griff in ſ. de jure Sabbati, 1702 — nicht mehr als Alles an, was zur kirchlichen Einrichtung gehörte; ebenſo drang er in ſ. Schrift: de incommodis Festorum, auf Verringerung der Feiertage, oft übertreibend. Vergl. Walch's Einleitung in die Rel.-Streitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 3. Th. — Der Kampf war ſcharf und die Geiſtlichen blieben Sieger, die alten Einrichtungen bewahrend. — Allein das Recht der Fürſten circa sacra und circa Adiaphora wurde zu groß, am ſtärkſten durch Thomaſius zum Nachtheile der Kirche auf die Spitze getrieben. Man ſehe darüber Auguſti, Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 45—55, wo es unter Anderem heißt: „Eine Folge des eingeführten Territorialſyſtems war die ſeit der Mitte des 18. Jahrh. von der Staatsgewalt vorgenommene Veränderung der kirchlichen Feſte. In den meiſten Ländern Teutſchlands wurden nicht nur bei den hohen Feſten die dritten Feiertage abgeſchafft (das war aber auch in der Lutheriſchen Kirche frei, und fand auch im 16. Jahrh. hie und da ſchon ſtatt, wie wir gezeigt haben), ſondern auch mehre Mittelfeſte und die Gedächtnißfeier der Apoſtel entweder ganz unterlaſſen, oder auf die nächſten Sonntage verlegt" (was auch im 16. Jahrh.

Digitized by Google

ſchon geſchehen war). „Überdies (fährt der Verf. fort) wurden mit den Faſt-, Buß- und Bettagen große Veränderungen vorgenommen und verſchiedene Einrichtungen in Anſehung des Temporis clausi getroffen, ſodaß eigentlich erſt von dieſem Zeitpunkte an die auffallende, noch jetzt (nämlich 1817) beſtehende, Verſchiedenheit in den kirchlichen Einrichtungen des proteſtantiſchen Teutſchlands gefunden wird." Das Letzte iſt aber, nach Zeugniß der alten Agenden aus dem 16. Jahrh., in der That nicht der Fall; die Verſchiedenheit war ſchon da, und lag völlig in den Grundſätzen der Reformatoren. Die Veränderungen an ſich waren alſo nicht gegen die proteſtantiſchen Beſtimmungen, ſondern allein in der Form lag der Fehler, darin, daß die Geiſtlichkeit von den Fürſten in Anordnung neuer Kirchenangelegenheiten oft gar nicht gefragt wurde. Vergl. Nova acta histor. eccles. T. XII. p. 692 und T. XIX. p. 370 sq. Schlegel's Kirchengeſch. des 18. Jahrh. 2. Bd. S. 231 fg. Flügge's Geſch. des teutſchen Kirchen- und Predigtweſens. 2. Th. S. 284 fg. — Schweden machte 1750 mit Einſchränkung der Feſte den Anfang; allein es ging nicht vom Könige, ſondern von der Kirche und ihren Vorſtehern aus, was in der Ordnung iſt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wuchs immer mehr ein weit gefährlicherer Feind unter den Gelehrten, alſo im Schooße der Kirche ſelbſt, heran, der den chriſtlichen Feſten und der chriſtlichen Lehre, die an dieſen Feiertagen vorgetragen werden ſollte, den Untergang zu bereiten ſich anſchickte. Es traten nicht Wenige auf, welche die Feſtdogmen der Aufklärung der vorgeſchrittenen Zeit nicht mehr angemeſſen, oft wol anſtößig und Aberglauben fördernd fanden, daher eine völlige Umwandlung der an Feſttagen von der Kanzel herab zu lehrenden Gegenſtände foderten. Die ganzen Religionswahrheiten ſollten mehr verbürgerlicht, mehr ins gewöhnliche Leben gezogen, moraliſch-nützlich gemacht werden, mit Übergehung der Geheimniſſe u. ſ. f. Kurz es war ein kleiner Krieg, der, zum Beſten der Naturreligion, den Unterſcheidungslehren des Chriſtenthums angekündigt wurde.

In Frankreich hingegen wurde der große Krieg geführt zur Zeit der Revolution, wo nicht blos die ganze Staatsverfaſſung von Außen und in bürgerlicher Hinſicht, ſondern auch die Glaubenswelt von Innen in Hinſicht auf Religion in glänzender Freiheit ſtehen ſollte. Und ſo wurden denn auf Robespierre's Veranlaſſung vom Nationalconvent 1793 folgende Feſte der franzöſiſchen Republik für die Prieſter der Vernunft, die an ein höchſtes Weſen und an Unſterblichkeit der Seele glauben, angeſagt:

Das Feſt des höchſten Weſens und der Natur.
— — des Menſchengeſchlechts.
— — des franzöſiſchen Volkes.
— — der Wohlthäter der Menſchheit.
— — der Freiheit und Gleichheit.
— — der Märtyrer der Freiheit.
— — der Republik.
— — der Freiheit der Welt.
— — der Vaterlandsliebe.
Das Feſt des Haſſes der Tyrannen und Verräther.
— — der Wahrheit.
— — der Gerechtigkeit.
— — der Schamhaftigkeit.
— — des Ruhms und der Unſterblichkeit.
— — der Freundſchaft.
— — der Mäßigkeit.
— — des Heldenmuthes.
— — der Treue.
— — der Uneigennützigkeit.
— — des Stoicismus.
— — der Liebe.
— — der ehelichen Treue.
— — der kindlichen Liebe.
— — der Kindheit.
— — der Jugend.
— — des männlichen Alters.
— — des Greiſenalters.
— — des Unglücks.
— — des Ackerbaues.
— — der Induſtrie.
— — unſerer Ahnen.
— — der Nachwelt und der Glückſeligkeit.

Man wird nicht ſagen, daß die Zahl der neuen Feſte allzu gering geweſen wäre, wenn ſie alle gefeiert worden wären. Daß aber nur einige derſelben wirklich in Ausübung gebracht wurden, lag an den Zeitumſtänden. ſ. darüber Histoire secrète du Tribunal révolutionaire par Mr. de *Proussinale*. (Paris 1815.) — Ganz in demſelben Sinne handelten die ſeit 1794 ſich wirkſam zeigenden Theophilanthropen, welche, als ſogenannte Freunde Gottes und der Menſchen, alles Chriſtliche in eine Naturreligion umzuwandeln ſich beeiferten, und ſomit ſich völlig den neuen Einrichtungen des Nationalconvents anſchloſſen. Man nannte dieſen Gottesdienſt le culte philosophique, den la Baſtey's beſchrieb. (Paris 1794.) Im folgenden Jahre wurden zu Paris gedruckt: Reflexions sur le culte, sur les cérémonies civiles et sur les Fêtes nationales. Es wurden 1796—1799 Feſte der Toleranz, der Vernunft, des Sieges, der Treue, der Jugend, Hymens ꝛc. gefeiert; beſonders liebten ſie es, glänzende Todtenfeſte zu veranſtalten, wozu man verdiente Männer der Gegenwart und der Vergangenheit wählte, als die Generale Hoche und Joubert, den Sokrates, Marc Aurel, Voltaire, Rouſſeau ꝛc.; ſ. die Geſchichte des Theophilanthropismus in Stäudlin's Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte. 4. Bd. 2. St. S. 257—401; Tzſchirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers, 2. B. 2. St. 1812.

Wurden nun auch dieſe franzöſiſchen Überſpannungen, welche die chriſtliche Religionsfeier in Frankreich ziemlich unterdrückt zu haben ſchienen, im Auslande nicht nachgemacht, ſo regten ſie doch in einer dem alten Glauben nicht beſonders mehr ergebenen Zeit, wenigſtens im Einzelnen, viele Köpfe gewaltig auf, ſodaß man, dem Poſitiven des Chriſtenthums ſchon entfremdet, auch in

Digitized by Google

Teutſchland immer lauter für eine Verallgemeinerung der Feſte nach Grundſätzen der natürlichen Religion, oder der philoſophiſchen, ſich ausſprach. Wie z. B. Löffler die Hauptfeſte der Chriſtenheit behandelt und den Leuten nützlich gemacht wiſſen wollte; was für Veränderungen Tzſchirner in ſ. Diſſertation de sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis. 1815 — vorſchlug, wobei er auch ein Frühlingsfeſt und manche bürgerliche Feſte, als die Rettung des Vaterlandes, angemeſſen fand; ferner de Wette in ſ. Schrift: Über Religion und Theologie (Berlin 1815.), welcher Weihnachten als Verherrlichungsfeier der menſchlichen Natur durch Verbindung mit der göttlichen, als Feſt der Kinder; Oſtern als Feſt der Märtyrer und Helden; Pfingſten als Feſt der Confirmation und der Wehrhaftmachung angeſehen wiſſen wollte, wozu Andere noch vier Jahreszeitfeſte ꝛc. vorſchlugen, dies Alles hat Auguſti ſorgfältig in ſ. 1. Thle. S. 56 — 70 auseinandergeſetzt und noch weitere Erläuterungen bis S. 77 gegeben. — Iſt dieſe eben in Umriſſen geſchilderte Zeitrichtung auch nicht ohne Folgen geblieben, ſo wird doch die Ermahnung nicht mehr nöthig ſein: „Gegen ſolche Grundſätze und Anſichten iſt die von allen chriſtlichen Hauptconfeſſionen angenommene und beibehaltene Feier der chriſtlichen Feſte gemeinſchaftlich zu vertheidigen.“

In Frankreich hat ſchon Napoleon Alles wieder ſo weit zum römiſch-katholiſchen Cultus zurückgebracht, als es ſich mit ſeinen Herrſcherplanen nur vertragen wollte. Welche Obergewalt die katholiſche Kirche jetzt in Frankreich behauptet, weiß Jedermann. Es kann nach ſo gründlichen Heilungen auch nicht der kleinſte Stoff mehr übrig ſein, der nicht alsbald zum neuen Siegesfeſte der Orthodoxie werden müßte, wenn er ja einmal, ſich laut zu machen, Kühnheit gewinnen und ſein frühzeitiges Grab bauen helfen wollte. — Auch in Teutſchland haben ſich jene Schwarmgeiſter zur Ruhe gelegt, und die Liebe zur Natur und zu ihren Feſten iſt verſtummt. Der Katholicismus thut das Seine; die Jeſuiten ſind wieder wach und bringen manche alte Feſte zu jungen Ehren. Die Proteſtanten wollen nicht häkeln und mäkeln, damit es Friede ſcheine; und wenn es ja einmal Einer thut, ſo iſt es nur ein Rationaliſt, der eigentlich ſchweigen ſollte, wie die Rechten meinen. Wenn er aber auch redete, es hätte gewiß, der Feſte ſelbſt wegen, nichts zu bedeuten; denn über jene allzu ſtarke Liebe zum Naturdienſte iſt unſere geſammte Zeit längſt hinweg, wie denn immer das Allzuſtarke am früheſten matt wird. Es iſt ein ganz anderes Übel, was unſere Zeit befallen hat, das iſt Mangel an kirchlichem Sinn, Gleichgültigkeit gegen kirchliche Verſammlungen überhaupt. Man hat viel gefragt, woher das Übel kommt, und hat ſich beſonders in der Urſache gefallen, es fehle dem proteſtantiſchen Cultus zu ſehr an ſinnlichem Reiz; die Feſte unterſchieden ſich nicht genug durch äußere Gebräuche vom gewöhnlichen Sonntage, weshalb man mehr auf Auge und Ohr wirken müſſe, als es bisher geſchehen ſei. Zum Glück gehört die Beleuchtung unter Liturgie, die auch in der That jetzt ein Modeartikel geworden iſt. Wir haben aber doch ſtets gefunden, daß die Kirchen, trotz der Liturgie, überall ſehr gefüllt waren, wo gute Prediger ſprachen, und überall leer, wo ſchlechte declamirten. Demnach dürfte es doch wol mehr auf gute Redner, als auf ſchauſpielartige Erregung der Sinnlichkeit ankommen, die in proteſtantiſchen Kirchen immerhin untergeordnet, wenn auch nicht gänzlich vernachläſſigt bleiben muß. Man vgl. Homiletiſches Handb. für alle chriſtl. Feſttage des ganzen Jahres. Von Sam. Baur. (Halle 1808.) Aphorismen zur Erneuerung des kirchlichen Lebens im proteſtantiſchen Teutſchland. (Berlin 1814.) ꝛc. — Es wird ſich wol am Ende aus allen Betrachtungen, wie aus dem Gange der Geſchichte ſelbſt, ergeben, daß zu wenige und nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelte chriſtliche Feſte von der andern Seite her ebenſo nachtheilig ſind, als zu viele und mit ſinnlichen Gebräuchen überladene.

Es iſt uns daher in der That ſchwer zu begreifen, wie man jetzt noch behaupten darf, es ſei auch die proteſtantiſche Kirche von dem Vorwurfe nicht frei zu ſprechen, daß die Zahl der gefeierten Feſte zu groß ſei.

Sogar die römiſch-katholiſche Kirche hat im Laufe des 18. Jahrh., von Seiten der Staaten und der Päpſte ſelbſt, eine Verminderung ihrer allerdings gar zu überhäuften Feiertage nöthig gefunden. Wir haben ſchon erwähnt, daß Frankreich, Öſterreich, ja ſelbſt Spanien und Portugal, eine Verringerung ihrer Feiertage durchſetzten. Gingen dieſe Veränderungen auch von Seiten der Staatsgewalt aus, ſo konnte die Vollſtreckung ihrer Beſchlüſſe doch nicht anders, als mit Genehmigung des römiſchen Stuhls ins Leben treten. Aber dieſe Genehmigung blieb nicht aus, wurde auch ſpäter noch ertheilt, als man in manchen Ländern die Erfahrung gemacht hatte, daß ſich das Volk ſelbſt ſeine Feiertage nur ſehr ungern, ja mit Widerſtreben nehmen laſſen wollte. In Öſterreich, wo man freilich auch ſogar die drei hohen Feſte nur auf einen einzigen Feiertag beſchränkte, wäre es beinahe zu aufrühriſchen Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht die Geiſtlichkeit ſelbſt den Unwillen des Volkes beſänftigt hätte. Seit Benedict's XIV. Regierung lag die Beſchränkung der allzu zahlreichen Feiertage ſo ernſtlich in dem Willen der Päpſte, daß einige Scheingründe gegen dieſe offen vorliegende Thatſache ſich auf das Ungeſuchteſte beſeitigen. Vermehrte auch Benedict XIV. ſelbſt die Feiertage der Maria 1745 noch mit dem Feſte der ſieben Freuden der heiligen Jungfrau, nachdem er 1743 ſchon das Feſt des heiligen Petrus acht Tage lang hatte feiern laſſen, ſo war doch die Urſache davon keine andere, als daß er zugleich die Macht des Papſtes, die Urban VIII., noch mit Widerſtreben nicht weniger Biſchöfe, für den römiſchen Stuhl beanſprucht hatte, daß dieſer allein die Feiertage zu beſtimmen berechtigt ſei, auch von dieſer Seite thatſächlich geltend machen wollte. Von der andern Seite lag ihm die Verringerung der Feiertage, und zwar um derſelben Gründe willen, die auch von den Proteſtanten dafür angegeben worden waren, ſo ſehr am Herzen, daß er in ſeinem eigenen Staate die Abſchaffung vieler Feſte befahl. Um die Anſichten einer Gegenpartei unter den Geiſtlichen ſelbſt, die der Papſt im Voraus ahnen mochte und konnte,

deſto leichter zu entkräften, war der berühmte Alterthumsforſcher und Bibliothekar Ant. Lud. Muratori zu einer gelehrten Vertheidigung der Sache nach geſchichtlichem und kanoniſchem Rechte vom Papſte beauftragt worden. Raccoltà di Scritture concernenti le diminuzione delle Feste di precetto. (Lucca 1748.) — Viele einſichtsvolle Männer waren auch damit völlig einverſtanden. Dennoch war die Gegenpartei nichts weniger als gering, die beſonders noch dadurch an Muth gewann, daß ſogar der gelehrte Cardinal Quirini ſich an die Spitze derſelben ſtellte und gegen Benedict's Unternehmen ſich unter Anderem in der Schrift ausſprach: La moltiplicità di giorni festivi, che oggidì si osservano di precetto, autorizata da tutti sommi pontifici di dagenti e vinticinque anni etc. (Venezia 1749.) Der Papſt ſah ſich genöthigt, der Gegenpartei mit dem Bannſtrahl zu drohen. Als nun grade damals der König von Sicilien um Verminderung der Feiertage bat, beſtimmte der Papſt in Übereinſtimmung mit den Biſchöfen am 12. Dec. 1748, daß außer den drei hohen Feſten noch begangen werden ſollten die Beſchneidung, Erſcheinung und Himmelfahrt des Herrn, das Fronleichnamsfeſt; die Feſte der Reinigung, Verkündigung, Himmelfahrt, Geburt und Empfängniß Mariä; die Feſte Petri und Pauli, Allerheiligen, und das Feſt der Schutzheiligen jeder Stadt oder Diöces: an allen übrigen hingegen ſolle nur eine Meſſe gehört werden. Auch in Toscana wurde dem Verlangen des Kaiſers 1749 eine Verringerung der Feſte zugeſtanden. Nachdem auch in Öſterreich eine ähnliche, im Grunde noch ſtärkere, Verminderung der Feſte durchgeſetzt worden war, gingen in Kurmainz und Trier 1789 ähnliche Veränderungen durch. Die einmal ſoweit geförderte Beſchränkung der Feiertage zählte nun immer mehr Anhänger auch unter den Biſchöfen, und verbreitete ſich ziemlich raſch. In den katholiſchen Provinzen Preußens wurde ein Gleiches 1773 durchgeſetzt; in Polen 1775. Mitten unter dieſen Verringerungen der Menge der Feiertage fügte doch auch Clemens XIII. wieder ein neues Feſt des Herzens Jeſu 1765 zu, aus demſelben Grunde, welcher Benedict XIV. dazu bewogen hatte; denn Clemens XIII. bewies es im Übrigen ebenſo ſehr, wie ſeine Vorgänger und Nachfolger, daß ihm im Allgemeinen die Verringerung der Feiertage, nicht ihre Vermehrung, am Herzen lag. — Der Vorwurf, den man der römiſch-katholiſchen Kirche des Übermaßes ihrer Feiertage wegen machte, trifft alſo die jetzige lange nicht mehr mit demſelben Rechte, als er die frühere traf, vielmehr iſt hierin grade ſehr Bedeutendes geändert worden, und mit feſter Hand; freilich nicht nach proteſtantiſcher, ſondern nach ihrer Anſicht. Daß dieſe aber der katholiſchen Kirche ebenſo frei bleibt, als der proteſtantiſchen, wird Niemand leugnen. Jede Kirche hat ſich nach ihren Grundſätzen einzurichten, und nicht nach einer andern. Genug, daß auch hier von der mittelalterlichen Überſpannung bedeutend abgewichen worden war. — Es liegt aber im Weſen der proteſtantiſchen Kirche, daß in ihr die im 18. Jahrh. allgemein unter den Gebildeten für nothwendig erachtete Feiertagsverminderung weit friſcher angegriffen und weit ſtärker durchgeſetzt werden mußte. Im Durchführen des Werkes ſelbſt waren aber doch auch manche Fehler vorgegangen, die gradehin wider die wackeren Vorſichtsmaßregeln der erſten Verbeſſerer im 16. Jahrh. liefen, welche, nach ausdrücklichem Ausſpruch der älteſten Agenden, keine Veränderung ohne vorhergegangene Belehrung des Volkes vorgenommen wiſſen wollten. Das hatten nun die Regierungen mancher kleinen Länder zuweilen völlig außer Acht gelaſſen, ſodaß die ganz unerwartet kommenden Befehle wegen Feſttagsverminderung dem Volke als ein Eingriff in die Rechte der Religion und der Gewiſſensfreiheit erſchienen. Man widerſetzte ſich daher, am ſtärkſten in Hildburghauſen, wo die Unruhen nicht eher geſtillt wurden, als bis das Volk von Seiten ihrer Geiſtlichen gehörig belehrt worden war. In den meiſten Ländern Teutſchlands wurden jedoch die Befehle der Fürſten über Verringerung der Feiertage ruhig und willig angenommen. Die Zahl derſelben iſt nun in der proteſtantiſchen Kirche ſo verkleinert, daß wir an dem Vorwurfe Einiger, als ſei dieſe Zahl immer noch zu groß, durchaus nicht Theil nehmen können. Wir möchten dagegen gradehin behaupten, daß die Zahl der noch gefeierten chriſtlichen Feſte, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen, in der Lutheriſchen Kirche noch beibehaltenen Marienfeſtes, gar nicht kleiner werden könne, als ſie bereits iſt, wenn nicht die chriſtliche Lehre ſelbſt bedeutend umgewandelt werden ſoll. Was haben wir denn noch, außer den von Allen als nothwendig anerkannten Sonntagen, für beſtimmt chriſtliche Feiertage? Es ſind die drei hohen Feſte, jedes mit zwei Feiertagen, von denen Oſtern und Pfingſten auch zwei Sonntage wegnehmen; dazu der grüne Donnerstag, Charfreitag und Himmelfahrt. Meiſt wird der grüne Donnerstag nur als halber Feiertag begangen. Nur Mariä Verkündigung iſt von den Mittelfeſten in Sachſen noch als ein Feiertag beibehalten worden, wahrſcheinlich aus Rückſichten gegen die katholiſche Kirche; aber auch ſelbſt dieſes fällt weg, ſo oft es, der veränderlichen Oſterzeit wegen, in die ſogenannte Marterwoche, als in die Woche vor Oſtern, fällt, weil ſonſt grade in dieſer Woche der Feiertage allzu viele würden. Die übrigen Feſte ſämmtlich ſind auf die Sonntage verlegt, auch das Johannisfeſt nicht ausgenommen, ſo ſehr das Volk die Beibehaltung deſſelben wünſchte und noch wünſcht, freilich nicht des chriſtlichen Feſtes, ſondern der Roſenzeit wegen, ſodaß es mehr als ein Naturfeſt zum Lebensgenuß dienen möchte, wozu es denn auch Viele am feſtgeſetzten Tage benutzen, ſich ſelbſt von der Arbeit freiſprechend. An manchen Orten hat ſich der Volksſinn das Johannisfeſt zum Erinnerungs-, Liebes- und Ehrenfeſte an und für ſeine Todten umgewandelt; namentlich wird dies in Leipzig feierlichſt beachtet. Auch der Ärmſte unterläßt nicht, die Gräber ſeiner Lieben mit Laubgewinden und Blumen aller Art zu ſchmücken, ſodaß der Friedhof im herrlichſten Schmucke, gleich dem reizendſten Garten, prangt, wo Liebe und Treue unter Thränen lächeln, und ſelbſt die gleichgültige Menge, die bis an den ſpäten Abend zwiſchen den Hügeln wandelt, ſtill und feierlich ſich hält. Da wird denn auch eine Frühkirche im Gotteshauſe des Kirchhofes gehalten: nicht geſetzlich, ſondern freiwillig. —

Digitized by Google

Da ſich nun das Volk der Proteſtanten faſt überall mehr Feiertage macht, als es jetzt geſetzlich hat, ſo kann auch in dieſer Hinſicht unter den Evangeliſchen lange nicht mehr von zu viel, ſondern eher von zu wenig verordneten Feiertagen die Rede ſein.

Die Verlegung der Mittelfeſte und der Apoſteltage auf die Sonntage iſt doch gewiß nichts anderes, als eine Aufhebung ſo vieler Feiertage, als die katholiſche Kirche für die genannten Feſte beſtimmt. Damit aber an dieſen, auf die Sonntage verlegten, Feſten die an denſelben ſonſt verhandelten bibliſchen Abſchnitte nicht gänzlich verſäumt würden, hat man in manchen proteſtantiſchen Ländern die Einrichtung getroffen, daß über die Texte der Mittelfeſte in der Frühſonntagskirche und über die Sonntagsperikopen in der Nachmittagskirche gepredigt wird; für die verlegten Halbfeſte hat man die Nachmittagsverſammlungen am Sonntage benutzt. Gegen dieſe Einrichtung hat man vorgebracht: „Wie leicht muß da bei dem gemeinen Manne die Meinung entſtehen, als ob die Feier dieſer Tage wichtiger oder unwichtiger ſei, je nachdem ihr entweder der Vor- oder Nachmittag gewidmet werde! Die unproteſtantiſche Vorſtellung von einem opus operatum liegt dieſer Einrichtung viel näher, als Viele glauben." Allein unter die Letzten, die ſolche Beſorgniß nicht theilen, gehören wir auch. Denn erſtlich iſt von einem opus operatum gar nichts mehr zu beſorgen; und wäre es wirklich irgendwo einmal der Fall, ſo wird es jedem Prediger ein Leichtes ſein, durch ein paar erklärende Worte die ganze befürchtete Irrung zu beſeitigen. Selbſt der Geringſte wird es ſogleich begreifen, wenn man ihm ſagt, daß zwei verſchiedene Gegenſtände in einer Verſammlung nicht beſprochen werden können; man habe alſo den einen für den Frühgottesdienſt, den andern für den nachmittägigen beſtimmt, um der Ordnung willen, nicht aber, um damit dem einen mehr Werth beizulegen, als dem andern u. ſ. w. Es werden ſich auch Gegenſtände finden laſſen, welche eine Vereinigung der Sonn- und Feſttagsperikopen recht gut geſtatten, ohne daß die Erbauung dadurch beeinträchtigt wird. Am Ende könnte ja auch jedem Prediger die Freiheit gelaſſen werden, entweder den einen oder den andern Gegenſtand in die Vor- oder Nachmittagsverſammlung zu verlegen, wodurch jeder Wahn eines opus operatum ſogleich von ſelbſt beſeitigt wäre. Und dieſe Freiheit wäre in der That keine andere, als die iſt, welche im 1. Jahrh. der Kirchenverbeſſerung nach den alten Agenden auch ſtattfand. Da aber die Veränderung der Feiertage nach den Zeitumſtänden überhaupt frei gegeben war, ſo iſt nur über das Zweckmäßige der Veränderung, aber nicht über dieſe ſelbſt zu rechten. Sie hat ihren Grund im Proteſtantismus, in der Freiheit, die vernünftig ſein muß.

Daß Einerleiheit der Gebräuche in der ganzen proteſtantiſchen Kirche obwalten müſſe, war wenigſtens nicht Luther's Meinung, welcher, wie es ſich aus der zu Eisleben gedruckten Agenda, oder Manuale aus der Kirchen-Agenda, 1563 — ergibt, die ganze dortige, obwol äußerlich, nur nicht unproteſtantiſch, abweichende „Kirchenordnung, als Chriſtlich vnd wolgeſtellet approbieret, vnd alſo zu halten befohlen." Deſſenungeachtet war es dort Jedem frei geſtellt, ſich nach dem Manuale oder nach der gemeinen Agenda zu richten, nur nicht, daß „einem jeden, ſeines gefallens, etwas in den Kirchen anzurichten, frey ſtünde, um gutte ordnunge der Ceremonien" zu erhalten.

Eine ganz andere Frage iſt es, ob der Kirche von Außen her etwas aufgedrungen werden dürfe, was nicht aus ihrem eigenen freien Entſchluſſe hervorgegangen iſt? Und dies iſt auch die Frage, welche jetzt die Meiſten beſchäftigt. Manches hierher Gehörige wird man unter Anderem in folgender Schrift finden: Die gegenwärtige Noth der evangeliſchen Kirche Preußens, deren Urſachen und die Mittel zu ihrer Abhilfe, beleuchtet von Karl Bernh. Moll, evangeliſchem Pfarrer ꝛc. (Paſewalk 1843.) Die Vermiſchung des Kirchlichen und Weltlichen wird als Grundſchaden geſchildert und die Abhilfe nur darin gefunden, daß die Kirche als ſolche, im Unterſchiede vom Staate, ſich aus ihrem eigenen Geiſte nach ihrer eigenen Lebensordnung regele, wozu ſie ein geſchichtliches und ein göttliches Recht habe u. ſ. f. — Alle dieſe Lebensfragen haben wir hier nur anzudeuten, nicht durchzuführen. Was aus dieſem und Ähnlichem hervorgeht für etwanige Umwandlung der Kirchenordnung, zu welcher freilich auch die Einrichtung mit den Feiertagen gehört, muß die Zeit bringen; wir haben es vor Allem mit dem Stande der Dinge zu thun, wie er ſich bis in unſere Tage ins Leben ſtellte. — Deshalb erinnern wir noch an das neue „Kirchenbuch für den evangeliſchen Gottesdienſt der königlich ſächſiſchen Lande, auf allerhöchſten Befehl herausgegeben. (Dresden 1812.) In zwei Theilen, deren zweiter Theil „an die Stelle der bisher gewöhnlichen, im Jahre 1536 zuerſt herausgegebenen, und nachher verbeſſerten und vermehrten Agende treten, und von ſämmtlichen Geiſtlichen der königlich ſächſiſchen Lande bei allen gottesdienſtlichen Handlungen vom 1. Jan. 1813 an ausſchließend gebraucht werden ſoll." Kein Geiſtlicher ſoll ſich eigenmächtige Veränderungen erlauben, wo es nicht beſondere Umſtände nothwendig machen; am wenigſten ſoll er ſich anderer Formulare bedienen, zumal er hier unter mehren das wählen kann, welches er den jedesmaligen beſondern Verhältniſſen am angemeſſenſten erachtet. „Nur bei der Confirmation der Katechumenen und bei der Communion der Kranken iſt er nicht nothwendig und durchgängig auf das gegebene Formular beſchränkt, ſondern er ſoll es als eine Anleitung betrachten, wie dieſe Handlungen vorzunehmen ſind. — Die neue preußiſche Agende von Friedrich Wilhelm III. und die Union, welche beide vielen Kampf und die altlutheriſche Partei hervorſchlugen, gehören ſo weſentlich zum Stande der jetzigen Kirchenverhältniſſe überhaupt, daß ſie auch hier berührt werden müſſen (ſ. Union). Die laufenden Unterſuchungen hierüber dürften auch auf Ordnung der Feiertage nicht ohne Einfluß bleiben. Man behauptet nämlich, daß Manches in der Feſtordnung der meiſten proteſtantiſchen Länder mehr dem Staate in cameraliſtiſcher Hinſicht, als der chriſtlichen Kirche ſelbſt vortheilhaft ſei. Aus dieſem Grunde hat man eben wieder angefangen, darauf zu dringen, die

Digitized by Google

Kirchenordnung müſſe von der Kirche und nicht von dem Fürſten ausgehen.

Eine ganz eigene Bewandtniß hat es mit dem ährlichen Reformationsfeſte der Proteſtanten, das in den erſten Zeiten der evangeliſchen Kirche gar nicht gefeiert wurde, weshalb man natürlich in Dreſſer's 1590 herausgekommenem Buche: De festis diebus, nichts erwähnt finden kann. Der 30jährige Krieg machte dann eine ſolche Einrichtung in Teutſchland unmöglich. Dafür wurde aber Luther's Todestag (der 18. Febr. 1546) von 1568 an (wahrſcheinlich noch früher) von Vielen beſonders gefeiert, was die noch vorhandenen Predigten zum Gedächtniß des hochverdienten Mannes außer allen Zweifel ſetzen. Sogar eine Säcularfeier ſeines Todes wurde in den meiſten Ländern des proteſtantiſchen Teutſchlands 1746 (1646 machte ſie noch der blutige Religionskrieg unmöglich) mit vieler Auszeichnung begangen (ſ. Auguſti, Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 80. Acta historico-ecclesiastica. T. X. p. 921 — 938. und T. XI. p. 114. Keil's Lebensumſtände Luther's. 4. Th. [Leipzig 1764.] S. 292 — 319). Gleich im Jahre 1668 wurde in Sachſen vom Kurfürſten Johann Georg II. das erſte Reformationsfeſt angeordnet und im Lande gefeiert. Es fällt am 31. Oct., weil Luther an dieſem Tage 1517 ſeine 95 Theſen gegen den Ablaß anſchlug, was bekanntlich der erſte Schritt zur Kirchenverbeſſerung war. Aber ſelbſt in den Lutheriſch-proteſtantiſchen Ländern war dieſe Feier lange nicht allgemein, wurde an den meiſten Orten nur einen halben Tag (jetzt einen ganzen) gefeiert, in andern Ländern auf den Sonntag vor oder nach dem 31. Oct. verlegt u. ſ. f. Allein das Feſt hat ſich immer mehr gehoben, nicht ohne beſondern Einfluß tüchtiger Männer unter den Lutheriſch-proteſtantiſchen Geiſtlichen, die mit freimüthigem Sinne, ſelbſt ohne Scheu vor Gefahr, an dieſem Feſte treffende Worte an ihre Verſammlungen richteten und ihre Predigten nicht ſelten durch den Druck allgemein nützlich machten. Erſt in dem verfloſſenen Jahre (1844) iſt von der königl. preuß. Regierung das Reformationsfeſt für die Lutheriſchen Schleſier eingeführt worden, jedoch mit der Weiſung an die Prediger, auf ihren Kanzeln nichts gegen die katholiſche Kirche vorzutragen. — Daß die reformirt-proteſtantiſche Kirche an dem Reformationsfeſte der Lutheriſch-Evangeliſchen keinen Antheil nahm, war bei dem unglückſeligen Haſſe, der ſich zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Hauptkirchen erhoben hatte und nur zu lange anhielt, ſehr natürlich. Merkwürdiger iſt es, daß auch die Calviniſten ſogar kein beſonderes jährliches Reformationsfeſt ihrer Partei einrichteten. Dieſen Mangel eines ſolchen Feſtes, der nur in politiſchen Umſtänden ſeinen Grund haben mag, ſuchte nun (nach Auguſti's Angabe) J. J. Stolz in einer Reformationspredigt, die in Ammon's Magazin für chriſtliche Prediger 1. Bd. 1. St. vom Jahre 1816 zu leſen iſt, aus einem freieren Geiſte zu erklären, welcher in der reformirt-proteſtantiſchen Kirche herrſchen ſollte. Es heißt: „In der nach Luther ſich nennenden Kirchenpartei ward, nach des großen Mannes Tode, die Verehrung ſeiner Perſon zu weit getrieben, da hingegen in unſerer Kirche in der Verehrung der Männer, welche ſich in dem Zeitalter der Kirchenverbeſſerung durch Verdienſte hervorgethan haben, mehr Maß gehalten, und z. B. das Bekenntniß der verbeſſerten Lehre nicht an den Namen eines dieſer Männer geknüpft ward (?). Es könnte (!) deswegen wirklich ſein, daß man aus Grundſatz nicht feſtſetzen wollte, daß Zwingli's oder Calvin's und ihres Werks jährlich in den Kirchen gedacht werden ſollte; es ſollte nämlich, ob man gleich ihren Verdienſten und Tugenden alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, keine Abgötterei (!) mit ihren Namen getrieben werden; ihre Namen ſollten nicht das Loſungswort einer beſondern Partei werden; man wollte ſich mehr an die von ihnen erkämpfte Wahrheit mit Überzeugung halten, als ihren Namen ein beſonderes Anſehen in der Kirche geben, und an ihre Namen die verbeſſerte Lehre knüpfen, zu welcher man ſich bekannte" u. ſ. f. Auf Etwas, was, nach des Mannes eigenem Ausdrucke, ſein könnte, einen Vorzug ſeiner Kirchenpartei zu gründen, iſt kein echtes Zeugniß eines freieren Geiſtes; die Furcht vor Namenverehrung ſoll doch der Dankbarkeit keinen Eintrag thun! Man ſchwört auch darum weder auf Luther's, noch auf Calvin's, noch auf Zwingli's Wort, wenn man ein allgemeines Reformationsfeſt feiert. Soweit ſind jetzt beiweitem die allermeiſten Proteſtanten gekommen; und es wäre nichts wünſchenswerther und nichts nöthiger, als daß ein allgemein proteſtantiſches Reformationsfeſt gefeiert würde, wohin es auch zuverſichtlich kommen wird. — Die dritte 100jährige Jubelfeier der Reformation war eine der glänzendſten und verbreitetſten.

Seit der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, oder ſeit der Befreiung vom Joche Napoleon's, ſind, beſonders von 1813 — 1816, in vielen Ländern, vorzüglich in Teutſchland, mancherlei vaterländiſche Feſte mit kirchlicher Feier angeordnet worden, als die Schlacht von Leipzig am 18. Oct.; das Andenken an die Einnahme von Paris am 31. März u. A., die wieder größtentheils, denn die Einrichtung war nicht überall gleich, auf Sonntage verlegt wurden. Auch eine allgemeine Todtenfeier wurde in Preußen 1816 auf den letzten Sonntag des Kirchenjahres ausgeſchrieben; alle für jährliche Wiederholung beſtimmt. — Sind auch die erſtgenannten allerdings zunächſt politiſche Veranſtaltungen, ſo hangen ſie doch mit dem Volksthümlichen nicht allein, ſondern auch mit dem Religiöſen ſo genau zuſammen, daß gegen kirchliche Begehung derſelben nichts Haltbares eingewendet werden dürfte. Im Gegentheil ſind ſie ſo zweckmäßig, daß ſie gerechtfertigt ſtänden, wenn ſich auch nicht zahlreiche Beiſpiele ähnlicher Feierlichkeiten, mit glänzenden Aufzügen ſogar, ſeit Conſtantin's des Großen Zeiten aufweiſen ließen (ſ. Processionen). Bei Abhaltung ſolcher Feierlichkeiten wird es auf die Geiſtlichen ankommen, ob ſie der Würde der Kirche etwas vergeben wollen, oder nicht. Der Zweck der Religion bleibt bei jeder Kirchenfeier das Höchſte, dem nichts entzogen werden kann, wenn die Vorſteher und Ausüber ſolcher Feſte nur würdige Diener des Wortes ſind. Dann wird ſich die Gefahr von ſelbſt verlieren, ſchon durch Vermeidung jener Schmeicheleien,

Digitized by Google

die dem heiligen Ernſt ſchlechthin entgegen ſind, daß des Weltlichen im Kirchlichen zu viel werde, oder das Weltliche über das Kirchliche obſiege. Ob das oft gefürchtete *πανδαιμόνιον* in der Kirche Wurzel faſſe, oder nicht, hängt nach unſerer Überzeugung zunächſt vom Geiſte und heiligen Muthe der Lehrer und Prediger der Religion ab, daß ſie wiſſen, wozu ſie berufen ſind, und daß ſie Kraft haben zu thun, was ihres Amtes iſt. — Man kann zu beweglich ſein, und kann zu feſt auf einem Flecke ſtehen; beides iſt nicht echt proteſtantiſch, was einen vernünftigen Fortſchritt fodert, der freilich ſein Schwieriges hat.

Wir haben endlich noch von den Bußtagen und dem, was in ſie hineinſchlägt, zu handeln. Dabei haben wir weder den neuteſtamentlichen, noch den kirchlichen Begriff der Buße auseinanderzuſetzen (ſ. den Art. Busse); noch weniger von der Kirchenbuße und den verſchiedenen Claſſen der Büßenden, wovon Auguſti im 9. B. ſ. Denkwürdigkeiten ꝛc. ausführlich ſchreibt, ſondern allein von den Feiertagen zu berichten, die dieſen Namen tragen und mit ihnen in nächſter Verbindung ſtehen. Zu den kirchlichen Feiertagen gehören ſie ohne Widerſpruch, da alle bürgerliche Geſchäfte an denſelben ruhen. Man muß alſo einen Unterſchied zwiſchen Feſt- und Feiertagen machen. Die letzten bezeichnen das Allgemeine, daß man an ſolchen Herz und Seele zu Gott und göttlichen Dingen erheben, und für Beſſerung und ſein ewiges Heil mit Sorgfalt ſich bemühen ſoll. Darum wurden auch in der alten Kirche alle Tage des Lebens als feriae bezeichnet, weil der Chriſt täglich auch mitten in der Arbeit dafür ſorgen und im Guten wachſen ſoll. Da aber nicht alle Menſchen bis zu einer ſolchen Höhe des Gemüthes ſich emporzuſchwingen im Stande ſind, hat man beſondere Feiertage für ſolche Erhebung des inneren Sinnes angeordnet, weshalb denn auch die Bußtage wahrhaft chriſtliche Feiertage, wenngleich keine Feſttage ſind. Denn die letzten ſind keine Trauer-, ſondern Freudentage, an denen das Gebet nicht knieend, ſondern ſtehend geſprochen, auch ſchlechthin nicht gefaſtet werden ſollte. So war es an jedem Sonntage, an den allermeiſten der behandelten Feiertage und in der ganzen Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten, der recht eigentlichen Freudenzeit der Chriſten. In dieſem Sinne kann demnach der Charfreitag durchaus nicht zu den Feſttagen, wol aber zu den hohen Feiertagen gerechnet werden, ſowie die ganze große Woche vor Oſtern.

Die Bußtage ſind ſehr alt, älter als das Chriſtenthum, was auch gar nicht zu bewundern iſt, da dem Menſchen, ſobald er nur über die Dinge zu denken anfängt, nichts ſtärker ſich aufdrängt, als jenes Abhängigkeitsverhältniß von höheren Gewalten, gegen welche er nicht kämpfen kann, denen er ſich nur zu unterwerfen hat. Nichts liegt näher, als der Wunſch, den Zorn jener Schickſalsmächte durch Demüthigung und Opfer aller Art von ſich abzuwenden. Dergleichen Bitt- und Bußtage finden ſich in der That nicht allein bei den Juden, ſondern auch bei allen heidniſchen Völkern, überall in Nebengebräuchen verſchieden, nach beſonderen Richtungen hin, und überall in der Hauptſache ſich gleich. Mit dem Schreien und Bitten um Hilfe waren gewöhnlich auch Faſten verbunden. Die Supplicationes der Römer z. B. ſind bekannt genug und werden von vielen römiſchen Schriftſtellern genannt, z. B. *Liv.* Lib. 3. c. 7. Man wollte damit Unheil abwenden ꝛc. Die Juden kündigten allgemeine Faſttage an bei großer Dürre und dergl. Die Chriſten haben ſolche Bittage fortgeſetzt und nach ihrer Art verändert, doch ſo, daß die Hauptſache geblieben iſt, wie es kaum anders ſein kann. Wir müſſen daher die Frage, ob die chriſtlichen Bußtage z. B. von dem jüdiſchen großen Verſöhnungsfeſte, oder von den heidniſchen Supplicationen abzuleiten ſind, für eine müßige erklären, da die erſte chriſtliche Kirche ſich bald hier mehr nach dieſen, bald mehr nach jenen Gebräuchen gerichtet, oder ſie zum Vorbilde genommen haben wird. Da ſich über die Einrichtung der Bittverſammlungen der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums nicht einmal etwas Beſtimmtes weiter nachweiſen läßt, als daß die Gemeinden Gott um Abwendung der Gefahren oder um Kraft anfleheten, ſie fromm und gläubig zu beſtehen, ſo wird jene Ableitungsfrage dadurch nur noch mißlicher. Daß hingegen die Chriſten im 4. Jahrh., nachdem ihre Religion Staatsreligion des großen römiſchen Reichs geworden war, nicht nur im Haſſe gegen die Juden, ſondern auch in einer näheren Verbindung mit den Heiden, mehr zur Beimiſchung heidniſcher Gebräuche geneigt waren und immer geneigter wurden, iſt gewiß. Unter Theodos des Großen Regierung gab ein Erdbeben und eine weit ſich verbreitende Seuche Veranlaſſung zu einem Bußtage der Chriſten um Abwendung des Unheils; dabei wurde namentlich verordnet das *Κύριε ἐλέησον!* zu gebrauchen. Dieſe Bußfeier wird im Übrigen ziemlich übereinſtimmend mit den Supplicationen der heidniſchen Römer geſchildert. Mancherlei Unglücksfälle riefen in Gallien 452 ähnliche Bußtage hervor, welche der Biſchof zu Vienne, Mamertus, anordnete, drei Tage hinter einander, den Montag, Dinstag und Mittwoche vor Himmelfahrt. Man nannte ſie Rogationes, welche die Synode zu Orleans zum Beginne des 6. Jahrh. jährlich zu wiederholen befahl. Spanien ahmte dieſen Gebrauch bald nach, nur daß es dieſe Rogationen nach Pfingſten verlegte, um die alte Gewohnheit der Chriſten, die Faſttage zwiſchen Oſtern und Pfingſten zu halten, nicht damit zu verdrängen. Erſt im 7. Jahrh. ſetzten die Päpſte Gregor VI. und Martin I. allgemeine Bußtage des Jahres feſt, wobei jedoch die beſonderen Rogationes um Abwendung namhafter Unglücksfälle in verſchiedenen Gegenden immerhin noch beibehalten wurden. Damit wollten alſo die Chriſten Gott ſo gut verſöhnen, als die Heiden ihre Götter damit hatten verſöhnen wollen. Das Faſten konnte demnach an ſolchen Tagen, bei der großen Neigung der Chriſten dafür, am wenigſten vernachläſſigt werden. Sie wurden daher bald genug recht eigentliche Buß-, Bet- und Faſttage. Die ganze Anſicht der Welt von den Wirkungen der Faſten ſprach für dieſe Verbindung, die auch bis tief in die Zeit der Reformation hinein blieb. Sie hangen alſo mit Faſtnacht und mit der Aſchermittwoche genau zuſammen. Die Faſtnacht im eigentlichen Verſtande nahm um 12, um

Digitized by Google

Mitternacht, zum Scheiden des Dinstags vor der Aſchermittwoche, ihren Anfang. Man pflegt aber den ganzen Dinstag vor dem erſten Faſttage der Quadragesima Faſtnacht zu nennen. An dieſem Tage war das Volk gewohnt, ſich noch ein Mal gütlich zu thun und durch allerlei Schmaußereien und andere Erluſtigungen vor der bald eintretenden langen Entbehrung ſich möglichſt ſchadlos zu halten. Es kamen daher nach und nach allerlei Volksſpiele und Mummereien auf, womit man ſich gegenſeitig ergötzte. S. darüber Faſtnachtsſpiele. Da man nun die ganzen 40 Tage hindurch vom Genuſſe des Fleiſches Abſchied zu nehmen hatte, ſo nannte man dieſe Erluſtigungen vor dem großen Faſten auch Carneval (von Caro und vale), wofür in Süddeutſchland der Name Faſching gebräuchlich geworden iſt. Wie ſehr das Volk geneigt war, auch ſelbſt Religionsgebräuche in's Lächerliche zu ziehen und ſeinen Witz damit zu treiben, beweiſen zur Genuge die allbekannten Narren- und Eſelsfeſte des Mittelalters, die trotz aller Verbote der Geiſtlichen und der Synoden, lange genug gar nicht zu unterdrücken waren. Eine ähnliche, nur nicht ſo arg ausgelaſſene Bewandtniß hat es mit der Carnevalsfreude, die ihnen viel zu ſehr anmuthete, als daß man ſich mit einem Tage hätte begnügen ſollen. Faſtnacht, oder der Tag vor der Aſchermittwoche, bezeichnete alſo nur den Endpunkt und die Spitze der Luſtbarkeiten, wo man ſeinem Muthwillen noch vor dem Abdrucke am ſtärkſten freien Lauf ließ, ſodaß recht ausgelaſſene Poſſen und Faſtnachtsſtreiche Eins und Daſſelbe bedeuten. Um nun den Bällen, Maskeraden, Aufzügen ꝛc. volle Zeit zu geben, fing man das Carneval ſo früh als möglich an; an manchen Orten bald nach Weihnachten und dem Neujahr. Die berühmteſten Carnevalsbeluſtigungen ſind die in Rom und in Venedig, in welcher letzten Stadt noch ein zweites gefeiert wird, das am Himmelfahrtsfeſte ſeinen Anfang nimmt, zugleich der Vermählung des Dogen wegen mit dem adriatiſchen Meere. Man feiert es 14 Tage lang, während das römiſche Carneval nur 8 Tage dauert, dafür aber deſto glänzender iſt. Man kennt die Beſchreibung des römiſchen Carnevals von Goethe im 29. Bande der vollſtändigen Ausgabe letzter Hand S. 228—274, woran ſich bis 276 die Aſchermittwoche, wie von ſelbſt, ſchließt. Für ſolche echt ſüdliche Carnevalsluſt hat Teutſchland wenig Sinn, denn die Maskenbälle und ſelbſt die ſonſtigen Faſtnachtsſpiele thun es noch lange nicht. Nur am Rhein findet man ſich am Beſten noch in ſolche Ausgelaſſenheit, wovon vorzüglich die cölner Aufzüge Beweiſe geben. Und da wir hier vor Allem chriſtliche Feiertage zu ſchildern haben, ſo eilen wir von der Weltluſt ſo ſchnell als möglich hinweg, die hier recht eigentlich in Staub und Aſche zerfällt, uns zunächſt an Aſchermittwoch haltend, den Anfangspunkt der langen Faſten, das Caput jejunii, dies cinerum. An dieſem Tage ſpielt die Aſche eine ſo große Rolle, wie einſt bei den Juden, wo ſie ein Sinnbild der Trauer, der Klage und der Buße war. *Geier*, De luctu Hebraeorum. Dieſe Sitte ging theilweiſe auf die Chriſten über und zwar ſchon in der alten Kirche, wo man die Redensarten Sacco et cineri incubare, cineri adhaerere etc. häufig genug findet. ſ. *Gölze*, Dissert. de cinerum in sacris usu. (Lips. 1722.) — Aber an dieſem Erſtlingstage der großen Faſten pflegt ſeit langer Zeit die Aſche noch beſonders geweiht zu werden, was incineratio heißt. Wenn auch Einige den Gebrauch der Aſchenweihe bereits im 5. Jahrh. haben üblich finden wollen, beſonders nach einer Rede des Maximus Taurinensis (in diem cinerum) um 430, ſo halten doch die meiſten und vorzüglichſten Erklärer mindeſtens die Überſchrift dieſer Homilie für unecht und ſchreiben die Einführung der Aſchenweihe Gregor dem Großen und zwar am Ende ſeines Lebens, alſo gegen das Ende des 6. oder in den erſten Jahren des 7. Jahrh., zu. So heißt es in der ſchon angeführten Schrift von Georg Rippel (Erfurth 1739.) S. 54: „Daß man im Anfang der Faſten die Aſche auf das Haupt empfängt, will ſagen, daß nunmehro die Zeit der Buß- und Pönitenz vorhanden, wie die Kirch in den prieſterlichen Tagzeiten ſingt: Advenerunt nobis dies poenitentiae, ad redimenda peccata. Dann je und allezeit die Buß in Aſchen verrichtet worden, wie David meldet, daß er Aſchen wie Brodt geſſen, alſo die Niniviter, Judith, Eſter ꝛc. Die andere Urſach iſt, damit der hoffärthige und ſtolze Menſch der Demuth erinnert werde, wohin ſein von Staub und Aſchen geringes Herkommen antreiben ſoll. Deswegen in Austheilung der Aſchen ſpricht der Prieſter: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem revertēris. Und daß die Faſten an dieſem Tag ihren Anfang nimmt, hat der H. Gregorius gegen dem End ſeines Lebens eingeſetzt, wie zu leſen in ſeinem Sacramentario, da es vorher den Tag zuvor angefangen." Neuere Beſchreibungen wiſſen von der letzten Behauptung nichts, auch wurde die Aſchenweihe, welche Aſche von den im vorigen Jahre geweiheten Palmen gewonnen wird, lange nicht allgemein, ſondern erſt durch Cöleſtin III. im Jahr 1191 zu einem Allgemeingebrauche der römiſch-katholiſchen Kirche. In der Schrift: Vollſtändiges katholiſch-liturgiſches Lehr- und Erbauungsbuch von K. W. W. (Prag 1796.) wird noch hinzugeſetzt: „Der Prieſter, der die Aſche weiht, läßt ſich dieſelbe von einem der Vornehmſten aus dem beiſtehenden Klerus auf die Stirn ſtreuen, unter (obigen) Worten. Dann ſtreut ſie der Prieſter auf eben die Art auf die Häupter des Klerus und der ganzen Verſammlung der Gläubigen, um ſie an die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens zu erinnern. Auch ſoll dieſe ſinnbildliche Handlung an die Nothwendigkeit der Buße mahnen und an die Verdienſte Jeſu erinnern." — Kottmayr im Lexikon der römiſch-katholiſchen Kirchengebräuche berichtet ungefähr daſſelbe. Vergl. noch: Rom, wie es iſt, oder Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Religion und Regierung in Rom. 1825. Hier empfängt der Papſt die geweihete Aſche vom Amt haltenden Cardinal, aber ohne die obigen Mahnungsworte an die Vergänglichkeit des Irdiſchen ꝛc. Übrigens werden auch noch an dieſem Tage die Altäre verhangen und bleiben es die ganze Faſtenzeit hindurch, weil es Tage der Trauer ſind, wo alle Freuden ruhen, wie Hochzeit, Tanz und dergl. — Unter den Proteſtanten wird die Aſchermittwoche nicht gefeiert, wenn ſich auch der Volksſcherz mit dem

Digitized by Google

Aſcheabkehren wol noch erhalten hat; ſelbſt dieſer Scherz iſt im Abnehmen. ſ. *Mittwochii* diss. de capite jejunii, vulgo Aschermittwoch. (Lips. 1693.) — Dr. *C. G. Wolf*, De diebus poenitentialibus et supplicationum.

Konnte alſo auch die Zeit der Kirchenverbeſſerung unter den Proteſtanten die geſetzlichen Faſten nicht beibehalten, die für ein Jedem freigelaſſenes Mittelding erklärt wurden, ſo behielten ſie doch die Bußtage bei, ſowol jährlich feſtgeſetzte, als auch ſolche, wenigſtens im 16. und 17. Jahrh., die durch beſondere Noth veranlaßt wurden, wie z. B. durch den Türkenkrieg, wo noch außerdem Wochentagsbetſtunden eingeführt wurden, die lange fortdauerten und an manchen Orten auch nach der Zeit beibehalten wurden. Die Zahl der Bußtage war nicht beſtimmt und in verſchiedenen Ländern die Einrichtung ſehr mannichfach. In einem Lande wurde jeden Monat, in einem anderen jedes Vierteljahr ein Bußtag gefeiert. Sie wurden von den Regierungen ausgeſchrieben, welche ſie im Laufe der Zeit überall verringerten. Lange wurde auch unter den Proteſtanten das Faſten an ſolchen Tagen beibehalten, was gleichfalls am Charfreitage zu geſchehen pflegte u. ſ. f.: allein das Faſten war kein gebotenes, ſondern ein freiwilliges, als eine feine äußerliche Zucht, die nun faſt völlig allgemein beſeitigt worden iſt, weil man den Ernſt ſolcher Tage mehr in ein frommes Nachdenken über den Zuſtand ſeiner Seele und ſeines Lebens, ſowie in die Erwägung der Nothwendigkeit frommer Beſtrebungen und wirkſamer Entſchlüſſe zur Veredlung und Erhebung ſeiner ſelbſt, als in körperliche Enthaltſamkeiten ſetzt, die mindeſtens manches Zweideutige in ſich tragen. Man hat auch an den meiſten Orten das Singen der Litanei (ſ. dieſen Art.) weggelaſſen, auch die Orgel, die an ſolchen Tagen ſchwieg, zur Unterſtützung des Gemeindegeſanges wieder ertönen laſſen. Die Prediger ſorgen für eindringliche Reden, wie denn überhaupt der Kanzelvortrag unter den Proteſtanten, wie der Gemeindegeſang, die Haupterweckungsmittel gottesdienſtlicher Zuſammenkünfte ſind. — Um den Eindruck ſolcher Bußtage, die hier keine Faſttage mehr ſind, noch mehr zu ſtärken, iſt auch ſeit langer Zeit ihre Zahl vermindert worden. In Kurſachſen wurden ſeit 1710 die jährlichen Bußtage auf drei geſetzt, was bis 1813 ſo geblieben iſt. In andern teutſchen Ländern hatte man ſchon zwei auf das Jahr verordnet, was nun auch in Sachſen ſo gehalten wird. Allein die Aufhebung des dritten ſolennen Bußtages, wie die Herabſetzung der drei Feiertage an den drei Hauptfeſten auf zwei fand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. große Misbilligung, wegen der Heiligkeit der Drei, als einer Verehrung der heiligen Trinität. In Preußen hatte Friedrich der Große nur einen einzigen Bußtag des Jahres zu feiern geboten und dieſen auf die Mittwoche nach Jubilate verlegt. Kurheſſen hat gleichfalls nur einen jährlichen Bußtag, der am 1. Nov. gehalten wird. So herrſcht denn in der Zahl und in der Zeit, die jeder Landesherr dafür beſtimmt, volle Freiheit. Dagegen wird in der Regel, und jetzt faſt noch ernſtlicher, als vor einiger Zeit, darauf gehalten, daß ſolche Tage durch keine öffentlichen Geſchäfte oder Luſtbarkeiten entweiht werden; desgleichen ſind alle Einwohner eines Landes, ſie mögen proteſtantiſcher oder katholiſcher Religion ſein, verbunden, an dem vorgeſchriebenen Tage den Bußtag zu feiern, jede Kirchenpartei nach ihrem Ritus. In manchen Ländern ſind jedoch neben dem feierlichen Hauptbußtage auch die monatlichen Bettage noch geſetzlich. In Kurheſſen fallen z. B. dieſe Monatsbettage jedesmal auf die nächſte Mittwoche nach dem Neumonde, oder auf den Neumond ſelbſt, wenn dieſer auf die Mittwoch fällt. Neuerdings hat man ſich von Kurheſſen aus über die in jedem Lande anders eingerichtete Ordnung darum beſchwert, weil das kurheſſiſche Gebiet nirgends weit von der Grenze entfernt iſt, was Störungen gibt, da die Ausländer an ſolchen Tagen natürlich ihre Geſchäfte treiben, weil ſie keinen Feiertag haben. Man hat alſo in Hinſicht auf die Bußtage, und noch mehr auf die Kirchweihfeſte, für ganz Teutſchland eine und dieſelbe Einrichtung gewünſcht, welche durch eine Generalſynode am Beſten zu Stand und Weſen gebracht werden könne.

Literatur. Über chriſtliche Feiertage überhaupt: Blackmore, Chriſtliche Alterthümer. Aus dem Engliſchen überſetzt von Rambach. 2. Th. — *Bingham*, Antiquitates eccles. — Baumgarten, Erläuterung der chriſtlichen Alterthümer. — Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie. — *Durandi*, Rationale divinor. offic. — *Martène*, De antiquis ecclesiae ritibus. — Rheinwald, Kirchliche Archäologie. — Binterim, Denkwürdigkeiten. — *Gavantus*, Thesaurus. — *Jac. Gretseri* De festis Christianorum Lib. 2; adversus Danaeum, Dresserum, Hospinianum aliosque sectarios. 1612. — *Gretseri* Auctuarium ad duos libros de festis nuper evulgatos etc. 1612. — *Carol. Guyeti* Heortologia, seu liber de festis propriis locorum etc. 1657. — *Henr. Engelgrave*, Coeleste Pantheon sive coelum novum in festa et gesta Sanctorum totius anni morali doctrina varie illustratum. P. 2. 1658. — *Louis Thomassin*, Histoire des fêtes. 1683. — *Adr. Baillet*, Histoire des fêtes (Anhang an deſſen Vies des Saints. 1701.). — *Prosper. Card. Lambertini* (Benedicti XIV.) Commentarii duo de Jesu Christi Matrisque ejus festis et de Missae sacrificio retractati atque aucti, ex italico in latinum sermonem vertit *Mich. Angel. de Giacomellis*. 1752. — P. N. Jamin, Geſchichte der Kirchenfeſte. Aus dem Franzöſiſchen. 1786. — Chr. Ant. Buttler, Beſchreibung der Feſte Jeſu Chriſti, Mariä, der heil. Engel und des Lebens der heil. Apoſtel, Evangeliſten u. ſ. Aus dem Franzöſiſchen von J. Steuer. 2. Bd. 1795. — Die beweglichen Feſte der katholiſchen Kirche. Aus dem Franzöſiſchen von Räß und Weis. 2. Bd. 1827. — (Ant. Selmar) Über den erſten Urſprung der Feſte, Faſten und Bittgänge in der kathol. Kirche. 1803. — Franz von Paula Schrank, Die Feſte des Herrn. 1811. — H. Seel, Geſchichte des hohen Feſtkreiſes und der heil. Zeiten der Kirche. 1826. — M. A. Nickel, Die heil. Zeiten und Feſte nach ihrer Geſchichte und Feier in der

Digitized by Google

katholiſchen Kirche. 2 B. 1835. — — *Leo Allatius*, De dominicis et hebdomndibus Graecorum. 1648. — Joh. Mich. Heineccius, Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechiſchen Kirche 2c. 1711. (worin auch die übrige Literatur ſich findet).

Von Proteſtanten: *Rud. Hospiniani* Festa Christianorum, h. e. de origine, progressu, ceremoniis et ritibus festorum dierum christ. liber unus, in quo ostenditur ex probatis auctoribus, veram primitivam ecclesiam paucissima habuisse festa, progressu autem temporis prodigiose a superstitiosis hominibus numerum eorum accumulatum et multiplices errores in observatione illorum introductos esse, adeoque a verae antiquitatis veneranda simplicitate ac vestigiis Ecclesiam hac etiam in parte longissime recessisse. 1593. 1669 und 1674. — *Matth. Dresseri* De festis diebus Christianorum et Ethnicorum Liber, quo origo, caussa, ritus et usus eorum exponitur. 1590. — *Theod. Thummii* Tractatus hist. theolog. de festis Judaeorum et Christianor. 1624. — *Andr. Wilkii* ἑορτογραφίας pars prior, festa Christianorum oecumenica continens: ex poetis qua veteribus qua recentibus celebrata etc. 1610. — *Christian. Wildvogel*, Chronoscopia legalis de jure festorum. 1694. — *Joach. Hildebrand*, De diebus festis libellus. 1701. — *Ejusd.* De priscae et primitivae ecclesiae sacris publicis, templis et diebus festis Enchiridion collectum. 1702. — Arnold, Abbildung der erſten Chriſten. 1712. — *Jo. Andr. Schmidt*, Historia Festorum et Dominicarum. Ed. nova. 1729. G. B. Eiſenſchmid, Geſchichte der Sonn- und Feſttage der Chriſten, nach ihrem Urſprung und Benennungen, üblichen Gebräuchen und Misbräuchen an denſelben u. ſ. f., für Studirte und Unſtudirte. 1793. — Flügge, Geſchichte des teutſchen Kirchen- und Predigtweſens. 2. Th. 1800. — G. C. Horſt, Myſterioſophie, oder über die Veredelung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes u. ſ. w. 2. Th. 1816. — C. Chr. Fr. Siegel, Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer. 4 Bde. 1836.

I. Über die Feſte des Herrn. 1) Weihnachtsfeſt: *M. Aegid. Strauch*, Dissert. chronologica de natali Immanuelis. Ed. II. (Wittenb. 1670.) — *Ant. Bynaei* De natali Jesu Christi libri duo. (Amstel. 1694.) — *Dav. Henr. Köpken*, ἱστορουμένα ferias natalitiorum in Messiae memoriam illustrantia. (Rostoch. 1705.) — *Thom. Ittig*, De ritu festum nativitatis Christi de 25. Decembr. celebrandi ejusque antiquitate. Dissertat. 3. — *Joh. Praetorii* Weihnachts-Fratzen. (Leipzig 1663.) — *Car. Frid. Pezoldi* Dissert. de S. Christi larvis et munusculis. (Lips. 1699.) — *S. J. Baumgarten*, De solemnium Christo nato sacror. originibus. (Halae 1739.) — *Ejusd.* Programma de mense dieque memoriae nati Christi antiquitus consecrato 1740; *ejusd.* Opuscula latina. Vol. II. p. 1—94. — *E. Fr. Wernsdorf*, De originibus solemnium natalis Christi ex festivitate Natalis invicti. (Viteberg. 1757.) — *Ejusd.* Exercit. in novissimam litem de anno nati Christi. (Viteb. 1776.) — *Domin. Magnani* Problema de anno nati Christi. (Romae 1772.) — *D. J. G. Körner*, De die natali servatoris. (Lips. 1779.) — *P. E. Jablonskii* Dissert. II. de origine festi nativitatis Christi, in ecclesia christiana quotannis stato die celebrari soliti. ſ. deſſen Opuscula. Edit. *te Water*. Vol. III. (Lugd. Bat. 1809.) p. 317—376. — *Planck*, Variar. de orig. festi nat. Chr. sententt. epicrisis. (Gott. 1796.) — — 2) Epiphanienfeſt: *Herm. Crombacchii* Primitiarum gentium, seu historia trium regum Magorum, tomi tres, encomiasticus, exegeticus et historicus. (Colon. Agr. 1654.) — *Jo. Kindler*, De Epiphaniis. (Viteb. 1684.) — *Jo. Paul. Hebenstreit*, De Epiphania et Epiphaniis apud Gentiles et Christianos. (Jenae 1693.) — *A. Blumenbach*, Antiquitates Epiphaniorum. (Lips. 1737.) — *J. Seb. Arzberger*, Dissert. de diversa festi Magorum denominatione et celebratione. (Curiae 1737.) *Ern. Fr. Wernsdorf*, τὰ ἐπιφάνια veterum ad illustrandum hymnum: Was fürchſt du Feind Herodes ſehr? (Viteb. 1759.)

3) Oſtern. Große Woche (Marterwoche): *Godofr. Ludovici*, De Septimana sancta, von der Marterwoche. (Lips. 1692.) — *Jo. Faes*, De Hebdomade magna libri tres. (Bremae 1695.) — *Jo. Frid. Mayer*, De Hebdomade Magna, von der Marterwoche. (Greifswalde 1706.) — *J. M. Fischer*, Solemnia vet. eccles. antepaschalia. (Lips. 1704.) — *J. Casp. Zeumer*, Dissert. de die viridium, vulgo dem grünen Donnerstag. (Jenae 1700.) — Dissert. historica de die Parasceves, vulgo Kar-Freytag, quam in Lipsiens. Acad. exhibet Eruditorum examini M. *Christian. Clajus*. (Lips. 1697.) — *G. H. Götze*, De vigiliis paschalibus veterum christianorum. (Lipsiae 1687.) — *J. Mich. Fischer*, Solennia veteris ecclesiae ante-paschalia. (Lips. 1704.) — *E. F. Wernsdorf*, De veteris ecclesiae pridie paschal. religione. (Viteberg. 1772.) — *Ejusd.* De Constantini M. religione paschali etc. (Viteb. 1758.) — *Mich. Ehrfr. Krause*, De pervigilio paschatis ἀναστασίμον, von der Oſternacht. (Lips. 1714.) — Die heilige Charwoche nach dem Ritus der römiſch-katholiſchen Kirche. (München 1817.)

Oſterſtreit: *Gabr. Daniel*, Recueil de divers ouvrages. Vol. III. p. 473 sq.: Sur la discipline de Quartodecimans pour la célébration de la Pâque. — *Chr. A. Heumann*, Vera descriptio priscae contentionis inter Romam et Asiam de vero Paschate. (Gotting. 1745.) ſ. deſſen Sylloge Dissert. P. I. p. 156 seq. — *Jo. Laur. Mosheim*, De rebus Christianorum ante Constantinum M. (Helmstad. 1753.) p. 435 seq. — Chr. W. Fr. Walch, Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereien. I. Th. 1762. — *Guil. Abr. Teller*, Pars actorum inter Asiaticas et reliquas ecclesias super controvers. sacrorum Paschatis tempore etc. (Helmst. 1767.) — J. Fr. Friſch, Vollſtändige bibliſche Abhandlung vom Oſterlamm 2c. Und viele Andere mehr. — Oſterfeſt: *Jo. Deutschmann*,

Digitized by Google

De festi paschalis Energiis, vel operationibus. (Viteberg. 1695.) — *Jo. Joach. Homborg*, De Paschate veterum Christianorum. (Helmstad. 1685.) — *Hier. Christ. Lauterbach*, Schediasma de tripudio solis paschali. (Helmst. 1706.) — *Jo. Oecolampadii* Epist. apolog. ad Capitonem de risu paschali. (Basil. 1518.) — *Godofr. Wegner*, De risu paschali. Dissert. (Regiomont. 1705.) — *Fr. G. Erdmann*, De ovo paschali. (Lips. 1763.) — *Jo. Georg. Schnell*, De Paschate Veterum ἀναστασίμῳ. (Lipsiae 1718.) u. a. m.

4) Himmelfahrtsfeſt: Joh. Horn, Über das Alter des Himmelfahrtsfeſtes. ſ. Liturgiſches Journal von H. B. Wagnitz. 5. Bd. 3. St. (Halle 1806.) Die allgemeinen Schriften ſind für jedes Feſt zu benutzen.

Pfingſtfeſt: *Henr. Nicolai*, Pentecostalia. (Gedani 1648.) — *Dan. a Virg. Maria*, De festo Pentecostes in deſſelben Specul. Carmelit. T. II. p. 503 sq. (Antw. 1680.) — *Isaac. Faustius*, Dissert. de Pentecoste. (Argentorat. 1690.) — *Ch. Wildvogel*, Dissert. de eo, quod justum est circa festum Pentecostes. (Jenae 1691.) — *Mich. Hoynovius*, De Festo Pentecostes. (Regiomont. 1693.) — *J. Elias Reichardt*, Disput. de Pentecoste. (Jenae 1693.) — *Andr. Ludov. Königsmann*, De betulis pentecostalibus, quibus templa illo festo exornari solent. (Kilon. 1707.) — (*J. Andr. Schmid*) Progr. de Pentecoste veteri seu Quinquagesima paschali. (Helmst. 1710.) — *J. Andr. Danz*, Programmata 5 de festo judaico Septimanarum abrogato, et surrogato in ejus locum festo Pentecostali Christianorum. (Jen. 1715.) — *Jo. Christian. Hebenstreit*, De Pentecoste veterum. (Lips. 1715.) — *Christian. Reuter*, Dissert. de eo, quod theologice sanctum justumque est circa tempus Pentecostale. (Servestae 1718.) — *J. D. Winckleri* Oratio de iis, quae circa festum Pentecostes sunt memorabilia. Edit. 2. (Lipsiae 1735.) (Dieſelbe Rede in ſ. Disquisitt. philolog. [Hamburg. 1741.]) — *Bened. Gottl. Clauswitz*, De analogia Pentecostes Vet. et N. Testamenti. (Halae 1741.) — *E. F. Wernsdorf*, De quinquagesima paschali. (Lips. 1752.) — *Jo. Henr. Heinrichs*, De prima festorum Pentecostalium celebratione ab Apostolis instituta etc. ad Act. 2, 1—13. Vid. Novum Testam. Koppianae edit. Vol. III. P. II. (Gotting. 1812. [p. 310—334].) — *Ammon*, De novis linguis. (Erl. 1808.) — Haſe, Zur Geſchichte des erſten chriſtl. Pfingſtfeſtes in Winer's Zeitſchr. für wiſſ. Theol. Heft 2. S. 827. — Vergl. noch: J. G. Planck, Geſchichte des Chriſtenthums in der Periode ſeiner Einführung. (Gött. 1818.) — A. Neander, Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel. (Hamb. 1838.)

Über das Trinitatisfeſt muß man ſich mit den allgemeinen Werken über die Feiertage begnügen, als von Hospinian, Bingham, Hildebrand u. ſ. f.

Feſt der Verklärung Chriſti. Auch hier liefern die allgemeinern Werke faſt Alles, als *Durandi*, Rationale etc.; *Gavanti* Thesaurus; *Gallandi*, Biblioth. T. 13. p. 114—124; *Dresser* u. A. — Dann: Briefe über den Gottesdienſt der morgenländiſchen Kirche, von Dr. C. W. v. Muralt. (Leipzig 1838.) — Feſt der Lanze und der Nägel Chriſti: *Jac. Gretseri* Syntagma de sanctis reliquiis et regalibus monumentis, praesertim quadruplici lancea Dominica etc. 1618. cap. 4—7. — *En. Swantenii* Dissert. de lancea militari, qua Christi latus perfossum. (Rostoch. 1686.) — *Jo. Henr. a Seelen*, De festo lanceae et clavorum (Flensburg. 1715.), und deſſelben Miscellan. (Lubec. 1734.) p. 339 seq. — Pelzel's Kaiſer Karl IV. 1. Th. S. 277. 2. Th. S. 306 ꝛc. — Fronleichnamsfeſt: Nic. Gallus, Vom Fronleichnams-Tage. (Frankf. 1561.) — *Jac. Gretseri* Auctuarium ad duos libros de festis. (Ingolst. 1612.) Deſſelben De Ecclesiae Romanae processionibus. (Ingolst. 1606.) — *Barth. Fisen*, Origo prima festi Corporis Christi ex viso S. Virgine Julianae divinitus oblato a. 1212. (Leodii 1629.) — *Joh. Zwingeri* Liber de festo Corporis Christi. Edit. sec. (Basil. 1685.) — Jac. Heerbrandt, Vom Fronleichnamsfeſte. 1684. — Joh. Chr. Helmſchrödt Hiſtoriſcher Bericht vom Fronleichnamsfeſte. 1729. — *Jo. Conr. Dannhaueri* De festo corporis Christi. Dissert. P. 2. (Lips. 1707.) p. 1125 seq. — Chr. Aug. Behr, Über das altteutſche Wort Fron, und die Ausdrücke, worin man es findet. (Gera 1795.)

II. Mariafeſte. Im Ganzen: *Prosper Lambertini*, De festis Jesu Christi ejusque Matris. (Patav. 1752.) — *Christian. de Vega*, Theologia Mariana. 1653. — *Maximil. Sandari*, Maria sol mysticus. — *Alphons Salmeron*, Opera. — *Jo. Andr. Schmid*, Prolusiones Marianae. (Helmst. 1733.) — *Lud. Thomassini*, Tractatus de dierum festorum celebratione (der Chronologie einiger Marienfeſte wegen). Vgl. J. Georg Walch's Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. — *Jo. Fr. Mayer*, De conventu Apostolorum ad mortem Mariae. (Gryphisw. 1694.) — *Mart. Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. 3. — A. Gau, Über den Urſprung und den Charakter der Marienfeſte — in der bonner Zeitſchrift für Philoſophie und kathol. Theol. Heft 8.

Einzelne Feſte. a) Mariä Empfängniß: *Fr. Ulr. Calixti* B. M. V. immaculatae conceptionis historia. (Helmst. 1696.) — *Ant. Gravois* (Franziskaner), De ortu et progressu cultus ac festi immaculati conceptus dei genetricis. (Lucca 1762.) — Scheill, Über die Meinung, Verehrung und Feſtfeier von der Empfängniß der ſeligſten Jungfrau Maria, ein theologiſcher Tractat, zugleich eine Beleuchtung der dogmatiſchen Erörterung über die Würde der ſeligſten Jungfrau u. ſ. w. (Landshut 1834.)

b) Mariä Geburt: *Daniel a Maria Virgine*, Dissert. de nativitate Mariae in ſeinem Speculum Carmelitanum. T. II. — (*Hospinian* und *Thomassin*).

c) Mariä Verkündigung: In den allgemeinern Schriften, z. B. Prosp. Lambertini ꝛc., auf die wir uns

Digitized by Google

ſtets beziehen, wo nichts Beſonderes anzuzeigen iſt, desgleichen bei den übrigen Feſten.

d) Mariä Reinigung: *Angeli Rocca*, De praesentationis Mariae in templo historia et festivitate. (Romae 1597.) — *Godofr. Henschen*, Commentar. hist. de Hypapante domini et purificatione b. M. in Actis Sanctorum. Februar. T. I. — *Daniel a Virgine Maria* T. II. — *Jo. Moebii* Dissert. de Hypapante. (Lips. 1691.)

e) Mariä Heimſuchung: *Daniel a Maria Virg.* T. II. Desgl. über Marien's Schneefeier ebenda.

f) Mariä Himmelfahrt: *Jo. Fr. Mayer*, De conventu Apostolorum ad mortem Mariae. (Gryphisw. 1694.) — *Jo. Meisner*, De morte Mariae. (Viteb. 1698.) — *Jo. Andr. Schmid*, De conventu Apostol. ad mortem Mariae, de morte ipsa et assumptione. In deſſen Historia seculi primi fabulis variorum maculata. (Helmst. 1704.) — *Daniel a Virgine M.* T. II.

g) Mariä Roſenkranzfeſt: *J. Fr. Mayer*, Dissert. de Rosario. 1720. — Rosarium et Psalterium Mariae. — Dazu als Anhang über Maria Magdalena: *Anquetin*, Dissert. sur S. Marie Magdelaine, pour prouver, que Marie Magdalène, Marie soeur de Marthe et la femme pécheresse sont trois femmes différentes. (Rouen 1699.) — *J. Bl. Sollerius*, De Maria Magd. apud Massiliam. Commentar. hist. crit. in Act. Sanct. Antwerp. Juli. T. V. — Illustrat. of Luke 7, 37. 38 in Class. Jour. T. 9. No. 18. — Winer, Bibliſches Reallexikon.

III. Apoſtel-, Evangeliſten- und Märtyrerfeiertage. 1) Apoſteltage: *Buddei* Ecclesia apostolica. (Jen. 1729.) — *Cave*, Antiquitates apostolicae. (Lips. 1696.) — *Suiceri* Thesaurus; *Du Fresne*, Glossarium etc.: Winer's Bibl. Reallexikon ꝛc. — *Andr. Wilkii ἑορτογραφίας* etc. 2. P. festa 12 apostolorum. — *Rullmann*, Dissert. de apostolis primariis relig. christ. doctorib. (Rinteln 1789.) — *J. Fr. Mayer*, Dissert. de apostolis Hebraeorum. (Gryphisw. 1704.) — *Lud. Capelli*, Historia apostolica illustrata. (Genev. 1634.) — *Ph. J. Hartmann*, Commentar. de rebus gestis Christianor. sub apostolis. 1699. — *Ludov. Thomassini* Tractatus de dierum festorum celebratione etc. — Über die einzelnen Apoſtel ꝛc. verweiſen wir auf ihre beſonderen Artikel, nur Einiges beifügend: *Andr. du Saussay*, Gloria S. Andreae Lib. 12. (Paris. 1656.) — *Godof. Hanke*, Dissert. hist. de Andrea Apostolo. (Lips. 1698.) — *J. Flor. Hammerschmid*, Cruciger Apostolicus. (Prag. 1699.) — *J. Nic. Nahr*, De Nathanaele apost. a Bartholomaeo non diverso. (Lips. 1740.) — *W. Cuper*, De Jacobo majore, apostolo et martyre commentar. hist. in Actis Sanctorum. Juli. T. 6. p. 5—124. — Commemoratio Matthaei ex *Simeone Metaphrasta* in *Surii* Vitis Sanctorum. Septbr. — *Authperti* Sermo de Matthia, cum commentar. praevio et notis *Gf. Henschenii* in Actis Sanctorum. Antverp. Februar. T. 3. — *J. G. Bittelmaier*, Disp. phil. de Matthia, sorte ad apostolum electo. (Wittenb. 1676.) — *J. Flor. Hammerschmid*, Senator apostolicus, Matthias, in apostolatus electione, vita, morte, martyrio, encomiis etc. descriptus. (Prag. 1700.) — *Procopii* Encomium Marci graece ex Mscr. Vatic. in Actis Sanctorum. Antverp. April. T. 3. p. 48 — lateiniſch: p. 350; auch in *Surii* Vit. Sanctor. April. — *Petri Damiani* Opera. (Lyon 1623.) T. 2: de S. Marco. — *Giov. Stringa*, Vita di S. Marco etc. (Venet. 1610.) — *Bern. Justiniani* De Marci vita, translatione et sepulturae loco Libri III. in Thesaur. Antiquitatt. et Historiar. Ital. T. V. P. I. — *Nicetae* Laudatio S. Marci graece cum vers. lat. in *Fr. Combefisii* Auctar. noviss. Biblioth. Patr. graec. (Paris. 1672.) — *F. Spanheim*, Exerc. acad. de historiae evang. scriptorib. et in specie de Marco, quis ille et ubi scripserit? in ſeinen Werken: Leyden 1703. T. 2. — Das Übrige, namentlich die neueren Unterſuchungen über den Marcus, ſ. unter ſ. Artikel.

Simeonis Metaphrastae Commentar. rerum Lucae gr. cum vers. lat. et notis *Fr. Combefisii* in Auctar. noviss. Patr. graec. — *Surii* Vitae Sanctorum. October. — *Petr. Damianus* wie oben. — *J. Mth. Florini* Exercitt. de orig. et progressu linguae gr. (Francof. 1707.) p. 53—66: de Luca. — *Jac. Jacobetti*, Oratio de Luca in Opusc. (Venet. 1738.)

2) *Joh. Burch. Maji* De festo Michaelis. (Kilon. 1608.) — *Jac. Thomasii* Programm. et dissertat. Progr. 43. — *Herm. Conringii* Programmata sacra. p. 143 etc. — *Chr. Wildvogel*. De eo, quod justum est circa Angelos. (Jenae 1692.) — *Carol. Stengelii* De Michaelis Archangeli principatu, apparitionibus, templis, cultu et miraculis. (Augsb. 1629.) — *Fr. Dom. Haeberlin*, Selecta quaedam de S. Michaele Archangelo, festis et cultu etc. (Helmst. 1758.) — *Ern. Fr. Wernsdorfii* Comment. de originibus Solemnium S. Michaelis. (Viteb. 1773.) — Das Übrige unter dem Art. Michael, Erzengel.

3) Martyrologium Romanum. — *Quensted*, Dissert. de cultus Sanctorum origine ac progressu in eccles. christ. (Vitenb. 1686.) — *Ant. Gallonius*, De cruciatibus Martyrum. (Rom. 1594 und öfter.) — *Euseb. Roman.* (*J. Mabillon*) ad Theophilum Gallum epistola de cultu Sanctorum ignotor. (Paris. 1698. Utrecht. 1702.) — *Casp. Sagittarii* Dissert. de Natalitiis Martyrum in *Th. Crenii* Dissertatt. philolog. Syntagm. I. 1699. — *J. P. Schwabe*, De insigni veneratione, quae obtinuit erga Martyres in primitiva ecclesia. (Altorf. 1748.) — *Mart. Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. 3: Historia de origine invocationis Sanctorum. — K. W. Wiebinfeld, Die Bilderanbetung und Heiligenverehrung der römiſch-katholiſchen Kirche, beleuchtet vom Standpunkte der Vernunft und der heiligen Schrift. (Elberfeld 1827.) — *Jo. Henr. Stuss*, Comment. de natalitiis eccles. Comment. 1 et 2. (Gothae 1737.) — Unter den allgemeinen Schrif-

Digitized by Google

ten vorzüglich Schröckh und Hospinian. — Das Übrige unter den beſonderen Namen der Heiligen.

IV. Beſondere Feiertage. Kirchweihen: *Rabani Mauri* De institut. Cleric. Lib. 2. c. 45: de Encaeniis et unde omnis ordo ille originem duxerit. — *Imman. Weber*, De Encaeniis templorum, von Kirchmeſſen, judaicis et christianis, inprimis Germanicis. (Lips. 1683.) — *Dan. Lundii* Dissert. de Encaeniis templorum. (Upsala 1706.) — *Jac. Oweni* Historia consecrationis templorum et altarium. (Londin. 1706.) — *P. Galuzzi*, il rito di consacrare le chiese colla sua antiquita, significato, convenienza, prerogative. (Rom. 1722.) — *Matth. Hayeri* Dissert. de dedicationibus templorum. (Havn. 1719.)

Jubeljahr: *Jac. Cajetani* Relat. de centesimo s. jubilaeo anno. ſ. Bibl. PP. T. 25. Ed. Lugd. — *Henr. Culens*, Collatio Jubilaei veteris Hebraeorum et novi Christianorum. (Antv. 1617.) — *Jos. de Voisin*, Liber de Jubilaeo secundum Hebraeorum et Christianorum doctrinam. (Paris. 1655.) — *Ch. Chais*, Lettres sur les Jubilées et les Indulgences. T. 2. — Das Übrige unter den beſonderen Artikeln.

Die Einrichtungen mit den kirchlichen Feiertagen werden alſo nach dem Geſagten ſelbſt in der römiſch-katholiſchen Kirche nicht für unauflöslich erklärt; ſowie ſie ſich von Zeit zu Zeit verändert haben, ebenſo können ſie auch, den Zeitumſtänden gemäß, wieder verändert werden. Am wenigſten haben ſie in der morgenländiſch-katholiſchen Kirche Veränderungen erlitten. Der römiſche Stuhl macht auf das Alleinrecht, dergleichen Veränderungen zu machen, Anſpruch. Unter den Proteſtanten iſt in mehren Ländern, z. B. in Preußen, das jus majestaticum und das jus episcopale vereint. Man behauptet jetzt mehr, als je, das Epiſkopalrecht iſt dem Fürſten aus Noth übertragen worden, die Noth aber ſollte nicht beſtändig dauern, vielmehr gehoben werden. — Das chronologiſch Merkwürdige und die verſchiedene Zeitrechnung der mancherlei Zeiten und Völker, auch in Hinſicht auf die Feiertage hat man unter dem Art. Kalender zu ſuchen. — Übrigens würde eine nähere Vergleichung der heidniſchen Feſte, wenigſtens der vorzüglichſten, mit den chriſtlichen nicht nur überaus anziehend, ſondern ſogar von großem Nutzen ſein. Dazu würden zuvörderſt die Feſte der wichtigſten heidniſchen Völker des Alterthums ſorgfältig zu beſchreiben ſein, wozu bereits ein guter Anfang gemacht worden iſt. Auf dieſen beſonders beachtenswerthen und weiter auszubildenden Gegenſtand macht Auguſti in der Vorrede zum 3. Bd. ſ. Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie aufmerkſam und bezeichnete den berühmten Orientaliſten Joſeph v. Hammer als den Mann, der ſehr Scharfſinniges darin bereits geleiſtet, was dort namhaft angezeigt worden iſt, z. B. Aſtronomiſches Geſpräch des Griechen und Arabers in (v. Hormayr's) Archiv für Geographie ꝛc. 1817. Nr. 5 u. 6, worin verſucht wird, den chriſtlichen Kalender, in Bezug auf das Weihnachts- und Neujahrsfeſt, aus dem Perſiſchen zu erläutern. Auguſti, obwol er vor glänzenden Hypotheſen und ſchnellen Combinationen warnt, findet den Verſuch für Heortologie ſo wichtig, daß er ihn der ſorgfältigen Prüfung Aller empfiehlt und Auszüge daraus mittheilt, um deſto geneigter für ſolche weitere Unterſuchungen zu machen. Daß vorzüglich dabei auf Hindu, Perſer und Ägyptier Rückſicht genommen worden iſt, braucht nur der Andeutung. Bei noch genauerer Erörterung würde man (heißt es) nicht mehr, wie ſo oft, über die Festa de praecepto ſtreiten, ſondern man würde ſich zu dem alten Spruche vereinigen: Id quod omnibus ita videtur, lex naturae putandum est. Dabei würde man ſich allerdings an die allgemeinen Thatſachen zu halten haben, ohne die Übereinſtimmung in jedem einzelnen Punkte ſuchen zu müſſen. — Daß dabei die Feſte der Juden nicht minder zu beachten ſind, iſt an und für ſich einleuchtend. (*G. W. Fink.*)

FEIGA, heißen bei den Bewohnern der freundſchaftlichen Inſeln die fremden, überirdiſchen Weſen, deren Exiſtenz ſie anerkennen. Unter dieſen geben ſie dem Gott der Chriſten den höchſten Rang, erkennen ihn ſogar für weiſer und beſſer als ihre Götter, weil er die Europäer gelehrt hatte, ſoviel beſſere Schiffe, Kleider und Geräthe zu verfertigen, als die ihrigen ſind. Engl. Miſſionsreiſe nach dem ſüdlichen Ocean, überſetzt von Sprengel, S. 310. (*Richter.*)

Feigbohne, ſ. Lupinus.

Feige, ſ. Ficus Carica, indianiſche und ſpaniſche Feige, ſ. Cactus Opuntia und Ficus indica.

FEIGE (Johann), lat. Ficinus genannt, war 1482 in der kleinen niederheſſiſchen Stadt Lichtenau geboren und der Sohn eines dortigen Bürgers. Im J. 1503 bildete er ſich auf der Univerſität Erfurt zum Rechtsgelehrten und 1508 war er bereits in der heſſiſchen Kanzlei angeſtellt. Unter der Landgräfin Anna, der Mutter und Vormünderin Philipp's des Großmüthigen, wurden ihm ſchon die wichtigſten Angelegenheiten übertragen. Nachdem Philipp die Regierung angetreten, ernannte ihn dieſer zum Kanzler. Feige wurde einer der ausgezeichnetſten Männer, und erwarb ſich nicht nur große und unſterbliche Verdienſte um Heſſen, ſondern auch um die Reformation, ſodaß ſein Andenken ſo wenig, als das Philipp's, erlöſchen kann. Er war deſſen rechter Arm, ſowol in der Geſetzgebung, als in allen Unterhandlungen mit auswärtigen Fürſten. An der Synode zu Homberg (1526), dem Religionsgeſpräche zu Marburg (1529), der Errichtung der Univerſität Marburg (deren Kanzler er eine Zeit lang war) ꝛc. nahm er den thätigſten Antheil. Er war ebenſo weiſe und ſtaatsklug, als redlich, und ein Freund der Gelehrten, wie die Schriften eines Euricius Cordus und eines Eobanus Heſſus bezeugen. Tief beklagte Melanchthon ſeinen Tod, und ſchrieb dem Landgrafen, daß der Verluſt dieſes weiſen und ehrlichen Mannes um ſo unerſetzlicher ſei, als man ſeines Gleichen nicht wieder finden würde. Sein Tod erfolgte am 20. März 1543. Er war zwei Mal verehelicht geweſen, und hinterließ drei Söhne. Obgleich ihn ſchon Kaiſer Maximilian 1517 in den Adelſtand erhoben hatte, ſo machten doch weder er, noch ſeine Nachkommen davon Gebrauch. (*G. Landau.*)

Digitized by Google

FEIGE (Joh. Gottlieb), geb. zu Zeitz 1748, von ſeinem Vater zum Violinſpieler gebildet, erhielt eine treffliche Baßſtimme, die ihn 1769 zum erſten Sänger auf dem herzoglich mecklenburgiſchen Theater zu Strelitz machte, wo er auch eine Zeit lang Theaterinſpector wurde. Im J. 1780 finden wir ihn wieder als Violiniſten, und zwar in Breslau, was auch Karl Jul. Adolf Hoffmann in ſ. Buche: Die Tonkünſtler Schleſiens (1830), bezeugt, ohne jedoch das Jahr und die Vornamen anzugeben. Unter ſeinen mannichfachen Compoſitionen werden überall zwei Operetten, gedichtet von Kellner, als die vorzüglichſten genannt, die ſich auch lange Zeit auf den Bretern erhielten; es waren „der Frühling“ und „die Kirmeß.“ Sein Todesjahr iſt ungewiß. Sein Bruder

Gottlieb Feige, geb. zu Zeitz 1751, gleichfalls von ſeinem Vater in der Muſik gebildet, hatte mehr Neigung zum Militair, dem er ſich auch widmete, ohne dabei ſeine Muſik zu verlaſſen. Sein Lieblingsinſtrument war die Violine, die er je länger je mehr trieb, beſonders von 1775 an, wo er als Unterofficier in Danzig lebte. Da er ſchon als Soldat ſich mit ſeiner Virtuoſität Liebe und Achtung erworben hatte, wuchs der Drang, ſich der Welt als Künſtler zu zeigen, ſo ſehr, daß er etwa 1785 ſeinen Abſchied nahm, nach mehrjähriger Vorübung einige große Kunſtreiſen mit ausgezeichnetem Beifall unternahm und ſogar bewundert wurde. Auf einer ſolchen Reiſe nach Rußland ließ er ſich etwa um 1797 in Riga als Concertmeiſter des Theaters und des öffentlichen Concerts feſthalten. Aus Nachrichten dieſer Stadt von 1800, die in der leipziger Allgem. muſikaliſchen Zeitung niedergelegt zu leſen ſind, ſehen wir ihn ſehr geehrt; vorzüglich wird ſein Vortrag der Violinconcerte von Viotti und Eck gerühmt. Dieſe faſt überall überſehene Thatſache veranlaßte unſern fleißigen Gerber, in ſeinem neuen Lexikon der Tonkünſtler, nachdem er gemeldet hatte, der Violiniſt ſei kurz vor ſeiner Anſtellung in Riga herzoglich kurländiſcher Concertmeiſter in Mitau geweſen, zu der irrthümlichen Behauptung, unſer Violinvirtuos ſei nie in Breslau geweſen. Gerber kannte den Fortgang der Lebensverhältniſſe ſeines Mannes nicht, den der Ausbruch des Krieges gegen Napoleon nicht ruhig in Riga bleiben ließ. Im J. 1806 machte er als Hautboiſt im Cuiraſſierregimente von Heiſing die Schlacht von Jena und Auerſtädt mit, wo er, als General Blücher's Pferd niedergeſchoſſen worden war, aus eigenem Antriebe und aus Liebe zum alten Degen, dieſem, mit offenbarer Lebensgefahr ſeiner Perſon, ſein Pferd anbot, worauf ſich Blücher rettete. Nach Beendigung dieſes Krieges reiſte Feige wieder als Violinvirtuos, und wurde 1810 als Concertmeiſter am breslauer Nationaltheater angeſtellt. Im Kriege 1813 rief ihn Blücher als Stabstrompeter zu ſich; er erhielt darauf den ruſſiſchen St. Georgenorden. Im J. 1815 nahm er wieder ſeinen Poſten in Breslau ein und ſtarb hier am 24. Mai 1822. Componiſt war er nie. Ein anderer

Feige, deſſen Vornamen wir nirgends finden, lebte mit ſeiner Frau, die eine gute Schauſpielerin war, wie er ſelbſt in komiſchen Rollen, am Theater zu Caſſel. Auch als Sänger war er zu gebrauchen. Im J. 1815 übernahm er, da Karl Guhr, ſpäter dort Kapellmeiſter, die Leitung des Theaters niederlegte, die Direction. Bevor es bekannt geworden war, hatten ſchon die beſten Mitglieder, beſonders die muſikaliſchen, ihre Stellen niedergelegt und waren anderwärts angeſtellt worden. Die Oper in Caſſel wurde daher in den erſten Jahren ſeines Directoriums ſchlecht, ſodaß die Unzufriedenen alle Schuld auf ihn warfen und ihn öffentlich der Unkenntniß beſchuldigten. Karl Guhr ſelbſt warf ſich daher zum Vertheidiger des Mannes auf, der allerdings einen ſehr ſchweren Stand hatte, den die Unbilligkeit gewöhnlich nicht berückſichtigt. Das caſſeler Theater war nämlich damals noch eine Privatunternehmung, die vom Kurfürſten nur mit einem jährlichen Zuſchuß von 6000 Thalern unterſtützt wurde. Erſt 1820 wurde es in ein Hoftheater umgewandelt und Alles neu eingerichtet, auch das Opernhaus, worauf beſonders viel verwendet wurde. Feige aber behielt die Oberleitung und wurde Generaldirector, dem man das Beſte nachrühmen konnte. Nicht nur das Schauſpiel, ſondern auch die Oper wurden von jetzt an ſo gut, daß ſie zu den vorzüglichern in Teutſchland gezählt werden mußten. Ludwig Spohr wurde Kapellmeiſter. Im J. 1825 war Feige noch Generaldirector. — Endlich wird noch eines Fräuleins Feige gedacht, welche 1805 in Stettin die damals allgemein beliebte Fanchon ſehr hübſch gab. Sie wird nicht weiter erwähnt. (*G. W. Fink.*)

Feigenapfel, ſ. Pyrus dioeca.

Feigenbaum, ſ. Ficus.

Feigwarzenkraut, ſ. Ranunculus Ficaria.

FEILER (Johann), Arzt, im J. 1771 geboren, prakticirte in Landshut und wurde ſpäter zum Profeſſor der Geburtshilfe an der landshuter Univerſität, ſowie zum Hofrath ernannt. Er ſtarb daſelbſt am 21. März 1822, 51 Jahre alt. Seine Schriften ſind: Aufruf an die ſämmtlichen Regierungen, Polizeibehörden und Ärzte Teutſchlands in Hinſicht auf die gegen die gelbe Peſt zu treffenden Vorkehrungen u. ſ. w. (Nürnberg und Sulzbach 1805.) De spinae dorsi incurvationibus earumque curatione. (Norimb. 1807.) Über den Bruch des Olecranums. (Sulzbach 1811.) Pädiatrik, oder Anleitung zur Erkennung und Heilung der Kinderkrankheiten. (Sulzbach 1814.) Über angeborene menſchliche Misbildungen im Allgemeinen und Hermaphroditen insbeſondere. (Landshut 1820.) Handbuch der Diätetik. (Landshut 1821.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FEILHOFEN, ein fürſtlich von Liechtenſtein'ſches Schloß und Werbbezirksherrſchaft im nordweſtlichſten Theile des marburger Kreiſes der untern Steiermark, zunächſt dem Markte Teutſch-Landsberg im Thale der Loßnitz, in einer beſonders milden Gegend gelegen, in der die Rebe die Dicke eines Mannsarmes hat, die Kaſtanie, Pfirſiche, Aprikoſen, Miſpeln, ja ſelbſt Feigen gedeihen. Im Schloſſe iſt die Direction der fürſtlichen Güter, zu denen auch Frauenthal, Schwamberg, Holleneck gehören, untergebracht. Der Werbbezirk umfaßt einen Flächenraum von 2479 Joch und 638 □Kl., der von 1567 Seelen bewohnt iſt, die in ſieben Gemeinden vertheilt ſind, und theils im Gebirge, theils in der Fläche woh-

Digitized by Google

nen. Die Unterthanen der Herrſchaft ſind, wie in der Steiermark überhaupt, in 21 Ortſchaften zerſtreut, und durchaus Teutſche. *(G. F. Schreiner.)*

FEILITZSCH (Feilitsch, Feilitz), ein altes, noch blühendes adeliges Geſchlecht, welches ſeinen Urſprung im Voigtlande unweit der Stadt Hof genommen, wo noch das Dorf gleiches Namens mit zwei Burggütern im Beſitze dieſes Geſchlechtes ſich befindet. Daß im 12. Jahrh. zwei Brüder, die ſich nach ihren Wohnſitzen Feilitzſch und Zedwitz genannt, Stammväter der jetzt noch blühenden Familien geworden, iſt, wenn auch noch durch keine Urkunden documentirt, doch wol um ſo mehr anzunehmen, da die Mitglieder beider Häuſer ſchon in den früheſten Zeiten von einem Stamm zu ſein erklärten, ſich in den Urkunden Vetter nannten, auch das nämliche Wappen führten.

Die Chronik der Stadt Hof behauptet, daß die Stadt im J. 1080 Mitgliedern aus den edlen Geſchlechtern derer von Feilitzſch, Kotzau, Sparneck, Rabenſtein und Lüchau als ein Ganerbenſchloß ihren Urſprung verdanke, und zugleich als Vertheidigungsort derjenigen Geſchlechter, die am Fichtelberge ihre Burgen hatten und die offene Gegend in Contribution ſetzten, gegolten habe, daß die Gegend damals eine Wildniß und ein großer Wald geweſen ſei, welche die Erbauer des Schloſſes cultivirt und mit der Stadt und den Dörfern bebaut hätten. Soweit wenigſtens ſtimmt die Geſchichte mit der Sage überein, daß die benannten Geſchlechter Commenden in der Stadt hatten, das Richteramt daſelbſt bekleideten, und Beſitzer von den Dörfern und dieſer Gegend waren. In meißniſchen, reußiſchen, burggräflich-nürnbergiſchen (brandenburgiſchen), bamberg- und würzburgiſchen Urkunden, aus dem 12. Jahrh., findet man die Feilitzſche als Zeugen mehrfach angeführt. Die Stammreihe fängt aber erſt mit Hans v. Feilitzſch, „geſeſſen zu Feilitzſch,“ an, der in einer Urkunde v. J. 1280 als Rath und Diener des Markgrafen Friedrich von Meißen vorkommt. Deſſen zwei Söhne, Matthias und Sigismund, waren auf dem Turnier zu Schweinfurth, Letzterer ſtarb unbeerbt, Erſterer, der als Beſitzer mehrer Güter vorkommt, erzeugte mit Sophia von Poſeck drei Söhne: A. Reinbold I., B. Joſt und C. Friedrich, Domcapitular zu Naumburg, 1300. Die beiden Erſtern waren Stifter der jetzt noch blühenden zwei Hauptlinien mit ihren Nebenlinien.

A. Reinbold I. zu Feilitzſch, erhielt noch alle die übrigen Güter, indem Joſt einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Syrien unternahm und ſich daher mit Geld abfinden ließ (1315). Von Reinbold's vier Enkeln pflanzten a) Hans II., und b) Andreas ihr Geſchlecht fort. Hans erhielt Feilitzſch und die Dörfer Sachsgrün, Heinersgrün, Gumpertsgrün, Trogen-Zech und Guttenfurſt, unterſchrieb mit ſeinen Brüdern die wichtige Erwerbsurkunde, zu Folge deren Burggraf Friedrich von Nürnberg von dem edlen Herrn Heinrich, Voigt zu Weyda, die Stadt Hof ſammt dem Lande an der Regnitz mit aller Zubehörung um 20,250 Thlr. verkauft (1373). Mit Katharinen von Thoß zu Erlenbach erzeugte er Heinrich und Sigismund; der Erſtere folgte dem Beiſpiele ſeines Vorfahren Joſt und beſuchte das heilige Grab. Mit Herzog Albrecht von Sachſen trat er am 5. Mai 1476 die Reiſe nach Jeruſalem an, und erhielt, wie jener, auch den Ritterſchlag in der Grabeskapelle. In den Turnieren zu Würzburg 1479, zu Bamberg 1486 und zu Onolzbach 1485 zeichnete er ſich aus, und bekleidete bei dem erſten Markgrafen Johann von Brandenburg die Stelle eines erſten Raths; daher kommt auch ſein Name als Zeugenunterſchrift in den Urkunden öfters vor. Er erwarb ſich die Rittergüter Kröstenbruck, Hartmannsgereuth und Kloſchwitz, ſtiftete auch anſehnliche Legate in den Kirchen zu Hof zu einer täglichen Seelenmeſſe zum Heile ſeiner und ſeiner Vorfahren auf ewige Zeiten (1498). Er ſtarb in einem hohen Alter, weshalb er gemeiniglich der alte Ritter genannt wurde, ohne mit ſeinen beiden Frauen, Kunegunde von Pirckickt und Katharine von Sparrenberg, Nachkommen hinterlaſſen zu haben. Sigismund, ſein Bruder, mit Maria von Reitzenſtein verehelicht, kaufte 1442 einen Hof zu Lemnitz und ſtiftete ebenfalls in dem Franziskanerkloſter zu Hof eine ewige Meſſe auf St. Joſt Altar. Von ſieben Urenkeln waren 1) Kaspar, 2) Heinrich und 3) Hans Stifter beſonderer Nebenlinien. Fabian, der jüngſte von ihnen, iſt aber noch deshalb anzuführen, weil ſein Name in der Reformationsgeſchichte öfters erwähnt wird und eine ehrenvolle Rolle ſpielte. Er, der das Vertrauen, deſſen ihn die kurfürſtlichen Brüder Friedrich und Johann würdigten, in höchſter Maße verdiente, war ihr erſter Miniſter, geheimer Rath und ſpäter Statthalter von Sachſen (1519). So wurde er mit Haubold von Einſiedel und Günther von Bünau vom Kurfürſten Friedrich beauftragt, die güldene Roſe in Empfang zu nehmen, welche der Papſt Leo X. durch ſeinen Nuntius Karl von Miltitz ſenden ließ. Als auf dem Wahltage zu Frankfurt (1519) dieſer Kurfürſt einſtimmig zum Kaiſer erwählt worden war, die Würde aber ablehnte und die Wahl auf den König Karl von Spanien lenkte, er dieſes ſeinem Miniſter und Vertrauten Fabian erzählte, gab Fabian die weiſſagende Antwort: Die Raben müſſen ihren Geier haben. Daher er auch die Beſcheidenheit und die Klugheit ſeines Herrn mit folgenden Worten lobte: mein gnädiger Herr iſt heimlich und verbirgt ſeine Beſcheidenheit; aber wahrlich, wenn er auch in einem Dorfe geboren wäre, ſo wäre er doch wenigſtens ein Schulze worden! Aber Karl V. am 25. Juni 1519 gekrönt, ſo wurde er mit noch einigen Andern zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen. Mit Dr. M. Luther ſtand er in einem Briefwechſel, der ſpäter durch den Druck bekannt gemacht wurde, woraus man ſieht, wie ihre Perſönlichkeit zu einander ſich hinneigte. Luther dedicirte ihm mehre von ſeinen Schriften, und erwähnt ihn öfters in ſeinen Colloquiis wegen ſeines Scharfſinnes bei Geſchäften, wo die gelehrten Doctoren weder hätten rathen, noch helfen können, habe Fabian ſchnell Rath gewußt; auch führt Luther an, „daß des Kurfürſten Friedrich's Weisheit, Fabian's hoher Verſtand, Melanchthon's Gelehrſamkeit und ſeine eigene (Luther's) Furchtloſigkeit, in Anſehung der Religionswahrheiten, einen guten Grund zur Abſtellung der Religionsmisbräuche gelegt habe.

Digitized by Google

1) Kaspar (geb. 1480, geſt. 1554), durch Margaretha von Beulwitz Urheber der Linie zu Zedwitz und Gattendorf, Rittergüter, die er ſich erworben, ward Hofmeiſter und Marſchalk bei Friedrich Markgrafen von Brandenburg, in deſſen beſonderen Gnaden er wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſtand; doch als er den Sigismund v. Magwitz, deſſen Feind er war, trotz dem ſichern Geleit, welches ihm der Markgraf, durch ſein Land zu reiſen, verſprochen, gefangen nahm und ihn 40 Tage auf ſeinem Schloß verwahrte, verlor er ſeine Stellen, und mit ſeinem Urenkel erloſch dieſe Linie.

2) Heinrich (geb. 1470, geſt. 1516), Stifter der Linien zu Wiedersberg, Gumbertsgereuth und Ober- und Unter-Reuth, war erſter Rath bei dem Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg, ward von demſelben zu vielen wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, namentlich bei Kaiſer Max I., von dem er auch den Ritterſchlag empfing und bei dem König Wladislaus von Böhmen und Ungarn, der ihn mit Ober- und Unter-Reuth belehnte (1507). Vor ſeinem Ende ſtiftete er in dem Franziskanerkloſter in Hof, wo auch eine beſondere Grabkapelle dieſes Geſchlechts ſich befand, ein ewiges Licht (1516). Seine durch Felicitas von Wallenfels geſtiftete Linie erloſch ſchon in der zweiten Generation.

3) Hans (geb. 1468), der älteſte von den Söhnen Heinrich's I., ererbte die väterlichen Beſitzungen Feilitzſch und Sachsgrün. Auch er machte in dem Gefolge des Kurfürſten Friedrich von Sachſen eine Karavanenreiſe zum heiligen Grabe (1493), und wurde noch bis zum J. 1513 zum Hofgeſinde des Kurfürſten gezählt. Von da an zog er ſich auf ſeine Güter zurück, und ſetzte mit Brigitte v. Wallenfels ſeinen Stamm weiter fort. Seine Nachkommen haben ſich bis in die neueſten Zeiten im Staatsdienſte als gelehrte Männer ausgezeichnet. Einige der merkwürdigſten ſeien hier aufgeführt:

1) Philipp, einer der Söhne des Vorhergehenden, hat vorzüglich in der Geſchichte ſeiner Zeit eine ehrenvolle Stelle eingenommen. Nachdem er ſich in Erfurt und Leipzig den Wiſſenſchaften gewidmet, begab er ſich an den Hof des Königs Wladislaus von Böhmen. Als böhmiſcher Vaſall war er bei mehren Feldzügen in Ungarn gegen die Türken thätig. Darauf verwaltete er bei den Herzogen Ruprecht und Ott Friedrich von der Pfalz das Amt eines Landpflegers zu Floſſenburg, welches er ſpäter mit dem eines Landrichters zu Neuburg vertauſchte. Im J. 1509 wurde er vom Markgrafen Georg von Brandenburg zu ſeinem Rathe und Hofmeiſter ernannt, ward Amtmann zu Stein und vom Markgrafen Friedrich zum Hauptmann der Stadt Hof beſtellt (1512). Doch verließ er einige Jahre nachher dieſe Stelle und trat in die Dienſte des Kurfürſten Friedrich von Sachſen (1519) als deſſen Rath, erhielt das Amt Zwickau und wurde 1522 Landeshauptmann des neuſtädter Kreiſes in Weida. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode (1545) leitete er ſowol bei dem Kurfürſten Friedrich, als auch Johann und Johann Friedrich die wichtigſten Geſchäfte. Auf ſieben Reichstagen vertrat er die Stelle des Kurfürſten. Auf dem Reichstage 1528 proteſtirte er feierlichſt gegen jene Beſtimmung, daß das Wort Gottes in Druck und Rede freigelaſſen bliebe, und hatte auch das Glück, durch ſeine Rede alle übrigen Stände ſo zu ſtärken, daß man ſiegte. Auf einem andern Reichstage wurde er vom Kaiſer Karl V. zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen. Außer den Reichstagen beſuchte er die Convente oder Bundestage, wurde auch nach Wien zum König Ferdinand (1522) geſandt, als man wegen Abwehr der Türken eine Berathſchlagung hielt. Von ſeiner Frau Lucia von Eyb waren ihm Sigismund und Daniel geboren, die in die Fußtapfen ihres Vaters traten, in Anſehung ſeiner Gelehrſamkeit, als auch ſeines kriegeriſchen Muthes. Sigismund zu Feilitzſch Sachsgrün, Ober- und Nieder-Reuth, Trogen-Zech und Hermannsgereuth, und ſeit 1525 Taubenlitz, was er ſich erkaufte, ſtudirte zu Wittenberg, ging dann in Kriegsdienſte, wo er bei allen Gelegenheiten durch ſeinen Muth ſich auszeichnete, ſowol in dem Heere des Kaiſers Karl V. in Italien, als auch in dem des röm. Königs Ferdinand gegen die Türken.

Er war im ſchwäbiſchen Bunde gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zwei Mal, und im Bauernkriege, wo ihm in der Schlacht bei Rötha drei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden. Mit fünf Pferden war er mit Markgraf Albrecht in Preußen, und mit 14 Pferden in Ungarn. Als er bei Rochlitz gefangen alle ſeine Pferde verlor, und mit ſeinem eigenen Gelde ſich ranzioniren mußte, verließ er den brandenburgiſchen Dienſt. Ob er gleich unter ſieben Markgrafen gedient, den Prinzen Sigismund aus der Taufe gehoben, als Amtmann zu Selb-Thierſtein und Baireuth viele wichtige Dienſte geleiſtet hatte, glaubte er doch mit Undank belohnt zu ſein. Der Kurfürſt von der Pfalz freute ſich, ihn für den Seinigen zu gewinnen, ernannte ihn zum Landrichter und Pfleger der Ämter Backſtein und Weyden, auch wurde er 1549 von den Ganerben zu Rothenburg zu ihrem Burggrafen ernannt, in welcher Stelle er auch 1553 ſtarb. Von ſeinen mit Anna von Bünau erzeugten Söhnen pflanzten 1) Friedrich (ſ. w. u.) und 2) Melchior den Stamm dauerhaft fort.

2) Melchior, der auf den Akademien der Rechtswiſſenſchaft obgelegen, wurde vom Kurfürſten Ott Heinrich von der Pfalz zum Kammeraſſeſſor in Neuburg ernannt, doch bald darauf wegen ſeiner Kenntniſſe als Beiſitzer zum Reichskammergericht nach Speier berufen, welche Stelle er 22 Jahre lang bis an ſeinen Tod (den 17. April 1587) bekleidete. Mit ſeinen von Anna von Flehingen erzeugten drei Söhnen, Heinrich IV., Heinrich Johann und Ludwig Marquard, erloſch Melchior's Nachkommenſchaft. Erſtere beide hatten ſich in den Kriegszügen damaliger Zeit die Ritterwürde erworben, und Letzterer hatte ſich, wie ſein Vater, der Rechtswiſſenſchaft geweiht, ward ebenfalls kurpfälziſcher Hofgerichtsaſſeſſor in Amberg, Pfleger des Amtes Herſtein, wo er ſpäter von Kur-Brandenburg zum Reichskammergerichts-Aſſeſſor präſentirt und inſtallirt wurde. Er ſtarb den 12. Jan. 1624.

1) Friedrich, Stifter der jetzt noch blühenden Linie zu Feilitzſch durch Margaretha von Reitzenſtein. Einer ſeiner Söhne, Chriſtoph, brachte 1580 das Rittergut

Digitized by Google

Zech an ſich und kommt als kurſächſiſcher Hofmeiſter vor. Deſſen Enkel, Adam Ernſt (geb. 1692, geſt. 1744), gräfl. reuß. plauenſcher Oberforſtmeiſter, kaufte das Rittergut Möblareuth. Von dieſem leben jetzt in der vierten Generation Wilhelm, Emil und Hugo in königl. preußiſchen, ſächſiſchen und bairiſchen Kriegsdienſten.

2) Daniel, der zweite Sohn von Philipp und Bruder von Sigismund III., Stifter der Linien zu Trogen-Zech und Stendorf-Saaleck, war kurſächſiſcher Amtshauptmann des Voigtlandes, ein Freund von Dr. M. Luther und treuer Anhänger der Reformation, von dem jener in ſeinen Tiſchgeſprächen anführt: Dieſer Rittersmann urtheile pure, acute et feliciter! Er erhielt vom Kurfürſten Johann den Auftrag, die Klöſter und Kirchen zu viſitiren (1528). Der Kurfürſt Johann Friedrich ernannte ihn zu ſeinem Rathe von Haus aus, gebrauchte ihn in den Bundesangelegenheiten, und beauftragte ihn, die Conventstage in ſeinem, des Kurfürſten, Namen zu beſuchen. Mit Eliſabeth von Feilitzſch wurde er der Stammvater von vier Linien. Die von Hans Sebaſtian in der dritten Generation von ihm abſtammend, erloſch im 18. Jahrh. Er ſelbſt war fürſtl. brandenburg-kulmbachiſcher Hofrichter und Deputirter der voigtländiſchen Ritterſchaft. Er beſaß die Rittergüter Trogen-Zech. Sein Bruder, Wolf Chriſtoph, wurde der Stifter der noch blühenden Linien 1) zu Stendorf-Saaleck, 2) zu Trogen und Zech, 3) zu Poſſek und 4) zu Weinzlitz, die von ſeinen beiden Urenkeln, 1) Chriſtian Daniel und 2) Ernſt Chriſtoph II., ihren Urſprung hatten.

Aus dieſen Linien von Daniel von Feilitzſch abſtammend, ſind folgende noch beſonders herauszuheben: a) Aus der Linie Weisdorf Ernſt Chriſtoph (geb. 1667, geſt. 1715), kurſächſiſcher Generalmajor, Oberſt eines Dragonerregiments, ſpäter fürſtlich brandenburg-ansbachiſcher geheimer Rath, Kammer- und Landſchaftsdirector. Er kam als Edelknabe an den Hof des Markgrafen Chriſtian Ernſt von Brandenburg, und begab ſich ſpäter auf eine hohe Schule, um den Wiſſenſchaften obzuliegen. Er begleitete darauf den Markgrafen nach Italien, trat dann in den Kriegsdienſt ein und ſchwang ſich innerhalb 20 Jahren bis zum Generalmajor und Oberſten eines Dragonerregiments. Mit dieſem Regimente, welches der Markgraf Friedrich Wilhelm dem Könige Friedrich Auguſt von Polen und Kurfürſten von Sachſen im J. 1711 überließ, ging er in ſächſiſche Dienſte, verließ aber denſelben, indem der Markgraf ſeinen Jugendgenoſſen, mit dem er erzogen war, und den er wegen ſeiner Fähigkeiten ſehr ſchätzte, zum Kammer- und Landſchaftsdirector, mit dem Range eines geheimen Raths, ernannte. Dieſe Stelle bekleidete er nur wenige Jahre, da er frühzeitig, in ſeinem 48. Jahre, ſtarb. Das Rittergut Trogen überließ er ſeinem Bruder Chriſtian Daniel, verkaufte das Rittergut Schwand und kaufte dafür das Rittergut Weisdorf. Mit ſeiner Frau, Maria Katharina von Reitzenſtein, wurden ihm mehre Kinder geboren, von denen Jonas Ernſt und Chriſtoph Ernſt, beide als kaiſerliche Hauptleute, unverheirathet im Kriege blieben. Nur Johann Friedrich Ernſt (geb. 1709, geſt. 1770), kur-ſächſiſcher Oberſt, pflanzte die Linie durch Chriſtiane Louiſe von Feilitzſch, aus dem Hauſe Treuen, mit einem Sohne, Wilhelm Chriſtoph Ernſt, fort, der als königl. ſächſiſcher Generallieutenant der Cavalerie, Commandant von Dresden und Ritter des heil. Heinrichsordens 1835 ſtarb. Dieſer trat als Silberpage in ſeinem 15. Jahre ſeinen Dienſt an, und wurde 1771 zum Lieutenant in der Garde du Corps angeſtellt. Seinen militairiſchen Kenntniſſen hatte er es zu verdanken, daß er noch als Oberſt im Feldzuge 1807 in Schleſien einem Corps von einem Cavalerie- und zwei Infanterieregimentern, nebſt einer Batterie ſchweren Geſchützes, vorſtand, das nicht unter franzöſiſchen Befehlen, ſondern ſelbſtändig handelte. Man war in Schleſien ſo mit ſeiner Mannszucht zufrieden, daß man ſie mehr als friedliche Einquartierung, denn als Feinde anſah, ſodaß man nach geſchloſſenem Frieden ihm und dem Corps auf der Grenze ein Abſchiedsfeſt gab. Der König von Sachſen ernannte ihn auch daher zum Generalmajor und zum St. Heinrichsritter. In der Schlacht von Wagram (1809) trug ihm der Marſchall Bernadotte, deſſen volle Achtung und Zutrauen er beſaß, das Commando der ſächſiſchen Cavalerie auf. Einen Beweis ſeiner Kaltblütigkeit und ſeines Dienſteifers legte er dadurch ab, daß, wie ſein Sohn, der als Adjutant neben ihm zu Pferde hielt, und da daſſelbe durch eine Stückkugel getödtet mit dem Sohne niederſtürzte, der Vater an der Spitze der Cavalerie einen Angriff unternahm, und erſt, als er vollführt, ſich erkundigte, ob ſein einziger Sohn noch unter den Lebenden ſich befände? — Im J. 1810 zum Generallieutenant und Commandant von Dresden ernannt, mußte er in dieſer Stellung den König und die königliche Familie, als ſolche wegen der Annäherung der Ruſſen im Frühjahre 1813 von Dresden nach Prag floh, begleiten, und kehrte auch mit ihr im Sommer wieder zurück. Als der König von Sachſen 1815 ſein Land wieder erhielt, machten ſich viele Erſparniſſe und Einſchränkungen nothwendig, daher auch der würdige Veteran, der über ein halbes Jahrhundert ſich dem Dienſte Sachſens gewidmet, aus ſeiner Laufbahn heraustrat und Wartegeld erhielt. — Durch des Schickſals Härte, das ihm ſeinen in der Ehe mit Henriette Erneſtine von Schönberg von 15 erzeugten Kindern noch einzig lebenden Sohn, den königl. ſächſiſchen Rittmeiſter der Garde du Corps, in der Schlacht von der Moskwa am 7. Sept. 1812, raubte, tief gebeugt, zog er ſich von der Welt gänzlich mit ſeiner Gattin zurück, um für die Erziehung ihres Enkels zu leben.

Aus der Linie zu Trogen und Zech. Ludwig Chriſtoph (geb. 1745, geſt. 1827), war der älteſte Sohn von Chriſtoph Ernſt I. und Sophia von Raab aus dem Hauſe Geimla bei Gera, und trat ſchon in ſeinem 14. Jahre als Standartenjunker in das k. pr. Leibcuiraſſierregiment ein. Hier hatte er das Glück, als das Regiment im gewaltigen Sturm einen Verhau durchbrach und größtentheils aufgerieben wurde, in Begleitung zweier Wachtmeiſter ſeine Standarte zu retten. Sein ſchnelles Roß konnte der nachfolgende Koſak nicht mehr mit der Lanze ereilen. Bis zum hubertsburger Frieden verweilte er in dem k. pr. Militairdienſte, nahm darauf mit dem

Digitized by Google

Grade eines Rittmeiſters ſeinen Abſchied, da er unter mehren Bleſſuren durch einen Kanonenprellſchuß am Schienbeine bis an ſein Ende eine offene Wunde behielt, und kehrte auf ſeine Güter zurück, wo ihm in der brüderlichen Theilung das Stammgut Trogen-Zech und Heinersgrün zugefallen war. Er, deſſen Bewirthſchaftung er bis in ſein Greiſenalter vorſtand, hat ſolches mit ſtrengem Pflichtgefühl, mit raſtloſer Thätigkeit, Sparſamkeit und einfacher Sitte, durch ehrenhafte Sorge für ſein Haus, vollführt. In gleicher Thätigkeit wurde er durch ſeine Gattin, Eleonore Friederike von Schmidt (1770), die ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar, treulich unterſtützt. So ſtand er ein halbes Jahrhundert ſeiner Landwirthſchaft vor, und gab ein Beiſpiel, wie man auch in einer kargen und unfreundlichen Gegend durch Cultur und Beharrlichkeit den Ertrag des Bodens verbeſſern und die Einnahme erhöhen kann; daher er auch mehre Werke über dieſen Gegenſtand ſchrieb und herausgab. 1) Über die Zerſchlagung der Rittergüter, beſonders in dem Voigtlande. 1799. 2) Ökonomiſch-praktiſche Bemerkungen über den Ackerbau und über die Veredelung der Producte. 3 Thle. 1800—1801. Außer ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Thätigkeit in der Landwirthſchaft war ein Hauptcharakterzug die Unterſtützung aller Nothleidenden, wo er vorzüglich in den Jahren 1806, 1816 und 1817, wie auch bei dem großen Brande der nahen Stadt Hof, 1823, durch bedeutende Unterſtützungen ſich einen dauerhaften Ruhm erworben hat. So war auch ſeine Gaſtfreundſchaft nicht allein für ſeine Standesgenoſſen, ſowie für alle Gebildete in der Umgegend zum Sprüchwort geworden. — Sein Bruder, Chriſtoph Ernſt II., der die Rittergüter Nerſchau, Poßeck, Papsleithen erhielt, iſt der Stammvater nicht allein dieſer Linie, ſondern auch der zu Saaleck und Stendorf in der Provinz Sachſen des Königreichs Preußen.

b) Die Linie zu Guttenfürſt und Kemnitz. Andreas (ein Bruder von Hans I., Stifter der vorherigen Linie zu Feilitzſch ꝛc.) war 1403 auf dem Turniere zu Darmſtadt und hinterließ von Magdalena von Künsberg zwei Söhne, Hans III. und Otto. Letzterer war 1484 auf dem Turniere zu Stuttgart, und ward zur Schau und Juſtificirung der Turnierwaffen erwählt. Vor ſeinem Tode ließ er ſich und ſeine Frau in die Brüderſchaft des heil. Franziskus des Kloſters zu Hof aufnehmen, nachdem er demſelben beträchtliche Schenkungen gemacht hatte. Hans III., der mit Dorothea von Miltitz ſeine Linie fortpflanzte, war Beiſitzer des Hofgerichtes in Gotha, 1450. Sein einziger Sohn, Hans Wilhelm, hatte ſich ebenfalls den Wiſſenſchaften gewidmet, und wurde daher vom Kurfürſten Friedrich von Sachſen zu ſeinem Rath und Beiſitzer des Hofgerichts ernannt. Doch verließ er ſpäter den ſächſiſchen Dienſt, ging auf ſeine Güter, und erhielt vom Markgrafen von Brandenburg die Oberaufſicht über die Jagden und Forſten des Ober-Fürſtenthums als Oberforſt- und Wildmeiſter. Sein Enkel, Hans Chriſtoph, der außer den erwähnten Stammgütern noch Weinzlitz, Heinersgrün, Wittersberg, Troſchenreuth, Poßeck und Zettwitz beſaß, war bei Kaiſer Karl V. Obermarſchall und Oberſtallmeiſter. Von zwei Frauen, die er nach einander ehelichte, hinterließ er mehre Kinder, von denen Johann Adam als königl. franzöſiſcher Major in einem teutſchen Cavalerieregimente ſich auszeichnete. Derſelbe mußte aber ſeinen Abſchied nehmen, als der Kaiſer Karl V. alle Teutſche, die in dem franzöſiſchen Herre dienten, bei Verluſt ihres Vermögens, zurückrufen ließ. Er begab ſich auf ſeine Güter (1568) und erwarb ſich käuflich noch Bloſenberg und Roſenberg. Mit Chriſtian Heinrich erloſch 1777 dieſe Linie, und die Lehengüter fielen daher an die ältere Linie zurück.

B. Der jüngere Hauptſtamm zu Körbitz war Joſt (wahrſcheinlich ein Bruder von Reinbold, Stifter des alten Hauptſtammes). Er war ein tapferer Kriegsmann, der in 14 Feldzügen gegen die Ungläubigen im Oriente ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit erprobte, auch in Jeruſalem zum Ritter des heil. Grabes geſchlagen wurde. Trotz ſeiner empfangenen Wunden und zu ertragenden Mühſeligkeiten erreichte er ein ſehr hohes Alter. Im 93. Jahre ſeines Lebens verließ er die Welt, und liegt in Körbitz begraben, wo auf ſeinem Bildniſſe, auf Holz gemalt, das Ordenszeichen des heil. Grabes, wie auch ſeine Thaten aufgezeichnet ſind. Von Sophie von Köckeritz ward ihm ein Sohn, Moritz, geboren, der in den Feldzügen gegen die Schweizer focht, mit Kaiſer Karl IV. nach Italien zog und nach deſſen Krönung auf der Tiberbrücke zum Ritter des heil. röm. Reichs geſchlagen wurde. Er erzeugte mit Adelheid, der Tochter des heil. röm. Reichs Erbſchenken, Friedrich Herrn zu Limburg, einen Sohn, Eberhard, und ſtarb 1370. Dieſer war ebenfalls ein in Kriegszügen erfahrener Ritter, der mit in des Herzogs Friedrich von Öſterreich Gefolge, zu dem, wie die Chroniſten bemerken, 17,000 berittene Pferde gehörten, ſich befand, als der genannte Fürſt zu ſeiner Krönung nach Aachen zog. Ihm ward ebenfalls die Ehre zu Theil, mit dem Schwerte Karl's des Großen zum Ritter geſchlagen zu werden (den 27. Juli 1442). Er ſtarb 1449 und pflanzte ſeine Linie durch Margarethe von Bünau und Kunigunde von Obernitz mit mehren Söhnen fort. Von dieſen iſt Joſt II. zu bemerken, der mit Herzog Friedrich von Sachſen Jeruſalem und das heil. Grab beſuchte. Daß er den Ritterſchlag daſelbſt, wie ſeine Vorfahren, empfangen hätte, wird nicht erwähnt, wol aber, daß derſelbe, als der Erzherzog Max in Aachen als Kaiſer gekrönt wurde, an ihm vollzogen wurde (den 26. April 1486). Er war gleich ſeinen Voraltern in Schimpf und Ernſt ein Rittergenoſſe, und daher ein Mitglied der ritterlichen Geſellſchaft zum Bären. Auch brach er mehre Lanzen auf dem Turniere zu Ansbach (1485), wo noch ſein Bruder, Joſt III., ſich befand. — Sein Gütercomplex wurde das Rittergut Treuen, welches er von denen von Hermannsgrün 1510 erkaufte. Seine drei Söhne: 1) Moritz, 2) Urban und 3) Friedrich Heinrich, die er von Anna von Beulwitz hinterließ, ſtifteten ebenſo viele Linien.

1) Moritz, Stammvater der Linie zu Ober- und Unter-Treuen, Brodfeld und in Preußen, wurde 1478 geboren, begleitete den Herzog Moritz von Sachſen, als

Digitized by Google

Sigismund I.,
auf dem Turnier zu Schweinfurt 12[…]

Feilitzsch.

Reinbold I., lebte 1330. | ſtarb 93 Jahre alt.
Ester v. Zedwitz. | […]ritz.

Peter, lebte 1353.
Guttenfürst-Kemnitz.

A. Reinbold II., lebte 1358. | […]1370.
Dorothea v. Schwarzenberg. | […]burg.

Andreas, lebte 1403.
Magdal. v. Künsberg.

Hans II., lebte 1370.
Cathar. Thoss v. Erlenbach.
Feilitzsch.

Friederich II., | […]1449.
† 1400.

Hans III., lebte 1450.
Anna v. Zetwitz.,
Dorothea v. Miltitz.

Heinrich I., Ritter, lebte 1498. | […]1511.
Ramg. v. Pirkicht.
Cathar. v. Sparrenberg.

Sigismun[…]
† 149[…]

Hans Sigismund, 1490.
Magd. v. Witzleben.

Fabian, Ritter, Geh.-Rath
u. Statthalter in Sachſen,
lebte 1528.

Caspar, † 1535. | […]1580.
Oberhofmeiſter.
Marg. v. Beulwitz.

Friederich Heinrich,
lebte 1514.
Justina v. Wolfersdorf.

Hans Christoph I.,
1510.
Maria v. Beulwitz.

Abraham.

[…] Christoph,
1543. † 1606.
[…]a v. Zettwitz.

Friederich,
† 1570.
Maria v. Reizenstein.

Feilitzsch.

Hans Diederich, 1520.
Veron. v. Brandenstein.

Sigismund III., 1553. Burggraf zu Rothenber[…]
Anna v. Bünau.

Sigmund I., 1633.
[…]a v. Friesen.
[…]v. Wallenfels.

Urban Heinr. I.,
† 1614.
Obermarſchall.

Hans Albrecht,
Soph. v. Schirnding.

Hans Christoph II., 1540.
Magd. v. Beulwitz.
Maria Fuchs v. Birnbach.

Friederich III., 1571.
Marg. v. Reitzenstein.

Melchior, † 158[…]
Kammergerichts-Aſſeſſ. in […]
Anna v. Flehingen.

Sigismund,
† 1644.
[…]a Trützschler.

Georg Adam,
kaiſerlicher Major, blieb 1635.

Hans Adam, 1568.
Anna v. Berbisdorf.

Christoph, 1600.
Hofmeiſter.
Anna v. Brand.

Ludwig Markard, […]
Kammergerichts-Aſſeſſor in […]
Maria v. Weisbach.

[…] Heinrich II.,
1643. † 1709.
[…]ttner v. Grabenhof.

Urban Caspar,
geb. 1657. † 1689.
Sophia v. Feilitzsch.

Christoph, † 1599.
Barbara v. Grabendorf.

Christoph Abraham, lebte 1638.
Eva v. Aufsess.
Anna v. Feilitsch.

[…]ritz Heinr.,
1688. † 1740.
[…]a v. Feilitsch.

Hans Adam,
geb. 1663. † 1722.
Maria v. Plantschmann.

Adam Wolf, 1635.
Anna Maria v. Feilitzsch.

Adam Ernst, geb. 1692. † 1744.
Justa v. Kospodt.

Adam Albrecht,
geb. 1675. † 1724.
Dorothea v. Feilitzsch.
Soph. v. Reizenstein.

Ludwig Heinrich,
geb. 1715. † 1779.
Anna v. Kospodt.

Weisdorf.

[…] Ernst Ehrenr.,
geb. 1721.

Carl Adam Heinr.,
geb. 1701. † 1768.
k. p. Oberſt. †

Christian Heinrich,
geb. 1710. † 1777.
Cathar. v. Oberländer.

August Wilh. Ernst,
geb. 1740. † 17..

Ernst Christoph, † 1[…]
Generalmajor, Geh.-R[…]
Maria v. Reizenstei[…]

[…]st Heinr. Fried.
Lazarus,
geb. 1780.

Friederich Heinrich
Moritz,
geb. 1767.

Wilh. Heinrich Ferd.
geb. 1769, k. p. Hauptmann.
v. Boxberg.

Joh. Fried. Erns[…]
k. ſächſiſch. Oberſt, geb. 1[…]
Luisa v. Feilitzsch.

[…]nst Heinrich,
[…]r. Kämmerer 1839.

1. Wilh. Fried. Erdm.
2. Carl Ferdinand.
3. Fried Gottlob.
4. Heinr. Philipp Carl.
5. Eduard Gottlob.
6. Ludwig Christian.
7. August Wilhelm.
8. Alexander Emil.

1. Emil, k. ſ. Lieutenant.
2. Wilhelm, k. p. Lieuten.
3. Hugo, k. ö. Lieutenant.
Linie zu Feilitzsch.

Wilh. Christoph Er[…]
† 1834.
k. ſ. Generallieutenan[…]
Hen. v. Schönberg.

Wilhelm,
k. ſ. Rittmeiſter, blie[…]
an der Moskwa 181[…]

Ein Sohn.
Linie zu Weisdor[…]

Digitized by Google

Digitized by Google

dieſer 1548 von Kaiſer Karl V. feierlichſt mit der Kurwürde belehnt wurde, und empfing bei dieſer Gelegenheit vom Kaiſer den Ritterſchlag. Sein Urenkel, Heinrich Ehrenfried, welcher die Rittergüter Brückla und Thauhof beſaß, ward der Stifter einer Linie, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts im Königreiche Preußen ſich anſiedelte, und die jetzt erloſchen zu ſein ſcheint; der zweite Urenkel, Wolf Heinrich, ſtiftete die Linie zu Lichtentanna und Treuen, und erloſch mit Heinrich Chriſtian 1780. Der dritte Urenkel, Hans Chriſtoph, kaufte die Rittergüter Tobertitz, Steinsdorf und Blankenberg, verkaufte Alles wieder, und erwarb ſich das Rittergut Brodenfeld bei Ölsnitz; er ſtarb 1750, und mit ſeinen Kindern erloſch auch dieſe Nebenlinie.

3) Friedrich Heinrich, Stammvater der Linie zu Kemnitz, Guttenfürſt und Kröſtau. Von dieſem führt Dr. M. Luther in ſeinen Tiſchreden an, daß derſelbe beſonders aus dem Gefolge der Ritter, welche Kaiſer Karl V. auf dem Reichstage zu Worms ermuthigt habe: er ſolle mit Vertrauen dem Kaiſer die Sache anheimſtellen! Dr. Martin aber habe das Bedenken geäußert, daß man ihm das kaiſerliche Geleite nicht einmal halten würde — da hätte Friedrich Heinrich ihm zur Antwort gegeben: Ich will Euch mein Geleit heim geben! Das iſt wahrlich, iſt anders nicht zu viel. Er ſtarb in ſeinem 83. Jahre, und unter ſeinen vier Söhnen und drei Töchtern waren Hans Fabian und Friedrich, die beſondere Linien ſtifteten. Hans Fabian, der als Rath bei Kurfürſt Johann Friedrich in Anſehen ſtand, kaufte die Rittergüter Altenberga und Ingersdorf, und hinterließ von ſeiner Gattin, Margaretha von Ende, einen Sohn, Günther, der unverheirathet im Anfange des 17. Jahrh. ſtarb. Friedrich, welcher in dem Lehnbriefe vom J. 1571 als lebend angeführt wird, ſetzte ſeine Linie durch Maria von Reizenſtein fort, die aber auch mit ſeinen Enkeln, Georg Adam, kaiſerlichem Oberſtwachtmeiſter, der im 30jährigen Kriege am Rhein blieb, und Wolf Joachim, kur-ſächſiſchem Hauptmanne, erloſch.

2) Urban, Stammvater der Linie zu Körbitz und Tobertitz, deren Nachkommen im Königreiche Baiern noch blühen. Dieſer ward geboren am 17. April 1480, und war derjenige von ſeinen Brüdern und Vettern, der dem Hausweſen vorſtand, wenn die andern in den Kriegen und andern politiſchen Zuſtänden ſich gebrauchen ließen. Er hatte dabei das beſondere Glück, das hundertſte Jahr ſeines Alters zu erreichen, da er erſt am 7. Mai 1580 das Zeitliche verließ, wo ſeine Ehefrau, Katharina von der Planitz, erſt fünf Jahre früher vorangegangen war. Seine beiden Söhne: a) Rudolf Lewin und b) Joſt Chriſtoph, ſetzten den Stamm weiter fort.

a) Rudolf Lewin's Enkel, Urban Kaspar (geb. 1586, geſt. 1644), war einer der ausgezeichnetſten dieſes berühmten Geſchlechts. Er hatte ſich auf mehren hohen Schulen in Teutſchland, Frankreich und Italien, wie auch auf Reiſen in fremden Ländern gebildet; deshalb wurde er ſchon in ſeinem 23. Jahre vom Markgrafen Chriſtian von Brandenburg zum wirklichen geheimen Rath, Kanzler und Lehndirector ernannt (1618). Seit dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode hatte er 66 Geſandtſchaften zu den Reichs-, Friedens-, Commiſſions-, Compoſitions- und Correſpondenztagen beſorgt und ihnen beigewohnt. Daher er auch ſeine ruhmvolle Thätigkeit mit der Unterzeichnung des weſtfäliſchen Friedens in Münſter 1648 beſchloß. Während der Zeit ſeines Staatsdienſtes hatte er ſich ein großes Vermögen erworben, ſodaß er die Rittergüter Iſar, Förbau, Schwarzenbach an der Saale, Joditz, Weinzlitz und Roſenberg theils von Fremden, theils von ſeinen Vettern erkaufte; auch hatte er auf drei verſchiedenen Beſitzungen neue Kirchen erbaut. Von Veronica von Mülich hinterließ er keine Nachkommenſchaft, wol aber von Sophie Stiebad von Buttenheim, die ihm eilf Kinder gebar; doch ſtarben ſie alle frühzeitig, bis auf Hans Heinrich, der aber in ſeinem 26. Jahre noch vor dem Vater ſtarb (1635), als er nach einer ſechsjährigen Abweſenheit auf Univerſitäten und auf Reiſen zurückgekommen, um als Hofrath in Dresden angeſtellt zu werden und zugleich mit Eva Metzſch ſich zu vermählen.

Zwei andere Enkel von Urban, als Urban Heinrich und Hans Sigismund, ſetzten die Linie fort. Urban Heinrich (geb. 1573, geſt. 1629), fürſtl. brandenburgiſcher geheimer Rath, Obermarſchall und Oberamtmann zu Lauenſtein, Beſitzer des Ritterguts Haſſelbach, hatte in ſeiner Jugend acht Feldzüge gegen die Türken unter dem Regimente des Grafen Thurn in Ungarn mitgemacht. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er noch bei Lebzeiten ſeiner Ältern zurück (1604), ging an den weimariſchen Hof, und 1613 ernannte ihn der Markgraf Chriſtian von Brandenburg-Kulmbach zum Kammerjunker und Rittmeiſter der Leibgarde. Kurz vor ſeinem frühzeitigen Tode erhielt er die Stelle eines Obermarſchalls und Oberamtmanns. Aus einer dreifachen Ehe mit Magdalene von Dieskau, mit Eleonore Metſch und Dorothea von Wallenrodt hinterließ er nur eine weibliche Nachkommenſchaft.

Hans Sigismund (geb. 1575, geſt. 1633), Beſitzer der Rittergüter Schwand, Ober- und Unter-Lauterbach, Grünſtein, Marieney und Kürbitz, iſt der Stifter der noch jetzt blühenden Linie, wovon der jetzige Stammhalter, der Freiherr Ernſt Heinrich, königlich bairiſcher Kämmerer. Deſſen Urgroßvater, Moritz Heinrich (geb. 1688, geſt. 1760), hat ſich dadurch verdient gemacht, daß er die Geſchichte ſeines Geſchlechtes unter dem Titel herausgegeben hat: Genealogiſch-hiſtoriſche Beſchreibung, nebſt den Stamm- und Ahnentafeln des altadeligen Geſchlechtes derer von Feilitzſch, zum Gebrauche und Nutzen gedachter Familie. (Hof 1725.) ſ. die Stammtafel am Ende des Bandes.

Das Wappen: Ein dreifach in die Quere getheilter Schild, darin der obere Theil Silber, der mittlere roth und der untere ſchwarz iſt. Auf dem gekrönten Helme eine Pyramide, oder, wie es wahrſcheinlicher iſt, eine ſpitze Mütze mit einem Knopfe zwiſchen einem Adlerfluge, alles Beides ſo tingirt, wie der Schild.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

FEILLÉE (de la), ein franzöſiſcher Geiſtlicher des 18. Jahrh., gab heraus: Méthode pour apprendre les règles du Plaint-chant et de Psalmodie. (Paris 1745.) Nach *Formay*, France littér. Dagegen läßt La Borde

in ſ. Essai sur la Musique eine Ausgabe 1748 erſcheinen, was auch die neue Auflage des Wörterbuches von Sulzer in den Zuſätzen zum Artikel Choral verſichert. Ferner erſchien das Werk unter folgendem Titel: Méthode nouvelle pour apprendre parfaitement les règles du Plain-Chant et de la Psalmodie, avec des Messes et d'autres ouvrages en Plain-Chant figuré et musical, à voix seule et en partie, à l'usage de paroisses. Nouvelle édition. (Lyon 1812. [12.]; dann zu Avignon 1815.) — Die Biographie universelle ancienne et moderne T. 14. (Paris 1815.) übergeht dieſen Schriftſteller. (*G. W. Fink.*)

FEINE (Robinet de), wird von dem im Monat Mai 1844 verſtorbenen Baini in ſ. Werke über Paleſtrina unter die Tonſetzer der Ockenheim'ſchen Periode gezählt, welche nicht ganz ohne Grund von ihm beſchuldigt werden, Schwierigkeit auf Schwierigkeit gehäuft zu haben, womit ſie der Kunſt einen Dienſt zu erweiſen wähnten. Die Überſetzung des Baini'ſchen Werkes von Franz Sales Kandler berichtigt dagegen in der Anmerkung S. 158, daß dieſer Robinet de Feine wol kein Anderer ſein wird, als Robert de Fevin, der auch anderwärts nach irriger Lesart ſogar Feum genannt wird; ſ. alſo den Art. Fevin. (*G. W. Fink.*)

FEINGUR, der Vielerwerbende, Beiname des Odin in der nordiſchen Mythologie. (*Richter.*)

FEIRA, auch Feyra, früher eine Ouvidoria in der Provinz Beira (nicht eines Correiçao, wie zuweilen irrig angegeben wird). Die Villa gleiches Namens liegt an dem Flüßchen Caſtos, in einem angenehmen, geräumigen Thale, zwiſchen Aveiro und Porto, dicht an den Grenzen von Entre Duro e Minho, etwa zwei Meilen vom Meere. Die officielle Zählung von 1732 ergab für die Stadt eine Pfarrkirche (und Kloſter) und 952 Seelen — für den Stadtbezirk 56 Pfarrkirchen und 27,331 Einwohner. Neuere geben der Stadt 260 Häuſer und 1400 Einwohner. Sie erwähnen ein Hoſpital, ein Armenhaus und ein Caſtell. Das letztere iſt vielleicht identiſch mit dem Schloſſe, das hier die Familie Pereyra, die Beſitzerin der Stadt, haben ſoll. (*Calmenar*, Delic. de Portug. p. 723.) Einige glauben, daß hier das alte Laucobriga zu ſuchen ſei. (*Daniel.*)

FEISTRITZ, 1) eine freiherrlich von Dietrich'ſche Herrſchaft im V. U. W. W. Niederöſterreichs, am Fuße des Wechſels, einen Theil des herrlichen Feiſtritzthales umfaſſend, mit reichem Waldſtande, ausgebreiteter Viehzucht und einiger Induſtrie. Die Gegenden, welche dieſe Herrſchaft einſchließt, gehören zu den intereſſanteren in dieſem Theile des Landes. 2) Ein zu derſelben Herrſchaft gehöriges Dorf, am feiſtritzer Bache, zwiſchen Edlitz und Aſpang gelegen, mit 90 Häuſern, 660 teutſchen Einwohnern, welche neben dem Feldbau vorzüglich Viehzucht treiben, und ſich auch ſonſt noch mit der Anfertigung von Weinpfählen, Schindeln und mancherlei Holzwaaren beſchäftigen, die ſie in der umliegenden Gegend bis Wiener-Neuſtadt hinaus verkaufen, einer alten katholiſchen Kirche, an der man die Grabmäler vieler Glieder der Familien Rottel, Wurmbrand und Götzersberg ſieht, und die mehre Fenſter mit gemalten Scheiben von Kothgaſſer aus Wien von den Jahren 1811—1820 hat, einem herrſchaftlichen Schloſſe, das auf einer mäßigen Anhöhe liegt, mit einer Mauer umgeben iſt und gleichſam in einem großen Park mit hübſchen Anlagen und reizenden Spaziergängen liegt, in den ein Theil des Feiſtritzthales umgeſchaffen iſt. In dieſem Schloſſe befinden ſich eine werthvolle Sammlung von Alterthümern, eine ſchöne Rüſt- oder Waffenkammer, ein Prunkſaal, eine Kapelle; bemerkenswerth ſind außerdem noch das alte Burgverließ und die ſogenannte eiſerne Jungfrau. Vor dem Schloſſe liegt ein ſchöner Blumengarten. Die in dieſem Schloſſe aufgeſtellten Waffen übertreffen an Anzahl ſowol, als an Seltenheit gewiß jede andere Privatſammlung derlei Art in Öſterreich. Groß iſt die Anzahl ritterlicher Rüſtungen, denen, wie anderwärts, geſchichtlich berühmte Eigenthümer gegeben werden; ſo z. B. zeigt man eine Rüſtung von Götz von Berlichingen, eine andere von Ritter Eppelein von Gailingen, der bekanntlich durch einen Sturz von Nürnbergs Stadtmauern der Gefangenſchaft entging; ein altrömiſches Schwert mit dem eingegrabenen Namen Vindobona u. m. A. 3) Ein Feiſtritz an der Mur, auch Feiſtritz bei Peckau genannter, romantiſch gelegener Marktflecken im grätzer Kreiſe der untern Steiermark, am rechten Ufer der Mur, gegenüber dem Markte Peckau, am Eingange des waldſteiner Thales, zunächſt der wien-trieſter Eiſenbahn, welche hier vom linken auf das rechte Flußufer überſetzt, deſſen Kirche auf einer maleriſchen bewaldeten Anhöhe am Fuße höherer Berge ſteht, mit 86 Häuſern, unter denen ſich einige recht hübſche Gebäude befinden, 517 teutſchen Einwohnern, zwei Eiſenhämmern, einer Senſenſchmiede, einem aufgelaſſenen ſilberhaltigen Bleibergwerke, einer zum Bisthume Seckau gehörigen katholiſchen Pfarre, deren Sprengel von einem Prieſter des Ciſtercienſerſtiftes Rein verwaltet wird und über 2100 Seelen umfaßt, einer Schule, mehren Wirthshäuſern und zwei Jahrmärkten. Die Waſſerhebemaſchine des ſehr tiefen Schachtes, welche ſonſt ein Bach in Bewegung ſetzte, der in einem Stollen durch einen Berg hindurch geleitet iſt, und alle dazu gehörigen Pochwerke, Schmelzöfen, ſind jetzt außer Thätigkeit geſetzt. 4) Burg-Feiſtritz, windiſch Wisterza-Gresclnina, eine gräflich von Attemſiſche Herrſchaft im cillyer Kreiſe der untern Steiermark, mit einem Landgerichte und Werbbezirke von 42 Gemeinden und einer Volksmenge von mehr als 6000 Seelen. Dieſe Herrſchaft hat auch die Voigtei über die Kirchen zu St. Martin am Bacher und Ober-Pulsgau. Die Unterthanen ſind, wie in dieſem Lande überhaupt, in vielen Ortſchaften vertheilt, die im marburger und cillyer Kreiſe liegen. 5) Die zu dieſer Herrſchaft gehörige Gemeinde gleiches Namens, mit einem Schloſſe. 6) Windiſch-Feiſtritz, eine Stadt im Bezirke der Herrſchaft Burg-Feiſtritz im cillyer Kreiſe der untern Steiermark, windiſch Wisterza-Nusta genannt, fünf Meilen von der Kreisſtadt entfernt, am Feiſtritzbache gelegen, mit 134 meiſt netten, freundlichen Häuſern, 880 größtentheils windiſchen Einwohnern, welche Feld- und Weinbau trei-

Digitized by Google

ben, einer katholiſchen Dekanatspfarre des Bisthums Lavant, die von drei Geiſtlichen beſorgt wird, einer katholiſchen Kirche, Schule, mehren Gaſthöfen und dem Schloſſe Burg-Feiſtritz, welches geräumig, obgleich alterthümlich iſt. In der Nähe ſind an den Vorbergen des nahen Bachergebirges Brüche von herrlichem weißem Marmor. Die umliegende Landſchaft iſt überaus anmuthig und durch die an das Gebirge grenzende Fläche ſehr wechſelvoll. Durch dieſes Städtchen führt die wien-trieſter Poſtſtraße, an der hier ein Poſtamt und eine Station iſt, welche mit Marburg und Gonowitz Pferde wechſelt. Hier werden jährlich vier Jahr- und fünf Viehmärkte gehalten. Das ehemalige Minoritenkloſter und die heilige Geiſtkirche ſind längſt aufgelaſſen. (*G. F. Schreiner.*)

FEISTRITZ, heißen gar viele Ortſchaften und Gewäſſer in der öſterreichiſchen Monarchie, welche, wenngleich in jetzt von Teutſchen bewohnten Gegenden, doch ſchon im Namen ihren Urſprung verrathen. Die wichtigſten darunter ſind: 1) eine im Bezirke Hohenwang des brucker Kreiſes der Steiermark gelegene Herrſchaft mit einem Schloſſe, das unter dem 47° 33′ 40″ nördl. Br. und 33° 15′ 0″ öſtl. L. von Ferro liegt; in ſeiner Nähe befindet ſich ein Eiſenhammerwerk an einem von der Mürz abgeleiteten Mühlgange. In der Nähe des Schloſſes geht die erſte öſterreichiſche Staatseiſenbahn vorüber. 2) Ein Fluß im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes, welcher durch die Vereinigung der zwei Quellenbäche der weißen und ſchwarzen Feiſtritz gebildet wird, deren Quellen zwiſchen dem Wechſel und dem Pfaff dicht an der Grenze Öſterreichs liegen, ſofort durch den Zufluß von einer Menge von Bächen verſtärkt wird, das Thal, welches den Namen Ratten führt, bewäſſert, an den Märkten Pirkfeld und Anger vorüberſtrömt, in der ſogenannten Freienberger-Klamm von hohen, eng zuſammentretenden, Bergen, auf deren einem das ſtattliche Schloß Herberſtein liegt, auf ein ſchmales Bette eingeengt wird, hierauf in einem breiten, von freundlichen Höhen begrenzten, fruchtbaren Thale dahinfließt, bei Wilfersdorf die Ilz aufnimmt, an der Stadt Fürſtenfeld vorübergeht, ſodann auf einer kurzen Strecke die Grenze der Steiermark und Ungarns bildet und durch das eiſenburger Comitat des letztern Landes der Raab entgegengeht, in die ſie unterhalb St. Gotthardt fällt. Sie iſt ſehr fiſchreich, treibt eine Menge Mahl- und Sägemühlen und Stampfen. An dieſem Fluſſe muß es einſt Biber gegeben haben, denn es wurde im J. 1094 Rudolf, Graf von Saurau, als Gerhabe des Grafen von Wurmbrand mit dem Piber-Gjaid auf dem Feiſtritzfluſſe belehnt. 3) Ein Fluß im laibacher Kreiſe Oberkrains, der im Süden des Koſchatagebirges entſpringt, durch ein einſames, hochgelegenes Waldthal ſeinen Lauf nimmt, ſich durch den Loibler- oder Moſchenik- und Wamſchitzafluß verſtärkt, den gewerbreichen Markt Neumarktl bewäſſert, in einem ſehr tief eingeſchnittenen Bette, zwiſchen ausgedehnten Auen dahin fließt, viele Mühlen treibt und unter Schoje ſich in die Save ergießt. 4) Ein anderer viel bedeutenderer Fluß gleiches Namens, entſpringt in demſelben Kreiſe und Lande zunächſt der Grenze Kärnthens und der Steiermark aus verſchiedenen Quellenbächen, die am ſüdlichen Fuße der Oiſtritza zuſammenfließen, nimmt ſeinen Lauf durch ein waldreiches, einſames Thal des Hochgebirges, bis herab zum Städtchen Stein, wo die Berge mehr zurücktreten, und geht nun im wüſten, ſteinigen Bette, durch die Molniza verſtärkt, der Save entgegen, in die ſie bei Luſtthal, der Laibach gegenüber, in einer mit weit verbreiteten Auen beſetzten Gegend, fällt. 5) Ein Flüßchen, das im klagenfurter Kreiſe Kärnthens entſpringt, bald darauf aber in den marburger Kreis der Steiermark übertritt, zum Holzflößen benutzt wird, einer großen Gewerkſchaft nächſt Hohenmauthen dient und ſich bald darauf am linken Ufer in die Drau ergießt. 6) Eine gräflich von Lamberg'ſche Bezirksherrſchaft und Schloß im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes, welches mit dem Amte Steinbach vereinigt iſt. Der Werbbezirk umfaßt einen Flächenraum von 8156 n. ö. Joch und 1185 □ Klaftern und einen Stand der Bevölkerung von 2221 Seelen. Die Bezirksverwaltung hat im Schloſſe gleiches Namens ihren Sitz und erſtreckt ſich über die Gemeinden Blaindorf, Hainersdorf, Obergrün, Dambach, Hartmannsdorf, Kroisbach, Leiten, Neuſiedel und Steinbach. Das Schloß liegt in der Gemeinde Leiten, unfern vom rechten Ufer des gleichnamigen Fluſſes, und kommt in Urkunden ſchon im 15. Jahrh. vor. Die Unterthanen der Herrſchaft liegen theils im Bezirke gleiches Namens, theils ſind ſie in anderen Bezirken zerſtreut. 7) Eine Herrſchaft und Ortſchaft im Bezirke Rothenfels des judenburger Kreiſes der obern Steiermark, am Bache gleiches Namens, in der Nähe von St. Peter am Kammersbache gelegen, mit einem Schloſſe, das ſehr alt, aber noch bewohnt iſt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt ein ergiebiger Feldbau und Viehzucht. Im 13. und 14. Jahrh. gab es hier eigene Herren von Feiſtritz oder Viſtritz, deren Beſitzungen ziemlich ausgebreitet waren. Der Bach gleiches Namens bewäſſert die Gründe der Gemeinde. 8) Ein großes Dorf im Bezirke Paternion, im villacher Kreiſe Ober-Kärnthens, am rechten Ufer der Drau, an der von Villach nach Lienz führenden Poſtſtraße gelegen, mit einer eigenen, zum Bisthume Gurk gehörigen, katholiſchen Pfarre von 900 Seelen, von denen ungefähr 250 ſich zur evangeliſchen Kirche bekennen; einer Kirche und Schule, einem größeren Wirthshauſe, einer Pfarr- und einer Kirchengilt. Der Kirchthurm des Dorfes liegt 1701 wiener Fuß über dem Meeresſpiegel. 9) Eine Ortſchaft in der Nähe von Sachſenburg in Ober-Kärnthen, mit einem Eiſenhammer. 10) Windiſch-Feiſtritz im Roſenthale des klagenfurter Kreiſes. 11) Eine ehemalige Herrſchaft im Mühlkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, welche im J. 1438 mit Weitersfelden an die Grafen von Starhemberg kam. In dieſem Kreiſe iſt auch ein Fluß gleiches Namens, der nordwärts aus dem reichenſteiner Walde kommt und ſich bei Dornach mit der Feldäſt vereinigt. (*G. F. Schreiner.*)

FEITHIUS (Everhardus), gebürtig aus Elburg in Geldern im 16. Jahrh., ſtudirte auf der reformirten Akademie in Bearn, wo er ſich vorzüglich in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache auszeichnete, auch darauf in Frankreich als Lehrer des Griechiſchen in großes Anſehen

Digitized by Google

kam. Auf einer Reiſe nach Rochelle, wo er glücklich angekommen war, ging alle Spur von ſeinem Daſein ſo ganz verloren, daß auch ſelbſt gerichtliche Nachforſchungen nicht das Geringſte zu entdecken im Stande geweſen ſind. Die vorzüglichſten Gelehrten ſeines und des folgenden Jahrhunderts beklagten ſeinen geheimnißvollen Ausgang aus der gelehrten Welt mit Recht um ſo lebhafter, je wichtiger ſie alleſammt die Schriften fanden, die der ſo früh Geſchiedene hinterlaſſen hatte. Sie betreffen alle die griechiſchen Alterthümer, als Antiquitates Homericae; Respublica Atheniensium und Antiquitates Atticae. — Namentlich hat die erſte ſeiner hinterlaſſenen Schriften, außer daß ſie Gronovius in ſ. Thesaurus antiquitat. graec. T. VI. aufgenommen hat, nicht wenige Ausgaben erlebt unter dem Titel: Antiquitatum Homericarum Libri IV. (Lugd. Batav. 1677. Amstelod. 1725. Argentorati 1743. [Editio nova, prioribus multum emendatior, notis et indicibus aucta.]). Im 4. Buche handelt das 4. Capitel von der Muſik zu Homer's Zeiten, was im Gronov drei Folioſeiten einnimmt und in der letztgenannten Ausgabe S. 425—436 zu leſen iſt, worauf das Capitel vom Tanze folgt, als den beiden beliebteſten Vergnügungen der Alten, die auch meiſt vereint waren. Zunächſt werden die zu Homer's Zeiten üblichen Inſtrumente genannt, nämlich zwei Blaswerkzeuge: Aulos und Syrinx (Flöte und Panspfeife), und drei Saitenwerkzeuge: Kithara, Phorminx und Lyra, welche eins und daſſelbe nach Pollux's angeführtem Zeugniſſe geweſen ſein ſollen. Allein der Form nach waren ſie verſchieden, und ſo müſſen ſie auch dem Tone nach nicht völlig einerlei geweſen ſein. Sie waren mit ſieben Schafdarmſaiten bezogen, was mehre Stellen Homer's bezeugen; auch daß ſie mit dem Plectrum geſchlagen wurden. Der Geſang zu dieſen Inſtrumenten erſcholl vorzüglich bei Opfern und Gaſtmahlen. Auch die alten Helden trieben Geſang und Saitenſpiel. Dies die Hauptlehren, wofür zahlreiche Beweisſtellen der Alten beigebracht worden ſind. In der Odyſſee heißen Geſang und Tanz die Zierden des Gaſtmahls. Auch bei Opfern war Geſang und Tanz verbunden. Soviel aus dem Buche ſelbſt, damit man ſieht, was man darin zu ſuchen hat. (*G. W. Fink.*)

FEJÉREGYHÁZ, Weißkirchen, Bili Kostel, Albanus*), hübſches Dorf in Niederungarn, Kreis diſſeit der Donau, presburger Geſpanſchaft, tyrnauer Bezirk, ½ Stunde von Tyrnau, am roßindoler Walde, der gräfl. Brunßwikiſchen Familie gehörig, mit einem ſchönen Caſtelle, welches die Jeſuiten zu Tyrnau (Nagy Szombat) im J. 1719 bauten und 1768 erneuerten und verſchönerten, und wo ſie ſich, da dieſer Ort eine herrliche Gegend hat, ſehr oft in freien Stunden mit der auf der tyrnauer Univerſität ſtudirenden Jugend unterhielten. Als aus Tyrnau im J. 1777 die Univerſität nach Ofen und im J. 1784 die königl. Akademie nach Presburg verſetzt wurde, hörte zwar Fejéregyház auf, ein Unterhaltungsort der ſtudirenden Jugend zu ſein, wird aber noch jetzt von Naturfreunden aus Tyrnau wegen ſeiner Nähe fleißig beſucht. Die Einwohner ſind Katholiken. Der Ackerboden iſt ſehr gut und fruchtbar und wird daher zur erſten Claſſe gerechnet. (*Rumy.*)

*) So von den Jeſuiten in dem benachbarten Tornau genannt, die hier ein Gebäude zur Unterhaltung aufführten.

FEJÉR VÁRMEGYE (albenſer Geſpanſchaft). Unter-albenſer Geſpanſchaft (Comitatus Albensis inferior., ungariſch Alsó Fegér Varmegye). Geſpanſchaft im Großfürſtenthume Siebenbürgen. Sie grenzt gegen Weſten an Ungarn, gegen Süden an den hunyader und zarander Comitat, den ſzáßvároſcher, müllenbacher und reußmarkter Stuhl, gegen Oſten an den hermannſtädter Stuhl, mediáſcher Stuhl, und die kükülöer Geſpanſchaft, gegen Norden an den aranyoſcher Stuhl, die thordaer- und koloſcher Geſpanſchaft. Der Flächeninhalt dieſer Geſpanſchaft beträgt 76¼ □Meilen. In der Rangliſte der ungariſchen Geſpanſchaften Siebenbürgens nimmt Unter-Alba den erſten Platz ein. Die Einwohner ſind größtentheils Walachen und nähren ſich vom Feld-, Wein- und Bergbaue. Der Boden gehört zu den niedrigſten und fruchtbarſten Gegenden Siebenbürgens. Die größten Berge ſind an der ungariſchen Grenze der Vulkuj, in welchem ſchon ſeit den älteſten Zeiten auf Gold gebaut wird, die Balamiráſza, Sorlitza, Kirnik, Ketski, Cſaki. Das Klima iſt mild und warm, darum gedeihen auch der Weinſtock und die edleren Obſtgattungen trefflich. Unter den Gewäſſern iſt das anſehnlichſte und wichtigſte die Maroſch; ſie kommt aus der thordaer Geſpanſchaft, durchſtrömt Unter-Alba von Norden gegen Süden der Breite nach und tritt dann in die hunyader Geſpanſchaft. Der Kokelfluß, welcher in dem kükülöer Comitate unfern der Grenze des Unter-Albenſer aus dem Zuſammenfluſſe der großen und kleinen Kokel entſteht, durchſtrömt einen Theil der Geſpanſchaft und fällt bei Mihályfalva in die Maroſch. Die große Aranyoſch entſpringt im biharer Gebirge an der ungariſchen Grenze, nimmt bei Topánfalva die ebenfalls weiter ſüdlich in dem nämlichen Gebirge entſpringende kleine Aranyoſch auf, tritt in die thordaer, aus dieſer wieder in die albenſer und dann neuerdings in die thordaer Geſpanſchaft, in welcher ſie ſich bei Soós Szent Márton in die Maroſch ergießt. Schon der Name dieſes Fluſſes (Aranyos, von arany, Gold) deutet auf jene Eigenſchaft, welche ihn vorzüglich merkwürdig macht; er führt häufigen Goldſand mit ſich und an ſeinen Ufern befinden ſich mehre Goldſeifenwerke. Auch in dem Amroj, welcher ober Zolathna in der Nähe des Berges Vulkuj entſpringt und bei Karlsburg in die Maroſch fällt, wird Gold gefunden. — An Producten aller Art iſt dieſe Geſpanſchaft einer der fruchtbarſten Theile Siebenbürgens. Der größte Theil der ſiebenbürgiſchen Goldbergwerke liegt in derſelben, als Offenbánya, Abrudbánya, Verespatak, Bráza, Fatzebája, Kuſchena u. a. m. Auch Silber, Queckſilber, Spießglas, Kochſalz wird gewonnen. Die Brodfrüchte gedeihen ſehr gut; Wein wird in Menge, und bei Igen, Czélna und an andern Orten von vorzüglicher Güte erzeugt. Die Gegend um Karlsburg bringt veredeltes Obſt von vorzüglicher Größe und Güte hervor. Wälder ſind in bedeutender Menge vorhanden und von mannichfaltigen Gattungen Wild belebt. Die Maroſch liefert

Digitized by Google

treffliche Fiſche. Die Viehzucht iſt in dieſer Geſpanſchaft nicht ſo ſtark wie in den an der moldauiſchen und walachiſchen Grenze gelegenen Theilen des Landes, wo die weitläufigen, weidereichen Grenzgebirge und die Überwinterung in der Moldau und Walachei dieſen Nahrungszweig vorzüglich begünſtigen.

Die Geſpanſchaft wird in zwei Kreiſe (Cirkel) und jeder derſelben wieder in ſechs Bezirke (Proceſſe) getheilt.

Oberer Cirkel.

Albenſer Bezirk mit	18	Ortſchaften.
Alvinzer Bezirk mit	16	—
Klein enyeder Bezirk mit	12	—
Offenbányer Bezirk mit	5	—
Magyár Igener Bezirk mit	28	—
Zalathner Bezirk mit	12	—
	91	Ortſchaften.

Unterer Cirkel.

Baláſchfalver Bezirk mit	15	Ortſchaften.
Maroſch Ujvarer Bezirk mit	16	—
Csomporder Bezirk mit	19	—
Nagy enyeder Bezirk mit	18	—
Pokafalver Bezirk mit	14	—
Szent Benedker Bezirk mit	16	—
	98	Ortſchaften.

Die ganze Geſpanſchaft enthält folglich 189 Ortſchaften, darunter eine königl. Freiſtadt, 13 Marktflecken, 174 Dörfer und 2 Prädien. (*v. Benigni.*)

FEJÖE. 1) eine Inſelgruppe an der weſtlichen norwegiſchen Küſte, eine Meile vom Lande, in Nordhordslehn's Voigtei, Amts Süd-Bergenhuus. Auf der einen Inſel ſteht die Kapelle Fejöe, zum Filial Öſtrem in der Pfarrei Lindaas gehörig.

2) Fejöe, eine fruchtbare däniſche Inſel, 1/2 Meile nordwärts von Laaland, unterhalb Famöe (ſ. d. Art.), 3/4 Meile lang, 1/8—1/4 Meile breit, mit einem Areal von 1/8 □Meile und 800 Einwohnern in 98 Höfen, 86 Häuſern und zwei Mühlen. Die Inſel gehört zum Kreiſe Fugelſe, Amts Mariboe, bildet einen eigenen Diſtricts-Gerichtsſprengel (Birkeret) und, einſchließlich der benachbarten kleinen Inſel Skalöe und der entferntern Veirö, ein eigenes Kirchſpiel. Die Einwohner treiben Kornbau und Dorſchfiſcherei. (*v. Schubert.*)

FEKETE-HALOM, latein. Cidinum, auch Villa Cidinis, teutſch Schwarzburg Zeyden, Zeiden, und wallach. Kotle, Kotlia, auch Koe genannt. 1) Ein Kreis des kronſtädter Diſtricts des Landes der Sachſen im Großfürſtenthume Siebenbürgen, deſſen Oberfläche gebirgig iſt, und der theils von Sachſen und Walachen bewohnt, theils von Magyaren bevölkert iſt. 2) Einer der vier Märkte des Burgenlandes im Kreiſe gleiches Namens, am Fuße des Zeidenberges und am linken Ufer des Neugraben- oder ſogenannten großen Baches in maleriſcher Gegend gelegen, mit 738 Häuſern, unter denen das auf dem Markte ſtehende Kaufhaus bemerkenswerth iſt, 3210 Einwohnern, welche größtentheils Sachſen und nur zum kleinſten Theile Walachen ſind, einer zum burgenländer Capitel gehörigen evangeliſchen und einer griechiſch nicht unirten Pfarre und Kirche, einem Bethauſe der Evangeliſchen augsburgiſcher Confeſſion, welche eine mit Gräben und Mauern verſehene Kirchenbefeſtigung, ſtatt der einſtigen ſie beſchützenden Burg, hat, einer Schule und einer ſtarken Induſtrie, indem die Bewohner viele Halbleinwand aus Flachs und Baumwolle verfertigen und davon jährlich mehre Tauſend Ellen abſetzen. Der Ort iſt auch geſchichtlich merkwürdig, indem der Markt Zeiden und ſeine Burg die letzten waren, die ſich dem ungariſchen Könige Karl Robert unterwarfen. Am 4. Sept. 1595 traf Siegmund Báthory mit ſeiner Leibwache aus Weißenburg hier ein, fand 24,000 Székler, 13,000 Ungarn und 4000 Sachſen hier verſammelt, und drang mit dieſer Macht am 7. Sept. durch den törzburger Paß in die Walachei ein, lagerte ſich bei Rukur, ſchlug im weiteren Vorrücken die türkiſche Macht über die Donau zurück und eroberte am 7. Nov. die Feſtung Gyurgewo. Der Ort mag früher wol größer geweſen ſein, als jetzt, wie man aus den vorhandenen Mauerreſten erſehen kann. 3) Der Zeidnerberg, mit den auf dem ſüdlichen Abhange gelegenen Ruinen des alten Schloſſes Schwarzburg (Fekete Halom), deſſen einige Urkunden vom J. 1364 gedenken. (*G. F. Schreiner.*)

FEKETE-ÜGY, 1) ein Fluß Siebenbürgens, welcher im oberen Bezirke des kézdier Stuhles des Széklerlandes aus den Gebirgen Törnlö-Sark und Mihálz des öſtlichen Höhenzuges entſpringt, eine Menge von Bächen aufnimmt, an vielen Ortſchaften vorüberfließt und gleich unterhalb Farkasvágó, nach einem Laufe von 18 Stunden, am linken Ufer in den Altfluß fällt. Sein Flußgebiet nimmt das ſüdöſtliche Landeseck ein, iſt ſehr ausgebreitet und umfaßt das Gebiet von 92 Ortſchaften. 2) Ein nach dieſem Fluſſe benannter Bezirk (Gerichtsſtuhl, Processus) des háromſzéker Stuhls des Széklerlandes; er erſtreckt ſich zwiſchen dem 45° 31′ 30″ und 45° 54′ 30″ nördl. Br. und vom 43° 23′ 30″ bis zum 43° 48′ öſtl. L., enthält 17 Dörfer und vier Prädien, wird von dem Fekete-Ügy- und dem Altfluſſe und einer Menge von Bächen bewäſſert, und grenzt zum Theil an das Fürſtenthum der Walachei. (*G. F. Schreiner.*)

FEKI (Orden des), Kakekigo-Orden. Der reiche, blinde Feki in Japan, der um das Jahr 1150 lebte, ſammelte eine Menge Blinder um ſich, ordnete ihre Lebensweiſe nach beſtimmten Regeln zu gemeinſchaftlicher Unterſtützung, Frömmigkeit und Thätigkeit. Der treue Bruder Kakekigo, mit geſunden Augen, half ihm hierbei ſo treulich, daß er den Namen erhielt: „Das Auge des Ordens." Nach Feki's Tode ſchien die Geſellſchaft mit Auflöſung bedroht. Der Kaiſer wollte ihr auch die letzte Stütze nehmen, indem er Kakekigo in ſeinen Dienſt begehrte. Der weigerte ſich jedoch, und um auf immer den kaiſerlichen Anträgen zu entgehen, riß er ſich ſeine Augen aus und ſendete ſie dem Kaiſer als einzige Gabe, die er bieten könne. Solcher Edelmuth rührte den Kaiſer. Zur Verewigung dieſes heroiſchen Entſchluſſes erhob der Kaiſer den Verein der Blinden zu einem Orden, ſtellte ihn

Digitized by Google

unter ſeinen unmittelbaren Schutz, erklärte ſich und ſeine Nachfolger zum „Auge des Ordens," und von ſeinen Hofleuten und Beamten Viele zu „Unteraugen" und verſüßte ſo den Blinden das Leben, wie er ihnen die Thätigkeit zu nützlichen Zwecken erhielt. Das Ordenszeichen war ein goldenes Schild, worauf ein offenes und zwei geſchloſſene Augen ſich zeigten. Ob dieſer Orden jetzt noch beſteht, iſt unbekannt, aber ſehr zu bezweifeln, da neuere Reiſebeſchreiber ſeiner nicht erwähnen. Daß er aber im 18. Jahrh. noch blühte, weiß man; ſ. Biedenfeld, Erloſchene Orden. S. 88. (*F. Gottschalck.*)

FEKISADO, oder die blinden Feki, eine alte halb geiſtliche, halb weltliche Geſellſchaft in Japan, zu der die größten Männer des Reiches, wenn ſie blind waren, gehörten. Feki bezeichnete urſprünglich eine der mächtigſten Familien in Japan. Noch früher gab es eine ähnliche Geſellſchaft, die Buſſetz-Sado oder die blinden Buſſetz. Dieſe beſteht jetzt aus Geiſtlichen, deren Regeln und Gebräuche von denen der Jammabos wenig abweichen. Ihr Stifter war Sannimar, ein Sohn des Kaiſers Jangino Mikaddo, ſehr ſchön, der Geliebte einer kaiſerlichen Prinzeſſin, deren Tod ihm ſo zu Herzen ging, daß er vor Kummer blind wurde. Um das Andenken an dieſes ſein Unglück und zugleich an die ſo innig geliebte Prinzeſſin zu erhalten, ſtiftete er eine Geſellſchaft, in die nur Blinde aufgenommen wurden. Dieſe hatte bald einen ſo glücklichen Fortgang, daß ihr Ruhm ſich über das ganze Reich verbreitete. Aber der Krieg zwiſchen den mächtigen Familien der Feki und Gendzi um die Mitte des 12. Jahrh. veranlaßte die Stiftung der Fekiſado, welche bald den Buſſetz-Sado den Rang abliefen, ſodaß dieſe immer mehr Glieder verloren und jetzt nur noch aus geiſtlichen Perſonen beſtehen. In dem erwähnten Kriege nämlich wurden erſt die Feki von dem Dairi unterſtützt und ſie ſiegten über die Gendzi. Aber nun wurde das Haupt der Feki nebſt den Seinen ſo übermüthig, daß ſie ſelbſt dem Dairi trotzten. Dieſer hob alſo die Gendzi wieder, ermunterte ſie zum Kriege und verſprach ihnen Beiſtand. Jetzt waren die Gendzi ſiegreich, ſchlugen die Feki ſelbſt bei Simonoſaki bis zur Vernichtung und nahmen den tapferſten Feldherrn Kakekigo gefangen. Zwar ſuchte dieſen Joritomo, der Feldherr der Gendzi, durch gütige Behandlung zu verſöhnen und ihn zu bewegen, daß er in ſeine Dienſte treten möchte. Aber Kakekigo verweigerte alles, ſo ſehr er auch erkannte, daß er dem Joritomo das Leben verdanke. Ich kann, ſagte er, dich nicht anſehen, ohne den Wunſch zu fühlen, dir den Kopf abzuſchlagen. Ich will daher zum Zeichen meiner Dankbarkeit die dir ſo gefährlichen Augen dir opfern. Zugleich riß er ſich ſchnell die Augen aus und überreichte ſie dem Joritomo. Erſtaunt über ſolche Entſchloſſenheit ſetzte er den General ſogleich in Freiheit. Dieſer ging nun nach der Provinz Fiuga, lernte hier ein muſikaliſches Inſtrument ſpielen und ſtiftete die Geſellſchaft der Feki-Blinden, die er nach ſeinem unglücklichen Herrn, dem er auch im Tode nicht treulos wurde, benannte. Dieſe Geſellſchaft breitete ſich nun ſchnell immer mehr aus und nahm Perſonen von jedem Stande und jeder Lebensart auf. Die Mitglieder ſcheeren ſich das Haupt nicht, wie die Buſſetz-Sado, bleiben weltlichen Standes und tragen weltliche Kleider, die aber doch nach Jedes Rang und Würde verſchieden ſind. Sie leben nicht von Almoſen, ſondern ſuchen durch allerlei Beſchäftigungen ihren Unterhalt zu gewinnen, vornehmlich durch Muſik, die ſie an den Höfen der Fürſten oder bei Feſten und Proceſſionen machen. Sie ſind durch das ganze Reich zerſtreuet, ihr General aber (Oſiokf) reſidirt immer in Miako, hat die Caſſe der Geſellſchaft unter ſich und bekommt vom Dairi eine Penſion. Er regiert das Ganze und hat zehn Räthe zu Gehilfen, die Sin Ro heißen. Ihre Macht erſtreckt ſich über Leben und Tod, doch muß ihr Spruch vom oberſten Richter in Miako unterzeichnet werden. In den verſchiedenen Provinzen ſind untergeordnete Vorſteher, Kengio, d. h. Provinzialväter, genannt. Einen höheren Titel hatte auch der erſte Stifter nicht geführt, aber als die Geſellſchaft wuchs, mußte über die Kengios ein oberſter Gerichtshof geſetzt werden. Ein Kengio hat wieder ſeine Kotos oder Räthe bei ſich und außerdem mehre Diener in abſteigender Subordination. Der gemeine Haufe der Blinden heißt Mukwan, trägt keine Hoſen und iſt in vier Quans oder Rangordnungen getheilt. Die Kengios tragen lange Hoſen. Alle fünf Jahre müſſen ſich die untergeordneten Diener einen neuen und höheren Titel für Geld von ihrem Kongio kaufen; wird dies verſäumt, oder können ſie nicht zahlen, ſo werden ſie in einen geringeren Rang verſetzt. Nach und nach kann man ſo zur Würde eines Koto und Kengio gelangen. Kämpfer's Geſchichte von Japan I. S. 292 fg. (*Richter.*)

FELBER-TAUERN, ein hohes Gebirgsjoch im Kreiſe im Puſterthale und an der Eiſack in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, das einen Theil des windiſch-matreyer Tauerns ausmacht. Dieſes hohe Schneejoch liegt in der Tauernkette, die ſich längs der Grenze Tyrols und Salzburgs hinzieht. Ein beſchwerlicher Saumweg führt von Lienz aus an dem vier Stunden von Windiſch-Matrey entfernten Felber-Tauernhauſe vorüber nach dem ſalzburgiſchen Markte Mitterſill. Bei heiterem Wetter iſt der Übergang über dieſes Joch mit dem Genuſſe unbeſchreiblicher Schönheiten verbunden. Zu oberſt liegen ewiger Schnee und Eis, die aber am Übergange ſelbſt von geringem Umfange. Auf jeden Fall iſt der Gang über das Joch nicht ohne Führer zu wagen. Unweit der Höhe liegt der Felberſee, aus welchem der Felberbach entſpringt und einem Seitenthale des Pinzgaues von drittehalb Stunden Länge den Namen gibt. Dieſer Bach bildet über eine Wand ins eigentliche Thal einen ſchönen Waſſerfall. Am jenſeitigen Fuße des Gebirges iſt wieder ein Tauernhaus für diejenigen Wanderer, die von Mitterſill herkommen *). Das Dorf Felbm, auch Felben, im Landgerichte Mitterſill des Herzogthums Salzburg, aus zerſtreut liegenden Häuſern beſtehend, liegt am Anfange des ſchönen grasreichen Thales, das ſich am Fuße des hohen Felberntauerns endet, es hat eine Filiale von Mitterſill. (*G. F. Schreiner.*)

*) ſ. Beda Weber, Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reiſende. (Insb. 1838.) 3. Bd. S. 146.

Digitized by Google

FELBIGER (Johann Ignatz von), geb. am 6. Jan. 1724 zu Groß-Glogau in Schleſien von katholiſchen Ältern. Er ſtudirte zu Breslau Theologie, und trat dann 1746 in das fürſtl. Stift Canonicorum regularium Ordinis S. Augustini Congregationis Lateranensis Unſerer Lieben Frauen zu Sagan in Schleſien. Im J. 1758 ward er Erzprieſter des ſaganiſchen Kreiſes und bald nachher Abt und Prälat. Im J. 1774 rief ihn die Kaiſerin Maria Thereſia nach Wien, wo er Generaldirector des Schulweſens in den k. k. Staaten ward. Von Joſeph II. der Oberaufſicht über die Normalſchulen in den öſterreichiſchen Staaten entbunden, ging er 1782 nach Presburg. Er ſtarb als Propſt des dortigen Collegiatſtiftes am 17. Mai 1788[1]).

Schon während ſeines Aufenthalts in Sagan hatte er ſich viel mit Pädagogik beſchäftigt, und ſich von der Nothwendigkeit einer Reform des katholiſchen Erziehungsweſens überzeugt. Die erſten Schritte hierzu that er in ſeinem Stifte. Die darin herrſchenden Mängel und Misbräuche waren ihm längſt fühlbar geworden. Um ſie zu beſeitigen, reiſte er nach Berlin. Seine Hauptabſicht war, die Einrichtung der dortigen Realſchule, in welcher die Hähn'ſche Literalmethode eingeführt worden war, näher kennen zu lernen. Er ſchickte auch zwei Lehrer, die er für die Schule zu Sagan beſtimmt hatte, nach Berlin, um Methodik zu ſtudiren. Nach ihrer Rückkehr und mit ihrer Hilfe gelang es ihm, obgleich mehrfach gehemmt durch Bigotterie und Widerſetzlichkeit gegen jede Neuerung, raſche Schritte zu thun für die von ihm beabſichtigte Reform, die er, unterſtützt vom Könige, auf alle katholiſche Schulen ausdehnte. Der Schulverbeſſerungsplan, den er der königl. Kammer vorgelegt, bewirkte die Errichtung von Seminarien, in denen ſich jeder künftige Prieſter mit der verbeſſerten Schulmethode bekannt machen mußte. Zu Sagan ſelbſt hatte Felbiger eine Vorbereitungsanſtalt errichtet, nach deren Muſter ähnliche Inſtitute an andern Orten Schleſiens ins Leben traten. In dem Hauptſeminare wurden die Directoren und Lehrer durch Felbiger ſelbſt unterrichtet, und die von ihm verfaßten Schulbücher in einer eigenen Druckerei im Stifte Sagan gedruckt. Obgleich ein zu ſtarrer Anhänger der Hähn'ſchen Literalmethode, erwarb ſich Felbiger doch durch Lehre und Schriften und durch ſeine zweckmäßigen Verbeſſerungen große Verdienſte um das katholiſche Schulweſen, durch den raſtloſen Eifer, mit welchem er viele Misbräuche zu bekämpfen ſuchte. Schon 1763 ließ er eine vorläufige Nachricht von beſſerer Einrichtung der Trivialſchule zu Sagan drucken und gleichzeitig eine Inſtruction für die katholiſchen Schullehrer. Das 1764 zu Sagan von ihm herausgegebene Buchſtabir- und Leſebüchlein iſt ein bloßer Abdruck des Hähn'ſchen, mit einer Vorrede begleitet. In einer eigenen Schrift, zu Sagan 1765 gedruckt, ſtellte er das Allgemeine und Weſentlichſte über die von ihm unternommene Verbeſſerung der ſchleſiſchen Trivialſchulen zuſammen. Aus den mehrfachen Verordnungen und Inſtructionen, die zur Verbeſſerung der Trivialſchulen erlaſſen worden, wies er die Unterricht ertheilenden Lehrer in einem zu Sagan 1766 gedruckten Büchlein auf ihre Pflichten hin. Für die erſte Schulclaſſe ſchrieb er einen römiſch-katholiſchen Katechismus. (Sagan 1765. N. A. ebd. 1768.) Auch für den Unterricht in den niedern Schulen verfaßte er chriſtliche Grundſätze und Lebensregeln. (Sagan 1768.) Gleichzeitig erſchien von ihm eine ausführliche Nachricht von der erſt zu Sagan, dann aber in ganz Schleſien und in der Grafſchaft Glatz unternommenen Verbeſſerung der katholiſchen Schulen. (Sagan 1768.) In einem ähnlichen Kreiſe bewegte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, ſeit er in Wien Generaldirector des Schulweſens für die öſterreichiſchen Staaten geworden war. Auch in den dortigen Normalſchulen führte er die Literalmethode ein. Er ſprach ſich darüber aus in ſeiner 1774 zu Wien in Fol. gedruckten allgemeinen Schulordnung. Für ſeine Zwecke ſchrieb er ein A-B-C- und Namenbüchlein (Wien 1774.), ein Leſebuch für die Schüler der deutſchen Schulen in den k. k. Staaten (ebend. 1774.), ein Rechenbuch (ebend. 1774.), ein Methodenbuch (ebend. 1775.) und mehre ähnliche Schriften. Viele Auflagen erlebte vorzüglich ſein Katechismus für die k. k. Staaten. (Wien 1777.) Auch einzelne Schriften über Katechetik empfehlen ſich durch ihre Zweckmäßigkeit. Von den allgemeinen und weſentlichſten Lehren der katholiſchen Religion gab er eine gedrängte Überſicht. (Wien 1777.) Seinem Kern der bibliſchen Geſchichte alten und neuen Teſtaments (Bamberg 1777.) fügte er die Hauptlehren der chriſtlichen Moral bei. Über Beſchaffenheit der Normalſchulen in den öſterreichiſchen Staaten und beſonders der Hauptnormalſchule zu Wien gab er in einer eigenen Schrift (Wien 1781.) nähere Auskunft. Auch nach andern Richtungen hin, verbreitete ſich ſeine gemeinnützige Thätigkeit. Den Landmann ſuchte er über die Unſchädlichkeit der Blitzableiter zu belehren in der von ihm verfaßten Schrift: Die Kunſt, Thürme oder andere Gebäude vor den ſchädlichen Wirkungen des Blitzes durch Ableitungen zu bewahren. (Breslau 1771.) Auch noch ſpäter kam er auf dieſen Gegenſtand zurück in dem anonym zu Wien 1787 erſchienenen Buche: Wie weit gewähren wol Gewitterableiter Sicherheit? Aus dem Franzöſiſchen überſetzte er (1773) Lambert's Vorſchläge zu verbeſſerten meteorologiſchen Beobachtungen. Er ſelbſt hatte ſchon früher in einer kleinen Schrift (Sagan 1771. 4.) Vorſchläge gethan, wie die Nordlichter zu beobachten. Felbiger's Bildniß befindet ſich vor dem 19. Bande der Allgem. teutſchen Bibliothek[2]).

(*Heinrich Döring.*)

FELD. I. Feld (und dazu Gehöriges in landwirthſchaftlicher Hinſicht). Unter Feld in landwirthſchaftlicher

---

1) Schon einige Jahre früher hatte ſich das Gerücht ſeines Todes verbreitet. ſ. Ehrhardt in dem Journal von und für Teutſchland. 1785. 11. St. S. 469 fg.

2) Vergl. Streit's Alphabet. Verzeichniß ſchleſiſcher Schriftſteller. Ehrhardt in dem Journal von und für Teutſchland. 1785. 11. St. S. 469 fg. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen. (Schnepfenthal 1802.) S. 330 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 297 fg. (mit einem vollſtändigen Verzeichniß von Felbiger's zahlreichen Schriften).

Digitized by Google

Hinſicht verſteht man, im Gegenſatze zu Wieſe, Wald, Weide ꝛc., alle diejenigen tragbaren Grundſtücke, die einem regelmäßigen Ackerbaue unterworfen ſind, d. h. nach einer beſtimmten Ordnung gedüngt, mit dem Pflug oder anderen Ackerwerkzeugen bearbeitet und mit verſchiedenen landwirthſchaftlichen Gewächſen in der Art beſtellt werden, daß ſie nur höchſt ſelten mehre Jahre hinter einander unbearbeitet liegen bleiben, ſondern faſt jedes Jahr eine regelmäßige Beackerung erhalten, und eine andere Frucht tragen, auch von Zeit zu Zeit gedüngt werden. Es iſt demnach Feld ziemlich gleichbedeutend mit *Acker* (ſ. d. Art.), Acker- oder Pflugland, und in mehren Fällen kann man ſich, wie es auch im gemeinen Leben gar oft geſchieht, gleicherweiſe des einen oder des andern Wortes für denſelben Gegenſtand bedienen; doch gibt es auch einen Unterſchied in der Bedeutung dieſer beiden Wörter, der in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht unbeachtet bleiben darf und ſelbſt von dem gewöhnlichſten praktiſchen Landwirthe ſelten außer Acht gelaſſen wird. Unter Acker verſteht man nämlich blos das Allgemeine, unter Feld, könnte man ſagen, daneben noch das Beſondere. Jedes Stück Land, das ſich pflügen läßt, und von Zeit zu Zeit wirklich gepflügt oder mit andern Ackerinſtrumenten bearbeitet wird, pfluggängig, pflügbar iſt, führt den Namen Acker, Ackerland gradehin, ohne irgend eine Rückſicht auf die Art ſeiner Benutzung. Nennt man es aber Feld, ſo hat man dabei jedes Mal auch ſeine in einer beſtimmten Ordnung regelmäßig wiederkehrende Beackerung, Düngung und Beſtellung mit im Sinne. So heißt bei der *Dreifelderwirthſchaft* (ſ. d. Art.) das Drittheil des geſammten pflügbaren Landes, welches, der Regel dieſer Wirthſchaftsform gemäß, alljährlich brach liegen oder mit ſogenannten *Brachfrüchten* (ſ. d. Art.) beſtellt ſein ſoll, „Brachfeld,“ nicht „Brachacker.“ Der letzteren Benennung bedient man ſich dagegen, um den Theil dieſes Feldes zu bezeichnen, der wirklich brache liegt, wenn er grade ſeine Brachbearbeitung erhält, und man ſagt in dieſer Beziehung z. B.: „der Brachacker macht ſich dieſes Jahr ſehr gut, oder ſehr ſchön,“ d. h. ſeine Bearbeitung fällt ihrem Zwecke entſprechend aus. Ebenſo gibt es bei dieſer Wirthſchaftsform keinen Winter- und keinen Sommeracker, wol aber ein Winter- und Sommerfeld. Ferner hat man keine ſechs-, ſieben-, acht-, neun- ꝛc. ackrige *Fruchtwechſelwirthſchaft* (ſ. d. Art.), wol aber eine ſechs-, ſiebenfeldrige, d. h. eine ſolche, bei der das ſämmtliche Ackerland in dieſer Zahl entſprechende gleich oder doch ziemlich gleich große Abtheilungen (Felder, Schläge) gebracht iſt, die in einer feſtgeſetzten Ordnung regelmäßig nach einander gedüngt und beſtellt werden. — Auch bedient man ſich des Wortes Acker gar nicht, oder doch nur ausnahmsweiſe und dann wol nicht richtig, wenn man ein mit einer gereiften Frucht beſtelltes Stück Land bezeichnen will. Man ſagt z. B. nicht: „den *Roggenacker*,“ ſondern „das *Roggenfeld*,“ nicht: „den *Kleeacker*,“ ſondern „das *Kleefeld*“ ꝛc.

Feldflur, Feldmark. Darunter begreift man ſämmtliche zu einer Ortſchaft, ſei es Stadt, Flecken oder Dorf, ſowie zu jedem einzelnen Gute gehörigen Grundſtücke an Feldern, Wieſen, Weiden, Waldungen ꝛc. Die Grenzen der Feldmarken oder Fluren ſind in der Regel (oder ſollten es doch wenigſtens ſein) genau beſtimmt und bezeichnet, und zwar Letzteres auf verſchiedene Weiſe, bald mit Bäumen, bald mit Säulen, oder Gräben, Rainen, Erdhaufen (den ſogenannten Malen oder Malhaufen) und Steinen. Letztere Bezeichnungsart, in Verbindung mit Grasrändern (Rainen), auch wol Gräben, kommt am häufigſten vor. In vielen Gegenden herrſcht die Sitte, daß an einem beſtimmten Tage, gewöhnlich am Walpurgistage, (den 1. Mai), oder am Mittwoch nach Pfingſten, von den Gliedern der Gemeinde die Grenzen umzogen (der Flurzug gehalten) und dabei die Markzeichen, Grenzſteine ꝛc. beſichtigt, auch die verfallenen oder unſcheinbar gewordenen wieder aufgerichtet, hergeſtellt und ſichtbar gemacht werden. An dieſem Flurzuge, der zu den ländlichen Feſtlichkeiten gehört, nimmt in der Regel Alt und Jung Theil, auch wohnt ihm häufig eine Gerichtsperſon bei.

Feldraine, nennt man diejenigen bald breiteren, bald ſchmäleren Raſenſtreifen, welche nicht nur zur Abgrenzung ganzer Feldmarken oder Fluren, ſondern auch zur Scheidung der einzelnen in einer Flur liegenden, verſchiedenen Beſitzern gehörigen Grundſtücke, vorzugsweiſe der Felder, dienen und den Grenzſtreitigkeiten vorbeugen ſollen. Sie führen manche Nachtheile mit ſich, indem ſie mit Landverſchwendung verbunden ſind, den Mäuſen und anderem Ungeziefer einen Zufluchtsort darbieten, zu Felddiebſtählen, unter dem Vorwande des Abgraſens, häufig Veranlaſſung geben und ſogar, wenn ſie für ſich allein zur Grenze dienen ſollen, nicht ſelten Zwiſtigkeiten zwiſchen den Nachbarn herbeiführen, indem bald der eine, bald der andere, bald auch alle beide von dem Raſenrande heimlich etwas zu ihren Feldern hinzupflügen und ſich gegenſeitig zu bevortheilen ſuchen. In dieſem Falle befördern ſie das, was ſie verhüten ſollen, nur deſto mehr. Feldraine ſollten daher nie für ſich allein, ſondern nur in Verbindung mit genau geſetzten und auf der Flurkarte verzeichneten Grenzſteinen, zur Grenzſcheide zwiſchen zwei Grundſtücken dienen und jederzeit ſo ſchmal wie möglich gehalten werden. Übrigens iſt nicht unbemerkt zu laſſen, daß das auf ihnen wachſende Gras ſich faſt jedesmal durch Nahrhaftigkeit auszeichnet und von dem Vieh beſonders gern gefreſſen wird.

Feldschäden, nennt man alle die Beſchädigungen, Verheerungen und Beeinträchtigungen, welche den Feldern ſowol wie den darauf ſtehenden Früchten, theils durch Naturereigniſſe (Hagel, Waſſerfluthen, Fröſte, Stürme ꝛc.), theils durch räuberiſche Hände und Thiere, namentlich durch Wild, Mäuſe ꝛc., durch mehre Arten von Vögeln und beſonders durch zahlreiche Inſekten und Würmer, durch Raupen und andere Larven verſchiedener Art, durch Käfer, Regenwürmer ꝛc., zugefügt werden und nicht ſelten dem Landwirthe großen Verluſt bringen. Gegen die erſtgenannten vermag derſelbe in ſeiner Abhängigkeit von der Natur an ſich freilich nur wenig; aber er iſt doch im Stande, den für ihn möglicherweiſe daraus entſtehenden Verluſt ſehr zu mäßigen durch verſchiedene

Digitized by Google

Verſicherungen (Hagelaſſecuranzen) und durch zweckmäßige Vorkehrungen, z. B. durch fleißige und ſorgfältige Bearbeitung der Felder, durch Gräben, Waſſerabzüge, Dämme, Erdfänge ꝛc., zur Ableitung des Waſſers, zum Schutze gegen deſſen Andrang und zum Auffangen des von ihm den Feldern entführten Erdreichs. Gegen räuberiſche Hände ſchützen am beſten Wachſamkeit, die durch Zuſammenwirken der Grundſtückbeſitzer, ſowie durch aufmerkſame Feldhüter (Flurſchützen) ſehr erleichtert wird, und eine gute Feldpolizei (ſ. d. Art.), die leider in den meiſten Ländern und Staaten noch viel zu wünſchen übrig läßt. Gegen das Wild, Mäuſe, näſchige Vögel ꝛc. helfen Verminderung und Verſcheuchung dieſer Thiere durch Tödtung, achtſame Hüter und verſchiedene ſie abhaltende Mittel. Der Kampf mit den Inſekten, Würmern ꝛc. iſt zur Zeit noch am ſchwierigſten, weil ihr Erſcheinen und ihre oft über alle Begriffe ſtarke Vermehrung ſo raſch vor ſich gehen und von ſo vielen größtentheils noch unbekannten Umſtänden abhängen, daß man ſich gegen ſie im Voraus nicht hinlänglich zu ſichern im Stande iſt. Zuverläſſige Mittel dagegen kann nur ein ſorgfältiges Studium der Natur dieſer Thiere, die zum Theil noch in großes Dunkel gehüllt iſt, nach und nach an die Hand geben, und es beweiſt dies, wie wichtig es für den Landwirth iſt, dieſem Studium ſelbſt nach Möglichkeit obzuliegen, weil er die beſte Gelegenheit dazu hat. Er darf es ja nicht als etwas für ihn Unbedeutendes gering achten; denn der Schade, der alljährlich durch Inſekten ꝛc. angerichtet wird, iſt von einem außerordentlichen, kaum glaublichen, Umfang. Es iſt in der neuern Zeit zwar viel in dieſer Hinſicht geſchehen, auch manches wirkſame Gegenmittel gegen dieſe Thiere entdeckt worden, es bleibt hier aber noch viel zu thun übrig; im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß eine dem vorliegenden Boden und Klima angemeſſene Auswahl der anzubauenden Gewächſe und eine zweckmäßige, ſorgſame Beſtellung derſelben, ſowie Ordnung und Reinlichkeit bei der Aufbewahrung der Früchte, viel zur Verminderung der von Inſekten ꝛc. ausgehenden Beſchädigungen beitragen können.

Feldwirthschaft, Felderwirthschaft. Unter der erſteren verſteht man im Allgemeinen ziemlich daſſelbe, wie unter Feldbau oder Ackerbau, die Bewirthſchaftung der Felder überhaupt, um ihnen einen Ertrag abzugewinnen. Je höher dieſer iſt, der Rohertrag ſowol, wie der Reinertrag, um ſo beſſer wird die Feldwirthſchaft betrieben. Mit dem Namen „Feldwirthſchaft" dagegen wird von den landwirthſchaftlichen Schriftſtellern eine beſondere Hauptform, oder vielmehr Claſſe, der verſchiedenen Wirthſchaftsſyſteme bezeichnet, die ſich von den anderen, der Koppel- oder Wechſelwirthſchaft, der Fruchtwechſelwirthſchaft, der Graswirthſchaft (ſ. dieſe Art.), vornehmlich dadurch unterſcheidet, daß bei ihr die Felder blos zum Anbau der grasartigen Getreidepflanzen, der Halmfrüchte oder Cerealien, deren Erzeugung man ehedem, ihrer mehlhaltigen, dem Menſchen zur Nahrung dienenden, Körner, des Getreides wegen, für den wichtigſten, bisweilen ſogar alleinigen, Zweck des Ackerbaues hielt, benutzt werden, und folglich nur einen Theil des zu ihrer Krafterhaltung nothwendigen Düngermaterials, das Stroh, liefern. Zur Erzeugung des andern Theiles des Düngermaterials, des Futters, müſſen daher bei ihr andere Grundſtücke, Wieſen und Weiden, vorhanden ſein. Bei der Felderwirthſchaft in ihrer früheſten, reinſten Geſtalt trugen die Felder nie etwas Anderes, als Halmfrüchte, und um dies dauernd zu vermögen, blieben ſie von Zeit zu Zeit einmal brache liegen, um durch Ruhe, Düngung und Bearbeitung wieder neue Kraft zur Erzeugung von zwei bis drei Halmfruchternten hinter einander zu gewinnen (daher Dreifelder- und Vierfelderwirthſchaft). Nur erſt ſpäterhin, als mit der ſteigenden Bevölkerung auch die Nahrungsbedürfniſſe ſich mehrten, und um dieſe zu decken, immer mehr Wieſen, und namentlich Weiden, in Feld verwandelt wurden, dann aber die noch übrigbleibenden zur nothwendigen Futtererzeugung nicht mehr ausreichen wollten, fing man an, das Brachfeld mit zur Sommerweide zu benutzen, auch wol einige Futtergewächſe darauf zu bauen. Dem zufolge gibt es, wenigſtens in den beſten cultivirten Ländern, wol keine ganz reine Felderwirthſchaft in ihrer früheſten Geſtalt mehr; doch belegt man mit dieſem Namen immer noch diejenigen Wirthſchaften, welche einen ſtarken Anbau von Halmfrüchten vorzugsweiſe erſtreben, ihnen daher den beiweitem größten Theil der vorhandenen Feldfläche, und faſt ſämmtlichen Dünger allein, widmen, zwei bis drei Ernten von ihnen hinter einander auf demſelben Felde nehmen, den Anbau von Handels- und Futtergewächſen dagegen vernachläſſigen, und deshalb zu ihrer Erhaltung jederzeit viel natürliches Grasland, Wieſen und Weiden neben den Feldern noch nöthig haben. Sie ſind im Allgemeinen unter allen bekannten Wirthſchaftsformen diejenigen, welche den Anſprüchen, die von der menſchlichen Geſellſchaft gegenwärtig an den Ackerbau gemacht werden, am wenigſten zu genügen vermögen, und ihren Beſitzern in der Regel den geringſten Reinertrag abwerfen; ſie paſſen daher nicht wohl mehr für die jetzigen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, und werden deshalb auch mit der fortſchreitenden Cultur immer mehr von andern Wirthſchaftseinrichtungen verdrängt. (*Schweitzer.*)

II. Feld (und dazu Gehöriges in militairiſcher Rückſicht).

Feldartillerie, begreift denjenigen Theil einer Armee, der zur Bedienung des Geſchützes im Felde beſtimmt iſt, zum Unterſchiede von der Feſtungsartillerie, der die Vertheidigung der Feſtungen anheimfällt. Die ungeheuren Heere der letzteren Zeit bedurften auch für ihre großen Geſchützzüge eine anſehnliche Menge Artillerie: ſo die Armee, welche Napoleon 1812 nach Rußland führte, hatte 30,000 Mann Artillerie; ſowie einſt Xerres, als er gegen die Griechen zog, deſſen Schickſal auch das ſeine war. Von 500,000 kehrten hier nicht über 50,000 Soldaten zurück. Die ruſſiſche Artillerie rückte ungefähr mit 11,727 Mann ins Feld; ſtärker war noch die 1815 nach Frankreich marſchirende Artillerie: 13,092 Mann. Unter dieſer Zahl ſind außer den zur Bedienung des Geſchützes erfo-

Digitized by Google

derlichen acht oder zehn Kanonieren, auch die zum Fahren desſelben beſtimmten Leute begriffen, das bei den Ruſſen, Preußen und Schweizern ebenfalls Artilleriſten ſind, während die anderen beſondere Trainſoldaten dazu beſtimmen. Beiſtehende Tafel zeigt den Beſtand der zu einer Batterie gehörigen Abtheilung von Artilleriſten:

Namen der Armee.	Geſchütze. Kaliber.	Geſchütze. Zahl derſelben.	Oberoffiziere.	Unteroffiziere.	Chirurgen.	Spielleute.	Bombard. und Kanoniere.	Handwerker.	Trainſoldaten.	Summa ohne Oberofficiere.
	Pfünder.									
Ruſſiſche ..	12	12	7	26	2	13	256	12	—	309
	6	12	7	26	1	2	177	11	—	221
	Reitende	12	7	27	2	2	249	13	—	310
Preußen ...	12	8	5	13	1	2	181	—	—	197
	6	8	5	13	1	2	116	—	—	132
	Reitende	8	5	13	1	2	132	1	—	149
Franzöſiſche	12 u. 6	6	4	10		2	68	4	57	141
	Reitende	6	4	8		2	74	4	57	140
Sächſiſche .	12 u. 6	6	4	11	1	2	73	6	28	121
	Reitende	6	4	11	1	2	81	3	30	128
Engliſche ..	9 u. 6	6	6	6	1	1	73	—	50	151
	Reitende	6	5	8		1	83	7	50	154
Niederländer	12 u. 6	8	4	16		3	98	5	55	177
	Reitende	8	5	26		2	128	7	55	218
Schweiz ..	12 oder	4	4	33	1 und	3	94	4	—	136
	6			31	1 Thierarzt.		81			121

Die Stärke der ganzen Feldartillerie muß nothwendig von der Stärke der Armee ſelbſt abhängen, mit Rückſicht auf die Beſchaffenheit des Kriegstheaters, auf die Streitkräfte des Feindes und auf die Art, ſich derſelben zu bedienen. Friedrich der Große ſagt: „Erweislich entſcheiden gute, nicht eben zahlreiche Truppen über das Schickſal der Staaten; ebenſo ſicher ſind es nicht 500 Kanonen, ſondern eine gute, mit Einſicht placirte Artillerie iſt es, die den Sieg vorbereitet und entſcheiden hilft.“ Napoleon beſtimmte für 40,000 Mann 15 Batterien, oder 120 Geſchütze, worunter 30 Haubitzen. Bei den Ruſſen werden $3\frac{1}{2}$—5 Geſchütze auf 1000 Mann gerechnet; 1813 brachten ſie bei 193,278 Mann $73\frac{3}{4}$ Batterie, oder 498 Kanonen und 300 Haubitzen, oder lange Granatſtücken. Die Engländer brachten 1815 in 15 Fußbatterien und 10 Reitenden, 125 neunpfündige Kanonen und 25 Haubitzen auf das feſte Land herüber, und jede Batterie enthielt 17 Geſchütze und Wagen mit 79 Zugpferden. Die ruſſiſchen Batterien ſind unter allen die ſtärkſten, 53—73 Fuhrweſen mit 264 Pferden, zu denen noch bei der reitenden Artillerie 134 Reitpferde kommen. Die preußiſche Batterie enthält 6 Kanonen, 2 Haubitzen, eine Vorrathslaffette, 6 Kartuſchwagen, 2 Granatwagen, einen Trainwagen, hierzu die zwölfpfündige Batterie 157 Zug- und Reitpferde, die 6 Pfünder 85, die reitende Batterie aber 213 Pferde.

Feldbäckerei, kam ſchon ſehr früh in Gebrauch, denn Eduard II. führte auf ſeinem Zuge nach Frankreich Handmühlen und Feldbacköfen mit ſich, und Kaiſer Karl V. richtete 1546 ein völliges Proviantweſen ein; es wurden 300 Feldbäcker bei dem Heere angeſtellt, und 9000 Säcke Korn zum Backen mitgeführt, damit jeder Soldat täglich 2 Pfund Brod bekommen konnte. Die Feldbacköfen beſtehen gewöhnlich aus eiſernen Stäben, die das mit Mauerſteinen bedeckte Gerippe bilden. Sie werden höchſtens zu 500 Portionen beſtimmt, deren jedes einzelne Brod zwei ausmacht; denn es ſind 10 Minuten nöthig, 250 Brode in den Ofen zu ſchieben, daher werden ſie entweder zu ſehr, oder zu wenig gebacken, wenn das Einſchieben derſelben über 10 Minuten dauert. Der Herd des Ofens bildet gewöhnlich ein Rechteck, 14′ 4″ lang und 10′ $7\frac{1}{3}$″ breit. Das 2′ 3″ hohe Gewölbe beſteht aus einer einzigen Rollſchicht, die auf 9″ hohen Widerlagen, oder wenn der Erdboden feſt iſt, auf einem bloßen Sohlſteine ruhet. Der Herd wird aus Platten, oder aus feinem Sande, oder aus Erde mit Lehm geſchlagen, ehe man anfängt, ihn zu überwölben, worauf er oben mit Erde beſchüttet wird, in der oben zwei Luftzüge von 4″ ins Gevierte gelaſſen werden. Die vordere und hintere Wand beſteht aus Luftſteinen, von $1\frac{1}{2}$ Stein Dicke, und alles wird mit gutem Lehm, oder, bei dem Mangel deſſelben, mit feucht gemachter Erde, oder Kalk, gemauert. Man bedarf zu einem ſolchen Ofen:

zum Herd und den Widerlagen 1000 Mauerſteine,
zu dem Gewölbe von zwei Steinen . . . . 8000 —

Digitized by Google

zu der vordern und Grund-
mauer . . . . 1500 Mauerſteine.

Zwei Abtheilungen Maurer zu einem Doppelofen, jede zu 8 Mann, nebſt den nöthigen Handlangern, die ſich von drei zu drei Stunden ablöſen, bringen damit 12—15 Stunden zu. Hat man feuerbeſtändige Steine zur Hand, können ſie anſtatt der Mauerziegel angewandt werden. Kann man eiſerne Stäbe von einiger Stärke bekommen, läßt ſich die Arbeit bis auf zwei Stunden abkürzen, indem man anfänglich die Seitenmauern des Ofens rechtwinkelig oder elliptiſch von $9\frac{1}{3}$ und $6\frac{1}{4}$ Fuß Durchmeſſer aus Luftſteinen ausführt, $1\frac{1}{2}$ Stein dick, mit einem Mundloche von 1 Fuß ins Gevierte. Dieſe Seitenmauern bekommen 15″ bis $26\frac{3}{4}$″ Höhe, je nachdem der Ofen 200 oder 500 Portionen faſſen ſoll, während man zugleich den Herd aus Platten, Dachziegeln, oder Schiefer auf einem Lager von Aſche oder trockener Erde bildet. Senkrecht auf die große Axe werden die eiſernen Stäbe 5—7″ von einander gelegt, daß ſie $3\frac{3}{4}$—6″ auf der Mauer aufliegen, und mit zwei Schichten Mauerſteinen, auf der Fläche liegend, bedeckt werden können. Oben und an der Seite mit 7—9″ Erde beſchüttet, vollendet den Ofen, vor dem ein $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefes Loch gegraben wird, um das Brod einſchieben zu können. Iſt alles trocken, kann man ſchon nach fünf Stunden von Anfang der Arbeit friſches Brod liefern.

Man hat auch ganz eiſerne Backöfen, die theils im Ganzen fortgebracht, theils erſt an Ort und Stelle zuſammengeſetzt werden. Ein ſolcher Ofen auf 200 Portionen wird nicht weniger als 1200 Pfund wiegen und erfodert daher ſeinen eigenen Wagen, wodurch das Geſchlepp des Heeres bedeutend vermehrt wird. Der Herd, die Widerlagen, die kugelförmige Haube beſtehen aus ſchwarzem Blech, und werden auf den Stäben des Gerüſtes zuſammengeſetzt, die auf der hohen Seite liegen und ſich über dem Ofen kreuzen.

Der Ofen kann auch, wenn andere Mittel nicht zureichen, von Luftziegeln verfertigt werden, die man in hölzerne Formen preßt, entweder vermittels einer Schraube, oder durch fünf Schläge eines Rammbären von 240 Pfunden, der von 5′ Höhe herabfällt. Die ſchwierige Bereitung dieſer Luftſteine iſt ihrer Verfertigung entgegen, obgleich ſie ſehr dauerhaft ſich erweiſen, weil nach einigen Heizungen die Luftſteine beinahe die Härte der Mauerziegel bekommen.

Drei Minirer, die ſich oft ablöſen, können in 4 oder 5 Stunden einen vollſtändigen Ofen in die Erde graben. Man wählt dazu einen 6 Fuß hohen Abhang, wo man einen 6 Fuß langen Gang ausgräbt, niedrig, enge und ohne Vertrempelung, 4 Fuß vom Eingange werden, ſenkrecht auf dieſen Gang zwei kleine Seitenzweige abgetrieben, um durch Ausheben der Erde zwiſchen dieſen Zweigen den elliptiſchen Herd, mit etwas Abhang auswärts, zu bilden, daß er oben ein Kugelgewölbe darſtellt. Vermittels eines Erdbohrers laſſen ſich ein oder zwei Zuglöcher bilden, das jedoch öfters unterbleibt. Man heizt dieſen Ofen 10 Stunden lang, um ihn auszutrocknen, ehe man das Brod einſchiebt; die anderen Heizungen aber dauern nur 2—3 Stunden. Um die Arbeit abzukürzen, kann man auch einen $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Graben ausheben, 11—15 Zoll breit, und von dieſem aus links und rechts Korbbögen aushöhlen, damit man $4\frac{3}{4}$—$5\frac{1}{2}$ Fuß Breite für den Herd bekommt, deſſen Mundloch man vorn ausſticht, den Graben aber mit drei oder fünf Raſenſtücken ausfüllt.

Aus gutem und gehörig abgeſtochenem Raſen kann man ebenſo gut einen Ofen zuſammenſetzen, als ob er aus Mauerſteinen gemacht wäre. Die Widerlagen bekommen $7\frac{1}{2}$ Zoll Höhe, und man ſetzt das Gewölbe über einem Bogen von feſter Erde zuſammen, den man hernach ausgräbt. Es iſt nothwendig, die Raſen, welche das Gewölbe bilden, ſorgfältig feſtzuſchlagen und dabei naß zu machen, indem man drei Reihen keilförmig geſchnittene Raſen dazu nimmt. Das Gewölbe wird, um das Ausſtrömen des Brennſtoffes zu verhindern, mit Erde bedeckt. Der Bau dieſer Öfen iſt nicht leicht und bedarf 7—8 Stunden. Sie halten mehre Heizungen aus, wenn aber ihr Inhalt 100 Portionen überſteigt, ſind ſie nicht feſt genug.

Will und kann man Holz zum Ofenbau anwenden, hebt man eine Grube aus, 8′ lang und breit, $1\frac{1}{2}$ Fuß tief, indem man dem Herd 3″ nach Vorn Abdachung gibt. Die Grube wird dicht mit tannenen Hölzern von 9″ oder mit eichenen von 6″ mindeſtens belegt, die genau behauen ſind, daß ſie an einander paſſen, und die man oben mit der ausgegrabenen Erde bedeckt. Dieſe wird feſtgerammt, damit durchaus kein Luftzug zwiſchen den Hölzern ſtattfindet, weil ſie dadurch ſogleich anbrennen würden. Das Mundloch wird unter dem gewachſenen Raſen des Erdbodens angebracht, oder, wo möglich, aus Mauerſteinen aufgemauert. Wenn der Herd trocken iſt, wird durch eine achtſtündige Heizung das Brod gar gebacken, die folgenden Heizungen dauern nur zwei Stunden. Nicht mehr Zeit erfodert auch der Bau eines ſolchen Ofens, der fünf oder ſechs Heizungen aushält, bisweilen auch mehr, ehe das Holz ganz verkohlt. Fehlt es weder an Zeit noch Holz, kann man den Herd auf Pfählen über die Erde erheben und auf Dielen legen, mit einer Rollſchicht Mauerſteine bedeckt. Die Wärme unter dieſem Herde eignet ſich beſonders dazu, das Brod aufgehen zu machen.

Um den Ofen aus Lehmpatzen zu verfertigen, gibt man ihm 2′ 4″ Höhe und bildet ein Gewölbe aus ſchwachen, biegſamen Zweigen, die mit ihrem unteren Ende, $5\frac{1}{2}$ Zoll aus einander, in der Erde ſtecken und oben zuſammengebunden ſind. Nun wird Stroh, oder langes, friſch abgeſchnittenes Gras mit feuchtem Lehm vermiſcht und daraus werden dicke Stricke gemacht, womit man die Äſte des Gerippes, wie einen Schanzkorb, ausflicht, und alsdann mit naſſer Erde von Innen und Außen überſtreicht, daß der ganze Mantel eine Dicke von $5\frac{1}{4}$ Zoll bekommt und zuletzt mit $3\frac{3}{4}$ Zoll trockener Erde bedeckt wird, die oben $3\frac{3}{4}$ Zoll dick iſt, herunterwärts aber ſtärker wird, um dem Zerdrücken des Gerippes zu widerſtehen. Ein ſolcher Ofen, der in zwei Stunden vollendet wird, hält 8—10 Heizungen zum Backen aus, und ſie ſind vielleicht die vortheilhafteſten für den Feldgebrauch.

Digitized by Google

Feldbefeſtigung, ſoll irgend einen Terraintheil, oder auch den Zugang zu demſelben, ſchützen, im offenen Felde die Bewegungen einer Armee begünſtigen und decken, den feindlichen Angriff auf irgend eine Stellung erſchweren und zurückweiſen, mit einem Worte: den Unterſchied der Streitkräfte zweier Heere ausgleichen, dem Schwächeren ein Mittel werden, den Anfall des Stärkeren unſchädlich zu machen, ihn zu ermüden, vielleicht durch einen günſtigen Zufall zu beſiegen. Sie begründet ſich auf die Kenntniß und richtige Beurtheilung der Beſchaffenheit des Bodens, in wiefern er dem Gebrauche der verſchiedenen Waffen günſtig oder ungünſtig iſt, welche Nachhilfe er bedingt und wie viel Truppen er zu ſeiner Vertheidigung erfodert. Zur Verſtärkung der letzteren werden *Feldverſchanzungen* (ſ. dieſe) errichtet, die ihrer Natur nach aus einer Bruſtwehr und Graben beſtehen, jene, um die Vertheidiger gegen die feindlichen Geſchoſſe ſicher zu ſtellen, dieſen, um den Angriff auf die Bruſtwehr durch ihre größere Höhe zu erſchweren und um zugleich die Erde zu jener zu liefern; doch darf die Höhe der Bruſtwehr 12 Fuß nicht überſteigen, weil mit ihr zugleich die Schwierigkeit der Ausführung ſteigt, und weil man überhaupt nur ſolche Materialien benutzen kann, die, den eben vorliegenden Verhältniſſen angemeſſen, ſich in möglichſt kurzer Zeit zum Bau anwenden laſſen. Bis zur Erfindung der Feuergeſchütze reichten bei der *Feldbefeſtigung* Bruſtwehren von nur geringer Stärke hin, dem Pfeilſchuß zu widerſtehen, und die Arbeit beſchränkte ſich gewöhnlich auf die *Befeſtigung des Lagers* der Armee, die man auf alle Weiſe ſturmfrei zu machen ſuchte. Man umſchloß ſie zu dem Ende mit doppelten Gräben, deren Zwiſchenraum man mit ſpitzigen Pfählen, mit einem angeſchleppten Verhau, mit Fußangeln, oder mit durch darauf geworfene Baumzweige verdeckten Wolfsgruben ungangbar machte. Auf ſolche Weiſe ſicherten die Römer bei ihren Eroberungskriegen in den anſtoßenden Grenzländern ihre Lager, die ſich ſpäter in große und blühende Städte verwandelten, wie Cöln, Mainz, Trier u. a. Die *Feldbefeſtigung* der Neueren, *nach* der Anwendung des Schießpulvers (des *flüſſigen Feuers*, wie es die Griechen im Mittelalter nannten) zum Kriegsgebrauch ſcheint hauptſächlich im 15. und 16. Jahrh. ihren Urſprung zu haben, um der minderen Zahl Gelegenheit zu geben, der größeren Menge ihrer Feinde mit Erfolg zu widerſtehen. Das *Feldgeſchütz*, das wir zuerſt bei Karl's VIII. Eroberungszuge nach Neapel finden, foderte nun *ſtärkere* Bruſtwehren, zu deren Aufführung *tiefere* Gräben nöthig waren, um die Erde zu liefern. Die Stärke und Höhe der erſtern und die Tiefe der letztern gibt das *Profil* (die Maße ihres Querſchnittes), die nach den Beſtimmungen der neuern Franzoſen — die zuerſt die Feldbefeſtigung in ein Syſtem brachten — abhängig ſind: 1) von der Beſchaffenheit des Bodens, wo die Befeſtigungen ſtattfinden ſollen; 2) von dem wahrſcheinlichen Angriffe des Feindes; 3) von dem gegen denſelben zu leiſtenden Widerſtande; 4) von der Dauer deſſelben, und endlich 5) von den vorhandenen Baumitteln und der Zeit, die man zu ihrer Anwendung hat. Auf den laufenden Mètre iſt

Kaliber der Kanonen.	Stärke der Bruſtwehr. In Kubik-Mètren.				Erfoderliche Arbeitszeit.
	Ohne Böſchung.	Mit Einſchluß der Böſchung.	Ausſchachtung.	Anſchüttung.	
12-Pfünder.	3 Mèt.	5,30 Mèt.	10,700 Mèt.	10,925 Mèt.	8 Tage.
—	2,30 „	4,27 „	7,685 „	7,878 „	6 „
8-Pfünder.	2 „	3,97 „	6,200 „	7,010 „	4 „
6-Pfünder.	1,30 „	2,95 „	4,680 „	5,078 „	2 „

Im Allgemeinen wird die innere Bruſtwehrhöhe auf 7 Fuß geſetzt, die obere Abdachung derſelben iſt $\frac{1}{6}$ Fuß, und muß allezeit 3″ über den äußern Grabenrand oder das Glacis hinweggehen. Die äußere Böſchung iſt alsdann $\frac{5}{6}$ der Höhe, die innere aber $\frac{1}{3}$ derſelben. $4\frac{1}{2}$ Fuß erhebt ſich die Bruſtwehr über den Austritt (Banquette), deſſen Höhe von der Terrainbeſchaffenheit abhängt, daher er bisweilen zwei und mehr Stufen bekommt; die obere derſelben hat 4 Fuß Breite, für zwei Glieder; das dritte ſteht unten, um die Gewehre des zweiten Gliedes zu laden, oder beſſer als Reſerve in angemeſſener Entfernung. In Hinſicht der Tiefe des Eindringens in die Bruſtwehr, zur Beſtimmung ihrer Stärke haben die metzer Verſuche 1834 mit den gewöhnlichen Feldladungen von $\frac{1}{3}$ Schwere der Kugel gegeben:

12pfündige Kanonenkugel mit 4 Pfund Pulverladung in feſtgeſtampfte Erde $6\frac{1}{3}$ Fuß,
8 „ „ „ „ 2,66 „ „ „ „ „ „ $4\frac{1}{6}$ „
6″ Haubitzengranate . . . . 2 „ „ „ „ „ „ $4\frac{1}{2}$ „
5,5″ dergl. . . . . $1\frac{1}{3}$ „ „ „ „ „ „ $5\frac{5}{6}$ „

Bald nach dem Aufkommen der *Feldbefeſtigung* misbrauchte man ſie durch fortlaufende Verſchanzungen, durch die man ganze Landſtriche decken wollte; daher die ſich oft mehre Meilen erſtreckenden Linien, die in den Kriegen des 17. Jahrh. in den Niederlanden, an der Maaß, an der Lauter und an der Motter aufgeworfen

Digitized by Google

wurden. Sie gewährten nur ſo lange den gehofften Schutz, als ſie nicht mit Nachdruck angegriffen wurden; ſowie Villars an die Witwe des Markgrafen von Baden ſchrieb: Man dürfe den Sarg des todten Feldherrn mit dem Körper deſſelben nur auf die Bruſtwehr ſetzen, ſo würden ſich die Feinde ſcheuen, die Linien anzugreifen. Ihre Untauglichkeit ward jedoch durch ihr öfteres Erſtürmen evident erwieſen. Man hat daher ſie gänzlich verlaſſen, und findet ſie blos noch in den Lehrbüchern der Franzoſen, die bei der Idee, daß Vauban nur Unübertreffliches geliefert, auch vor Kurzem noch (1844) ſeine Vorſchläge und Entwürfe in großer Verehrung halten und bei der Befeſtigung von Paris befolgen, obgleich er ſie, wenn er unſere Zeiten erlebt hätte, ſicher ſelbſt abgeändert hätte. Auch Rogniat's verſchanzte Lager bilden eine ununterbrochene Befeſtigung, aus Fronten von 600 Mètres in gerader Linie beſtehend, deren jede wieder ein großes Mittelbaſtion zwiſchen zwei kleinen Eckbaſtionen enthält, und vor jedem dieſer Baſtione, 400 Mètres vorwärts, eine Reihe Lünetten hat, die durch ein Zangenwerk zuſammen verbunden ſind. Mit Recht zieht man jetzt einzelne Redouten und Lünetten vor, die in zwei Linien hinter einander liegen und ſich einander wechſelſeitig beſtreichen. Karl XII. ward nur mit Hilfe der von den Ruſſen aufgeworfenen ſieben Redouten in der Schlacht bei Pultawa geſchlagen, weil ſein durch den weiten Marſch nach der Ukraine geſchwächtes Heer die von den Ruſſen aufgeworfenen Redouten nicht zu erſtürmen vermochte, und die auf dem feindlichen rechten Flügel gewonnenen drei verließ, um die fliehenden Ruſſen zu verfolgen, anſtatt das darin ſtehende Geſchütz nun gegen den Feind umzuwenden. Um eine Stellung zu wählen, die man durch zweckmäßige Befeſtigung unangreifbar — wenigſtens nicht mit ſicherer Erwartung des glücklichen Erfolges — machen kann, muß 1) um und neben dieſem Punkte, bis auf 250 Schritte, keine höheren oder ebenſo hohen Berge ſich befinden, von denen der Feind jenen mit ſeinem Geſchütz erreichen kann. 2) Die Größe des Platzes und die Breite der Front muß der Stärke des Corps entſprechen; zu enge würde ſie die Vertheidigung ſchwächen, weil nicht alle Truppen daran Antheil nehmen könnten; zu weit, würden nicht alle, der Vertheidigung bedürfende, Stellen gehörig beſetzt werden können, und der Feind dadurch Gelegenheit finden, irgendwo durchzubrechen. 3) Der innere Raum einer ſolchen Stellung darf nicht von ſchwierigen Terrainhinderniſſen, Sümpfen und Brüchen, Teichen, tiefen Schluchten und dergl., durchſchnitten ſein; die Reſerve-Truppen und Geſchütz müſſen ſich nach allen Seiten hin frei und ungehindert bewegen können. 4) Die Flügel der Stellung müſſen durchaus eine Anlehnung haben, die der Feind ihnen gar nicht, oder doch nur mit Anwendung von viel Kraft und Zeit entreißen kann; z. B. breite und tiefe Flüſſe, unerſteigliche Felſen und Abhänge, große Landſeen, Feſtungen oder feſte Schlöſſer und Städte. 5) Eine freie Gegend vor der Front bietet durch die Ausſicht, die ſie gewährt, viele weſentliche Vortheile dar. Vorliegende Wälder, ſelbſt Feldbüſche, hindern die Ausſicht auf die Ankunft und Bewegungen des Feindes. 6) Freie und bequeme Ausgänge im Rücken der Stellung ſind nothwendig, wenn man genöthigt iſt, den Ort zu verlaſſen, um ſich zurückzuziehen und eine neue Stellung einzunehmen. 7) Iſt hingegen die Gegend nahe vor der Stellung durch Teiche, ſumpfige Wieſen und dergl. beengt, wird dadurch der Angriff des Feindes für ihn gefährlich, weil er zum Abbrechen genöthigt iſt und bei dem Formiren angefallen und überwältigt werden kann. Bei Auſterlitz hatten die Ruſſen eine ſolche Stellung, und gingen, gegen alle Erwartung Napoleon's, heraus, der ſchon den Rückzug angeordnet hatte, dem aber durch dieſen Fehler der Ruſſen der Sieg zu Theil ward. Ähnliches fand in dem Treffen bei Dresden 1813 ſtatt, wo die Stellung der Öſterreicher durch den ſteilen plauenſchen Grund durchſchnitten war, und dadurch der Verluſt des linken Flügels der Alliirten herbeigeführt ward. Von den Befeſtigungen einzelner Stellen in einer, ſchon an ſich durch ihre natürliche Lage feſten, Poſition finden ſich mehre Beiſpiele: Das Lager der Sachſen bei Pirna 1756 auf dem hohen Felſenufer der Elbe und hinter den tiefen Einſchnitten und Gründen dieſer Gegend zwar nicht leicht zu erobern, doch deſto leichter auszuhungern, was auch binnen wenigen Tagen erfolgte.

Glücklicher war Friedrich der Große in der befeſtigten Stellung bei Bunzelwitz in Schleſien 1761, durch die er zugleich Breslau und ſeine Magazine ſchützte und die Belagerung von Schweidnitz verhinderte. Das Lager war nach der unmittelbaren Beſtimmung des Königs auf den mehr flachen Anhöhen zwiſchen Schweidnitz, Zedlitz, Tzeſchen, Neudorf und Würben genommen, mit 460 Geſchützen beſetzt und die wichtigern Punkte mit 180 Fladderminen verſtärkt. Die Batterien waren verſchanzt, vor dem Lager der einzelnen Regimenter aber waren die gewöhnlichen Fleſchen bei Fahnenwachten aufgeworfen. Doch hatten alle dieſe Werke nur ein ſchwaches Profil von 7—8 Fuß, und waren ohne Schießſcharten. Schon Tielke (Beiträge zur Kriegskunſt. III. St.) und Tempelhoff hatten ſich über dieſes Lager lobend ausgeſprochen, das nachher Scharnhorſt in ſeinem Handbuche als Muſter aufſtellte. Minder glücklich war die befeſtigte Stellung der Öſterreicher auf den Anhöhen bei Jemappe vor Mons, 1792, die ſie durch Redouten und übereinanderliegende Batterien vertheidigten. Mit etwa doppelter Stärke griffen die Franzoſen ſie an, litten aber beim Anmarſch nur wenig von den zu hoch ſtehenden Batterien. Zuerſt ward das Dorf Quaregnon auf dem rechten Flügel erobert und die Öſterreicher zogen ſich nach Jemappes. Auf dem linken Flügel der letzteren ſahen die Franzoſen ſich durch das ſehr lebhafte Feuer der Redoute von Cuesmes aufgehalten, dennoch rückten ſie an; fünf Bataillone waren zum Angriff beſtimmt, wieſen den Angriff einer Diviſion Dragoner zurück und jagten ſowol die von Neuem herbeikommende feindliche Cavalerie, als die hier ſtehende Infanterie gegen Mons. Das von den Öſterreichern beſetzte Gebüſch ward erſt von 3, dann von 18 Bataillonen angegriffen; nachdem dieſe einige Stunden im heftigſten Feuer ausgehalten, entſtand Unordnung, und eine Brigade wich aus der Linie; da ſetzt ſich ein Bedienter des Generals

Digitized by Google

Dumourier vor die Infanterie, ſammelt ſie wieder, führt ſieben Schwadronen Cavalerie herbei und ſtellt das Gefecht wieder her. Allein die Verwirrung hatte ſich den Truppen zur Linken mitgetheilt, ſie bildeten einen formloſen Klumpen, der außerordentlich durch das nahe Kartätſchenfeuer litt. Da ſtürzt ſich der General Egalité (Herzog von Chartres) mitten unter ſie, redet ihnen zu, und es gelingt ihm, aus den ſich ermuthigenden Soldaten eine große Colonne zu bilden, die er das Bataillon von Jemappe nennt und vorwärts führt, in dem Augenblicke, wo auch die übrige Linie avancirt. Bald ſind Redouten und Verſchanzungen erſtiegen, die Höhen erſtürmt und die Öſterreicher fliehen nach Mons, wobei über 400 im Hainefluſſe ertrinken. Großen Ruf aber hat die Stellung der Engländer bei Torres Vedras, wenig Meilen von Liſſabon, erlangt. Zwei Linien iſolirter Schanzen, von einander unabhängig, bildeten dieſe Stellung, die den weſentlichen Vortheil hatte, daß ihre Flanken durch das Meer und auf der andern Seite durch den breiten und tiefen Tajo gegen jede Umgehung geſichert waren. Steile Abhänge an tiefen Gründen erſchwerten jedes Vordringen gegen die, auf allen nur einigermaßen zugänglichen Orten angelegten, Schanzen, deren Zahl auf 151 ſtieg, in Allem mit 628 Geſchützen, Kanonen und Haubitzen, beſetzt. Um anfänglich blos den Rückzug der Engländer gegen das Meer und ihre Einſchiffung zu ſichern, wurden die Verſchanzungen von Torres Vedras zuerſt erbaut, für die und den Berg Avraça und Deiras man 40 Kanonen und 2200 Mann Beſatzung beſtimmte. Im folgenden Frühjahre ſorgte man für die Verwahrung der Zugänge und Defiléen, denen im Sommer 1810 eine Reihe Redouten folgte, durch andere Werke auf ihren Flanken unterſtützt, zu deren Erbauung man auf 50 engl. Meilen herum 7000 Schanzarbeiter — ſelbſt Frauen und Kinder — aufgeboten hatte. Am 10. Oct. 1810 rückte die engliſche Arrièregarde in Arruda ein, von dem Marſchall Maſſena verfolgt, der am folgenden Tage die Engländer aus Sobral vertrieb, und hier von einem hohen Berge die Befeſtigungen erkannte, die ſeinem Marſch auf Liſſabon entgegenſtanden. Neue Verſchanzungen, durch oft abgelöſte Soldaten erbaut, entſproßten allen beherrſchenden Bergen, zu denen im Frühjahre 1811 noch 14 neue Werke kamen, daß Maſſena nach einer genauen Beſichtigung der feindlichen Befeſtigungen am Eingange des Thales von Calhandriz — wobei ihn ein aus der Redoute Nr. 120 bei Francoſo de Lima gethaner Kanonenſchuß ſtörte — den Gedanken an einen Angriff aufgab und ſich hinter den Rio Mayor zurückzog. Später, im December 1810, befeſtigten die Engländer noch das Vorgebirge Almada, Liſſabon gegenüber, auf der linken Seite des hier nur 2565 Schritte breiten Tajo, den linken Flügel an dieſem Fluſſe über Mutella, den rechten aber auf einem ſteilen Felſen am Meere, dem Altos da Raposeira. 17 ſich gegenſeitig beſtreichende Redouten nahmen hier eine Strecke von 9230 Schritten ein, jede mit 6—10 Geſchützen und 400—600 Mann beſetzt. Zu den Palliſaden, Bettungen, Magazinen, Brücken und Gatterthoren dieſer Werke wurden vom 7. Juli bis 7. Oct. 1810 überhaupt 50,000 Bäume geliefert, zwar großentheils unentgeltlich aus den königlichen Waldungen, dennoch koſtete die Erbauung bis zu dem Augenblicke ihrer Beſetzung auf 600,000 Thaler. Dieſe Summe ſtieg bis zu Ende des Krieges wol auf das Doppelte, und dennoch ſcheint der Nutzen einer ſolchen *Feldbefeſtigung* problematiſch, weil eine nicht über 30,000 Mann ſtarke Armee, durch die Beſetzung der vielen Werke gänzlich zerſplittert, kaum im Stande iſt, den Angriff eines ſtarken Feindes überall zurückzuweiſen. Man muß jedoch hier die vortheilhafte Beſchaffenheit des Terrains in Anſchlag bringen, wo das beinahe ganz unerſteigliche Gebirge *Junto* jeden Angriff in zwei Theile zerſchneidet und in ſeiner Nähe das Heranbringen von Geſchütz faſt unmöglich macht. Nun war die 22,000 Mann ſtarke engliſche und faſt ebenſo viel zählende portugieſiſche Infanterie diviſionsweiſe zur Beſetzung der einzelnen Werke eingetheilt; zugleich waren auf fünf Stationen Telegraphen errichtet, aus einem Maſt und einer Raa beſtehend, an welcher bunte Ballons hingen, daß die Nachrichten augenblicklich auf 1½ Meile Entfernung gegeben werden konnten.

Noch iſt endlich der franzöſiſchen Verſchanzungen um Dresden zu erwähnen, die 1813 von den Alliirten zwar angegriffen, doch nicht erobert wurden. Sie beſtanden aus vorliegenden einzelnen Redouten, deren Verbindung auf dem linken Elbufer, wo auch der Angriff ſtattfand, durch die hinter ihnen befindlichen Gartenmauern geſichert war, die, zwar, jede für ſich angegriffen, einander gegenſeitig nicht unterſtützen konnten, was durch die zwiſchen ihnen aufgeſtellten Feldbatterien und Truppen geſchah, ſodaß ſelbſt die erſtürmten Redouten im nämlichen Augenblick wieder erobert wurden.

Feldbett (lit de camp), iſt in der neuern Kriegführung ziemlich aus dem Brauch gekommen.

Felddienſt, begreift alles, was zum Dienſte des Soldaten im Felde gehört: die Sicherheit, den Unterhalt und das Gefecht. Die Sicherheit im Quartiere und im Lager wird durch Wachten und Patrouillen erlangt. In einer Stadt oder Dorfe ſtehen jene an allen Eingängen, die zum augenblicklichen Verſchließen eingerichtet werden müſſen. Die Fälle ſind nicht ſelten, wo eine alte, in der Aufſicht vernachläſſigte Thüre Gelegenheit zu einem Überfalle gab. Des Morgens, vor Öffnung der Thore, müſſen Patrouillen bis auf eine Wegeſtunde auswärts abgeſchickt werden, die Umgegend ſorgfältig zu durchſuchen, und erſt nach der Rückkunft dieſer Patrouillen kann der Eingang offen ſein. Im Lager ſteht die *Fahnenwacht* vor der Fronte jeden Bataillons oder Regiments, und gibt die Poſten vorwärts und auf die Flügel, ſowie dies von der *Brandwacht*, ſeitwärts des Lagers, geſchieht. Zur Sicherheit deſſelben wird es mit *Vorpoſten* zu Pferde und zu Fuß umgeben. Die letzteren kommen an die coupirten Orte des Terrains, in die Büſche, in einzelne Häuſer, Mühlen ꝛc., die dann zur Gegenwehr eingerichtet, den hinterwärts lagernden Truppen Zeit verſchaffen ſich zu formiren und den etwanigen Angriff des Feindes zurückzuweiſen. Im freien Felde werden die *Feldwachten*

Digitized by Google

der Reiterei aufgeſtellt — gewöhnlich ein Officier mit 30 Pferden, — ungefähr 2000 Schritt vom Lager oder der Cantonnirung, die ihre Vedetten, oder doppelte Poſten, bis auf 1000 oder 1500 Schritt vorſchicken. Sie kommen möglichſt auf ſolche Punkte, die höher liegen und eine freie Umſicht nach allen Seiten gewähren; die Feldwacht ſelbſt wird, wenn es irgend thunlich iſt, verdeckt aufgeſtellt, wo ſie von dem Feinde nicht geſehen werden kann. Die Vedetten laſſen weder am Tage, noch bei Nacht etwas zwiſchen ſich hindurch; ſie müſſen deshalb die Nacht hindurch unausgeſetzt rechts oder links bis zur nächſten Vedette reiten, und ſich durch nichts in ihrer Aufmerkſamkeit ſtören laſſen. Starker Regen oder dichter Schnee ſind kein Grund, ſich das Geſicht zu verdecken, oder das Pferd von der feindlichen Seite abzudrehen. Ihr Verhalten iſt ſchon in den Reglementen vorgeſchrieben und in ſehr vielen Schriften wiederholt erinnert. (ſ. des Generallieutenants v. Valentini Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen mit Rückſicht auf den franzöſiſchen Krieg 1799. Die 3. Aufl. als 1. Theil der Lehre vom Kriege 1828. (Von Süßmilch.) Verſuch eines zweckmäßigen Vorpoſtendienſtes bei den teutſchen Armeen, nach neuen auf die Erfahrungen des letzten Krieges gebauten Grundſätzen 1822. Beiträge zum praktiſchen Unterrichte im Felde, für die Officiere der öſterreichiſchen Armee. (Wien 1808.) Hauptmann Schel's Leichte Truppen, kleiner Krieg. 1813. Dühesme, Die leichte Infanterie, oder Handbuch für die Operationen des kleinen Kriegs. Aus dem Franzöſiſchen 1829. — Zur augenblicklichen Unterſtützung der Feldwachen nun ſind die Bereitſchaften oder Piquets beſtimmt, die entweder aus jedem Regimente unter einem Hauptmann und 100 Mann beſtehen, oder aber durch ganze Bataillone und Escadrons oder Regimenter formirt und täglich abgelöſt werden, ſodaß ſie jeden Augenblick ausrücken können.

Nächſt dieſer Sicherheit im ruhigen Zuſtande wird eine gleiche auch während der Bewegung eines Heeres durch die leichten Truppen erzeugt, die nach dem Ausdrucke eines neuern militairiſchen Schriftſtellers die Sicherheitsatmoſphäre bilden! Zu dem Ende hat ein auch noch ſo kleines Detaſchement ſeine Avantgarde, aus einem Officier mit 30 Mann, der auf 300—500 Schritt einen Unterofficier mit 6 Mann, und dieſer in gleicher Entfernung 2 Mann als Spitze vor ſich hat, bei denen ſich, nach Süßmilch, immer der den Trupp führende Officier ſelbſt befinden ſollte. Auf jeder Seite geht ein ebenſo ſtarker Trupp, beſtimmt, die beiden Flanken der Colonne gegen einen feindlichen Anfall ſicherzuſtellen und daher alle vorhandene Gebüſche, Häuſer oder Gehöfte, überhaupt alles zu unterſuchen, wo der Feind einen Verſteck hingelegt haben könnte. Obgleich man vorwärts gegen den Feind marſchirt, darf man dennoch nicht unterlaſſen, ſeinen Rücken durch eine Arrièregarde zu ſchützen. Zu den Sicherheitsanſtalten muß man auch die Führung der Schleichpatrouillen und die Recognoscirungen rechnen. (ſ. dieſe.) Der Unterhalt wird im Felde erlangt durch Lieferungen, wobei der gemeine Soldat nur wenig oder nichts zu thun hat, ſobald kein feindlicher Angriff erfolgt, oder durch Fouragirungen, wo das Getreide im innern Raume der Chaine durch Soldaten gemähet und in Fouragirbunden fortgebracht wird. Bei dem Gefechte endlich iſt beſonders das Blänkern und Tirailliren wichtig, wo der Mann der eigenen Beurtheilung überlaſſen iſt. Die Summe aller der Kenntniſſe, die der Soldat ſich für alle die erwähnten Fälle aneignen muß, bildet nun den Felddienſt, auf den man gegenwärtig mehr Sorgfalt wendet, als früher, wo das Manual mit dem Gewehre immer die meiſte Zeit in Anſpruch nahm; doch fehlte es auch da nicht an Vorſchriften und Verhaltungsregeln, die wol zuerſt durch den Prinzen von Oranien im 16. Jahrh. vorgeſchrieben wurden.

Feldequipage, oder Feldgeräthe, beſteht in den Zelten und in dem Kochgeſchirr der Soldaten, mit Einſchluß der Beile und Schaufeln, und in den Sätteln, Packriemen u. ſ. w. der Packpferde, die man — ihrer Unbequemlichkeit und ſelbſt Nachtheile ungeachtet, — bei den meiſten Armeen noch beibehält; auch da, wo ihre Stelle weit vortheilhafter durch leichte Wagen erſetzt wird. (*v. Hoyer.*)

Feldgefängniss, Feldsicherheit. Feldgefängniß ward in der alten Ritterſprache die Gefangenſchaft genannt, in welche ein Ritter oder Rittermäßiger im freien Felde, in offener Feldſchlacht gerathen war. Die Pflicht der Knappen war es zwar, die Gefangenen, bis ſie in eine Burg oder einen andern ſichern Ort gebracht worden, zu bewachen. Auch wird beiläufig wol mehrer Sicherheitsmaßregeln, ſelbſt der Ketten, erwähnt; z. B. in einem Vertrage Graf Johann's von Naſſau mit Eckhard von Bicken: „Me ſo virbrach Her Eckehard daran, daz er hern Voiß einen Ritter und Henrichen Prinder (ein Edelknecht) in Bloicher ſluig vnde ſpin mit Hendie und mit Fuzeen, denen er Daig und Friſt gegebin hatte" (1327), obwol es der Ritterehre angemeſſener war, Gefangene ihrem Stande gemäß zu behandeln. Um dieſe Pflicht aber ohne Beſorgniß, daß der Gefangene ſich in Freiheit ſetze, ausüben zu können, war die Feldſicherheit eingeführt. Sie war ungefähr das Nämliche, was das bei kriegsgefangenen Officieren noch jetzt übliche Ehrenwort iſt, das Verſprechen, ſich aus dem zur Gefangenſchaft beſtimmten Orte nicht zu entfernen, oder, wenn ſie entlaſſen werden, bis zur Auswechſelung, oder bis zu erfolgtem Frieden nicht wieder zu dienen, auch ſich auf Erfodern immer wieder zu ſtellen. So leiſtete ehedem der gefangene Ritter dem, deſſen Gefangener er war, auf Ritterwort, meiſtens auch noch mit einem förmlichen Eide, Feldſicherheit, oder das Verſprechen, ſich aus dem ihm angewieſenen Gefängniß bis zur erfolgten Bezahlung des Löſegeldes oder gänzlichen Sühne, ohne Willen deſſen, der ihn gefangen hielt, nicht zu entfernen, oder, wenn er auf beſtimmte Zeit, meiſtens um das Löſegeld aufzubringen, entlaſſen ward, an demſelben Orte ſich wieder vor Ablauf der Friſt einzuſtellen. Eine ſolche Feldſicherheit zu brechen, war der höchſte Grad von Treuloſigkeit, ſodaß Verachtung des Wortbrüchigen nicht ſtärker ausgedrückt werden konnte, als indem man ihn mit

Digitized by Google

Einem verglich, der Feldſicherheit verlezt hätte, „lyke Wiſe, alſe of he em ene rechte Fencniſſe, up dem Felde gefangen, truwelos worden ſy,“ ſagt eine Urkunde von 1360. Sie ſchloß ſelbſt von der Zulaſſung zu Turnieren aus, bis völlige Genugthuung geleiſtet war. Darum ward auch, wie häufige Beiſpiele zeigen, ſelten große Schwierigkeit gemacht, einen Kriegsgefangenen auf Wiederkehr in beſtimmter Friſt zu entlaſſen. Die Feldſicherheit gewährte dabei dem Gefangenen während der Gefangenſchaft ſelbſt mehr Freiheit und den Genuß einer glimpflicheren Behandlung, weil nicht leicht Misbrauch und Entweichung zu beſorgen war, wenn der Gefangene vorausſah, daß er als ein Ehr- und Treuloſer, oder Meineidiger von ſeinen Standesgenoſſen verabſcheut und gemieden werden würde. — Als Graf Johann von Naſſau-Wiesbaden 1382 in Diether's, Kämmerers von Worms, Kriegsgefangenſchaft gerathen war, entließ ihn derſelbe auf zwei Monate, gegen einen Revers, des Inhalts: „Zum erſten han wir Johannden — vorgen. Diether — geſichert mit rechter Feltſicherheit und zu den heiligen geſworn, das wir of den vorgen. Sondage uf ſin Feſten gen Madenberg kommen ſollen by Sonnenſcheine, und nit dannen zu kommen, Wir enſin dan ingeſloſſen und behalten, als Geſangen von Rechtes wegen ingeſloſſen und geſangen ſollen ſin.“ — Heinrich von Hirzenheim, ein Edelknecht, ward als Kriegsgefangener der Stadt Frankfurt 1414 von Bürgermeiſter und Schöffen auf 200 Fl. „geſchatzt,“ und gelobt bei ſeiner Entlaſſung die Zahlung dieſes Löſegeldes „mit guten Truwen an eines rechten Eits und Feldſicherheit ſtad, — und wo ich — nit bezalte — oder Bede — darfür — von mynen wegen geſchen, ſo ſulde ich erloiſſ, truweloiſſ und meynedig ſin.“ Weil es auch der Stadt nicht um den Gefangenen, ſondern um das Geld zu thun war, ſo reverſirt er ſich weiter: „Wer es auch, daz ich — nit bezalte — und als man iſt pleget zu halden — wan ein Geſangen ſich mit dem Libe ſtelle, daz er dan ſinen Eren genug getan ſulle haben, des reden und globen ich uf die Globde und Eit als vorgeſchrieben — mich dampde nicht zu behelffen. Geſchee des nit und mich darwider funde zu behelffen, ſo ſolde ich aber erloiß, treuloiß und meyneitig ſeyn.“ Weil er aber doch wahrſcheinlich das Geld nicht aufbringen konnte, ſo trug er dafür ein Gut bei Schweinsberg in Heſſen der Stadt zu Lehen auf.

Es dauerte aber ein ſolches Feldgefängniß oft mehre Jahre, wenn über das Löſegeld, oder andere Vergleichspunkte ſich nicht vereinigt, oder das Geld nicht aufgebracht werden konnte. Der junge Herzog Friedrich von Braunſchweig hatte um das J. 1455 an einer über eine münſterſche Biſchofswahl entſtandenen Fehde Theil genommen, war aber in einem Gefechte bei dem Kloſter Varlar in Gefangenſchaft des Erzbiſchofs Dietrich von Cöln gerathen, und von dieſem an Lutter Quad, Herrn zu Landscron, auf deſſen Feſte Thomberg in Verwahrung und gewiſſermaßen in Verſatz gegeben worden; denn Lutter hatte ſchon an den Erzbiſchof und Andere für den Herzog Zahlungen leiſten müſſen. Auf Vermittelung einiger Freunde ward er zwar im folgenden Jahre auf einige Wochen gegen eine Verſchreibung entlaſſen, worin der Herzog ſagt: „Als wir — Herrn Lutter — in die overſte Burgh des Slaß Thomberg — eyn Veldgefencniſſe gehalden han ind derſelbe — uns des Gefencniſſe nu — Dach (Tag, Friſt) gegeven hat viertzen dage lanck — ſo bekennen wir — dat wir — wiederumb in dat Sloſſ — komen — wullen — ind nit von dannen ſcheiden id en ſy mit Wiſſen — Hrn Lutters. — Ind of wir eyniche — Behendigheit vurnemen — dat wir — uſſ ſynre Gewalt — quemen, — So ſullen wir van Stunt — truwelos, erlos ind meynedich ſyn — ind dan auch zu — Manungen wider — in Gefencniſſe komen — als wir dat — in der Veldſycherheit — bey unſer fürſtl. Eren ind Wirden — geſichert ind — geſtaifden Eydz — geſworen han ꝛc.“ (1456.) Die Auslöſung mit 8000 rhein. Gulden erfolgte aber, nach der vor der völligen Befreiung vom Herzoge ausgeſtellten Urfede, erſt im Mai 1458, in welcher der Herzog bekennt: „Das Herr Lutter ſich in — unſen Gefencniſſe entgegen uns — freuntlich — bewieſen ind gehalden hait, ſo dat wir uns des groißlichen van Yme bedancken. Ind wir — enſullen — des Gefencniſſe — nummerme an Hrn Lutter — nyt rechen ꝛc.“ (*v. Arnoldi.*)

Feldgeschütz (Canon de Campagne), unterſcheidet ſich durch ſeine Leichtigkeit von dem Feſtungs- und Belagerungsgeſchütze auch dadurch, daß die Mörſer, ſowie die Haubitzen, von ſtarkem Kaliber nicht dabei ſtattfinden. Karl VIII. von Frankreich nahm zuerſt, auf ſeinem Kriegszuge nach Neapel, beweglicheres Geſchütz mit, das ihm gute Dienſte leiſtete, weil die Italiener nur ſehr unbehilfliche große Feuerbüchſen hatten, die blos ſteinerne Kugeln ſchoſſen. (*Guicciardini*, Histor. sui tempor. fol. [Basileae 1566.] Lib. I. p. 32.) Nach Tartalaglia (Quesiti e Invenzioni Lib. I. 11) waren dies die ſogenannten Feldſchlangen oder Colubrinen, die immer noch ſehr lang und ſchwer waren. Sie wurden nach Verhältniß ihrer Schwere mit beſonderen Namen bezeichnet: die Nothſchlange, der Baſiliſk, der Falke, die Nachtigall, die Singerin und dergl. Schon aus jener Zeit findet ſich eine unbezweifelte Spur von leichter Artillerie in der Schlacht bei Ceriſolles 1544, wo der Herzog von Enghien, als er mit der leichten Reiterei und 1000 Büchſenſchützen zu Pferde vorging, eine Anhöhe zu beſetzen, 3 vierpfündige Kanonen (Moyennes) mit doppelter Beſpannung — und wahrſcheinlich auch reitender Bedienung mitnahm, die ebenſo ſchnell als die Reiterei marſchirten. (*M. Bellay*, Mém. liv. X.) Schon im niederländiſchen Unabhängigkeitskriege, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., hatte man eingeſehen, daß es möglich ſei, die Länge und Stärke der bisherigen Feldgeſchütze zu verkleinern. Kaiſer Karl V. hatte die Länge und die Metallſtärke ſeiner Kanonen auf 20—24 Durchmeſſer der Mündung beſtimmt, und unter Philipp's II. Regierung ließ der Feldzeugmeiſter Don Manriquez de Lare zu Malaga Karthaunen gießen, wo die ganze nur 15, die halbe 16 und der Zwölfpfünder 17 Kaliber Länge hatte. Auch der Feldzeugmeiſter de la Motte folgte die-

Digitized by Google

ſem Beiſpiele, weil man aber die verringerten Ladungen für zu ſchwach hielt und das kürzere Rohr die Schanzkörbe in den Scharten der Batterien verbrannte, wurden ſie unter des de la Motte Nachfolger, Luys de Belasco, wieder umgegoſſen und die alten Proportionen wieder eingeführt, wie ſie Don D. Uffano (Trattato della Artilleria y uso de ella fol. 1613.) angibt. Die von den teutſchen Stückgießern beobachteten Verhältniſſe und ihre Art zu gießen wurden übrigens allgemein für die beſten gehalten, — ſie ließen ihre Formen ſtets ſehr lange durch Luft und Sonne trocknen, und beobachteten alle Dimenſionen genau, — daher der alte Vers:

Hält' ich nürnberger Witz, ulmer Geſchütz und augsburger Geld,
So wär' ich Herr der Welt!

Seit dem Anfange des 17. Jahrh. hatte man angefangen, das Feldgeſchütz allgemein noch mehr zu erleichtern, daher der Marcheſe Spinola 1607 jedem Bataillone 2 Kanonen zutheilen konnte, was auch nachher bei der ſchwediſchen Armee im polniſchen Kriege geſchah. Für dieſen Behuf waren leichte eiſerne Vierpfünder mit kegelförmigen Kammern gegoſſen worden, die 16 Kugeldurchmeſſer lang waren, mit 1⅕ Pf. Pulver geladen wurden und nur 625 Pfund wogen; eine Anordnung, die auch von des Kaiſers Ferdinand Armee nachgeahmt ward; denn hier hatte jedes Regiment 2 Kanonen, die eigentlich nicht mit zur Feldartillerie gerechnet wurden. Bei dem Übergange der Schweden über den Lech 1632 waren 72 Kanonen zu beiden Seiten der Brücke aufgefahren, und 1636 hatten ſie bei Erfurt 120 Geſchütze. Nach Guſtav Adolf kam Turenne, deſſen Heer gewöhnlich an allem Material Mangel litt; doch ſpäter ſtieg die Zahl der Feldgeſchütze wieder. Sie waren um dieſe Zeit bei den Franzoſen leichter, als bei den Teutſchen. Dieſe hatten immer noch vollgütige Kanonen, — deren Metallſtärke am Boden der Bohrung gleich, an der Mündung aber ⅔ oder ½ derſelben war. Als Feldgeſchütz hatte man Kammerſtücken, den Einhörnern der Ruſſen ähnlich; ſie ſchoſſen 6 Pfund Eiſen, waren 10 Kaliber lang, und hatten ¹¹⁄₁₆ des letzteren zur Metallſtärke hinten, vorn hingegen nur ⁵⁄₁₆, wo jedoch die Kopffrieſen eine Verſtärkung der Mündung waren. Merkwürdig iſt, was der alte Mieth darüber ſagt: „Die verjüngten Stücken hat man erfunden, in Feldſchlachten und Treffen ſolche leichter fortzubringen und geſchwind damit zu agiren, welches insgemein nur wenig Stunden geſchieht. Daß aber unzeitige Sparer und lateiniſche Artilleriſten zugefahren ſind, die Verjüngung der Stücken, ſo in und vor Feſtungen gebraucht werden, auf die Bahn zu bringen, haben ſie zu unrechter Zeit von den Franzoſen, welche, ihrer lüderlichen Art nach, allezeit nur etwas Neues, wenn es gleich ſchlimmer iſt, als das Alte, ſuchen hervorzubringen, gelernt, und vor etwas Rares in die Bücher geſchmiert." — Wirklich hatte man 1690 in Frankreich die Länge der Kanonen von 10 bis auf 5 und 4 Fuß verringert; dennoch fand man dieſe Geſchütze: — den Achtpfünder 1000 Pfund, den Zwölfpfünder 2000 Pfund — noch zu ſchwer für den Krieg in den Pyrenäen, denn die Spanier führten noch leichtere Kanonen; ihr Sechsunddreißigpfünder wog, bei 7 Fuß Länge, nur 2398 Pfund. Es wurden daher in Perpignan von den Franzoſen Einpfünder gegoſſen, 4′ 8″ lang, hinten ⅔ und vorn ¼ Kaliber ſtark, und wenig über 100 Pfund ſchwer, ſodaß ſie mit der Laffette und zwölf Schuß von einem Maulthiere getragen wurden. Auch die Schweizer haben gegenwärtig 4⁷⁄₁₀ zollige Haubitzen für den Gebirgskrieg, 7,26 Kaliber lang, im Metall hinten 19 Linien, und vorn 12 Linien ſtark und das Rohr gegen 200 Pfund ſchwer. Sie werden ebenfalls von einem Maulthiere getragen, ein zweites trägt die Laffette; 5 Packpferde tragen die Munition in 10 Kaſten, deren jeder 8 Granaten, 2 Zündlichte, 1 Pack Schlageiſen und 2 Klaftern Lunte enthält. Eine Batterie von 6 Geſchützen würde demnach 12 Packpferde oder Maulthiere, 60 Munitionskaſten, 2 Kaſten für die Schmiede und Sattler, und 2 für das Feldgeräthe der 121 Mann Bedienung und ihrer 3 Officiere zu einer ſolchen Batterie von 6 Haubitzen. Man findet in *St. Remi*, Mémoires d'Artillerie. 1740 und in *Gassendi*, Aide-mémoire p. 303 der 5. Ausgabe von 1819, vollſtändige Nachricht von dem, was bei den Franzoſen bis zur Revolutionszeit in Hinſicht der Gebirgsartillerie geſchehen iſt, das jedoch hier keinen Raum findet. Um dieſe Zeit (1690) kam auch — wahrſcheinlich bei den Franzoſen zuerſt, — die temporweiſe Bedienung der Geſchütze auf, wodurch man im Stande war, in 7 Minuten 30 ſcharfe Schüſſe zu thun. Noch mehr ward dieſe Schnelligkeit durch eine beſondere Lademaſchine erhöhet, von dem ſächſiſchen General Obenaus erfunden; die vierpfündigen Kanonen hatten keine Traube, ſondern anſtatt derſelben eine am Stoß angeſchraubte eiſerne Naſe, womit das Geſchütz auf dem Klinkhaken der Maſchine ruhte und bei dem Zurückziehen derſelben mit dem Hintertheile bis an die Axe herabfiel, daß es beinahe ſenkrecht mit der Mündung in die Höhe ſtand, und die eingeführte Kartuſche von ſelbſt hinunterglitt, ohne des Anſetzens zu bedürfen. Die zur Richtung beſtimmte Nummer tritt hierauf mit dem rechten Fuße auf einen eiſernen Bügel an der Laffette, ſtößt mit beiden Händen die an das Bodenſtück befeſtigten Maſchinenleinen und zieht vermittels derſelben das Hintertheil des Rohres wieder herauf, bis es in die Klinke einſchnappt, worauf er ſogleich aus der Laffette heraustritt, das Schlagröhrchen einſetzt und Feuer commandirt. Man konnte auf ſolche Art in einer Minute 11 ſcharfe Schüſſe thun, ohne die Kartätſche einmal anzuſetzen, und ohne eine beſondere künſtliche Vorrichtung, wie die des jungen Amerikaners Cochrane, der einer Nachricht in der berliner Zeitung vom Jahre 1837 Nr. 69 zufolge durch eine beſondere Einrichtung des Pulverraumes in einer zwölfpfündigen Kanone, in zwei Minuten 21 Schüſſe that. Die Ladungen waren in einen eiſernen, 4 Zoll weiten, Cylinder verſchloſſen, der genau in das Rohr paßte und neun Ladungen in beſondern, als Radien von der Peripherie eingebohrten, Kammern enthielt. Die undeutliche Beſchreibung gibt nicht genau an, wie ſtark die Ladungen waren, wie die Entzündung geſchehe, und wie die Kugel oder die Kartätſchenbüchſe eingebracht ward? Die Erfindung war vielleicht in dieſer Hinſicht nicht praktiſch, obgleich der Erfinder in Conſtantinopel von dem Sultan

reichlich beſchenkt ward. Es hat ſpäter nichts weiter von dieſer Erfindung verlautet.

Angenommen, daß nach richtigen Grundſätzen, dem gegenwärtigen Zuſtande der Taktik entſprechend, den Bataillonen der Infanterie keine eigenen Geſchütze zugetheilt werden, entſteht nun die Frage, wie viel man überhaupt auf jede 1000 Mann Geſchütze rechnen ſoll? (ſ. oben Feldartillerie.) Nachſtehende Tafel gibt die Ausrüſtung mit Munition für jede Geſchützart an

Art und Kaliber der Geſchütze.	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.	Königl. engliſche.	Königl. niederländiſche.	Königl. däniſche.
12pfündige Kanonenkugeln .	80	70	92	90	80	64	—	84	66
— — Kartätſchen . . .	30 und 10 Brkg.	22	29	18	15	8	—	28	32
9pfündige Kanonenkugeln .	—	—	—	—	—	—	62	—	—
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—	52	—	—
8pfündiger Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	82	—	—	—
8pfündige Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	10	—	—	—
6pfündige Kanonenkugeln .	90	160 R. 124	107 R. 99	110	155	—	100	124	100
— — Kartätſchen . . .	30	34 R. 26	27 R. 25	24	30	—	90	56	50
3pfündige Kanonenkugeln .	—	—	—	—	—	—	—	—	160
— Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	76
10pfündige Granaten 6",5	—	—	48	—	—	—	—	—	51
— — Kartätſchen . .	—	—	13	—	—	—	—	—	6
— — Brand- u. Leuchtkugeln	—	—	3	—	—	—	—	—	—
6" Granaten	80	—	—	—	120	55	—	—	—
— Kartätſchen	30	—	—	—	44	3	—	—	—
— Brand- u. Leuchtkugeln	11	—	—	—	6	—	—	—	—
7pfündige 5",5 Granaten .	80	80. 12	81	40	—	72	52	84	94
— Kartätſchen	30	62. 15	20	8	—	3	14	13	12
— Brand- u. Leuchtkugeln	11	15	3	4	—	—	4 Shrapnels.	5 dito	10 dito

Nächſt der bei jedem Geſchütz auf der Laffette befindlichen Munition wird noch beſonders im Munitionswagen mitgeführt:

Die Munitionswagen enthalten:	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.
12pfündige Kugelſchuß . .	120	155	80	78	65	128
— — Kartätſchen . . .	30	40	20	12	10	16
8pfündige Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	82
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	10
6pfündige Kugelſchuß . . .	100	120	152	92	130	—
— — Kartätſchen . . .	54	16	40	18	20	—
3pfündige Kugelſchuß . . .	—	—	—	—	—	—
— — Kartätſchen . . .	—	—	—	—	—	—
10pfündige Granaten . . .	—	—	44	—	—	—
— — Kartätſchen . .	—	—	9	—	—	—
— — Brandkugeln . .	—	—	3	—	—	—

Digitized by Google

Die Munitionswagen enthalten:	Kaiſerl. ruſſiſche.	Kaiſerl. öſterreichiſche.	Königl. preußiſche.	Königl. würtembergiſche.	Königl. ſächſiſche.	Königl. franzöſiſche.
6″ Granaten	27	—	—	—	—	55
- Kartätſchen	10	—	—	—	—	3
— Brand- u. Leuchtkugeln	3	—	—	—	—	—
7pfündige 5″,5 Granaten .	45	60	66	36	46	72
— — Kartätſchen . . .	15	16	15	4	15	3
— — Brandkugeln . .	5	—	3	4	3	—

Aus dieſen Tafeln erſieht man den bedeutenden Unterſchied der Munitionsmenge, welche bei den verſchiedenen Armeen im Felde mitgeführt wird, zum Beweis, daß man ſich noch lange nicht über das mögliche und wahrſcheinliche Bedürfniß derſelben vereinigt hat, und über die Mittel, daſſelbe mit der nothwendigen Einfachheit und höchſten Beweglichkeit zu vereinigen. Der franzöſiſche General d'Eblé wollte die Kugeln ohne Spiegel, — wie die öſterreichiſche Artillerie, — doch von den Ladungen abgeſondert, in eine beſondere Abtheilung des Wagens packen laſſen, worin ihm Gaſſendi beiſtimmt, ſodaß die Kugeln vorn, die Ladungsbeutel hinter ihnen, und zuletzt die Kartätſchenbüchſen, liegen. Daß dies in Hinſicht des Ladens der Geſchütze nicht praktiſch iſt, fällt in die Augen; es iſt aber ſeit 1825 die Einrichtung der franzöſiſchen Artillerie gänzlich verändert und nach dem Muſter der engliſchen eingerichtet worden. Alle Feldgeſchütze haben Blocklaffetten bekommen, die nur aus zwei kurzen Wänden beſtehen, zwiſchen denen ein zweckmäßig dazu eingerichtetes Holzſtück (Flèche) den Schwanz der Laffette bildet (Crosse), an der unten ein ſtarker, gut befeſtigter, unbeweglicher Ring die Stelle des Protzriegels vertritt und in einen, an der Axe des Vorderwagens befindlichen, Haken gehangen wird. Zwei eiſerne Henkel zu beiden Seiten am Schwanzſtücke dienen zum Aufheben deſſelben bei dem Aufprotzen. Der Munitionswagen beſteht blos aus zwei auf dem Hintergeſtelle angebundenen Kaſten, 2′ 4″ lang, 1′ 8″ breit, die auf dem im Axfutter eingelaſſenen Langbaume ruhen, und mit den wollenen Decken der Artilleriſten belegt, als Sitz vier Mann aufnehmen, für die ein Fußtritt ſich zu beiden Seiten der Kaſten findet. Durch einen am Langbaume angebolzten Augenring wird er an den Protzwagen gehangen, der ebenfalls zwei Kaſten trägt, 1′ 9″ lang, 1′ 6″ breit, zum Sitzen für zwei Mann eingerichtet. Wie in Frankreich, iſt dieſes engliſche Syſtem auch in Holland, Belgien, der Schweiz, Dänemark, Neapel, Sardinien, Hanover, Naſſau, und Rheinheſſen eingeführt worden. Die Blocklaffetten, in England für alles Feldgeſchütz beſtimmt, gewähren durch ihre vier gleich hohen Räder der Laffette und Protze eine große Erleichterung des Fahrens, ſowie des Auf- und Abprotzens, während ſie durch die verringerte Breite des Schwanzes auch ziemlich kurz zu lenken erlauben. Der Praktiker Allix wirft ihm jedoch vor: 1) Daß der Munitionswagen um 300—400 Pfund ſchwerer iſt, als der ehemalige franzöſiſche; 2) daß er, bei Front gegen den Feind, den Granaten des letzteren eine weit größere Fläche darbietet, wodurch die Gefahr, getroffen zu werden, ſich wie 756 : 147 Hundertzoll, d. h. wie 18 : 7, verhält. 3) Daß für 6 Zugpferde das Futter nicht gut unterzubringen iſt, wenn die Artilleriſten auf dem Kaſten ſitzen und ihre Torniſter vor ſich liegen haben. 4) Daß ebendadurch die Laſt des Wagens ſehr erhöht wird. Dieſe letztere beträgt nämlich:

Munitionswagen zum Transport.	Kugelſchuß oder Granate.	Kartätſchen.		Shrapnels.	Ganzes Gewicht der Munition.
		Große.	Kleine.		
12pfündiger Kanonen	54	6	6	13	1232 Pfund.
9 ″ ″	62	5	5	15	1176 ″
6 ″ ″ ſchwerer	100	10	10	20	1254 ″
6 ″ ″ leichter .	92	9	9	20	1184 ″
5½″ ſchwerer Haubitze	42	4	—	8	1204 ″
5½″ leichter Haubitze	46	6	—	8	1216 ″
4⅖″ ″	70	10	—	10	956 ″

Wiegt nämlich der Wagen 2487 Pfund, mit Einſchluß des zweitägigen Futters, ſo wird durch die Munition und die 9 Kanoniere (1800 ℔.) das ganze Gewicht auf 5519 Pfund ſteigen, und dadurch auf unebenem und weichem Boden ſchnelle Bewegungen nicht zulaſſen. General Allix erklärt deshalb das Aufſitzen der Artilleriſten für nutzlos und dem Dienſt entgegen. Nutzlos, weil die Fußartillerie ſich nicht ſchneller bewegen darf, als die Infanterie, der ſie unter allen Umſtänden folgen kann; nachtheilig, weil die Artilleriſten dadurch ihre noth-

45 *

Digitized by Google

wendige Beweglichkeit verlieren, wenn ihrer Bequemlichkeit ſoviel nachgeſehen wird, daß ſie auf jedem Marſche fahren, zum großen Ruin der Zugpferde, die dann müde und kraftlos ſind, wenn es gilt.

Art und Kaliber der Geſchütze.	Gewicht mit der beladenen Protze.	Beſpannung.		Gewicht des beladenen Munitionswagens	Beſpannung.	
		Fußartillerie.	Reit. Artillerie.		Fußartillerie.	Reit. Artillerie.
Engliſche Kanonen.						
12-Pſünder	4404	8	—	3373	6	—
9 „	3867	6	8	3317	6	6
6 „ ſchwere	3075	6	—	3395	6	—
6 „ leichte	2898	—	6	3299	—	6
5,5″ Haubitze	3658	6	—	3245	6	—
5,5″ „ leichte	2935	—	6	3357	—	6
4⅖″ „ desgl.	2725	—	6	3071	—	6
Ruſſiſche 12-Pſünder Kanonen	4160	6	—	1450	3	—
Desgl. leichte	3080	6	—	1290	3	—
6-Pſünder Kanonen . . .	2639	4	6	1248	3	3
20 „ Einhorn . . .	3860	6	—	1868	3	—
10 „ — . . .	2564	4	—	1540	3	—
10 „ — . . .	2494	—	6	1540	—	3
3 „ — . . .	1703	2	—	1229	3	—
Öſterreich. 12-Pſünder	3562	6	—	2734	4	—
6-Pſünder	2319	4	—	2786	4	—
	2159	—	6	2789	4	—
3 „	1738	2	—	1909	2	—
7 Haubitzen	2092	4	—	2843	4	4
	2009	—	6			
Sächſiſche 12-Pſünder	3560	6	—	3525	4	—
6-Pſünder Kanonen . . .	2564	4	6	3540	4	6
8 „ Haubitzen . . .	2335	4	6	3509	4	6
Frankreich. 12-Pſünder Kanonen	4038	6	—	2989	4	—
8 „ „	3213	4	6	2828	4	6
6 „ „	2785	4	6	2928	4	6
4 „ „	2085	4	—	2757	4	—
6″ Haubitzen . . .	2683	4	6	3150	4	6
5½″ „ . . .	2561	4	6	2945	4	6
Preußen. 12-Pſünder	4804	8	—	3748	6	—
6-Pſünder Kanonen . . .	3796	6	—	3781	6	—
— — — . . .	3706	—	6	3781	—	6
10-Pſünder Haubitzen . .	3958	8	—	3630	6	—
7 „ „ . .	3410	6	6	3490	6	6
Dänem. 12-Pſünder	3881	8	—	4366	6	—
6-Pſünder Kanonen	3386	6	—	3917	6	—
— — —	3127	—	6		—	6
2 Mann	ſitzen auf	der Laffette.				
3-Pſünder	2029	4	—	3672	6	—
— — —	2315	—	6	2825	—	6
2 Mann ſitzen	auf der Laf	fette und 4	Mann auf	dem Muni	tionswagen.	
36-Pſünder Haubitzen	3774	8	—	3896	6	—
20 „ „	3376	6	—	3652	6	—
10 „ „	2284	—	6	3631	—	6
4 Mann	ſitzen auf	der Laffette.				

Digitized by Google

Obgleich hier überall die zwölfpfündige Kanone bei dem Feldgeſchütze mit aufgeführt iſt, haben doch die Generale Eblé und Allix, ſowie der Verfaſſer des „Syſtems der Feldartillerie zu Fuß“ dieſen Kaliber als ſolchen gänzlich verworfen, und nur die leichten Sechspfünder an ſeine Stelle ſetzen wollen. Sie haben jedoch außer Acht gelaſſen, daß man bei den teutſchen Armeen die franzöſiſche Zuſammenſetzung der Geſchützbatterien von verſchiedenen Kalibern, aus guten Gründen nie angenommen hatte. Man begnügte ſich, jeder Abtheilung Kanonen, von was immer für Kaliber, eine oder zwei Haubitzen zu geben, um auf große Weiten durch das Springen ihrer Granaten noch einige Wirkung zu erlangen. Scharnhorſt rechnete zu viel auf den Rollſchuß der Kanonenkugeln; er iſt zu ſehr von der Beſchaffenheit des Bodens abhängig, weil die Kugeln während ihres Laufes durch jede kleine Erhöhung, ja ſelbſt durch die Ackerfurchen eine andere Richtung bekommen. Hier können ſich die Kartätſchgranaten wirkſam erweiſen, wiewol auch dieſe Wirkung von den Engländern — den Freunden aller neuen Erfindungen, — ſicher überſchätzt wird. Dieſe machten daher den Verſuch, während ihre Artillerie unter allen die größte Verſchiedenheit der Kaliber und Gattungen des Geſchützes zeigt, nur allein den leichten Sechspfünder in ihre Feldartillerie aufzunehmen. Unbezweifelt werden dadurch die Bewegungen des Heeres erleichtert, weil dieſem dabei gleichzeitig die Leichtigkeit des Geſchützes und der Munition zu ſtatten kommt. Doch beweiſen die vom General Allix angeführten Flußübergänge, 1796 bei Kehl und 1797 unweit Strasburg über den Rhein, 1800 über den Mincio und über die Etſch, ſowie 1812 bei Kowno und Grodno über den Niemen und zuletzt über die nur wenig breite Beresʒina, nichts; wol aber kann man ſich auf Napoleon's Beiſpiel berufen, der nach dem Kriege mit Öſterreich 1809, wo ihm die Überlegenheit des öſterreichiſchen Geſchützes fühlbar geworden war, auch ſeine Feldartillerie zu vermehren für nothwendig fand.

Nun hat der engliſche Sechspfünder unter allen anderen Artillerien nur einen, den ſchwediſchen, der ihn an Leichtigkeit übertrifft, wie gegenwärtige Überſicht zeigt:

Der ſchwediſche hat	14,12	Kaliber Länge, wiegt	415	pariſ. Pf.
(— —		bei derſelben Länge wiegt	800	„ „)
Der engliſche hat	16,34	Kal. Länge, wiegt	590	„ „
„ ſächſiſche	17,44	„ „ „	736	„ „
„ ruſſiſche	17,00	„ „ „	743	„ „
„ öſterreichiſche	15,30	„ „ „	782	„ „
„ franzöſiſche	17,34	„ „ „	790	„ „
„ däniſche	16,00	„ „ „	846	„ „
„ (it.)	20,00	„ „ „	969	„ „
„ engliſche ſchwere	17,00	„ „ „	850	„ „
„ preußiſche	17,22	„ „ „	923,8	„ „
„ niederländiſche	17,00	„ „ „	970	„ „

Allein die Engländer fanden es gerathen, 1815 neunpfündige Kanonen auf das Feſtland herüber zu bringen — vier reitende Batterien Sechspfünder allein ausgenommen — um durch dieſe 1512 Pfund ſchweren Kanonen die Wirkung des Zwölfpfünders mit der Beweglichkeit des Sechspfünders zu verbinden. Ob dieſer Gedanke ein glücklicher war, iſt nicht zu entſcheiden; denn die mit den Engländern verbündeten Preußen hatten bei jedem der vier an den Schlachten bei Ligny, Quatre-Bras und Belle-Alliance Theil nehmenden Armeecorps drei Batterien Zwölfpfünder der franzöſiſchen entgegenzuſetzen; das preußiſche Heer in Frankreich führte 15 Batterien Zwölfpfünder, oder 90 Kanonen und 30 Haubitzen; ferner 25 Batterien zu Fuß und 15 reitende, oder 240 Sechspfünder und 88 Haubitzen, zuſammen 448 Geſchütze, mit ſich. Auch iſt bei den neuen Organiſationen der franzöſiſchen Artillerie der Zwölfpfünder unter das Feldgeſchütz aufgenommen worden, und im J. 1778 hatte die preußiſche Armee 80 ſchwere Zwölfpfünder, Brummer genannt, 100 mittlere und 40 leichte, nebſt 35 ſchweren und 54 leichten Sechspfündern, — zwei Kanonen und eine Haubitze bei jedem Bataillone ungerechnet, als ſie nach Böhmen marſchirte, wo ihr, bei damals noch ſehr mangelhafter Beſpannung, die Fortſchaffung der ſo ſchweren Geſchütze über das Grenzgebirge Böhmens äußerſt läſtig fiel.

Einen weſentlichen Theil des Feldgeſchützes bildet die reitende Artillerie, zuerſt bei den Ruſſen entſtanden und von den Preußen nachgeahmt, dann aber bald allgemein verbreitet. Schon in den früheſten Zeiten hat man das Bedürfniß gefühlt, leichte Geſchütze zu ſchnellen Expeditionen mitzunehmen, daher man ihnen zu ſolchem Zwecke doppelte Beſpannung gab und — weil überhaupt damals noch die Reiterei prävalirte, — die Bedienungsmannſchaft zu Pferde ſetzte. So die Franzoſen, wie ſchon geſagt, in der Schlacht bei Ceriſolles; ſo der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als er 1675 zum Überfalle von Rathenow und der darauf folgenden Schlacht bei Fehrbellin marſchirte. Er hatte 2 Zwölfpfünder, 9 Dreipfünder und 2 Haubitzen mit doppelter Beſpannung bei ſich, deren Bedienung entweder beritten gemacht war, da er nur 6000 Reiter, 2 Regimenter Dragoner und 1200 commandirte Musketiere bei ſich hatte; oder mit den letzteren auf Wagen gefahren ward; denn ſchon ſeit Guſtav Adolf's Zeiten ward das leichte Geſchütz durch commandirte Musketiere bedient. Durch ihre Züge gegen die nomadiſchen Grenzvölker veranlaßt, waren gewiß die Ruſſen die erſten, welche die Bedienung ihrer leichten Haubitzen (Einhörner, Jedinarocks) beritten machten, um ſie den Dragonern und Grenadieren zu Pferde, wie die Bataillonsgeſchütze der Infanterie, nach damaliger Sitte, mitzugeben. Preußens umſichtiger König, Friedrich II., benutzte die Nachricht, die er davon erhielt, wenn ſeine Cavalerie oft mit Granaten- und Kartätſchenſchüſſen begrüßt ward, während ſie es blos mit Dragonern und Koſaken zu thun zu haben glaubte; ſchon 1759 exercirte er ſelbſt eine Brigade reitender Artillerie, womit er den erſten Verſuch bei Landshut in Schleſien machte und durch ſie den Rückzug ſeiner Reiterei mit Erfolg unterſtützte. Bald folgte ihm darin ſein, nicht minder großer, Bruder Heinrich, der 1760 eine Brigade reitender Artillerie in

Digitized by Google

Landsberg an der Warthe errichtete, die dem Dragonerregimente *Ansbach-Baireuth* zugetheilt und demſelben öfters nützlich war. Alle andere Mächte Europens wetteiferten nachher in Errichtung einer *durchaus leichten* Artillerie; doch mit dem Unterſchiede, daß die Öſterreicher und Baiern keine berittene Bedienung derſelben hatten, ſondern die Artilleriſten auf dem bedeckten und gepolſterten Schwanze ihrer ſechspfündigen Laffetten, oder auf dem Deckel des dazu eingerichteten Munitionswagens ſaßen. Dieſe *leichte reitende* Artillerie zerrann in der Schlacht bei Jena als ein Luftgebilde, um 1813 und 1815 als ein furchtbarer Geiſt aus ſeinem Grabe zu erſtehen. Sie enthält gegenwärtig 27 Compagnien, jede zu 6 ſechspfündigen Kanonen und 2 ſiebenpfündigen Haubitzen, und iſt durch das unermüdete Streben des Prinzen Auguſt von Preußen zu einem unerhörten Grade von Beweglichkeit erhoben worden, ſodaß ſelbſt Gräben und Hohlwege kein Hinderniß für die ſechsſpännigen Geſchütze ſind. Von Decker ſagt: „Wenn je zwei Waffen geeignet oder geſchickt ſind, durch ihre gegenſeitige zweckmäßige Verbindung die glänzendſten Waffenthaten zu vollbringen und die entſcheidendſten und überraſchendſten Momente der Gefechte herbeizuführen, ſo ſind dies unſtreitig die *Cavalerie* und die *reitende Artillerie*." — Die neueren Feldzüge haben es häufig erwieſen, und wenn es nicht ſo war, lag offenbar die Schuld an dem unrichtigen Gebrauche der einen oder der andern. Jede beſondere Waffenart hat ihre eigenthümlichen Stärken und Schwächen, durch deren richtiges Erkennen und Benutzen man dem Feinde überlegen iſt, oder im Gegenſatze unterliegt.

Hat man blos die *möglichſte Leichtigkeit* der Bewegungen im Auge, würde man auch die *kleinſten* Kaliber, Drei- oder Vierpfünder, wählen müſſen, wo der Zweck ſowol durch das Gewicht des Geſchützes, als durch die um die Hälfte leichtere Munition erreicht wird. Allein, dem ſteht die bedeutend verringerte Wirkung entgegen, ſowol der Kartätſche, als des Kugelſchuſſes auf größere Entfernungen, denn nur mit einem vollgültig gegoſſenen, 20 Kaliber langen, Vierpfünder kann es, wegen des hier minder hohen Aufſatzes, gelingen, auf 2000 Schritt die Spitze einer Colonne zu treffen. Man hat deshalb allgemein die ſechspfündige Kanone gewählt, die 41 ſechslöthige oder 126 zweilöthige geſchmiedete eiſerne Kugeln zur Kartätſche hat. Ihr Wurfgeſchütz iſt die ſiebenpfündige Haubitze, von 5″,45 Kaliber den Durchmeſſer der 24pfündigen Kugel; nur die Ruſſen allein haben bei ihrer reitenden *Artillerie* zehnpfündige (¼ Pud) Haubitzen, Einhörner genannt, 10 Kaliber lang, deren Granate nur um 0,089 größer iſt, als die zwölfpfündige Kugel, und 0,175″ Spielraum hat. Ihnen ähnlich waren die, ohne allen Grund, abgeſchafften Granatſtücken der Sachſen, von 4″,558 Durchmeſſer des Fluges und 9 Kaliber Länge, die auf 800—1000 Schritt mit der Genauigkeit einer Kanone ſchoſſen, und unter jeder Bedingung ſich beſſer zu dem Wurfgeſchütze der *reitenden* Artillerie geeignet hätten. Man findet hierbei

Die Länge und Schwere der europäiſchen Feldhaubitzen.	Durchmeſſer der Mündung.	Länge des Fluges ohne Kamm.	Länge des ganzen Rohres.	Gewicht der Haubitze.
Ruſſiſche ¼ Pud oder 10-Pfünder	4,544″	42,376″	53,273″	722 Pf.
— der reitenden Artillerie .	—	37,533	48,430	656 „
Sächſiſche 4pfündige	4,783	30,766	41,022	652 „
— 8pfündige	5,740	28,109	39,359	606 „
Würtemberg. 10-pfündige . . .	5,785	27,523	36,052	821 „
Franzöſiſche 5″,7 oder 24pfündige	5,597	27,755	37,578	600 „
Däniſche 10pfündige	4,820	27,000	37,355	520 „
Desgl.	4,820	25,000	35,345	346 „
Preußiſche 7-Pfünder	5,640	24,395	34,781	672 „
Öſterreichiſche 7-Pfünder	5,508	22,550	32,409	562 „
Franzöſiſche 6″	6,125	18,375	28,371	650 „
Niederländiſche 24-Pfünder . . .	5,604	18,840	28,045	698 „
Engliſche 5,5″	5,161	17,330	25,098	416 „
— 4,⅔	4,128	14,270	20,640	323 „

Es findet ſich hier eine Verſchiedenheit der Länge des Fluges der Haubitzen von 42—14 Zoll, je nachdem man ei der Artillerie dem Grundſatze des Liegenbleibens der Granate huldigt, oder nicht. Es iſt hier der Ort nicht zu einer vollſtändigen Deduction dieſes Gegenſtandes; es genüget zu bemerken, daß die alte Haubitze, immer von ſtarkem Kaliber, nicht wohl anders geladen werden konnte, als mit der Hand. Dies foderte, wie beim Mörſer, einen kurzen Flug, der vor Erfindung der Kartätſchbüchſen das Einſetzen eines Korbes mit Steinen oder altem Eiſen zuließ. Als man nun ſpäter die Haubitze dem Feldgeſchütze zugeſellte, behielt man ihre herkömmliche kurze Geſtalt bei und zur Sicherheit der Entzündung durch das Pulvergas den größeren Spielraum; es darf daher Niemanden befremden, wenn übermäßige Seitenabweichungen vorkommen, und beinahe Unmöglichkeit das Object zu treffen, eintrat. Anſtatt, wie einige denkende Artilleriſten, durch Verlängerung des Rohrs und Verkleinerung des Spielraums dem Übel abzuhelfen, ſah man es als ein *nothwendiges* an und ſelbſt einſichtsvolle Artilleriſten

Digitized by Google

verlangten, daß die immer nur unter einem kleinen Erhöhungswinkel von weniger als 10° abgeſchoſſenen Granaten, bei dem erſten Aufſchlage liegen bleiben ſollten, was doch aller Erfahrung widerſpricht, — kaum durch die zuerſt von den Öſterreichern eingeführten ſehr ſchwachen Ladungen möglich iſt. Sobald man hingegen den Haubitzen eine Länge von über 9 Kaliber gibt und vermittels eines kegelförmigen Anſatzes der Kammer an den Flug bei 0,13" Spielraum ein genaues Treffen des Objectes bewirkt, das man bisher bei allen kurzen Haubitzen vergebens wünſchte, wird man ſich nicht mehr erfolglos bemühen, die 50 Schritt breiten Colonnenſpitzen des Feindes zu treffen, und dadurch die Granate nöthigen, in den Colonnen zu ſpringen. Über den vortheilhafteſten Gebrauch der Feldartillerie, ſowol der gewöhnlichen, als der reitenden, findet ſich Auskunft nach Dupuvet in von Decker, Artillerie für alle Waffen. 3. Th. Deſſelben Ergänzungstaktik der Feldartillerie. 2. Ausg. 1834. Morla, Lehrbuch der Artillerie. 2. Ausg. 1824. Harder, Gebrauch der Artillerie vor dem Feinde, erläutert durch Beiſpiele aus der Kriegsgeſchichte. 2. Bd. 1836. *Le Bourg*, **Essai sur l'organisation de l'artillerie et son Emploi dans la guerre de campagne.** 1837. Von der reitenden Artillerie insbeſondere. Über reitende Artillerie, was ſie iſt, ſein ſollte und ſein könnte. 1818. Vorzüglich: von Decker's Gefechtslehre, der verbundenen Waffen, Cavalerie und reitende Artillerie. 1819. Monhaupt, Über den Gebrauch der reitenden Artillerie, mit beſonderer Rückſicht auf ihre Verbindung mit großen Maſſen der Reiterei. 1836 (auch franzöſiſch). Das Syſtem der reitenden Artillerie, 1823, von einem genialen Nicht-Artilleriſten, verwirft die Haubitze ganz, und will ſeine berittenen Kanonenſchützen durch Unwiſſende anführen laſſen, die ihre nothwendigen Kenntniſſe blos aus Tabellen nehmen ſollen, die nie völlig richtig ſind. Allgemeine Werke ſind das Wörterbuch der Artillerie von v. Hoyer in zwei Bänden 1804—1812 und einem Supplementband; von General Hogel ruſſiſch; *Cotty*, **Dictionnaire d'Artillerie** und das **Mémorial de l'artillerie, récueil de mémoires, observations, expériences et procédés. 4 Vol. 1836.** (Der brüſſeler Nachdruck 10 Thlr., das Original 150 Fr.) **Aide-mémoire to the Military Sciences. (Dublin 1845.)**

Feldgeschrei, war in früherer Zeit, ehe Feind und Freund ſich durch ihre Montur und Feldzeichen unterſchieden, ein beſonderes Wort, das die Krieger einander zuriefen, um ſich gegenſeitig daran zu erkennen, weil es im Harniſche nicht wol anders möglich war. Die Spanier riefen gewöhnlich Espanna oder San Jago, die Engländer Sanct George und die Franzoſen Montjoye Saint Denis. Die Teutſchen und Schweizer pflegten mit ſtillem Ernſte auf den Feind loszugehen, und gegen alle ſeine Angriffe eine eherne Mauer zu bilden, die nicht leicht zu durchbrechen war, weil 10 Glieder Lanzenträger, mindeſtens hinter einander ſtanden. In der Schlacht bei Bicoca 1522 hatte Frundsberg eben, wie er gewohnt war, an der Spitze ſeiner Landsknechte und mit ihnen ſein Gebet verrichtet, und ſprach, ſich erhebend: „Wohlauf, zur guten Stunde, in Gottes Namen!" — Er war ein ſtarker Mann am Leib, ſtand zuvorderſt in der Lanzknechte Schlachtordnung im erſten Gliede, neben ihm ſeine Hauptleute zu beiden Seiten. Auf der Höhe, ob der Straße, kam gegen ihn der ſchweizer Oberſte, Albrecht vom Stein, der hatte den beſten Kern ſeiner Hauptleute und Fähnriche ins erſte Glied genommen. Weil ſie Frundsberg's Haufen, der mit niedergelegten Spießen auf den Knieen lag, nicht ſehen konnten, drangen ſie ſo hart nach, daß ſie dicht vor einander ſtanden und die langen Spieße nicht brauchen konnten. Albrecht's vom Stein Locotenent, Arnold von Winkelried, der Kaiſer Maximilian gedient und in Beſatzung zu Verona gelegen hatte, ſprach jetzt zu Frundsberg, als er ihn erkannte: „Du alter Geſell! find ich Dich da? Du mußt heute von meiner Hand ſterben." Frundsberg hat ihm geantwortet: „Es ſoll Dir widerfahren! Wem Gott will." Hierauf haben ſie mit langen Spießen zuſammengeſtochen, da Frundsberg, obwol er viel Wunden und Stiche in die Schenkel empfangen, iſt er doch aufrecht geblieben, hat die Schweizer, Albrecht vom Stein und Arnold von Winkelried, die große Pracht trieben, geſchlagen, daß ſie neben viel anderen Schweizern todt blieben. Frundsberg hat mit ſeinen Hauptleuten die erſten Glieder des Feindes nieder geſtochen, daß ihrer wol 5000, und darunter 22 Hauptleute fielen. — Seitdem jedoch die gleichförmige Kleidung und Schärpe die gegenſeitigen Truppen kenntlich machte, und die aufgekommenen Commandowörter zu den Evolutionen durch das Feldgeſchrei unverſtändlich gemacht wurden, kam dies aus dem Brauche; in der neueren Zeit iſt beim Angriffe das Hurra! an ſeine Stelle getreten. Unter dem Namen des Feldgeſchreies wird gegenwärtig das Loſungswort — der Name eines Heiligen und einer Stadt — verſtanden, das täglich von den Befehlshabern ausgegeben und im Kriege geheim gehalten wird, damit die ausgeſchickten Abtheilungen von den Vorpoſten und Feldwachten daran erkannt werden. Es wird daher auch bei dem Umgange der Runden in der Nacht von den Poſten gefodert, um ſich von ihrer Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit zu überzeugen.

Feldjäger, ſcheinen nur im 17. Jahrh. entſtanden, denn ſie kommen nicht früher in der Geſchichte vor, als 1631, wo der Landgraf Wilhelm von Heſſen drei Compagnien hatte, und deren 1645 der Kurfürſt von Baiern drei Regimenter errichtete, um ſie zu den Vorpoſten und anderen Verrichtungen des kleinen Krieges zu gebrauchen. Für dieſen Zweck hatten die Franzoſen zu Ende des 17. Jahrh. Freicompagnien, die einen Büchſenranzen über der Schulter trugen, um bei üblem Wetter die Kolbe und das Steinſchloß ihres geladenen Gewehres darin zu bergen, damit das Zündkraut trocken bliebe und der Soldat auf dem Marſche im ſtärkſten Regen feuern konnte. Ihr Dienſt war übrigens ſchon alt; der Marcheſe Pescara gewann die Schlacht bei Pavia 1525 gegen Franz I. vorzüglich durch ſeine 1500 ſpaniſchen Hakenſchützen, die ſich vor der Fronte des Heeres zerſtreueten, und mit Musketen bewaffnet, der geharniſchten Reiterei gefährlich wurden, weil ihre vierlöthige Kugel jeden Harniſch durchdrang. Frundsberg erzählt: „Es war eine blutige Schlacht,

Digitized by Google

denn die geſchwinden Hiſpanier umgaben ſie (die franzöſiſche Cavalerie), und haben allenthalben bleierne Kugeln unter ſie geworfen und tödilich verwundet. Sie hatten nicht gemeine Rohr, wie vordem Brauch, ſondern lange Rohr, die man Haken nennt, haben in einem Schuß etlich Mann und Roß erſchoſſen." Geübt, ſich bald in kleine Haufen zum wechſelſeitigen Beiſtande zu vereinigen, bald wieder aus einander zu laufen, je nachdem es die Lage des Gefechtes erfoderte, richteten ſie die franzöſiſche Reiterei faſt gänzlich zu Grunde. Die Königin ließ daher ihren Gemeinden befehlen, ſich ebenfalls mit guten Feuergewehren zu verſehen; auch geſchah es, doch fehlte der Gebrauch deſſelben, in deſſen Beſitz die Spanier noch lange blieben, denn die Niederländer und Teutſchen nahmen ihn erſt ſpäter an. *Jäger zu Pferde* kamen unter dem Namen *Karabiniere* um 1676 vor, wo Ludwig der XIV. zu jeder Compagnie Reiterei zwei Mann gab, die gezogene Gewehre hatten, um damit beim Beginnen des Gefechtes auf den Feind zu ſchießen. Im J. 1690 ward bei jedem Regimente eine Compagnie von 30 Mann formirt, dieſe Compagnien aber im folgenden Feldzuge in eine Brigade zuſammengezogen. Auch bei den Kaiſerlichen hatte jedes Regiment Cuiraſſiere eine Compagnie Karabiniere, andere Armeen aber hatten ganze Karabinierregimenter. *Jäger zu Pferde* wurden zuerſt von Auguſt III. ein Regiment von vier Compagnien errichtet. Sie thaten in Polen gute Dienſte, und hießen nachher *Chevaux-Legers*. Unter allen zeichneten ſich die *leichten Truppen* der Öſterreicher aus im 30jährigen Kriege, als *Kroaten* zu Pferde, welchen Namen ſie nachher mit dem der *Huſaren* vertauſchten. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege, zu Anfange des 18. Jahrh., hießen ſie *Panduren*; dann wieder *Kroaten*, und waren äußerſt brauchbar, die Bewegungen der Armee, gleich einem zauberiſchen Nebel, zu verhüllen. Ihre Geſchicklichkeit, Verſtecke zu legen, den recognoſcirenden Officieren aufzulauern ꝛc. bewog 1741 den König Friedrich II. von Preußen, ihnen eine Compagnie gelernte *Jäger*, von 60 Mann, entgegenzuſetzen, die nachher während des ſiebenjährigen Krieges zu einem Bataillone anwuchs. Gegen dieſe Jäger erſchienen bei den Öſterreichern die höchſt zuverläſſigen *tyroler Schützen*; und gegen das J. 1761 hatten alle Theilnehmer am Kriege beſondere *Jägercorps*. Die meiſten zu Fuß, doch einige auch zu Pferde, wie das des Generals Freitag, das bei der alliirten Armee in großem Anſehen ſtand. Im preußiſchen Heere wurden, im erſten ſchleſiſchen Kriege, 60 reitende Jäger errichtet, die der König 1744 bis 112 Mann verſtärkte; doch waren ſie nicht eigentlich zum *Feldjägerdienſte*, zu Vorpoſten und Parteien beſtimmt, ſondern wurden theils, als Colonnenführer, theils, als Couriere zur Unterhaltung der Gemeinſchaft zwiſchen den verſchiedenen Armeecorps, gebraucht. Die Anwendung der *Fußjäger* und Scharfſchützen nahm während und nach dem Revolutionskriege auf eine unerhörte Weiſe zu, bei allen Heeren waren mehre Regimenter Jäger, die bei den Franzoſen den Namen Tirailleurs und Voltigeurs erhielten, und nur von den *tyroler Jägern* überboten wurden, gewohnt mit ihren Doppelbüchſen — beide Schüſſe in einem Laufe über einander — den Menſchen wie den Gemsbock auf 500 Schritt nicht zu verfehlen. Die *reitenden Jäger* der Franzoſen (Chasseurs à cheval) waren jedoch nur leichte Cavalerie, nichts weiter!

Feldlaboratorium zu den Kunſtfeuern, findet blos bei einer Belagerung ſeine Anwendung, weil die gewöhnlichen Kunſtfeuer im Felde fertig mitgeführt werden. Doch kann auch zuweilen der Fall eintreten, daß im Laufe eines Feldzugs die Schüſſe zu den Kanonen und Haubitzen verbraucht, oder durch dauerndes Regenwetter unbrauchbar werden, und daß vielleicht die verbrauchte Taſchenmunition durch vom Feinde erobertes Pulver erſetzt werden muß. Es befinden ſich deshalb auf den beſonders dazu beſtimmten Wagen verpackt folgende Gegenſtände:

Ein Abreibebret, von glattem, hartem Holze, 2½' lang, 2' breit, 2" dick, mit einem 2" hohen Rande, an den Ecken abgerundet; 18 Antreiber zu den Granatenzündern, nach dem Kaliber der vorhandenen Granaten; 4 Ausräumer verſchiedener Größe; 2 Barilfäſſer, 18" hoch, mit einem ledernen Beutel oben; 6 Beſchneidemeſſer; 8 Bohrer; 4 Borſtwiſche; 2 Böttchertriebel; 2 Schlägel dazu; ein Brandzleher; ein vollſtändiger Satz Pulvermaße bis zu 4 Pfund; blecherne Chablonen zu den Kartuſchbeuteln, von jedem vorhandenen Kaliber eine; eine Drehbank, zum Auseinanderſchrauben, und zugleich als Bohrbank eingerichtet, um Raketen zu bohren, wozu 6 Bohrer von ½ und 1 Pfund da ſind; 12 Dreheiſen; ein Dreifuß zu den kupfernen Keſſeln, deren zwei vorhanden ſind, von 18 und von 14 Zoll Durchmeſſer, zu geſchmolzenem Zeuche und zur Pechlaufe der Brandkugeln; 2 Durchſchläge zu den Signalraketen; 2 Drahtzangen; 3 Farbenbüchſen von Eiſenblech; 6 Feilen; eine Firnißflaſche von Blech; vier Flachmeißel oder Stemmeiſen; ein Einſatzgewicht von ½ Loth bis zu 4 Pfund; 2 Gießbuckel zu den Flintenkugeln; 4 Hämmer; 3 kleine Handbeile; eine Hirſchgeweihſpitze, oder ein ſpitziger Einlöſer von polirtem Eiſen; 3 Hobel; 3 Hohlmeißel; 4 Kneipzangen; Kreide und Rothſtein à 1 Pfund; 12 Kugelformen zu Flinten- und Piſtolenkugeln; 12 Ladeſchaufeln zu Signalraketen- und Granatenzündern; 3 Laternen mit Glas und blechernem Deckel; 2 Lehren zu den Schlagröhren; 6 dergl. zu den hölzernen Spiegeln der Kanonen und Haubitzen; 6 dergl. zu Flinten- und Piſtolenpatronen; 2 dergl. von jedem Kaliber der bei der Armee befindlichen Kanonen und Haubitzen; ein Leierbret zu Raketen- und Granatenzündern, wo ſie aus Doppelpapier üblich ſind; ein Leimtiegel aus Metall; 2 eiſerne Lineale; ein Maßſtab von dem landüblichen Fuß oder Elle; 3 krumme Meſſer; einen metallenen Mörſer, nebſt Keule; 12 hölzerne Mulden; 50 Nähnadeln, 12 Packnadeln; 100 Patronenhölzer zu Flinten und Piſtolen; 8 Pfriemen; 12 Pinſel, zu Leim, Kleiſter und Farben; 3 Pulvermaße nach den feſtgeſetzten Ladungen, für jedes Kaliber der Geſchütze; 12 dergl. zu kleinem Gewehr; 4 Raketenſtöcke zu ½ und 1 Pf.; 6 Raspeln; 6 Raumnadeln aus Meſſing; 2 Handſägen; 3 kupferne Schalen; 4 Scheeren; 18 Schlägel zu Brändern und Raketen; einen Schlageſtock; einen Schleif-

Digitized by Google

ſtein und 4 Wetzſteine; 36 Setzer von Holz zu Raketen und Zündern; 6 dergl. metallene zu Zündlichtern; 4 Siebe, wovon zwei mit Haartuch und zwei mit Draht; ein Sperrhaken für den Böttcher; 4 eiſerne Spatel; 6 Stöcke zu den Granatenzündern; 4 dergl. von Metall zu Schlagröhrchen, mit zugehörigen metallenen Setzern. — Wenn auch die Percuſſionszündung allgemein bei dem Geſchütze eingeführt iſt, dürfte es dennoch gerathen ſein, die Möglichkeit nicht ganz aus der Hand zu geben, ſich der ältern und bei jedem Wetter unfehlbaren Schlagröhren und Zündlichter im Nothfalle zu bedienen. — Eine Stockſcheere zu dem Blech der Kartätſchenbüchſen, wozu noch 4 kupferne Löthkolben und ein Kohlentopf aus Sturzblech gehört; eine Tonne mit eiſernen Reifen, 2¼ Fuß hoch; 6 Trichter zu den Zündern und Lichtern; 6 dergl. zu Kartuſchen oder Stückpatronen; 2 Waagen mit kupfernen Schalen von 1 Fuß und von 6 Zoll im Durchmeſſer; der Balken iſt 3 Fuß und der andere 15 Zoll lang; 12 Winder von Holz oder Metall zu Raketen; 12 dergl. zu Granatenzündern; 4 dergl. zu Lichterhülſen; 2 eiſerne Cirkel. Hierüber an Materialien nach den bei den Franzoſen angenommenen Beſtimmungen: 2000 Pfund Kornpulver; 800 Pf. Mehlpulver; 300 Pf. Salpeter; 200 Pf. Schwefel; 50 Pf. Kohlen; 12 Pf. Wachs; 1 Pf. Kampher; 10 Pf. Alaun; 4 Pf. Gummi; 12 Pf. Leim; 6 Pf. Baumwollengarn und Stopinen; 100 Pf. hartes Pech; 30 Pf. Kolophonium; 100 Pf. Harz; 26 Pf. Seife, 50 Pf. Talg; 50 Pf. Hanf; 6 Pf. Seide, die Katruſche zu nähen; 40 Pf. Bindfaden; 30 Pf. Schnuren zu den Brandkugeln; 20 Quart Leinöl; 10 Quart Terpentinöl; 20 Quart Branntwein, 6 Quart Weingeiſt u. a. m. In Hinſicht der Arbeiten im Feldlaboratorium iſt zu bemerken, daß die Anfertigung der Kunſtfeuer nur erfahrenen und gedienten Artilleriſten unter der Aufſicht eines thätigen, ordnungsliebenden, ſtrengen Feuerwerkers übertragen wird. In dem Raume, wo die Sätze unter einander gerieben werden, darf ſich nicht mehr Pulver befinden, als eben zu der Miſchung erfodert wird; die Fenſter des zur Arbeit beſtimmten Gemaches dürfen nicht durch eiſerne Gitter verwahrt ſein; der Fußboden muß mit feuchten Sägeſpähnen beſtreut und jede beſondere Arbeit, das Schütteln der Schüſſe, das Bohren der Raketen u. dgl. m., muß auch in einem beſondern Raume verrichtet werden. In Hinſicht der Zeit, wenn man im Sommer zwölf, im Winter aber acht Stunden annimmt, weil nicht bei Licht gearbeitet werden kann, kann man beſtimmen:

1) Zu Geſchützladungen ſchneiden 5 Mann täglich
1000 von 3 Pfund oder 7 Pfund,
800 " 6 " " 10 "
600 " 12 " " 25 "
500 " 24 Pfund Kartuſchbeutel zu, die von 20 Mann genäht und von 20 andern gefüllt und feſtgeſchüttelt werden, von denen 3 Mann die Patronen drei Mal feſtbinden.

Kaliber der Schüſſe.	10 Mann füllen Kartätſchbüchſen mit				20 Mann füllen die Beutel und ſetzen Büchſen an.
	2- od. 3löth. Kugel.	6löth. Kugel.	12löth. Kugel.	16löth. Kugel.	
6pfündige Kanonen	320	700	—	—	600
12 " "	240	—	500	—	400
24 " "	—	—	—	400	330
7 " Haubitzen	—	500	—	—	1000
10 " "	—	—	400	400	800
25 " "	—	—	1 Pfund.	400	600

Bei den Bomben und Granaten müſſen vorher die Zünder geſchlagen und nachher in den Hohlkörper eingeſetzt werden.

In zwei Abtheilungen werden erfodert:	Kaliber der Bomben oder Granaten.			
	50pfündige Bombe.	25—30pf. Bombe.	7—10pf. Granate.	Spiegelgranate.
16 Mann ſchlagen und beplatten Zünder .	240	300	400	800
57 Mann: 10 Mann zum Auskratzen, 16 " zum Auspichen ...., 25 " zum Laden und Zündereinſchlagen, 6 " zum Beraspeln d. letztern	200	400	800	800
Ebenſo verhält ſich's mit den Brandkugeln, wo 8 Mann den Zeuch ſchmelzen und in die Kugel ſtopfen	16	24	60	80
30 Mann ſchlagen die Löcher mit Zünderſatz aus und tauchen ſie in Pech ...	40	50	80	80

Digitized by Google

Feldmarschall, war in der früheſten Zeit der Oberbefehlshaber der Reiterei, die allgemein unter ſeinem Befehle ſtand, ſowie alles, was die Polizei des Lagers betraf. Er wählte ſeinen Lieutenant aus den Oberſten, um ihn zu unterſtützen, und wenn er getödtet oder verwundet war, an ſeine Stelle zu treten. Die Reiterei ſelbſt war damals blos in Compagnien (Cornetten) von 200 — 250 Pferden getheilt, die einzeln unter dem Feldmarſchall ſtanden, bis ſpäterhin Einzelne mehre Compagnien anwarben und nachher als Oberſten anführten. Dieſe unterſchied ſich in ſchwere und leichte, jene von Kopf bis zum Fuße mit Eiſen bedeckt, führten geſchloſſene Helme und vollen Harniſch mit Halskragen und Rückenſtücken. Ihr Gewehr war eine Lanze, ein guter Degen, ein Paar Piſtolen, mit Radſchlöſſern und ein Kolben oder Streithammer. Ein ſtarker und ganz verdeckter Streithengſt, mit abgeſtutztem Schweife, trug ſie, weil man glaubte, daß ſie wegen der dadurch mehr zuſammengezogenen Nahrung voller und von größerem Vermögen im Kreuz würden. Mit der Stärke der Heere wuchs auch die Zahl der Generale, denn beinahe alle Corps der Schweden im 30jährigen Kriege wurden von Feldmarſchällen commandirt.

Feldschanzen, bilden entweder in ihrer Verbindung einzelner Werke eine fortlaufende Verſchanzung, oder werden häufig einzeln angewandt, wie man oben geſehen hat, obgleich die Franzoſen in ihren Lehrbüchern noch immer die zu Vauban's Zeiten üblichen Linienverſchanzungen empfehlen. Es ſind der einzelnen Verſchanzungen dreierlei Arten: 1) Die einfache, vier- oder fünfſeitige Redoute, die einfachſte und am leichteſten zu erbauende, hat nur den Fehler, daß ihr Graben ohne Vertheidigung iſt, und vor jeder Ecke deſſelben ein unbeſtrichener Raum liegt. 2) Die Sternſchanze, gewöhnlich mit ſechs oder acht ausſpringenden Winkeln, denen es zwar nicht an Seitenvertheidigung fehlt, doch liegt auch bei ihr, nach Verhältniß der Bruſtwehrhöhe, ein Theil des Grabens im eingehenden Winkel, im Todten. 3) Das Fort mit Baſtionen in der Feldbefeſtigung, gewöhnlich nur vier- oder fünfſeitig, gewährt zwar den Vortheil, keinen unbeſtrichenen Raum zu haben, weil die Bollwerksflanken wechſelſeitig den Fuß der Escarpe beſchießen; erfodert aber viel Mühe und Arbeit beim Baue und eine ſtarke Beſatzung. Es iſt nur in dem Falle anwendbar, wenn man 2000 Mann auf die Bewahrung eines ſich ſelbſt überlaſſenen Poſtens wenden will. Man hat von jeher dieſe Form in den überſeeiſchen Beſitzungen angewandt, wo ſie gewöhnlich, vieler Hilfen und Verſtärkungsmittel entbehrend, nie eine vorzügliche Gegenwehr leiſteten. Auf unſeren Kriegstheatern in Europa kommt ſie daher beinahe gar nicht vor; man beſchränkt ſich gewöhnlich auf die vier- oder fünfſeitigen Redouten, die man durch mancherlei Mittel zur Beſtreichung des Grabens und der todten Winkel zu einer beſſeren Gegenwehr zu erkräftigen ſucht, mit mehr oder wenigem Glücke, nach Verhältniß der darauf zu verwendenden gegebenen Zeit, der Intelligenz der Erbauer, wie der Angreifer, und der Mittel, die den letzteren zu Gebote ſtehen.

Um die Größe dieſer vier- oder mehrſeitigen Redouten zu finden, iſt die Stärke der Beſatzung zu beſtimmen, die nie zu entbehrende Reſerve abzuziehen, und zu der gefundenen Seitenlänge die Breite des Auftrittes mit ſeiner Abdachung, oder mit ſeinen Stufen, hinzuzufügen. Nennt man die Beſatzung a, die Stärke der Reſerve im Innern r, die Zahl der Glieder an der Bruſtwehr n, die Zahl der Geſchütze p, den für dieſe nöthigen Raum s, endlich die Größe einer Seite x, ſo wird

das Minimum der letztern $= (x-8)^2 = \frac{3}{2}a + s$,

das Maximum aber $= 4x = \frac{a-r}{n} + sp$.

Vorausgeſetzt, daß man auf jeden Mann einen Schritt, oder 3′ an der Bruſtwehr, oder 9′□ zum Liegen rechnet, auf jedes Geſchütz aber 15 Fuß in der Breite und ebenſo viel in der Länge. Auf den Lagerraum der Mannſchaft ſowol, als für das Geſchütz iſt jedoch nur ſelten Rückſicht zu nehmen, weil die Schanzen gewöhnlich nur mit einer Wache und dann erſt gegen den Angriff völlig beſetzt werden.

Beſatzung.	Reſerve.	An der Bruſtwehr.	Seitenlänge in Fuß + n	Nöthiger Raum zum Lagern à 23′.
60	12	48	36′	1380′
100	20	80	48	2300
120	20	100	65	2760
130	26	104	68	2990
150	30	120	90	3220
160	30	130	97	3450
180	36	144	in 2 Gliedern 50	4140
200	40	160	: : : 60	4600
260	40	220	: : : 82	5980
280	56	224	: : : 83	6440
300	60	240	: : : 90	6900
350	70	280	: : : 105	8500
400	70	330	: : : 124	9200
450	76	374	: : : 134	Hier iſt immer Raum 17956

Digitized by Google

In Hinſicht des inneren Raumes einer geſchloſſenen Verſchanzung iſt zu bemerken, daß *nie die ganze Beſatzung* untergebracht werden darf; denn ein Theil der Mannſchaft iſt theils als Schildwachen und Vorpoſten, theils zum Einholen der Lebensmittel ꝛc. in Bewegung; des Nachts aber muß wenigſtens ⅓ derſelben unter dem Gewehre ſtehen. Man rechnet dabei 23 □Fuß im Hüttenlager oder unter großen Zelten; in einem Blockhauſe jedoch nur 16 Fuß, und wenn blos der zum Liegen unentbehrliche Raum gefodert wird, ſind 9 □Fuß hinreichend. Für das Geſchütz wird unter allen Umſtänden 12 Fuß in der Breite und 6 Fuß über die Länge der Laffette beſtimmt, hinter die in dieſer Entfernung eine Faſchine aufgenagelt wird, um den Rücklauf zu hemmen. Auf die Protze und den Munitionswagen darf keine Rückſicht genommen werden; man bringt beides beſſer außerhalb unter, und legt in der Schanze ein mit Faſchinen gedecktes Magazin an, das auch wol — nach dem Beiſpiele der Franzoſen — unter der Bruſtwehr, oder vielleicht unter einer Terraſſe Platz findet. Das Geſchütz ſelbſt ſchießt entweder *über Bank*, oder *durch eine Scharte*. Erſteres erleichtert zwar den Bau, und gewähet den Vortheil, die Kanonen weit ſeitwärts richten zu können, ſtellt jedoch das Geſchütz und die Bedienung der feindlichen Enfilade bloß, durch die das Geſchütz demontirt und die Kanoniere getroffen werden. Dies erfolgte beides im Treffen bei Dresden in einer Schanze, wo alle Geſchütze, bis auf eins, unbrauchbar wurden, und von 58 Artilleriſten nur acht geſund blieben. Die Franzoſen bonnetirten deshalb 4′ hoch in der Folge alle Punkte, wo die Geſchütze vorher *über Bank* geſchoſſen hatten. Die Schießſcharten werden hinten 18 Zoll, vorn aber 9 Fuß, damit ſie nicht ſo ſchnell durch den Pulverdunſt zerſtört werden. Stehen zwei oder mehr Kanonen neben einander, ſo müſſen ſie 12—18 Fuß von Mitte zu Mitte liegen. Sie werden in ihren Seitenflächen mit Faſchinen verkleidet, wie auch an der hintern Seite der Bruſtwehr geſchieht (ſ. **Faschinen**). Wenn die hintere Seite der *Redoute* keinen Angriff zu ſüechten hat, bekommt ſie hier keine Bruſtwehr, ſondern wird blos durch eine *Palliſadirung* geſchloſſen, der Eingang durch ein Gatterthor verwahrt. Da aber dadurch die Beſtreichung des innern Raumes von einem dahinterliegenden Werke gehindert wird, auch die Palliſadirung, und beſonders das Thor, durch die feindlichen Kugeln geöffnet werden können, iſt es unter jeder Bedingung vortheilhafter, beinahe nothwendig, den Graben der Schanze hinten herumzuziehen und Palliſadirung und Eingang in demſelben anzubringen. In ſolchem Falle hat die Redoute eine fünfſeitige Form, wo die beiden Facen 1—2 Fuß höher ſind, als die Flanken, um beſſer dadurch dieſe und den innern Raum zu decken. Ihnen eine rhomboidaliſche Form zu geben, wie Napoleon mit eigener Hand auf den Entwurf zur Befeſtigung von Torgau 1810 gezeichnet hatte, erſcheint nutzlos, vielmehr ſchädlich. Der todte Winkel vor der ſtumpfen Spitze wird größer und das Innere durch die ſpitzen Seitenwinkel zu ſehr verengt. Sobald übrigens die Schanze durch die Beſchaffenheit des Terrains von Hinten ſicher iſt, könnte man ſie ganz offen laſſen, und blos die beiden Seitendeckungen etwas zurückziehen, wenn man nicht die Beſorgniß hegen müßte, daß der Feind Gelegenheit findet, den verſchanzten Paß zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Die Engländer hatten deshalb auch bei Torres Vedras alle wichtige Punkte durch *geſchloſſene Schanzen* verſichert.

Theils um die Erſteigung zu erſchweren, theils auch, um die Mittel zur Aufführung der Bruſtwehr zu liefern, wird jede Verſchanzung, gleichviel, ob geſchloſſen oder offen, mit einem Graben umgeben, deſſen Breite *nicht unter* 12 Fuß und deſſen Tiefe nicht unter 6 Fuß iſt. Die Bedingungen dabei ſind:

1) Er muß die erfoderliche Erde zur Bruſtwehr, den etwanigen Teaverſen, Bedeckungen des Pulverraumes ꝛc. liefern.

2) Man ſoll ihn nicht überſpringen, oder vermittels eines übergelegten Bretes überſchreiten können.

3) Sein äußerer Rand muß durch das Muſketenfeuer Beſatzung beſtrichen und vertheidigt werden.

4) Seine Tiefe fällt zwiſchen 6 und 12 Fuß.

5) Die beiderſeitigen Böſchungen müſſen ſo ſteil ſein, als es nur die Beſchaffenheit des Erdbodens erlaubt.

Nennt man R das aufgeſchüttete Volumen Erde, p die Profilfläche, c den durch des letzteren Schwerpunkt durchlaufenen Weg, und ſind nun d, p′, c′ die homologen Größen für die Ausſchachtung, ſo wird

$$R = p\,c \text{ und } d = p'c'.$$

Wenn nun $\frac{1}{m}$ das Anſchwellen der ausgegrabenen Erde darſtellt, das in leichtem Sandboden $\frac{1}{10}$, in mittlerer Gartenerde $\frac{1}{8}$ und in feſtem Letten $\frac{1}{6}$ iſt, bekommt man $R = d\left(\frac{m+c}{m}\right)$, oder wenn man ihren Werth dafür ſetzt $p' = p\frac{c}{c'}\left(\frac{m}{m+1}\right)$. Da es hinreichend iſt, für c′ die mittlere Länge des Grabens zu ſetzen, iſt dadurch p′ bekannt; hierauf x für die obere Grabenbreite genommen, y für die Tiefe und α für den natürlichen Böſchungswinkel der Erde, wird

$$p' = y\left(x - \frac{7}{12}\,y\,\mathrm{Cot.}\,\alpha\right),$$

daher

$$x = \frac{7}{12}\,y\,\mathrm{Cot.}\,\alpha + \frac{p'}{y} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (1)$$

und

$$y = \frac{6}{7}\,\mathrm{tang}\,\alpha\left(x - \sqrt{x^2 - \frac{7}{3}\,p'\,\mathrm{Cot.}\,\alpha}\right) \quad \ldots \quad (2)$$

Man kann y geben und dadurch x beſtimmen, oder umgekehrt, doch immer ſo, daß $x > 12$ Fuß und $y < 12$ Fuß, doch immer größer als 6 Fuß. x muß allezeit groß genug werden, damit die Abdachung der Bruſtwehr höchſtens 3 Fuß über den äußern Grabenrand hinweggeht;

Digitized by Google

ſein kleinſter Werth iſt daher $\sqrt{\frac{7}{3} p' \operatorname{Cot.} \alpha}$, wo das Profil ein Dreieck wird. Iſt aber $\alpha = 45°$, ſo bekommt man

$$x = \frac{7}{12} y + \frac{p'}{y}, \text{ und } y = \frac{6}{7}\left(x - \sqrt{x^2 - \frac{7}{3} p'}\right).$$

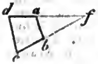
Um die Rechnung zu erſparen, kann man mit ziemlicher Genauigkeit annehmen:

Für 7 Fuß 7 Zoll hohe Bruſtwehren beträgt die Profilfläche für 18 Fuß Bruſtwehrſtärke 170,58 □Fuß,
15 " " 142,15 "
12 " " 113,72 "

Bei jedem Schanzenbau muß man die Vertheidiger gegen das von nicht zu weit entfernten Höhen kommende Feuer ſchützen (das Defilement), der Kanonenſchuß iſt noch auf 1300—1600 Schritt und das kleine Gewehr auf 400 Schritt gefährlich. Bei einem gehörig defilirten Werke muß demnach 1) der Kamm der Bruſtwehr in einer Fläche liegen, welche den ganzen innern Raum der Schanze mindeſtens 6 Fuß unter ſich läßt, und zugleich 2) über die beherrſchenden Anhöhen 4½ Fuß hinweggeht. In einer gleichen Fläche gewährt eine 7′ hohe Bruſtwehr vollſtändige Deckung des innern Raumes; ſobald jedoch der Feind ſich über den Horizont der Schanze erhebt, muß nothwendig in einer geſchloſſenen Schanze AB, im Verhältniß der Größe des von ihr umſchloſſenen Raumes, der auf dem Auftritte der hintern Seite ſtehende Soldat von den über A hinweggehenden Kugeln im Rücken getroffen werden. Iſt nun B ebenfalls 7 Fuß hoch, ſo hat man, auf dem 3½ Fuß hohen Auftritte ſtehend, in B eine Höhe von 8½ Fuß und Bn muß 9 Fuß hoch ſein, um die Defilementsfläche zu erhalten, innerhalb welcher der innere Raum, ohne Rückſicht auf ſeine Ausdehnung, gegen den directen Schuß geſchützt iſt. Wäre nun AB = 144 Fuß und nach der erſtern Annahme Bn — 7 = 2, ſo bekommt man

$$2:7+2 = 144:\frac{1296}{2} - 144 = 504',$$

für die Entfernung des Punktes m (von den Franzoſen die Charnière genannt), wo die Defilementsfläche in den Erdboden ſchneidet. Durch die Höhe des ſchießenden Soldaten wird aber dieſe Linie mA in m um ſoviel erhoben und muß A hinzugefügt werden, wo jedoch bei Feldſchanzen 12 Fuß als das Höchſte angeſehen werden muß, wenn die Aufſchüttung der nöthigen Bruſtwehrhöhe mit dem, nun unentbehrlichen, Wallgange nicht zu viel Zeitaufwand erfodern ſoll. Sobald der Schanze nur eine Höhe gegenüber liegt, genügt es, der letzteren die Bruſtwehr parallel zu legen, doch muß man die Flankendeckungen ad und bc möglichſt gegen einen unzugänglichen Punkt f richten, den der Feind nicht mit Geſchütz beſetzen kann, um die Linie fa und fb zu enfiliren. Haben daher einzelne Feldſchanzen oder Redouten die Beſtimmung, in einer Gebirgsgegend die vorliegenden Päſſe zu beſtreichen, muß 1) das in der Fronte aufgeſtellte Geſchütz die Schluchten und herabkommenden Straßen direct beſchießen. 2) Müſſen die rückwärtslaufenden Linien der Enfilade entzogen werden, und 3) der innere Raum gegen das Einſehen und Beſchießen, wo es nur immer möglich iſt, geſichert werden, was öfters nur vermittels einer Bedeckung von Oben durch ein Blockhaus geſchehen kann (ſ. d. Art.). Um allen weitläufigen Unterſuchungen zu entgehen, zu denen es bei dem Bau der Feldſchanzen öfters an Zeit und Gelegenheit fehlt, wird blos auf der dominirenden Höhe ein Pfahl von 4 Fuß eingeſchlagen, und aus dem zu deckenden Punkte, über eine 6 Fuß hohe Stange, nach demſelben die Linie der Bruſtwehrhöhe abgeſehen, damit man dieſelbe an einer zweiten Stange in der Feuerlinie des Werkes bezeichnen kann. Beiſtehend finden ſich die gewöhnlichſten Profile der Redouten und einfachen Feldſchanzen:



	I. Für dem Kanonenfeuer nicht ausgeſetzte Werke.	II. Wenn das Werk dem Kanonenſchuſſe widerſtehen ſoll.	III. Für wichtigere Werke, die oft einen Wallgang haben.
Dicke der Bruſtwehr	8 Fuß.	12 Fuß.	16 Fuß.
Höhe derſelben	7½	9	12—15
Abdachung auf der Krone	1	1½	2
Äußere Böſchung . .	5—6	6	10
Innere Böſchung . .	1½	1½	1½
Breite des Auftrittes	5	5	18—25
Höhe des Auftrittes .	3½	5	9—12
Breite des Grabens .	17½	18½	26—37
Breite des Gr. unten	8½	8½	14—25
Tiefe deſſelben	9	10	12
Breite der Berme . .	2	2	3
		mit Stufen	
Böſchung des Auftrittes	7	8	10

Die Berme, wenn ſie nicht mit Sturmpfählen belegt wird, iſt meiſt entbehrlich, und da ſie das Erſteigen der Schanze erleichtert, ſelbſt nachtheilig. Ebenſo ein unten ſpitz zulaufender Graben, der keinen andern Nutzen hat, als die Arbeit zu erſchweren.

Alle einzelne Feldſchanzen, geſchloſſen oder nicht, entbehren einer wirkſamen Vertheidigung gegen die Erſteigung, und man hat von je her auf Mittel geſonnen, ſie durch Annäherungshinderniſſe verſchiedener Art zu verſtärken. Das älteſte derſelben ſcheinen zwar die Palliſaden zu ſein, doch wurden ſie nicht ſowol als ein Verſtärkungsmittel, ſondern zu beſonderer Abſperrung gebraucht, wie ſich aus J. Cäſar's Commentarien a. m. O. ergibt. Im niederländiſchen Unabhängigkeitskriege pflegte man ſpaniſche Reiter (die auch Kreuzhaspeln oder Darreſſen hießen) in den Graben der Feldſchanzen zu ſetzen;

Digitized by Google

auch legte man Sturmpfähle auf den Grabenrand in die Bruſtwehr ein. Die Palliſaden, dergeſtalt in die Mitte eines breiten Grabens geſetzt, 3—5 Fuß vor die Escarpe, und zur Gegenwehr eingerichtet, ſcheinen ein treffliches Vertheidigungsmittel zu ſein, ſobald das dazu erfoderliche Holz in der Nähe zu haben iſt. So palliſadirte Redouten würden in der Schlacht bei Borodino 1812 ganz andere Gegenwehr geleiſtet haben und nicht von der Cavalerie eingeritten worden ſein. Alle andere Stellungen der Palliſaden leiſten die Verſtärkung des Vertheidigungsvermögens nicht, wie dieſe, und können hier unerwähnt bleiben.

Bei dem Mangel tauglichen Palliſadenholzes werden auch wol 2 Fuß lange, 2 Zoll ſtarke Pfähle reihenweiſe ſo dicht (4″) in die Erde geſchlagen, daß der ſtürmende Feind nicht durch ſie hindurch gehen kann, wenn 15 Reihen, mit 8″ Zwiſchenraum, hinter einander ſtehen. Ihre Verfertigung hat keine Schwierigkeit und ſie ſind — wenn man ungewarnt darauf ſtößt und nicht mit Hurten oder Faſchinen verſehen iſt, ſie zu bedecken, — auf der Grabenſohle ein gutes Annäherungshinderniß, nur bedarf man ihrer eine zu große Menge — 540 auf die laufende Ruthe, weshalb ihnen Scharnhorſt (Handbuch für Officiere. 2. Theil) die Wolfsgruben vorzieht, die weniger Zeit erfodern; denn zwei Mann brauchen 3—4 Stunden eine Wolfsgrube zu machen, den 4—5′ langen Pfahl in ihre Mitte einzuſchlagen und mit dem Schnittmeſſer zu ſpitzen, die mit den Zwiſchenräumen 18′ einnimmt, eilf fleißige Arbeiter, auf 2 Ruthen gerechnet, können bequem in acht Stunden 22 Wolfsgruben in drei Reihen fertig machen; während an der Verpfählung ein Mann täglich nur 100 Pfählchen einſchlagen und zuſpitzen kann. Es werden daher auf 2 laufende Ruthen eilf Arbeiter gerechnet werden müſſen, um die 1080 Pfählchen einzuſchlagen, anſtatt dieſelbe Arbeiterzahl in einem Tage 11 Ruthen Länge mit Wolfsgruben verſieht.

Auch ein angeſchleppter Verhau von ſchwächeren Bäumen und ſtarken Äſten des Laubholzes iſt ein gutes Hinderniß gegen die Überſchreitung des Grabens, ein noch beſſeres würden die früher bei den Redouten und Feldſchanzen im Graben gepflanzten Dornſträucher und anderes Schlagholz geweſen ſein, das wuchernd emporgeſchoſſen war, aber bei der vorſchnellen Schleifung der Befeſtigungen von Dresden mit jenen Vorwerken verſchwand.

Es ſind auch wol Fladderminen vorgeſchlagen worden (ſ. d. Art.); ſie erfodern jedoch mit der Verfertigung und dem Zünden derſelben vertraute Arbeiter, wenn ſie nicht ohne Nutzen ſein ſollen.

Feldwebel (Sergeant), iſt der erſte Unterofficier einer Compagnie zu Fuß, der in unmittelbarer Berührung mit den gemeinen Soldaten ſteht, und von dem die Ordnung, militairiſche Bildung und Führung der Compagnie ausgeht. Er gibt die Befehle des Hauptmanns an die Soldaten, hat die Dienſtrolle derſelben, damit die Wachen und Commandos in einer richtigen Ordnung vertheilt werden, und nicht der eine mehr oder weniger thut, als der andere. Täglich bringt er dem Commandeur einen ſchriftlichen Rapportzettel, auf dem die Namen der zum Dienſte jeder Art verwendeten Soldaten, die auf Urlaub oder ſonſt abweſenden und die Kranken verzeichnet ſind; nachdem er den anderen Officieren der Compagnie von dem Vorgegangenen vorher Anzeige gemacht hat, auch bringt er ihnen täglich die Loſung (Parole und Feldgeſchrei) nebſt den dabei gegebenen Befehlen des Oberſten oder Regimentscommandeurs. Alle zu irgend etwas befohlene Soldaten müſſen ſich vorher bei ihm melden und von ihm Beſcheid und Unterricht erhalten, was ſie zu thun haben, bei wem und wie ſie ſich melden müſſen u. ſ. f. Fallen Zwiſtigkeiten unter den Soldaten vor, ſucht er die Sache zu ſchlichten, oder meldet es an den Officier du Jour; das nämliche geſchieht, wenn ein Soldat irgend etwas anzubringen hat; wenn ihm ſeine Armatur und Bekleidung ſchadhaft geworden iſt; mit einem Worte, nichts darf in der Compagnie vorgehen, wovon er nicht Kenntniß hat. Zu ſeiner Unterſtützung hat er die Caporale oder Unterofficiere, die Rottmeiſter der alten Lanzknechte, deren Name unbezweifelt ſich von Capo, das Haupt, herleitet. Dieſe haben die ſpecielle Aufſicht über ihre Sergeantſchaft — gewöhnlich einige 20 Mann, — lehren den neuen Soldaten das Exerciren mit dem Gewehre und alles, was nachher zur Ausführung der Evolutionen gehört; ziehen auf die Wacht, werden zu Patrouillen und dergl. gebraucht, und hatten ehemals in den teutſchen Heeren das Recht, die ungehorſamen mit der Fuchtel — oder mit der Musketengabel, ſo lange dieſe im Gebrauche war, — zu ſchlagen. Zwiſchen ihnen und den gemeinen Soldaten ſtehen noch die Gefreiten (Amboſaten, Lance spessata, von den Franzoſen Aide-caporal genannt), die zuerſt unter Franz I. und Heinrich II. von Frankreich aufgekommen ſein ſollen, wo ein adeliger Reiter, der ſeine Lanze gebrochen und ſein Pferd verloren hatte, zu einer Compagnie zu Fuß, als des Hauptmanns Kamerad geſetzt ward, bis er wieder ein Pferd bekam. Doch im Fortgange der Zeit ward aus dem Kameraden des Hauptmanns (bei den Spaniern Reformado genannt) der Mitgenoſſe des Corporals, der ſich bald auch über ihn erhob, und bei den Teutſchen, Schweden und Dänen unter ihm, als Adelsburſche der Compagnie oder Cadett diente. Sie ſtanden alle unter dem Befehle des Feldwebels (bei den Franzoſen Sergeant). Ein Name, der eigentlich den bewaffneten Gerichtsdienern gegeben ward, von denen die Übelthäter jeder Art eingefangen und ins Gefängniß gebracht wurden, und der mit Unrecht auf eine weit ehrendere Stelle der Truppen übergetragen ward, daher auch Anfangs kein Menſch von gutem Herkommen ſich dazu verſtehen wollte, den Namen des Sergeanten zu führen. (*J. Turner*, Pallas armata. Fol. [London 1683.])

Feldzeichen, heißt das Merkmal, durch welches ſich die verſchiedenen Heere Europa's, außer ihrer Montur, von einander unterſcheiden. Gleichfarbige Waffenröcke wurden ſchon im Mittelalter hier und da getragen; doch immer nur bei feſtlichen Gelegenheiten; denn im Treffen hatten Reiter und Fußknechte Harniſche, wo nur die Anführer ſich durch ihre Helmbüſche auszeichneten, ſo Franz Sforza, nachheriger Herzog von Mailand, deſſen ſchwar-

Digitized by Google

zer Federbuſch ſtets den Truppen vorleuchtete; ſo Heinrich's IV. weiße Federn. Später kamen die Schärpen auf, die über die Schulter herabhängend getragen wurden, bei den Kaiſerlichen roth, wie bei den Spaniern, bei den Schweden grün, bei den Niederländern blau, bei den Öſterreichern gelb, bei den Preußen ſchwarz. Im Anfange des 18. Jahrh. fügte man ihnen noch die Degenquaſte, die Hutſchnuren und Hutſchleifen bei, weil ſich zwar alle Truppen durch die Farbe ihrer Kleidung unterſchieden, die jedoch in mehren Heeren gleichfarbig waren.

Feldzug (Campagne), heißt die Zeit, welche eine Armee im Felde gegen den Feind zubringt, die bis zu den letzteren Kriegen ſich durch die Winterquartiere und ihre Dauer ſcharf begrenzte. In der letzteren Zeit jedoch, wo dem Feldherrn Winter und Sommer gleichgültig war und es auch den Soldaten ſein mußte, konnte man die einzelnen Feldzüge nur nach den Jahren und bisweilen nach der Beſchaffenheit der Operationen unterſcheiden, wie z. B. 1812 in Rußland, 1813 in Teutſchland und 1814 und 1815 in Frankreich. (*v. Hoyer.*)

III. Feld (und dazu Gehöriges in mediciniſcher Rückſicht).

Feldapotheke, iſt als eine Niederlage von Arzneien für kranke Militairperſonen in Kriegszeiten anzuſehen. Da man jedoch auch Arzneivorräthe für die Armeen in Friedenszeiten in Bereitſchaft hält, ſo würde der Name Militairapotheke den Vorzug verdienen. Eine Feldapotheke, wie ſie die Apothekenordnung für die Civilapotheken vorſchreibt, gibt es nicht. Es wird zu Folge dieſer vorausgeſetzt, daß man auch faſt alle Arzneien, welche die Ärzte und das Publicum verlangen möchten, in den Militairapotheken bereite, wenn ſie auch einer ſehr künſtlichen Anfertigung bedürften, wie Schwefeläther, Brechweinſtein u. a.; denn man findet ja über die Bereitung derſelben in den geſetzlichen Apothekerbüchern (Pharmakopöen) die gehörigen Vorſchriften. Künſtliche, chemiſch-pharmaceutiſche Präparate, wie die genannten, werden in den Feldapotheken nicht angefertigt, ja dieſe werden ſelbſt in der neueren Zeit von den meiſten Civilapothekern, der zu ihrer Bereitung in der Landespharmakopöe gegebenen Anweiſung ungeachtet, mögen ſie nun Beſitzer großer oder kleiner pharmaceutiſcher Officinen ſein, aus chemiſch-pharmaceutiſchen Fabriken angekauft, da ſie ſolche aus denſelben von guter Beſchaffenheit und für einen Preis beziehen, der viel geringer iſt, als der der eigenen ſein würde. Die Laboratorien der meiſten Civilapotheken gleichen daher Küchen, in denen es wenig zu kochen gibt. Die Militairapotheken ſind Arzneiniederlagen, deren Vorräthe, einfache, wie zubereitete, auf mannichfache Weiſe beſchafft werden. Auch die größeren, ſtehenden Militairkrankenhäuſer, deren es in Frankreich an 30 gibt, fertigen keine wichtige, chemiſch-pharmaceutiſche Mittel in vollſtändig eingerichteten Apotheken an. Pharmaceuten dürfen deſſenungeachtet größeren Militairarzneidepots nicht fehlen. Beſchränkt man ſich in Militair-, Kriegs- und Friedenslazarethen auch allein auf Zurichtung und Miſchung einfacher Arzneien und Diſpenſation derſelben, ſo werden doch chemiſch-pharmaceutiſche Kenntniſſe verlangt, und alſo auch Techniker, welche ſie beſitzen. Man ſorgte daher, je nachdem es der Culturſtand der Arzneikunde zuließ, daß es in den Militairarzneidepots an weſentlich nothwendig erſcheinenden Medicamenten nicht fehlte und kam endlich dahin, einzuſehen, daß man ſich möglichſt auf einfache, und, den Kranken jedoch unbeſchadet, nicht koſtſpielige Arzneien und deren Miſchungen nur bei der Ausübung der Militairarzneikunde einlaſſen könne und müſſe. Percy bemerkt hiernach wol ganz richtig (Dict. des sc. méd. T. X. p. 482): „combien de fois les eaux de la Moselle, du Rhin, du Danube, du Lech, du Niemen, de l'Ebro, du Tage, du Guadalquivir etc. n'ont-elles pas seules fait les fraix des pansemens de nos nombreux blessés.“ Wer bei übermäßiger Anhäufung Verwundeter nicht zu wirkſamen, einfachen Mitteln zu greifen verſteht, ſieht ſeine Kranken ſich verbluten, oder an Entzündung und ihren Folgen ſterben. Wo ſollen in ſolchen Fällen Fäſſer mit eaux d'arquebusades und Schußwäſſern herkommen, die nöthig wären, wenn ſie, was nicht der Fall iſt, den Vorzug vor reinem Flußwaſſer haben ſollten? Man entwarf für die Militairpraxis der Feldärzte geſetzlich geltende Apothekerbücher (Pharmakopöen), die man längſt für die Civilapotheken für nöthig erachtet hatte, und führte in denſelben mit Sachkenntniß die unentbehrlichſten Hilfsmittel auf. Im J. 1790 erſchien die pharmacopoea militaris borussica, von dem königl. General-Stabsarzt Riemer ausgearbeitet, welche eine allgemeine gute Aufnahme fand. Ihr folgte 1793 die pharmacopoea austriaca castrensis, die, nachdem Preiſe über die beſte Art ihrer Abfaſſung ausgeſetzt waren, gleichfalls ſich einen wohlgegründeten Beifall erwarb. Seit 1829 traten bei der königl. preußiſchen Armee weſentlich beſſere Einrichtungen in Anſehung der Verbrauchsart der vorgezeichneten Arzneivorräthe ein, welche hier nicht unerwähnt bleiben dürfen, weil ſie auf die Verſorgung kranker Militairperſonen mit mediciniſchen und chirurgiſchen Hilfsmitteln einen großen Einfluß äußern mußten, deſſen Nützlichkeit Anerkennung gefunden hat und bei andern Armeen ſie auch verdienen möchte. Bis 1828 erhielten die preußiſchen Regiments- und Bataillonsärzte Medicingelder, monatlich für den Mann zwei gute Groſchen. Dafür waren ſie gehalten, den kranken Mannſchaften in Friedenszeiten die Arznei zu verabreichen. Im J. 1829 fielen dieſe Medicingroſchen weg, und es wurden Diſpenſiranſtalten auf öffentliche Koſten eingerichtet, die mit dem 1. Jan. des ebengedachten Jahres zur Anwendung kamen. Man ſehe Inſtruction darüber in Auguſtin's preuß. Medicinalverfaſſung Bd. V. S. 466 und die Abhandlung über die Verſorgung der Armee mit Arzneien und Verbandmitteln. Mit Abb. (Berlin 1837.) 196 S. An die Stelle der Averſionalabfindung der Militairärzte iſt eine Arznei- und Verbandmittelverwaltung für königliche Rechnung getreten und zu dem Behufe bei der General-Militaircaſſe, unter einem beſonderen Titel und Abſchnitt, eigends ein Fonds dafür gebildet.

Die gemeinſchaftlichen Garniſonlazarethe, die Lazarethe einzelner Regimenter, Bataillone, Jäger- und Schützenabtheilungen, die Stabslazarethe der Cavalerieregimenter

Digitized by Google

haben, ein jedes derſelben, eine eigene Dispenſiranſtalt (Lazarethapotheke), welche zu den Geſammteinrichtungen eines Lazareths gehört. Die Dispenſiranſtalt beſteht, hinſichts des Locals bei den größeren Lazarethen, aus einer Stube und Kammer, und aus einer kleinen Küche oder aus einem mit einem Herde verſehenen Kamine, und wird außerdem mit einem kleinen Keller und dem nothwendigen Bodenraum verſehen. Bei den kleineren Lazarethen, und namentlich für einzelne Bataillone und bei den Cavalerieſtäben, genügt eine Kammer neben der Stube des wachthabenden Chirurgus, der nöthige Raum zur Küche und ein kleiner Raum im Keller. Die Anſchaffung der Arzneien geſchieht theils aus ſtädtiſchen Apotheken, theils aus Drogueriehandlungen und chemiſchen Fabriken, und aus Materialhandlungen, oder durch anderweitigen Ankauf; jedoch müſſen die Arzneien in der Regel in einem zur weitern Dispenſirung vollkommen vorbereiteten Zuſtande entnommen werden. — Die Anſchaffung der alten Leinwand, und beſonders der Charpie, unterliegt mancher Schwierigkeit, und letztere iſt hin und wieder durch den überdies oft bedenklichen Ankauf nicht zu erlangen. Die Dispenſiranſtalten haben ſich daher gegen Mangel an Charpie dadurch zu ſchützen, daß ſie auf eine hinlängliche Quantität alter rein gewaſchener Leinwand bedacht ſind, aus welcher von dazu paſſenden, nicht mit Anſteckungsſtoffen behafteten Kranken und Reconvaleſcenten Charpie angefertigt werden kann. Damit es auf dem Marſche, ſowol in Kriegs- als Friedenszeiten, an dem nöthigen Hilfsbedarfe nicht fehle, ſo erhält jedes Infanteriebataillon, jede Jäger- oder Schützenabtheilung, jedes Cavalerieregiment und jede Artilleriebrigade einen kleinen, wohl eingerichteten Medicin- und Bandagekaſten, ſowie auch einen Kaſten zu den nöthigen Gefäßen und Utenſilien.

Feldhospital, iſt die Heilanſtalt für kranke und verwundete Medicinalperſonen während eines Krieges. Ihm entgegengeſetzt iſt ein Garniſonlazareth (Friedenslazareth), in dem meiſtentheils kranke Medicinalperſonen und nur einzelne Verwundete ärztlich behandelt werden. Man ſ. die Artikel: *Friedens-* und *Garniſonslazarethe* in *Auguſtin's* Königl. preuß. Medicinalverfaſſung. Bd. I. und IV. Wenn Feldhoſpitäler und Garniſonslazarethe ihrer eigenthümlichen Natur und Beſtimmung nach eine große Verwandtſchaft mit einander haben, ſo weichen doch erſtere in vielen Beziehungen von letzteren ab. Die Wahl ihrer Localität iſt nicht ſelten von der Nothwendigkeit geboten. Sie ſind beſonders zu manchen Jahreszeiten und nach gelieferten größeren Schlachten überfüllter mit Kranken. Bei der Verpflegung können, aller Vorſicht ungeachtet, Mängel eintreten. Selbſt fieberhafte, anſteckende Krankheiten fehlen darin faſt nie, und das darin leicht entſtehende contagiöſe Nervenfieber hat deshalb den Namen Lazarethfieber und Kriegspeſt erhalten. Das Gemüth der Kranken iſt in den Feldlazarethen mehr verſtimmt, als in den Garniſonhoſpitälern, was auf die Heilung öfters einen ſehr ungünſtigen Einfluß hat.

Man theilt die Feldhoſpitäler in bewegliche und ſtehende. Die beweglichen, den marſchirenden Corps näher, ſollen zur erſten Aufnahme ſchwer Bleſſirter und Kranker während und nach einer gelieferten Schlacht dienen. Die Mehrzahl der ärztlichen Beiſtand Bedürftigen enthalten faſt immer die Standfeldhoſpitäler, weil die Bleſſirten, ſobald ſie fortgeſchafft werden können, in dieſelben abgeführt werden. Bei der preußiſchen Armee iſt zur Zeit dieſe Eintheilung angenommen, und es werden zu einem fliegenden Feldlazarethe 200 Mann, zu einem Hauptfeldlazarethe 1200 Mann gerechnet. Bei der kaiſerlichen öſterreichiſchen Armee unterſcheidet man angemeſſener drei Claſſen von Feldhoſpitälern: 1) Das Aufnahmehoſpital, einige Stunden hinter der Armee mit Spitalrequiſiten und Bettfournituren für 400 Mann. 2) Ein Unterlagehoſpital, mehr rückwärts. 3) Das Hauptfeldhoſpital. Das Aufnahmehoſpital muß ſo nahe hinter dem Schlachtfelde zu liegen kommen, als es die Gefahr geſtattet. Seiner Natur nach erhält es Bleſſirte, die ſich ſelbſt in daſſelbe begeben, oder in daſſelbe geſchafft werden; denn mehre derſelben werden ſchon auf möglichſt ſichern Plätzen des Schlachtfeldes operirt und verbunden. Das Hilfsperſonal, welches ſich auf den Verbandplätzen der Verwundeten annimmt, nennen die Franzoſen ambulance volante (fliegendes Lazareth). Ausgezeichnet haben ſich die Militairärzte neuerer Zeit durch prompte und geſchickte Behandlung der Bleſſirten während der Schlacht und ſchonende Wegſchaffung derſelben aus den Reihen der Fechtenden. Percy eilte als Retter mit einem Wagen in Form eines Wurſtſchlittens, welcher chirurgiſche Inſtrumente und Bandagen enthielt und fünf Wundärzte nebſt zwei Krankenwärtern herbeiführte, auf die Verbandplätze; Larrey fuhr mit einem zweirädrigen, aus Bretern zuſammengeſetzten einſpännigen Karren dahin und ſchob den verbundenen Bleſſirten auf einer in einem mit Rollen verſehenen Rahm liegenden Matratze in den leichten Wagen. Eichheimer läßt ſeinen Bleſſirten-Karren (man ſ. Abb. derſelben in ſeiner Darſtellung II.) aus Korb flechten und er fällt leichter aus. Die engliſchen Krankentransportwagen (*Gercke*, Beſchr.) ſind ſchwer und für die Verbandplätze nicht zweckmäßig, überdies enorm theuer. Wie es natürlich iſt, ſind ſolche Anſtrengungen bei den Oberfeldärzten für den Stabsverband ſehr nützlich. Sie können aber nicht alle Bedürfniſſe befriedigen. Die Regimenter müſſen zugleich alle die Hilfsmittel haben, um hinter der Fronte zu verbinden, wenn es auch in mehren Fällen unmöglich wird, mit allen Verwundeten fertig zu werden. Hierzu dienen ihre Medicinwagen, Verbandwagen (man ſ. Abb. derſelben in *Eichheimer* II.). Dieſe Wagen müſſen alſo in die Nähe der Schlacht ſelbſt folgen, und ſind wol von den eigentlichen Transportmitteln zu unterſcheiden. Einzuſehen iſt leicht, daß mit dem Percy'ſchen Wurſtwagen und dem Eichheimerkarren immer nicht ohne Schwierigkeiten die ſchwer Bleſſirten von den Verbandplätzen fortgebracht werden können, im Ganzen in zu geringer Zahl. Percy ließ daher die Transportbedürftigen auf Tragbahren fortſchaffen und wählte zu Trägern Soldaten. Dies gab mehr oder weniger Störungen und verminderte die Reihen der Fechtenden, von denen ſich mehre auch an die Träger anzuſchließen pflegten. Überzeugt, der Transport der Bleſſirten auf Tragbaren bleibe der beſte, dachte die-

Digitized by Google

ſer menſchenfreundliche Arzt darauf, die dabei eintretenden Übelſtände zu beſeitigen. Es glückte ihm, ſehr brauchbare, beſonders uniformirte Bleſſirtenträger auszurüſten. Ein Percy'ſcher Brancardier trägt auf ſeinem Torniſter das Vor- oder Hintergeſtell eines Feldbettes. Durch die Löcher derſelben werden die von ihm getragenen, nach der Mitte zu etwas ſtärkern Stangen geſteckt, nachdem die darauf befindliche, nöthigenfalls zur Vertheidigung dienende, Lanzenſpitze in die Scheide geſchoben, und der um den Leib gewundene Halbgurt von Zwillich über ſie geſtreift iſt. Der andere Träger thut daſſelbe mit ſeiner Lanze und mit ſeinem Gurte. Die Gurthälften werden in der Mitte zuſammengeſchnürt, damit das Lager des Bleſſirten bequem, und der etwa naß gewordene Zwillich nicht einſchrumpfe. In einigen Minuten ſteht das bequeme Tragbett zur Aufnahme des Hilfloſen bereit. Der Getragene bekommt ſeinen Torniſter unter den Kopf als Polſter und wird mit ſeinem Mantel zugedeckt. Die Stangen werden aus Fichtenholz, die Geſtelle aus Nußbaum oder Eichenholz gefertigt. Letztere ſind 10 Zoll hoch. Vor der Öffnung derſelben wird eine durchlöcherte hölzerne Platte über die Handhabe geſchoben, um ſie feſt zu halten. Die Percy'ſchen Tragbaren müſſen alle nach einem Maßſtabe gearbeitet ſein, damit nöthigenfalls jede Stange in die Geſtelllöcher paſſe. Nach der erſten Vorſchrift befeſtigen die Brancardier die Gurte über den Torniſter, welches Aufenthalt bei der Zuſammenſetzung verurſacht. Die beſchriebenen Bleſſirtenträger werden zu Compagnien in den Armeecorps vereinigt, welche nach muthmaßlicher Nothdurft hinter der Fronte während einer Schlacht ihre Stellung vereinzelt erhalten. General-Stabsarzt von Gräfe hat ein beſonderes Trägercorps dadurch bei einer Armee entbehrlich zu machen geſucht, daß er bei einigen Gewehren der Regimentscompagnie Vorrichtungen anzubringen räth, durch die ſie mittels der Ladſtöcke, unter Benutzung des Mantels und Torniſters, die Stelle der Träger nach franzöſiſcher Angabe erſetzen. Man ſ. deſſen Aufſatz: Die Waffenbahre in von Gräfe's und v. Walther'ſchen Journ. der Chirurgie u. Augenheilkunde VI., 2. S. 189 fg. mit Abb., und vergleiche die abgebildeten Percy'ſchen Bleſſirtenträger im Dict. des sc. méd. V. und meinem Taſchenbuche der Militair-Medicinalpolizei Taf. 1. Die Gräfiſche Waffenbahre iſt offenbar künſtlicher zuſammengeſetzt, als das Percy'ſche Tragbett. Ihre Anordnung möchte mehr Zeit erfodern, als die Aufſtellung von dieſem. Die Lage auf derſelben iſt weniger bequem und ſie kann im Falle des Bedarfs nicht zum Bette dienen, und zum Lager bei ſogleich auszuführenden Operationen. Zuerſt nützte Percy ſeine Brancardiere zur Fortſchaffung der Bleſſirten bis zum nächſten Verbandplatze, er fand aber bald, ſie können dazu dienen, ſchwer Verwundete und ohne Aufſchub Amputirte bis zum erſten Aufnahmelazareth zu bringen. Bei der kaiſerlich öſterreichiſchen Armee ſind Sanitätscompagnien nach Percy's Vorſchrift errichtet. Sie ſollen die ſtark Verwundeten, welche nicht gleich während der Schlacht verbunden werden, nach den gemeinſchaftlichen Verbandplätzen bringen (Isfordink). In der allerhöchſten Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 5. Jan. 1814 iſt ebenfalls die Errichtung von militairiſchen Transportcompagnien anbefohlen. Es iſt darin angeordnet: „daß beſondere Compagnien zum Fortbringen der ſchwer Verwundeten aus den fechtenden Reihen nach den Verbandplätzen, und zwar für eine jede Brigade in der Armee eine ſolche Compagnie von 120 Mann zuſammengeſetzt und ihnen Koſt nebſt paſſender Kleidung und Armirung, ſowie eine verhältnißmäßige Anzahl von Tragbahren und andere ihrer Beſtimmung entſprechende Geräthe zugetheilt werden ſollen." Zu Folge dieſer allerhöchſten Verfügung erging unterm 23. Jan. genannten Jahres ein Circular des königl. Kriegsdepartements an die commandirenden Generale wegen Organiſirung beſonderer Compagnien für Verwundete auf dem Schlachtfelde. Des Prinzen Auguſt von Preußen königl. Hoheit gebührt das Verdienſt, bei ſeiner Majeſtät dem Könige auf Errichtung dieſer Compagnien angetragen zu haben. Er unterſtützte ſeinen Antrag mit folgenden Gründen, indem er bemerkte: 1) „das Leben vieler ſchwer Verwundeten könne bei Einführung von beſonderen Transportcompagnien durch das frühere Verbinden erhalten werden; 2) bei den fechtenden Soldaten werde der erſchütternde Eindruck, welchen der lange Anblick ſeiner ſchwer bleſſirten Kameraden auf ihn machen müſſe, vermindert; 3) die Anzahl der Kämpfenden würde nicht ferner, wie bisher vorkam, durch das Zurückbringen der Verwundeten verringert, mithin auch dem Zerſtreuen mehrer Soldaten, wozu dieſes Veranlaſſung gab, vorgebeugt." Se. königl. Hoheit zeigte zugleich noch die Nebenvortheile, welche die Transportcompagnien haben könnten, indem ſie außer dem Gefecht zu Wachen in dem Hauptquartiere, zur Bedeckung desjenigen Theils der Bagage, welche beſtändig bei den Truppenabtheilungen bleibt, und zu anderen Zwecken, welche ſich mit der eigentlichen Beſtimmung derſelben ohne deren Beeinträchtigung vereinigen laſſen, gebraucht würden. Unſtreitig könnten einzelne als Oberkrankenwärter bei den Feldlazarethen angeſtellt werden, und ſie möchten als mit dem Krankendienſte vertraute Männer die oft noch Unerfahrene und Ungeübte anlernen. Es ſind gegen die Nützlichkeit beſonderer Compagnien von Bleſſirtenträgern Zweifel erhoben worden. Man wandte dagegen ein: 1) es würden durch ſie der Armee während einer Schlacht offenbar Streitkräfte entzogen; 2) es vermehrten abgeſchloſſene Compagnien von Brancardiers den hemmenden Troß eines Heers; 3) ſolche Compagnien befänden ſich ſelten da, wo ſie ſein ſollten, weil der Oberbefehlshaber auch bei der größten Umſicht nicht immer den Ort mit hinreichender Genauigkeit anzugeben vermöchte, wo ihr Beiſtand hauptſächlich nöthig ſein wird. Was den erſten Einwand betrifft, ſo entgehen den Corps dieſelben Streitkräfte, wenn Soldaten auf dazu eingerichteten weniger Bequemlichkeit und Sicherheit darbietenden Gewehren die Verwundeten wegtragen. Die Brancardiers können den Troß der Armee nicht vermehren, da ſie zu Fuße gehen, ſich den einzelnen Bataillons anſchließen, wie die Bataillons- und Compagniechirurgen. Die Vertheilung der Bleſſirtenträger kann ſo ſchwierig nicht ſein, wenn der bei dem Generalſtabe befindliche Ge-

Digitized by Google

neralſtabsarzt, oder Diviſionsarzt vom Gange der Schlacht unterrichtet bleibt, und ihre Vertheilung darnach anordnet. Gibt es nicht unvermeidlich große Störung in den Linien, wenn die mit zu Waffenbahren eingerichteten Gewehren verſehenen Soldaten aus den Gliedern treten? Werden ſich zu denſelben nicht noch andere unter mancherlei Vorwand geſellen? Wer vermag dies bei dem Schlachtgetümmel zu hindern? — Die Anſtrengungen vortrefflicher Militairärzte, ſchwer Verwundeten auf dem Schlachtfelde ihr Leben zu ſichern und ſie in das Aufnahmelazareth, über das, ſoviel ich weiß, die Lazarethreglements noch keine ausreichende Beſtimmungen enthalten, bringen zu laſſen, können nicht verhüten, daß nicht leicht und ſchwer Bleſſirte in der größten Unordnung umherirren. Sie wenden ſich mehrentheils zur Hauptcommunicationsſtraße, oder zum Colonnenwege, auf dem die Truppen gekommen ſind, und verfehlen die Richtung zu dem Aufnahmelazarethorte. v. Cancrin (III. S. 90) ſchlägt vor, alsdann, wenn man nichts weiter thun könne, kleine Zettelchen, mit dem Namen, wo ſich das Empfangshoſpital befindet, an einzelne Verwundete, die es noch aufſuchen können, wozu man die Verläſſigſten unter den leicht und ſchwer Verwundeten wählt, zu vertheilen. Überall ſoll nach ſeinem Rathe ein guter Commandant bei der Centralabtheilung ſein, auch muß man, wie er meint, weil man nicht alle Verwundete, wie leicht zu begreifen iſt, mit Convoi verſehen kann, einzelne Poſten aufſtellen, um Ausſchweifungen zu verhüten, welche auch hier vorkommen. v. Cancrin z. B. (III. S. 91) ſah, daß mehre Soldaten, alle an den Armen verwundet, mit den Rücken Thon eindrückten, da man ſie doch eben geſpeiſt hatte. Die mehrfachen Verwirrungen und Unordnungen bei den Aufnahmehoſpitälern ſind in vielen Fällen nicht gering, oft jedoch kaum vermeidlich. Viele Verwundete müſſen auf bloßem Stroh verbunden werden. Für einige werden gebrannte Steine mit Bretern belegt, welche eine Decke von Stroh erhalten. Es können auch gleich hohe Pfähle in die Erde geſchlagen werden, auf die man Breter nagelt, ebenfalls mit Stroh bedeckt. Auf beiden Lagerſtellen können Operationen und beſondere Amputationen beſſer ausgeführt werden, als auf bloßer Erde. Aus den Proviantwagen wird Fleiſch herbeigeſchafft, um den Bleſſirten etwas Fleiſchbrühe zu verſchaffen. Höchſt wichtig iſt, ſchwer Bleſſirten und ſtarker Operation ausgeſetzt Geweſenen etwas Wein zu reichen. Verbandmittel und höchſt unentbehrliche Arzneien werden den vorhandenen Vorrathskiſten entnommen. Vieles muß mit den Inſtrumenten und Arzneien beſtritten werden, welche die verſchiedenen Medicinalperſonen in ihren Behältern haben ſollen. Nicht vortheilhaft iſt es für die Verwundeten, wenn die Aufnahmehoſpitäler an verſchiedenen Punkten angelegt werden müſſen, und doch kann es nicht immer vermieden werden, wenn zwei Hauptwege vorkommen, die ſich erſt weiter rückwärts vereinigen, oder wenn verſchiedene Armeen vereinigt ſchlagen. Damit jeder ſtark Bleſſirte vom Schlachtfelde in das Aufnahmehoſpital gelange, ſo ſollte nach einer Schlacht dieſes genau durchgeſehen werden (etwa durch Feldgendarmen), damit ſich keiner davon zerſtreue oder ſcheintodt liegen bleibe. Kann bei dieſer Beſichtigung ein Unterchirurg zugezogen werden, ſo kann ſie nur an Genauigkeit gewinnen. Aſſalini fand vier Tage nach der Schlacht von Wagram noch viele Verwundete auf bloßer Erde ohne alle Hilfe. Dies konnte nur vorkommen, weil man ſich um das Schlachtfeld nicht bekümmert hatte.

Soll ein Standfeldhoſpital eingerichtet werden, ſo wird bei Wahl des Orts und Beſtimmung des Raums, Vertheilung deſſelben und dergl. ein gut durchdachtes Feldlazareth-Reglement zum Grunde gelegt, ſowie auch einzelne darauf ſich beziehende Verordnungen zur Beachtung kommen. Der erſte commandirende General des Armeecorps, welcher die Operationslinie genau kennt, bezeichnet im Allgemeinen die Lage des herzuſtellenden Feldhoſpitals; auch äußert er ſich unter Zuziehung des Oberarztes (General-Stabarztes oder General-Diviſionsarztes) über die muthmaßliche Zahl der aufzunehmenden Kranken. Ein Standfeldhoſpital muß nicht zu fern ab von der Armee liegen, in der Regel etwa 12—18 Stunden. Eine ſolche Entfernung iſt von der Art, daß die Kranken bei gehöriger Ordnung, Pünktlichkeit und gewiſſenhafter Thätigkeit im Dienſte füglich am zweiten Tage des Transports und bei einem Transport zu Waſſer noch früher im Krankenhauſe werden anlangen, und daß man die Nachtheile der Reiſe, ſoviel es überhaupt in den Grenzen der Möglichkeit liegt, durch eine treue ſorgſame Pflege wird gut machen können. Das Äußere eines Gebäudes muß die, welche das Local zu einem Lazareth auszuwählen haben, nicht täuſchen. Statt ein großes, prachtvolles, aber ungeſundes Gebäude zum Feldhoſpital einzurichten, kann es vorzüglicher ſein, mehre nicht zu entfernt von einander gelegene zu benutzen, wo dann jedes einzelne wenigſtens einen Raum für 300 Mann darbieten müßte, um die Vorſorge für die Kranken und Bleſſirten nicht zu ſehr zu vertheilen. Liegt ein Feldlazareth an einem ſchiffbaren Strome, ſo wird der etwa für nöthig erachtete Transport ſämmtlicher Kranken mit dem mobilen Zubehör ſehr erleichtert. Es wurden ſchnell anſehnliche Feldhoſpitäler von Brügge nach Antwerpen zu Waſſer transportirt, deren Fortſchaffung faſt unmöglich geweſen ſein würde, wenn man ſie hätte mit Geſpann bewirken müſſen (Michaelis S. 48). In notoriſch ungeſunden, feuchten und moraſtigen Gegenden darf die Anlegung eines Feldhoſpitals nur in dringender Noth geſchehen. Breterhäuſer in einer hochliegenden ſind beſſer als Schlöſſer in einer mephitiſch niedrigen. Fabrikgebäude werden ſich zum Krankenhauſe eignen, wenn den Arbeitern Plätze zur Fortſetzung der Fabrikgeſchäfte gewährt werden können, was nicht immer unausführbar ſein wird. Zu Lazarethen gewählte Kirchen müſſen von keinem zum Begräbniß dienenden Kirchhofe umgeben ſein. Man benützt den untern Raum und legt Etagen auf Balkengerüſten an. Kann man Klöſter in Feldhoſpitäler umwandeln, ſo geben die Kreuzgänge derſelben ſchlechte Krankenzimmer ab, weil ſie feucht zu ſein pflegen und zu Begräbniſſen benutzt werden. Tritt der Nothfall ein, daß man Scheunen und große Viehſtälle — und ſolche ſind in neuern Zeiten groß und elegant bei großen Ökonomien angelegt — benutzen muß, ſo zieht man nicht

Digitized by Google

verſteckt gelegene den von anderen eingeſchloſſenen vor. Im J. 1805 wurden die königl. Pferdeſtälle auf der Solitude, einem würtembergiſchen Luſtſchloſſe, zum Militairhoſpital eingerichtet (*Graffenauer*, lettres). Die Pferdeſtälle waren in vier Flügel vertheilt, wovon jeder einen hohen, wohl mit Fenſtern verſehenen und hellen Saal bildete. Der in dieſen Pferdeſtällen angelegte große Krankenſaal nahm 200 Kranke auf. Feſtungen geben den Kranken große Sicherheit, wenn die Zimmer für ſie gewölbt ſind und kein Proviantmangel zu fürchten ſteht. Zimmerfenſter in einem ausgeſuchten Lazarethgebäude ſollten nicht unter 10 Fuß hoch und nicht unter 4 Fuß breit ſein. Sind ſie niedriger, ſo müſſen, wo es ausführbar iſt, in aller Eile mehre höhere wenigſtens an ſchicklichen Orten angebracht werden. Die Beſtimmung des Rauminhalts einer einzurichtenden Feldkrankenanſtalt, ſei ſie nun mobil oder fortdauernd, befinde ſie ſich in einem einzigen großen Gebäude, oder in mehren, nicht ſehr von einander entfernten, kleinen, richtet ſich nach der muthmaßlichen Zahl der darin aufzunehmenden Kranken und Bleſſirten. Man rechnet wol bei einer Armee von 100,000 an Kranken 8000, und an Bleſſirten 3000, wenn ſtarke Schlachten vorfallen. Würden dieſe alle in die Feldhoſpitäler kommen, ſo würden mindeſtens acht Lazarethe à 1200 einzurichten ſein (man ſ. von Cancrin III. S. 156). Es iſt aber zu bedenken, daß man bei den Armeen im Felde, beſonders in Cantonnements, nicht eilen muß, leicht Kranke ins Lazareth zu ſchicken, und daß viele Verwundete der Aufnahme in daſſelbe nicht bedürfen. Regel muß ſein, die Feldhoſpitäler nicht ohne Noth mit Kranken zu überhäufen. Oft können bei guter Jahreszeit Kranke unter getheerten Zelten behandelt werden, um ſie nicht voreilig der Hoſpitalluft auszuſetzen. Man nimmt an, daß ein Raum von 540 Kubikfuß für einen Kranken in einer öffentlichen Heilanſtalt nöthig ſei. Dies ſollte möglichſt bei Vertheilung der Zimmer in einem anzulegenden Feldlazarethe ebenfalls beachtet werden. Insbeſondre darf der freie Luftumlauf unter und neben den Lagerſtellen nicht gehemmt ſein. Vorzügliche Aufmerkſamkeit iſt bei der Wahl und dem nöthigen Ausbau auf die Abtritte zu richten. Mäßigt der von Zeit zu Zeit in ihre Schlünde geſchüttete Chlorkalk ihre übeln Ausdünſtungen nicht genug, ſo müſſen Abzugröhren durch das Dach geführt, angebracht werden, worin der Luftzug durch ein am untern Ende angebrachtes kleines Feuer befördert werden kann. Die allgemeinen Anordnungen in Anſehung der Militairlazarethe und der Feldhoſpitäler gehen überhaupt vom Kriegsminiſterium und der ihm zugetheilten Medicinalſection aus, die ſpeciellen kommen zur Ausführung von Seiten der zu den Militairdiviſionen gehörigen obern Medicinalbehörde und der Militairintendantur (Kriegscommiſſariat). Es wird das ärztliche und ökonomiſche Perſonal bei dem einzurichtenden Standfeldhoſpital dem größten Theile nach, von der Diviſions-Militairbehörde angeſtellt, mehre vom Kriegscommiſſariat. Von der guten Wahl deſſelben hängt in aller Hinſicht der richtige Gang der Geſchäfte in demſelben ab und das Wohl der darin aufgenommenen Kranken. Nach dem königl. preuß. Feldlazareth-Reglement vom 16. Sept. 1787 bekommt ein Lazaretharzt 300 Kranke zur Behandlung und 6—8 Unterwundärzte zur Hilfe. In der Regel werden auf 100 innerlich Kranke 5 und auf ebenſo viel Verwundete 10 Krankenwärter gerechnet. Der Ökonomieinſpector muß ein gebildeter, rechtſchaffener Mann ſein, der überhaupt Kenntniß von der Ökonomie beſitzt. Von ihm hängt die gute Beköſtigung der Kranken und Bleſſirten ab. Außer dieſen Lazarethofficianten iſt ein Lazarethcommandant aus dem Officiercorps der Armee angeſtellt, der die Aufſicht über die Soldaten als ſolche hat und bei dem Liſtenweſen mitwirkt, überhaupt das Wohl des Lazareths wahrnimmt. Jeder bei dem Feldhoſpital Angeſtellte vom ärztlichen Dirigenten an bis zum Todtengräber herab bekommt eine gedruckte Dienſtinſtruction und einen Abdruck ſeines Eides, um beide ſich oft ins Gedächtniß zurückzurufen. In jedem Krankenzimmer muß eine gedruckte Bekanntmachung angeklebt ſein, welche die Vorſchriften angibt, nach denen ſich die Kranken zu richten haben. Über die Geräthe in der Ökonomie, über die chirurgiſchen Utenſilien, über die Apothekerutenſilien und die vorräthigen Arzneien in den Feldhoſpitälern ſind in den neuern Zeiten Nachweiſungen überhaupt, und auch für die preuß. Feldhoſpitäler insbeſondere, gegeben worden. Ich theile die für letztere hier aus der Sammlung einzelner Vorſchriften ſg. über die Verwaltung der Lazarethe bei der königl. preuß. Armee mit, in ſofern ſie die ökonomiſchen und chirurgiſchen Utenſilien betreffen, und füge einige Anmerkungen bei.

I. Nachweiſung von den bei einem Hauptlazareth auf 1200 Kranke und Verwundete nöthigen Geräthen für die Ökonomie.

Nach dem Etat ſollen ſein		Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Anmerkungen.
Stück.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		I. Lagerſtellen und ſonſtige Sachen.											
		A. Bettgeräth.											
1800		a) Bettdecken . . .	600	600	600	St.	3	12	—	6300	—	—	

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport	—	—	—	—	—	—	—	6300	—	—	
1800	—	b) Überzüge dazu . .	100	100	1600	St.	2	8	—	4200	—	—	
1800	—	c) Strohſäcke	600	600	600	—	1	22	3	3468	18	—	
1800	—	d) Kopfpolſter . . .	600	600	600	—	—	9	6	712	12	—	
3600	—	e) Bettlaken	1200	1200	1200	—	1	19	3	6487	12	—	
1200	—	f) Pritſchen	—	—	1200	—	1	—	—	1200	--	—	
		B. Krankenkleider.											
1200	—	a) Krankenmäntel .	20	—	1180	—	2	—	—	2400	—	—	
1200	—	b) Weſten ohne Ärmel	20	—	1180	—	1	8	—	1600	—	—	
2400	—	c) Hemden	—	—	2400	—	1	—	—	2400	—	—	
2400	—	d) Mützen	40	—	2360	—	—	4	—	400	—	—	
2400	—	e) Halstücher . . .	40	—	2360	—	—	8	—	800	—	—	
1200	—	f) Lange Hoſen . .	20	—	1180	—	1	2	—	1300	—	—	
—	1800	g) Socken	30	—	1770	Pr.	—	14	—	1050	—	—	
—	250	h) Pantoffeln	10	—	240	—	—	16	—	166	16	—	
		C. Geräthe zur Ausſtattung der Krankenlocale.											
		1) Zum perſönlichen Gebrauche der Kranken.											
1500	—	a) Portionsnäpfe . .	1200	—	300	St.	—	7	—	437	12	—	
1500	—	b) Dergl. Becher . .	1200	—	300	—	—	7	—	437	12	—	
1200	—	c) Eßlöffel	60	1140	—	—	—	1	6	75	—	—	Die Zahl der Löffel ſoll eiſern ſein. Wer ſeinen Löffel nicht zurückliefert, muß ihn bezahlen.
1200	—	d) Kopftafeln	100	—	1100	—	—	3	—	150	—	—	
600	—	e) Spucknäpfe . . .	—	—	600	—	—	4	—	100	—	—	
600	—	f) Krankentiſche . .	—	—	600	—	—	8	—	200	—	—	
		g) Schemmel	—	—	600	—	—	8	—	200	—	—	
		2) Zum gemeinſchaftlichen Gebrauche der Kranken.											
1200	—	a) Handtücher . . .	34	66	1100	—	—	16	—	800	—	—	
40	—	b) Laternen mit Abzugsröhren . . .	4	—	36	—	2	—	—	80	—	—	
20	—	c) Laternen mit Qualmfängen . .	—	—	20	—	2	—	—	40	—	—	
20	—	d) Lampen	—	—	20	—	—	3	—	2	12	—	
60	—	e) Leuchter	—	—	60	—	—	14	—	35	—	—	
		f) Lichtſcheeren . . .	—	—	60	—	—	5	—	12	12	—	
—	50	g) Krücken	—	—	50	Pr.	—	8	—	16	16	—	
60	—	h) Waſchwannen . .	—	—	60	St.	—	12	—	30	—	—	
24	—	i) Weite Kämme .	12	—	12	—	—	3	—	3	—	—	
120	—	k) Enge Kämme . .	12	—	108	—	—	3	—	15	—	—	
		Latus								35120	2	—	

Nach dem Etat sollen sein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung sind anzuschaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeschafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								35120	2	—	
120	—	l) Speibüchſen . . .	30	—	90	—	—	9	—	45	—	—	
12	—	m) Urinflaſchen . . .	12	—	—	—	—	9	—	4	12	—	
18	—	n) Steckbecken mit Deckel von Blech	6	—	12	—	1	—	—	18	—	—	
42	—	o) Dergl. von Zinn	14	—	28	—	2	12	—	105	—	—	
40	—	p) Urinfäſſer	—	—	40	—	3	12	—	140	—	—	
60	—	q) Nachteimer mit Geſtellen	6	—	54	—	6	4	—	370	—	—	
3	—	r) Tragen	—	—	3	—	4	12	—	13	12	—	
		II. Zur Einrichtung des Naturalienmagazins.											
2	—	a) Große Wagen mit hölzernen Schalen	2	—	—	—	10	—	—	20	—	—	
2	—	b) Gewichte zu 55 Pfund	2	—	—	—	3	12	—	7	—	—	
2	—	c) Dergl. zu 27½ Pf.	2	—	—	—	1	18	—	3	12	—	
2	—	d) Dergl. zu 10 Pf.	2	—	—	Pf.	—	2	—	1	16	—	
2	—	e) Dergl. zu 5 Pf.	2	—	—	—	—	2	—	—	20	—	
8	—	f) Gewichte zu 1, 2, 3 u. 4 Pf. à 2 St.	8	—	—	—	—	2	—	1	16	—	
6	—	g) Portionsmaße zu 1 Quart	6	—	—	St.	—	8	—	2	—	—	
6	—	h) Dgl. zu ¾ Qrt.	6	—	—	—	—	5	6	1	9	—	
6	—	i) Dgl. zu ½ Qrt.	6	—	—	—	—	4	—	1	—	—	
6	—	k) Dgl. zu ⅛ Qrt.	6	—	—	—	—	1	9	—	10	6	
6	—	l) Dgl. zu 1/16 Qrt.	6	—	—	—	—	1	6	—	9	—	
4	—	m) Hölzerne Gemäße zu 15 Qrt. . . .	—	—	4	St.	1	—	—	4	—	—	
6	—	n) Dgl. zu 5 Qrt.	—	—	6	—	—	20	—	5	—	—	
8	—	o) Tiſche	—	—	8	—	4	8	—	34	16	—	
8	—	p) Fäſſer	—	—	8	—	—	20	—	6	16	—	
8	—	q) Zober	—	—	8	—	—	16	—	5	8	—	
16	—	r) Eimer	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—	
16	—	s) Hähne	10	6	—	—	—	4	—	2	16	—	
4	—	t) Scheffel	—	4	—	—	3	18	—	15	—	—	
4	—	u) Viertelſcheffel . .	—	4	—	—	1	2	—	4	8	—	
12	—	v) Metzen	4	8	—	—	—	10	—	5	—	—	
12	—	w) Halbe Metzen . .	4	8	—	—	—	7	—	3	12	—	
12	—	x) Viertel Metzen .	4	8	—	—	—	6	—	3	—	—	
24	—	y) Proviantſäcke . .	8	16	—	—	—	16	—	16	—	—	
4	—	z) Große Standwagen zu 10 u. 20 Pf.	4	—	—	—	6	—	—	24	—	—	
6	—	aa) Kleine Handwagen zu 1—6 Pf.	6	—	—	—	3	2	2	18	12	—	
6	—	bb) Trichter	6	—	—	—	—	7	—	1	18	—	
		Latus								36013	8	6	

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein.		Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Anmerkungen.
Stück.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		Transport								36013	8	6	
2	—	cc) Fleiſchklötze	—	—	2	—	3	—	—	6	—	—	
4	—	dd) Fleiſchbeile	—	—	4	—	1	12	—	6	—	—	
4	—	ee) Brodſchneidemeſſer mit Laden	—	—	4	—	1	4	—	4	16	—	
6	—	ff) Packkaſten zum Einpacken der Geräthe	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
		III. Zur Einrichtung der Ökonomie-expedition.											
4	—	a) Tiſche	—	—	4	—	4	8	—	17	8	—	
16	—	b) Schemmel	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—	
4	—	c) Schreibezeuge	—	—	4	St.	—	12	—	2	—	—	
2	—	d) Wageſchalen nebſt Probeeinſatzgewicht à 1 Pf.	2	—	—	—	2	16	—	5	8	—	
2	—	e) Probequart-Garnituren	2	—	—	—	1	—	—	2	—	—	
2	—	f) Probeellen	2	—	—	—	—	2	—	—	4	—	
2	—	g) Probefuß-Maße	2	—	—	—	—	12	—	1	—	—	
8	—	h) Leuchter	—	—	8	—	—	14	—	4	16	—	
8	—	i) Lichtſcheeren	—	—	8	—	—	5	—	1	16	—	
		IV. Zur Einrichtung der Küche.											
		A. Zur Kochküche.											
1	—	a) Kupferner Keſſel zu 200 Quart u. 120 Pf.	1	—	—	Pf.	—	—	—	100	—	—	
4	—	b) Keſſel zu 100 Qrt. und 60 Pf.	4	—	—	Pf.	—	20	—	200	—	—	Bei dem Etabliſſement eines ſtehenden Lazareths ſoll noch auf 1200 Quart Rückſicht genommen werden, und dazu ſollen möglichſt Keſſel zu 200 Quart beſtimmt werden.
6	—	c) Dergl. zu 50 Qrt. und 36 Pf.	6	—	—	—	—	20	—	180	—	—	
6	—	d) Dergl. zu 25 Qrt. und 24 Pf.	6	—	—	—	—	20	—	120	—	—	
6	—	e) Dergl. zu 20 Qrt. und 17 Pf.	6	—	—	—	—	20	—	85	—	—	
2	—	f) Große Waſſerblaſen zu 100 Qrt. und 70 Pf.	—	—	2	—	—	20	—	116	16	—	
6	—	g) Töpfe zu 15 Qrt. und 17 Pf.	6	—	—	St.	14	4	—	85	—	—	
6	—	h) Dergl. zu 12 Qrt. und 12 Pf.	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
6	—	i) Theekeſſel zu 10 Qrt. und 12 Pf.	6	—	—	St.	10	—	—	60	—	—	
		Latus								37138	20	6	

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis: pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt: Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								37138	20	6	
6	—	k) Theekeſſel zu 5 Qrt. und 5 Pf.	6	—	—	—	4	4	—	25	—	—	
2	—	l) Laternen mit Abzugsröhren . . .	—	—	2	—	2	—	—	4	—	—	
8	—	m) Handlampen . . .	—	—	8	—	—	3	—	1	—	—	
8	—	n) Leuchter	—	—	8	—	—	14	—	4	16	—	
8	—	o) Lichtſcheeren . . .	—	—	8	—	—	5	—	1	16	—	
2	—	p) Feuerzangen . . .	—	—	2	—	—	6	—	—	12	—	
8	—	q) Portionskellen zu 3/8 Qrt.	8	—	—	—	—	8	—	2	16	—	
8	—	r) Dergl. zu 5/16 Qrt.	—	—	8	—	—	7	—	2	8	—	
4	—	s) Dergl. zu 1/2 Qrt.	4	—	—	—	—	6	—	1	—	—	
4	—	t) Dergl. zu 3/8 Qrt.	4	—	—	—	—	5	6	—	22	—	
4	—	u) Dergl. zu 1/4 Qrt.	4	—	—	—	—	5	6	—	22	—	
6	—	v) Portionsmaße zu 1 Qrt.	6	—	—	—	—	8	—	2	—	—	
6	—	w) Dergl. zu 3/4 Qrt.	6	—	—	—	—	5	6	1	9	—	
6	—	x) Dergl. zu 1/2 Qrt.	6	—	—	—	—	4	—	1	—	—	
6	—	y) Dergl. zu 1/8 Qrt.	6	—	—	—	—	1	9	—	10	6	
6	—	z) Dergl. zu 1/16 Qrt.	6	—	—	—	—	1	6	—	9	—	
6	—	aa) Reibeiſen	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	bb) Große Durchſchläge	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	cc) Küchenmeſſer . .	6	—	—	—	—	16	—	4	—	—	
6	—	dd) Vorlegemeſſer . .	—	—	6	—	—	20	—	5	—	—	
6	—	ee) Schaumlöffel . .	6	—	—	—	—	12	—	3	—	—	
6	—	ff) Fleiſchgabeln . . .	6	—	—	—	—	10	—	2	12	—	
6	—	gg) Küchenbeile . . .	—	—	6	—	—	12	—	3	—	—	
6	—	hh) Feuerſorger . . .	6	—	—	—	—	20	—	5	—	—	
4	—	ii) Feuerhaken . . .	6	—	—	—	—	14	—	3	12	—	
6	—	kk) Feuerzangen . . .	6	—	—	—	—	20	—	5	—	—	
4	—	ll) Feuerhaken . . .	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	mm) Fleiſchwagen . .	—	—	4	—	4	12	—	18	—	—	
6	—	nn) Rührer	—	—	6	St.	—	2	—	—	12	—	
6	—	oo) Quirle	—	—	6	—	—	3	—	—	18	—	
4	—	pp) Hackemeſſer . . .	—	—	4	—	—	16	—	2	16	—	
6	—	qq) Große hölzerne Löffel	—	—	6	—	—	4	—	1	—	—	
6	—	rr) Kleine dergl. . .	—	—	6	—	—	2	—	—	12	—	
8	—	ss) Waſſerfäſſer . . .	—	—	8	—	1	16	—	13	8	—	
12	—	tt) Waſſerzober . . .	—	—	12	—	2	16	—	32	—	—	
16	—	uu) Waſſereimer . . .	—	—	16	—	—	12	—	8	—	—	
12	—	vv) Kleine Füllfäſſer	—	—	12	—	—	6	—	3	—	—	
2	—	ww) Hackebreter . . .	—	—	2	—	—	16	—	1	8	—	
6	—	xx) Große Küchentiſche	—	—	6	—	4	8	—	26	—	—	
		Latus								37335	19	—	

Digitized by Google

Nach dem Etat sollen sein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung sind anzuschaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeschafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								37335	19	—	
6	—	yy) Körbe zum Einholen der Suppenkräuter	—	—	6	—	3	8	8	20	—	—	
6	—	zz) Mörſer mit Piſtille	6	—	—	—	1	12	—	9	—	—	
8	—	aaa) Waſſertragen mit Gurten	—		8	—	—	12	—	4	—	—	
8	—	bbb) Brodkörbe . . .	—	—	8	—	3	8	—	26	16	—	
8	—	ccc) Portionsmeſſer .	—	—	8	—	—	20	—	6	16	—	
		B. Zur Theeküche.											
6	—	a) Theekeſſel zu 5 Qrt. u. 12 Pf.	6	—	—	—	10	—	—	60	—	—	
6	—	b) Dergl. zu 5 Qrt. u. 5 Pf.	6	—	—	—	4	4	—	25	—	—	
3	—	c) Kaſſerolen zu 5 Qrt. u. 3 Pf. .	3	—	—	—	2	12	—	7	12	—	
3	—	d) Drei eiſerne Pfannen	3	—	—	St.	1	16	—	5	—	—	
		V. Zur Einrichtung der Wäſcherei.											Die Utenſilien für die Wäſcherei ſind blos nachrichtlich verzeichnet; für den Fall, daß unter beſondern Umſtänden keine Entrepriſe ſtattfinden kann, welche inzwiſchen auf jede Art befördert werden muß.
4	—	a) Keſſel zu 200 Qrt. u. 120 Pf. . . .	—	—	4	—	100	—	—	400	—	—	
2	—	b) Dergl. zu 100 Qrt. u. 60 Pf.	—	—	2	—	50	—	—	100	—	—	
4	—	c) Lampen	—	—	4	—	—	3	—	—	12	—	
4	—	d) Standfäſſer . . .	—	—	4	—	—	5	—	—	20	—	
8	—	e) Zober	—	—	8	—	2	16	—	21	8	—	
6	—	f) Füllfäſſer	—	—	6	—	—	6	—	1	12	—	
8	—	g) Eimer	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
4	—	h) Waſſertragen . .	—	—	4	—	—	12	—	2	—	—	
4	—	i) Waſchfäſſer . . .	—	—	4	—	5	—	—	20	—	—	
1	—	k) Aſchtiene	—	—	1	—	4	—	—	4	—	—	
12	—	l) Körbe und Kiepen	—	—	12	—	—	8	8	4	8	—	
8	—	m) Waſchleinen zu 40 Klaftern	—	—	8	St.	2	8	—	18	16	—	
1200	—	n) Klammern	—	—	1200	Sch.	—	4	—	3	8	—	
1	—	o) Waſchrolle	—	—	1	St.	30	—	—	30	—	—	
2	—	p) Handrollen . . .	—	—	2	—	—	16	—	1	8	—	
4	—	q) Plätteiſen mit doppelten Bolzen . .	—	—	4	—	3	—	—	12	—	—	
		VI. Zur Einrichtung der Badeanſtalt.											
8	—	a) Badewannen . .	—	—	8	—	8	—	—	64	—	—	
32	—	b) Lappen	—	—	32	—	—	8	—	10	16	—	
8	—	c) Bürſten	—	—	8	—	—	4	—	1	8	—	
		Latus								38199	11	—	

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								38199	11	—	
16	—	d) Schwämme . . .	—	—	16	St.	1	—	—	16	—	—	
6	—	e) Keſſel zu 200 Qrt. und 120 Pf. . .	—	—	6	—	100	—	—	600	—	—	
		VII. Zur Einrichtung des Utenſilienmagazins.											
12	—	a) Tiſche	—	—	12	—	4	8	—	52	—	—	
24	—	b) Schemmel	—	—	24	—	—	12	—	12	—	—	
2	—	c) Schreibzeuge . . .	—	—	2	—	—	12	—	1	—	—	
24	—	d) Packnadeln . . .	—	—	24	—	—	1	6	1	12	—	
4		e) Große Scheeren .	—	—	4	—	1	4	—	4	16	—	
8	—	f) Kleine Scheeren .	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
2	—	g) Brennſtempel . .	—	—	2	—	1	12	—	3	—	—	
2	—	h) Druckſtempel . .	—	—	2	—	4	—	—	8	—	—	
2	—	i) Prägeſtempel . .	—	—	2	—	5	—	—	10	—	—	
4	—	k) Ellenmaße	—	—	4	—	—	2	—	—	8	—	
2	—	l) Standwageſchalen zu 5 und 10 Pf.	—	—	2	—	—	5	—	10	—	—	
2	—	m) Einſatzgewichte zu 2 Pf.	—	—	2	—	2	8	—	4	16	—	
6	—	n) Gewichte à 2, 3 und 5 Pf. à 2 St.	—	—	6	Pf.	—	2	—	1	16	—	
		VIII. Krankenwärtergeräthe.											
60	—	a) Laternen	1	—	59	St.	—	22	6	56	6	—	
60	—	b) Leuchter	1	—	59	—	—	14	—	35	—	—	
60	—	c) Tragebreter . . .	1	—	59	—	—	16	—	40	—	—	
360	—	d) Reisbeſen . . .	1	—	359	—	—	1	—	15	—	—	
4	—	e) Rauhköpfe	1	—	3	—	—	14	—	2	8	—	
30	—	f) Schrobben	1	—	29	—	—	8	—	10	—	—	
120	—	g) Handfegen	1	—	119	—	—	6	—	30	—	—	
10	—	h) Schaufeln von Eiſen	1	—	9	—	1	10	—	14	4	—	
10	—	i) Hölzerne Schaufeln	1	—	9	—	—	8	—	3	8	—	
60	—	k) Molden	1	—	59	—	—	16	—	40	—	—	
240	—	l) Wiſchlappen . . .	1	—	239	—	—	4	—	40	—	—	
60	—	m) Schwämme . . .	1	—	59	—	—	—	—	60	—	—	
		IX. Heizungsgeräthe.											
10	—	a) Laternen	—	—	10	—	—	20	—	8	8	—	
10	—	b) Feuerzeuge . . .	—	—	10	—	—	6	—	2	12	—	
10	—	c) Feuerſchüppen . .	—	—	10	—	—	14	—	5	20	—	
10	—	d) Feuerhaken . . .	—	—	10	—	1	—	—	10	—	—	
10	—	e) Beile	—	—	10	—	—	12	—	5	—	—	
		Latus								39306	1	—	

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein		Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis.				Betrag überhaupt.			Anmerkungen.
Stück.	Paar.					pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	
		Transport								39306	1	—	
10	—	f) Aſchegefäße . . .	—	—	10	—	4	—	—	40	—	—	
10	—	g) Einmännige Holztragen	—	—	10	—	—	12	—	5	—	—	
30	—	h) Torfkiepen	—	—	30	—	—	12	—	15	—	—	
		X. Im Holz- und Torfvorraths-behältniß.											
8	—	a) Sägen	—	—	8	—	1	12	—	12	—	—	
8	—	b) Äxte	—	—	8	—	1	20	—	14	16	—	
8	—	c) Beile	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
4	—	d) Sägeböcke	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
2	—	e) Holzmaße	—	—	2	—	—	6	—	—	12	—	
8	—	f) Holztragen . . .	—	—	8	—	—	12	—	4	—	—	
		XI. Strohbehältniß.											
8	—	Packnadeln	—	—	8	St.	—	1	6	—	12	—	
		XII. In der Todtenkammer zu den Beerdigungsanſtalten. . . .											
8	—	a) Hacken	—	—	8	—	1	16	—	13	8	—	
8	—	b) Spaten	—	—	8	—	1	—	—	8	—	—	
8	—	c) Riegel	—	—	8	—	1	—	—	8	—	—	
8	—	d) Breter	—	—	8	—	—	8	—	2	16	—	
4	—	e) Stricke	—	—	4	—	—	16	—	2	16	—	
4	—	f) Kreuzholz	—	—	4	—	2	—	—	8	—	—	
		XIII. Zur Einrichtung des Geſchäftsbureau und der Caſſe.											
		A. Kanzleiutenſilien.											
4	—	a) Schreibtiſche . . .	—	—	4	—	5	—	—	20	—	—	
4	—	b) Papierſcheeren . .	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	c) Federmeſſer . . .	—	—	4	—	—	20	—	3	8	—	
4	—	d) Radirmeſſer . . .	—	—	4	—	—	12	—	2	—	—	
4	—	e) Ziehfedern	—	—	4	—	1	—	—	4	—	—	
4	—	f) Lineale	—	—	4	—	—	3	—	—	12	—	
4	—	g) Tintenfäſſer . . .	—	—	4	—	—	6	—	1	—	—	
4	—	h) Sandfäſſer . . .	—	—	4	St.	—	4	—	—	16	—	
2	—	i) Siegel	—	—	2	St.	5	—	—	10	—	—	
		B. Caſſenutenſilien.											
2	—	a) Geldkaſten	—	2	—	—	10	—	—	20	—	—	
		Latus								39513	21	—	

Nach dem Etat ſollen ſein: Stück.	Paar.	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Depots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis: pro	Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt: Thlr.	Gr.	Pf.	Anmerkungen.
		Transport								39513	21		
2	—	b) Geldwagen . . .	—	2	—	—	5	—	—	10	—	—	
4	—	c) Gewichte zu 5, 4, 3 und 2 Pf. . .	—	4	—	Pf.	1	2	—	1	4	.	
2	—	d) Einſatzgewichte zu 2 Pf.	—	2	—	St.	2	8	—	4	16	—	
2	—	e) Geldkörbe	—	2	—	—	—	8	—	—	16	—	
2	—	f) Zahltiſche	—	—	2	—	5	—	—	10	—	—	
2	—	g) Tütenhölzer . . .	—	8	—	—	—	4	—	1	8	—	
										39541	17	—	

II. Nachweiſung von bei einem Hauptlazareth auf 1200 Mann Kranke und Verwundete nöthigen chirurgiſchen und ärztlichen Verbandſtücken und Geräthen.

Nach dem Etat ſollen ſein	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Traindepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis: Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt: Thlr.	Gr.	Pf.
	1. An Bandagen.									
	An Leinwand wird erfodert, wenn ſie 1¼ Elle berl. Breite hat, die berliner Elle zu 5 Gr.									
400	a) Vielköpfige Binden à 1¼ Elle	267	—	133	—	5	—	104	4	—
200	b) Sechsköpfige Binden zu halber Breite der Leinwand, 1½ Elle lang	133	—	67	—	5	—	26	1	—
200	c) Vierköpfige Binden zu 1⅓ Elle lang (10 Stück aus der Breite).	133	—	67	—	5	—	7	7	—
400	d) Häckſelkiſſen (zu 1½ Elle Leinwand) . . .	267	—	133	—	4	—	100	—	—
240	e) Scapulars zu 1½ Elle lang (6 Stück aus der Breite der Leinwand)	160	—	80	—	5	—	14	14	—
200	f) Servietten zu 1½ Elle lang (halbe Breite)	133	—	67	—	5	—	31	6	—
200	g) Zehnellige Zirkelb. zu 2½ Zoll breit (10 Stück aus der Breite)	133	—	67	—	5	—	41	16	—
220	h) Achtellige dito zu 2½ Zoll breit (11 St. aus der Breite)	147	—	73	—	5	—	33	8	—
600	i) Sechsellige dito zu 2¼ Zoll (12 St. aus der Breite).	400	—	200	—	5	—	62	12	—
560	k) Fünfellige dito zu 2 Zoll (14 Stück aus der Breite)	373	—	187	—	5	—	41	16	—
600	l) Vierellige dito zu 1¾ Zoll (16 St. aus der Breite)	400	—	200	—	5	—	31	6	—
600	m) Dreiellige dito zu 1½ Zoll (18 St. aus der Breite)	400	—	200	—	5	—	20	20	—
2400	n) Compreſſen aus 1 Elle 4 Stück	1600	—	800	—	5	—	125	—	—
	Latus							639	14	—

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Traindepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.
	Transport							639	14	—
100	o) Paar Spanſchienen zur fractura femoris et cruris etc., nach Geſtalt der Theden'ſchen Schienen; gehörig mit Leinwand zu überziehen zu 1 Elle Leinwand . . .	67	—	33	—	5	—	20	20	—
400	p) Strohladen zu 1½ Elle	267	—	133	—	4	—	83	8	—
40	q) Schürzen zu 2 Ellen für Lazarethchirurgen auf den Stationen beim Verbinden	27	—	13	—	5	—	16	16	—
300	r) Neue Leinwand zu 5 Gr.	150	—	150	—	5	—	62	12	—
100	s) Desgl. zu 4 Gr.	50	—	50	—	2	—	16	16	—
1	t) Maſchine, an welcher Bandagen zur Übung angelegt werden	1	—	10	—	—	—	10	—	—
50	u) Ellen Fries zur Fomentatirung	50	—	—	—	8	—	16	16	—
50	v) Ellen Wachstuch zur Unterlage unter die Verbände	25	—	25	—	7	—	14	14	—
40	w) Stück leinen Band zu 45 Ellen	27	—	13	—	8	6	14	4	—
2	x) Pfund Stecknadeln	1	—	2	—	23	—	1	22	—
3	y) Stück Zwirn	2	—	1	—	9	6	1	4	6
200	z) Stück Nähnadeln	134	—	66	—	2	6	—	5	—
2	aa) Ellen engliſches Pflaſter auf Leinwand .	1	—	1	1	8	—	2	16	—
1	bb) Pfund weißes Wachs	1	—	—	—	16	—	—	16	—
4	cc) Centner Charpie	4	—	—	40	—	—	160	—	—
6	dd) Centner alte Leinwand	6	—	—	20	—	—	120	—	—
300	ee) Bogen Pappdeckel	100	—	200	—	1	6	18	18	—
2	ff) Centner Flachs	2	—	—	36	16	—	73	8	—
10	gg) Gebleichtes Wachs	10	—	—	—	18	—	7	12	—
2	hh) Kaſten zum Einpacken der Charpie . . .	2	—	—	1	—	—	2	—	—
7360	ii) Macherlohn für die Bandagen à Pf. . .	4907	—	2453	—	—	1	25	13	4
	Summa							1308	18	10
	II. An chirurgiſchen Inſtrumenten.									
2	a) Amputationsetuis	2	—	—	32	20	—	32	20	—
2	b) Trepanationsetuis	2	—	—	38	18	—	37	18	—
2	c) Anatomiſche Etuis mit Säge	2	—	—	4	—	—	8	—	—
2	d) Flaſchenzüge mit Zubehör	2	—	—	4	—	—	8	—	—
2	e) Etuis, in jedem aa) ein ſilberner männlicher Katheter bb) dito weiblicher cc) zwei biegſame dd) zwei biegſame Bougies ee) ein Troisquart nach Fleurant . .	2	—	—	12	16	—	25	8	—
3	f) Kugelzangen	3	—	—	—	16	—	2	—	—
3	g) Petit'ſche Tourniquets von Meſſing	2	—	—	3	—	—	9	—	—
40	h) Feldtourniquets von Leder	32	—	—	1	—	—	40	—	—
2	i) Theden'ſche Schienen zur fract. femoris et cruris	2	—	—	5	—	—	10	—	—
2	k) Dergl. zur fract. brachii et antibrachii	2	—	—	5	—	—	10	—	—
2	l) Etuis zur Bronchotomie nach Richter . .	2	—	—	2	12	—	5	—	—
	Latus							187	22	—

Digitized by Google

Nach dem Etat ſollen ſein	Benennung der Stücke.	Davon werden in den Traindepots vorräthig gehalten	Bei der Mobilmachung ſind anzuſchaffen	Am Orte der Thätigkeit des Lazareths werden angeſchafft	Einheitspreis. Thlr.	Gr.	Pf.	Betrag überhaupt. Thlr.	Gr.	Pf.
	Transport							187	22	—
3	m) Etuis, darin in jedem ſechs Biſtouris und zwei Lanzetten	2	—	—	5	16	—	11	8	—
2	n) Etuis, in jedem 1) Nadel zur Unterbindung beim Anevrisma. 2) Zwölf Nadeln verſchiedener Größe zur Unterbindung der Schlagader.	2	—	—	—	—	—	—	—	—
	3) Zwölf Nadeln zur Haſenſchart.				4	8	—	8	16	—
1	o) Etuis zum Schröpfen mit Meſſingköpfen	—	—	—	—	—	—	7	—	—
2	p) Savigny's Fiſtelmeſſer	2	—	—	3	—	—	6	—	—
4	q) Repouſſoir von Fiſchbein mit Schwamm	4	—	—	—	8	—	1	8	—
2	r) Etuis zu Zahninſtrumenten	2	—	—	5	—	—	10	—	—
30	s) Einfache Bruchbänder	30	—	—	2	—	—	60	—	—
10	t) Doppelte dito	10	—	—	2	12	—	30	—	—
2	u) Complette Accouchementinſtrumente	2	—	—	11	—	—	22	—	—
2	v) Petit'ſche Pantoffel	2	—	—	1	8	—	2	16	—
8	w) Bandagen von Leder u. Band zur fract. clavicul.	8	—	—	—	20	—	26	16	—
1	x) Etuis mit Staarinſtrumenten	1	—	—	10	—	—	10	—	—
2	y) Goulard'ſche Sonden zur arter. intercost.	2	—	—	—	12	—	1	—	—
8	z) Bindezeuche	8	—	—	5	8	—	42	16	—
8	aa) Aderlaßzeuge mit zwei Schneppern und Binde	8	—	—	3	—	—	24	—	—
1	bb) Etuis zur Operation der Thränenfiſtel	1	—	—	15	—	—	15	—	—
2	cc) Cylinder zur Stillung des Naſenblutens	2	—	—	2	12	—	5	—	—
20	dd) Klyſtierſpritzen	10	—	10	2	8	—	46	16	—
20	ee) Appareilkaſten mit zwei Büchſen zu Salben	10	—	10	2	8	—	46	16	—
20	ff) Runde Eimer zu unreinen Bandagen	10	—	10	1	—	—	20	—	—
20	gg) Ovale Eimer zu unreiner Charpie	10	—	10	—	22	—	18	8	—
20	hh) Waſchbecken	10	—	10	—	9	—	7	12	—
1	ii) Mudge's Maſchine zur Bähung	1	—	—	3	—	—	3	—	—
								613	10	—

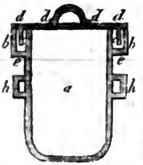
Im Ganzen kann man die Sorgfalt nicht verkennen, mit der dieſe Etats aufgeſtellt worden ſind. Unter den chirurgiſchen Inſtrumenten hätten wol einige wegbleiben können, als: der geburtshilfliche Apparat, die Tabaksclyſtirmaſchine, die Mudge'ſche Dampfmaſchine und e. a. Die Verſorgung der Kranken mit Arzneien in den Feldhoſpitälern geſchieht recht gut auf die Art, wie ſie im Art. Feldapotheke (ſ. S. 366) für die Militair-Krankenanſtalten in Friedenszeiten angegeben worden iſt. Ein Etat für die pharmaceutiſchen Utenſilien und den zu haltenden Vorrath von Arzneien nach Gewicht und Preis würde für ein Feldlazareth aufzuſtellen ſein. Man ſ. die angeführte Sammlung von Vorſchriften für die preußiſchen Feldlazarethe S. 255 und 266.

In jeder Hinſicht muß große Ordnung in allen Geſchäften eines Feldhoſpitals herrſchen, wenn ſie nicht, wie im Feldzuge von 1813 und 1814 durch ungewöhnliche Ereigniſſe vielfach unterbrochen wird. Sie wird nicht nur das Wohl der Kranken fördern, ſie wird auch durch die Beziehung geboten, in der dieſe zur Armee ſtehen. Den höchſten und höheren Vorſtänden der Armee liegt daran, von dem Schickſale der von den großen und kleinen Armeecorps in das Feldlazareth geſchickten oder hineingerathenen Mannſchaften vollſtändig unterrichtet zu ſein; es liegt den Angehörigen der Kranken daran, über dieſe Auskunft erhalten zu können. Es ſind daher beſondere Vorſchriften zur Anfertigung von Büchern, Liſten, und ſogenannten Rapports erlaſſen, die genau befolgt werden

Digitized by Google

müſſen. Auch über die Verwendung der gezahlten Gelder und verbrauchten Conſumtibilien muß die Verwaltungsbehörde des Feldhoſpitals die nöthigen Ausweiſe vorlegen. Die Hauptbücher eines Feldhoſpitals in Anſehung des Verhältniſſes des Krankenperſonals zur Armee ſind das Aufnahme- und Ausgangsbuch und die meiſtentheils darnach entworfenen Liſten. Als Grundlage für die Verpflegungskoſten ſind Ordinationstabellen hauptſächlich anzuſehen.

Eine der erſten Schwierigkeiten macht die Reinhaltung der Hoſpitalräume und ihrer Atmoſphäre. Einem großen Theile nach hängt dies von der unermüdlichen Sorgfalt und Aufmerkſamkeit des in einem Feldlazareth angeſtellten Medicinalperſonals in jeglicher Beziehung ab. Je mehr man demnach Bedacht nehmen wird, dieſes immer zum Dienſte geeigneter heranzubilden und anzuſtellen, deſto ſicherer wird die Reinlichkeit, dieſes wichtige Förderungsmittel eines guten Heilverfahrens, in einer Pflegeanſtalt für kranke und verwundete Soldaten erhalten. Neuere Beiſpiele lehren noch, welche gräßliche Unreinlichkeit zuweilen in einem Feldhoſpitale herrſchte. Wenn Percy und Laurent bei dem Beſuche der Militairlazarethe in Mainz ſich ſchnell zurückziehen mußten, um von dem ſtarken fauligen Dunſt nicht ohnmächtig zu werden (Wittmann), ſo mag man es dem Belagerungszuſtande dieſer Stadt beimeſſen; lieſt man aber die Grauſen erregende Beſchreibung des Zuſtandes des Feldhoſpitals in Wilna nach dem Rückzuge der Franzoſen 1812 (v. Cancrin III. S. 89), ſo wird man geneigt, hier ihn theils der ſchlechten Verwaltung, theils der mangelhaften Verproviantirung der franzöſiſchen Armee zuzuſchreiben, die Bonaparte wol auf leichtſinnige Weiſe, wozu ihn ſeine grenzenloſe Ruhmſucht verleitete, mehrfach vernachläſſigte; man ſ. *Foy*, Histoire de la guerre de la péninsule. 2. éd. II. p. 343). Um die Unreinlichkeit in einer Feldkrankenanſtalt zu verhüten, iſt Alles aufzubieten, um die Verpeſtung der Luft zu verhüten. Die eintretenden Kranken müſſen wenigſtens gewaſchen werden, wenn ſie nicht eines lauwarmen Bades bedürfen, wie es nicht ſelten bei Trainknechten nöthig wird. Sie müſſen reine Hemden erhalten. Die Unterlagen der Betten und Polſter müſſen zur beſtimmten Zeit (nach dem preuß. Feldlazareth-Reglement alle 14 Tage) mit friſchem Stroh gefüllt werden, und, wo es unvermeidlich iſt, wie bei Ruhrkranken, noch öfter. Bei den Verbänden der Bleſſirten ſind die abgenommenen Verbandſtücke nicht auf den Fußboden zu werfen, ſondern in beſonders dazu beſtimmte Eimer aufzunehmen. Die Spuckkaſten ſind täglich mit neuem Sande zu verſehen. Die Zimmer werden alle Tage zwei Mal ausgefegt. Kranke, die ſich nicht ſelbſt waſchen können, müſſen von den Krankenwärtern gewaſchen werden. Auch die Reinigung des Kopfhaars iſt nicht zu verſäumen. Bei einigen wird wol das Beſprengen mit einer Abkochung von Sabadillſamen und Tabak nöthig (Fritz). Die Einführung von Waſſerclosets würde in den Feldhoſpitälern nicht zu benutzen ſein. Ob von dem Vorſchlage zu einem mit Waſſer geſperrten blechernen Nachteimer in Dingler's polytechniſchem Journal XV. (Tab. VIII. Fig. 15) auch in Feldhoſpitälern mit Erfolg Gebrauch zu machen ſein möchte, würde ein nicht koſtſpieliger Verſuch bald zeigen. Der Eimer hat nebenverzeichnete Einrichtung:



a iſt der Topf aus Eiſenblech; bb der Rand, welcher denſelben oben umgibt und bis zur Punktion ee mit Waſſer gefüllt iſt. In dieſes Waſſer taucht der Deckel dd; Henkel des Topfes hh; de bildet die hydrauliſche Sperre, durch die auch nicht der geringſte Geruch entweichen kann. Bei jedem Leibſtuhle muß das Holz dicht ſein und die innere Seite mit einem Firniß überzogen werden; der Deckel muß genau einfaſſen. Der Nachteimer beſtehe aus derbem Steingut mit Henkeln. Die Nachtſtühle bleiben nicht lange im Zimmer und werden, wie die Urinbehälter, täglich entleert. Die Unterſchieber (Steckbecken) werden mit aller Vorſicht bei ſchwachen Kranken in Gebrauch gezogen. Zur Erneuerung der Luft, vorzüglich in Zimmern mit Typhuskranken und Verwundeten, werden die einfachen, wol allgemein bekannten, Theden'ſchen Ventilatoren angebracht. Sie ſetzen die am Boden der Zimmer ſtockende ſchwere Stickluft in Bewegung, und führen ſie ſchnell durch die obern Öffnungen aus. Die Reinigung der Zimmerluft und die Zerſetzung der anſteckenden Stoffe fördern unſtreitig die Räucherungen mit Chlorgaſe. Man kann Miſchungen aus Chlorkalk und überſaurer ſchwefelſaurer Magneſie auf Tellern in die Krankenſäle ſtellen, die, von Zeit zu Zeit umgerührt, langſam und ohne Beläſtigung für die Kranken das desinficirende Gas entwickeln. Rauch von Kräutern hüllt nur ſchlechte Dünſte ein. Der Kranke ſoll friſche Luft athmen, keinen Kräuterdampf.

Von großem Einfluſſe für das Wohl der Lazarethkranken iſt angemeſſene Vertheilung derſelben. Sie in vier Claſſen unterzubringen, in fiévreux, blessés, vénériens und galeux, wie es bei den Franzoſen Sitte war, iſt von teutſchen Ärzten nie gebilligt worden. Anſteckende und anſteckungsloſe Kranke dürfen natürlich nicht in einem Zimmer liegen, und viele Fieberkranke ſind contagiös. Die mit anſteckendem Nervenfieber Behafteten, die an Ruhr und epidemiſchem Durchfall Leidenden, die Veneriſchen, Krätzigen und Bleſſirten erhalten beſondere Zimmer, die übrigen an Fiebern und chroniſchen Übeln Erkrankten werden gemeinſchaftlich in Zimmern behandelt. Bei den Verbänden großer Eiterwunden kann ſich bald eine ſchlechte Atmoſphäre bilden, die auch Nichtverwundeten Nachtheil bringt. Kommen viele Kranke mit Augenentzündungen in das Feldhoſpital, ſo iſt darauf zu achten, ob ſie einen anſteckenden Charakter annehmen. Jedenfalls müſſen, wenn mehre Kranke mit Augenblennorrhöen eintreffen, ſie in den gemeinſchaftlichen Krankenzimmern zur Vorſicht iſolirt werden, und beſondere Handtücher erhalten. Nehmen die Augenübel einen bedenklichen Charakter an, ſo

Digitized by Google

würde die Frage entſtehen, ob man die damit Behafteten in ein beſonderes, vom Feldhoſpitale getrenntes, Local ſchaffen müſſe. Eine zeitige und ſorgſame Trennung der anſteckenden Typhus- und Augenentzündungen wird die Armee und die Landeseinwohner vor großer Sterblichkeit bewahren und die Zahl der Blinden, welche dem Staate und einzelnen Familien zur Laſt fallen, nicht unbedeutend vermindern. Iſt ein Reſervezimmer in dem Hoſpitale, ſo können Typhuskranke hineingelegt werden, um das damit beſetzte Zimmer zu desinficiren und mit Kalk zu übertünchen, und dieſen vorher mit Milch zu löſchen, wenn es die Umſtände geſtatten, weil dieſer ſo zugerichtete Kalk nicht abſpringt und einen ſehr dauerhaften Überzug abgibt. Nöthigenfalls kann man Typhuskranke in Hütten bringen an Orten, wo die Luft geſund iſt. Im J. 1760 ließ der ausgezeichnete Feldarzt Brocklesby eine Menge Soldaten, die am anſteckenden fauligen Nervenfieber litten, in eine auf der Wetterſeite und oben mit Stroh gedeckte Hütte ſchaffen. Das Strohdach ſchützte die Kranken gegen die im September ſchon einbrechende Kälte. Es ſtarben nur zwei davon. Brocklesby ſchreibt dieſen glücklichen Erfolg mehr der reinen und heitern Luft zu, als den Arzneien, die den Kranken alle ſechs Stunden gereicht worden waren. Das Lagerſtroh wurde oft gewechſelt und der Sand auf dem Boden von Zeit zu Zeit ausgefegt. Es wurde dieſe Iſolirungsart noch einige Male mit gleichem Glück von demſelben Feldarzte benutzt.

Die aufgenommenen Kranken werden von dem Hoſpitalarzte unterſucht und in das Aufnahmebuch eingetragen, welcher das ihm angemeſſene Zimmer beſtimmt und die Lagerſtelle anweiſt. Die Kranken liegen auf glattgehobelten Pritſchen, die mit einem Strohſack zur allgemeinen Unterlage und mit einem anderen zum Kopfkiſſen, mit zwei Bettlaken und einer Friesdecke verſehen ſind. Der größere Strohſack iſt 3½ Ellen lang und 3 Ellen breit, der zum Kopfkiſſen dienende 2 Ellen breit. Der erſtere wird mit 40 Pfund geſchnittenem Haferſtroh gefüllt, der zweite mit 20 Pfund. Das Stroh hat als Füllungsmittel den Vorzug vor dem ſchwer zu ſäubernden Gemiſch von Wolle und Pferdehaaren. Es kann bei Verunreinigung ohne viele Koſten erneuert werden. Über dem Kopfende des Krankenlagers iſt ein Bret angebracht, um kleine Utenſilien, z. B. einen Trinkbecher, einen Eßlöffel nebſt den Arzneigläſern, aufzunehmen. Über dem Brete hängt eine ſchwarze Tafel, auf der der Name des Kranken, ſeines Regimentes, ſeiner Krankheit, und die verordnete Arznei und Diätform verzeichnet ſind. Dem Kranken werden Lazarethkleider angezogen. Zu ihnen gehören: ein Schlafrock, ein Paar Krankenhoſen, ein Paar Pantoffeln, eine leinene Jacke und Mütze. Zugleich bekommen ſie ein Schnupftuch und ein reines Hemde. Als Material zum Schlafrock wird blaugeſtreifter Zwillich genommen und zwar 5¾ berl. Ellen. Er wird gefüttert mit 4½ Ellen ungebleichter Leinwand. Die Krankenhoſen beſtehen aus 3½ Ellen deſſelben Stoffs, der das Contagium nicht anzieht und gewaſchen werden kann. Die leinenen Jacken erhalten Kranke, bei denen ein kritiſcher Schweiß ausbrechen will, oder ſchon ausgebrochen iſt. Sie wird gefertigt aus 3 Ellen gebleichter und 2¾ Ellen Futterleinwand.

Die Kranken werden zu beſtimmten Stunden beſucht, etwa des Sommers vom 1. April bis zum letzten September halb 8 Uhr und des Winters vom 1. Oct. bis zum letzten März um 8 Uhr. Bei den Beſuchen wird der Arzt von ſeinem ärztlichen Gehilfen und dem Oberkrankenwärter begleitet. Der ärztliche Gehilfe merkt die Krankheitserſcheinungen in einem Journalblatte oder Krankenheft nebſt den Arzneiverordnungen und der Speiſeportion an, der Oberkrankenwärter die Diätformen nebſt den etwa noch bewilligten Extraportionen und Getränken. Die Arzneien werden nachher beſonders aufgeſetzt und das Recept wird in die Dispenſiranſtalt (Lazarethapotheke) zur Bereitung des verſchriebenen Mittels abgeliefert. Zu den den Kranken zuzubereitenden Speiſen ſind Vorſchriften vorhanden, welche nach Beſchaffenheit der Kranken in Qualität und Quantität abweichen. Sie werden nach beſtimmten Portionen verabreicht, die wol nicht ganz angemeſſen Diätformen genannt ſind, und nach den Armeen verſchiedener Länder von einander abweichen. Selbſt für Mitteleuropa würde man keine allgemeine Diätform, wie ſie v. Cancrin (III. S. 166) vorſchlägt, feſtſetzen können, da die Nationalgewohnheiten bei Beſtimmung derſelben zu berückſichtigen ſind. Die Zuſammenſtellung der Diätformen in den Feldhoſpitälern einiger Staaten größeren Umfangs wird dies näher erläutern. Überhaupt genommen dürfen die Speiſen in den Feldlazarethen nicht zu mannichfach ſein, weil ſie im Kriege nicht immer leicht anzukaufen ſind, und der für ſie feſtgeſtellte Etat zur Ungebühr würde überſchritten werden müſſen. Nach dem königl. preuß. Feldlazareth-Reglement von 1787 ſind drei verſchiedene Speiſeportionen nach Beſchaffenheit der Krankheiten unterſchieden. Die Brodportion ſteigt von einem halben Pfunde bis 1½ Pfund. Schwere Kranke bekommen Weizenbrod. Geſetzmäßig erhält jeder Kranke ein halbes Pfund Fleiſch. Der Abwechſelung halber wird wöchentlich zwei Mal Kalb- oder Hammelfleiſch verabreicht. Zu den Speiſen werden benutzt Graupen, Reis, Gries, Hafer-, Buchweizengrütze und Mehl. Auch müſſen ſchickliche und wohlfeile grüne Kräuter und Wurzelwerk, z. B. Spinat, Sauerampfer, Mohrrüben, Paſtinak und dergl., ferner Milch, getrocknetes und friſches Obſt, ſelbſt reife Weintrauben, wo man ſie haben kann, bei dem Lazareth vorräthig ſein, und für einen billigen, die Einnahme nicht überſteigenden Preis aus der Verpflegungscaſſe gekauft werden. Das Waſſer iſt als gemeines Getränk feſtgeſetzt. Der Arzt muß beſtimmen, wenn es mit Eſſig oder Schwefelſäure zu vermiſchen iſt und wenn an der Stelle des Waſſers und dieſer Miſchungen Gerſtentrank mit Honig und Eſſig, Reiswaſſer, Hafergrützabſud, Milch, Ptiſane oder Kräuterthee gegeben werden ſoll. Die Ärzte haben die Erlaubniß, den Wein nach ihrer gewiſſenhaften Überzeugung zu verordnen, und das Feld-Kriegscommiſſariat iſt verbunden, für einen hinlänglichen Vorrath davon zu ſorgen und auf die Güte deſſelben Rückſicht zu nehmen. Das Bier iſt für die Geneſenden und einige Kranke als ſehr

Digitized by Google

nützlich erachtet. Branntwein wird in der Regel nicht geſtattet; blos ſtarke Trinker erhalten ſolchen auf Verordnung. Wenn einige Kranke und beſonders einige Reconvaleſcenten ſich an den Kaffee ſo gewöhnt haben, daß ſie ohne denſelben nicht geſund zu werden glauben, und ohne ihn gleichſam nicht leben können, ſo muß ihnen auch dieſer zuweilen gereicht werden. Die Milch wird ebenfalls aus der Speiſecaſſe bezahlt und nur auf Verordnung des Arztes entweder allein, oder in Milchſpeiſen, oder in Verbindung mit Waſſer, Thee, oder in Molken gegeben. Auch verkauft die Speiſecaſſe bei den preußiſchen Feldhoſpitälern Tabak, doch muß derſelbe nach Vorſchrift des Arztes oder Wundarztes mäßig geraucht und dabei alle Feuersgefahr verhütet werden. Schnupftabak wird nur denen geſtattet, die, wie bei Soldaten nicht oft vorkommt, ihn ohne Schaden der Geſundheit nicht entbehren können. Nützlich war ein Regulativ zur Beköſtigung der Kranken in den königl. Feldlazarethen, welches die königl. preuß. Inſpection des königl. Provinzialmilitair-Lazarethweſens in den Landen zwiſchen der Weichſel und Weſer 1813 bekannt machte und in dem die Beſtandtheile der Lazarethſpeiſen, nach dem gedachten Reglement, dem Gewichte nach genau angegeben werden. Zur erſten Form, deren gekochtes Eſſen 1/4 berliner Quart enthält, gehörten: A. Frühſtück 4 Loth Hafergrütze, oder 4 Loth Buchweizengrütze, oder 4 Loth Hirſen, oder 4 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich zum Abendeſſen, 3/16 Metzen Erdtoffeln mit 1/2 Loth Butter und 1/4 Loth Salz. Zugabe 1 1/2 Pfund Brod für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird, 1/2 Pfund Rindfleiſch, 6 Loth Reis, oder 8 Loth Graupen, oder 8 Loth Hirſen, oder unter der Benennung von Gemüſe, 16 Loth Erbſen, oder 16 Loth Linſen, oder 16 Loth Bohnen, oder 1/4 Metze Erdtoffeln mit 1 1/2 Loth Salz und 1 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe, a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu; b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 3/4 berliner Quart Bier. Zur zweiten Form, deren gekochtes Eſſen 9/16 berliner Quart enthält, gehörten: A. Frühſtück (ihm gleich das Abendbrod um 6 Uhr); 3 Loth Hafergrütze, oder 3 Loth Buchweizengrütze, oder 3 Loth Hirſen, oder 3 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich, zum Abendeſſen, 1/8 Metze Erdtoffeln mit 3/8 Loth Butter und 3/16 Loth Salz. Zugabe 1 Pfund Brod für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird. 1/2 Pfund Rindfleiſch, 4 Loth Reis, oder 6 Loth Graupen, oder 6 Loth Hirſen, oder 5 Loth Pflaumen, mit 1 1/2 Loth Salz und 3/4 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe, a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu, b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 1/4 berliner Quart Bier. Zur dritten Form, deren gekochtes Eſſen 3/8 berliner Quart enthält, gehörten, A. Frühſtück (im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, Abendbrod 6 Uhr) 2 Loth Hafergrütze oder 2 Loth Buchweizengrütze, oder 2 Loth Hirſen, oder 2 Loth Weizenmehl, oder, jedoch nur ausſchließlich, zum Abendeſſen 3/32 Metzen Erdtoffeln mit 1/4 Loth Butter, 1/8 Loth Salz. Zugabe: 1/2 Pfund Brod, oder Semmel, für den ganzen Tag. B. Mittagseſſen, welches um 12 Uhr ausgetheilt wird. 1/2 Pfund Rindfleiſch, 2 Loth Reis, oder 4 Loth Graupen, oder 4 Loth Hirſen, oder 5 Loth Pflaumen, mit 1 1/2 Loth Salz und 1 Pfennig für Gewürz und Suppenkräuter. Zugabe: a) die zugleich mit der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 8 Loth gekochtes Fleiſch, 1/4 Loth Salz dazu; b) die unmittelbar nach der Austheilung des Mittagseſſens geſchieht, 1/8 Quart Bier. Extraportionen, welche den Kranken außer der gewöhnlichen Beköſtigung, auf Verſchreibung des Arztes, verabreicht wurden, ohne daß deshalb etwas in Abzug kommen durfte. I. Speiſen: a) Früh- und Abendeſſen. 1) Weinſuppe, 1/8 Quart Wein, 2 Loth Semmel, 1 Loth Zucker; 2) Bierſuppe, 1/4 Quart Bier, 2 Loth Semmel, 1 Loth Kochzucker. Beide beſtehen aus: 1/4 Quart, alſo wird der Weinſuppe Waſſer zugeſetzt. b) Mittagseſſen: 1) Eierbrühe, 1/4 Quart Fleiſchbrühe, ein Hühnerei, 1/8 Loth Salz: 2) Pflaumenſuppe, 8 Loth Pflaumen, 1 Loth Kochzucker, zu 1/4 Quart; 3) geſäuertes Kalbfleiſch, 8 Loth Kalbfleiſch, 1/32 Quart Weineſſig, 1/2 Loth Salz, zu 1/4 Quart. II. Getränke: a) Malztrank, 4 Loth Luftmalz, 3/4 Quart Waſſer, zu 1/2 Quart eingekocht; b) Milch 1/4 Quart; c) zum Eſſigtrank, 1/8 Quart Weineſſig; d) zum Zuckertrank, 3/8 Quart Waſſer, 1/8 Quart Branntwein, 1 Loth Zucker. Noch ſind Portionsſätze zu Getränken angegeben, welche ohne Abzug der Portionen von Bier und Branntwein verſchrieben werden. a) Graupenſchleim, 4 Loth Graupen zu einem Quart Waſſer. b) Haferſchleim, 4 Loth Hafergrütze gleichfalls zu einem Quart Waſſer. Dieſe Diätformen, wie ſie das Regulativ angibt, dürften für ein Feldhoſpital genügen. Für die preußiſchen Friedenslazarethe ſind ſie nach dem Reglement für dieſelben vom J. 1825 (Auguſtin's königl. preuß. Medic.-Verfaſſ. IV. S. 158), man ſ. dieſes Beköſtigungsregulativ auch in meinem Taſchenbuche für die Militair-Medicinpolizei S. 418 fg., in dem indeſſen vier Diätformen aufgeführt ſind.

Die Beköſtigung in den öſterreichiſchen Feldhoſpitälern begreift mehre Abtheilungen. Man unterſcheidet I. leere Diät, bloße Fleiſchbrühe; II. volle Diät; III. Viertelportion; IV. Drittelportion; V. halbe Portion; VI. die ganze Portion 8 Loth Rindfleiſch (gekocht) mit Sauce, Zugemüſe, Ritſcher, oder Mehlſpeiſe (alternirend), halbweißes Brod, 26 Loth. Bei jeder Portion kommt Fleiſch vor; doch bei der leeren Diät auf beſondere Verordnung.

In den franzöſiſchen Feldkrankenhäuſern ſind, nach dem Reglement vom 20. Dec. 1824, drei Régimes feſtgeſetzt: Die volle Beköſtigung (régime gros), die magere (régime maigre), und die ganz einfache (la diète). Zu dem régime gros gehören vor allem Brod, Fleiſch und Wein, der nach vier verſchiedenen Verhältniſſen vertheilt wird (von 1/16—1/4 Litre). Als friſche Gemüſe werden gegeben: Kartoffeln, Rüben, Mohrrüben, Erbſen, grüne Bohnen, Spinat; als trockne: Linſen, Erbſen und Boh-

nen; als leichte trockne: Reis, Nudeln, Mehlpudding, Panaden, gekochte Pflaumen und Äpfel, Eier und Milch.

Die Militairkranken der ruſſiſchen Armee in den für ſie preußiſcher Seits angelegten Hoſpitälern wurden auf eine getroffene Übereinkunft in nachſtehenden Portionen beköſtigt:

Benennung der Portionen.	Gewicht, Maß, Stück.	Sonntag.	Montag.	Dinstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
1) Gewöhnliche Portion.								
Roggenbrod	Pfund.	2	2	2	2	2	2	2
Fleiſch	—	1	1	1	1	1	1	1
Hafergrütze	—	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2
Buchweizengrütze	—	—	—	1/2	—	—	—	1/2
Sauerkraut	Stof.	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2
Salz	Sol.	7 1/2	7 1/2	7 1/2	7 1/2	7 1/2	7 1/2	7 1/2
Kwas	Stof.	1	1	1	1	1	1	1
Anmerk. Wo geſäuerte rothe Rüben zu haben waren, wurden ſie mit dem Sauerkraut abwechſelnd gegeben; wo aber keins von beiden zu erhalten war, wurde der täglichen Portion 1/2 Pf. Grütze, nach dem oben beſtimmten Tageswechſel, zugelegt.								
2) Mittlere Portion.								
Roggenbrod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Fleiſch	—	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2	1/2
Hafergrütze	—	1/2	1/2	—	1/2	1/2	1/2	—
Buchweizengrütze	—	—	—	1/2	—	—	—	1/2
Salz	Sol.	6	6	6	6	6	6	6
Bier	Stof.	1	1	1	1	1	1	1
3) Für Schwache.								
Weißes Brod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Fleiſch	—	1	1	1	1	1	1	1
Hafergrütze	—	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4
Salz	Sol.	5	5	5	5	5	5	5
Anmerk. Ehe das Fleiſch in den Keſſel gelegt wird, muß es vorher etwas geklopft werden, damit es ſich beſſer zerkoche. Nach der Zubereitung wird es nicht mit der Bouillon ausgegeben, ſondern, weil es ganz ausgekocht iſt, weggeworfen, oder, nach dem Ermeſſen der Ärzte, den Kranken zugelegt, welche auf die erſte und zweite Portion geſetzt ſind.								
4) Portion mit Kiſſel, einer Art Gallerte oder Gelée, welche nach Verordnung der Ärzte in den nöthigen Fällen ſtatt der ſchwachen Portion gegeben wurde.								
Weißes Brod	Pfund.	1	1	1	1	1	1	1
Hafermehl	—	1	1	1	1	1	1	1
Honig oder Syrup	—	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4	1/4
Salz	Sol.	5	5	5	5	5	5	5

Digitized by Google

Anmerk. Aus dem Salze und Hafermehle wird der Kiſſel zubereitet; der Honig oder Syrup aber dem Kranken gegeben, um ihn, mit Waſſer verdünnt, zu gebrauchen.

Bei dem Kochen der gewöhnlichen und mittleren Portion iſt darauf zu ſehen, daß die Brühe nicht mehr als zwei Stoffe betrage, welche dem Kranken halb Mittags und halb Abends zu geben ſind.

Das Sauerkraut kann halb weiß, das heißt, mit etwas grünen Blättern gemiſcht, ſein und wird vom 1. Oct. bis zum 15. Mai gegeben; vom 15. Mai bis 1. Oct., wird ¼ Pfund friſches Grünes gereicht, welches aus jungen Brennneſſeln, Sauerampfer, rothen Rübenblättern oder friſchem Kohl beſtehen kann.

Das Eingeben der verordneten Arzneien beſorgt der Oberkrankenwärter eines jeden Reviers; heftig wirkende und narkotiſche gibt ein Hilfs-Wundarzt dem Kranken. Jener iſt gegenwärtig, wenn Kranke Brechmittel nehmen ſollen.

Zur Heizung der Krankenzimmer werden Öfen in Vorſchlag gebracht, die von Innen geheizt werden. Die Ofenröhren dürfen alsdann keine Schlußklappen haben, um das gefährliche Zuſchließen derſelben zu verhüten. Vor den Ofenthüren muß ein Raum mit Gyps ausgegoſſen ſein, um Feuersgefahr zu verhüten.

Die Todten können nicht lange in den Krankenſälen liegen bleiben. Sie müſſen in ihrer Krankenkleidung auf dem Strohſacke im ein den Winter über etwas erwärmtes Zimmer getragen werden. Erſt nach 48 Stunden, wenn ſie nochmals von dem Arzte beſichtigt ſind, und blaugrüne Flecke auf dem Unterleibe ſich zeigen, iſt die Beerdigung zu geſtatten. In den Todtenkammern iſt eine Bürſte, nebſt anderen zur Erweckung eines Scheintodten gleich und dringend erfoderlichen Hilfsmitteln in Bereitſchaft. Nichts muß in einer Krankenanſtalt Sorgloſigkeit und Mangel an Gefühl verrathen, und am wenigſten muß dies der Fall ſein in einem Feldhoſpitale, wo man Leidende behandelt, die für ihre Mitbürger jeden Augenblick Geſundheit und Leben in Gefahr ſetzten.

Zum Wohle der Kranken und der ſie aufnehmenden Anſtalten müſſen, ſo oft es der dirigirende Arzt nöthig findet, von dem ärztlichen und ökonomiſchen Perſonal Conferenzen ſtattfinden, an denen der Lazarethcommandant Theil nimmt. Vor allen Dingen muß in denſelben die epidemiſche Krankheitsconſtitution beſprochen werden, damit die Heilart ihr gemäß näher feſtgeſtellt bleibe, und dabei kein oberflächliches empiriſches Verfahren einreiße. Der Oberarzt legt die Bemerkungen vor, welche er bei ſeinen täglichen Viſiten gemacht hatte. Die Ärzte geben an, welche Kranken entlaſſen werden können, und wo kein Hinderniß dem etwa erfoderlichen Transporte derſelben in ein anderes Feldhoſpital entgegentritt. Über jede Conferenz wird ein Protokoll aufgenommen. Die zum Transporte ausgewählten Kranken begleitet ein dazu commandirter Wundarzt, mit Evacuationsliſte und einigen Arzneien, für den Nothfall verſehen. Die Direction des Lazarethes, nach dem ſie abgehen, wird von ihrer Ankunft in Kenntniß geſetzt. Kranke, welche an anſteckenden Krankheiten gelitten haben, oder noch leiden, werden auf dem Transportwege nicht einquartirt, ſondern in eigene, iſolirte, Räume untergebracht.

Feldhoſpitäler müſſen von Zeit zu Zeit von einem General-Diviſionsarzte, wo möglich in Begleitung von einem Mitgliede der Intendantur, beſichtigt werden.

G. Ph. Michaelis, Über die zweckmäßige Einrichtung der Feldhoſpitäler. (Göttingen 1801.) Mit einem Kupfer. Eine claſſiſche Schrift. Das Kupfer ſtellt den engliſchen Krankenwagen dar. M. E. C. F. Richtſteig, Beiträge zur Vervollkommnung des Feldhoſpitalweſens. (Glogau 1807.) Enthalten die Überſetzungen der das Feldhoſpitalweſen betreffenden Arrêtés vom Jahre 1800. v. Cancrin's Über die Militairökonomie. 3 Bde. (Petersburg 1820—1823. 4.) Eine für die commandirenden Generale, Armee-Intendanten und Feldärzte im hohen Grade lehrreiche und kaum entbehrliche Schrift. Der dritte Band handelt von den Feldhoſpitälern nach eigenen Erfahrungen. Fritze's Das königl. preuß. Feldlazareth im Kriege von 1778 und 1779. (Leipzig 1780.) Dieſe Schrift hat in mancher Hinſicht zur Verbeſſerung des Feldmedicinalweſens beigetragen. Das königl. preußiſche Feldlazareth-Reglement vom J. 1787 gehörte zu ſeiner Zeit zu den beſten. Sammlung einzelner Vorſchriften, Dienſtanweiſungen und ſonſtiger Ausarbeitungen über die Verwaltung der Lazarethe bei der königl. preuß. Armee. (Berlin 1815. Auch Görlitz 1813 die erſte Aufl.) Réglements sur le personnel du service de santé des hopitaux militaires. (Paris 1825.)

Feldkrankheiten. Der Krieg, wenn er anhaltend und mit beträchtlichen Truppenmaſſen geführt wird, gibt zu Krankheiten häufig Veranlaſſung, welche bei einer Armee in Friedenszeiten ſeltner ſind, und daher Feldkrankheiten genannt werden. Die verderblichſten darunter ſind: das anſteckende Nervenfieber, die Ruhren und der Hoſpitalbrand. Sie raffen viele Menſchen weg, und die beiden erſten gehen von den damit Behafteten gemeinhin auf die Bewohner der Gegenden über, welche vielfältig mit Typhus- und Ruhrkranken in Berührung kommen. Lange Militairſtraßen zeigen die verderblichen Spuren der Nervenfieber. Die Ruhren übertreffen ſie in einzelnen Fällen an Bösartigkeit, ſo tödtlich dieſe auch ſich gezeigt haben; denn 1814 ſtarben nach Desgenette's Angaben in Torgau 13,448 Mann, die Hälfte der eingeſchloſſenen Garniſon. In den hitzigen contagiöſen Krankheiten, den Pocken, Maſern, dem Scharlach und der Peſt, werden die organiſch-chemiſch bearbeiteten Contagien nach den Hautpartien in eigenthümlichen Formen abgeworfen. Sie halten ihren Verlauf mit Regelmäßigkeit. Dies hatte man bei dem anſteckenden Typhus verkannt, bis es von Hildenbrand durch genaue Beobachtungen nachwies. Einige Ärzte ließen zu reichlich die Ader öffnen, andere überreizten die Typhuskranken mit Mohnſaft und heftig aufregenden Mitteln. Der Schaden von einem übereilten, oft nach einſeitigen Theorien gemodelten ärztlichen Verfahren wird ſelbſt von den Ärzten nicht mehr beſtritten, und es läßt ſich erwarten, daß künftig weniger Nervenfieberkranke nach einer kunſtwidrigen Behandlung, als Opfer

in den Feldhoſpitälern fallen werden. Ruhren nehmen deshalb in den Feldlazarethen leicht einen bösartigen Charakter an, weil, wenn ſie ſtark um ſich greifen, es ſchwer iſt, die davon Gepeinigten mit aller Pünktlichkeit abzuwarten, und die Verderbniß des Dunſtkreiſes in den Krankenſälen bei den überhäuften übelartigen Darmausleerungen zu verhüten. Der Hoſpitalbrand kann und wird ſich entwickeln, wenn die Reinlichkeit bei den Verbänden großer Eiterflächen irgend vernachläſſigt wird. Sein Contagium ſetzt ſich bald in den Zimmerwänden feſt, und nun tritt er ſelbſt zu leichten Wunden hinzu, ſodaß nichts übrig bleibt, als die Kranken in ein reines Zimmer zu verlegen und das verlaſſene mit ſcrupulöſer Sorgfalt zu reinigen. Unter den ſogenannten hitzigen Krankheiten gehören noch Wechſelfieber, Entzündung der Augen und Reſpirationsorgane und Gelenkrheumatismus zu den gangbarſten Feldkrankheiten. Die Wechſelfieber werden faſt nur zum Ausbruche kommen, wenn Truppen lange in Gegenden ſtehen, wo ſie endemiſch herrſchen, auch wol in Feſtungen und Lagern auf feuchtem Boden. Unter den Entzündungen hat eine Blennorrhöe der Augenlider, die als anſteckend erkannt wurde, noch immer die allgemeine Aufmerkſamkeit unterhalten. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts wurde ſie zuerſt von den franzöſiſchen Feldärzten erregt, die ſie in Ägypten beobachteten. Sie waren der Meinung, daß das häufige Erſcheinen dieſer Krankheit im Klima dieſes Landes liege, ſowie in der Lebensweiſe der Ägyptier. Man behauptete bald, ſie ſei anſteckend, und die davon ergriffenen, oder ergriffen geweſenen, Soldaten hätten ſie nach Europa verbreitet. Sie wurde deshalb ägyptiſche Augenentzündung genannt. Neuere Nachforſchungen ließen indeſſen nicht zweifeln, daß in anderen Ländern ähnliche Veranlaſſungen zur Entwicklung derſelben vorhanden ſein können. Ohne Communication mit Ägypten herrſchte ſie ſchon 1565 in Holland; 1761 und 1762 wurde ſie in Weſtfalen unter den Soldaten der teutſchen und engliſchen Armeen beobachtet. Alle Erörterungen zeigen, daß die Feldärzte katarrhaliſche Augenentzündungen, die unter den Truppen irgendwo um ſich greifen, nicht mit Gleichgültigkeit behandeln müſſen, um ihrer Verbreitung möglichſt bald Grenzen zu ſetzen. Von den chroniſchen Krankheiten gehören zu den häufigen Feldkrankheiten die Luſtſeuche und die Krätze. Wäre die in neuerer Zeit geprieſene Curmethode bei der Luſtſeuche wirklich ſtichhaltig, woran zu zweifeln ich hinreichenden Grund zu haben glaube, ſo würde die Abſperrung der Veneriſchen in den Feldhoſpitälern, in vielen Fällen wenigſtens, nicht mehr nöthig ſein. Man würde indeſſen die erprobten Vorkehrungen gegen dieſe unreine Behaftung des Organismus, die eine Störung im Militairdienſte mit ſich führt, keineswegs hintanſetzen dürfen. Die Krätze, dieſer häßliche Hautausſchlag, der den Soldaten um einen großen Theil ſeiner nächtlichen Ruhe bringt, ſcheint mir vorzüglich in Vernachläſſigung der Reinlichkeit hinſichts der Wäſche und in unreinen Quartierlagern ſeinen Urſprung zu haben. Man würde ſie gewiß unter den Truppen ſehr vermindern, wenn die Unterofficiere Sorge trügen, daß der Soldat das zeitige Waſchen der Hemden und ihren Wechſel nicht verabſäume, und dieſen anwieſe, auf die Beſchaffenheit ſeines Quartierbettes und Lagerſtrohs zu achten, damit er nicht von der Krätze dadurch angeſteckt werde. Man hat ſich lange bemüht, eine wirkſame Cur der Krätze durch äußere nicht zu entbehrende Mittel aufzuſtellen. Neuerlich iſt die ſogenannte engliſche Curmethode als ſehr probehaltig auch den Armeeärzten angeprieſen worden.

Man kann ihr die Nutzbarkeit nicht abſprechen. Sie iſt aber für den Soldaten zu umſtändlich. Der Gebrauch der Salben, und das engliſche Mittel iſt auch eine Salbe, iſt mit vielen Unannehmlichkeiten überhaupt verbunden. Nach meiner Erfahrung iſt eine Miſchung aus einem Theile Schwefelblumen, zwei Theilen ſchwarzer Seife und ſoviel Waſſer, um ein Liniment daraus zu machen, das vorzüglichſte und ſehr empfehlungswerthe Mittel. Sie wird vier Mal täglich zu 4—6 Quentchen in alle mit der Krätze behaftete Stellen ſtark eingerieben, ſodaß der Kranke ein Brennen empfindet und die kranke Oberhaut abſpringt. Dabei nimmt der Krätzige einige lauwarme Bäder, und hält ſich möglichſt reinlich. Überzeugt von der großen Nützlichkeit der angegebenen Miſchung habe ich ſie hier angeführt.

Drei Nervenübel ſind noch zu den Feldkrankheiten zu zählen: Das Heimweh, der Wundſtarrkrampf und die Ohnmachten auf den Märſchen. Um das Heimweh in den Feldhoſpitälern ſelbſt zu lindern und zu verſcheuchen, iſt es ſehr heilſam, den daran Leidenden in der Nähe von Landsleuten ihr Lager anzuweiſen; ſie fühlen ſich erleichtert, ſich mit ihnen in gleichem Dialekt unterhalten zu können. Der Starrkrampf iſt eine der gefährlichſten Complicationen, deren die Wunden fähig ſind. Der Tetanus zeigt ſich in einer gleichmäßigen Erſtarrung des ganzen Körpers; der Kranke liegt gerade ausgeſtreckt und unbeweglich. Oft tödtet der Starrkrampf in 2—4 Tagen. Er geſellt ſich meiſtentheils zu Wunden ligamentöſer Gebilde.

Was die Ohnmachten betrifft, ſo kommt es oft vor, daß Soldaten auf langen ermüdenden Märſchen zur Somerzeit zur Erde ſinken, als wenn ſie von einem Schlagfluſſe wären ergriffen worden. Gewöhnlich rührt die Ohnmacht von allzu engen ſteifen Halsbinden und der Laſt des Militairgepäcks und Gewehrs her. Da man ſoviel Aufmerkſamkeit auf angemeſſene Ausrüſtung und zweckmäßige Bekleidung des Soldaten gerichtet hat, ſo wird er weniger als ſonſt künftig den Ohnmachten auf Märſchen ausgeſetzt ſein. Übrigens ſind die Compagniechirurgen von ihren Vorgeſetzten zu warnen, daß ſie ſolchen Ohnmächtigen nicht voreilig Blut ablaſſen.

Schließlich ſind noch die Froſtſchäden an den Gliedern und die Schwielen an den Füßen als häufige, äußere körperliche Beſchwerden, welche bei den Soldaten oft vorkommen und ſie höchlich beläſtigen, zu erwähnen. Große Heerführer ließen dieſe Fußübel ſelbſt nicht außer Acht. Guſtav Adolf befahl, daß die Soldaten nach beſchwerlichen Märſchen ſich die Füße mit Flanell reiben, dann ſie mit warmem Waſſer waſchen ſollten, in welches Schießpulver geſchüttet war. Friedrich II. verlangte, daß

Digitized by Google

Compagniechirurgen die Füße der Soldaten nicht ununterſucht laſſen ſollten. Froſtbeulen ſind roſenartige Entzündungen der Haut. Glücklicher Weiſe verurſachen ſie nur im Winter Beſchwerden, wo der Regel nach Soldaten zu keinen übertriebenen Märſchen genöthigt zu ſein pflegen. Froſtbeulen im gelindern Grade heben das Reiben mit Schnee, Waſchungen mit eiskaltem Waſſer, auch mit Waſſer und Branntwein. Hievon ſind die Soldaten durch die Compagniechirurgen in Kenntniß zu ſetzen, die ihnen, wenn ſie ſehr ſchmerzhaft werden, die nöthigen Mittel zeitig verordnen müſſen. Schwielen werden hauptſächlich von zu knappen Schuhen verurſacht. Sie ſollten jedem Soldaten beſonders angemeſſen, und Maß ſollte auf jeden Fuß beſonders genommen werden.

Handbuch der Kriegsarzneikunde. (Leipzig Weygand 1795. 2 Bde.) Iſt noch brauchbar, aber ungenügend. *John Pringle*, Observations on the diseases of the army 1752. Überſetzt von Brande. (Altenburg 1772.) *Donald Monro*, An account of the diseases which were most frequent in the british military hospitals in Germany from January 1761 to march 1763. Überſetzt von J. E. Wichmann. (Altenburg 1766.) J. V. von Hildenbrand, Über den anſteckenden Typhus. (Wien 1800.) Delpech-Bruggemann, Über den Hoſpitalbrand. Aus dem Franzöſiſchen von Kieſer. (Jena 1816.) Stütz, Über den Starrkrampf. (Stuttgart 1804.) Burkard Eble, Über den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges mit beſonderem Bezuge auf die ägyptiſche Augenentzündung. (Wien 1828.) Mit drei illum. Kupf. Die Abbildungen ſind ſehr erläuternd. *Laforest*, L'art de soigner les pieds. (Paris 1781.) Überſetzt von J. G. Hoffmann. (Leipzig 1793.)

Feldlaboratorium, iſt die Anſtalt eines Feldhoſpitals, worin die Decocte und Aufgüſſe für die Kranken zubereitet, auch wol nöthigenfalls Pflaſter und Salben angefertigt und einfache Arzneien zum Gebrauche in eine angemeſſene Form gebracht werden, wenn ſie in derſelben nicht ſchon angekauft ſein ſollten. Es hat alſo ſeiner Natur nach eine viel beſchränktere Beſtimmung, als das chemiſch-pharmaceutiſche feuerfeſte Arbeitszimmer der Civilapotheken, mit Deſtillirkapellen, Schmelz- und Reverberiröfen, mit Retorten, Recipienten, Tiegeln, Woulf'ſchem Apparat, Aräometern und anderen Utenſilien verſehen, um die künſtlichſten Präparate, welche Zeit und Mühe erfodern, zum mediciniſchen Gebrauche nach der pharmacopoea civilis zu Stande zu bringen. Ein Stabs-Feldlaboratorium wäre nur denkbar, wenn das Kriegsminiſterium auf den Antrag der Medicinalpartie bei der Verwaltungsſection die Anlage derſelben beſchlöſſe, um aus ihrem Arzneivorrathe die Feldhoſpitäler, ſowie auch die Friedens-Militairlazarethe mit den nöthigen Medicamenten zu verſorgen. Es iſt dies nicht wahrſcheinlich, weil ſie die chemiſch-pharmaceutiſchen Präparate im Inlande aus guten chemiſchen Fabriken und die einzelnen einfachen Arzneien aus den Landesapotheken gegen einen Rabatt und aus den Drogueriehandlungen mit Vortheil beziehen können, und die Abſendung kleiner Bedürfniſſe für die Dispenſiranſtalten Diviſionsdepots nöthig machen würde.

Feld-Medicinalweſen, iſt der Inbegriff der Anordnungen und Einrichtungen, welche der Staat macht, um in Kriegszeiten die Geſundheit der Truppen zu erhalten, und die gute Behandlung und Heilung der kranken und verwundeten Soldaten möglichſt zu ſichern. Um die Geſundheit in der Armee, beſonders während eines Feldzuges, aufrecht zu erhalten, iſt erfoderlich: 1) genaue Aufſicht auf das Proviantweſen und die Nahrungsmittel; 2) Vermeidung einer nicht ſchützenden, läſtigen, gar nachtheiligen, Bekleidungsart; 3) hinreichende Vorſorge für die Truppen auf den Märſchen, in den Quartieren, beſonders im Bivouak; 4) Auswahl des Terrains bei dem Aufſchlagen der Zelte, bei Anlegung von Baraken, und 5) umſichtige Anlage eines Feldlagers. Wie wichtig die Vorſorge für einen Vorrath guten Proviants bei einer Armee ſei, zeigt die Geſchichte der Kriege lebhaft genug. Als der Vicekönig von Italien auf dem Rückzuge aus Rußland ſeine Artillerie und Bagage hatte im Stiche laſſen müſſen, bemerkt Segur (Hist. de Napoléon p. 195): „C'était aux vivres que la plupart en voulaient. Ils écartaient et rejetaient pour quelques poignées de farine, les vêtements brodés, des tableaux, des ornements de toute espèce, et des bronzes dorés. Le soir, ce fut un singulier aspect que celui de ces richesses de Paris et de Moscou, de ce luxe de deux des plus grandes villes du monde, gisant épars et dédaigné sur une neige sauvage et déserte." Der gänzliche Mangel des Proviants als Sache der Schickung iſt in einzelnen Fällen unverſchuldet. Die vernachläſſigte Vorſorge für deſſen Güte liegt der Verwaltung zur Laſt. Die Ober-Kriegscommiſſarien in der öſterreichiſchen und preußiſchen Armee ſind angewieſen, das Getreide, welches ungenießbar und verdorben in den Magazinen vorgefunden wird, niemals unter die Armee vertheilen zu laſſen, ſondern es wegzuſchaffen. Das Brod ſoll gut ausgebacken und nicht friſch auf die Wagen geladen werden, weil es ſonſt gedrückt und ſchimmelig wird. (Ribbentrop's Samml. I. S. 198.) Wird beabſichtigt, die Abänderung eines neuen Proviantartikels zu geſtatten, ſo müſſen Verſuche vorangehen, damit man die Benutzungsart genau erprobe. Ehe man bei der preußiſchen Armee Soucharren einführte, wurden Verſuche in Königsberg und Danzig veranſtaltet, und zwar in der Art, daß eine Probebackung durch Vermiſchung eines gebeutelten Weizens mit Roggenmehl vorgenommen wurde und zur Hälfte, zu einem Drittel und zu einem Viertel. (Ribbentrop, Samml. V.) Man will vom Genuſſe eines ſchlechten Fleiſches ſelbſt Ruhren herleiten, wenn es kranken oder mit ſchlechtem Futter genährten Thieren entnommen war. Annesly fand, daß unter den zu Madras ſtehenden Truppen dieſe Krankheit überhand nahm, weil ſie früh Schweinefleiſch zu eſſen pflegten. Er hob die Ruhr dadurch, daß er die Speiſung mit dem Fleiſche unterſagte, welches dadurch ſchädlich wurde, daß die Schweine in Oſtindien häufig faules Fleiſch und den Unrath anderer Thiere genießen. (Researches etc., auch Ger-

Digitized by Google

ſon's und Julius' Magazin der ausl. Literat. XVII. S. 440.) Das Trinkwaſſer, dieſes einfache, wohlfeile Getränk, darf der Feldarzt nicht unberückſichtigt laſſen, ſelbſt wenn es angelegten Brunnen entnommen iſt. Coindet ſpricht von einem Regimente, das aus jungen Rekruten beſtand. Sie bekamen bald nach ihrer Ankunft zu Genf eine bedeutende Anſchwellung der Schilddrüſe. Sie tranken alle das Waſſer aus einem in ihrer Quartiergegend liegenden Brunnen. Man wies ihnen in einem anderen Stadtreviere ihren Aufenthalt an, und einen anderen Brunnen zur Schöpfung des Trinkwaſſers. Die Schilddrüſe bekam bald wieder den natürlichen Umfang. (*Andral*, Anat. pathologique II. p. 561.) Die von vielen Ärzten bekannt gewordenen Kritiken der Feldärzte über die Kleidung und Ausrüſtung der Soldaten ſind nicht ohne Einfluß auf zweckmäßige Beſtimmung und Anfertigung derſelben geblieben. Angemeſſener ſind die Litewken und die langen Beinkleider ſtatt der nur bis an das Knie reichenden Hoſen mit den beim Anziehen Aufenthalt verurſachenden Stiefletten. Die kurzen Beinkleider und engen, feſt anſchließenden Uniformen veranlaſſen Darmbrüche, beſonders wenn das Niederfallen der erſten Glieder auf die Knie bei dem Pelotonsfeuern hinzukommt. Die Pantalons müſſen mit Tragbändern gehalten werden. Die Torniſter mit doppelten Riemen ſchnüren weniger die Bruſt ein, als die früheren einriemigen. Viele Schwierigkeit macht noch die beſte Form der Kopfbekleidung, weil ſie auch gegen den Säbelhieb ſchützen ſoll. Bei den Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Soldatenkleidung laufen auch verunglückte Einfälle mitunter. Den Soldaten Perücken von Ziegenhaaren zu geben, wie der Marſchall von Sachſen vorſchlug, wird nicht leicht noch in Antrag kommen. Der Rath, den Soldaten Ärmel zu geben, die er zur Winterzeit mit Bändern an dem Bruſttuche befeſtigen ſoll, iſt ſchon deshalb verwerflich, weil in der Eile leicht ein Ärmel im Quartiere liegen bleibt. Halsbinden aus Pferdehaaren geflochten, geben zu wenig nach, und ſind wegen ihrer Steifheit ſchwer zu waſchen. Vielleicht könnte das Gewicht der Rüſtung noch bei manchen Armeen vermindert werden. Die neueſten franzöſiſchen Gewehre wiegen mit dem Bajonet nur 9 Pfund 15 Loth, die der Voltigeurs, welche 4 Zoll kürzer ſind, nur 9 Pfund 2 Loth.

Auf den Märſchen ſind mehre Vorſichtsregeln zu beobachten. Die Tageszeit dazu muß gut gewählt werden. Regel iſt es, wenn es geſchehen kann, bei dem Ausbruche eines Krieges, die Märſche nach und nach erſt zu verlängern. Es wird in rauhen Gegenden die Morgenkälte vermieden, dagegen in warmen und in heißer Jahreszeit die Mittagshitze. In feuchter und ſumpfiger Gegend iſt ein früher Morgenmarſch nicht zu empfehlen. Überhaupt müſſen die Soldatenmärſche nicht zu kurz ſein. Cancrin hält die Märſche unter drei Meilen für unangemeſſen. Iſt der Soldat einmal im Zuge, ſo wird er gern eine Meile weiter gehen, da er doch die ganze Wegſtrecke bis zum Ziele nicht ändern kann und vor Augen hat. Bei trockenem und heißem Wetter beläſtigt der Staub di[illegible]ſchirenden Truppen auf das Äußerſte. Über all[illegible] die Officiere und Armee wohl unterrichtet ſein. Über den Zuſtand der Quartiere ſind zweckmäßige Beſtimmungen nicht unbeachtet geblieben. Nach den preußiſchen Servis- und Einquartierungsreglements vom 17. März 1810 müſſen die Kammern, welche eingelegten gemeinen Soldaten angewieſen werden, gegen den Eindruck der Witterung wohl verwahrt ſein. Sie müſſen an einem geſunden Orte des Hauſes liegen, gehöriges Licht haben, und befinden ſie ſich in den obern Etagen, ſo muß eine ordentliche Treppe dahin führen. Die Lagerſtellen müſſen reinlich ſein. Auch an einem reinen Handtuche zum Gebrauche darf es nicht fehlen.

Das Lagern im Freien (im Bivouak) kann in keinem ſich in die Länge ziehenden Feldzuge vermieden werden. Die Truppen müſſen in den Bivouaks leicht an ihrer Geſundheit leiden. Um ſich zu erwärmen, werden in kühler Jahreszeit und des Nachts Feuer unterhalten, wobei immer nur eine Körperfläche erwärmt wird, und die andere kalten Winden ausgeſetzt ſein kann. Vorzüglich fehlt es an Lagerſtroh auf den Bivouaks, wenn ſie bei hitzigem Verfolgen des Feindes oft dazu neue Plätze wählen. Ribbentrop verdoppelt die Portion des Branntweins für die Soldaten, welche längere Zeit im Freien liegen müſſen. Lebensmittel werden gewöhnlich in der neuen Umgegend requirirt, wo dann ſelten an gute Beköſtigung zu denken iſt. Bivouaks führen Huſten, Bruſt- und Halsentzündungen, nicht minder Durchfälle herbei. Nachtheilig kann die Stelle einwirken, wo bivouakirt wird. Den 30. Dec. 1827 erreichte das 13., 28., 47. engliſche Regiment auf dem Marſche nach Amarapora in Oſtindien Patanaga. Die Regimenter hatten die Regenzeit über ſtill gelegen. Sie lagerten in einem niedrigen Sumpflande mit hohem Graſe bewachſen. In der Nacht zum 31. d. M. bekamen ſie plötzlich Brechruhr in der bösartigſten Geſtalt, die aber nach 24 Stunden ebenſo ſchnell verſchwand, als das Bivouak auf einen hohen, trocknen, nicht mit Gras bewachſenen Fleck verlegt war. (*Annesley*, Researches etc. Gerſon's und Julius' Magazin XVII. S. 440.)

Bei Belagerungen, bei Stand-Feldlagern muß nicht ſelten zur Anlegung von Baracken geſchritten werden. Kann ein trockener Boden dazu dienen, ſo werden ſie weniger nachtheilig. Die Anhäufung der Mannſchaften in denſelben trägt immer zur Verunreinigung der Luft bei. Eine einzelne Hütte ſoll in einem Quadrat von 15 Fuß Seitenlänge beſtehen, ſodaß, wenn in der Mitte der Länge nach ein Raum von 3 Fuß frei bleibt, auf jeder Seite ein Raum von 6 Fuß Breite und 15 Fuß Länge ſich befindet, auf welchem bequem acht Mann Platz finden. Sie beſteht aus vier Eck- und einigen Mittelſtänden, die 2 Fuß in und 2 Fuß über der Erde haben, und durch ſtarke Latten oben verbunden ſind. Auf dieſe letzteren kommt ein Satteldach von vier Sparren auf jeder Seite, die 10 Fuß lang ſind. Das Dach trägt ſich ſelbſt und iſt mit dünnen Stangen als Latten verſehen, auf welche dann Strohbüſchel gebunden werden, die aber nur ſo ſtark ſind, den Regen abzuhalten. Die Seitenwände ſind mit St[illegible] Strauchwerk und dergleichen durchflochten und v[illegible] Eine ſolche Hütte iſt 8 Fuß hoch und hat an

Digitized by Google

der einen Giebelſeite eine Thür von 3 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe. Sie wird mit einem kleinen Abzugsgraben umgeben. Auf hohem und trockenem Boden macht man zur bequemeren und wärmeren Einrichtung die Seitenwände nur 1½ Fuß hoch und gräbt die Hütte 1 Fuß tief aus, indem man dieſe Erde an die Wand von Außen wirft. Die Materialien zu einer ſolchen Hütte ſind: 8 Ständer, 4 Fuß lang und 3 Zoll ſtark, 67 Latten, von 1½ bis 2 Zoll Stärke, 4 Hopfenſtangen, zum Verbande der Pfähle, zu 10 Fuß Länge, 8 etwas ſchwächere zu Sparren, 90 Bohnenſtangen als Latten, 20 Bund Stroh à 24 Pfund, 20 Schock Weiden und anderes Strauchwerk. Nägel werden, außer einigen hölzernen, gar nicht erfodert, und alles wird mit Weidenruthen gebunden. (Ribbentrop, Samml. V. S. 305.)

In einem Feldlager iſt ein Truppencorps großen Gefahren bei langer Dauer Hinſichts ſeiner Geſundheit ausgeſetzt, ſelbſt wenn das Terrain ſich dazu eignet, und alle bei ſeiner Anlage nöthigen mediciniſch-polizeilichen Rückſichten genommen ſind. Selten fehlt es zur Herbſtzeit an Ruhren in demſelben, deren Entwickelung im Früh- und Spätherbſt doch mit den Dünſten von den verweſenden Vegetabilien einigen Zuſammenhang zu haben ſcheint, wie es Oſiander nachzuweiſen ſucht. Werden Zelte ſtatt Baracken in Gebrauch gezogen, ſo müſſen ſie nicht zu nahe an einander geſtellt und nicht mit Mannſchaft überfüllt werden. Auf feuchtem Boden müſſen ſie mit kleinen Goſſen umzogen ſein, welche das Regenwaſſer abführen. Die Anlage von Schlachtbänken und Abtritten iſt von großer Wichtigkeit. Erſtere ſind zur Seite des Lagers, wo möglich an einer Anhöhe, anzubringen, letztere werden hinter dem Lager angelegt und in gehöriger Tiefe ausgegraben. Rund um dieſelben laufen Balkenſitze auf zuvor übergelegten Bauholzſtücken befeſtigt. Jeden Morgen wird die Kothfläche mit einem halben Fuß Erde beſchüttet. Entſteht die Frage: ob Baracken vor den Zelten in Lagern den Vorzug verdienen? ſo würde ich mich dahin entſcheiden, daß Baracken ein irgend großes Lager an Umfang vermehren würden, und daß bei dem Aufenthalte in Zelten nicht die Geſundheit mehr gefährdet ſein möchte, als in den militairiſchen Erdhütten. Hiermit mag ich dem Troß von Packpferden mit Zelten bei den einzelnen Regimentern nicht das Wort reden. Einige Wagen mit Zelten bei jeder Brigade würden genügen.

Um die gute Behandlung und Heilung der kranken Soldaten bei einer Armee im Felde möglichſt zu ſichern, darf es derſelben an dem genügenden ärztlichen Perſonale höhern und niedern Grades nicht fehlen. Ich muß nach meiner völligen Überzeugung hierbei von der Anſicht ausgehen, daß die Militair- und Feldärzte der höheren Grade der Regel nach eine claſſiſche Vorbildung erhalten, und dann die theoretiſche Ausbildung zum Dienſte in den mediciniſchen Facultäten der Univerſitäten erlangt haben ſollten. Beſonderer Unterrichtsanſtalten für ſie dürfte es nicht bedürfen. Daß es nicht eine chriſtliche Religion für den wiſſenſchaftlich ausgebildeten Civiliſten gibt, und zugleich eine andere für den Soldaten, es mag dieſer nun in höheren Verhältniſſen dem Staate dienen, oder in untergeordneten, wurde bis dahin nicht bezweifelt. Man wählte die Feldpröpſte und Feldgeiſtlichen aus den auf Univerſitäten für ihre mannichfache Beſtimmung zugezogenen Candidaten der Gottesgelahrtheit. Gibt es denn eine zweifache Arzneiwiſſenſchaft in Beziehung auf Civilperſonen und das Militair? Iſt die Irritabilität des Militairherzens anders als die des civilen? Werden die Muskeln im Wundſtarrkrampfe bei dem Soldaten anders ergriffen als bei dem Civiliſten? Fragen wir die Geſchichte, zeigt ſie nicht wichtige Militairärzte auf, die den Armeen nützlich wurden, wenn ſie gleich nicht vorher Jahre lang Pflaſter ſtrichen und Cirkelbinden anlegten. Ward nicht Cothenius, früher Phyſikus in Havelberg, von Friedrich II. zum Arzte des Militair-Waiſenhauſes zu Potsdam ernannt und dann zum General-Feldarzte ſeines Heeres? War nicht Heiſter, von Ruyſch und Rau zu Leyden gebildet, ein ausgezeichneter Feldarzt? Würden wir die Feldkrankheiten ſo genau kennen gelernt haben, wenn nicht Johann Pringle und Donald Monro, früher Profeſſoren in Edinburgh, dann engliſche Feldärzte, ſie meiſterhaft beſchrieben hätten? Ich will hiermit keinesweges behaupten, daß nicht auch ungemein tüchtige Armeeärzte des höchſten Grades, ohne den Gang durch die gebahnten Bildungsanſtalten gemacht zu haben, ſich ſelbſt bei guter Anlage durch ungewöhnliche Anſtrengung in einzelnen Fällen ausbilden könnten. Theden, einige Zeit Schneidergeſell, dann mehre Jahre preußiſcher Compagniechirurg, wurde, durch ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft bei guten Talenten empfohlen, zuletzt General-Stabschirurg der preußiſchen Armee. Murſinna, erſt Compagniewundarzt, dann Regimentsarzt, wurde im 43. Lebensjahre Profeſſor der Chirurgie in Berlin, nachdem er ſich als mediciniſcher Schriftſteller ausgezeichnet hatte, und ſtarb als preußiſcher General-Stabschirurg. Meine Meinung geht nur dahin, daß man bei dermaliger guter Organiſation der Univerſitäten, vorzüglich in ſolchen Städten, wo ſich große Krankenanſtalten befinden, in welchen es an Gelegenheit, Kranke zu beobachten und Operationen theils zu ſehen, theils zu machen, nicht fehlt, beſonderer Unterrichtsinſtitute für Militairärzte höheren Grades nicht bedürfe, und man ſie aus den Medico-Chirurgen, die aber nicht Wundärzte erſter Claſſe ſein müſſen, ſollten dieſe ferner eine beſondere Claſſe von Chirurgen bilden, vielleicht nach vorgängiger Concursprüfung, wählen könne. An Candidaten zu den erledigten Stellen wird es nicht fehlen, weil ſie eine feſte Beſoldung erhalten. Vielleicht wäre ihre Anſtellung auf Kündigung nicht unräthlich. Unentbehrlich ſind in der ärztlichen Feldpraxis, ſowie in der Militair- und Civilpraxis überhaupt, ärztliche Gehilfen. Dieſe heranzuziehen dienen Unterrichtsinſtitute, wie ſie ſchon beſtehen, und bei den hopitaux militaires d'instruction in Frankreich längſt beſtanden. Es iſt hier nicht der Ort, über ihre Organiſation ausführlich zu reden. Nach meiner Einſicht muß keiner als Schüler darin aufgenommen werden, der nicht auf einem Gymnaſio die dritte Claſſe erreicht hatte. Die Zöglinge müſſen Gelegenheit finden, ſich im Präpariren zu üben. Die Anatomie muß einen Lehrer haben, welcher Operateur iſt, und ſie in Bezug auf Wundarzneikunſt vorträgt. Mikroſkopiſche Un-

Digitized by Google

terſuchungen verbleiben den Lehrſälen der höheren Zergliederungskunſt. Das Skelet eines Erwachſenen, ſowie die einzelnen Knochen deſſelben ſind eiſerne Lehrgegenſtände der Inſtitute. Die Dauer eines Unterrichtscurſus wird auf zwei Jahre geſetzt. Iſt ein Krankenhaus an dem Orte der Schule, und hierauf iſt bei Organiſation derſelben zu ſehen, ſo wohnen die Zöglinge im zweiten Lehrjahre den Krankenbeſuchen bei. Die chirurgiſchen Verbände werden in dem Unterrichte darüber an Lebenden angelegt. Zeichnet ſich ein Lehrling durch Talent, Fleiß und Betragen ungewöhnlich aus, der jedoch Armuths halber keine Landesuniverſität beſuchen kann, ſo wird er vom Staate unterſtützt, wogegen er ſich verbindlich macht, ſechs Jahre als ärztlicher Gehilfe in der Armee zu dienen, in der er dann auf weitere Beförderung rechnen kann. So werden dem Staate künftig die Thedens und Murſinnas erhalten.

Zu dem Feld-Medicinalweſen gehören Vorräthe chirurgiſcher Hilfsmittel, deren Ankauf kurz vor dem Ausbruche eines Krieges nicht ſchnell genug geſchehen kann. Es ſind dahin zu rechnen Amputations- und Trepanationsbeſtecke. Hier muß Überfluß vermieden werden; denn ein geſchickter Wundarzt muß mit einfachen Inſtrumenten viel leiſten können. Für Binden und einige Bandagenſtücken, die nicht ſchnell anzufertigen ſind, noch vorzüglich für zureichende Charpiemaſſen iſt in den Armeedepots zu ſorgen. Alle mit Chlorgas gereinigte alte Charpie taugt nichts; ſie vom Entrepreneur anzukaufen, iſt höchſt mislich. Unſtreitig würden in den Waiſenhäuſern große Maſſen Charpie gezupſt werden können. Auch würde eine Maſchine zur Bereitung der engliſchen Charpie bei dem ärztlichen Generalſtabe ihren Vorrath vermehren. (M. ſ. d. Maſchine abgebildet in Ehrlich's Chir. Beobachtungen II.)

Was die Behörden für das Feld-Medicinalweſen angeht, ſo hängen ſie in letzter Entſcheidung vom Kriegsminiſter ab. Bei ihm ſind ein General-Stabsarzt, ein Ober-Stabsapotheker nebſt dem General-Kriegscommiſſar in Thätigkeit. Von dem General-Stabsarzte erhalten die Diviſions-Generalärzte die erfoderlichen techniſchen Verfügungen. Die Diviſions-Generalärzte ſtehen, was die Verpflegungsgegenſtände betrifft, mit den Kriegscommiſſarien der Diviſionen in Verbindung.

G. F. Eichheimer's Umfaſſende Darſtellung des Militair-Medicinalweſens 2 Bde. (Augsburg 1824.) Mit Kupf. Verfaſſer iſt königl. bairiſcher Oberfeld-Stabsarzt. J. N. Isfordink, Militairiſche Geſundheitspolizei mit beſonderer Beziehung auf die k. k. öſterreichiſche Armee 2 Bde. (Wien 1827.) Der Verfaſſer war Ober-Feldarzt der öſterreichiſchen Armee. *J. G. V. Millingen*, The army medical Officer's manual upon active service. London 1819.) Hennen, dieſer neue ausgezeichnete Militair-Wundarzt ſagt (Grundriß der Militairchirurgie S. 24 der Überſ.) mit Recht von Millingen, er ſchlage einige Verbeſſerungen in den Anordnungen zu Feldausrüſtungen den Ärzten vor, die, wenn ſie angenommen werden, unfehlbar den verwundeten Soldaten zum Troſte und ihren Ärzten zur Erleichterung und Bequemlichkeit gereichen müßten. J. Ch. H. Metzig (königl. preuß. Bataillonsarzt), Das Kleid des Soldaten vom ärztlichen Standpunkte aus. (Liſſa 1837. Mit Abb. État actuel de la législation sur l'administration des troupes par *P. N. Quillet.* III. éd. T. III. (à Paris 1808.) K. v. Bundſchuh, Überſicht des bei der k. k. öſterreichiſchen Armee beſtehenden Ökonomieſyſtems 3 Bde. 2. Auflage. (Wien 1816—1819.) Eine ähnliche Überſicht der das preuß. Militair-Ökonomieſyſtem betreffenden Geſetze in 7 Bden. lieferte Friedr. Ribbentrop 1815 fg. *Vauchelle,* Cours élémentaire d'administration milit. (Paris 1829.) II vol. (*Niemann.*)

FELDA. I. Fluß und Thal (Velle, Feldaha). Dieſer kleine Fluß kommt ſchon in einer Urkunde vom J. 786 vor, wo Kaiſer Karl der Große der Abtei Hersfeld das Dorf Dorndorf am Einfluß der Felda in die Werra ſchenkt. Mehre kleine Flüſſe dieſes Namens im hieſigen Umkreiſe entſpringen aus einem und dem nämlichen Gebirge und ſind ſchon deswegen nicht unintereſſant hier aufgeführt zu werden. Am Elnbogen (2561 p. Fuß über der Meeresfläche), einem durch ſeine Geſtalt ausgezeichneten Berg des Rhöngebirges, großherzogl. ſachſen-weimar-eiſenachiſchen Antheils der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg, befinden ſich zwei Quellen: der Rupertsbrunnen und der Zinkenbrunnen (2045 p. F. üb. d. M.), im Muſchelkalkflötz, woraus die Felda ihren Urſprung nimmt, die bis zu ihrer Ausmündung bei Dorndorf in die Werra einen Wieſengrund von fünf Meilen Länge und ¼ Meile Breite, der nur durch mehre Buchten und amphitheatermäßig eingeſchloſſene Flächen breiter wird, durcheilt, ein Städtchen, fünf Märkte, acht Kirchdörfer und einige Höfe mit ungefähr 9000 Einwohnern bevölkert, berührt, und etliche 30 Mühlen treibt. Während ihres raſchen Laufes, indem ihr Fall von 2045 bis 746 p. F. bei ihrer Einmündung bei Dorndorf in die Werra 1300 F. beträgt, nimmt ſie nur, außer den zehn kleinen Mühlenbächen, die Wieſenthal, aus dem hohen Aſch entſpringend oberhalb des Pfarrdorfes Weilar, als den bedeutendſten auf. Wenn auch gleich der obere Theil des Feldagrundes durch ſeine hohe nördliche Lage und ſeine Bergebegrenzung, die von 1500 bis 2500 p. F. üb. d. M. emporſteigt, rauh und kalt iſt, ſo iſt der untere Theil des Thales vom Markte Dermbach bis nach Dorndorf wärmer und daher fruchtbarer. Üppige Wieſen, rechts und links des Flüßchens, die bis an den Fuß der Berge die Äcker am Abhange derſelben zurückgedrängt haben, und die dann erſt mit dichten Laubwaldungen von Eichen und Buchen bewachſen, wo ihre Steile es unmöglich macht, ſind durch Schleußen und Kunſträder in ihrer Ergiebigkeit noch gefördert und liefern ihren Bewohnern den Hauptnahrungszweig durch die Viehzucht. Außerdem finden die letztern in Verfertigung von Barchenten und andern baumwollenen Fabrikaten, wie auch Flanellen, neben dem Ackerbau ihre Erwerbsquelle. Dieſes an Naturſchönheiten ſo reiche Thal iſt dem Reiſenden erſt ſeit zehn bis zwölf Jahren bekannter geworden, da ſeit dieſem Zeitraume eine von den fünf neuangelegten Chauſſeen durchführt, die von der leipzig-frankfurter Haupthandelsſtraße zwiſchen Gotha und Buttlar in einer Entfernung von acht Meilen abgehen und über den thüringer Wald und

Digitized by Google

das Rhöngebirge durch die Thäler der Werra, der Felda und der Ulſter den Norden mit dem Süden verbinden. Selbſt in und bei dem Pfarrdorf Dorndorf, wo, wie ſchon bemerkt, die Felda von der Werra aufgenommen wird, durchkreuzen ſich Chauſſeen nach allen Richtungen; die eine geht durch das Städtchen Berka nach Gerſtungen, wo die zukünftige thüringiſche Eiſenbahn mit der heſſiſchen nach Caſſel und Frankfurt ſich verbindet; die andere führt über das Städtchen Vach, rechts von der frankfurter Chauſſee nach Caſſel, und links bei Buttlar, das Ulſterthal hinauf über das Rhöngebirge nach Kiſſingen, Schweinfurt und Würzburg; eine dritte leitet über das Städtchen Salzungen im Werragrunde links nach Schmalkalden und rechts über Meinungen, Hildburghauſen, Coburg zur Eiſenbahn bei Lichtenfels und Bamberg, und endlich die vierte, begleitet längs der Felda bis faſt zu ihrem Urſprung, führt den Stellberg am Rhöngebirge überſchreitend, ins Königreich Baiern durch das Städtchen Fladungen, und geht ebenfalls nach Kiſſingen, Schweinfurt und Würzburg. Zum Urſprung der Felda wieder zurückkommend, iſt zu bemerken, daß über dem Rücken des Einbogens der römiſche Grenzgraben, der Hahl, Hoel oder Pfalgraben, der am Rheine ſich anfängt, durch die Wetterau und das Rhöngebirge ſich hinaufzog und bei den Gleichbergen unweit Römhild im Werrathal ſich verlor, immer noch ſichtbar iſt. Mit einer 50 Fuß ſpitz zulaufenden Erhöhung nimmt man denſelben noch wahr, der über den Sattel des mehr erwähnten Stellberges, wo auch die Chauſſee über dieſen Arm der Rhön nach Baiern, ohne ſtarke Neigung, ſich hinanſchlängelt, und die Waſſerſcheide des Weſer- und Maingebietes iſt, indem die daſelbſt entſpringende Streu in den Main, wie die Felda in die Werra ſich ergießt, dann über die Höhen: die Altmark, den Leichelberg, die Disburg, die Geba-Berge, die zwiſchen 2200—2500 p. F. üb. d. M. hoch ſind, über eine Anhöhe läuft, die bis jetzt noch den Namen Hahlberg führt, und ſomit den Dachſtein, den Umpſen, den Taufſtein, den Eibenberg und das Horn, Berge, die das Feldathal bilden, mit der hohen Rhön in Verbindung bringt. Das Dorf Reichenhauſen iſt der erſte Ort, den die junge Felda durchrieſelt. Unweit davon, bei dem Dorfe Erbenhauſen, nimmt ſie einen Bach auf, und ehe ſie noch den unweit entfernten Markt Kaltenſundheim (mit 166 Häuſern und 950 Einw.) berührt, wird ſie von noch zwei Bächen, die von Mittelsdorf und Kaltenweſtheim kommen, verſtärkt. Über Baſaltgeſtein rauſchend durchfließt ſie den Markt Kaltennordheim (mit 252 Häuſern und 1600 Einw.). Er iſt der Sitz eines großherzoglich ſächſiſchen Juſtiz-, Rent- und Poſtamtes, in dem ehemaligen hennebergiſchen Schloß, wie auch einer Superintendentur, eines Phyſikats mit einer Apotheke; desgleichen in der Nähe ein Braunkohlenbergwerk. Die Felda nimmt ihren Lauf durch das Pfarrdorf Fiſchbach, benetzt links das Dorf Diedorf, wo in einem Halbcirkel ein ſchönes Panorama dem Auge ſich darbietet, indem links auf einem koniſchen, dicht mit Geſtrüpp bewachſenen Hügel die Reſte des alten Schloſſes Fiſchberg hervorragen; geradaus die ehemalige fuldaiſche Benedictinerpropſtei Zell, mit ihren ſtattlichen, mit Thürmen verſehenen Gebäulichkeiten und Kirche auf einem Plateau ruhend, worüber der hohe Pinzlar (1980 p. F.) mit ſeiner großen Baſaltmaſſe ſich erhebt, und links am Eibenberge (den Namen durch tauſendjährige Eiben, taxus baccata, die horſtweiſe durch das Hellgrün der Buchen contraſtirend, herleitet), die Burgen des ſchon im 13. Jahrh. ausgeſtorbenen Grafengeſchlechts von Neidhardshauſen, lagen. Der Graf Erppo, aus dieſem Geſchlecht entſproſſen, ſtiftete zu Ehren der Jungfrau Maria und Johannis des Täufers ein Benedictinernonnenkloſter (1191) unter ſeinen Burgen in dem jetzigen Pfarrdorfe Neidhardshauſen, was damals eine Stadt genannt wurde. Später verlegte man es auf die linke Seite der Felda, wo jetzt die Propſtei Zell ſteht, und als im Bauernkriege daſſelbe zerſtört, wurde es von Abt Wolfgang von Fulda neu wieder aufgerichtet und zu einer Prälatur zum fuldaiſchen Domſtifte gezogen (1570). Bei Neidhardshauſen vereinigen ſich wieder zwei Bäche mit der Felda, die nun in ein tiefes Wieſenthal ſich auf einmal rechts nach Nordweſt wendet, worin das Dörſchen Glattbach, dann weiter die Mühle Bodenmühle, ein Überreſt des ausgegangenen Dorfes Bodenweiler und des Hofs und der Mühle Hartſchwinde liegt. Die Chauſſee, die bis Neidhardshauſen beſtändig den Lauf der Felde verfolgt hatte, zieht ſich von hier auf einer Anhöhe in gerader Richtung am linken Ufer derſelben nach dem ¼ Meile davon entfernten Markt Dermbach (mit 171 Häuſern und 1000 Einwohnern), wo das Gebirge namentlich die Sachſenburg (2150 p. F.) und der Baier (2255 p. F.) durch einen Kamm verbunden, worüber ein Arm der Chauſſee aus dem Feldagrunde führt und ſich mit der Chauſſee im Ulſterthale in dem Städtchen Geiſa in Verbindung ſetzt, einen Halbcirkel bildet. Hier liegt Dermbach mit ſeinen beiden Thürmen einer proteſtantiſchen und einer katholiſchen Kirche geziert und den daneben liegenden Dörfern Ober- und Unter-Alba am Fuße eines zweihügeligen waldbewachſenen Berges, der Schloßberg genannt, der die Bruchſtücke zweier Burgen verbirgt. Auch dieſer Markt iſt der Sitz eines großherzoglich-ſächſiſchen Criminaljuſtiz- und Rentamtes, wozu das ſeit 1818 aufgehobene Franziskanerkloſter eingerichtet wurde. Das neue fuldiſche Schloß mit zwei Seitenflügeln dient den Beamten zur Wohnung. Zugleich iſt es auch der Sitz eines Phyſikats mit einer Apotheke und einer Poſterpedition. Von hier ziehen die Berge ſich rechts und links von der Felda mehr ab, und bilden ein breites, fruchtbares Thal, wo oberhalb des Pfarrdorfes Weilar die Wieſenthale von der Felda aufgenommen wird, und einen ſpitzen Winkel bildet, wo unter hohen Pyramiden-Pappeln und Erlen eine große Papiermühle mit ihren weißen Gebäulichkeiten hervorſchaut. Weilar (mit 166 Häuſern und 1150 Einwohnern) am linken Ufer mit einem ſchöngebauten Landſitz des Freiherrn von Boyneburg-Lengsfeld umgeben in Parkanlagen, mit ſeinen Orangen- und Gewächshäuſern, iſt einer der ſchönſten Punkte dieſes Grundes, weil Kunſt und Natur ſo vereinigt ſind, daß man nicht weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört, eine Landſchaft darſtellend, die in der Ruhe ihres Charakters ihres

Digitized by Google

Gleichen ſucht. Dreiviertel Stunden entfernt liegt in einem amphitheatermäßigen Cirkel an dem ſanften Abhang eines Hügels, worauf ſich die Liebfrauenkirche erhebt, das Städtchen Lengsfeld (mit 290 Häuſern und 2250 Einwohnern), der Sitz eines Patrimonial-Juſtiz- und Rentamtes, eines Poſtamtes, einer Superintendentur, eines Landrabbinats, Phyſikats, einer Apotheke und Wollenkammfabriken. Die am rechten Ufer ins Viereck gebaute Burg, theils aus alten, theils aus neuen Gebäuden, mit runden und viereckigen Thürmen, wovon einige in Ruinen liegen, gewährt einen maleriſchen Anblick und gehört mit einem Flächenraum von 1 □Meile Umfang mit 4600 Einwohnern einer der Linien der Reichsfreiherren von Boyneburg, die ſeit 350 Jahren den Beinamen davon annahm. Die Chauſſee, die von Kaltennordheim immer auf dem linken Ufer der Felda ſich hinzog, geht von Lengsfeld auf das rechte Ufer über, und theilt ſich unterhalb des Städtchens in zwei Arme, wovon die eine rechts über den Bergrücken, das Jungholz, nach Eiſenach oder nach Meinungen über Salzungen führt. Der andere Arm bleibt rechts der Felda und verbindet ſich, wie im Anfange geſagt, in und unterhalb Dorndorf mit den vier Chauſſeen, nämlich denen nach Bamberg, Leipzig, Caſſel, Würzburg und Frankfurt. Bei dem Schrammenhof und der Schneidemühle begrenzen die Waldberge den Wieſengrund ſo nahe, daß der Ackerbau aufhört und nur die Straße am Waldesſaume ſich hinſchlängelt, eine halbe Meile lang, bis das Thal in einen engen Keſſel ausläuft, wo das Dörfchen Dietlas mit der alten, aber noch bewohnten Burg Feldeck, in Gartenanlagen verſteckt, hervortritt. Von hier erweitert ſich wieder das Thal und die Felda hat nach Verlauf einer Viertelmeile bei dem Pfarrdorf Dorndorf, wo ſie von der Werra aufgenommen wird, ihre Endſchaft erreicht. Der ehemalige Fiſchreichthum an Aalen, Lachsforellen, Steinforellen, Aſchen, Barben, Weißfiſchen und Krebſen hat nach und nach abgenommen, wie es überall in Teutſchland bei den kleinen Flüſſen der Fall iſt. — Das Geſchichtliche dieſes Thales am Schluß noch zu erwähnen, iſt wie folgt: Zu den Zeiten der Gauverfaſſungen war es ein Theil des Tulliſeldes und gehörte mit dem Grabfeld zu der Provinz Buchen (Buchonia). Im 11. Jahrh. ſchenkte der Kaiſer Konrad (1031) das Thal mit ſeinen Bergen und Waldungen, als ehemalige Reichsforſte, dem Biſchof von Würzburg, daher es auch zur würzburgiſchen Diöces gehörte, obgleich Mainz ſpäter ſich in Beſitz ſetzte. Der obere Theil des Feldagrundes ſtand unter den Gaugrafen von Henneberg und Neidhardshauſen (819); der untere Theil, namentlich die Gerichte Dermbach (Thorinbach) und Lengsfeld (Lengisfeld) waren Beſitzungen der edlen Herren von Frankenſtein, denen Salzungen und ein großer Theil der Provinz Eiſenach zuſtand. Im 13. und 14. Jahrh. erwarben die Äbte von Fulda die Gerichte Lengsfeld und Dermbach, die Schlöſſer Fiſchberg, Neidhardshauſen, einen Theil der Cent Kaltenſondheim und einen Theil der Voigtei Kaltennordheim (1350). Seit 1419 beſaßen die Grafen von Henneberg die fuldiſche Hälfte, welche früher der edlen Herren von Neidhardshauſen Eigenthum war, die es dann mehren adligen Geſchlechtern, als denen von Steinau Gut Steinrück, von Buchenau und von der Tann, verpfändeten. Fritz von der Tann war der letzte Pfandinhaber, von dem es die Grafen von Henneberg 1467 einlöſten. Da es aber eine fuldiſche Pfandſchaft war (Fiſchberg und Dermbach), ſo entſtand zwiſchen Sachſen und Fulda nach Ausſterben von Henneberg ein Streit, der endlich am 24. Mai 1764 durch einen Vergleich beendigt wurde, wo der Biſchof von Fulda von den zwölf Dörfern, die zum Amte Fiſchberg gehörten, drei Dörfer und einige Höfe an Sachſen-Weimar abtrat. Das Amt Lengsfeld wurde um dieſe Zeit vom Abte von Fulda an die von Reckerodt und von Herda verſetzt, und von dieſen kam es theils als Kauf, theils als Heirathsgut an den Statthalter und Vormundſchaftsregent von Heſſen, Ludwig von Boyneburg zu Gerſtungen, der auch darauf vom Abt von Fulda damit beliehen ward. Seit 1816 hat der Großherzog von Sachſen-Weimar ſowol dieſe reichsritterſchaftliche Herrſchaft Lengsfeld und das fuldaiſche Amt Fiſchberg-Dermbach zur Vergrößerung ſeines Landes erhalten, und ſomit gehört dieſes ganze Thal, mit Ausnahme der Burg Feldeck und des Dörfchens Dietlas, wovon der Grund- und Gerichtsherr der Freiherr von Buttlar iſt, als einer herzoglich ſachſen-meiningiſchen Enclave, zum Großherzogthume Sachſen-Weimar und Eiſenach, und namentlich zum eiſenachiſchen Kreiſe.

II. Die alte Felda, oder die Alte-Felle, entſpringt aus dem Oberwalde des Vogelsgebirges, namentlich aus dem Taufſtein (2140 p. F. üb. d. M.) im Großherzogthum Heſſen, Provinz Oberheſſen. Der eben erwähnte Berg iſt die Waſſerſcheide des Weſer- und des Maingebiets, indem auf der andern Seite die Quelle der Nidda ſich befindet, die bei Höchſt in den Main, wie die alte Felda bei Sandlos in die Fulda ſich ergießt. Dieſelbe berührt in ihrem $4\frac{1}{3}$ Meilen langen Lauf eine Stadt und zehn Dörfer, und treibt etliche 20 Mühlen; nimmt unterhalb des Pfarrdorfs Ilbeshauſen zwei Bäche, bei dem Pfarrdorf Altſchlirf einen Bach auf, und durchſchneidet die Chauſſee, die von Frankfurt über die Städte Lauterbach und Schlitz nach Hersfeld und Caſſel führt; berührt ferner das Pfarrdorf Schlechtwege, und nimmt bei dem Pfarrdorf Stockhauſen einen ſtarken Bach auf. Das Thal, das hier breiter wird, gewinnt um ſo mehr an Schönheit, weil es durch das Schloß der Freiherrn von Riedeſel zu Eiſenbach mit ſeinen weitläufigen Ökonomiegebäuden und Gewächshäuſern geſchmückt wird. Eine halbe Meile unterhalb des Dorfes bildet die alte Felda die Grenze zwiſchen der Provinz Oberheſſen und der kurheſſiſchen Provinz Fulda; bei dem Pfarrdorf Mueß durchſchneidet das Thal wieder die Chauſſee, welche von Fulda nach Lauterbach führt, wo ſie ſich mit der Chauſſee nach Caſſel vereinigt, und einen Seitenarm längs der alten Felda nach dem Pfarr- und Marktdorf Salzſchlirf abgibt, wo in dem Winkel, den die Lauter bei ihrem Ergießen in die alte Felda macht, ein Soolenbad, unter dem Namen Auguſtenbad, anſtatt der eingegangenen Saline, ſich befindet.

Oberhalb des Dörfchens Itzhauſen verläßt die alte

Digitized by Google

Felda, die jetzt den Namen Schlitz führt, das kurheſſiſche Gebiet und betritt wieder die großherzogliche Provinz Oberheſſen, wo ſie bei den Dörfern Niedern Stoll- und Bernshauſen durch drei Bäche verſtärkt wird, und dann den Baſaltkegel faſt ganz umfließt, indem ſich die Häuſer des Städtchens Schlitz (575 H. 3176 E.) gleich Schwalbenneſtern daran hängen und deſſen Spitze von der alten Burg der Grafen von Schlitz genannt Görz und der Pfarrkirche gekrönt wird. Das neu gebaute Schloß, unter dem Namen die Hallenburg, liegt am Fuße des Kegels in einem großartigen Park. Die Stadt ſelbſt iſt der Sitz eines Herrſchafts-Landgerichts- und eines Rent- und Poſtamtes. Die Chauſſee, die von Frankfurt über Lauterbach nach Hersfeld und Caſſel geht, berührt das Städtchen, und dient dieſer ſo pittoresken Gegend, die wegen ihrer Schönheit öfters durch den Grabſtichel bekannt gemacht wurde, zu einer lebendigen Staffage. Eine Viertel Meile unterhalb Schlitz ergießt ſich die alte Felda oder vielmehr die Schlitz bei Sandlos in die Fulda. Auch in dieſem Thal iſt die Viehzucht der Hauptnahrungszweig, welchen Ackerbau, Leinwand- und Wollenfabricationen noch unterſtützen. Im Betreff der Geſchichte iſt anzuführen, daß dieſes Thal, wie auch das vorher beſchriebene Nr. I zu dem großen Buchengau (Buchonia) gehörte, welches nach Weſten an die Wetterau grenzte und mehre andere Gauen enthielt. Wie das Feldathal Nr. I zum Tullifeld, ſo gehörte das alte Feldathal zum Grabfelde.

Der obere Theil dieſes Thales war ſchon im 9. Jahrh. im Beſitz der edlen Herren von Angersbach, wo der Erzbiſchof Lintbert von Mainz (885) die Kirche zu Schlirf (Schlieresa) zu Ehren des Heilandes, der Jungfrau Maria und des heiligen Vitus einweihete. Im 12. Jahrh. erſcheinen die Beſitzer unter dem Namen von Eiſenbach und Wartenberg, in der fuldiſchen Geſchichte. Nach ihrem Ausſterben erhielt ihre Beſitzungen 1428 durch Verheirathung mit den Riedeſel dieſe Familie, die ſich von dieſer Zeit Freiherren von Eiſenbach nannte und noch im Beſitz der anſehnlichen Herrſchaft Eiſenbach ſich befindet. Der untere Theil des Thales gehört ſchon vom 9. Jahrh., als der Erzbiſchof Rudolf von Mainz die Kirche zu Schlitz (Slitese) zu Ehren der heiligen Jungfrau Margaretha (812) einweihete, den edlen Herren von Schlitz genannt Görz, die ſpäter in den Reichsgrafenſtand erhoben, und mit den Freiherren von Riedeſel zu Eiſenbach zu den Standesherren des Großherzogthums Heſſen gezählt werden, und noch Eigenthümer ihres 1000jährigen Gebiets, nämlich der jetzigen Grafſchaft Schlitz ſind, Das Bisthum Fulda beſaß von dieſem Thal bei ſeiner Auflöſung nichts weiter mehr als das Dorf Mueß und den Markt Salzſchlirf. Nach der Auflöſung des teutſchen Reichs kamen die reichsritterſchaftlichen Beſitzungen derer von Riedeſel und von Schlitz in dieſem Thale unter die Hoheit des Großherzogs von Heſſen, und der fuldiſche Theil an den Kurfürſten von Heſſen.

III. Die Felda (Felle, Velle, Feldaha) hat ihren Urſprung im ſüdweſtlichen Theil des Vogelgebirges, alſo in entgegengeſetzter Lage des Urſprungs der alten Felda, im großherzoglich heſſiſchen Antheile der Provinz Oberheſſen, und gehört zu Folge ihres Laufs dem Rheingebiet an. Das Thal der Felda oder vielmehr die Thäler der Felda, indem die von zwei Bächen bewäſſerten Thäler nach einem zweiſtündigen Lauf ſich bei dem Dorfe Großen-Felde in Eins vereinigen, hat wegen ſeiner ſehr vielen Krümmungen, indem ſich das Flüßchen durch die Berge bis zu ſeinem Einfluß in die Ohm bei Niedergemünden gleichſam durchzwingt, eine Länge von 3¼ Meilen, mit zehn Ortſchaften, die an der Felda rechts und links liegen und die Namen führen: Helpershain, Köddingen, Köſtrich, Groß- und Klein-Felda, Schellenhauſen, Oberndorf, Ehringshauſen, Rülferode und Niedergemünden. Der Zufluß beſteht nur aus drei, aber ſtarken Bächen, an denen 10—12 Mühlen in Thätigkeit ſind. Dieſes Thal bildet einen Theil des Gerichts Felde, welches aus neun Ortſchaften beſteht, worunter drei Pfarrdörfer mit ungefähr 5000 Einwohnern zum Landgericht Romrodt gehören. Die ehemaligen Grundbeſitzer waren unter heſſiſcher Hoheit, die edlen Herren von Merlau (advocati de Merlove), die in dieſer Gegend reich begütert waren, und wovon eine Linie den Namen nach der Burg und dem Dorfe Felda, die ſie am Flüßchen gleiches Namens aufbauten, annahm, und die im 15. Jahrh. erloſch. Der edle Herr Eberhard von Merlau, der vom Erzbiſchof von Mainz am Ende des 12. Jahrh. in den Bann gethan, weil er ſich im Beſitz der Güter und des Kirchenſatzes in dem Dorfe Felda mit Gewalt behauptete und ſie der Kirche St. Johannis in Mainz, die darauf Anſpruch machte, nicht überlaſſen wollte. Eberhard ſtarb in dem Bann und wurde in dem Kloſter Werberg auf dem Friedhofe daſelbſt begraben. Auf Klagen der St. Johanniskirche wurde der Leichnam aus geweiheter Erde geſcharrt, und konnte nur dann einen Ruheplatz wieder erhalten, als ſeine Hinterbliebenen Genugthuung zu leiſten verſprochen hatten. Da aber dieſelbe nicht erfolgte, ſo wendete ſich die Kirche St. Johannis an den Papſt Cöleſtin III., der durch eine Bulle gebot, den Leichnam aus dem Kirchhof zu nehmen, die Angehörigen in Bann zu thun, und das Kloſter Werberg (deſſen Wohlthäter Eberhard geweſen) mit dem Interdict zu belegen. Darauf erſt leiſteten die von Merlau Verzicht auf den Kirchenſatz und die Güter im Dorfe Felda, und der Leichnam von Eberhard wurde zum dritten Mal in wieder geweihte Erde gebracht. Dieſes Geſchlecht, das nach und nach ſeine Beſitzungen an die Landgrafen von Heſſen und an Andere veräußerte, erloſch im 17. Jahrh., indem es ſchon lange nach Aufhören der Gauverfaſſungen zum niedern Adel herabgeſunken war. Jetzt iſt das Thal Felda ein unmittelbares Gericht, das zum Großherzogthum Heſſen gehört, worin die Freiherren Schenk von Schweinsberg mehre Beſitzungen, als Köſtrich und Rülferode, haben.

(*Albert Freih. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Feldahorn, ſ. Acer campestre.

Feldapotheke, ſ. Feld. S. 366.

Feldartillerie, ſ. Feld. S. 345.

FELDBACH, ein anſehnlicher landesfürſtlicher Markt im öſtlichen Theile des grätzer Kreiſes der untern Steiermark, in einer vorzüglich fruchtbaren Gegend am rechten

Digitized by Google

Ufer der Raab gelegen, von Teutſchen bewohnt, und durch ſeine Thore und hin und wieder noch ſtehenden Mauern ausgezeichnet; mit 109 Häuſern, 967 Einwohnern, welche ſich theils durch Getreide- und Weinbau, theils durch ſtädtiſche Gewerbe ernähren; einem organiſirten Magiſtrate, welcher ein privilegirtes Landgericht und einen politiſchen Werbbezirk verwaltet, der jedoch auf den Markt ſelbſt beſchränkt iſt; einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Seckau, welche gegen 4400 Seelen zählt, einer dem heil. Leonhard geweihten katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Kaſerne, die früher ein im J. 1642 geſtiftetes Franziskanerkloſter war; einigen Mühlen; mehren Gaſthäuſern, und einem landſchaftlichen Diſtrictsphyſikate; einem Spital und Armeninſtitute, zwei Brücken über die Raab, acht Viehmärkten und ebenſo vielen Kirchtagmärkten, und einer Pfarrsgült; hier iſt der Sitz einer Filiale der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Steiermark. In der Nähe befindet ſich das dem berühmten Orientaliſten Joſeph Freih. von Hammer-Purgſtall gehörige Schloß Hainfeld. Auch hier findet man Spuren der ehemaligen Anweſenheit der Römer. Die Bewohner waren einſt ſehr eifrige Bekenner der Reformation. (*G. F. Schreiner.*)

Feldbäckerei, ſ. Feld. S. 345.

Feldbefestigung, ſ. Feld. S. 348.

Feldbett, ſ. Feld. S. 350.

Feldbohne, ſ. Vicia Faba.

Felddienst, ſ. Feld. S. 350.

Feldequipage, ſ. Feld. S. 351.

Feldflur (Feldmark), ſ. Feld. S. 344.

Feldgefängniss, Feldsicherheit, ſ. S. 351.

Feldgeschrei, ſ. Feld. S. 359.

Feldgeschütz, ſ. Feld. S. 352.

Feldhirse, ſ. Lithospermum arvense.

Feldholder, ſ. Sambucus Ebulus.

Feldhospital, ſ. Feld. S. 367.

FELDING, auch Heißen-Felding genannt, ein zum Landgerichte Gaſtein gehöriges, nach Hof-Gaſtein eingepfarrtes Dorf im Herzogthume Salzburg, deſſen Einödhöfe theils in der Ebene, theils an zwei Bergen zerſtreut liegen. Es beſaß in der Zeit von 1597—1603 einen Friedhof der evangeliſch-augsburgiſchen Confeſſion, der aber im J. 1615 geſchloſſen und ſpäter ſogar zerſtört wurde. Damit hing auch die Vertreibung der Akatholiken aus dem Gaſteinerthale zuſammen, welche der Erzbiſchof Tatio Graf von Lodron verhängte. (*G. F. Schreiner.*)

Feldjäger, ſ. Feld. S. 359.

FELDKIRCHEN. 1) Ein großer, ziemlich wohl gebauter Marktflecken im villacher Kreiſe des Herzogthums Kärnthen, zunächſt der klagenfurter Kreisgrenze am Tiebelbache, der ſich in den Oſſiacher-See ergießt, in einem weiten, von niedrigen Bergen umfangenen Thale gelegen, einſt dem Bisthume Bamberg gehörig, mit einer eigenen katholiſchen Dekanatspfarre, welche zum Bisthume Gurk gehört, 2870 Seelen umfaßt und von vier Prieſtern verſehen wird, zu welcher die Pfarrgült gleiches Namens gehört, einer alten Kirche, einem Spital, einer Schule, einer Brüderſchaft, einem Pflegamt, vielen Senſen- und Pfannenſchmieden, ſtarkem Flachsbau und lebhaftem Verkehre. In der Nähe befindet ſich auf einer waldigen Höhe das alte verfallene Schloß Dietrichſtein, die Stammburg der Fürſten und Grafen dieſes Namens. In der Nähe liegt der ſehr betriebſame Ort Hammelberg; überhaupt iſt die ganze Gegend um Feldkirch ſehr gewerbreich; 2) ein großes Dorf im Bezirke Eggenberg, im grätzer Kreiſe der untern Steiermark, in einer am rechten Murufer ſich ausbreitenden Fläche, an der triester Poſtſtraße nächſt der wien-trieſter Eiſenbahn gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Seckau von 1850 Seelen, einer dem heil. Johann dem Täufer geweihten Kirche, einer Schule, mehren Wirthshäuſern und den Überreſten der Türkenſchanzen des J. 1532, welche ſich längs der Poſtſtraße dahinziehen. Die Einwohner ſind Teutſche, welche größtentheils vom Feldbaue leben; 3) ein romantiſch gelegenes Dorf im Diſtrictcommiſſariate Eſchelberg des Mühlkreiſes Oberöſterreichs, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Linz, einer ſchönen Kirche, welche Bilder von Anton Hitzenthaler, dem berühmten Schmidt aus Krems und einige merkwürdige Familiengrabſteine beſitzt, und dem heil. Erzengel Michael geweiht iſt, und einem ſehr alten Weinbaue, der erſt in dieſem Jahrh. ganz aufgegeben wurde; 4) ein zum Pflegegerichte und Diſtrictscommiſſariate Mattighofen gehöriges, geſchichtlich merkwürdiges Dorf im Innkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, 1471 pariſer Fuß über dem Meere gelegen, mit einer eigenen, ſchon im Anfange des 15. Jahrh. geſchichtlich bekannten katholiſchen Pfarre des Bisthums Linz, einer alten, dem heil. Andreas geweihten, zwiſchen 1412 und 1460 erbauten Kirche, welche ein ſehr ſchönes Altarblatt und eine hübſche Orgel, auch mehre intereſſante Denkmäler beſitzt, einer Schule, und einem Wirthshauſe. Das Dorf wurde im December 1800 von den Franzoſen geplündert. Im J. 1025 vertauſchte die Kaiſerin Kunigunde, die Witwe Heinrich's II., die Herrſchaften Ranshofen, Hohenburg, Oſtermietking und Feldkirchen mit Kirchen, Zehenten und mit dem Forſtgebiete auf dem Weilhart ꝛc. an das Bisthum Freiſing; um das J. 1256 kommt Veldkirchen in den Urkunden des Stiftes Michaelbuern vor *). (*G. F. Schreiner.*)

Feldkrankheiten, ſ. Feld. S. 385.

Feldkümmel, ſ. Lychnis Githago.

Feldlaboratorium, militairisch, ſ. Feld. S. 360. **medicinisch.** S. 387.

FELDMANN (Bernhard), Arzt und Naturforſcher, geb. am 11. Nov. 1704 zu Kölln an der Spree, ſtudirte zuerſt in Berlin, dann von 1726—1730 in Halle Medicin. Er beſuchte hierauf Holland, machte die Bekanntſchaft des Naturforſchers Seba in Amſterdam, hörte Boerhaave und Gaub in Leyden, und erlangte 1732 in Leyden die Doctorwürde. Seine Inauguralabhandlung: **De comparatione plantarum et animalium**, beurkundete ſeine Vorliebe für die eigentliche Naturforſchung. Er wurde 1733 Stadtphyſikus, fünf Jahre ſpäter Kreisphyſikus

1) ſ. Benedict Pillwein's Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens. (Linz 1832.) 4. Th. S. 13. 15 fg.

Digitized by Google

von Neuruppin, und widmete hier bis zu ſeinem im Jan. 1777 erfolgten Tode die Zeit, welche ihm die Praxis frei ließ, der Naturforſchung. Er legte Sammlungen von Konchylien und Corallen, von inländiſchen Petrefacten, von Holzarten an, die er in ſpätern Jahren zum Theil der berliner Akademie und der berliner naturforſchenden Geſellſchaft ſchenkte. Seine literariſche Thätigkeit beſchränkte ſich auf einzelne Abhandlungen im Commercium literarium Norimbergense, im berliner Magazin und in den berliner Beſchäftigungen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FELDMARK (Gemarkung), iſt, was die Franzoſen Finage, die Engländer landmark nennen, der Inbegriff der Ländereien, was auch ihre Benutzungsart ſein mag, welche zu einem Gemeindeverbande gehören, und alſo in rechtlicher, polizeilicher und politiſcher Hinſicht ein Ganzes bilden. Gewöhnlich wird ſie durch Grenzſteine bezeichnet, wenn ſie nicht auf eine andere, in die Augen fallende Weiſe begrenzt wird, und pflegt dann wol von Zeit zu Zeit Umzüge zu veranlaſſen, welche die Gemeindebehörde veranſtaltet, um ſich zu vergewiſſern, daß mit jenen Markzeichen keine Veränderung vorgenommen worden iſt. (*Eiselen.*)

Feldmarschall, ſ. Feld. S. 362.

FELDMAYER. 1) Johann, geb. zu Geißenfeld in Oberbaiern, um 1600 Organiſt zu Berchtoldsgaden, wo er ſich als Kirchencomponiſt beliebt machte. Einige Mottettenwerke wurden nach *Draudii* Biblioth. classica von ihm gedruckt: Scintillae animae amantis Deum, oder Motetten für vier Stimmen. (Augsburg 1611.) Jubilum D. Bernhardi, teutſch und lateiniſch für vier Stimmen. (Dillingen.) — Ferner 2) Georg, geb. zu Pfaffenhofen an der Ilm 1757, wurde zuerſt im vormaligen Kloſter Indersdorf unterrichtet, von wo er nach Öttingen-Wallerſtein an die Hofkapelle kam, den höhern Unterricht in der Compoſition daſelbſt erhielt, und darauf Director der Hofmuſik wurde. Da er beſonders als Flötenſpieler bewundert wurde, legte er die Stelle nieder und unternahm gegen 1800 eine ehrenvolle Kunſtreiſe durch Teutſchland. Endlich ließ er ſich 1802 als Lehrer und praktiſcher Meiſter ſeines Inſtruments in Hamburg nieder, wo er noch 1818 blühete. Von ſeinen Compoſitionen iſt nur gedruckt erſchienen: Concerto p. Flute princ. av. accomp. de plusieurs Instr. Op. 1. (Offenbach 1800.) (*G. W. Fink.*)

Feldmedicinalwesen, ſ. Feld. S. 387.

FELDMESSEN (Lever du terrain), heißt das geometriſche Verfahren, die äußern Geſtaltungen und Verhältniſſe des Erdbodens darzuſtellen, indem man die Entfernungen der verſchiedenen Gegenſtände, und ihre intenſive Größe auf dem Papier in irgend einem gegebenen Maße ausdrückt. Auf ſolche Weiſe entſtehen die Bilder einzelner Felder und kleiner Erdſtrecken, dann ganzer Gegenden und endlich größerer Theile unſerer Erde, die man Landkarten nennt. Die Erfindung dieſer Kunſt verliert ſich im grauen Alterthume: der Grieche Thales ſoll die älteſten Kenntniſſe der Geometrie aus Ägypten nach Griechenland gebracht haben, weil die periodiſchen Überſchwemmungen des Nils ein wiederholtes Ausmeſſen und Eintheilen der Felder nothwendig machte. Seinem Schüler Anaximander (der 575 Jahre v. Chr. lebte) ſchreibt man die Verfertigung der erſten Weltkarte zu. Daß Pythagoras den Lehrſatz, vom Verhältniß der Hypotenuſe zu den Katheten im rechtwinkligen Dreieck erfunden haben und dafür den Göttern eine Hekatombe geopfert haben ſoll, iſt allen Schülern der Geometrie bekannt. Dem Plato [1]) verdanken wir eine leichte mechaniſche Löſung der Verdoppelung des Würfels, dem ſpätern Apollonius aus Pamphylien acht Bücher von den Kegelſchnitten [2]); nachdem der allgemein bekannte Euklides (lebte 307 — 285 v. Chr. Geb.) die Meßkunſt in ein Syſtem gebracht und gelehrt hatte. Seine Arbeit iſt wol in alle europäiſche Sprachen überſetzt, und hat allen folgenden Schriften über die Geometrie zur Grundlage gedient [3]). Mit ihm auf gleicher Stufe ſteht Archimedes, doch mehr in Hinſicht der Körpermeſſung, von welchen Werken ſich noch arabiſche Manuſcripte auf der oxforder Bibliothek finden. Um dieſe Zeit war es, wo der Aufſeher der Bibliothek zu Alexandrien unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus die von den Reiſenden angegebenen Entfernungen der Orte auf einer Karte ausdrückte, indem er eine gerade Linie vom Abend gegen Morgen annahm, die durch die Meerenge von Gibraltar und Rhodus nach dem äußerſten Morgenlande ging, und von einer ſenkrechten Linie durch Alexandrien, Rhodus und Byzanz durchſchnitten ward. Auf dieſe Linie trug er verſchiedene Städte nach ihren, ihm bekannten, Entfernungen ein; desgleichen that er auf andern, mit der erſtern Linie gleichlaufenden, um die Lage der von den erſtern Städten entfernten Orte anzuzeigen [4]). Er hatte auch vorgeſchlagen: den Umkreis der Erde in 360 Grade zu theilen, doch dieſen Vorſchlag nicht ausgeführt, der erſt von ſeinem Nachfolger Hipparch aus Nicäa benutzt und auf jener Karte angewendet ward. Er war der Erſte, der im Himmel, d. h. in den Sternen, feſte geographiſche Punkte für alle Zeiten und Völker fand; denn er erkannte: daß die Stelle eines jeden Sternes, deſſen Entfernung vom Äquator und einem erſten Meridian beſtimmt iſt, zu einem Erkennungspunkte dient, um einen correſpondirenden Punkt auf der Erde an ihn anzubinden. So verfertigte er ein Sternverzeichniß und beſtimmte ihre Stellung durch die Anzeige ihrer Längen und Breiten. So ergab ſich die Verzeichnungsart der Plattkarten, auf denen die Meridian- und Parallelkreiſe durch auf einander ſenkrechte und gleichweit von einander ſtehende gerade Li-

1) Seine Werke, von Caſaubon edirt, mit der Überſetzung des Ficinus (Frankf. 1602. Fol.); auch *Diogen. Laert.* L. III. Sect. 1—109. 2) Die vollſtändigſte Ausgabe von Halley. (Oxford 1710. Fol.) 3) Elementorum L. XIII. gr. et lat. *Fr. Commandini.* (Lond. 1620. fol.) Teutſch von Lorenz. (Halle 1781. 8.) Franzöſiſch von Fr. de Caſtillon. (Berlin 1777. 8.) Nach Tacquet's Ausgabe mit Select. Theorematib. Archimedis von Whiſton. Engliſch (Cambr. 1715. 8.); arabiſch durch Naſſiridin Tuſin (Romae 1594. fol.); italieniſch (Peſaro 1619. Fol.) 4) Von ſeinen Schriften iſt blos die Beſchreibung der Sternbilder auf uns gekommen. *Dionys. Petavii* Uranologium (Paris. 1630. fol.) und *Th. Gale*, Opusc. mythologic. gr. et lat. (Amstelod. 1688.)

Digitized by Google

nien gezeichnet ſind, wie es von Poſidonius und Marino von Tyrus geſchah und man noch gegenwärtig auf den Schifferkarten findet. Ptolemäus, der Ägypter, verbeſſerte dieſe Entwerfungsart, wo die Längen- ſich zu den Breitengraden wie 4 : 5 verhalten, indem er dabei den Kegel zum Grunde legte, ſodaß die Parallelgrade concentriſche Theile eines Kreiſes waren, und von ebenfalls krummlinigen oder elliptiſchen Meridianen durchſchnitten wurden [5]). Man bedient ſich dieſer Projectionsart noch gegenwärtig zu den Karten von Aſien, Afrika und Amerika. Man verließ jedoch dieſe Projectionsart und kehrte zur vorigen zurück, bis nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung man ſie wieder hervorſuchte, wo ſie gegen Ende des 16. Jahrh. durch den Niederländer Gerhard Mercator in einer verbeſſerten zweifachen Geſtalt erſchien: 1) der ſtereographiſchen, zur Verzeichnung ganzer Welttheile angewendet, wo jedoch kein gleichförmiger Maßſtab, wie bei der koniſchen Projection ſtattfindet; und 2) als reducirte Seekarten, mit unveränderlichen Parallelgraden und wachſenden Meridiangraden, vom Äquator nach den Polen zu, im Verhältniß der Secante des Breitengrades. Genaue Nachricht von allen, älteren und neueren Entwerfungsarten der Karten findet ſich in Prof. Tob. Mayer's Vollſtändiger Anweiſung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten 3. vermehrte Aufl. (Erlangen 1815.) Ihnen voraus gehet das Vermeſſen und Auftragen kleinerer oder größerer Theile der Erdfläche, nach den Regeln der Geometrie, und daher A) die Beſtimmung der Entfernungen einzelner Punkte auf derſelben; B) die Verzeichnung ganzer ausgemeſſener Flächen der letztern nach ihrer wahren Größe, mit C) der Berechnung ihres Inhaltes nach den beſondern Bedürfniſſen jedes ſpeciellen Falles.

Man ſiehet leicht, daß für dieſen Zweck einige Werkzeuge nöthig ſind, die hier einige Erwähnung ſodern, ehe zu ihrem Gebrauch ſelbſt übergegangen wird. Gerade Linien werden durch Meßſtangen und Meßketten, bei einer größern Länge aber durch Berechnung der Dreiecke, oder wenn man mehr auf ſchnelle Beendigung des Verfahrens als auf die Schärfe deſſelben ſiehet, durch Manns- oder Pferdeſchritte ausgemeſſen. Die Meßſtangen haben 1 Klafter oder Toiſe = 6 Fuß, oder 1 Ruthe = 12 Fuß zur Länge. Um ſich ihrer zu bedienen, muß vorher die Richtung der zu meſſenden Linie durch in die Erde geſteckte Stangen bezeichnet werden, in deren Richtung alsdann die Maßſtäbe entlang gelegt, oder die, aus 1 Fuß langen, eiſernen Gliedern zuſammengeſetzten, Ketten gezogen werden.

Eigens dazu beſtimmte Inſtrumente wurden wol um die Mitte des 15. Jahrh. von Georg Burbach zuerſt erfunden, Quadratum geometricum. (Fol. 1516.) zehn Blätter. Den noch gegenwärtig üblichen Meßtiſch erfand der Aſtronom Johann Prätorius (geb. 1537 zu Joachimsthal), um ſowol den Abſtand zweier Punkte als den Umfang ganzer Flächen zu meſſen und darzuſtellen. Ein ſchwaches Bret von etwa 1 Fuß ins Gevierte liegt vermittels einer Nuß, mit einer Stellſchraube, auf einem dreibeinigen Geſtelle (dem Stativ), auf dem es durch eine runde Waſſerwage genau horizontal geſtellt und durch die vorhandene Bouſſole (kleinen Kompaß mit der Magnetnadel) orientiret, d. h. nach der Himmelsgegend eingerichtet werden kann. Mit dem Lineal von Holz oder Meſſing wird durch die beiden Dioptern an den beiden Enden deſſelben die zu meſſende Linie auf dem Menſelblatte verzeichnet. Man hat dieſen Meßtiſch vielfach durch andere, mehr oder weniger künſtliche und beſonders für den Gebrauch des Feldmeſſens bequeme Werkzeuge erſetzen wollen; die neuere Anwendung deſſelben durch den Sachſen Lehmann aber, mit einem verbeſſerten und erleichterten Verfahren bei dem Meſſen unzugänglicher Entfernungen, läßt durchaus nichts zu wünſchen übrig, wie auch die von ihm unternommenen häufigen und zum Theil ſchwierigen Aufnahmen, ſelbſt vor dem Feinde, in der Belagerung von Danzig 1807, beweiſen. Sein Verfahren iſt von Netto und dem Major Becker, ſowie vom Major Kühne genau beſchrieben und empfohlen worden [6]).

Zum aſtronomiſchen Gebrauche hatten ſchon die älteſten Aſtronomen das Aſtrolabium angewendet und Commodius 1558 beſchrieben. Man verwandelte es nachher in einen Quadranten, um die Winkel der Dreiecke zu finden, wozu Heinr. Hofmann 1612 einen Octanten vorſchlug [7]). Andere ſuchten das Inſtrument noch bequemer zu machen, vermehrten aber auch dadurch die Anſchaffungskoſten deſſelben. So von Hochſtetter, durch ſeinen Spiegelſextanten, den auch von Reiſſig, und Sandifort beſchreiben; doch Letzterer, bei einfacherer Einrichtung, mit der Bemerkung: wo keine ſo große Schärfe nöthig ſei. Die Engländer fanden es vorzüglich bequem, daß ein auf das Feſtland Reiſender das Inſtrument zum Winkelmeſſen in der Taſche bei ſich führen konnte, um mit wichtiger Miene die Entfernung der Poſtſtationen zu beſtimmen. Der General von Decker empfahl dieſes Inſtrument vor allen [8]); jedoch fanden ſich bei den durch daſſelbe geſchehenen Vermeſſungen bedeutende Abweichungen, während bei den von preußiſchen Ingenieuren nach Lehmann's Weiſe mit dem Meßtiſch geſchehenen die Menſelblätter der gleichzeitig operirenden vollkommen mit einander übereinſtimmten.

1) Um nun den Abſtand zweier Punkte von einander zu finden, den man wegen eines dazwiſchen befindlichen Hinderniſſes nicht unmittelbar meſſen kann (Fig. 1),

5) Geographiae Lib. VIII. gr. et lat. c. tab. geographic. (Amstelod. 1605. fol.); auch in *P. Bertii* Theatro Geographiae veteris. T. I. (Lugd. Bat. 1618. fol.) Agathodämon zu Alexandrien hat die Karten dazu gezeichnet, die aber nicht mehr vorhanden ſind.

6) Deutliche Anweiſung zum Aufnehmen mit dem Meßtiſche. 1821. Das Aufnehmen mit dem Meßtiſche, im Sinne der Lehmann'ſchen Lehrart, als praktiſche Ergänzung und nothwendige Erläuterung derſelben. 1829. Handbibliothek für Officiere. 10. Bd. 1829. 7) De octantis, instrumenti mathematici novi, perquam utilis et accommodati usu geodaet. astronom. geograph. nautar. et militum. 4. 8) Das militairiſche Aufnehmen, oder vollſtändiger Unterricht, Gegenden ſowol regelmäßig, als nach dem Augenmaß aufzunehmen, mit beſonderer Rückſicht auf die herrſchenden militairiſchen Verhältniſſe, und ein eigen dazu erfundenes Inſtrument, nebſt der Theorie des Reflectors. 1815.

Digitized by Google

ſtellt man ſich in C auf, mißt nach A und B, und findet auf dem verjüngten Maßſtabe durch die Ähnlichkeit der Dreiecke: ab = AB. Dieſelbe Operation durch bloße Stäbe zu verrichten, wird AC und BC um ihre ganze Länge rückwärts getragen, daß CE = AC und CD = BC, folglich auch DE = AB, denn DCE = ACB. Fehlt es hinterwärts C an Raum, kann auch CD = ½ BC oder ¼ BC gemacht werden; ebenſo AC, und es wird DE = ½ oder ¼ AB.

2) Wenn man nur nach dem einen der beiden Punkte kommen kann (Fig. 2), ſtellt man die Menſel in demſelben auf, und wählet ſeitwärts die willkürliche Standlinie C, deren Länge bekannt iſt, und von B nach c getragen wird, um durch Einſetzen in den Punkt C, die Linie ca zu beſtimmen, und dadurch auf dem verjüngten Maßſtabe die Länge Ba = AB zu finden.

Um daſſelbe blos durch Stäbe von 7—9 Fuß Länge zu verrichten, ſtellt man ſich in C auf (Fig. 3), wo man ungehindert nach B kommen kann, um nach BD und CB zu meſſen, und dieſes Maß nach F und E zu tragen. Man bekommt dadurch die Linie EF, und durch Verlängerung derſelben nach G in einer und derſelben Linie mit AB, ſo wird BG = AB, denn die beiden Dreiecke DBC und BFE ſind ſich gleich und ähnlich. Daher iſt ∠ E = ∠ C; ferner ∠ EBG = ∠ ABC und BE = BC; daher das Dreieck BEG = ABC, und folglich BG = AB.

Wenn am Ufer der Raum fehlt (Fig. 4), kann man in b vermittels einer in 3, 4 und 5 Theile abgemeſſenen Schnure ein rechtwinkliges Dreieck bilden, um die Standlinie bc zu erhalten, an deren Ende man ebenfalls rechtwinklig nach d zurückgehet, um von da durch ½ bc = bf das Dreieck fcd und cd = ab zu bekommen, ½ bc mit a in Eine Linie gebracht, geben cd' = ½ ab, wie ebenfalls durch die Ähnlichkeit der rechtwinkligen Dreiecke erwieſen wird.

3) Die Entfernung zweier Punkte wird vermittels der Menſel gefunden, wenn keiner von ihnen zugänglich iſt, daß man ſich auf einer gemeſſenen Standlinie aufſtellt, um von den beiden Enden derſelben (Fig. 5) C und D nach A und B zu viſiren und dadurch die Punkte a und b zu beſtimmen, durch die man die beiden Dreiecke dbc und dac, den Dreiecken DBC und DAC ähnlich bekommt, welche den Abſtand von A und B geben; denn DB : db :: DC : dc und DA : da :: DC : dc, ∠ D = ∠ d, folglich iſt AB : ab :: DA : da :: DC : dc.

Wenn die Grundlinie DC und die Winkel C und D gegeben ſind, ergeben ſich in den beiden Dreiecken DBC und DAC die Seiten DB und AD; es iſt aber ∠ ADC — ∠ BDC = ∠ ADB; daher gibt im Dreieck ADB der Winkel D, und die beiden Seiten AD und BD, durch Rechnung die dritte Linie AB.

B) Um ganze Flächen des Terrains aufzutragen und nachher zu berechnen, finden folgende Veränderungen ſtatt: 1) Man kann ſich in der Mitte der Fig. 6 aufſtellen, und den Abſtand aller ſie begrenzenden Punkte meſſen, ſo ergibt ſich dadurch die Länge der Linien ab, ac, ad, ae, af, die ebenſo viele Dreiecke bilden, durch deren einzelne Berechnung und Summirung man den Inhalt des ganzen Feldes findet. Das Verfahren mit einem Winkelinſtrument iſt das nämliche, ſodaß man die Winkel um den Mittelpunkt a beſtimmt, um dann die gemeſſenen Linien einzutragen.

2) Wenn man nicht in dem aufzunehmenden Felde herumgehen, jedoch daſſelbe überſehen kann, wird auf einer Seite, oder auch außerhalb deſſelben (Fig. 7) eine Grundlinie AB gemeſſen, und von den beiden Endpunkten derſelben nach allen Punkten ihres Umfanges cdefg Geſichtslinien gezogen, die einander durchſchneiden und dadurch auf dem Menſelblatte die erwähnten Umfangspunkte beſtimmen, durch deren Vereinigung ſich die Geſtalt der Figur im verjüngten Maßſtabe ergibt, und in Folge deſſen berechnet werden kann.

3) Sollen Waldſtücken aufgenommen werden, die man nicht überſehen kann, muß man ſie umziehen, d. h. ſich in einem Punkte (Fig. 8) a aufſtellen, um ſich nach b und e einzuſehen. Nachdem dieſe beiden Linien ab und ae gemeſſen und auf das Papier getragen worden, ſetzt man die Menſel nach b, ſieht ſich nach a und c ein, wodurch man die Linie bc erhält u. ſ. f., bis an den letzten Punkt d, wo die letzte Linie genau in e eintreffen muß, wenn richtig verfahren worden. Sind die Umfangslinien ſehr lang, daß man ſich öfter einſetzen muß, kann es leicht geſchehen, daß die letzte Viſirlinie nicht auf e fällt, ſondern auswärts oder einwärts abweicht. Bei einer nur unbedeutenden Differenz von 1 oder 2 Fuß, und wenn — wie bei militairiſchen Aufnahmen, — der dadurch entſtehende Unterſchied des Inhaltes nicht in Betracht kommt, kann man ſich zwar durch Einrichten der letzten Linie helfen. Bei ökonomiſchen und Forſtvermeſſungen jedoch kann man dadurch genöthigt ſein, das ganze Verfahren zu wiederholen. Eine große Hilfe gewähren in ſolchem Falle einzelne, ſich auszeichnende, Punkte, die man aus mehren Orten des Umfanges ſehen, und ſich auf ſie einſchneiden kann. Die Sicherheit des Eintreffens im Anfangspunkte wird dadurch, bei gehöriger Aufmerkſamkeit des Feldmeſſers, ſehr befördert.

Soll man anſtatt des Meßtiſches ein Winkelinſtrument anwenden, werden an jedem Punkte des Umfanges a, b, c u. ſ. f. die Winkel beſtimmt, welche die beiden an einanderſtoßenden Seiten mit einander machen, und in dieſen die gemeſſenen Seiten mit einander vereinigt. Obgleich dies Verfahren mittels des Sextanten leichter und weniger mühſam erſcheint, als der Gebrauch des Meßtiſches, iſt es doch wegen der bei der Winkelbeſtimmung kaum zu vermeidenden Fehler für weit weniger genau zu halten, als jener.

Die Feldmeſſer bedienen ſich auch häufig der Zollmann'ſchen Scheibe, um die Winkel einer Figur in Linien zu beſtimmen. Es ſind zu dem Ende auf einem Papiere mehre concentriſche Kreiſe gezogen, um deren Mittelpunkt das Diopterlineal (Alidade) beweglich iſt. Bei dem Einſehen jedes Winkels mit demſelben wird ein Kreis rückwärts und vorwärts mit einer kurzen Linie durchſchnitten, mit Buchſtaben bezeichnet und in dem Manual bemerkt, gleichzeitig werden die Schenkel der Winkel mit der Kette gemeſſen. Die Winkel ſelbſt werden nachher

Digitized by Google

mit einem Lineal und Winkel von der Scheibe auf ein Blatt Papier abgeſchoben und das Maß der Linien von einem willkürlich verjüngten Maßſtabe genommen, um die Figur der Aufnahme dadurch zu ſchließen. Es fällt in die Augen, daß man hier mehr Linien unmittelbar meſſen muß, und daß man bei dem Abſchieben der Linien große Aufmerkſamkeit anwenden muß, Fehler zu vermeiden, die Einfluß auf das Ganze haben.

Der genugſam bekannte Kompaß (Boussole), mit einer 3 — 4 Zoll langen Magnetnadel, in einer runden Büchſe von Meſſing oder Silber, deren Umfang einmal 32 Theile und dann 360 Grade hat, wo Nord 1 iſt, Oſten auf 90°, Süden auf 180° und Weſten auf 270° fällt, dienet bei großen Vermeſſungen: die Aufnahme zu orientiren, d. h. nach der Himmelsgegend zu richten. Zwar hat dieſe Richtung der Nadel an verſchiedenen Orten auch eine verſchiedene Abweichung vom eigentlichen Nordpole, die in Berlin 17½ Grad weſtlich beträgt, ſodaß der eigentliche Nordpunkt um ſoviel weiter öſtlich liegt, als die Nadel anzeigt[9]). Wenn daher die eigentliche Lage eines Punktes beſtimmt werden ſoll und dieſelbe iſt z. B.

45½° nordöſtlich, gibt ſie 45½ — 17½ = 28° nordöſtlich
45½° ſüdweſtlich, „ „ 45½ — 17½ = 28° Südweſten
45½° Nordweſten „ „ 45½ + 17½ = 63° nordweſtlich
45½° Südoſten „ „ 45½ + 17½ = 63° ſüdöſtlich.

Um nun zur Abkürzung des Verfahrens ſich blos der Bouſſole zu bedienen, wird das Papier, auf das die aufgenommene (Fig. 9) kommen ſoll, mit gleichweit von einander entfernten Parallelen m — r bezogen und auf einer derſelben ns der Punkt bemerkt, von dem die Vermeſſung beginnen ſoll. Hier hat man die Bouſſole aufgeſtellt und ſie mit ihren Dioptern auf b gerichtet, um die Grade zur Rechten der Geſichtslinie ab bis an die Magnetnadel 315° zu zählen und aufzuſchreiben. Nachdem dieſe Linie mit der Kette gemeſſen worden, 80 Klaftern, ſtellt man ſich in b auf, richtet ſich auf bc ein, mißt dieſe Linie und die Grade, 238° und 85 Klaftern u. ſ. f., bis die Figur beendigt iſt. Da in derſelben alle Richtungen der Magnetnadel gleichlaufend ſind, bilden auch die geraden Linien ab, bc, cd, ꝛc. auf dem Papier wie auf dem Terrain einerlei Winkel, und wegen des gleichförmigen Verhältniſſes ſind beide Figuren einander ähnlich. Sobald nur dabei die letzte Linie fa genau auf dem Punkt a eintrifft, und ebenſo viel Theile des verjüngten Maßes hat, als die gleichnamige Linie in der Wirklichkeit, iſt das Verfahren richtig. Das Detail des Terrains, und wenn man aus einer Station mehre Geſichtslinien ziehen muß, wird am beſten in einem beſondern Verzeichniſſe angegeben, nebſt der Länge einer jeden Linie in gehörigem Maße, um Irrthum und Verwechſelungen zu vermeiden. Um aber ſich nicht in allen Punkten aufſtellen zu dürfen, gehet man von dem Punkte a ſogleich nach C über, und bemerkt zugleich die Lage von CB; denn es iſt klar: daß bc mit dem magnetiſchen Meridian von B und C zwei innere, einander erfüllende Winkel bildet, wo der von c von dem, welchen man bei b gefunden haben würde, um 180° verſchieden iſt; denn beide Zahlen liegen in der Bouſſole an dem Ende des nämlichen Diameters. Will man daher bei dem Auftragen anſtatt b ſich der Beobachtung von c bedienen, um bc feſt zu legen, muß man die der gefundenen Zahl gerade entgegengeſetzte nehmen, und dann wie bei b verfahren, wodurch man nur die Hälfte der Beobachtungen bedarf.

2) Wollte man bei der Aufnahme der nämlichen Figur ſich nur mit einer gemeſſenen Grundlinie de begnügen; ſtellt man die Bouſſole in e auf, um nach d und f zu viſiren, und die Zahlen der magnetiſchen Grade für ed und ef zu bekommen. Man ſetzt ſich hierauf in f und ſiehet nach d und a, wodurch man die Zahlen der Grade für fd und fa erhält; ebenſo in A, b und c für die Grade zwiſchen den Halbmeſſern ad, ab, bd, bc, cd, und der linken Seite der nördlichen Nadel. Man iſt dadurch im Stande, die Figur der wirklichen Beſchaffenheit des Terrains ähnlich zu machen, denn alle Dreiecke auf dem Papiere ſind durch die Gleichheit der Winkel und durch ihre proportionalen gleichnamigen Seiten ſich einander ähnlich. Fig. 10.

Man hat ſich zwar blos des Punktes D bedient, um die Halbmeſſer fe, fa abzuſchneiden; man darf ſich aber in Praxi nicht mit einer Linie begnügen, ſondern kann aus a ebenfalls, zu mehrer Sicherheit, nach d und e viſiren. Fig. 10.

3) Im Fall man bei der Aufnahme blos Eine zugängliche Grundlinie hat, ae, ſtellt man ſich im Punkte a auf und ſiehet nach allen Umfangspunkten e, d, c, b, f, g, um die Zahl der Grade zwiſchen dieſen Halbmeſſern und der linken Seite der Nordnadel aufzuzeichnen. Man ziehet hierauf die Grundlinie (Fig. 10) ae dergeſtalt, daß ſie mit den vorerwähnten Parallelen denſelben Winkel macht, welchen ſie auf dem Terrain mit der Richtung der Magnetnadel hat. Nachdem man dieſer Linie auf dem verjüngten Maßſtabe ihr wirkliches Maß gegeben, ziehet man aus a die unbeſtimmten Linien ab, ac, ad ꝛc., die mit den Parallelen dieſelben Winkel der gleichnamigen Viſirlinien mit der Magnetnadel haben. Das gleiche Verfahren aus dem Punkte e beſtimmt vermittels der Durchſchnittspunkte b, c, d ꝛc. den Umriß der Figur, wo die durch die Linien gebildeten Dreiecke den auf dem Felde erhaltenen gleich und ähnlich ſind.

Bei allen dieſen Operationen fällt die größere Genauigkeit des Aufnehmens mit der Menſel, in Vergleich gegen den Gebrauch der Bouſſole, von ſelbſt in die Augen. Mit letzterer muß man daſſelbe Verfahren zweimal anwenden, was man mit erſterer gleich auf dem Felde verrichtet, und ſchon dadurch mehr Sicherheit der Übereinſtimmung hat, ſelbſt abgeſehen von zufälligen Urſachen, die auf die Richtigkeit der Beobachtungen durch die Magnetnadel Einfluß haben können.

Es gibt jedoch wol Fälle, wo der bequemere Gebrauch der Bouſſole dem Militair mancherlei Vortheile gewährt, die er bei Anwendung des Meßtiſches entbehrt. Hat der Officier ſich gewöhnt, die Entfernungen mit Ge-

9) Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der bisherigen Entdeckungen auf dem Gebiete des Elektromagnetismus v. D. Pfaff. (Hamburg 1824.)

Digitized by Google

nauigkeit nach dem Augenmaß zu ſchätzen, ſo iſt er im Stande, die Aufnahme einer Marſchroute, einer Stellung ꝛc. mit großer Schnelligkeit zu verrichten[10]).

Eine in Quadrate von 1000 — 3000 Schritt getheilte Schreibtafel, in Verbindung mit einem nicht zu großen Spiegelſextanten und einige Bleiſtifte — ein blau- und ein grünfarbiger darunter — iſt alles, was man dazu bedarf. Das ökonomiſche Feldmeſſen hingegen bedingt eben wegen der dabei unentbehrlichen Genauigkeit, um die Berechnung der Felder und Waldreviere darauf zu begründen, die Anwendung der Menſel. Die unregelmäßigen Flächen werden dabei möglichſt in gerade Linien verwandelt, um ſie nachher in Parallelogramme, Trapeze und Dreiecke zerſchneiden und nach den bekannten Grundſätzen berechnen zu können. Wäre nun ein ganzer Strich aufzunehmen, muß man ihn zuerſt durch

die Standlinie (Fig. 11) EF in Grund legen, indem man alle darin befindliche Hauptpunkte A, B, C ꝛc. aus den beiden Endpunkten derſelben abſchneidet und hernach mit Hilfe der gefundenen Entfernungen die Einzelnheiten einträgt. Der Lauf des Fluſſes K, H, I und der Weg werden durch eine, entlang deſſelben abgeſteckte Linie und die von derſelben bis an den Fluß gezogenen Ordinaten 1, 2, 3, 4 ꝛc. beſtimmt, wobei zugleich auf die Breite des Fluſſes, die Beſchaffenheit der beiden Ufer und auf die Mittel, ihn zu überſchreiten, Rückſicht genommen wird.

C) Soll nun der Inhalt eines großen Feldſtückes ACDEH gefunden werden, läßt ſich daſſelbe vielleicht in ein Parallelogramm ablc, ein Trapez efgd und zwei Dreiecke abc und gfi zertheilen; man bekommt demnach:

das Parallelogramm ablc = 300 . 68	= 20400
das Trapezium defg = $\frac{46+34}{2}$. 170	= 13600
die zwei Dreiecke abc u. gfi = 300.26 + 130.30	= 11700
	45700

Ruthen, Klaftern, oder was für ein anderes Maß bei der Berechnung angenommen worden iſt.

Es wird oft nöthig, die ausgemeſſenen Felder zu vertheilen, wie z. B. das fünfſeitige abcde = 66 □Ruthen in vier Theile, deren jeder $\frac{66}{4}$ = 16,5 iſt. Von den drei bei der Berechnung des Inhaltes gemeſſenen Dreiecken (Fig. 12) iſt edc = 18 Ruthen; daher müſſen von demſelben 1,5° abgeſchnitten werden, welches das Dreieck eoc = 1,5 Ruthen iſt. Zu Erfüllung des zweiten Viertheils fehlen noch 15 □Ruthen von dem zweiten Dreieck ebc, oder $\frac{2.15}{6}$; daher wird 5° von ce der Punkt p auf der Linie bc genommen; und durch ep das zweite Viertheil erhalten. Nachdem 15°□ von dem Dreieck ecb = 28° abgezogen worden, bleiben 13°, und fehlen daher noch 3,5° zu Erfüllung des dritten Viertheils epq. Iſt nun eb = 7°, ſo gibt $\frac{2.3{,}5°}{7}$ = 1°, die Höhe des dazu erfoderlichen Dreiecks ebq, das von eab abgezogen, die Eintheilung vollendet.

Soll ein aus zwei Trapezen und einem Dreieck zuſammengeſetztes Feld (Fig. 13), deſſen Quadratinhalt 4932 Klaftern oder Fuß iſt, in drei gleiche Theile zerſchnitten werden, ſo findet daſſelbe Verfahren ſtatt. Auch hier iſt das Trapez ablc = $\frac{4932}{3}$ = 1644 Fuß; um daher das zweite Drittheil zu beſtimmen, iſt bdl = 538 Fuß
bde = 874 „
1412 Fuß.
Es fehlen zu dem zweiten Drittheil daher noch 232 Fuß, die von dem Dreieck bch genommen werden müſſen. Iſt be = 55 Fuß, ſo bekommt man für ik $\frac{2.232}{55} = \frac{464}{55}$ = 8′,436. Da das Dreieck bch = 1876′, ſo iſt 1876 — 232′ = 1644 □Fuß als das letzte Drittheil bih.

Sollte endlich ein Feld dergeſtalt getheilt werden, daß alle Theilungslinien bei einem Brunnen i in der Mitte deſſelben zuſammentreffen (Fig. 14), damit die vier einzelnen Beſitzer ihn alle benutzen können; werden aus dieſem Punkte i nach den Ecken des Feldes die Linien ia, ib, ic, id, ie gezogen, und die Summe der dadurch entſtehenden Dreiecke in vier Theile getheilt, und alsdann wie vorher verfahren: daß man zu dem Dreieck abi das fehlende Stück von dem zweiten Dreieck bci nimmt, daß abgi = ¼ wird. Das zweite Viertheil iſt igch, das dritte ihdf und das vierte aefi.

Wäre die ähnliche Aufgabe ſo geſtellt, daß von einem unregelmäßigen Viereck abcg durch eine gerade Theilungslinie, die einen beſtimmten Punkt trifft, ein gegebener Inhalt abgeſchnitten werden ſoll, = 500 Klft. □ = cdfg = P; ſo wird (Fig. 15) durch den beſtimmten Punkt p die Linie nm gleichlaufend mit cg gezogen. Dadurch iſt np = a = 24 Klft. und pm = b = 20 Klft.; der Winkel pnd = α = 96° und pmf = β = 82°, als bekannte Größe anzuſehen. Man hat ferner cdpmg + dpn = Q = 540 Klft.; cdpmg + pmf = P, folglich dpn — pmf = Q — P = 40 oder c^2, und daher, wenn der Winkel npd = mpf = x:

$$c^2 = \frac{a^2 \text{Sin.}\,\alpha\,\text{Sin.}\,x}{2\,\text{Sin.}\,(\alpha + x)} - \frac{b^2\,\text{Sin.}\,\beta\,\text{Sin.}\,x}{2\,\text{Sin.}\,(\beta + x)}$$ oder gleichfalls

$$2\,c^2 = \frac{a^2}{\text{Cotg.}\,\alpha + \text{Cotg.}\,x} - \frac{b^2}{\text{Cotg.}\,\beta + \text{Cotg.}\,x};$$ daraus

endlich $$\text{Cotg.}\,x^2 + \left(\frac{\text{Sin.}\,(\alpha+\beta)}{\text{Sin.}\,\alpha\,\text{Sin.}\,\beta} - \frac{a^2 - b^2}{2\,c^2}\right)\text{Cotg.}\,x + \text{Cotg.}\,\alpha\,\text{Cotg.}\,\beta - \frac{a^2\,\text{Cotg.}\,\beta - b^2\,\text{Cotg.}\,\alpha}{2\,c^2} = 0.$$ So wird

$$\text{Cotg.}\,x^2 - 2{,}1645634\ \text{Cotg.}\,x - 1{,}5521868 = 0;$$

10) Man kann hier nachleſen: über den Dienſt des Generalſtabes der Armee, ein freier Auszug aus dem Werke des Generals Grimoard (Weimar 1810.), und Freih. von Werklein, k. k. Oberſtlieutenant, Unterſuchungen über den Dienſt des Generalſtabes. (Wien 1823.) über den Gebrauch der Bouſſole haben ſchon Boch, Brück 1767, 1773, 1777, Heyne 1782, Riebel 1795 Anleitung gegeben. Müller ſchrieb vom Gebrauch der Taſchenuhren zum Aufnehmen militairiſcher Situationsplane, 1777, und Heyne lehrte das Aufnehmen nach bloßem Augenmaße. 1793. 1807.

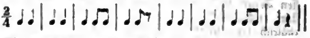
Digitized by Google

folglich Cotg. x = 2,7324908 = 20° 6′ 4″, oder zum zweiten Reſultat: Cotg. x = — 0,5679274 = 119° 35′ 36″ oder — 60° 24′ 2″. (*v. Hoyer.*)

Feldmohn, ſ. Papaver Rhoeas.

FELDMUSIK. Seit langer Zeit wird darunter nicht die idylliſche Muſik, oder die Unterhaltungen der Hirten mit ihren Schalmeien ꝛc. im Freien bei ihren Heerden, ſondern Militairmuſik verſtanden. Natürlich ſind die dafür gebräuchlichen Muſikinſtrumente Trommeln, allerlei Pfeifen, Hörner, Trompeten und Blechinſtrumente überhaupt. Die Anwendung dieſer und ähnlicher Tonwerkzeuge für den Krieg und für öffentliche Zuſammenberufungen, ſowie für religiöſe und bürgerliche Feſte iſt ſo alt, als dieſe Inſtrumente ſelbſt. Es gab kein Volk, das nicht Ähnliches aufzuweiſen hatte. Und grade das Alterthum iſt es, welches auch dieſer ihrer Militairmuſik nicht genug Wunderwirkungen zuſchreiben kann. Zerſtreute Beiſpiele davon liefern Strabo, Polybius, Plutarch, Tacitus ꝛc., deren nur im Vorbeigehen gedacht werden kann, da wir hier nur von der neuern Feldmuſik zu handeln haben. Da indeſſen der Zweck unſerer Feldmuſik und der alterthümlichen immerhin einer und derſelbe bleibt, die menſchliche Natur aber durch nichts in der Welt ſo völlig umgebildet werden kann, daß ihr Grundweſen nicht eiſenfeſt ſtände, ſo müſſen auch gewiſſe Grundzüge fort und fort, nur anders modificirt, unveränderlich feſtſtehen, wenn die gewünſchte Wirkung nicht verloren gehen ſoll. Dieſe iſt Belebung, Ermuthigung, ſinnliche Anreizung ꝛc. Starke, helle, ſchmetternde, weithin ſchallende Töne, auch wol wildes Geſchrei und wirbelndes Trommeln werden das Beſte dafür ſein. Dies Alles muß aber auf die Maſſe wirken, folglich nicht zu künſtlich, am wenigſten verkünſtelt, oder auch nur Nachdenken erweckend, ſondern friſch, natürlich, Jedem eingänglich, Jeden belebend ſein. Ja es muß mitten in der Erregung eben dieſe Maſſe auf leichte Art in beſſerer Ordnung halten. Dazu hilft nun nichts mehr, als der Rhythmus, welcher daher ganz vorzüglich ausgeprägt, ſcharf eindringlich und friſch ſein muß. Die Glieder müſſen dadurch in lebendigere Bewegung geſetzt werden, ſodaß das Marſchiren munterer und geordneter vor ſich geht. Dazu ſollen auch noch durch Töne und Tonphraſen mancherlei Zeichen gegeben werden, welche verſchiedene Befehle erſetzen, die mit Worten und Stimmenruf nicht ſoweit dringen könnten ꝛc. Das Alles war vor Alters ſo und iſt im Allgemeinen noch ſo geblieben und muß noch künftig ſo bleiben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Bedeutung dieſer Tonzeichen von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk bald mehr, bald minder verſchiedentlich ändert. Je einfacher und zugleich je beſtimmter und leicht erkennbar ſich Eins von dem Andern unterſcheidet, deſto beſſer.

Soviel gilt für Alle, alſo im Allgemeinen. Das Unterſcheidende richtet ſich nach dem Volkscharakter und der jedesmaligen Bildungsſtufe. Wir wollen nun von der Periode Napoleon's an bis heute die Feldmuſik der Ruſſen, der Franzoſen und der Teutſchen kurz beſchreiben. Die ruſſiſchen Garderegimenter hatten eine ſo vollſtändige und kunſtmäßig eingerichtete Militairmuſik, mit allen dazu gewöhnlichen Inſtrumenten, wie überall, wo Glanz und Bildung beiſammen ſind. Ihre Märſche waren von geübten Männern nach den allgemein geltenden Regeln der Kunſt ſo voll und erfahren geſetzt, und wurden ſo trefflich ausgeführt, wie von den Gardemuſikern anderer Völker, denen ſie an Pracht, Kunſt der Darſtellung und der Compoſition, die ſich, nach Recht und Einſicht der Tonſetzer, die ihren Zweck nicht unklug aus den Augen verlieren, ſtets an's Naturgemäße und durch Accord- und Harmonieeinfachheit leicht Eingängliche hält. Hier war alſo kein Unterſchied gegen andere Nationen, wie denn auf den hohen Stufen der Bildung überall Alles faſt in Eins zuſammenfällt. Sollte noch etwa ein bald mehr, bald weniger ſich zeigender Unterſchied angegeben werden, ſo würde er nur in einem möglich größern Pomp und einem noch äußerlichern Glanz als anderwärts zu ſuchen ſein. Anders war es ſchon mit den ruſſiſchen Linienregimentern, welche zu ihrer Muſik, ſoviel wir und Andere zu bemerken Gelegenheit hatten, ſehr viele Trommeln und viele Trompeten erſchallen ließen, ohne andere Inſtrumente dabei zu haben. Dieſe Muſik hatte ſchon etwas Eigenthümliches, das zwiſchen neu taktiſcher und geordneter Tonkunſt und zwiſchen einer freigelaſſenen Erfindſamkeit, die augenblicklich aus dem Stegreife, aber nach einer gewiſſen Menge künſtlich erlernter Phraſen, ſchafft, die Mitte hält. Die Trommeln geben nämlich einen ganz natürlichen, ſehr ſcharf ausgeprägten, überaus beſtimmt eingeſchnittenen Rhythmus immer im ſchnellen Zeitmaße, dabei markig und aufregend. Sie geben alſo die Grundbewegung in ſtarker Beſetzung, wie folgt:



Sie trommelten aber auch im 3/8 Takte; dann war zu den gewöhnlichen Trommeln noch eine große Trommel, deren Schläge durch die heruntergeſtrichenen Noten angezeigt ſtehen:

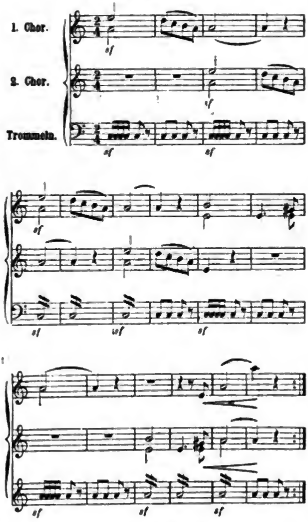
Die Trompeten in D blieſen zu dieſem Grundrhythmus nichts weiter als die Töne des D dur Accords, die ſo hell und friſch hervorſchmetterten, daß mit dieſem Einfachheitsglanze keine Ventiltrompete zu vergleichen iſt. Mit dieſen wenigen Tönen aber ſchmetterten ſie frei, wie es den Bläſern eben in den Sinn kam, nicht nach einer vorgemachten Weiſe, ſondern in willkürlicher Tonſtellung, wobei aber deſto ſorglicher und genauer die Einſchnitte des gegebenen Rhythmus ſcharf und feſt beachtet und hervorgehoben wurden. Die Gewalt der rhythmiſchen Ordnung, verbunden mit dieſer Tonfreiheit, die durch die Beſchränkung auf den D dur-Accord gar nicht aus dem Gleiſe kommen konnte, hatte etwas ſo kindlich Luſtiges und Angemeſſenes, daß auch der gebildete Muſiker dafür eingenommen wurde und die Wirkſamkeit lebhaft fühlte. — Die Volksregimenter, der Landſturm, kurz alle, die nicht zu den Linientruppen gehörten, hatten gar keine Toninſtrumente, nur Trommeln, die in ihrer etwas tiefen

Digitized by Google

Stimmung einen vollen und dumpfen Klang von ſich gaben. Jedes dieſer Regimenter hatte eine Sängerbande, an deren Spitze ein Vorſänger durch allerlei Verzierungen der Melodie ſich bemerklich machte. Dieſes variationenähnliche Verbrämen oder Umſpielen der Melodie durch allerlei nahe liegende Schnellfiguren hat allerdings etwas Freiheit der Erfindung des Figurenſängers an ſich, ſodaß er bald mehr, bald weniger figurirt nach ſeinem Gefallen: allein die ganze Umſchmückung hat doch auch wiederum eine ſo ſtehende Manier, daß ſie ſich mehr an ein Hergebrachtes hält, als an freie Erfindung. In verſchiedenen Gegenden des ausgedehnten Reiches muß aber nothwendig ſehr Abweichendes Sitte ſein, was vom Ausländer natürlich leicht für augenblickliche Erfindung gehalten werden muß, die es im Grunde doch nicht iſt. Hierher rechnen wir auch die mancherlei Tonſchattirungen, die nicht genau in den heutigen Normaltonleitern liegen und ſomit gar nicht genau in unſere Notenſchrift gebracht werden können. Dieſe Tonbiegungen und ziehenden Ineinanderſchleifungen der Töne ſind vorzüglich den aſiatiſchen Völkern und ihren europäiſch-ruſſiſchen Nachbarn eigen. Dieſe Tonfiguren des Vorſängers, der eine Art Natur-Bravourſänger iſt, laſſen ſich daher nur in den meiſten Fällen, durchaus nicht immer und überall mit unſern Noten genau andeuten. Unter vielen Aſiaten gilt noch ein gewiſſes Überziehen aus einem Tone in den andern für eine beſondere Schönheit. Dabei werden gewiſſe Haupttöne der Melodie immer in feſter Reinheit gehalten, namentlich Grundton, Quinte und Octave. Die Maſſe der Chorſänger, welche die Singweiſe ihres Volksliedes unverziert in feſten Tönen derb und beſtimmt mit gehörigem Nachdruck ſtark erſchallen ließ, hatte in ihr Uniſones der Melodie zugleich die allererſten Anfänge der Harmonie eingewebt. Am meiſten ſind es die Quinten, die ſie ohne Terz, alſo noch ganz nach alterthümlich aſiatiſcher Weiſe, mit dem Grundtone begleiten. Zu dieſem Zweiklange auf der Tonica bringen ſie noch denſelben Zweiklang auf der Dominante, wo auch wechſelnd der Zweiklang mit der großen Terz erſcheint, welcher bekanntlich neuer und europäiſch iſt. Dieſe Terz, die das Alterthum nie gebrauchte, hatte unter ihnen ſo Wurzel gefaßt, daß ſie auch zum Grundtone geſungen wurde, immer aber als Zweiklang. In ſolchem Falle ließen ſie den Zweiklang der Dominante mit ihrer Quinte folgen. Dies waren, außer dem zuweiligen Hineinſchlagen einer Octave, ihre ganzen Harmonien, die ſich alſo auf Tonica- und Dominanten-Zweiklang beſchränkten. Dieſe einfachen Zweiklangsverhältniſſe, nichts als die unvollſtändigen Cadenzaccorde gebend, ſind immerhin, gegen das aſiatiſch Alterthümliche gehalten, ein guter Fortſchritt, vorzüglich durch Mitanwendung der erſt in Europa zur Conſonanz erhobenen Terz. Ihre volksthümlichen Zweiklangsverhältniſſe harmoniſcher Anfänge ſind demnach in Moll:

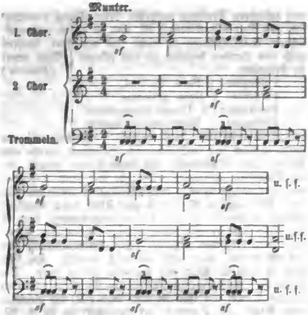
$\frac{e}{a}$ $\frac{h}{e}$ u. $\frac{gis}{e}$, dann Schluß $\frac{a}{a}$ oder $\frac{a}{a}$; in Dur $\frac{h}{g}$ $\frac{a}{d}$ $\frac{g}{g}$ u. $\frac{g}{g}$.

Nun theilten ſie aber ihre Chormaſſe in zwei Parteien und ſangen ihre Weiſen antiphoniſch, altes und neues verflechtend. Der andere Chor ſetzt am ſchicklichen Orte ein, wenn der erſte nur einen zweitaktigen Einſchnitt vollendet hat. Auf dieſe Art erhalten ſie einen naturleichten Anfang einer kanonartigen Verwebung, die den Hörer Anfangs überraſcht und beiweitem kunſtreicher klingt, als ſie in der That iſt. Zur leichtern Verſtändigung des Verfahrens, und weil die Melodien an ſich volksthümlich merkwürdig ſind, wollen wir hier zwei aus jener Zeit aufbewahrte Liederweiſen in unſern Noten mittheilen:



Dazu der Vorſänger des erſten Chores ungefähr ſo:

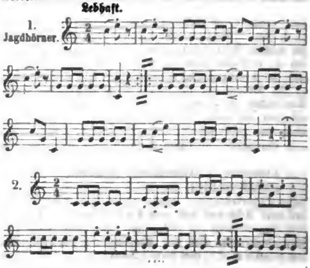
u. Ähnliches.



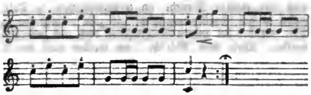
Dazu denke man ſich die variirten Umſpielungen der Vor- oder Bravourſänger der beiden Chorabtheilungen, welche die rhythmiſchen Einſchnitte nie verdunkelten, und man wird ein ziemlich genaues Bild des Ganzen haben. Die eigenthümliche Hornmuſik der Ruſſen, wo jedes Horn nur einen einzigen Ton gibt, wollen wir unter ruſſiſcher Muſik beſchreiben.

Die Feldmuſik der Franzoſen, die ſich in den Revolutionsjahren bedeutend gehoben hatte, ſowol von Seiten der praktiſchen Ausführung als der Compoſition, konnte natürlich ſoviel Abweichendes vom allgemein europäiſchen Zuſtande harmoniſcher Tonkunſt nicht haben, dennoch hatte ſie manches Nationaleigenthümliche, das bemerkenswerth genug iſt. Der Aufputz an ihren Regimentsmuſikern, oder Hautboiſten, zuweilen auch an den Inſtrumenten ſelbſt, war auffallender; man bevorzugte die ſcharfklingenden, ja die heftigſten Tonwerkzeuge, weshalb denn die Janitſcharenmuſik ganz vorzüglich verwandt wurde; nicht blos Becken und Triangeln, ſondern auch ſogenannte Schellenbäume klingelten lärmend hinein. Das Rhythmenbezeichnen in gellenden Einſchnitten war ihnen die Hauptſache. Dieſe Rhythmen wurden ſo kräftig und beſtimmt bezeichnet, als bei den Ruſſen; dazu waren ſie meiſt von ganz kurzer Art, die mehr Aufregendes hat, als die längern Rhythmen. Ihre Märſche waren größtentheils mehr Natur- als Kunſterzeugniſſe, ganz einfach im Takt und in der Harmonie, was zu loben iſt, weil es allgemeiner hebt und Heiterkeit fördert. Das Knallen und Lärmen im Freien half nicht wenig dazu. Daher waren auch ihre Trommeln viel höher geſtimmt, als die ruſſiſchen und teutſchen, welche Stimmung ihnen zwar den dicken und ernſtern Klang nahm, dafür ſie aber viel raſſelnder und ſchnarrender machte; ſie wurden dadurch lauter, weithin dröhnender, ja betäubender und leichtfertiger. So waren auch ihre meiſten Märſche im leichthüpfenden $^{6}/_{8}$ Takt, wobei es ſich ſchneller marſchirt, als zum pathetiſchen $^{4}/_{4}$ Takt, welcher bei andern Gelegenheiten doch auch gebraucht wurde. Viele ihrer Märſche, am meiſten noch im J. 1806, waren in Moll geſetzt, ſtets mit kurzen und friſchen Rhythmen, was die Hauptſache iſt. Es iſt ein teutſcher Irrthum, wenn Moll im Allgemeinen für traurig gehalten wird. Den Franzoſen, in deren Romanzen es noch jetzt nicht fehlen darf, war es nicht ſo, und die Ungarn gebrauchen es zur Luſt. Nach der Zeit haben ſich die franzöſiſchen Märſche doch mehr nach Dur geneigt. Alles Übrige in ihrer Muſik war europäiſch gewöhnlich. Seit der Zeit hat ſich das Knallende einer vermehrten und verſtärkten Inſtrumentalbeſetzung nicht blos in Frankreich, ſondern überall gebräuchlich gemacht, und zwar im ganzen Bereiche der Tonkunſt. Beſonders hat man ſich auf Erfindung ſtark tönender Baßblasinſtrumente gelegt; in Frankreich iſt die Ophicleide mit ihrem plumpen Tone am heimiſcheſten geworden, und in Teutſchland hat man die viel mächtigere Tuba eingeführt (ſ. d. Art.). Die Ventilhörner und Ventiltrompeten haben die einfacheren und tonärmern, aber dafür ungleich hellern, friſchern und mutherregendern verdrängt, damit man deſto gewaltiger moduliren und buntere Melodien geben kann, was jedoch keineswegs die Hauptſache iſt. Ein Heldenſinn, der es weiß, was auf glänzende, allgemein ergreifende Erregung ankommt, wird die verdrängten wol wieder in ihre Rechte einſetzen.

In Teutſchland galten für die Jäger zu den Trommeln, die nirgends fehlen können, die großen und überaus zweckmäßigen Jagdhörner, die zwar nur einen Accord geben und bis in die Quinte der zweiten Octave reichen, aber herrlich und weit tönen. Sie blaſen nur eine einfach uniſone Melodie, nur am Schluſſe den Grundton zur Octave fügend, ohne daß ein anderes Inſtrument dazu tritt, nicht einmal die Trommel. Bei Gelegenheit gelten ſie noch. Die beliebteſten ihrer raſch, leicht und beſtimmt vorgetragenen Tonſtücke waren folgende, die noch gehört werden:

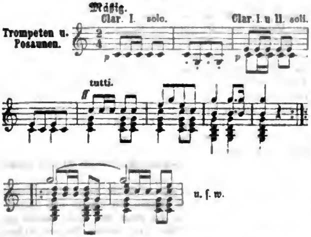


Digitized by Google



So einfach dieſe Tonſätze ſind, ſo ſind ſie doch kunſtgerecht geordnet, nicht improviſirt. Die Cuiraſſiere hatten ſechs Trompeten und ſechs Poſaunen. Man ſehe folgendes wirkſame Tonſtück im gemäßigten Tempo:

Anmerk. Die heruntergeſtrichenen Noten im Tutti ſind im Folgenden für die Poſaunen.



Die Poſaunen waren 1809 zur Feldmuſik gekommen, ſehr zweckmäßig: ſchlimm hingegen war es, daß die Oboen in Preußen abgeſchafft wurden und dafür kleine, ſpitze, ſehr einſchneidende Pfeifen, unter dieſen die kreiſchende F-Clarinette, an die Stelle traten. Übrigens iſt der 2/4 und 4/4 Takt in Teutſchland zu Märſchen gebräuchlicher, als der 6/8 Takt. Die ſogenannte Feldpfeife, auch Feldflöte genannt, iſt nichts anderes, als die Querpfeife (ſ. d. Art.). Es-Dur wird der Feldton genannt, weil die meiſten Militairinſtrumente, wie Trompeten, Clarinetten ꝛc., in dieſem Tone ſtehen, d. i., ſo eingerichtet ſind, daß ihnen dieſe Tonhöhe die natürliche oder kunſtloſeſte in der Behandlung iſt. Feldſtücke heißen die kurzen Tonſätzchen der Trompeter, die zum Zeichengeben dienen, als zum Aufbruche, zum Aufſitzen, Satteln ꝛc.; ſ. darüber unter Trompeter. (*G. W. Fink.*)

Feldnelke, ſ. **Dianthus deltoides** und **Lychnis sylvestris.**

Feldorant, ſ. **Antirrhinum orontium.**

FELDPOLIZEI, die, iſt derjenige Zweig der öffentlichen Sicherheitspflege, welcher die Aufgabe hat, die Felder oder Äcker und das, was ſich auf ihnen von Früchten und Gegenſtänden des Gebrauchs finden mag, gegen Beſchädigung, ſowie alles das, was davon zu einer Entfremdung geeignet iſt, gegen dieſe ſicher zu ſtellen. Sie wird von beſondern Perſonen ausgeübt, deren Dienſt vornehmlich des Nachts nothwendig iſt, und zu deſſen nachdrücklicherer Wahrnehmung ſie nicht blos bewaffnet, ſondern auch von Hunden begleitet zu ſein pflegen. Man nennt ſie Feldhüter. (*Eiselen.*)

Feldraine, ſ. **Feld. S. 344.**

Feldrose, ſ. **Rosa arvensis.**

Feldrüſter, ſ. **Ulmus campestris.**

Feldsalat, ſ. **Valerianella olitoria.**

FELDSBERG, hieß ehemals **Veltspurg,** 1) eine große fürſtlich von Liechtenſteiniſche Herrſchaft, welche eine Stadt, einen Marktflecken und ſieben Dörfer umfaßt, deren Bewohner größtentheils Teutſche ſind, doch auch Slawen (ſogenannte Kroaten oder Podluczaken unter ſich zählen. Die hügelige Gegend iſt zum Theil durch Anpflanzungen in eine Art großen Parkes umgewandelt, doch iſt der theils ſandige und theils lehmige Boden dem Gedeihen vieler erotiſchen Bäume, deren Acclimatiſirung hier verſucht wurde, eben nicht ſonderlich günſtig. Die Gegend iſt reich an Wild, das ſorgfältig gehegt wird. Die Einwohner treiben meiſtens Acker- und Weinbau und auch einigen Handel mit Getreide und Wein; 2) die gleichnamige Stadt und Hauptort der Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in einem eben nicht tiefen Thale nahe an der mähriſchen Grenze gelegen, mit 340 Häuſern, welche zwiſchen der ziemlich regelmäßig gebauten Stadt und einer Vorſtadt vertheilt und meiſt ſolid gebaut ſind, 2474 Einwohner, einer ſehr alten, zum wiener Erzbisthume gehörigen katholiſchen Pfarre von 3000 Seelen, welche durch drei Prieſter beſorgt wird; einer katholiſchen Kirche zur Himmelfahrt Mariä, einem ſtattlichen Gebäude von zwei Thürmen, das mehre ſchöne Gemälde zieren; einem Kloſter und Spital (ſammt Kirche) der barmherzigen Brüder, die um 1605 hier eingeführt wurden; einem im J. 1804 aufgehobenen Franziskanerkloſter; einem fürſtlich Liechtenſteiniſchen, prachtvollen, zwei Stockwerke hohen Schloſſe, das auf einer Anhöhe liegt, eine Kapelle, ein Theater, ſehr ſchöne Pferdeſtälle und eine übergroße Menge von Zimmern enthält; dem Luſtſchlößchen Belvedere, einem Rathhauſe, einer Schule, einem großen von einer gegen 10,000 Klaftern langen Mauer umſchloſſenen Thiergarten, herrlichen Parkanlagen, und den beſten Gelegenheiten zu ergiebigen Jagden, die von dem Fürſten hier auch jährlich gehalten werden. (*G. F. Schreiner.*)

Feldschäden, ſ. **Feld. S. 344.**

Feldschanzen, ſ. **Feld. S. 362.**

Feldsenf, ſ. **Sinapis arvensis.**

FELDSPATH. Was Werner ſeiner Zeit unter Feldſpath als einer Species verſtanden, das hat ſich jetzt zu einer ganzen Familie, zu einem Genus geſtaltet, wozu jedoch manche neue Mineralien gezählt werden, die Wernern unbekannt waren. Schon längſt bezeichnete man viele Steine, die deutlich ſpalteten und weich waren, als Spathe. Später trug man dieſen Namen auch auf einen harten Körper über, den man erſt richtiger Felsſpath, ſpäter unrichtiger Feldſpath nannte; denn er conſtituirte viele Felsarten mit. Das Genus der Feldſpathe bezeich-

Digitized by Google

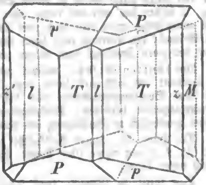
net der Verfaſſer um ſo lieber mit dem Namen Felſit, als man das Wort Feldſpath in ſehr ſchwankenden Begriffen gebraucht; denn viele Mineralogen verſtehen darunter das Genus und dann auch wieder, unlogiſcher Weiſe, die eine Species, den Pegmatolith. Mohs verſtand ſogar darunter ein Genus, wohin er ſelbſt den Skapolith mit rechnete.

Der Hauptcharakter der Felſite oder Feldſpathe nun iſt in deren Kryſtalliſation und Spaltbarkeit, mit wirklich ſehr merkwürdiger Eigenthümlichkeit begabt, dann in den Grenzen der Härte und des ſpecifiſchen Gewichts begründet.

Bei der Kryſtalliſation (vergl. die Figuren 1 und

Fig. 1.

Fig. 2.



2), kann man füglich noch von der Spaltbarkeit in der alten Hauy'ſchen Vorſtellung der Primärform (forme primitive) ausgehen, wenn auch die Abmeſſungen ganz andere ſind, als die von Hauy angenommenen. Die vollkommenſte Spaltungsrichtung iſt ſtets die nach der Fläche $P = -P\bar{\infty}$, dem Hemidoma, welches man oben als nach Hinten gerichtet nehmen möge. Die Neigungen dieſer Fläche gegen die verticale Hauptaxe betragen bei den bekannten Species zwiſchen 62° 2′ — 64° 1′. Die nächſt vollkommene Spaltungsrichtung findet nach dem brachydiagonalen Flächenpaare $M = \infty P \breve{\infty}$ ſtatt, und nur Petalit und Periklin machen hiervon Ausnahmen. Die dritte Spaltungsrichtung geht nach zwei parallelen prismatiſchen *T*, alſo nach einem Hemiprisma, $\frac{\infty P}{2}$, jedoch bei Petalit und Periklin iſt dieſe Richtung deutlicher, als jene *M*. Ich habe alle bekannten Species darauf geprüft, und ſtets gefunden, daß die Spaltungsrichtung nach dem andern Hemiprisma *l* nie ebenſo deutlich ſei, als nach *T*, oder dieſe *l* ganz fehle. Hieraus folgt, daß das geſchobene Prisma *Tl*, nach der Spaltbarkeit, in zwei Hemiprismen zerfalle. Nur bei den meiſten ſogenannten glaſigen Feldſpathen, bei denen die prismatiſche Spaltbarkeit zuweilen ganz fehlt, tritt dieſe Erſcheinung minder merklich, jedoch bei dem von Duckweiler, den G. Roſe ſeinem Ryakolith zuzählt, immer noch entſchieden hervor. Die Meſſungen haben die kryſtallographiſche Verſchiedenheit von *T* und *l* theils beſtätigt, theils werden ſie ſolche, wenn man alle Sorgfalt darauf verwendet, ferner beſtätigen. Dieſer Anſicht, und daß das Prisma der Felſite höchſt wahrſcheinlich nur unſymmetriſch ſei, treten mehre Mineralogen, unter andern auch Zippe, bei. Die Zweierleiheit der Spaltbarkeit tritt in allen andern Fällen der Kryſtalliſationsſyſteme mit kryſtallographiſcher Ungleichnamigkeit zuſammen. Indeſſen möge man das Prisma von einigen Species, bis daß man darüber ins Reine gekommen ſein wird, als ſymmetriſch gelten laſſen. Die Neigungen von *T* auf *l* ſind niemals, wie man ſonſt annahm, 120° (und können dieſen Winkel nicht haben, weil dann das Kryſtalliſationsſyſtem das hexagonale wäre), ſie ſchwanken zwiſchen 118° 50′ bis 119° 30′ und wieder 120° 37′ bis 122° 15′. Daraus, daß das Prisma *Tl* eine Combination aus zwei Hemiprismen iſt, folgern zu wollen, daß dann *P* auf *M* ſtets ſchiefe Winkel machen müßten, das iſt es, wozu man ſich theoretiſch für berechtigt hielt, und dennoch gibt es ſicherlich drei Species, bei denen *P* und *M* ſich unter genau 90° ſchneiden; dieſe Species ſind Pegmatolith, Ryakolith und Adular, und ſie ſind die Orthoklaſe, orthoklaſtiſch (rechtwinkelig ſpaltbar), wie ich ſie nenne. Zwölf andere Species zeigen jene Neigung von *P* auf *M* ſchiefwinkelig, ſie ſind die Plagioklaſe, plagioklaſtiſch. Die bekannten Abweichungen vom rechten Winkel betragen zwiſchen 0° 15′ und 5° 30′.

Wenn wir von der hemidomatiſchen Spaltungsrichtung *P* ausgehen, ſo iſt es ſehr bemerkenswerth, daß in den meiſten Fällen in den einfachen Kryſtallen ein anderes Hemidoma, *x*, als nach Vorn gerichtet, in der Neigung gegen die Hauptaxe jener Geſtalt *P* nur nahe kommt, und dann etwas weniger ſteil gegen die Hauptaxe liegt, als *P*; als woraus in Bezug auf den Grad der Regelmäßigkeit die Hemiedrie hervorgeht. Die bekannten Neigungen der Flächen *x* gegen die Hauptaxe betragen im ganzen Genus 63° 58′ bis 65° 45′. Die geringeren Abweichungen zwiſchen *P* und *x* finden bei den orthoklaſtiſchen, die größeren bei den plagioklaſtiſchen Species ſtatt. Jedoch bei den Zwillingen des erſten Geſetzes der Verwachſung orthoklaſtiſcher Felſite (Figur 2) kommt auch zuweilen ein Hemidoma, wenn ſchon ohne Spaltbarkeit, an einer mit *P* ganz gleichen Neigung gegen die Hauptaxe vor, und dieſe vollkommen correſpondirende Geſtalt heiße *p*, iſt das wahre $+P\bar{\infty}$, und möge ferner nicht, wie bisher geſchehen, mit *x* verwechſelt werden. Unter den Zwillingen gibt es alſo ſolche, wo die Individuen nach der Ausbildung der domatiſchen Flächen, und dieſe freilich nur mathematiſch beurtheilt, holoëdriſch ſind. Es ergibt ſich hieraus in dieſen Fällen, daß die Unterſcheidung des rhombiſchen Kryſtalliſationsſyſtems in zwei (oder noch mehr) Syſteme wegfallen muß, wenn man nicht einen noch größern Fehler begehen und eine Species in zwei Kryſtalliſationsſyſteme gehörig betrachten will. Es iſt hiernach ferner die Ableitbarkeit vorderer und hinterer Geſtalten ebenſo nöthig, als unzweifelhaft. Ausdrücklich muß jedoch bemerkt werden, daß nur in Zwillingen, und auch hier nicht gar häufig, *p* und *P* mit gleichen Neigungen gegen die Hauptaxe auftreten, während an einfachen Kryſtallen *p* fehlt und dafür *x* oder *y* und andere vordere Hemidomen vorhanden ſind. Dies *x* hat

Digitized by Google

man, wie geſagt, oft mit *p* verwechſelt [1]). Es ſcheint mithin, daß in den Zwillingen das *P* einen ſo großen Einfluß auf die Nachbarfläche ausgeübt habe, daß *p* und nicht *x* ausgebildet worden.

Während bei den plagioklaſtiſchen Felſiten Niemand in Zweifel iſt, daß ſie tetartoëdriſchen Charakter der Combination haben, wird für die orthoklaſtiſchen Species nur noch von wenigen Mineralogen das Prisma ebenfalls für ein unſymmetriſches, für eine Combination aus zwei Hemiprismen, gehalten, worin mir jedoch, außer Anderen, Zippe beiſtimmt.

In Figur 1 iſt eine Combination, welche die frequenteſten Geſtalten enthält, gezeichnet:

$x = +P\overline{\infty}$ in Species, denen *p* fehlt; wenn aber *p* vorhanden, muß man *x* hiervon (oder von *P*) ableiten; bei Pegmatolith ſcheint $x = \frac{19}{20}\, p$ alſo $+\frac{19}{20} P\overline{\infty}$ zu ſein, bei Adular $\frac{92}{99}$, bei Ryakolith $\frac{77}{83}$.

$P = -P\overline{\infty}$; $p = +P\overline{\infty}$, wo ſolches bekannt geworden.

$y = +3P\overline{\infty}$ in Bezug auf *x*.

$o = +P\overline{\tfrac{1}{2}} = +P\breve{2}$, zerfällt aber wol meiſt in eine linke Tetartopyramide *o* und in eine rechte Tetartopyramide *o'*.

$n = -P\overline{\tfrac{1}{4}} = -P\breve{4}$, ebenmäßig in *n* und *n'* zerfallend. $l = > \infty P$ rechtes Hemiprisma.

$T = \infty P <$ linkes Hemiprisma.

$z = \infty P\overline{\tfrac{1}{2}} = \infty P\breve{2}$, ebenfalls in linkes $< = z$ und rechtes $>$ Hemiprisma $= z'$ zerfallend.

Man hat im ganzen Genus fünf Geſetze regelmäßiger Verwachſung der Individuen, von denen auch wieder zuweilen je zwei vereinigt vorkommen.

Bei dem erſten Geſetze, dem bekannten der elbogner Kryſtalle (welches Figur 2 nur in einer andern Combination, als der elbogner, ſchon angeführt worden), ſteht die Drehungsaxe der Hauptaxe parallel, und der Drehungswinkel beträgt 180°. Die Drehungsaxe iſt alſo vertical und nicht horizontal, wie einige Mineralogen annahmen, welche Annahme aber gar keine Zwillinge dieſer Art reſultiren läßt. Dieſes erſte Geſetz iſt bei den Orthoklaſen ſehr häufig, könnte aber bei allen Species vorkommen, exiſtirt jedoch nur bei einigen plagioklaſtiſchen in Verbindung mit dem zweiten Geſetze.

Das zweite Geſetz hat die Drehungsaxe ſenkrecht auf die Ebene der Brachydiagonale, Drehungswinkel 180°, und kann blos bei den plagioklaſtiſchen Species exiſtiren, repetirt ſich auch nicht ſelten zu einem Vielling.

Im dritten Geſetze ſteht die Drehungsaxe parallel mit dem Spaltungshemidoma *P* und der Brachydiagonale *M*, Drehungswinkel 180° bei Orthoklaſen.

Im vierten Geſetze, ebenfalls bei Orthoklaſen vorkommend, nahm man bisher die Drehungsaxe ſenkrecht auf eine pyramidale Fläche *o*, welche die Combinationskante von *P* und *M* abſtumpft, und den Drehungswinkel 180° an. Dieſe Vorſtellungsweiſe ſetzt jedoch voraus, daß dieſe pyramidale Fläche unter 135° gegen *P* und *M* geneigt ſei, was jedoch durchaus nicht mit den durch Meſſung gefundenen Winkeln harmonirt, und was auch nicht richtig ſein kann, weil dann *P* und *M* dem einen und *o* einem zweiten tetragonalen Prisma gleich ſein müßte. Die Drehungsaxe muß man vielmehr ganz wie im dritten Geſetze, parallel mit *P* und *M*, den Drehungswinkel aber nur zu 90° annehmen. Wiederholt ſich nun dieſes vierte Geſetz zu einem Drilling oder Vierling, ſo bilden das erſte und dritte, oder auch das zweite und vierte Geſetz einen oder auch zwei Zwillinge des dritten Geſetzes; der Vierling zeigt dann ebenfalls eine Drehung des einen Zwillings vom andern um 90°.

Im fünften Geſetze, welches nur bei Plagioklaſen erſcheint und erſcheinen kann, liegt die Drehungsaxe auf dem Spaltungshemidoma und ſenkrecht gegen die Brachydiagonale derſelben, Drehungswinkel 180°. Erſcheint gewöhnlich in Verbindung mit dem zweiten Geſetze.

Die Härte der ganzen Feldſpäthe oder Felſite geht von 6¼, d. i. von wenig über Apatit, bis 8¾, d. i. bis wenig unter Quarz.

Das ſpecifiſche Gewicht zeigt 2,42 und 2,84 als Grenzen. Die einzelnen Species ſind nach der Zunahme deſſelben hier aufgezählt.

Alle Felſite enthalten weſentlich Silikate der Thonerde mit Silikaten der Alkalien, oder der alkaliſchen Erden, oder auch letztere zuſammen. Das erſte Silikat enthält oft drei Äquivalente des oder der übrigen Silikate. Die Stufen der Silicirung ſchwanken zwiſchen der einfachen und der vierfachen. Auch die Grade der Schmelzbarkeit der Species zeigen große Abweichungen. Nur wenige derſelben ſind in erhitzter Hydrochlorſäure zerſetzbar. Bereits iſt Abich bei der großen Verſchiedenheit der kali- und natronhaltigen Triſilikatſpecien zu der zu beachtenden Vermuthung gelangt, daß dieſe Alkalien iſomorph und auch wieder dimorph ſeien.

Je höher das ſpecifiſche Gewicht, um ſo niedriger wird das Silikat und um ſo mehr nimmt die Beimiſchung der alkaliſchen Erden, Kalkerde und Magneſia, zu.

Die Species, welche mit Beſtimmtheit unterſchieden werden können, ſind folgende 15.

1) Petalit. Felsites Petalites.

Glas- auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. (Farbe, weiß bis blaßroth.) Plagioklaſtiſch. Hemidoma *P* auf Hemiprisma $T = 117°$, auf die tetartopyramidale Fläche $o = 101°$, dieſe auf $T = 142°$. Alle drei Geſtalten bilden parallele Combinationskanten, und nach allen dreien ſpaltbar, am vollkommenſten hemidomatiſch, dann hemiprismatiſch, am undeutlichſten tetartopyramidal. Härte 8 bis 8½. Gewicht 2,429 bis 2,450.

---

1) Das Vollſtändige von ſolchen Verwechſelungen zweier Rhomboëder kommt bei den kryſtallographiſchen Betrachtungen der Quarze vor.

Digitized by Google

Arfvadſon entdeckte darin das Lithion und die Analyſen von Hagen:

Kieſelſäure	77,81	bis	77,07
Thonerde	17,19	"	18,00
Lithion	2,69	"	2,66
Natron	2,30	"	2,27

entſprechen, nach Berzelius, der Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Li}^3\\ \dot{Na}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^4 + \overline{\dddot{Al}}\dddot{Si}^4.$$

Vor dem Löthrohre wie Pegmatolith. Färbt, mit ſaurem ſchwefelſaurem Kali und mit Flußſpath geſchmolzen, die Flamme in der Nähe der Probe, durch Lithiongehalt, roth.

Fundorte: Die ſchwediſche Inſel Utö; Bolton und Littleton in Maſſachuſets.

2) Valencianit, Breithaupt. Felsites Valencianites.

Glas- auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Farbe, weiß. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 93°, auf *T* = 113°; *M* auf *T* = 122½°, ungefähr. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; Brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, faſt ebenſo deutlich. Härte 8¼ bis 8½. Gewicht 2,525.

Enthält nach Plattner: Kieſelſäure 66,824, Thonerde 17,581, Kali 14,801, Eiſenoxyd 0,087. Entſpricht ziemlich der Formel $\dot{K}\dddot{Si}^3 + 3\overline{\dddot{Al}}\dddot{Si}^3$, wornach ſich der Gehalt zu Kieſelſäure 65,21, Thonerde 18,13, Kali 16,66 berechnet. Es iſt noch in keinem einzigen Kalifelſit die hinreichende Menge Kali nachgewieſen worden.

Kommt gangweiſe auf der Silbergrube Valenciana in Mejico vor.

3) Periklin, Breithaupt. Felsites Periclinus.

Glas- auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. (Farbe, weiß.) Plagioklaſtiſch. *x* gegen die Hauptaxe = 65° 44′; *P* gegen die Hauptaxe = 62° 2′; *P* auf *M* = 93° 19′; *P* auf *T* = 114° 45′; *T* auf *l* = 120° 37′, auf *M* = 120° 18′; *M* auf *l* = 119° 5′. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen bis deutlich; links hemiprismatiſch (*T*) recht deutlich; brachydiagonal, etwas weniger deutlich; rechts hemiprismatiſch wieder etwas weniger deutlich. Härte 8 bis 8¼. Gewicht 2,54 bis 2,57.

Die Kryſtalle ſind meiſt in der Hauptaxe ſehr verkürzt, auch die brachydiagonalen Flächen wenig ausgedehnt. Zwillinge, zuweilen auch Viellinge des zweiten Geſetzes, Zwillinge des fünften Geſetzes, beide Geſetze getrennt und vereinigt.

Beſteht nach C. G. Gmelin aus Kieſelſäure 67,94, Thonerde 18,93, Natron 9,99, Kali 2,41, Kalkerde 0,15, Eiſenoxydul 0,48, Glühverluſt 0,36. Man kann daher die Formel ſetzen $\left.\begin{matrix}\dot{Na}\\ \dot{K}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^3 + 3\overline{\dddot{Al}}\dddot{Si}^3$.

Irrthümlicher Weiſe hat man dieſe Species dem Tetartin mit aufbürden wollen, weil man eine trübe Abänderung deſſelben für Periklin ausgegeben. Winkel, beſonders das viel niedrigere Gewicht und ſelbſt die chemiſche Miſchung, trennen beide Species ſehr bequem.

Findet ſich, in Begleitung von grünem Amphibol, Rutil ꝛc., zu Zöblitz in Sachſen, im Hüttenwinkel in Salzburg, in dem Puſter-, Ziller- und anderen Thälern Tyrols, hier auch zum Theil mit aufſitzendem Adular, Chlorit.

4) Pegmatolith, Breithaupt. Felsites pegmaticus.

(Viele, vielleicht die meiſten, Abänderungen des gemeinen Feldſpaths in ſich faſſend.)

Glas- bis Perlmutterglanz auf der vollkommenſten Spaltungsfläche, übrigens Glasglanz. Meiſt weiß und trübe, doch auch fleiſchroth, blaßgrau; ferner gefleckt, dendritiſch. Orthoklaſtiſch. *x* gegen die Hauptaxe = 65° 27′; *P* gegen die Hauptaxe = 63° 45′, auf das Prisma = 112° 22′, das jedoch darauf nicht gemeſſen iſt, daß es in zwei Hemiprismen zerfällt; *T* auf *l* = 118° 53′. Zu den Meſſungen dienten mir die Kryſtalle von der Inſel Elba. Zwillinge des erſten, dritten und vierten Geſetzes. Auch mit Quarz regelmäßig zu Schriftgranit verwachſen. Spaltbar, hemidomatiſch, deutlich bis faſt vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, zuweilen faſt deutlich. Härte 7½ bis 8. Gewicht 2,539 bis 2,570; wenn unter 2,538 nicht mehr friſch, dies namentlich durch Mangel an Glanz auf Bruchflächen von *T* und *l* wahrnehmbar.

Analyſen: *a*) der von der Dorotheen-Aue bei Karlsbad nach Klaproth und *b*) fleiſchroth von Lomnitz in Schleſien nach G. Roſe.

	a	*b*
Kieſelerde . . .	64,50	66,75
Thonerde	19,75	17,50
Eiſenoxyd . . .	1,75	1,75
Kali	11,50	12,25
Kalkerde	Spur	1,25

Sie entſprechen keineswegs der Formel bei Species 3; vor dem Löthrohre ſchmilzt er ſchwer zu halbklarem glaſigem Glaſe. Borax und Soda löſen ihn ſchwer, jedoch vollkommen auf. Nach Turne geben manche Abänderungen die Reaction der Chlorſäure. — Er wird weder vor, noch nach dem Glühen von Säuren angegriffen.

Gewiß iſt dieſe Species vielfach verbreitet, und dennoch ſelten in einem Zuſtande, um alle kryſtallographiſchen Beſtimmungen daran exact vornehmen zu können. In Graniten, Gneiſen, gewöhnlich mit Rauchquarz zuſammen. Schöne Vorkommniſſe ſind von der Inſel Elba; Paveno in Oberitalien; Königshain bei Görlitz; Lomnitz bei Hirſchberg in Schleſien; Elbogen in Böhmen; Murne in der Grafſchaft Down in Irland; Rötangen in Norwegen; Schaitenſk, Alabaſchka bei Murſinſk in Sibirien. — Manche Abänderungen führen beſondere Namen: Marchiſonit, Sonnenſtein oder Giraſol, der nach einem vordern Hemidoma eine hochgelbe Farbe, gleichſam in Flämmchen, zeigt. Bei den Chineſen — Petunſa.

Digitized by Google

Wird, zu Porzellanerde zerſtört, zu Porzellan verwendet, und dient auch, friſch, zur Glaſur deſſelben.

5) Mikroklin, Breithaupt. Felsites Microclinus.

Glanz wie vorige Species. Farbe meiſt grau, ſelten fleiſchroth und ſelbſt faſt pflaumenblau. Farbenwandlung in der Ebene der Makrodiagonale [1]). Plagioklaſtiſch. P auf $M = 112° 15'$; P auf $T = 90° 22'$ (ſehr genau); M auf $T = 118° 35'$. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, ſehr deutlich; hemiprismatiſch undeutlich; makrodiagonal, in Spuren. Härte 7¾ bis 8. Gewicht 2,562 bis 2,568.

Verwachſungen nach dem zweiten Geſetze.

Von Ewreinoff fand darin: Kieſelſäure 65,76, Thonerde 18,31, Kalkerde 1,20, Kali 14,06.

Findet ſich als Gemengtheil des Zirkonſyenits im ſüdlichen Norwegen, auch in der Forbiörnsbógrube bei Arendal. Ferner gehört wahrſcheinlich hierher der rothe Feldſpath vom Bispberg in Schweden.

Wird als Edelſtein benutzt und vielfach mit Labrador, von einigen Mineralogen auch noch mit der Species 4 verwechſelt.

6) Amazonit, Breithaupt. Felsites amazonicus (Amazonenſtein).

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Farbe ſpan- und apfelgrün, zuweilen ſehr blaß. Plagioklaſtiſch. P auf $x = 128°$; P auf $T = 113°$; P auf $M = 90¼$ (dieſes genau). Spaltbar, hemidomatiſch, deutlich bis vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch undeutlich. Härte 7¾ bis 8. Gewicht 2,546—2,561.

Nach Abich: Kieſelſäure 65,32, Thonerde 17,89, Kali 13,05, Natron 2,81, Eiſenoxyd 0,30, Manganoxyd 0,19, Magneſia 0,09, Kalkerde 0,10 und Kupferoxyd. Letztern Beſtandtheil hat Bindheim darin zuerſt aufgefunden; ſo unbedeutend er iſt, dürfte er doch auf die Farbe Einfluß haben. Schmilzt vor dem Löthrohre ziemlich leicht und mit einiger Phosphorescenz.

Vorkommen: Tſchebarkul bei Miaſk im Ural; Mantotte auf Ceylon; Weſtküſte Labrador; Beverly in Maſſachuſets.

7) Adular. Felsites Adularia.

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Farbe weiß bis blaßgelblich. Meiſt viele Durchſcheinenheit. Orthoklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe $= 65° 45'$; auf $P = 129° 48'$; P gegen die Hauptaxe $= 64° 1'$ auf $T = 112° 10'$, auf $M = 90° 0'$; T auf $l = 118° 56'$; n gegen $n = 90° 20'$. Kaiſer fand P auf $T = 112° 7' 15''$ bis $112° 16' 40''$, und P auf $l = 111° 59' 40''$ bis $111° 48' 15''$. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen, brachydiagonal ſehr deutlich, hemiprismatiſch nicht immer unvollkommen. Härte 8. Gewicht 2,566 bis 2,570.

[1]) Man vergleiche unten 13.

Man hat Verwachſungen des erſten, des dritten und vierten Geſetzes und bei dem erſten kommt auch p vor. Es exiſtirt an einfachen Kryſtall oft auch $+\frac{4}{13}P\bar{\infty}$, d. i. $\frac{4}{13}$ der Axenhöhe von x.

Von Awdejeff fand darin Kieſelſäure 65,75, Thonerde 18,28, Kali 14,07 und Natron 1,44.

Vorzüglich in den Alpen zu Hauſe, am St. Gotthard in der Schweiz; zu Ahren, Diſſentis ꝛc. in Tyrol, Ceylon. Einiger hat in der Ebene der Makrodiagonale einen milchigen Schein — Mondſtein, andrer nach einem vordern Hemidoma einen gelblichen — Sonnenſtein, Giraſol. Dieſe Abänderungen dienen als Edelſteine.

8) Ryakolith, G. Roſe. Felsites Ryacolithus. (Glaſiger Feldſpath z. Th.)

Deutlicher Glasglanz, nur auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Orthoklaſtiſch. x gegen die Hauptaxe $= 65° 37'$; P gegen die Hauptaxe $= 63° 54'$ gegen $M = 90° 0'$; gegen $T = 112° 19'$; T gegen T oder (?) $l = 119° 21'$; n gegen $n = 90° 32'$. G. Roſe (die Möglichkeit eines ſymmetriſchen Prisma wurde oben auch nicht geleugnet). Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, faſt ebenſo deutlich; hemiprismatiſch meiſt nur noch in Spuren und bis zum Verſchwinden. Härte 8. Gewicht 2,576—2,582.

Zwillinge des erſten und vierten Geſetzes, doch gewöhnlich einfache Kryſtalle.

Nach G. Roſe beſtehend aus Kieſelſäure 50,31, Thonerde 29,44, Eiſenoxyd 0,28, Natron 10,56, Kali 5,92, Kalkerde 1,07, Magneſia 0,23 etwa der Formel $\left.\begin{matrix}\dot{N}a\\ \dot{K}\end{matrix}\right\}\dddot{S}i + 3\,\bar{A}l\dddot{S}i$ entſprechend; alſo Singuloſilikate enthaltend. Von Säuren wird er ſtark angegriffen, wobei ſich die Kieſelſäure als Pulver ausſcheidet.

Fundorte: am Veſuv; am laacher See und Duckweiler am Rhein und Preußen.

Andere glaſige Felſite, Feldſpäthe, Sanidin, Eisſpath, weichen von dem Ryakolith in Winkeln und in der Miſchung weſentlich ab, erſteres hat G. Roſe in ſeiner Abhandlung (Poggendorff's Ann. der Phyſik und Chemie 15. Bd. S. 193) nachgewieſen. Sie erheiſchen noch nähere und ausführlichere Unterſuchungen. Berthier fand in dem vom Mont d'or und in dem vom Drachenfels

Kieſelſäure	66,1	66,6
Thonerde	19,8	18,5
Kali	6,9	8,0
Natron	3,7	4,0
Magneſia	2,0	1,0
Eiſenoxyd	—	0,6

Hauptſächlich in Trachyten und Phonolithen, ferner im Pauſilipptuff, auch in eigentlichen Laven vorkommend.

Digitized by Google

9) Hypoſklerit, Breithaupt. Felsites subdurus.

Unreiner Glasglanz, dem Fettglanze genähert, auf der vollkommenen Spaltungsfläche dem Perlmutterglanze. Farbe meiſt grünlichgrau, bis olivengrün, auch grünlichweiß und leberbraun. Halb durchſichtig bis durchſcheinend. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 86° 28'; *P* auf *T* = 111° 20'; *M* auf *T* = 120° 5'. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, undeutlich. Härte 6¼—6¾, dadurch beſonders ausgezeichnet. Gewicht 2,60—2,61.

Man hat Zwillinge des zweiten Geſetzes und derbe Maſſen, welche ſchalige Zuſammenſetzung zeigen, dem Sahlit nicht unähnlich.

Wird ein Splitter mit der Spitze der blauen Flamme geblaſen, ſo färbt ſich die äußere Flamme ſtark wachsgelb, alſo natronhaltig. Nicht ganz ſchwierig ſchmelzbar.

Mit Kalkſpath, Granat, Skapolith, Magneteiſenerz zuſammen zu Arendal in Norwegen.

10) Tetartin, Breithaupt. Felsites Tetartinus. (Albit, Berzelius und G. Roſe; Kieſelſpath, Hausmann; Cleavelandit der Nordamerikaner; Biotin, Monticelli und Covelli.)

Perlmutterglanz auf der vollkommenſten Spaltungsrichtung, übrigens Glasglanz. Farbe oft roth, doch auch weiß, ſeltner blos grau und grün. Durchſichtig bis durchſcheinend. Plagioklaſtiſch. *x* gegen die Hauptaxe = 63° 58'; *P* gegen die Hauptaxe = 63° 25'; *P* auf *M* = 93° 36'; auf *T* = 115° 5'; auf *l* = 110° 51'; *x* auf *T* = 110° 29'; *M* auf *T* = 117° 53'; auf *l* = 119° 52'; *T* auf *l* = 122° 15'. G. Roſe. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal recht deutlich; rechts hemiprismatiſch, deutlich bis undeutlich, links hemiprismatiſch, undeutlich, tetratopyramidal (= 0) ebenſo. Härte 8¼—8½. Gewicht 2,61—2,62.

Die Zwillinge und Viellinge des zweiten Geſetzes ſind ſehr häufig, zuweilen auch erſcheinen zwei Zwillinge deſſelben nach dem erſten Geſetze vereinigt. Man hat in derben Abänderungen körnige (Zuckerſtein) und ſtänglige Structuren.

Die meiſten Analyſen zeigen, daß er ein ziemlich reiner Natron-Feldſpath ſei, der Formel $\dot{N}a\,\dddot{S}i + 3\,\ddot{\bar{A}}l\,\dddot{S}i^{3}$ meiſt ſehr nahe kommend. *a*) Von Arendal nach G. Roſe, *b*) von Brenig nach Erdmann dem Schweden, *c*) von Miask nach Abich, *d*) vom Gotthard nach Thaulow, *e*) nach der Formel berechnet.

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	68,46	69,11	68,45	69,00	69,09
Thonerde ..	19,30	19,34	18,74	19,43	19,22
Eiſenoxyd ..	0,28	0,62	0,27	—	—
Natron....	9,12	10,98	11,24	11,47	11,69
Kali	—	0,65	0,65	—	—
Kalkerde...	0,68	—	0,50	0,20	—
Magneſia ..	—	Spur	0,18	—	—

Iſt in der Natur ungemein häufig und oft mit anderen Felſiten, namentlich mit Pegmatolith (neuer, als dieſer gebildet) zuſammen, vorzüglich in Graniten, doch auch in Gneiſen ꝛc.

Schöne Abänderungen: von Auris in Dauphiné, Gotthard in der Schweiz, Schmirner Thal in Tyrol, Borſtendorf bei Zſchopau in Sachſen, Prudelberg bei Hirſchberg in Schleſien, Arendal in Norwegen, Kerabinsk und Minsk in Sibirien, Cheſterfield in Nordamerika.

11) Oligoklas, Breithaupt. Felsites Oligoclasius. (Natron-Spodumen, Berzelius.)

Fettglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche zwiſchen Perlmutter- und Glasglanz. Farbe, weiß bis grau, namentlich grünlichgrau, auch grün. Faſt immer trübe, ſelten bis ſtark durchſcheinend. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 86° 15'; *P* auf *T* = 115° 30'. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, recht deutlich; hemiprismatiſch, unvollkommen. Härte 8—8¼. Gewicht 2,64—2,66.

Kryſtalle und derbe Maſſen zeigen faſt ſtets die regelmäßige Verwachſung des zweiten Geſetzes, zu Viellingen repetirt.

In der Miſchung der Oligoklaſe finden ſich faſt immer die vier alkaliſchen Beſtandtheile zuſammen, und eine chemiſche Formel iſt ſchwer zu entwerfen, da dieſe $\dot{N}a\,\dddot{S}i + \ddot{\bar{A}}l\,\dddot{S}i^{2}$ die andern drei Baſen ignorirt. *a*) Von Danvikszoll bei Stockholm nach Berzelius, *b*) von Arendal nach Hagen, *c*) derſelbe nach Roſales, *d*) von Schaitensk nach Bodemann, *e*) von Ajatskaja nach Francis:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	63,70	63,51	62,70	64,25	61,06
Thonerde ..	23,95	23,09	23,80	22,24	19,61
Eiſenoxyd ..	0,50	—	—	0,54	4,71
Natron....	8,11	9,37	8,00	7,98	7,55
Kali......	1,20	2,19	1,05	1,06	3,91
Kalkerde...	2,05	2,44	4,60	2,57	2,16
Magneſia ..	0,65	0,77	0,02	1,14	1,05
Eiſenoxydul	—	—	0,62	—	—

Oligoklas gehört zu den leicht und mit Phosphorescenz ſchmelzbaren Felſiten.

Hauptſächlich in Graniten, doch auch in Gneiſen, gewöhnlich in Geſellſchaft von Pegmatolith und ſchwarzen, optiſch einaxigen Glimmern (Aſtriten). Ausgezeichnet außer den ſchon genannten Fundorten, Höllmühle bei Penig in Sachſen; Warmbrunn in Schleſien; Laurwig in Norwegen mit Epidot und Magneteiſenerz; Pargas und Wiborg in Finnland; Ariège in Frankreich.

12) Porzellanit. Felsites Porcellanites. (Porzellanſpath, Fuchs.)

Glasglanz zum Perlmutterglanze geneigt. Farbe, weiß. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 92°. Spaltbar, hemidomatiſch, deutlich; brachydiagonal, nicht ganz ſo deutlich. Härte 7. Gewicht 2,67—2,68.

Nach Fuchs enthält er Kieſelſäure 49,30, Thonerde 27,90, Kalkerde 14,42, Natron 5,46, Waſſer 0,90, der

Digitized by Google

Formel $\dot{Na}\dddot{Si} + \dot{Ca}^3\dddot{Si}^2 + 3\bar{Al}\dddot{Si}$ ziemlich gut entſprechend. Vor dem Löthrohre leicht und mit Aufwallen ſchmelzbar. Das Pulver wird in erhitzter Hydrochlorſäure aufgelöſt.

Kommt in und mit grauem körnigem Pegmatolith zu Obernzell bei Paſſau in Baiern vor.

13) Labrador. Felsites polychromaticus.

(Man muß jedoch hierbei wohl berückſichtigen, daß nicht alle farbewandelnden Felſite Labrador und nicht alle Labradore farbewandelnd ſind.)

Glas- bis Fettglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche zum Perlmutterartigen geneigt. Farbe am gewöhnlichſten grau, doch auch ins Weiße, Rothe und Grüne fallend. Oft Farbewandlung auf der Ebene der Makrodiagonale [3]), beſonders bei den grauen Abänderungen. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 85¾° bis 85½°; *P* auf *T* = 115° Heſſel; *M* auf *l* = 119°. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen bis deutlich; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, unvollkommen. Härte 7½ — 7¾. Gewicht 2,683 — 2,708, der graue farbenwandelnde, 2,708 — 2,721 der rothe, grüne und weiße.

Faſt immer Zwillinge und Viellinge des zweiten Geſetzes regelmäßiger Verwachſung. Beſtimmbare Kryſtalle äußerſt ſelten. Sehr merkwürdig ſind die Umſtände, unter denen die Farbenwandlung erſcheint; von Bonsdorf fand, daß der farbewandelnde Labrador einen Überſchuß (bis 6%) an Kieſelſäure habe, und Haidinger, daß derſelbe mit ganz kleinen Quarzkryſtallen gemengt ſei, ich, daß er das niedrigere ſpecifiſche Gewicht habe.

Der Labrador läßt ſich vor wie nach dem Glühen im gefeinten Zuſtande durch Säuren ziemlich vollſtändig zerſetzen. Klaproth wies zuerſt den Unterſchied der farbewandelnden Felſite, den des Mikroklins vom Labrador, *a*) von der Küſte Labrador nach. Ferner analyſirte le Hunte *b*) den von Campſin in Schottland und *c*) den von Milngrave bei Glasgow, Abich *d*) den vom Ätna und Segeth *e*) den von Kijew:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	55,75	54,67	52,34	53,43	55,49
Thonerde . .	26,50	27,89	29,97	26,46	26,85
Eiſenoxyd . .	1,25	0,31	0,87	1,60	1,60
Natron	4,00	5,05	3,97	4,10	3,97
Kali	—	0,49	0,30	0,22	0,36
Kalkerde . . .	11,00	10,60	12,10	9,49	10,93
Magneſia . .	—	0,18	—	1,74	0,15
Waſſer	0,50	—	—	0,42	0,51

Ganz allgemein würde die Formel $\dot{R}\dddot{Si} + \bar{R}\dddot{Si}$ ſein, worin $\dot{R}$ = Kalkerde, Natron, Kali und Magneſia, $\bar{R}$ aber = Thonerde und Eiſenoxyd bedeutet.

In der Natur häufig Gebirgsarten conſtituirend, als Gemengtheil oder porphyrartig innenliegend, auf die erſte Weiſe beſonders mit Pyroxenen in Gabbro, Grünſtein, ſelten in Granit, auf die zweite Weiſe in Lava, wie der in Grünſtein. Die ſchönſten Farben ſpielenden Abänderungen kennt man von der Küſte Labrador; von Lojo in Finland, Zarskojeſela am Ufer der Paulkovka und von Kijew in Rußland; weiß in Laven, z. B. vom Ätna, im Gabbro von Prato in Toscana; von Penig und von Gersdorf unterhalb Freiberg in Sachſen, im Kugelgrünſtein von Vico auf Corſika; grün von Rapa Kiwi bei Wiborg in Finnland, im Diorit im Bodethale am Harze; roth in einigen Syeniten des plauen'ſchen Grundes bei Dresden.

Der Indianit Bournon's und der Mornit Thomſon's gehören wol mit hierher.

14) Diploit, Breithaupt. Felsites diploites.

(Latrobit, Brooke; Amphodelit, von Nordenſkiöld.)

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsrichtung zum Perlmutterglanze geneigt. Farbe roth, auch perl- und anders grau. Plagioklaſtiſch. *P* auf *M* = 93° 30′, Brooke. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen bis deutlich; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch in Spuren. Härte 6½ — 7. Gewicht 2,720 — 2,730.

Zur Zeit ſelten kryſtalliſirt, meiſt nur kleine, derbe Maſſen. Zwillinge des zweiten Geſetzes. Sehr falſch war es, die zwei deutlichen Spaltungsrichtungen einem Prisma angehörig betrachtet zu haben.

Es findet im Äußern durchaus kein Unterſchied ſtatt zwiſchen *a*) dem von C. G. Gmelin analyſirten Diploit und *b*) Amphodelit von Nordenſkiöld's.

	a	*b*
Kieſelſäure	43,21	45,80
Thonerde	34,81	35,45
Kali	6,57	—
Kalkerde	9,03	10,15
Magneſia	0,62	5,05
Manganoxydul . .	3,16	—
Eiſenoxydul . . .	—	1,70
Waſſer	2,04	1,85

Vor dem Löthrohre weiß werdend, ſich ſtark aufblähend und zu blaſiger Maſſe ſchmelzend.

Der rothe Diploit iſt von der Inſel Amitoc an der Küſte Labrador zuerſt bekannt geworden, mit Kalkſpath, hemidomatiſchen (Sahlit) Pyroxen, Glimmer zuſammen. Von Lojo in Finnland auch mit Pyroxen, Amphibol, in Kalkſtein. Neuerlichſt deutlich kryſtalliſirt von Tunaberg in Schweden.

15) Anorthit, G. Roſe. Felsites Anorthites.

(Biotin, Chriſtianit, Monticelli und Cobelli.)

Glasglanz, auf der vollkommenſten Spaltungsfläche bis Perlmutterglanz. Plagioklaſtiſch. *x* gegen die Hauptaxe = 64° 42′; *P* gegen die Hauptaxe = 43° 46′; *P* auf *M* = 85° 48′, auf *T* = 110° 57′; *M* auf *T* = 117° 28′, auf *l* = 122° 2′, *T* auf *l* = 120° 30′. Spaltbar, hemidomatiſch, vollkommen; brachydiagonal, deutlich; hemiprismatiſch, in Spuren. Bruch, muſchelig. Härte 8. Gewicht 2,763 G. Roſe, 2,757 ſogenannter Lepolit, Breithaupt.

3) Man vergl. oben 5.

Zwillinge des zweiten Geſetzes. Übrigens im Äußern große Ähnlichkeit mit Ryakolith und Sanidin.

Die Miſchung fand *a*) G. Roſe, *b*) *c*) und *d*) Abich und *e*) Reinwardt:

	a	*b*	*c*	*d*	*e*
Kieſelſäure .	44,49	44,98	44,12	43,79	46,00
Thonerde ..	34,46	33,84	35,12	35,49	37,00
Eiſenoxyd ..	0,74	0,33	0,70	0,57	—
Kali	—	0,88	0,25	0,54	—
Natron ...	—		0,27	0,68	0,6
Kalkerde ...	15,68	18,07	19,02	18,93	14,5
Magneſia ..	5,26	1,56	0,56	0,34	—

Das Pulver wird von Hydrochlorſäure zerſetzt, doch iſt die Kieſelſäure pulverförmig.

Fundorte: die Somma, Nachbarberg des Veſuvs in Dolomitblöcken; in einer Tuffmaſſe zu Selſjall auf Island; in Laven auf der Inſel Java; der ſogenannte Lepolit, welcher durch Verwitterung in einen ſerpentinähnlichen Körper übergeht, der den Namen Lindſeit führt, aus Finnland.

Anhang.

Die Zahl der Species dieſes Genus wird ſich wahrſcheinlich noch ſehr vermehren, ſowie man ferner die zahlreichen Vorkommniſſe der Felſite noch mehr kryſtallographiſch und chemiſch genau unterſucht. Folgende Körper ſcheinen beſondere Species zu ſein.

a) Forchhammer's Baulit vom Vulkane Viti auf Island.

b) Ein ganz friſcher, fleiſchrother, orthoklaſtiſcher, Felſit, Gewicht nur 2,441—2,445 mit Zinnerz vom Marlersberg bei Marienberg.

c) Ein ganz friſcher, weißer, plagioklaſtiſcher Felſit *P* auf *M* = 91¼° ungefähr, Gewicht 2,53 bis 2,54, ſtark auf Natron reagirend; von Mulde bei Freiberg.

d) Abich's Andeſin, welcher Kieſelſäure 59,60, Thonerde 24,28, Eiſenoxyd 1,58, Kali 1,08, Natron 6,53, Kalkerde 5,77, Magneſia 1,08 enthält, womit Laurent's Felſit von Arriege in Frankreich verwandt zu ſein ſcheint, den man dem Oligoklas beizählt.

e) Couzeranit, J. von Charpentier, von Pont de la Tour in den Pyrenäen. (*A. Breithaupt.*)

Feldſpinat, ſ. Chenopodium Bonus Henricus.

Feldwebel, ſ. Feld. S. 365.

Feldwermuth, ſ. Artemisia campestris.

Feldwinde, ſ. Convolvulus arvensis.

Feldwirthschaft, Felderwirthschaft, ſ. Feld. S. 345.

Feldzeichen, ſ. Feld. S. 365.

Feldzug, ſ. Feld. S. 366.

FELEGYHÁZA. 1) Ein dem Fürſten Eſzterházy gehöriges großes Dorf im ermellyeker Bezirke (Gerichtsſtuhle, processus) der biharer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen ungariſchen Fläche, unfern vom rechten Ufer des Berettyóſluſſes, in ſumpfiger Gegend gelegen, mit 193 Häuſern, 1160 magyariſchen Einwohnern, die mit Ausnahme von ſechs Juden ſämmtlich Calviner ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der evangeliſch-helvetiſchen Confeſſion und einem Wirthshauſe; 2) ein ſehr großer, volkreicher Marktflecken des Diſtrictes von Klein-Kumanien, im Kreiſe dießſeit der Donau Niederungarns, in der großen ungariſchen Ebene, an der nach Szegedin führenden Straße gelegen, Hauptort des Diſtrictes, gut gebaut, mit 1365 Häuſern, 15,030 Einwohnern, welche bis auf ungefähr 25 Evangeliſche, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre, Kirche und Hauptſchule, einem großen und ſchönen Gebäude (Comitatshaus), in dem die Kumanier ihren Gerichtsſtuhl haben, ihre Verſammlungen halten und welches ihr Archiv enthält; einem ſtattlichen Kaufhauſe; wichtigen Viehmärkten, einem Poſtamte, Station und Pferdewechſel und ſtarkem Feld-, Wein- und Obſtbaue. Auf dem Gebiete dieſes Ortes werden zuweilen römiſche Alterthümer ausgegraben; 3) ein Prädium in der peſther und eins in der ſzaboltſer Geſpanſchaft Ungarns. (*G. F. Schreiner.*)

FÉLIBIEN (André). zu Chartres 1619 geboren, ſtudirte erſt in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Paris und ging 1647 als Geſandtſchaftsſecretair nach Rom, wo der Anblick der vielen Denkmäler der Kunſt ſein Talent für dieſe Gegenſtände erweckte. Das Studium der Kunſt und zwar der Malerei, Bildhauerei, Architektur war von nun an ſeine einzige Beſchäftigung und verſchaffte ihm mehre wichtige Ämter. Er ward 1663 einer der erſten acht Mitglieder der Académie des inscriptions et belles lettres; 1666 historiographe des bâtimens du roi; 1673 Antikenbewahrer und Secretair der Bauakademie. Sein Hauptwerk: Entretiens sur les vies et les ouvrages des plus excellens peintres anciens et modernes erſchien zuerſt Paris 1666. 4. 1685 2 v. 4. Amsterdam 1706. 5 v. 12. Trévoux 1725 6 v. 12. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir noch: Traité de l'Origine de la peinture. 1660. 4. Principes de l'architecture. de la sculpture, de la peinture etc. Paris 1676—1690. 4. Conférences de l'académie de peinture. (Paris 1669. 4. Amsterdam 1706. 12.). Description sommaire du château de Versailles. (Paris 1672. 4.) Description des tableaux, statues et bustes des maisons royales. (Paris 1677. 4.) und mehre ähnliche. Er ſtarb 1695. Sein Sohn

Jean François Félibien war der Erbe ſeiner Talente und ſein Nachfolger in ſeinen Ämtern. Seine Stelle als Schatzmeiſter in der Académie des inscriptions gab er indeſſen, wegen Streitigkeiten, wieder auf. Er ſtarb zu Paris 1733, 75 Jahre alt. Man hat von ihm Recueil historique de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes. (Paris 1687. 4.) Plans et descriptions de deux maisons de campagne de Pline, avec une dissertation sur l'architecture antique et gothique. (Paris 1699. 12.) Description de la nouvelle église des Invalides. (Paris 1702. 1706. 12.) Ein zweiter Sohn von André Félibien, Dom Michel, er war nämlich Benedictiner, war 1666 zu Chartres geboren und ſtarb zu Paris 1719. Er hat eine Histoire de l'abbaye royale de St. Denis (Paris 1706. Fol.) geſchrieben und eine Histoire de la ville de Paris angefangen, welche nach ſeinem Tode, von Dom Lobineau vollendet (Paris 1755 in 5 v. F.), erſchien. (*Blanc.*)

Digitized by Google

FELICE (De, Fortunatus), verdient bemerkt zu werden theils wegen ſeiner Verdienſte um die Literaturgeſchichte, theils wegen der bedeutenden Unternehmungen als Buchdrucker und Verleger. Er war aus Neapel gebürtig, hatte eine Profeſſur daſelbſt bekleidet und kam um die Mitte des 18. Jahrh. nach Bern, wo er zur reformirten Kirche übertrat. Von 1758—1762 gab er zu Bern eine literariſche Zeitſchrift in lateiniſcher Sprache heraus, unter dem Titel: Excerptum totius Italicae nec non Helveticae Literaturae. 16 Hefte. Die angezeigten Schriften ſind vorzüglich teutſche und ſchweizeriſche. Gleichzeitig fing er auch eine literariſche Zeitſchrift in italieniſcher Sprache an: Estratto della Letteratura Europea. Sie geht von 1758 bis 1766 und beſteht aus 36 Heften; an der Fortſetzung bis 1768 hatte er keinen Theil. Später gab er zu Iverdon heraus: Tableau raisonné de l'histoire littéraire du 18. Siècle. (Yverdon 1779. 1782. 1783.) Jeder Jahrgang enthält zwölf Bände. Das Werk iſt wichtig für die Literaturgeſchichte. Von Bern war Felice nach Iverdon gegangen, wo er mehre Jahre eine Unterrichtsanſtalt hielt, dann aber die dortige Buchdruckerei ankaufte, und ihr eine bedeutende Ausdehnung gab. Von den durch ihn unternommenen Werken iſt am bekannteſten der Abdruck der franzöſiſchen Encyklopädie (Encyclopédie ou Dictionnaire universel raisonné des connoissances humaines. XLII. Vol. V Vol. Suppl. X Vol. Planches. (Yverdon 1766—1774. 4.) und Dictionnaire universel raisonné de la Justice naturelle et civile par une société des Moralistes, Juris-Consultes et Publicistes les plus célèbres. XVI Vol. 4. 1777. Er ſtarb im neunten Decennium des 18. Jahrh. (*Escher.*)

Felicia *Cass.*, ſ. Aster.

Feliciana *Cambess.*, ſ. Myrrhynium.

FELICIANO, drei Männer dieſes Namens haben einige Berühmtheit erlangt:

1) Felice Feliciano, aus Verona, andere behaupten aus Reggio im Gebiet von Ferrara, hat ſich viel in Italien umher getrieben, um alte Inſchriften, Medaillen ꝛc. zu ſammeln, wodurch er den Beinamen des Antiquars erhielt, doch iſt er nicht dazu gekommen, etwas von ſeinen Arbeiten herauszugeben. Maffei (in der Verona illustrata) erwähnt eines Manſc.: *Felicis Feliciani* Epigrammaton ex vetustissimis per ipsum fideliter lapidibus descriptorum etc., woraus er auch einiges in obigem Werke hat abdrucken laſſen. Ein anderes Manſc. von ihm unter dem Namen des Trivigiano, weil es in Treviſo aufbewahrt wurde, bekannt, enthält den Bericht ſeiner antiquariſchen Forſchungen in der Gegend um den Gardaſee. Apoſtolo Zeno beſaß eine handſchriftliche Sammlung von Rime antiche von Feliciano. Seine Vermögensumſtände wurden durch ſeine thörichte Leidenſchaft für Alchimie gänzlich zerrüttet, und durch die Unternehmung einer Buchdruckerei, welche er zu Verona anlegte, ſcheint er ſie auch nicht verbeſſert zu haben, denn man kennt aus dieſer Officin nur ein einziges Werk, die von Feliciano ſelbſt beſorgte Überſetzung der Vitae virorum illustrium des Petrarca (Verona 1476. Fol.), wozu er eine Vorrede ſchrieb. Maffei beſaß auch eigne italieniſche Gedichte des Feliciano. Er muß kurz vor 1483 geſtorben ſein.

2) Giovanni Bernardo Feliciano, am Anfange des 16. Jahrh. zu Venedig geboren. Er eröffnete in ſeiner Vaterſtadt eine Schule für Erwachſene, worin er mit großem Eifer und Geſchick Griechiſch und Lateiniſch lehrte und zur Beredſamkeit Anleitung gab. Sein Ruf verbreitete ſich bald und er erhielt von Bologna vortheilhafte Anerbietungen, wenn er an der dortigen Univerſität lehren wollte. Doch überwog bei ihm die Liebe zu ſeiner Heimath. Um ſo unwahrſcheinlicher iſt es, was einige franzöſiſche Schriftſteller behauptet haben, daß er eigentlich Arzt geweſen und an der pariſer Univerſität Medicin gelehrt habe. Er hat viel aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt: *Pauli Aeginetae* Liber sextus de chirurgia; *Galeni* de *Hippocratis* et *Platonis* decretis; De Anatomia matricis liber; *Eustratii* et aliorum Peripateticorum Comment. in libr. Aristotelis de moribus; *Porphyrius* et *Dexippus* in praedicamenta Aristotelis; *Alexander* aphrodisiensis in priorem librum Aristotelis analyticorum; *Porphyrii* de abstinentia ab esu animalium; De Xenophane, Zenone et Gorgia liber etc.

3) Porfirio Feliciano, aus Gualdo im Neapolitaniſchen, ein Dichter des 17. Jahrh., welcher weniger als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen von den Abgeſchmacktheiten des Marinismus angeſteckt war. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts Näheres bekannt. (*Blanc.*)

FELICISSIMUS, in der Mitte des 3. Jahrh., bekannt durch ſeine Renitenz gegen den um Reinheit der katholiſchen Kirche beſorgten und um ihre Einheit verdienten Biſchof Cyprianus. Er war widerrechtlich vom rebelliſchen Novatus zu Carthago zum Diakonus daſelbſt ordinirt, und ſetzte, Anfangs nur als Organ der Unruhe ſtiftenden Partei, deren Widerſetzlichkeit mit ſo beharrlichem Eifer fort, daß er ſelbſt von Cyprian ſpäter faſt als Haupt der Gegner angeſehen wurde. Nach deſſen eigner Beſchreibung (Epist. 41 et 59) war er ebenſo unmoraliſch, als ſein Vorgänger Novatus: beiden werden die ſchändlichſten Laſter und Vergehen nachgeſagt. Auch ihm hatte, wie Novatus, eine äußerliche Veranlaſſung Gelegenheit geboten, dem Beginnen des Biſchofs zu widerſtreben, und die Presbyterialrechte gegen die Epiſkopalen hartnäckig zu vertreten. Bei einer von Cyprianus geſchickten Commiſſion zur Unterſuchung über die Gefallenen und deren Aufnahme in die Gemeinſchaft der Kirche entbrannte der Streit; Cyprian war unbedingt gegen, Feliciſſimus, conſequenter als Novatus, für die Wiederaufnahme der Gefallenen. Das beabſichtigte Schisma war unvermeidlich; ſämmtliche lapsi und confessores, denen die laxere carthagiſche Disciplin ſchon deshalb wohlgefiel, weil ſie ohne läſtige Bußübungen neue Mitglieder der kirchlichen Gemeinſchaft zu werden hoffen konnten, ſchaarten ſich um ihren Vertreter. Cyprian konnte nun zwar ſeine Rechte und die Würde der Kirche durch Nachgeben nicht beeinträchtigen, fand aber bald durch Mithilfe des Cornelius, der ſich zu Rom den Novatianern gegenüber in ähn-

Digitized by Google

lich bedenklicher Lage befand, eine Vermittelung. Auf einem Concilium zu Carthago, gehalten zur Milderung oder Schärfung der Beſchlüſſe gegen die Gefallenen, wurden nach ſcharfer Unterſcheidung der verſchiedenen Arten der Gefallenen gelindere Maßregeln getroffen, die Cyprian als kirchliche und Gott wohlgefällige Conceſſionen durch beſondere Entſchuldigungsgründe vertrat. Cornelius ſtimmte bei; eine ſpätere Synode beſtätigte dieſe Praxis, die auch in der Kirche ſich nun geltend machte. Nur Feliciſſimus, obſchon vorläufig excommunicirt, wurde nochmals zur Verantwortung gezogen, und mit Novatus und ſeinem Anhange, unter wiederholtem Vorwurf ſeiner Vergehungen, aus der Kirche ausgeſchloſſen. Seine Parteigänger nannten ſich nach dem Berge, wo ſie mit ihm communicirt hatten, noch lange nach dieſem Vorfall, Montenſer. cf. *Rettberg*, Thass. Caec. Cyprianus, Biſchof von Carthago ꝛc., und die bei ihm angeführten Schriftſteller. (*O. Gruber.*)

FELICITAS, die Glückſeligkeit, ein perſonificirtes Abſtract bei den Römern. Lucullus begann ihr im J. R. 680 einen Tempel (*Augustin.* de Civ. D. 18. 23) zu bauen und Arkeſilaos ſollte ihre Bildſäule verfertigen. Aber der Tod überraſchte ihn bei dieſem Unternehmen und M. Ämilius Lepidus vollendete den Tempel, der ſich nicht weit von dem des Honor befand (*Dio Cass.* XLIV. 5; *Aug.* l. c.). Man ſehe eine Münze Trajan's bei *Vaill.*, Prol. 11. p. 124 und vergleiche dabei *Beyeri* Thes. Brand. 2. 644. Unter dem Kaiſer Claudius brannte der Tempel ab (*Plin.* XXXIV. 8) und ward nicht wieder erbauet. Häufig ſieht man dieſe Göttin auf Münzen, jedoch nie als Weſen an ſich, ſondern nur in mannichfaltigen Verbindungen, z. B. Felicitas Augusta oder Augusti, Boni Eventus, Caesaris nostri, Imperii, Orbis, Perpetua, P. R. Provinciarum, Publica, Reipublicae, Romanorum, Saeculi, Temporum. Auf einer Münze der Mariniana, der Gemahlin des ältern Valerian, findet ſich ſogar eine Felicitas Deorum, um anzudeuten, daß die Götter ſelbſt ſeliger geworden, als Mariniana unter ſie getreten wäre. Faſt auf allen Münzen der Cäſaren findet man das Bild der Felicitas, weil der Senat die Cäſaren an Beſorgung der öffentlichen Glückſeligkeit erinnerte, und ſie ſelbſt wünſchten, daß das Volk das Glück ihrer Regierung preiſen möchte. Man gab der Göttin die verſchiedenſten Symbole, um die Verſchiedenheit des Glücks im Leben und Staate zu bezeichnen (ſ. *Rasche*, Lex. 1. num. vett. 11. Bd. S. 930. 933). Auf Münzen ſieht man ſie oft als weibliche Figur, die Linke auf einem Füllhorn ruhend und in der Rechten den Caduceus haltend; doch hält ſie oft auch einen Ölzweig oder eine hasta pura (Lanze ohne Eiſen) in der Hand, und ruhet auf einer Säule. (Thes. Br. *Beyer*. T. II. p. 715 sq.) Symboliſche Bezeichnungen derſelben ſind auch über einander gelegte Füllhörner und zwiſchen denſelben eine Kornähre, ferner in einem Scheffel ſtehende Kornähren, ein Getreideſchiff u. dgl. (*Richter.*)

FELIS. 1) Johannes, wird in Prinz's hiſtoriſcher Beſchreibung der edeln Sing- und Klingkunſt S. 121 unter die berühmten Muſiker um das Jahr 1538 geſetzt, von welchem Geſänge zugleich mit andern Meiſtern zu Antwerpen veröffentlicht wurden.

2) Steffano, aus Bari gebürtig und gegen das Ende des 16. Jahrh. am Dom ſeiner Vaterſtadt Kapellmeiſter, ließ unter andern zu Venedig 1583 das 5. Buch ſeiner fünfſtimmigen Madrigalen drucken. (*G. W. Fink.*)

FELIS. Das Katzengeſchlecht bildet eine ſehr natürliche Gruppe der Raubthiere (Ferae ſ. d. Artikel), mit denen es zwar in den allgemeinſten Verhältniſſen ſeines Baues übereinſtimmt, indeſſen auch hinreichend durch untergeordnete Verſchiedenheiten von den übrigen Mitgliedern der genannten Familie ſich unterſcheidet. In Hinſicht auf die drei Unterabtheilungen der Raubthiere, die Inſektivoren, Omnivoren und Carnivoren, ſo ſchließen ſich die Katzen entſchieden den letzteren an, und bilden unter ihnen das den Typus am reinſten darſtellende Glied, alſo gleichſam die entwickeltſte Form der Raubthiere überhaupt. Schon deshalb haben ſie eine ſehr ſtreng beſtimmte, überall gleichförmig wiederkehrende Organiſation, deren Unterſchiede ſich faſt nur auf Äußerlichkeiten beziehen und nur ſelten die Hauptſachen des Gruppentypus weſentlich ändern. Wir werden den letzteren deshalb umfaſſender, als bei anderen Raubthiergruppen gleichen Ranges, darſtellen können.

Beginnen wir mit der äußeren Form, ſo iſt auch in ihr ein allgemeiner Habitus nicht zu verkennen. Der faſt kugelrunde Kopf, deſſen Geſicht und Maul kürzer iſt als bei irgend einem anderen Raubthiertypus; die damit harmoniſche, kurze, etwas abfallende Naſenſpitze; die großen, weit offenen Augen und die mäßig hohen, im Ganzen nicht langen, aufrechtſtehenden Ohren ſetzen in Verbindung mit der dicken, polſterförmigen, aber nicht hängenden Oberlippe, worin ſehr ſtarke Schnurrhaare wurzeln, die Haupteigenheiten der Katzenphyſionomie zuſammen. Der den Kopf tragende Hals iſt dick, und namentlich im Nacken ſehr kräftig. Der Rumpf hat einen geſtreckten Typus, ſteht ganz wagerecht, und iſt dabei ſehr ſtark von beiden Seiten zuſammengedrückt, alſo ſchmal und hoch, ohne hängenden Bauch, vielmehr iſt letzterer etwas eingezogen, wenn auch relativ weniger, als bei den Hunden. Die Gliedmaßen ſind von mittlerer Höhe, nicht ganz ſo hoch wie z. B. bei den Hunden, aber höher als bei den Viverren und Wieſeln; kräftiger gebaut als bei allen übrigen Gruppen, doch nie prall, ſondern mit deutlich erkennbarer Muskulatur verſehen. Beſonders charakteriſtiſch ſind aber die breiten, abgerundeten Pfoten, deren Zehen zwar nur kurz zu ſein ſcheinen, weil das frei bewegliche Krallenglied aufrecht in zurückgezogener Stellung getragen wird, die aber dennoch dem übrigen Beine an Stärke nicht nachſtehen. Vorn finden ſich fünf mit großen, hohen, ſehr ſtark gekrümmten und ſpitzen Krallen bewaffnete Zehen, hinten nur vier; allein die innere, oder der Daumen, iſt auch an den Vorderpfoten in die Höhe gerückt, und die Spur beider alſo vierzehig. Daß den Fußtapfen die Krallenſpur fehlt, weil die Kralle nicht mit auftritt, und ebendeshalb ihre ſehr ſcharfe Spitze unverſehrt erhält, zeichnet ſie vor den Fußſpuren der meiſten übrigen Raubthiere aus. Endlich gehört zum Typus der

Digitized by Google

Katzen ein mehr oder minder langer Schwanz, der gleichmäßig kurz behaart iſt, wie der Rumpf, aber nicht immer dieſelbe Länge hat, indem er bald nur den Hacken erreicht, bald den Boden, aber auch dann nicht nachſchleppt, ſondern in geneigter Stellung vom Thiere frei getragen wird. Nur beim Löwen, deſſen Rumpf übrigens das kürzeſte Haarkleid trägt, hat die Schwanzſpitze einen Quaſt, der auch der Löwin zukommt, während die Mähne längerer Haare am Kopfe, Halſe und dem Vorderleibe ihr abgeht. Dieſen Schmuck hat keine andere Katzenart, wol aber findet ſich bei den übrigen ein im Ganzen bald längeres, bald kürzeres Haarkleid, je nachdem die Art kälteren, oder wärmeren Gegenden eigen iſt. Eine Auszeichnung der *Luchſe* ſind die längeren Haarbüſchel an der Spitze der Ohren.

Wir ſehen hieraus, daß die verſchiedene Länge des Haares und Schwanzes ſchon zur Beſtimmung von mancherlei Unterſchieden des Katzengeſchlechtes von der Natur benutzt worden iſt, und finden bei fernerer Betrachtung des Äußeren, daß beſonders die Zeichnung demnächſt Verſchiedenheiten darbietet. Einfarbige Katzen ſind ſelten, ja exiſtiren wol gar nicht, wenn man den Ausdruck genau nimmt. Denn der Löwe, uns einfarbig gelbgrau erſcheinend, hat doch bei genauer Unterſuchung ſehr verſchiedene Tinten an ſeinem Haare, und der röthlich graue Kuguar, oder der rothgelbe Caracal, nicht minder. Am einfarbigſten iſt wol der *Jaguarundi*, eine ſüdamerikaniſche Katzenart, welche mit Ausnahme einiger weißlichen Haare an der Bruſt, dem Halſe und den Beinen ganz dunkel ſchwarzbraun ausſieht. Die übrigen Katzen haben mindeſtens zwei deutliche, in der Regel aber, ſchärfer unterſucht, *drei* verſchiedene Farben; nämlich gelb in mehrfachen Nuancen, ſchwarz und weiß. Auch im Colorit des Löwen, Kuguar, Caracal und Jaguarundi finden ſie ſich wieder, allein dort iſt die Vertheilung auf jedes einzelne Haar faſt überall dieſelbe, hier beherrſcht die ſchwarze Farbe alle andern. Bei den buntfarbigen Katzen ſondern ſich dagegen die einzelnen Farben an beſonderen Stellen mehr aus, und ſo entſteht die beſtimmte Zeichnung, welche wir wahrnehmen. Gewöhnlich iſt gelb die Grundfarbe der ganzen Oberſeite, und auf ihr tritt das Schwarzbraune in Form von Querſtreifen (Tiger), oder Längsſtreifen (Tigerkatze), oder Kreisflecken (Leopard), hervor, während die Unterſeite des Kopfes, Halſes und Rumpfes, ſelbſt der Gliedmaßen, ſich weiß färbt. In anderen Fällen miſchen ſich gelb, ſchwarz und weiß an demſelben Haare und bewirken einen faſt homogenen, graulichen oder bräunlichen Ton, auf dem hier und da dunklere Flecke (bei *Luchſen*) oder Querſtreifen (bei den *Hauskatzen*) ſich ausſondern. Der Schwanz pflegt in allen dieſen Fällen abwechſelnd hell und dunkel (gelb und ſchwarz, oder grau und ſchwarz) geringelt zu ſein, während die Bauchſeite heller bleibt, aber nie ſo rein weiß wird, wie bei den Arten mit gelblichem Grunde. — Auf dieſer dreifarbigen Miſchung des Kleides aller Katzen beruht es nun, daß unſere Hauskatzen bald grau mit dunkleren Querſtreifen erſcheinen, bald einfarbig (ſchwarz, weiß, oder gelb), bald zweifarbig, am ſeltenſten aber dreifarbig; denn ihre Buntheit iſt eine Ausartung der Grundmiſchung und eine Beſchränkung auf dieſe oder jene Farbe derſelben, wobei letztere bald allſeitig, bald einſeitig oder ſtellenweiſe ſich ausſcheiden kann.

Von den inneren Organen der Katzen berückſichtigen wir zuerſt das Knochengerüſt, deſſen Eigenthümlichkeiten indeſſen nicht eben ſehr augenfällig ſind. Verglichen mit dem der *Hunde* und *Hyänen*, als denjenigen Raubthieren, welche den Katzen zunächſt ſtehen, ſo erſcheint es uns in den meiſten Theilen kräftiger und ſolider gebaut, welche Unterſchiede beſonders an den Gliedmaßen hervortreten. Der Schädel, dem der Hyäne am ähnlichſten, übertrifft doch letzteren in der auffallenden Kürze des Geſichtstheiles und der hohen gewölbten Stirn, deren Krümmungslinie mit der des Scheitels, wenn man vom Pfeilkamm abſieht, und der Naſe einen fortlaufenden Kreisbogen darſtellt. Darin, in der auffallenden Höhe des Naſengrundes, in den breiten Naſenbeinen und in dem kürzeren Naſalaſt des Zwiſchenkiefers, haben die Katzen ihren eigenthümlichſten Schädelcharakter. In Harmonie ſteht damit die Form des Jochbogens, in ſofern dieſer zwar weit vorſpringt, aber doch vorn und hinten gleichmäßiger gekrümmt iſt, als bei Canis und Hyaena. Dieſe gleichmäßige Krümmung rührt her von der Größe der Augenhöhlen, vermöge welcher der Orbitalfortſatz des Oberkiefers ſich mehr nach Außen wendet und dadurch dem Jochbogen gleich Anfangs eine ſtärkere Krümmung aufnöthigt, und ebendieſe auffallende Größe der Augenhöhlen bewirkt auch die Höhe der Stirn und des Naſengrundes. Eine andere Folge derſelben Urſache zeigt ſich in der Größe des Infraorbitalloches, deſſen Umfang bei den Katzen beträchtlich iſt, wenngleich nicht grade größer als bei den Viverren und Wieſeln, ja ſogar relativ kleiner, als bei Meles, Lutra und Procyon. Auch liegt dies Loch bei den Katzen als weite runde Öffnung unmittelbar unter dem Orbitalrande, und zieht ſich keineswegs kanalförmig im Oberkieferknochen fort, wie bei den Hyänen und noch mehr bei den Hunden. Hieran iſt offenbar die Länge des Oberkiefers bei den genannten Raubthieren Schuld, denn es ſcheint Regel zu ſein, daß die vordere Öffnung des canalis infraorbitalis über dem hinterſten Lückenzahn ſich befinde. Dies iſt denn auch bei allen kleineren Katzen wirklich der Fall, allein bei den größeren (Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Gepard) mündet ſie in der That ſchon über der vorderſten Ecke des Fleiſchzahnes. Im Übrigen hat der Jochbogenknochen ſelbſt einen hinterwärts ſehr weit verlängerten Fortſatz, welcher ihn ſogleich, wenigſtens von dem der *Hyäne*, unterſcheidet und einen ſehr ſtarken, etwas nach Hinten geneigten, Vorſprung an ſeinem oberen Ende, der die hintere Wand der Augenhöhle bilden hilft. Dieſer Fortſatz ſteht ſowol beim Hunde, als auch bei der Hyäne ſenkrechter als bei den Katzen, und iſt bei beiden kürzer. Dennoch bleibt auch bei den Katzen der hintere Rand der Augenhöhle zum Theil geöffnet, obgleich die Lücke in ihm, wenigſtens bei den kleineren Arten, oft ſehr ſchmal iſt, am ſchmälſten vielleicht bei der *wilden Katze*. Dieſe größere Enge hängt jedoch ebenſo ſehr von der auffallenden Länge des Orbitalfortſatzes am Stirnbeine ab,

Digitized by Google

wie von der Länge deſſelben Fortſatzes am Jochbeine. Merkwürdig iſt es übrigens, daß trotz der auffallenden Höhe des Naſengrundes und der dadurch bewirkten Weite der Naſenhöhle, ihre hinteren Ausgänge, die Choanen, bei den Katzen, ungeachtet ihrer größeren Breite, ſo niedrig bleiben; zwar nicht ganz ſo niedrig, wie bei der Hyäne, aber doch niedriger, als bei den Hunden, wenngleich nicht alle Arten in dieſem Umſtande genau mit einander übereinſtimmen, und namentlich die großen Arten relativ weitere Choanen haben, als die kleinen. Der Unterkiefer der Katzen iſt nicht blos an ſeiner Kürze kenntlich, ſondern auch ganz beſonders an ſeiner geraden, wenig gebogenen Form. Es liegt daher der übrigens kurze und ſtumpfe Fortſatz unter dem Gelenkhöcker mit dem ganzen unteren Rande bis zum Kinnwinkel in faſt gleicher Ebene, während bei der Hyäne die Lage des erſteren viel höher iſt, bei ziemlich geradliniger Richtung des unteren Kieferrandes, bei den Hunden aber dieſer untere Rand einen recht merklichen Bogen beſchreibt.

Kommen wir nun zu den Zähnen, ſo bieten grade ſie die Hauptunterſchiede der Katzen von den übrigen Raubthieren, und ſomit ihren beſten Gattungscharakter dar. Zunächſt ihre Anzahl, in ſofern ſie kleiner iſt, als bei irgend einem anderen Raubthiere. Zwar haben alle Katzen, gleich den übrigen Carnivoren und Omnivoren, ſechs Schneidezähne in beiden Kiefern nebſt großen hakigen Eckzähnen, aber die Anzahl der Backzähne beſchränkt ſich auf vier im Oberkiefer und drei im Unterkiefer, ſodaß die Anzahl aller Zähne 30 iſt. Die Schneidezähne ſind im Ganzen klein, namentlich die vier mittleren, und obwol ein ähnlicher Größenunterſchied auch bei der Hyäne vorkommt, ſo iſt er doch bei den Katzen ſehr viel beträchtlicher. Alsdann hat jeder obere Schneidezahn einen deutlichen vorderen und einen hinteren Kronenabſatz, zwiſchen welchen die ſtumpferen Kronenſpitzen der unteren Schneidezähne eingreifen; auch beſteht der äußere Abſatz aus drei kleinen Höckerchen, die wenigſtens an vollſtändig erhaltenen friſchen Zähnen nicht zu verkennen ſind. Von allen dieſen Formen finden ſich nur leiſe Andeutungen noch bei der Hyäne, aber kaum noch bei den Hunden, die überhaupt durch die beinahe gleiche Größe aller ſechs Schneidezähne, von den Katzen, wie von den Hyänen, ſich mehr entfernen. Höchſt charakteriſtiſch ſind auch die Eckzähne, theils durch ihre Höhe, theils und beſonders durch zwei ſcharfe vorſpringende Leiſten, welche an den oberen Zähnen faſt genau vorn und hinten ſich befinden, an den unteren dagegen hinten und inwendig. Zwiſchen dieſen Leiſten hat jeder obere Zahn, außen wie innen, je zwei ziemlich parallele Längsfurchen, jeder untere aber nur eine nach Außen. Beide Verhältniſſe, die Leiſten und die Furchen, ſind Eigenheiten der Katzen und zeigen ſich bei ihnen um ſo beſtimmter, je wohlerhaltener das Gebiß iſt; ſie fehlen den Eckzähnen der übrigen Raubthiere ohne Ausnahme. — In Hinſicht auf die Backzähne, ſo ſchließen ſich darin die Katzen ſehr genau an die Hyänen an und können in mancher Beziehung ſogar mit ihnen identificirt werden. Beide haben allein von allen Carnivoren im Oberkiefer einen Zahn mehr, als im Unterkiefer und dieſer eine Zahn iſt ein kleiner, quergeſtellter, hinterer Kauzahn, der alſo dem Unterkiefer fehlt. Beide haben ferner nur im Oberkiefer einen einhöckerigen Lückenzahn, im Unterkiefer gar keinen von ſolcher Bildung; dagegen beſitzt der Unterkiefer bei beiden Gattungen einen dreihöckerigen Lückenzahn mehr, als der Oberkiefer. Neben dieſen Übereinſtimmungen treten nun als Unterſchiede zuerſt die Zahlenwerthe $^4/_3$ bei den Katzen, $^5/_4$ bei den Hyänen auf, und dann die ſchärfere Zackenbildung der Katzen im Vergleiche mit dem ſtumpferen, plumperen Zackentypus bei den Hyänen. Endlich iſt als größte Zahndifferenz die Anweſenheit eines dritten, flachen Kronenhöckers am unteren Fleiſchzahne der Hyänen zu betrachten, denn ein ſolcher dem oberen Kauzahne entſprechender Höcker fehlt den Katzen völlig. Dieſer Mangel iſt der entſcheidendſte Katzencharakter, er kommt bei Raubthieren nicht weiter vor. Indeſſen ſtimmen in der Form dieſes Zahnes nicht alle Katzenarten genau mit einander überein, manche (die Luchſe, Geparde) haben wirklich einen dritten, aber ſehr kleinen und ebenfalls ſpitzen Höcker am unteren Fleiſchzahne, der den übrigen (namentlich den großen Arten) durchaus fehlt. Ähnlich differirt der obere zweite Lückenzahn, in ſofern er bald (bei den großen Arten) einen ſcharfen Höcker vorn vor dem mittleren Haupthöcker beſitzt, bald nicht (bei den meiſten kleinen Arten). Betrachten wir die übrigen Zähne der Katzen im Einzelnen, ſo hat der zweite Lückenzahn hinter dem Haupthöcker noch zwei kleine Höcker in beiden Kiefern, der erſte im Unterkiefer aber nur einen. Der Fleiſchzahn des Oberkiefers iſt dreihöckerig, ſein erſter Höcker aber viel kleiner, als die beiden folgenden, zwiſchen dieſem und dem Mittelhöcker ſpringt nach Innen der niedrige Nebenhöcker mit ſeiner beſonderen Wurzel weit hervor. Im Unterkiefer hat der Fleiſchzahn nur zwei hohe, ſcharfe Höcker, die nach Außen mehr verbunden ſind, als nach Innen; ſie greifen beide vor dem Kauzahne zwiſchen ihm und dem Nebenhöcker des oberen Fleiſchzahnes ein, wenn das Maul geſchloſſen wird, ſodaß der Kauzahn frei ſchweben bleibt, wie denn überhaupt in dieſer Stellung der entſprechende Lückenzahn des Unterkiefers hinter dem des Oberkiefers liegt. Endlich iſt es eine Eigenheit des Gebiſſes der Luchſe, daß ihnen der obere einhöckerige Lückenzahn regelmäßig fehlt, ihr Gebiß alſo im reifen Lebensalter nur aus $\frac{3-3}{3-3}$ Backzähnen beſteht. — Noch um ein Zahnpaar geringer iſt das fertige Milchgebiß der jungen Katzen, denn es beſteht nur aus $\frac{3-3}{2-2}$ Backzähnen[1]), wie ich nach Unterſuchung von Jungen der Hauskatze, des Leopard und der Tigerkatze gefunden habe. Eine Reihe von Individuen verſchiedenen Alters zeigt mir, daß zuerſt die ſechs Schneidezähne beider Kiefer durchbrechen und ihnen ſehr bald die Eckzähne folgen, worauf et-

1) A. Wagner (Schreb. Säugethiere. Supplem. 2. Abth. S. 458) gibt das Milchgebiß des Caracal zu $\frac{2-2}{2-2}$ Backzähnen an, was für die Luchſe Regel ſein mag, für die andern Katzenarten aber unrichtig iſt.

Digitized by Google

was ſpäter die Fleiſchzähne ſich zeigen, dann der untere Lückenzahn und der obere Kauzahn, endlich zuletzt der obere einhöckerige Lückenzahn. Demnach beſteht das Milchzahngebiß ganz aus denſelben Beſtandtheilen, wie das ſpätere, und unterſcheidet ſich von ihm nur durch den Mangel eines dreihöckerigen Lückenzahnes im Oberkiefer, wie im Unterkiefer. Was die einzelnen Zähne des Milchgebiſſes betrifft, ſo weichen ſie von denen des ſpäteren Gebiſſes nicht blos durch die geringere Größe, ſondern auch durch eigenthümliche Formunterſchiede ſehr deutlich ab. Denn die Schneidezähne haben keine Kerben auf dem Kronenrande und die Eckzähne keine Furchen; an dem oberen Fleiſchzahne ſitzt der viel niedrigere innere Höcker neben dem mittleren Haupthöcker, und der vordere Höcker iſt zweiſpitzig am Milchzahne, nicht einſpitzig wie am bleibenden Fleiſchzahne. Dagegen zeigt der untere Fleiſchzahn einen deutlichen dritten hinteren Höcker, welcher am bleibenden Zahne fehlt, oder doch viel kleiner iſt; endlich der obere Kauzahn iſt relativ viel größer, dreiwurzelig und vierhöckerig, indem ein höherer, mittlerer Höcker von den kleineren nach Außen und Hinten umgürtet wird. Dieſer Zahn iſt am bleibenden Gebiß blos zweiwurzelig und ſchwach dreihöckerig, der mittlere Haupthöcker und die eine äußere Wurzel fehlen ihm. Bei der Schichtung folgen übrigens die bleibenden Zähne ziemlich in derſelben Reihe, in welcher die Milchzähne auftreten; die Schneidezähne ſind alſo die erſten, dann kommen die Eckzähne. Nun aber tritt der obere einhöckerige Lückenzahn mit dem erſten unteren und dem Kauzahne faſt gleichzeitig hervor, worauf die Fleiſchzähne folgen, indem ſie hinter den noch vorhandenen Milchfleiſchzähnen ſich durchdrängen; ſie heben alsdann den Milchfleiſchzahn heraus, und machen ſo dem zweiten Lückenzahnpaare Platz. Dieſes, das dem Milchgebiſſe fehlte, tritt alſo am bleibenden Gebiſſe auch zuletzt hervor.

Im Baue des übrigen Skelets zeigen die Katzen eine merkwürdige Übereinſtimmung. Gewöhnlich haben ſie 7 Halswirbel, 13 Rippen tragende Rückenwirbel, 7 Lendenwirbel, 3 Kreuzbeinwirbel, aber eine verſchiedene Zahl von Schwanzwirbeln, die jedoch nicht unter 15 fällt, aber 29 nicht erreicht [2]). Selten kommen Ausnahmen von dieſen Zahlen vor. So finde ich an dem hieſigen Skelete der Löwin nur zwei Kreuzbeinwirbel und bei einem Skelet der zahmen Katze 14 Rippen tragende Rückenwirbel, während Cuvier der Hauskatze nur 12 Rückenwirbel zuſchreibt (vergl. Anat. I. 101 der Überſ. von Duvernoy), was ſicher ein Irrthum iſt. Von den Halswirbeln iſt ein jeder, beſonders aber der Atlas, relativ ſchwächer, als bei der Hyäne, aber kräftiger, als am Hunde, und der vorletzte (ſechste) durch die Breite ſeines abſtehenden Kammes am proc. transv. merkwürdig. Bei den kleineren Arten iſt dieſer Kamm in einen vorwärts und rückwärts gewendeten Aſt getheilt. Unter den Rückenwirbeln iſt der eilfte der antikliniſche, d. h. derjenige, von dem an die processus spinosi der übrigen nach beiden Seiten abfallen; die Lendenwirbel werden ſucceſſiv etwas größer und ihre ſtark nach Vorn gebogenen, am Ende ſchief zugeſpitzten, aber nicht erweiterten proc. transversi allmälig länger; nur der letzte iſt etwas kürzer, als der vorletzte. Die Kreuzbeinwirbel ſind verwachſen, haben aber noch kurze Dornfortſätze. Von den Schwanzwirbeln zeigen die erſten 5—7 noch deutliche Querfortſätze und einen Rückenmarkskanal, den übrigen fehlt beides. Mehre dieſer Eigenſchaften, namentlich die Form der proc. transv. an den Lendenwirbeln, ſind für die Katzen charakteriſtiſch, und unterſcheiden ihre Wirbel leicht von den analogen der Hyänen und Hunde. Daſſelbe läßt ſich von den Rippen behaupten, deren eigenthümlich ſchmale, ziemlich dicke, faſt drehrunde Form von dem breiteren und flächeren Typus der Hunde und noch mehr von demſelben der Hyänen auffallend abweicht. Es ſind ihrer neun wahre, alſo vier falſche bei allen Arten vorhanden. Das Bruſtbein beſteht aus acht Wirbeln, von denen der erſte und letzte länger iſt, als die übrigen.

Als Eigenheiten der Extremitäten wäre zunächſt die Anweſenheit eines kleinen, leicht gekrümmten Schlüſſelbeines zu erwähnen, das frei im Fleiſche liegt und durch ſehnige Fortſetzungen an das Bruſtbein, wie an das Schulterblatt angeheftet iſt. Das Schulterblatt folgt in ſeiner breiten, am Vorderrande ſtark gekrümmten Form dem allgemeinen Typus der Raubthiere, iſt aber durch die relativ größere Breite der vorderen Hälfte vor dem Kamme und die ſtärkſte Krümmung ſeines Vorderrandes bei den Katzen beſonders ausgezeichnet. Am kenntlichſten iſt der Kamm ſelbſt durch einen Fortſatz nach Hinten neben dem Akromion, das durch einen bogenförmigen Ausſchnitt von dieſem Fortſatze getrennt wird. Der kräftige, leicht gekrümmte, Oberarm hat einen ſehr breiten, unteren Gelenkknorren, durch deſſen inneren Vorſprung ein ſchiefer Canal gezogen iſt, der den übrigen großen Raubthieren abgeht, und dadurch den Oberarmknochen großer Katzenarten ſehr kenntlich macht [3]). Die Knochen des Unterarmes ſind durch ihre Kürze, ihre ſtärkere Krümmung und ihren ſolideren Bau ebenfalls kenntlich, weichen aber ſonſt nicht weſentlich von den Formen der übrigen Raubthiere ab. Die Fußwurzel beſteht aus ſieben Knochen, indem das Kahnbein mit dem Mondbeine verwachſen iſt; der Plattfuß und die Zehenknochen ſind wieder ſehr ſolid, namentlich kurz und breit, beſonders kenntlich aber iſt das vorletzte Zehenglied durch ſeine ſeitwärts gebogene Form, die dem letzten verſtattet, neben ihm vorbei ſich rückwärts nach Oben einzubiegen, und nicht minder das letzte Zehenglied durch ſeine breite Knochenſcheide am Grunde, auf der die große Kralle ruht, ſein ſonderbar kappenförmiges Anſehen und ſeine aufrechte Stellung in der Ruhe, die ſeine gewaltſame Bewegung beim Ausſchlagen bewirkt. Reden wir

2) An den Skeleten der hieſigen Sammlungen finde ich 25 beim Löwen, der Löwin und dem Tiger, 25—27 bei vier Leopardenſkeleten, 23 beim Gepard und der Hauskatze, 20 bei der wilden Katze; die übrigen ſind unvollſtändig.

3) Durch dieſen Kanal gehen der nervus medianus und die arteria brachialis, oder ein Aſt derſelben; er kommt unter den Raubthieren noch den Muſtelinen, Viverrinen, den kleinern Urſinen (Procyon, Nasua, Cercoleptes) and den Inſektivoren zu.

Digitized by Google

davon ſpäter bei Betrachtung der weichen Theile und berückſichtigen jetzt noch das Knochengerüſt der hinteren Extremität, ſo fällt uns hier das kleine halbcylindriſche Becken mit ſeinen ſchmalen, nach Oben und Vorn gar nicht erweiterten Darmbeinen als eigenthümlicher Katzencharakter auf. In Harmonie damit ſteht der ſehr kleine Gelenkkopf des Oberſchenkels. Letzterer iſt ein vollkommen gerades Rohr, ohne alle Krümmung. Am Unterſchenkel iſt die vollſtändige Trennung der tibula von der tibia bis zum Hackengelenk hin ein guter Gattungscharakter; beim Hunde und der Hyäne ſind beide faſt von der Mitte an verbunden, bei den übrigen Carnivoren aber, und den Omnivoren, ebenfalls, bis zum Ende getrennt. Die Fußwurzel der hinteren Extremität beſteht, wie beim Menſchen, aus ſieben Knochen, deren Lage und Verhältniß daſſelbe iſt, nur das erſte Keilbein iſt relativ etwas kleiner. Die Zehengliederknochen ſind größer, als an der vorderen Extremität, das Krallenglied aber relativ etwas kleiner.

Von den weichen Theilen des Katzengeſchlechtes iſt zuvörderſt die Zunge durch ihren Stachelbeſatz merkwürdig und als ſolche bereits ziemlich allgemein bekannt. Er beſteht aus wirklichen, feinen, Federſpulen nicht unähnlichen, hornigen, einfachen Stacheln, die einzeln, ſchief auf dem hinteren Rande einer angeſchwollenen krauſen Warze ſitzen, und mit der Spitze nach Hinten gerichtet ſind. Sie beginnen etwas hinter dem Vorderrande der Zunge, erreichen auf der Mitte der vorderen Zungenhälfte ihre größte Entwickelung, nehmen von der Mitte an Größe ab, an Menge aber zu, und erreichen die Gegend der papillae vallatae, wo ſie ſich allmälig verlieren. Die Anzahl dieſer Papillen iſt ſechs bei den größeren oder vier bei den kleineren Katzenarten. In ihrer Nähe iſt der Zungenrand jederſeits mit langen Fleiſchzacken beſetzt, die auch auf der hinterſten Fläche in kleineren Spuren bemerkt werden. Der Schlund zeigt nichts Beſonderes, der Magen hat im Allgemeinen die bei Säugethieren gewöhnliche Form, doch iſt die pyloriſche Mündung ziemlich lang ausgezogen und ſtark zurückgekrümmt; das große Netz hängt in einem Bogen an zwei Dritteln des unteren Randes; das kleine Netz haftet in der Schlinge zwiſchen Magen und Pförtnertheil, zickzackförmige Fettſtrahlen über ihn ausſendend. Der Darmkanal iſt 3—5 Mal ſo lang wie der Rumpf, relativ am längſten nach Owen beim Löwen, am kürzeſten beim Luchs. Bei der Hauskatze fand ich ihn beinahe 8 Fuß lang, beim Leoparden etwas über 11; auf den Dickdarm kommt $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{7}$ dieſer Länge; der Blinddarm dagegen iſt ſehr kurz und beträgt kaum $\frac{1}{10}$ des Dickdarmes. Neben dem After finden ſich zwei runde Blindſäcke, die außen am Sphinkter münden, ſie enthalten 4—5 drüſige Stellen von verſchiedener Größe, welche eine gelbliche, dem Ohrenſchmalz im Anſehen nicht unähnliche Subſtanz abſondern, womit die Taſchen erfüllt zu ſein pflegen.

Die Leber beſteht aus ſieben Lappen von ſehr ungleicher Größe, bei einigen Arten (F. pardalis, nach Meckel) nur aus ſechs; die Gallenblaſe iſt groß und hat einen langen, mehrmals gewundenen, Ausgang, der die Lebergänge in ſich aufnimmt. Die Milz iſt lang, ſchmal zungenförmig geſtaltet; die Bauchſpeicheldrüſe hat eine noch längere, ſchmälere Form, und reicht bis an den Dünndarm hinan, in den ſie neben dem Gallengange einmündet. Lunge und Herz der Katzen bieten nichts Beſonderes dar, und von den Geſchlechtstheilen ſind blos die männlichen durch den Mangel der Samenblaſen, welche jedoch allen Carnivoren fehlen ſollen, und die mit Stacheln beſetzte Eichel der Ruthe merkwürdig. Letztere iſt im nicht erigirten Zuſtande nach Hinten gekrümmt, daher auch beim Männchen der Urin rückwärts abfließt. Der weibliche Apparat hat keine ſolche Auszeichnungen, der Uterus iſt zweihörnig und die Embryonen haben eine gürtelförmig rund um die Mitte des eiförmigen Chorions herumgelegte Placenta. Die Anzahl der Zitzen ſcheint verſchieden zu ſein; bei der Hauskatze findet man acht, davon vier am Bauche, vier an der Bruſt; die größeren Arten haben weniger, die Löwin und das Jaguarweibchen nur vier.

Werfen wir nun am Schluſſe dieſer allgemeinen Betrachtung noch einen Blick auf die Beweglichkeit der Krallen, als diejenige Eigenſchaft, welche zu den Hauptcharakteren der Katzen gehört und in ſolchem Grade keinem anderen Raubthiere eigen iſt, ſo wurde die eine Bedingung derſelben, welche auf die Form der zwei letzten Zehenknochen ſich gründet, ſchon früher erwähnt und bemerkt, daß der vorletzte Zehenknochen etwas gebogen oder an der äußeren Seite ſchief ausgeſchweift iſt, ſodaß das aufgerichtete kappenförmige Krallenglied ſeitwärts nach Außen neben ihm vorbeigehen kann. In dieſer aufgerichteten Stellung wird es nun durch zwei elaſtiſche Bänder erhalten, von welchen das kürzere, aber derbere vom äußeren Rande des breiten Gelenkknorrens der vorletzten Phalanx entſpringt und an den oberſten hinterſten Punkt der Kappe des Krallengliedes ſich anſetzt, während das andere, längere, ſeinen Urſprung an der inneren Seite des Kappengliedes unten neben dem Gelenkknorren nimmt und neben dem vorletzten Zehengliede aufſteigend ſich an den inneren Rand ſeines oberen Gelenknapfes anheftet. Dieſen beiden Bändern wirken die ſtarken Sehnen des flexoris digitor. perforantis s. profundi, welche ſich an die untere Ecke des Krallengliedes, wo es mit einem ſtarken Höcker verſehen iſt, anheften, entgegen und führen das gewaltſame Hervorſchnellen der Krallen aus, wenn das Krallenglied zwar eigentlich gebogen wird, wegen ſeiner beſonderen Stellung aber vor der Biegung, die es erleiden ſoll, erſt eine Streckung machen muß.

Dies wären alſo die wichtigſten körperlichen Eigenſchaften des Katzengeſchlechtes; was ſeine geiſtigen betrifft, ſo können wir uns kürzer faſſen, da das Naturell der Hauskatze Jedermann hinlänglich bekannt ſein dürfte. Und mit ihr theilen die übrigen Arten alle Hauptzüge des Charakters, wenngleich das Heimliche und Falſche ihres Weſens mit der Größe und Kraft im umgekehrten Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint. Aber auch der Löwe erpackt, wie die Hauskatze, ſeine Beute im Sprunge, aus ſeinem Verſtecke hervorſtürzend; auch der Tiger wirft ſich gewaltſam auf ſeinen Raub und wagt den Sprung nicht eher, als bis er des Erfolges gewiß iſt. Jener, ebenſo ſtolz, wie

Digitized by Google

kräftig, verſchmäht es, über das eigene Bedürfniß hinaus zu rauben; dieſer, tollkühn und raubgierig zugleich, würgt, was in ſeinen Bereich kommt, oft, ſo ſcheint es, um ſo lieber, je gefahrvoller der Angriff iſt; — der läßt ab vom Ziele, wenn er es verfehlte, dieſer wird durch jedes Mislingen nur noch gereizter und kann höchſtens durch einen unvorgeſehenen Zufall beim Angriff erſchreckt und außer Faſſung gebracht werden. Beide ſind gewohnt zu ſiegen, ſie fliehen daher nicht, ſie unterliegen nur der Übermacht, oder laſſen ab vom Verſuche, wenn die ruhige, ernſte Haltung des Feindes ihnen Ehrfurcht und Beſonnenheit einflößt. Alle dieſe Züge von Selbſtvertrauen, das ſich auf die Stärke gründet, zeigen indeſſen nur die großen Arten; mit der Körpergröße nimmt auch das Großartige ihres Charakters ab, und das Hinterliſtige, Tückiſche, Falſche und Scheue der gemeinen Katze tritt ſichtlich hervor. Nur die Kühnheit, die auch bei ihnen unter Umſtänden bis zur Tollkühnheit ſich ſteigert, bleibt den Katzen allen, doch weniger im Angriffe, als bei der Vertheidigung, beſonders wenn ſie gereizt ſind und des Feindes Übermacht noch nicht erprobt haben. Nur dann und im äußerſten Nothfalle entſchließen ſie ſich zur Flucht. Alle Arten leben übrigens im wilden Zuſtande nur vom Fleiſche ſolcher Thiere, die ſie ſelbſt erlegt haben; ſie ſchlagen dabei ihre Beute mit den Tatzen nieder, indem ſie die ſcharfen, ſpitzen Krallen hervorſchleudern, und tödten das Thier durch einen Biß in die Kehle, wobei ſie ihm das Blut ausſaugen und demnächſt daſſelbe verzehren. Sie leben einzeln und jagen in beſtimmten Revieren umher; zur Brunſtzeit ſuchen ſich die Paare auf, doch übernimmt das Weibchen die Hauptſorge für die Jungen, deren Menge bei jedem Wurfe von 3—5 zu wechſeln pflegt. Die großen Arten bringen wenige, die kleinen mehre Junge zur Welt; bei jenen, und beſonders beim Löwen, ſind ſie gleich ſehend, bei allen völlig behaart, und entweder in die Quere geſtreift (beim Löwen, Tiger und den kleineren Katzen), oder punktirt gefleckt (beim Jaguar, Leopard, und den gefleckten Arten überhaupt). Sie ſpielen und tändeln in der erſten Zeit gern mit einander, oder mit der Mutter, und gewöhnen ſich dann leicht an den Menſchen; mit zunehmendem Alter tritt die Wildheit und das Scheue mehr hervor, und bald ſtellt ſich die Raubluſt ein, wozu die Mutter durch eingefangene kleine Thiere ihre Jungen ſelbſt aufmuntert. Die Zärtlichkeit dieſer Mutter für ihre Jungen iſt bekannt und bei den großen Arten nicht geringer; ſie ſteigert ſich bei ihnen zur äußerſten Wuth, deren ein Thier fähig iſt, wenn den Jungen etwas Leides zugefügt worden, oder ihr dieſelben geraubt ſind. Namentlich kennen dann die Löwin und das Tigerweibchen keine Grenzen.

Von den bekannten Arten, deren Zahl ſich auf 50 beläuft, leben alle größeren nur in der heißen oder wärmeren Zone, die kleineren beſonders in den gemäßigten Erdſtrichen, aber blos Luchſe im Polargebiete. Ihre Lieblingsorte ſind die ſchattigen Waldungen, ſowol der Ebenen, als beſonders der gebirgigen Gegenden, wo ſie dem Wechſel des Wildes auflauern und daſſelbe beſchleichen können. Manche, wie namentlich die Luchſe und die wilde Katze, ſtürzen ſich auch von den Bäumen auf ſie herab. Inſelngebiete bewohnen ſie weniger zahlreich, als das Feſtland; ja in Auſtralien, ſelbſt auf Neuholland, fehlen einheimiſche Katzenarten ganz. Am zahlreichſten wird Aſien von Katzen bevölkert, denn hier trifft man über 20 Arten an, und darunter auch die größten, wie die kleinſten von ihnen. Nächſtdem iſt wol Amerika der katzenreichſte Erdtheil; man darf die daſelbſt einheimiſchen Arten auf 12—14 ſchätzen. Afrika hat etwa halb ſo viele Inſaſſen, doch unter ihnen auch den Löwen. Europa bewohnen 4—5 Arten, größtentheils Luchſe, die ſich über die ganze nördliche Hemiſphäre verbreiten. Alle größeren Arten ſind in ſehr ausgedehnten Bezirken anzutreffen und kommen in der Regel an allen gleichförmigen Stellen desjenigen Welttheils vor, dem ſie angehören.

Dieſe zahlreichen Arten in eine naturgemäße Überſicht zu bringen, iſt eine zur Zeit noch nicht genügend gelöſte Aufgabe, deren Löſung auch hier um ſo weniger erwartet werden kann, als mir gegenwärtig nur 17 [4]), alſo ein Drittel der ſämmtlichen Arten, zur eignen Unterſuchung zu Gebote ſtehen. Es finden ſich darunter freilich Repräſentanten aus allen bisher aufgeſtellten Gruppen, allein grade nur die Haupttypen der jedesmaligen Abtheilung, keineswegs die gewiß hier, wie anderswo, vorhandenen Zwiſchenglieder, durch welche die eine Gruppe in die andere ſanft überzugehen pflegt. Denn nie zeigen ſich die Charaktere einer natürlichen Familie oder Gattung bei allen Mitgliedern in gleicher Höhe der Ausbildung, und da ſich dies Geſetz an den Arten der Gattung Felis im Ganzen bald darthun läßt, ſo wird es auch den einzelnen, durch ein Mehr oder Minder dieſes oder jenes Charakters ausgezeichneten Artgruppen nicht abgehen. Überblicken wir nämlich zuvor diejenigen Gattungscharaktere, in denen die Arten variiren, ſo ſind dies faſt ſämmtliche typiſche Merkmale. Die Augen z. B., welche bei den kleineren Katzen, wie bekannt iſt, eine ſenkrechte ſpaltenförmige Pupille haben, zeigen bei den größeren Arten eine runde. Dann bietet das Gebiß mancherlei Unterſchiede dar, namentlich im Mangel (bei den Luchſen) oder der Anweſenheit (bei allen übrigen Arten) des oberen erſten Lückenzahnes; in dem häufigen Auftreten eines vorderen kleinſten Höckers am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, der z. B. den kleineren Katzenarten zu fehlen ſcheint; in der relativen Höhe aller Höcker, welche bei den kleineren Arten ihre Breite zu übertreffen pflegt, bei allen größeren aber ſie nicht erreicht. Ferner variirt die Größe des inneren Nebenhöckers am Fleiſchzahne, ja er fehlt als Höcker bei den Geparden ganz (!) Endlich ſchwankt nicht blos die Zahl der Schwanzwirbel und damit die Länge des Schwanzes, wie wir bereits geſehen haben, ſondern auch die ſo ſehr charakteriſtiſche Bildung der Krallen und ihre Beweglichkeit treten bei einigen Arten (den Geparden) auffallend zurück. Alle dieſe Unterſchiede ſind mehr oder weniger bekannt geweſen und bei der Eintheilung benutzt worden, nachdem die Gattung von G. Cuvier (Annal. du Mus. d'hist.

4) Es ſind F. Leo, Tigris, Onca, Leopardus, pardalis, macrura, guttata, Serval, minuta, borealis, rufa, Lynx, Caracal, Chaus, caligata, Catus, domestica.

Digitized by Google

natur. T. XIV.), Temminck (Monogr. des Mammif. I.), Fr. Cuvier (Dictionn. des scienc. natur. Tom. VIII.), Desmareſt (Mammalogie 1820), G. Fiſcher (Synops. Mammalium. 1829.) und neuerdings von A. Wagner (Schreber's Säugeth., Supplem. 2. Abth.) monographiſch bearbeitet worden iſt, und nach dieſer Zeit noch Überarbeitungen von Gray, Lund, Iſ. Geoffroy und Anderen erfahren hat. Nach meinem Dafürhalten ſcheint eine natürliche Gruppirung von der Puppillenform ausgehen zu müſſen, allein grade ſie iſt bisher nur von wenigen Arten mit Sicherheit bekannt geworden; gewiß weiß man, daß der Löwe, Tiger, Leopard, Jaguar, Cuguar, Gepard ſie rund beſitzen; beim Maracaya habe ich ſie ſelbſt an lebenden Exemplaren beobachtet, vom Serval und einem Luchs (chat à ventre tacheté) erwähnt ſie Fr. Cuvier, vom Kuwuk (F. minuta) Horsfield, vom Eyra und Yaguarundi Rengger. Hiernach iſt alſo die runde Pupille keineswegs blos Eigenheit der großen Katzenarten, denn ſelbſt die kleinſte beſitzt ſie, vielmehr mag die Lebensweiſe mit ihr in Harmonie ſtehen, obgleich die übliche Sonderung in Tag- und Nachtkatzen dadurch nicht gerechtfertigt werden kann, weil ſelbſt der Tiger in der Dämmerung ſeinem Raube nachgeht, und Horsfield vom Kuwuk ausdrücklich angibt, daß er bei Tage in hohlen Bäumen ſtecke und blos bei Nacht raube. Wir werden demnach für jetzt noch die Pupillenform nur als Nebenſache in Betracht ziehen können, und andere Unterſchiede hervorſuchen müſſen, um eine Überſicht zu erhalten. Ich glaube indeſſen nicht, daß die Eckzähne, welche Iſ. Geoffroy bei der Eintheilung der Katzen als Trennungsmoment benutzt hat (*Jacquemont*, Voyage dans l'Inde. Mammif. pag. 34), dazu ſich eignen; denn ſie ſind zwar relativ kleiner bei den kleineren Katzen mit elliptiſcher Pupille, aber keineswegs minder gewölbt, oder innen ſtärker abgeplattet, als die der großen Arten. Hierin zeigt blos der Gepard eine weſentliche Abweichung von den übrigen Katzen. Daſſelbe gilt von der Länge der Gaumenbeine hinter den Backzähnen, denn dieſe ſteht in Harmonie mit der Weite der Choanenöffnung, ſodaß die Platte der Gaumenbeine kurz iſt, wenn die Choanen eine breite niedrige Öffnung bilden, wie bei den kleinern Katzen, länger dagegen, wenn die Choanenöffnung höher und ſchmäler iſt. Ich kann daher im Katzengeſchlecht zunächſt nur zwei Untergattungen annehmen, alle übrigen Gruppen aber nur für leichtere Deviationen des zweiten Haupttypus der Katzen halten und als ſolche nach ihren Abweichungen charakteriſiren.

I. Cynailurus *Wagl.* Dieſe Unterabtheilung des Katzengeſchlechts ſtellt ſich durch vielſeitige Charaktere als eine ſehr ſelbſtändige Gruppe dar, die eher als irgend eine andere auf Gattungsrechte Anſprüche hat. Zunächſt iſt ſie durch den langgeſtreckten hochbeinigen Typus in der äußeren Erſcheinung den Hunden ähnlich, was auch Wagler durch ſeinen Gruppennamen ausſpricht. Freilich verrathen der ſehr kugelige, relativ kleine Kopf und der auffallend lange Schwanz die Katzennatur deutlich. Die Pupille iſt rund, das Gebiß höchſt merkwürdig, beſonders durch die kurzen ſchwächeren, zuſammengedrückten Eckzähne, denen die Längsfurchen fehlen, durch den innigen Anſchluß aller Backzähne an einander wie an die Eckzähne, durch die Kürze der einzelnen Backzähne ſelbſt und durch die ſcharfkantige, dabei aber breite, krummrandige Form der Kronenzacken aller Backzähne, deren einzelne Zacken daher relativ größer und deutlicher ſind, als an irgend einer anderen Katzenart. Merkwürdig iſt es, daß trotz dem der Fleiſchzahn keinen inneren Nebenhöcker beſitzt, ſondern an der Stelle, wo dieſer Nebenhöcker ſtehen ſollte, blos etwas breiter iſt, dabei aber vor dem mittleren Haupthöcker zwei kleine Höcker zeigt, während die übrigen Katzenarten daſelbſt im bleibenden Gebiß nur einen Höcker haben. Zugleich iſt der Kauzahn ſehr klein, und der untere Fleiſchzahn ohne deutliche Spur eines dritten Höckers. Übrigens zeigt auch der ganze Schädel Eigenthümlichkeiten, die ſich ſeiner geſammten Kugelform, welche ſtärker iſt, als bei allen andern Arten, anſchließen und namentlich in der Länge und Weite der Choanenöffnung ſich ausſprechen. Das Knochengerüſte im Ganzen iſt zarter geformt, der Schwanz aber trotz ſeiner Länge, nicht wirbelreicher, denn ich zähle nur 23, höchſtens 24, Wirbelkörper. Dagegen ſind die Zehengliederknochen länger, das letzte beſonders lange nicht ſo kappenförmig geſtaltet und weniger zurückgezogen, obwol es nach Owen (welcher die weichen Theile ausführlich beſchrieben hat, Trans. zool. soc. I. 129 sq.) keine Änderung in der Einrichtung ſeiner elaſtiſchen Bänder zeigt. Die Pfoten ſind daher länger, als bei den übrigen Katzen, die Krallen aber kürzer, ſtumpfer, und bleiben ſichtbar, ſelbſt wenn ſie angezogen ſind. Das Haarkleid iſt kurz anliegend, im Nacken aber mähnenartig verlängert; es iſt oberhalb rothgelb, mit einfachen und kleinen braunen Flecken geziert; unterhalb überall weiß; der Schwanz hat nur am Ende einige ſchwarze Ringe. — Die beiden hierher gehörigen Arten bewohnen die wärmeren Gegenden der öſtlichen Halbkugel und zeichnen ſich durch ihr mildes ſanfteres Naturell aus, daher ſie leicht zähmbar ſind und zum Jagdthiere gleich dem Hunde ſich abrichten laſſen.

1) Der afrikaniſche Gepard (F. guttata *Herm.* F. jubata *Cuv. Temm.*) hat die ſchlankeſte Körperform, aber eine kürzere Nackenmähne; die Grundfarbe iſt faſt orange, an den Seiten reiner gelb; die Flecken ſtehen nicht ganz ſo dicht, wie bei der folgenden Art, und fehlen am Bauche ganz. Die äußerſte Spitze des Schwanzes iſt weiß. Dieſe Art bewohnt Mittel-Afrika und erſtreckt ſich bis nach Südafrika hinunter. Das Skelet der hieſigen Meckel'ſchen Sammlung zeigt ein Thier von der Größe des gewöhnlichen Jagdhundes, gehört aber einem nicht ganz ausgewachſenen Individuum an.

2) Der aſiatiſche Gepard (F. jubata *Schreb.*), hat einen etwas gedrungneren Körperbau, namentlich kürzere Beine; iſt heller gefärbt, wie Nanking, aber dichter gefleckt, ſelbſt am Bauche, und am äußerſten Schwanzende ſchwarz. Er findet ſich in Oſtindien, vielleicht im ganzen innern Aſien, und wurde gewöhnlich mit der vorigen Art verwechſelt, obgleich ſchon Hermann in Strasburg und Schreber ſie unterſchieden hatten. Später hat Duvernoy (Mém. de Strasb. II. 1) ihre Unterſchiede aufs Neue überzeugend dargethan.

Digitized by Google

II. **Felis aut.** Faßt man, wie ich dies für nöthig halte, alle übrigen Katzenarten in eine Gattung zuſammen, ſo ergeben ſich für dieſelbe, nach Ausſchluß von Cynailurus folgende gemeinſame Charaktere. — Der Geſammtbau hat die gewöhnliche Katzenform, d. i. die Gliedmaßen ſind etwas niedriger und kräftiger, der Leib iſt von gleichmäßigerer Stärke, der Geſichtstheil des Kopfes etwas größer; die Krallen zeigen eine vollſtändige Beweglichkeit und werden in zurückgezogener Stellung ganz unſichtbar. Am Gebiß bemerkt man weſentliche Unterſchiede, beſtehend in größeren tief gefurchten Eckzähnen, in längeren, dickeren, mit mehr koniſchen Zacken verſehenen Backzähnen und vor allen in der Anweſenheit eines deutlichen ſelbſtändigen Nebenhöckers am Fleiſchzahne.

Man kann acht ziemlich ſcharf geſonderte Gruppen in dieſer zweiten Untergattung unterſcheiden.

1) Leoninae.

Daß der Löwe eine der eigenthümlichſten Gruppen des Katzengeſchlechtes darſtelle, wird gegenwärtig wol von keinem Zoologen mehr bezweifelt, obgleich Brehm's Anſicht, daß er keine Katze ſei (Iſis. 1829. S. 636) offenbar eine Übertreibung iſt. Letzterer ſtützt ſeine Meinung auf die relativ kleineren Augen, die große Differenz im Haarkleide der Geſchlechter, die Schwanzquaſte, das kurze, ſteife, knappanliegende Rumpfhaar, den eingezogenen Bauch und die minder ſcharfen, weniger gekrümmten Krallen. Damit harmoniren die ſpäter angegebenen Unterſchiede des Schädels, des plumperen Gebiſſes, die breitere Naſe, die viel kürzeren Naſenbeine, auf welche Owen (proceed. zool. soc. 1834. p. 1) zuerſt hinwies, und die entſchieden größeren Schneidezähne, zumal im Unterkiefer.

3) Der Löwe (F. leo) iſt die einzige Art dieſer Gruppe, welche, neben der Gleichfarbigkeit des Rumpfes, durch die lange Halsmähne beim Männchen und die Schwanzquaſte bei beiden Geſchlechtern von allen Arten am meiſten ſich auszeichnet. Noch mehr aber entfernt ſich ſein Schädel durch die größte Solidität des Baues, das breite Geſicht, die großen Infraorbitallöcher, die kurzen Naſenbeine, welche vom Stirnfortſatze des Oberkiefers nach Hinten überragt werden, die tief ausgehöhlte Stirn, die gewaltig breiten Jochbogen und die ſehr weiten Choanen von dem aller übrigen Katzenarten. Zumal der männliche Schädel hat zwei Eigenſchaften, die ſich bei keiner andern Katze finden; ſie beſtehen in der auffallenden Verkürzung und Vorwärtskrümmung des Pfeilkammes und in der leichten Krümmung des unteren Randes des Unterkiefers. Dies letztere Merkmal iſt für den männlichen Löwen auszeichnender als irgend ein anderes. Anatomiſch iſt der Löwe durch den relativ längſten Darmkanal (24 Fuß nach Daubenton) bevorzugt worden. Das Äußere ſeines Baues beſchreiben wir nicht näher, Jedermann kennt ihn; wir wollen jedoch bemerken, daß ſeine röthlichgelbgraue Farbe durch Auftragen von ſchwarzbraun, weiß, gelbroth und blaßgelb auf verſchiedene Stellen der einzelnen Haare bewirkt wird, und nach Unten die hellen, nach Oben die dunklen Töne vorherrſchend werden[5]). Ein Fleck auf der Hinterſeite der Ohren und die Schwanzquaſte ſind ſchwarz; die Mähne des Männchens pflegt im Nacken dunkler, brauner zu ſein. Indeſſen zeigen ſich ſowol in der Länge des Mähnenhaares, als auch in ſeiner Ausbreitung über den Vorderleib, mancherlei Unterſchiede, welche endemiſch zu ſein ſcheinen, ſodaß die nordafrikaniſchen die größte Mähne beſitzen und ſich namentlich durch eine Fortſetzung derſelben über die Bruſtmitte bis zum Bauchnabel hin auszeichnen. Schon bei den Individuen aus Mittelafrika fehlt ſie, ob auch denen aus Südafrika, weiß man noch nicht; letztere ſollen dunkler gefärbt ſein, als die Nord- und Weſtafrikaner. Sehr gelblich werden die Löwen Vorderaſiens und Indiens beſchrieben, aber am meiſten weichen die Individuen aus Guzerate durch ihre höchſt kurze Mähne und ihre geringere Größe ab. Dafür haben ſie aber eine relativ größere Schwanzquaſte. Daß in derſelben ein horniger, zwei Linien langer, kegelförmiger Nagel, der das Schwanzende bildet, verſteckt iſt, wußte ſchon Ariſtoteles; dagegen iſt ſeine Angabe, daß der Löwe nur einen Halsknochen habe, eine Fabel. Die Löwin trägt 108 Tage und wirft gewöhnlich drei, ſelten mehr Junge. Letztere ſind graubräunlich, mit ſchwachen dunkleren Querſtreifen am Rücken. Mit dem vierten Jahre fängt die Mähne des Männchens an ſich zu zeigen, und nimmt von da mit dem Alter an Ausbildung zu. — Obwol der Löwe gegenwärtig aus Europa ganz verdrängt iſt, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß er früher, wie noch jetzt im weſtlichen Nordafrika, ſo auch im öſtlichen, in Syrien, Kleinaſien und Griechenland, einheimiſch war und daſelbſt noch zu Herodot's Zeiten (lib. VII. cap. 126) an einzelnen Stellen gefunden wurde. In der präadamitiſchen Epoche lebte eine ihm ſehr ähnliche große Katzenart auch in unſern Gegenden, und ihre Anweſenheit beſtätigt, verbunden mit den urweltlichen Elephanten, Nashörnern und Hyänen, die Anſicht, daß damals die Organiſations- und Temperaturverhältniſſe des Mittelmeergebietes auch über Teutſchland und die gleichgelegenen Landſtriche Europa's ſich erſtrecken mochten.

2) Tigrinae.

Durch einen ſehr robuſten Körperbau, einen großen Kopf, große Augen mit runder Pupille, einen mäßig langen Schwanz, auffallend breite Tatzen, ein längeres weicheres Haarkleid, das auf hellem Grunde ſchwarze, leicht gekrümmte Querſtreifen zeigt, unterſcheidet ſich der Tiger von den übrigen großen Katzen. Er hat, wie der Löwe, einen dritten vorderſten Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers bei beiden Geſchlechtern.

4) Der Tiger (F. Tigris) ſteht dem Löwen nicht blos an Größe nicht nach, ſondern übertrifft ihn ſogar, wenigſtens in der Länge. Er hat überhaupt einen geſtreckteren Typus, einen kürzeren Hals, nicht ganz ſo hohe Beine, keineswegs einen eingezogenen Bauch und einen kürzeren, gleichmäßig behaarten Schwanz. Sein Haarkleid iſt länger, weicher; ſeine Grundfarbe an allen obern Theilen ſchön orange, mit ſchwarzen Querſtreifen; unten,

5) Owen macht a. a. O. darauf aufmerkſam, daß das Infraorbitalloch an vier Schädeln aus Indien durch eine Knochenbrücke halbirt war, bei den Afrikanern aber ungetheilt.

an den Backen, der Innenſeite der Gliedmaßen, den Ohren und über dem Auge rein weiß. Der Schwanz hat etwa ein Dutzend ſchwarze Ringe, die Oberlippe iſt mit einem ſchwarzen Flecke geziert; die außen ſchwarzen Ohren haben einen weißen Fleck. Das Männchen iſt durch eine ſtärkere Entwickelung der Backenhaare, die bartförmig abſtehen, ausgezeichnet; das Weibchen trägt 98—100 Tage und wirft 2—3 Junge. Der Tiger bewohnt Oſtindien und die zunächſt gelegenen beiden größeren Inſeln der Sunda-Gruppe, Sumatra und Java, verbreitet ſich aber auf dem Feſtlande bis tief nach Mittelaſien hinein, ſodaß er in Perſien, der Tatarei und China nicht ſelten, im ſüdlichen Sibirien bisweilen angetroffen wird. Seine Stärke, Grauſamkeit und Raubgier machen ihn überall zu einem gefährlichen Nachbar, der ſelbſt des Menſchen nicht ſchont und grade ſein Fleiſch allem anderen vorziehen ſoll. Seine Lieblingsplätze ſind dichte Waldungen, in denen er am Tage ruht, nach Sonnenuntergang und kurz vor Aufgang umherſtreift und Beute macht.

5) Der Nebelparder (F. macrocelis) ſteht dem Tiger am nächſten, iſt aber um ein Drittel kleiner, ebenſo ſolid gebaut und mit demſelben längeren weicheren Haar bekleidet. Unten iſt er weiß, oberhalb und an der Außenſeite der Gliedmaßen gelblichgrau, bald mehr ins Gelbe, bald ins Weißliche ſpielend. Die ſchwarzbraunen Zeichnungen bilden auf der Stirn Punkte, an den Backen und im Nacken Längsſtreifen (deren Anzahl auf letzterem ſechs iſt), mitten am Rücken zwei Fleckenreihen, an den Seiten große länglich runde, ſchief d. h. halb quer geſtellte Flecken, deren vorderer Saum verloſchen iſt, während die Mitte, zumal nach Hinten, einen etwas dunkleren Ton hat. Der Schwanz hat ſchmälere ſchwarze Ringe und eine gleichfarbige Spitze. — Dieſe Art bewohnt Borneo, Celebes und nach einigen Angaben auch Siam; ſie vertritt in dieſen Gegenden den Tiger.

3) Pardinae.

Große Katzen mit runder Pupille und großen Augen, deren Zeichnung aus Flecken beſteht, die eine mehr oder minder runde Form haben und von ſchwarzen Punktreihen oder Säumen eingefaßt werden.

a) Die Arten der öſtlichen Halbkugel haben immer einen dritten vorderen Höcker am zweiten Lückenzahn des Oberkiefers und kleinere Flecken, wenigſtens an den Rumpfſeiten. Dahin gehören:

6) Der Leopard (F. Pardus). Etwa ſo groß wie die vorige Art, alſo ein Drittel kleiner als Löwe und Tiger; dem letzteren in der Geſtalt ähnlich, nur etwas zierlicher, beſonders die Beine, und der Schwanz länger; das Haarkleid kürzer, dicht anliegend, aber nicht ganz ſo ſteif wie beim Löwen. Grundfarbe oben hellorange gelb, unten überall weiß; der Kopf ſchwarz punktirt, längs der Rückenmitte zwei Reihen einfacher ſchwarzer Punkte, an den Seiten mehre Reihen (6—10) aus Punkten zuſammengeſetzter runder Flecken, deren Mitte etwas dunkler gefärbt iſt, aber nur ſelten hie und da einen ſchwarzen Centralpunkt enthält. Ohren hinten ſchwarz, mit weißem Fleck, Schwanz am Ende ſchwarz geringelt, übrigens gefleckt. — Dieſe bekannteſte unter den größeren Katzenarten hat eine ſehr ausgedehnte Heimath und bewohnt nicht blos ganz Afrika, ſondern auch das ganze wärmere Aſien, von Syrien bis nach den Molukken. Der Leopard ändert in der Größe ganz ebenſo, wie der Löwe, und noch mehr in der Zeichnung ab, ſodaß die größten Individuen mit größeren Flecken in geringerer Anzahl den weſtlichen, die kleinſten und am dichteſten gefleckten den öſtlichen Theil ſeines Heimathgebietes bewohnen. Man hat daher aus ihm mehre Arten machen wollen, die größeren Individuen Panther (F. Panthera), die mittleren Leopard (F. Leopardus), die kleinſten Parder (F. Pardus s. variegata) nennend; allein umſichtige Vergleichungen vieler Exemplare haben gezeigt, daß doch alle Unterſchiede nur relativ ſind und wahre ſpecifiſche Differenzen ſich nicht auffinden laſſen [6]). Von allen Größen kommen übrigens dunkel kaſtanienbraune bis ganz ſchwarze Varietäten vor, an denen man hie und da noch Spuren der fleckigen Zeichnung wahrnehmen kann; auch ſie führen einen eigenen Namen (F. melas), ſind aber durchaus nicht ſpecifiſch von der Stammart verſchieden. Der Leopard hat übrigens ein milderes Naturell als der Tiger; er geht den Menſchen nicht an, ſondern wählt ſeine Nahrung beſonders aus Antilopen, Rehen und Ziegenarten.

7) Der Irbis (F. Irbis) verhält ſich zum Leopard wie der Nebelparder zum Tiger; er hat jedoch ziemlich dieſelbe Größe, aber ein viel längeres weicheres Haarkleid von gelblichweißer Farbe, mit leichtem Anfluge von Grau. Der Kopf iſt ſchwarz gefleckt und am Rücken ziehen ſich neben einer einfachen Längslinie zwei ähnliche Fleckenreihen herab, wie beim Leopard; aber die Seitenflecken ſind viel unregelmäßiger, die Kreiſe, welche ſie beſchreiben, viel größer und zum Theil nicht ganz geſchloſſen. Der kürzere Schwanz iſt vor der Spitze geringelt, die Ohren ſind blos am Grunde und an der Spitze des Rückens ſchwarz. Dieſe ſchöne große Katzenart bewohnt Mittelaſien bis ins ſüdliche Sibirien hinein und vertritt hier augenſcheinlich den Leopard, wie der Nebelpander den Tiger in Südoſten. Büffon hat ſie zuerſt unter dem Namen Once (Unze) beſchrieben und abgebildet (9. Thl. Taf. 13. 5. Th. 1. Abth. der teutſchen Quartausgabe).

b) Die Arten der weſtlichen Halbkugel haben nicht immer [7]) den vorderſten Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, ſondern öfters eine vom Mittelhöcker herablaufende ſcharfe Kante. Ihr Kopf iſt relativ dicker, namentlich die Stirn viel gewölbter, im Ganzen gegen den Rumpf aber etwas kleiner, ihr Schwanz iſt kürzer und ihre Flecken an den Seiten des Rumpfes ſind viel größer, dunkler.

8) Der Jaguar (F. Onca) übertrifft den Leopard an Größe, erreicht aber die Dimenſionen des Tigers nicht;

6) Dies gilt auch von der Anzahl der Schwanzwirbel, welche beim Panther 22, beim Leopard 24, beim Parder 28 betragen ſoll; von drei Skeleten, die ich vor mir habe, hat das kleinſte 27, das größte 25 Schwanzwirbel, ein drittes 26; zu welcher Art gehören ſie nun? 7) Dem Schädel des Jaguar der hieſigen Sammlung fehlt der Höcker, bei zweien in Berlin iſt er vorhanden, wie mir Dr. Stein von dort mittheilte.

Digitized by Google

obgleich er relativ dicker und robuſter iſt, namentlich ſein Kopf, deſſen Lippen beſonders ſtark ſind. Er hat übrigens das kurze anliegende Haar des Leopard und gleicht den größeren Individuen mit größeren Flecken oft ſehr; allein die Zeichnung des Jaguars iſt doch viel ſpärlicher, mehr nach dem Typus des Irbis angelegt, aber ebenſo ſcharf, wie beim Leopard. Der Hauptunterſchied liegt in den Seitenflecken des Rumpfes, die nicht blos einen größeren Umfang, ſondern auch meiſtentheils einen ſchwarzen Mittelpunkt haben. Die Grundfarbe iſt oben und außen ein bräunliches Rothgelb, das im Innern der Punktflecken dunkler erſcheint; unten und innen weiß. Der kurze Schwanz hat vor der Spitze etwa fünf ſchwarze Ringe. Bisweilen kommen jedoch, wie beim Leopard, auch beim Jaguar ganz ſchwarze Varietäten vor, die unter dem Namen: ſchwarzer Tiger bekannt ſind. Der Jaguar bewohnt das ganze wärmere Amerika, von Mexico bis zum Rio de la Plata, und hält ſich am liebſten in den dichten Waldungen der großen Flußgebiete daſelbſt auf; junge Hufthiere, beſonders der verwilderten Heerden, ſind ſeine Hauptnahrung, doch fällt er in ſtärker bevölkerten Gegenden auch Menſchen an, gleich dem Tiger nach ihrem Fleiſche beſonders lüſtern, wenn er es erſt gekoſtet hat.

9) Der Maracaya (F. mitis) iſt kaum halb ſo groß wie ein Jaguar, aber doch nach ihm die größte Katze Amerika's. Er gleicht ihm in der Statur völlig, doch iſt ſein Kopf ein wenig kleiner und ſein Schwanz, der wie beim Jaguar am Ende ſtets nach Oben gekrümmt iſt und nur wenig über den Hacken hinausreicht, wol noch etwas kürzer. In der Zeichnung ſtimmen beide ebenfalls ſehr überein, doch fehlen dem Maracaya die ſchwarzen Mittelpunkte in den Seitenflecken, und ihr Rand iſt ſeltener unterbrochen. Die Grundfarbe iſt etwas heller als beim Jaguar, oben graugelb, unten weiß; die Zeichnung variirt etwas, doch zeigen ſich am Kopfe gewöhnlich zwei Backenſtreifen und am Halſe fünf Längsſtreifen, die bisweilen jeder in zwei getheilt ſind; am Rücken zeigen ſich vier einfache Fleckenreihen, und an den Seiten unregelmäßige Ringflecken, die einen etwas dunkleren Grund umſchließen; der Schwanz hat an der Spitze drei ſchwarze Ringe. Dieſe zierliche Katzenart hat die Größe eines Pudels, wenn ſie gleich nicht ſo hochbeinig iſt, und bewohnt den ſüdlichen Theil Braſiliens, Paraguay und die Nordhälfte Patagoniens; ihre Nahrung beſteht vorzugsweiſe im Geflügel, beſonders Crypturusarten. Jung eingefangen, wird ſie ſehr zahm, daher ich den von Fr. Cüvier ihr ertheilten Artnamen, welcher urſprünglich eine ſpärlicher gefleckte Abart des Maracaya bezeichnete, für ihn lieber in Anwendung bringe, als die von Anderen vorgeſchlagene braſiliſche Benennung. Daß dieſe Form, wie Lund behauptet, ſpecifiſch von der dichter und beſtimmter gefleckten Hauptform verſchieden ſei, iſt mir bei den großen Abweichungen aller gefleckten Katzen in der Zeichnung nicht wahrſcheinlich. Ich ſah ein ſchönes lebendes Pärchen in H. Scheyer's Menagerie hier in Halle, und überzeugte mich genau, daß die Pupille ſo vollkommen rund iſt, wie beim Leopard und Cuguar, die beide in derſelben Menagerie zugleich vorhanden waren.

4) Unicolores.

Die einfarbigen Katzen ſind blos im wärmeren Amerika einheimiſch, haben den lang geſtreckten Typus des Leopards, aber einen viel kleineren, faſt kugeligen Kopf. Ihre Pupille iſt rund, der Schwanz von mäßiger Länge und erreicht den Boden, wenn er ganz hängt; doch tragen auch ſie die Spitze im Leben aufgekrümmt. Einen vorderſten kleinen Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers beſitzen ſie nicht allgemein, wenigſtens der Regel nach nicht; nur F. concolor hat ihn, wie es nach Präparaten der berliner Sammlung der Fall zu ſein ſcheint [8]).

10) Der Cuguar (F. concolor) übertrifft den Leopard an Größe, erreicht aber die des Jaguars nicht völlig, und unterſcheidet ſich von beiden im Anſehen durch einen viel kleineren Kopf und einen etwas dickeren Bauch. Er iſt einfarbig rothgelbgrau, mit weißer Kehle, weißen Backen, weißem Fleck über dem Auge und weißer Schnauze; ein Fleck auf der Oberlippe und die Spitze des langen Schwanzes ſind ſchwarz, die Hinterſeite der Ohren iſt es ebenfalls, aber die Mitte grau. Der Cuguar ändert jedoch in ſeiner Färbung etwas ab, und erſcheint bisweilen etwas graulich, ſehr ſelten aber ganz aſchgrau; er bewohnt das ganze wärmere Amerika, vom oberen Patagonien bis nach Kanada hinauf, iſt aber lange nicht ſo gefährlich wie der Jaguar, vielmehr ſcheuen Naturells, der verfolgt ſich auf Bäume flüchtet und nur Kälber, Schafe und Ziegen, als Hauptgegenſtände ſeiner Beute, angeht.

11) der Eyra (F. Eyra) hat ganz den langgeſtreckten Typus des Cuguars und ähnelt ihm im Kleinen, wie der Maracaya dem Jaguar. Sein Körper iſt jedoch etwas ſchmächtiger und daher erſcheint der Kopf nicht ganz ſo klein; der Schwanz iſt ebenſo lang, faſt ſchleppend, die Farbe ein helles Gelbroth, ohne alle Flecken, aber brennender als das des Cuguar. Der Eyra wird ſo groß wie eine Hauskatze, und mißt vom Kopfe bis zum Schwanze 1½ Fuß; der Kopf iſt über 3 Zoll lang, der Schwanz 14 Zoll; er hat ein mordluſtiges, wildes Naturell, ſtellt beſonders dem Geflügel nach, klettert deshalb auf Bäume und bewohnt Südamerika, von Paraguay bis Guyana.

12) Der Yaguarundi (F. Yaguarundi) iſt die dritte einfarbige Katze Amerika's, die in der Größe und Geſtalt ſich vollkommen an die vorige anſchließt, vielleicht nur noch etwas länglicher ſein dürfte; denn das lebende Exemplar, welches ich ſah, übertraf eine Hauskatze zwar nur wenig in der Höhe, wol aber beträchtlich in der Länge. Der Yaguarundi iſt, flüchtig betrachtet, ganz ſchwarzbraun, allein näher unterſucht, haben die Haare in der Mitte eine weißliche oder gelbliche Binde, deren Breite dem ganzen Felle bald eine hellere, bald dunklere Farbe gibt, wobei es theils mehr ins Graue, theils ins Gelbe ſpielt. Die Iris iſt braun, die Pupille ganz rund. Er bewohnt das wärmere Südamerika, iſt weniger raubluſtig als der Eyra, und nährt ſich, wie dieſer, vom Geflügel.

---

8) Dr. F. Stein, Aſſiſtent am zoologiſchen Muſeum zu Berlin, hatte die Güte, auf meine Bitte die Katzen des zoologiſchen Muſeums auf mehre von mir ihm vorgelegte Fragen, namentlich auf den erſten Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, zu unterſuchen. Nach ihm findet ſich ein ſolcher bei Felis concolor.

Digitized by Google

5) Vittatae.

Geſtreifte Katzen darf man wol eine Anzahl kleinerer, ausſchließlich in Mittel- und Süd-Amerika einheimiſcher eigenthümlich gezeichneter Arten nennen, welche zunächſt durch eine, wie es ſcheint, bei allen [9]) vorhandene, elliptiſche Pupille der gemeinen Katze ſich nähern. Dieſe Eigenſchaft beruht darauf, daß ſich die Iris ſolcher Katzen am Tage, zumal im Sonnenſcheine, bis auf eine enge ſenkrechte Spalte zuſammenzieht, im Dunkeln aber deſto mehr ausdehnt und nur einen ſehr ſchmalen gefärbten Randring übrig läßt. Dadurch können ſie in beiden Fällen gleich ſcharf ſehen, und Gegenſtände ſicher erkennen, was mit ihrer nächtlichen verſteckten Lebensweiſe in Harmonie ſteht. Im Übrigen haben ſie die ſchlanke Geſtalt der vorigen Gruppe, große breite abgerundete Ohren ohne Haarbüſchel, mäßig lange Schwänze, die hängend den Boden kaum erreichen, und ſtets dunklere oder dunkel geſäumte zu ſchiefen Längsſtreifen aneinander gereihete längliche Flecke auf den Seiten des Rumpfes. Ihrem Gebiſſe fehlt, ſoweit meine Unterſuchungen reichen (bei **F. pardalis** und **F. macrura**), der dritte vorderſte Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, und der erſte obere Lückenzahn iſt vorhanden und bleibend.

13) Der Ocelot (**F. pardalis**) iſt die Hauptart dieſer Gruppe und eine der häufigſten Katzen ſeines Gebiets. Er erreicht faſt die Größe des Maracaya, mißt etwa 20" im Rumpfe, 6" im Kopfe, ebenſo viel im Halſe, und 14" im Schwanze; allein nicht alle Individuen werden ſo groß; ſeine Grundfarbe iſt ein röthliches Gelb, das am Bauche und allen unteren Flächen weiß wird. Der Kopf hat kleinere ſchwarze Flecken und zwei deutliche Backenſtriche; um die Kehle zieht ſich eine ſchwarze Binde, und eine zweite um den Unterhals, mit der die braunen Längsſtreifen des Halſes (gewöhnlich ſechs) zuſammentreffen. Auf der Mitte des Rückens ziehen ſich zwei Fleckenreihen herab, und an den Seiten erſcheinen drei, nach Hinten ſelbſt vier ſchiefe Streifen langer, ſchmaler Flecken, die innen dunkler ſind als der Grund, und von einem ſcharfen ſchwarzen Saume umfaßt werden. Bauch und Beine ſind dicht ſchwarz getüpfelt, der Schwanz hat gegen ein Dutzend ſchwarze Ringe. Er erreicht, wenn er herabhängt, kaum den Boden und zurückgeſchlagen nicht die Schultern. Dieſe als Tigerkatze bekannte Art bewohnt das nördliche Braſilien, Guyana, Columbien, Merico, ſelbſt das ſüdliche Nordamerika, und jagt, wie alle kleineren Katzen, beſonders auf Geflügel und kleinere Nagethiere.

14) Die langſchwänzige Tigerkatze (**F. macrura**) iſt um ein Drittel kleiner als die vorige, nicht eben höher, wol aber länger, ſchmächtiger als die Hauskatze und anders gezeichnet. Die Grundfarbe bleibt dunkler, bräunlich rothgelb, mit entſchiedenem Anfluge von Grau, die Zeichnungen ſtechen daher nicht ſo grell ab, und die zu Streifen an einander gereihten Seitenflecken des Rumpfes ſind viel kürzer (!), aber noch ſehr beſtimmt ſchwarz geſäumt. Ihre Beine haben nur wenige, einzelne, größere Flecken. Am beſten unterſcheidet dieſe Art der lange Schwanz, welcher zurückgeſchlagen bis zum Nacken reicht, aber ebenfalls nur eilf, jedoch breitere, ſchwarze Binden zeigt. Sie bewohnt Braſilien, und iſt daſelbſt nicht ſelten.

15) Der Marguay (**F. tigrina**). Kaum ſo groß wie eine Hauskatze, alſo kleiner als die vorige Art, ähnlich gefärbt, aber die Seitenflecke größtentheils ganz braun, ohne hellere Mitte, und der Schwanz wieder kürzer, nur bis zum Nacken reichend, mit vielen (14—15) ſchmalen Binden. Braſilien.

Eine der vorigen zunächſt ſtehende, nur wenig größere Art, bei welcher die ſchiefen Streifen in einzelne Fleckenreihen aufgelöſt ſind, hat ſo eben noch Gervais als F. Geoffroji *D'Orb.* aus Patagonien beſchrieben. *Guérin*, Mag. d. Zool. 1844. Mamm. pl. 57.

16) F. Pajeros. Wie unſere wilde Katze gebaut, nur noch länger behaart, faſt zottig, und der Schwanz auch länger; gelbgrau, mit zu Längsreihen an einander gereihten dunkleren Streifen nach dem Typus der vorigen Arten; Beine mit Querbinden, der Schwanz einfarbig. Patagonien bis zur Südſpitze.

17) Eine ähnliche langhaarige Katze, von hellerer Farbe mit gelblich geſäumten Längsſtreifen, ſchwarzgrauen Beinen und zahlreich geringeltem Schwanze hat H. Smith als F. Colocolo aus Guyana beſchrieben und F. Cuvier abgebildet.

18) Ob zu dieſer Gruppe, oder, wie ich vermuthe, zur folgenden Martin's F. marmorata (proc. zool. soc. IV. 107. *F. Diardi Jardine*, Mammif. II. 221) zu rechnen ſei, muß ich aus Mangel an eigener Einſicht unentſchieden laſſen. Ihre Heimath ſoll Java ſein. Die Pupille iſt in der manierirten Abbildung, welche A. Wagner (in Schreber's Säugethieren. Suppl. Taf. C. A.) bekannt gemacht hat, elliptiſch angegeben; der Text ſchweigt darüber.

6) Pustulatae.

Die einfachgefleckten oder getüpfelten Katzen bewohnen ausſchließlich die wärmern ſüdlichen Gegenden der öſtlichen Halbkugel und ſcheinen die vorige Gruppe daſelbſt zu vertreten. Sie haben allem Anſchein nach eine runde Pupille [10]); mäßig große, außen mit einem helleren Fleck in der Mitte gezierte Ohren, eine gelbe oder bräunliche Grundfarbe mit einfachen, runden, ſchwarzen oder dunkleren Flecken, und einen kurzen Schwanz, welcher hängend den Hacken nur wenig überragt. In ihrem Gebiß finde ich bei zwei Arten, welche ich vor mir habe (**F. Serval** und **F. minuta**), keinen Unterſchied von dem der vorigen Gruppe, es fehlt alſo auch ihnen der dritte vordere Höcker am zweiten Lückenzahn des Oberkiefers.

19) Der Serval (**F. Serval**) iſt die größte Art dieſer Gruppe, erreicht die Größe des Luchſes und ähnelt ihm im kurzen Schwanze, allein der Kopf iſt kleiner, die Ohren an ſich ſind größer, der Pelz kürzer, wenn auch nicht knapp und anliegend. Die Grundfarbe deſſelben

---

9) Die elliptiſche Pupille iſt in Fr. Cuvier's ſchöner Figur des Ocelot (**F. armillata**) deutlich dargeſtellt und bei **F. tigrina** von ihm erwähnt; bei **F. macrura** glaubt der Prinz von Neu-Wied ſie erkannt zu haben.

10) Die runde Pupille erwähnt Fr. Cuvier beim Serval beſtimmt, bei **F. torquata** hat ſie die Abbildung; bei **F. minuta** gibt ſie Horsfield ausdrücklich an.

Digitized by Google

iſt ein helles Dottergelb, das bisweilen etwas ins Graue ſpielt, am Bauch, der Kehle, dem Maule und der Innenſeite der Gliedmaßen aber weiß. Vom Hinterkopf ziehen ſich über den Hals vier ſchwarze divergirende Streifen herab, die ſich auf dem Rücken in Längsflecken auflöſen und nach und nach unter den übrigen gleichmäßigen kleinern ſchwarzen Flecken verlieren. Der Schwanz hat acht ſchwarze Ringe und eine ebenſolche Spitze; Bruſt und Beine ſind ſchwarz gefleckt, und die vorderen neben dem Ellenbogengelenk innen mit zwei ſchwarzen Binden geziert. Die Heimath dieſer nicht ſeltenen, durch ein ziemlich ſanftes Naturell ausgezeichneten Art iſt Weſt- und Südafrika.

Verwandt mit dem Serval, vielleicht zum Theil gar identiſch, ſcheinen mehre als neu beſchriebene Arten zu ſein, die ich ohne nähere Kenntniß derſelben nur namentlich aufführe, es ſind:

20) Fel. senegalensis *Lesson*, *Guér.* Magas. 1839. Mammif. pl. 10. Vom Senegal.

21) Fel. servalina *Ogilby*, Annal. of nat. hist. 1840. IV. p. 450. Aus der Sierra Leona.

22) In Oſtindien ſcheint eine Art von gleicher Größe und ähnlicher Zeichnung, mit kürzern Beinen, deren gelbgraue Grundfarbe ſie den Viverren ähnlich macht, den Serval zu vertreten. Bennet, der ſie zuerſt beſchrieb, nannte ſie daher F. viverrina (proc. zool. soc. 1835. 68). Später iſt ſie von Jardine als F. himalayana und von Hodgſon als F. viverriceps beſchrieben worden.

23) Mit dieſer Art mag Temminck's Fel. celidogaster (Monogr. d. Mammal. I. 140. F. chalybeata *Griff.*) die meiſte Ähnlichkeit haben und bei gleicher Größe durch den mauſefarbenen Grund, auf dem chocolatenbraune Flecken ſtehen, ſich von ihr am beſten unterſcheiden laſſen.

24) Der Kuwuk (F. minuta *Temm.* F. javanensis et sumatrana *Horsf.* F. undata *Jard.* F. leucogramma *Reich.* etc.) iſt eine der zierlichſten Katzenarten, und wie es ſcheint die kleinſte der Gattung. Das mir vorliegende, wie der Schädel deutlich zeigt, ausgewachſene, wenn auch nicht ſehr alte Individuum, hat nicht ganz die Größe einer kleinen Hauskatze; iſt oberhalb rothbraun grau, unten weiß, mit dunkelkaſtanienbraunen Flecken geziert; auf dem Scheitel zeigen ſich vier gebogene ſchwarze Längslinien, die ſich über den Hals fortſetzen und hinter den Schultern in Fleckenreihen auflöſen. Neben der Naſe iſt jederſeits ein weißer Streif, an den Backen zeigen ſich zwei kurze ſchwarze, und um die Kehle iſt eine braune Binde gelegt. Der weiße Bauch hat auch braune Flecken, der dunkelfarbige Schwanz aber ſehr undeutliche Halbbinden oder Flecken. Die Ohren ſind außen braun mit einem weißen Fleck. Der Kuwuk lebt auf Java, hat ein ſehr wildes Naturell, verſteckt ſich bei Tage in hohlen Bäumen, und jagt bei Nacht auf Geflügel, das er ſelbſt in den Dörfern aufſucht.

Für nah verwandte, vielleicht nicht einmal für ſelbſtändige Arten ſind zu halten:

25) Fel. rubiginosa *Geoffr. Belang.* voyage. 140. pl. 6.

26) Fel. nepalensis *Horsf.* zool. Journ. IV, 382.

7) Fasciolatae.

Als gebänderte Katzen laſſen ſich diejenigen meiſt kleineren Arten aufführen, welche unſerer Hauskatze nahe kommen und ſich durch mehr oder minder deutliche dunklere Querbinden am Rumpfe und an den Beinen auszeichnen. Sie haben hinten einfarbige Ohren, ohne eigentliche Haarbüſchel an der etwas dunklern Spitze; einen Schwanz, der ſtets über den Hacken hinaus, oder ſelbſt bis zum Boden reicht, und wol immer eine ſpaltenförmige elliptiſche Pupille. Sie ſcheinen in den verſchiedenſten Gegenden der öſtlichen Halbkugel vorzukommen. Der vorderſte obere einfache Lückenzahn iſt immer vorhanden und bei manchen Individuen, aber nicht bei allen, findet ſich ein deutlicher vorderſter Höcker am zweiten Lückenzahne des Oberkiefers, welcher außerdem nur noch den großen Katzen beider Halbkugeln eigen iſt. Ich bemerke ihn ſowol bei der wilden, als auch bei der Hauskatze; doch bei letzterer ſeltener.

a) Ohne Spur von Ohrbüſcheln; Schwanz relativ länger, ſo lang wie der Rumpf. Echte Katzen.

27) Die Hauskatze (F. domestica) hat einen recht zierlichen Körperbau, ziemlich ſpitze, innen nur am Rande behaarte Ohren, ein weiches, nicht grade langes Haarkleid von graugelber Farbe mit dunklern braunen Streifen, und einen ebenſo kurz behaarten, nach dem Ende zu etwas verjüngten Schwanz. Im vollſtändigen Beſitz ihrer dunklern Zeichnungen hat ſie zwei Streifen auf jeder Backe, 4—5 dunklere Längsſtreifen über den Kopf und Hals, Querbinden über den Rücken und die Beine, nebſt Ringeln (5—6) am Schwanz und dunkle Sohlen an den Pfoten; doch ändert ſie ſehr ab in der Zeichnung, indem ſich die Grundfarben von einander trennen und geſondert auftreten. Daraus entſtehen weiße, ſchwarze, gelbe, zweifarbige und dreifarbige Varietäten. Die letztern ſind allerdings gewöhnlich Weibchen, allein dreifarbige Kater gibt es auch, wenngleich ſeltener. Die Hauskatze findet ſich gegenwärtig wol an allen civiliſirten Stellen der Erde, iſt aber nirgends ein eigentliches Hausthier, ſondern lebt im halbgezähmten Zuſtande fort, für ihre Nahrung größtentheils ſelbſt ſorgend. Es kann daher von ihr leichter, als von andern Hausthieren, die Stammart nachgewieſen werden, und als ſolche ſcheint eine in Nubien und Habyſſinien einheimiſche Art ſich am natürlichſten darzubieten, weil von Ägypten die Katzenzucht ausgegangen iſt. Daß die wilde Katze Europa's nicht die Stammart ſei, iſt ſicher, denn obwol ſie im Rumpfe größer iſt, als die Hauskatze, ſo hat ſie doch einen kürzern Schwanz (ich zähle an unſern Exemplaren 23 Wirbel bei der Hauskatze und 21 bei der wilden Katze). Beſonders größer und kräftiger ſind aber die Gliedmaßen der wilden Katze und die Lendenwirbel derſelben geſtaltet. Auch der Darmkanal unterſcheidet ſie, bei den zahmen verhält er ſich nach Meckel (vergl. Anat. IV. 687) zum Rumpfe wie 5 : 1, bei der wilden nur wie 3 : 1; doch iſt er geneigt, dieſen Unterſchied mehr auf die Lebensweiſe, als auf die primäre Artdifferenz zu ſchieben, was jedoch kaum zuläſſig ſein dürfte.

Digitized by Google

28) F. maniculata *Rüpp.* Dieſe Art gleicht der Hauskatze im ganzen Bau ſo vollſtändig, daß man ſie wol mit Recht für die Stammart derſelben halten darf; ihr Hauptunterſchied ſcheint in einer falberen, mehr ins Gelbe ziehenden Färbung und ſehr ſchwachen bräunlichen Zeichnungen zu beſtehen, die auf dem Rücken mitunter ganz fehlen. Auffallend iſt es dabei, daß die Unterſeite aller Zehen und Pfoten faſt ſchwarzgefärbt bleibt. Sie bewohnt die felſigen Gegenden Nubiens, ſcheint ſich aber auch an der Oſtküſte Afrika's abwärts bis nach dem Kafferlande hin zu verbreiten, hier jedoch dunklere beſtimmtere Zeichnungen anzunehmen, ja bisweilen ganz ſchwarzbraun mit undeutlichen noch dunklern Zeichnungen vorzukommen; wenigſtens ſcheinen mir die von Fr. Cuvier als Fel. caffra (Mammif. livr. 62) und Fel. obscura (ibid. livr. 55) abgebildeten Katzen aus dieſer Gegend nur Varietäten der Fel. maniculata zu ſein. Daſſelbe gilt wol von den Individuen aus dem weſtlichen Nordafrika, welche Iſ. Geoffroy (*Jacquemont*, Voy. dans l'Inde, Mammif. p. 56) als Fel. libyca beſchrieben hat.

29) Eine der vorigen höchſt nah verwandte Art kommt in Oſtindien vor, und wurde von Fr. Cuvier als Fel. torquata (Mam. livr. 54) abgebildet. Sie iſt heller und reiner grau, ſo groß wie eine Hauskatze, ebenſo gezeichnet, aber die dunklern Zeichnungen ſpielen ins Rothbraune und erſcheinen nach Hinten zu mehr fleckig; die Sohlen ſind nicht ſchwarz.

30) Im nördlichen Hochaſien vertritt ihre Stelle die Fel. Manul, welche Pallas zuerſt beſchrieb. Sie hat die Größe der wilden Katze, aber ein noch längeres Haarkleid, ſehr kurze, abgerundete Ohren ohne Pinſel, und einen längern Schwanz. Ihre Farbe iſt blaßgelbgrau, auf den Wangen, der Stirn und dem Nacken mit ſchwarzbraunen Flecken geziert, am Rumpf einfarbig, an den Sohlen rothbraun; der Schwanz hat 8—9 dunklere Ringe, und eine ſchwarze Spitze.

b) Mit verlängerten Haaren am Endrande der Ohren; Schwanz relativ kürzer, reicht nicht bis an die Schultern. Luchskatzen.

31) Die wilde Katze (Fel. Catus *Lin.*), iſt beträchtlich größer als die Hauskatze, wol ſo groß wie ein Fuchs, und ebenſo lang behaart. Die Grundfarbe iſt gelbgrau, indem jedes Haar zwei weiße und zwei ſchwarze Ringe beſitzt; an den Backen hat ſie zwei dunklere Streifen, von der Stirn bis zum Nacken vier ſchwarze Längslinien, dann auf den Schultern drei Streifen und nur eine einfache ſchwarze Fleckenreihe längs dem Rücken, von der nur ſehr undeutliche Querbinden ausgehen. Die kleinen Ohrbüſchel ſind bisweilen ſehr ſchwach, mitunter (im Winterkleide) aber ebenſo deutlich wie bei manchen Luchſen (z. B. F. rufa). Die Beine zeigen außen ſchwache braune Querbinden, die vordern innen am Ellbogen zwei breite; der Schwanz iſt gleich dick, ſtumpf und hat vor der ſchwarzen Spitze drei ſchwarze Binden, die äußerſte Spitze iſt bisweilen weiß. Die Sohle wird an allen Pfoten ſchwarz, hinten bis beinahe zum Hacken hinauf. — Die wilde Katze findet ſich in den Gebirgswaldungen des ganzen mittlern Europa, lebt von Vögeln und kleinen Nagern, und iſt ein wildes unbändiges Geſchöpf, das nie zahm wird, und angeſchoſſen ſelbſt den Jäger angreift.

32) Der Kirmyſchak (F. Chaus) gleicht in der Geſtalt durchaus der wilden Katze, ſcheint jedoch etwas hochbeiniger zu ſein und übertrifft ſie bedeutend in der Größe. Er unterſcheidet ſich außerdem von ihr durch einen einfarbig gelbgrauen Pelz, der weder an den Backen, noch am Rücken dunklere Flecken beſitzt, am Bauch aber und an den Beinen ins Röthlichgelbe ſpielt, und an letztern oben deutliche dunklere Querbinden verräth. Die ebenſo kurz gepinſelten Ohren ſind außen am Grunde gelblichgrau, an der Endhälfte ſchwarz; der Schwanz reicht kaum bis zum Hacken, hat eine ſchwarze Spitze und zwei, ſelten drei ſchwarze Ringel davor; die Pfoten ſind unten dunkelbraun. — Der Kirmyſchak wurde zuerſt von Güldenſtädt und hernach von Pallas beſchrieben. Er bewohnt waldige Gebirgsgegenden des vordern Aſiens, vom kaspiſchen Meer bis nach Ägypten, und kommt auch hier bis Nubien und Habyſſinien hinauf an denſelben Stellen vor [11].

33) Der Stiefelluchs (F. caligata) unterſcheidet ſich in der Größe nicht von der wilden Katze, und kommt ihr überhaupt in vielen Eigenſchaften ſo nahe, daß es ſchwer hält, beide zu unterſcheiden. Im Ganzen iſt der Stiefelluchs reiner und heller gefärbt, namentlich am Bauch und der ganzen Außenſeite der Ohren entſchieden rothgelb, ja an den Ohren ſelbſt rothbraun, während die Beine außen nicht ſo beſtimmt an dieſen Farben, ſondern mehr an der hellgelbgrauen des Rückens Theil nehmen. Die Ohren haben übrigens auch einen kurzen ſchwarzen Endpinſel und die Pfoten eine tief ſchwarzbraune Sohle. Gewöhnlich zeigen ſich an den Backen und an den Schenkeln bräunliche Streifen, aber nie fehlen die beiden an der Innenſeite des Vorderarms. Auch der Schwanz hat eine ſchwarze Spitze und davor 3—4 ſchwarze Ringe; er iſt oben grau, unten rothgelb, und länger als bei F. Chaus, erreicht den Hacken völlig, und dieſer Charakter bildet mit der Größe und der Farbe der Ohren den Hauptunterſchied zwiſchen beiden Arten. Die vorliegende bewohnt Südafrika, aber auch das ſüdliche Aſien, zumal Vorderindien. Sie lebt, gleich der vorigen, in Gebirgswäldern.

Anmerk. Als Varietäten dieſer Art dürften F. erythrotis *Hodgson* (Journ. of the Asiat. soc. af Bengal. V, 233) und F. Caffra *Desm.* (Mammal. 540) zu betrachten ſein; wenngleich letztere von Iſ. Geoffroy für verſchieden erklärt, aber hauptſächlich nur durch die dunklere Farbe, das weiter hinaufreichende Schwarz der Pfoten, die breitere ſchwarze Spitze der Ohren und relativ längern Schwanz unterſchieden wird (vergl. *Jacquemont*, Voy. dans l'Inde. Mammif. p. 49). Daß aber dieſe Unterſchiede keine Artrechte begründen, möchte ſchon Geoffroy's neue F. Jacquemontii (ebend. p. 50) beweiſen, welche ſich als eine extreme Form der F. caligata verräth, bei welcher die ſchwarzbraun gefärbten Körperſtellen auf das Minimum ihrer Ausdehnung reducirt ſind. —

11) Dieſe und die folgende Art rechnen alle früheren Schriftſteller zu den Luchſen; da ihnen jedoch der erſte Lückenzahn nicht fehlt und die wilde Katze ebenſo große Ohrbüſchel hat, ſo bringe ich alle drei wol richtiger in eine Gruppe.

Digitized by Google

34) Zu dieſer Gruppe gehört auch wol F. servalina *Jardine*, Mammifer. II, 232. pl. 23 (F. ornata *Gray*. Indian Zool. I, pl. 2), welche kleiner iſt, als unſere wilde Katze, eine mehr gelbliche Grundfarbe hat und deutlichere Querbinden zeigt, die aus einzelnen ſchwarzen Flecken beſtehen. Sie bewohnt das innere Aſien. Nähere Auskunft über dieſelbe hat ſpäter Brandt gegeben (Bull. de l'acad. imp. de St. Petersb. IX, 34).

8) Penicillatae.

Die Luchſe, welche dieſer Gruppe angehören und von Iſ. Geoffroy (a. a. O.) als beſondere Gattung: Lynchus, von den übrigen Katzen getrennt werden, unterſcheiden ſich durch ihre hochbeinige Statur, ihre meiſt langen, ſcharf abgeſetzten Ohrpinſel und ihren auffallend kurzen, das Hackengelenk kaum noch erreichenden Schwanz, äußerlich ſehr von den übrigen Katzen. Dazu kommt, daß ihnen immer der erſte einhöckerige Lückenzahn des Oberkiefers fehlt, das Milchgebiß alſo nur aus $\frac{2-2}{2-2}$ Backzähnen beſteht, die Eckzähne eine rundlichere Form beſitzen, namentlich faſt gar keine Längsfurchen und ſehr ſchwache Längskanten zeigen, und der hinterſte untere Backenzahn (Fleiſchzahn) die Andeutung eines dritten flachern Kauhöckers zu verrathen pflegt[12]). Im Übrigen ſind ſie an ihrer ungemein röthlichen Grundfarbe, ihren in der Mitte ſtets weißgrauen, an der Endhälfte ſchwarzen Ohren, und dem ſchwach gefleckten oder ganz einfarbigen Pelze kenntlich. Doch ſcheinen ſie in der Jugend, wie alle Katzen, deutlichere dunklere Zeichnungen zu beſitzen. In ihrer Größe übertreffen ſie die Arten der vorhergehenden Gruppen, und ſchließen ſich mehr an die Leoparde, deren Dimenſionen ſie jedoch nicht ganz erreichen. Sie bewohnen von allen Katzenarten die kälteſten Erdſtriche, kommen indeſſen auch in wärmern Gegenden noch vor.

a) Die Luchſe der nördlichen Gegenden haben, gleich den Luchskatzen, ein ſehr langes, weiches, dichtes Haarkleid und einen ſtarken hängenden Backenbart, der ſich vom Ohr bis zur Kehle hinabzieht. Ihre Ohren ſind ziemlich breit und nicht eben ſehr ſpitz, ihre Pupille wird als elliptiſche Längsſpalte angegeben.

α) Bei den meiſten Arten iſt die Schwanzſpitze ſchwarz.

35) Der Silberluchs (F. Cervaria) erreicht die Größe des Wolfes und iſt röthlichgrau, mit ſilberweißen, oder an den Stellen der Flecke ſchwarzen Spitzen der Grannenhaare. Sein Pelz iſt ausnehmend lang und weich, ſein Backenbart aber nur mäßig lang; die Flecken ſind am Rücken in drei Reihen geordnet und länglich, an den Seiten und an den Gliedmaßen rund, am Schwanze fehlen ſie nicht; im Geſicht bilden ſie einen Augenkranz, einen Backenſtreif, und einen großen Fleck im Backenbart. Die Ohren ſind kurz gepinſelt. Bei alten Individuen ſchwindet die Deutlichkeit der Flecken mehr und mehr, bei jungen iſt ſie ſchärfer; ebenſo variirt die Länge des Ohrpinſels, der bisweilen ganz fehlen ſoll, bisweilen ziemlich lang iſt. Dieſe Abart bildet den hochnordiſchen Wolfsluchs (F. virgata *Nils.*), welcher zugleich durch minder deutliche kleinere Flecken ſich auszeichnet und eine mehr röthliche Farbe beſitzt. Man iſt geneigt, darin das Sommerkleid zu vermuthen. Vorſtehende Art bewohnt den Norden Europa's wie Aſiens, lebt in Wäldern, klettert gern auf Bäume, und ſtürzt von da auf die vorbeiziehenden Rennthiere herab, denen der Silberluchs beſonders nachſtellt. Den Menſchen flieht er und iſt überhaupt für ſeine Größe kein eben muthiges Raubthier.

36) Der Polarluchs (F. borealis). Nordamerika beſitzt eine Luchsart, die der ebengeſchilderten in der Größe völlig gleicht, ſich aber von ihr durch die auffallend langen Ohrpinſel, die gleiche Färbung des Pelzes und den kürzern Schwanz unterſcheidet. Das mir vorliegende Exemplar unſerer Sammlung mißt von der Naſen- zur Schwanzſpitze mit den Krümmungen 3′ 11″, iſt aus der Ferne geſehen röthlichgrau-braun, längs der Rückenmitte zwar dunkeler, aber durchaus nicht ſchwarz. Das ſehr weiche Wollhaar hat überall dieſelbe hell rothgelbbraune Farbe, die langen Grannenhaare ſind am Grunde ebenſo gefärbt, dann rein weiß, zuletzt ſchwarzbraun, doch variiren beide Stellen ſehr in der Breite, ſodaß bald die weiße, bald die ſchwarze Stelle die größere iſt, ja bei manchen Haaren fehlt die eine oder andere Farbe ganz. Beſtimmte Flecken oder Zeichnungen ſehe ich nicht; nur der Schwanz, deſſen Spitze 3″ lang ſchwarzbraun iſt, hat davor 2 — 3 dunkler rothbraune Binden, und innen am Vorderarm bemerkt man zwei gleiche Querſtreifen. Der lange Backenbart iſt auf der hintern Seite ſchwarzbraun, auf der vordern weiß; überhaupt herrſcht im Geſicht, an den Pfoten und der ganzen Unterſeite die weiße Färbung vor. Die Schnurrhaare ſind ganz weiß, nur einige ganz ſchwarz; der ſchwarze Ohrpinſel mißt über 2″. — Nach Richardſon findet ſich dieſer Luchs blos in Canada jenſeit der großen Seen, und geht hoch nach Norden hinauf; er bewohnt waldige Gegenden, und meidet die dürren Ebenen ebenſo ſehr, wie die Küſtengebiete. Sein Pelz iſt geſchätzt, doch minder, als der ſchön gefleckte des europäiſchen Luchſes.

37) Der gemeine Luchs (F. Lynx) erreicht die Größe des Pudels, oder überſchreitet ſie noch ein wenig, ſteht alſo den vorigen Arten unbedeutend an Größe nach. Er unterſcheidet ſich von F. cervaria beſonders durch die langen Ohrbüſchel und den einfarbig rothbraunen Rumpf, von F. borealis durch den längern Schwanz und die deutlichen runden Flecken, womit ſeine Beine und ſelbſt die Bauchſeiten geziert ſind. Unſer halb erwachſenes Exemplar hat noch ſein Milchgebiß, iſt etwa ſo groß wie ein Fuchs und ganz hell röthlichbraun gefärbt, die ganze Unterſeite iſt weißlich, die Oberſeite durchaus einfarbig. Im

12) Den von Blaſius und Keyſerling (Die Wirbelthiere Europa's I. S. 62) angegebenen Charakter, daß die Stirnbeine mit einem langen Fortſatze bis zum Zwiſchenkiefer hinabreichen, finde ich ſo wenig, wie A. Wagner (Schreber's Säugethiere. Supplem. II, 515. Note), als Gruppenmerkmal beſtätigt. Zwar iſt der Stirnbeinfortſatz bei den Luchſen im Allgemeinen ſchmäler und länger, als bei den übrigen Katzen, aber den Zwiſchenkiefer erreicht er wol nur ausnahmsweiſe, wie zwei Luchsſchädel und einer von F. Caracal mir beweiſen.

Geſicht zeigen ſich zwei deutliche Backenſtreifen, von denen der obere gebogen am Ende des Unterkiefers zur Kehle hinabſteigt. Die vordern Schnurrhaare ſind braun, die hintern weiß. Die Ohren haben einen ſehr deutlichen weißen Fleck vor der ſchwarzen Spitze und einen 3/4" langen Pinſel. An den Seiten des Bauches zeigen ſich die erſten Spuren dunklerer rothbrauner Flecke, welche außen wie innen am Vorderarm ihre größte Deutlichkeit erreichen, aber auch den Schenkeln nicht abgehen. Der Schwanz hat keine Flecken, aber eine 1½" lange ſchwarze Spitze. Das Exemplar ſtammt aus der Schweiz und wurde von Schinz dem Muſeo überlaſſen. Indeſſen bewohnt der Luchs auch die meiſten größern Gebirgswaldungen des mittlern Europa und iſt namentlich in Tyrol, in den Karpathen, in den Waldungen Polens wie Rußlands nicht ſelten. Auf dem Harze wie im Thüringerwalde ſcheint er vertilgt zu ſein[13]), im ſüdlichen Schweden kommt er noch vor.

38) Der **Rothluchs** (F. pardina) iſt kleiner als die vorigen Arten, nicht viel größer als ein Fuchs, und überhaupt ſehr beſtimmt von ihnen verſchieden. Unſer Exemplar mißt von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzſpitze 2' 8" mit den Krümmungen und iſt am Widerriſt 1' hoch. Die Grundfarbe iſt oben graubraun, unten vom Mundrande bis zur Schwanzſpitze rein weiß. Auch die Oberlippe, die Backen und ein Fleck zu beiden Seiten der Naſe vor dem Auge haben eine weißliche Farbe, ſind aber von braunern Linien oder Flecken, die den Backenſtreif bilden, unterbrochen; namentlich ſind die Ränder der Augenlider faſt ſchwarz. Die Ohren haben außen dieſelbe Farbe, ſind aber mit einem ſcharfen weißen Fleck geziert; ihr Pinſel mißt ½". Sehr deutliche braune Punkte ſieht man an den Beinen, namentlich an den vordern vom Ellenbogen bis zu den Zehen, doch fehlen ſie auch den hintern nicht vom Knie an. Der Vorderarm hat innen eine breite, faſt ſchwarze, Querbinde, und die Sohle iſt an allen Pfoten ſchwärzlich. Beſonders gut charakteriſirt der Schwanz dieſe Art durch ſeine dünne, etwas zugeſpitzte Form und weiße Spitze, vor welcher auf der Oberſeite ein großer ſchwarzer Fleck liegt, der wieder von einem grauen Querſtreif unterbrochen iſt. Auch im Backenbart zeigt ſich am untern Ende eine ſchwarze Stelle. Der Rothluchs bewohnt Nordamerika von den großen Seen bis nach Mexico. Er ändert in der Farbe nach den Jahreszeiten etwas ab, wird im Sommer röthlicher und hat darnach zu mehren Nominalarten (F. maculata *Horsf.*, F. fasciata *Rafinesq.*, Lynch. montanus, floridanus et aureus *Ejusd.*) Veranlaſſung gegeben.

Anmerk. Unter dem Namen einer Katze mit geflecktem Bauch hat Fr. Cuvier (h. nat. d. Mammif. livr. 54) eine junge Katze beſchrieben, welche des kurzen Schwanzes wegen zu den Luchſen paßt, aber eine runde Pupille und keine Ohrbüſchel hatte. Sie war oben bräunlich, mit großen nicht ganz deutlichen Flecken an den Seiten, unten weiß und ſtammte aus Nordamerika. Temminck vermuthet, daß dies Thierchen das Junge von F. cervaria ſei; A. Wagner möchte es lieber für das Junge von F. rufa halten, und dafür ſcheinen die mangelnden Ohrpinſel ebenſo ſehr, wie die geſammte Färbung zu ſprechen.

β) Keine ſchwarze Schwanzſpitze hat:

39) Der **Pardelluchs** (F. pardina). Er ſcheint die Größe der vorigen Art zu erreichen und ihr übrigens auch nahe zu ſtehen. Indeſſen hat das Harkleid eine geringere Länge, iſt lebhaft rothbraun und mit deutlichen ſchwarzbraunen Flecken geziert; Lippen, Vorderhals, Bauch und Schenkel ſind innen weiß. Die Ohren haben einen weißlichen Fleck auf ſchwarzem Grunde und einen langen Ohrpinſel. Auch der Backenbart iſt ſehr lang. Der Schwanz iſt etwas länger als bei den echten Luchſen, unten weiß, oben rothbraun und ſchwarz gefleckt. Dieſe Art bewohnt den Südweſten Europa's, namentlich Portugal und Spanien, vielleicht auch Sicilien, Griechenland, Kleinaſien und Syrien.

b) Die Luchſe des mittlern und ſüdlichen Afrika haben ein kürzeres anliegendes Haarkleid, keinen Backenbart, ſehr hohe ſpitze Ohren und einen relativ längern Schwanz ohne anders gefärbte Spitze.

40) Der **Caracal** (F. caracal) iſt beinahe ſo groß wie ein Schakal, ſchlank gebaut mit hohen Gliedmaßen und merkwürdig langen ſpitzen Ohren, deren Ende noch mit einem langen Haarpinſel geziert iſt. Seine Grundfarbe iſt überall ein ſchönes, lebhaftes Braunroth, das am Bauch und an der Kehle ins Weißliche überſpielt; namentlich iſt der ganze Unterkiefer rein weiß. Der Mundwinkel hat dieſelbe Farbe, aber die Oberlippe iſt mit einem großen ſchwarzen Fleck geziert, aus dem die unten ſchwarzen, dann weißen Schnurrhaare entſpringen. Auch zieht ſich vom Naſenrande eine ſchwarze Linie zum Auge und ein kleinerer Punkt zeigt ſich über dem Auge ſelbſt, in den ſchwarzen Augenrand übergehend. Die Ohren ſind hinten auf der Fläche wie am Grunde ſchwarz, hier einfarbig, dort grau melirt; die alleräußerſten Schwanzhaare nehmen eine ſchwarzbraune Farbe an. Der Caracal bewohnt ganz Afrika, von den Thälern des Atlas bis zur Südſpitze, er verbreitet ſich aber auch oſtwärts nach Vorderaſien, ja wird ſelbſt noch in Indien beobachtet. Er iſt eine durchaus eigenthümliche Katzenform, welche zwar den Luchſen am nächſten ſteht, aber außer den erwähnten Unterſchieden auch durch den Mangel eines kleinen Kauhöckers am hinterſten Backzahn des Unterkiefers ſich von ihnen unterſcheidet. Im Bau der mehr kegeligen Eckzähne gleicht ſein Gebiß dem der Luchſe und der einhöckerige Lückzahn des Oberkiefers fehlt auch ihm ganz. Dagegen erreicht der proc. nasalis des Stirnbeins den Zwiſchenkiefer noch lange nicht und bleibt weit vor der Mitte des Seitenrandes der Naſenbeine ſtehen. Im übrigen ähnelt ſein Schädel dem der Luchſe am meiſten.

Außer den in dieſer Aufzählung der Katzen von mir erwähnten Arten werden noch mehre Species von verſchiedenen Schriftſtellern erwähnt, doch meiſt ſo ungenügend geſchildert, daß eine ſichere Einordnung in meine Gruppirung

13) Über das letzte in Thüringen erlegte Exemplar hat Brehm (Iſis. 1842. S. 724) berichtet.

Digitized by Google

mir unmöglich war. Ich führe ſie daher nur namentlich hier auf:

1) F. chrysothrix *Temm.* Mon. I, 251 und F. aurata, ebend. S. 120. A. Wagner, Supplem. zu Schreber's Säugeth. II, 527. 530. Heimath unbekannt.

2) F. Moormensis *Hodgson*, proceed. zool. soc. II. 10. (1832.) A. Wagner a. a. O. S. 539. 37; Nepal.

3) F. megalotis *Müller*, Verhandl. over de naturl. Gesch. der Nederl. overs. bezitt. I, 54. A. Wagner a. a. O. S. 540. 38; Timor.

4) F. Temminckii, *Vigors* zool. Journ. IV, 451. A. Wagner a. a. O. S. 540. 39; Sumatra.

5) F. planiceps *Vigors*, ibid. III, 449. pl. 12. A. Wagner a. a. O. S. 541. 40; Sumatra.

6) F. neglecta *Gray*, Ann. of nat. hist. I, 27. A. Wagner a. a. O. S. 547. a; Sierra Leona.

7) F. chinensis *Gray*, Lond. Magaz. of n. h. 1837. 55. A. Wagner a. a. O. S. 547. c. China.

8) F. inconspicua *Gray* ibid. A. Wagner a. a. O. S. 548. d.; Nepal. Nach Wagner wahrſcheinlich F. nepalensis *Hodgs.*

9) F. pulchella *Gray* ibid. A. Wagner a. a. O. c. Wol identiſch mit F. maniculata; Ägypten.

10) F. rutila *Waterhouse*, Ann. of nat. hist. XII, 58. (1842.) Sierra Leona. (*Burmeister.*)

FELIX I. Römiſcher Papſt von 273 — 275 (nach Andern von 272 — 276), zu Rom geboren, folgte auf Dionyſius, und wird als ein gerechter, billiger, um die Ruhe der Kirche beſorgter Beſtreiter fremdartiger Glaubensanſichten, und als Urheber einzelner kirchlicher Cultusvorſchriften genannt. So werden ihm die Geſetze über die Verehrung der Märtyrer, über die Feier der Meſſe an heiliger Stätte, über die Weihe der Kirchen (von Mehren jedoch dem Felix III.), wie auch ein Brief an Maximinianus (oder Maximus, Biſchof zu Alexandrien) zugeſchrieben, bezüglich auf die ketzeriſchen Anſichten des Paulus von Samoſata und des Sabellius. Letzterer, im Bruchſtück erhalten bei Cyrillus in ſ. Apologia, freilich auch nicht über kritiſche Widerſprüche erhaben, wurde (cf. *Baronii* Annales. II, 671) auf der Synode zu Chalcedon verleſen. Felix findet ſich im Martyrologium, wurde auf der via Aurelia begraben, und fünf Tage darauf Eutychianus an ſeiner Statt zum Papſt erwählt.

Felix II., Sohn eines Römers Anaſtaſius, wurde im J. 370 nach Vertreibung des Liberius von den Biſchöfen ſelbſt zum Papſte gewählt, welche die Rechtmäßigkeit der Verbannung durch dieſe Wahl beſtätigt wiſſen wollten. Sein energiſches Auftreten gegen Kaiſer Conſtanz, den er als Ketzer und Feind des orthodoxen Glaubens bezeichnete, zog ihm den Haß des Kaiſers und ſeine baldige Abſetzung zu, ſein fortgeſetzter Glaubenseifer ſpäter den Tod, nachdem er nur ein Jahr die päpſtliche Würde bekleidet hatte. Er wurde in der Baſilica, die er ſelbſt auf der via Aureliana erbaut, beigeſetzt, wird im Martyrologium aufgeführt, und als ſein Nachfolger wurde Damaſus, ein Spanier, erwählt.

Felix III. Ein geborner Römer, Sohn eines Presbyter Felix, wurde nach dem Tode des Simplicius zum Papſt gewählt, im J. 486. Unter ſeine päpſtliche Regierung fielen die Streitigkeiten über den Eutychianer Petrus (Fullo), der als Erneuerer die Ketzerei der Theopaschiten auf die Spitze trieb, dann vertrieben, aber vom conſtantinopolitaniſchen Biſchof Acacius zurückberufen wurde. Sobald Felix hiervon Kunde bekam, verſammelte er ein Concil, das ſowol den Petrus als den Acacius verdammte. Man hat noch Briefe in dieſer Angelegenheit von Felix gegen Petrus geſchrieben. Er war auch Erbauer einer Baſilica, in der Nähe der Kirche des heil. Laurentius. Beerdigt iſt er in der Paulskirche. Sein Nachfolger (494) iſt Gelaſius. (ſ. *Valesius*, Diss. de synodis Romanis, in quibus damnatus est Acacius. T. III. script. Eccl. hist. Acta Sanct. III. Februar. al.).

Felix IV. Nachfolger Johannes' I., 525 erwählt, ein geborner Samier, trug vier Jahre und einige Monate hindurch die päpſtliche Würde, nahe verwandt mit Gregor dem Großen, Erbauer und Wiederherſteller mehrer noch vorhandener Gotteshäuſer, (templum Cosmae et Damiani; basilica St. Saturnini in via Salaria etc.), Urheber der Einführung der letzten Ölung (nach Jac. 5, 14), beigeſetzt in der Peterskirche. Ihm folgte Bonifacius II. (529).

Felix V. Vor ſeiner Ernennung zum Papſt (die 1438 erfolgte) Amadeus Eremita genannt, Herzog von Savoyen, wurde nach Abſetzung des als „meineidigen, ketzeriſchen, verſchwenderiſchen, verſtockten, als simoniacus und schismaticus“ verdammten Eugenius IV. während der kirchlichen Unruhen als Gegenpapſt gewählt. Seine Ernennung erregte den Kampf der Parteien nur ſtärker, die Anhänger des Eugenius, die Seinigen, und die Unabhängigen Selbſtändigen (ſogenannten Neutralen) waren nicht zur Ruhe oder Vereinigung zu bringen. Liebe zum Frieden, den er als Regent allenthalben um ſich zu verbreiten geſucht und gewußt hatte, ſowie Liebe zu weltentfremdeter Einſamkeit hatten ihn ſchon früher ſtatt des Herrſcherſtandes die Stille des Eremitenlebens erwählen laſſen, und nur die Ausſicht auf Herſtellung kirchlicher Ruhe konnte ihn bewegen, dem Rufe des baſeler Concils zur Papſtwürde zu folgen. Jetzt ſuchte er die Gemüther zu verſöhnen, die Parteien zu beſchwichtigen, durch gebildete Cardinäle und erbauliche Anſtalten auf das Volk zu wirken. Als aber, nach Eugenius Tode, Nicolaus V. zum Gegenpapſt der andern Seite erhoben wurde, legte er ſelbſt freiwillig die päpſtliche Regierung nieder, nur Cardinalsrang für ſich beibehaltend. Stella ſagt von ihm (de vitis ac gestis summorum Pontif. p. 251): Fuit clarissimus princeps propter genus et suae elegantiae formam, ac regiam dignitatem et promtam eloquentiam: manibus integer, vita et religione sanctus, in subditos clemens, in bello magnanimus, et in omnes justissimus: ac demum nimium *felix:* si senium suum ecclesiasticis titulis non foedasset.

Über ihn ſ. m. Art. Eugenius IV. und die dort angeführten Schriften; Art. Basel. Concil. (*O. Gruber.*)

Digitized by Google

FELIX (Sanctus und Regula Sancta), Märtyrer und Schutzheilige der Stadt und der beiden Münſter zu Zürich. Ihre Geſchichte wurde mit der Legende von der ſogenannten thebäiſchen Legion in Verbindung gebracht, die indeſſen von keinem gleichzeitigen oder bewährten Schriftſteller erwähnt wird. Nach dieſer Legende ſoll der Imperator Maximianus zu Ende des 3. oder im Anfange des 4. Jahrh. eine von der Stadt Theben in Ägypten benannte Legion aus dem Orient nach Gallien geſandt haben, die aus Chriſten beſtand. Der Anführer wird Mauritius genannt. Zuerſt zu Octodurum (Martinach in Wallis), dann zu Agaunum (St. Maurice ebend.) ſei von ihnen der Kriegseid bei den heidniſchen Göttern und Theilnahme an den Opfern gefodert worden. Als ſie das verweigerten, habe Maximian die Legion zwei Male decimiren, und da auch dies vergeblich war, die ganze Legion niedermetzeln laſſen. Mehre indeſſen haben ſich flüchten können, und die ſpätern Legendenſchreiber leiteten dann, in Ermangelung anderer Nachrichten, eine Menge Heiliger in der Schweiz und am Rheine von dieſer angeblichen thebäiſchen Legion ab. Solche Flüchtlinge ſollen nun auch Felix und deſſen Schweſter Regula geweſen ſein. Indeſſen geſchieht der thebäiſchen Legion und ihrer Niedermetzelung in der älteſten Legende von Felix und Regula keiner Erwähnung, ſondern es wird dort geſagt: **Beatissimus Felix et germana sua Regula et socii eorum cum consilio beati Mauricii ducis, domino servientes ad peregrinandum profecti per vasta loca heremi, quae Clarona** (Glaris) **dicitur, ad caput laci et fluvium Lindomaci** (Limmat), **qui juxta castrum Durici** (Zürich) **est, pervenerunt.** Sie wären alſo vor der angeblichen Kataſtrophe der Legion von Mauritius ausgeſandt worden. Die Legende erzählt dann weiter, wie ſich Felix und ſeine Gefährten am Ufer der Limmat niedergelaſſen, dann von ſelbſt vor den Dienern Maximian's, an deren Spitze Decius geweſen, geſtellt haben, um die Märtyrerkrone zu gewinnen; wie nach wiederholten, mit Drohungen begleiteten Auffoderungen den Göttern zu opfern, Decius vergeblich grauſame Martern angewandt und endlich befohlen habe, ihnen das Haupt abzuſchlagen. Dann heißt es: **Et ecce vox psallentium angelorum et sanctorum audita est dicentium: In paradysum angeli deducant vos et cum gloria suscipiunt vos martyres. Et acceperunt beatissima corpora eorum, suaque capita in manibus eorum, de ripa fluminis Lindimaci, ubi martyrium acceperunt, portantes ea, contra montem illum** (wo die Münſterkirche ſteht) **dextris quadraginta** *). Die natürlichſte Erklärung dieſer Worte iſt nun, daß die Engel die Leiber der beiden Geſchwiſter, denen ſie ihre Häupter in die Hände gelegt, den Hügel hinangetragen haben. Die Entfernung vom Ufer der Limmat bis zu der Münſterkirche iſt ziemlich genau zu 40 Ellen angegeben. Allein die folgenden Bearbeiter der Legende ließen nun Felix und Regula nach der Enthauptung ſich wieder aufrichten, die zur Seite liegenden Häupter aufnehmen und ſie auf jenen Hügel tragen. Bekanntlich werden auch andere Märtyrer, den abgeſchlagenen Kopf gleichſam als Opfer Gott darbringend, abgebildet. Daß dann die widerſinnige Erzählung die Oberhand behielt, iſt begreiflich. Das Feſt der beiden Märtyrer fällt auf den 11. September. Die Siegel der beiden Münſter und der Stadt Zürich ſtellen ſie mit den Köpfen auf den Händen vor. In dasjenige der Stadt wurde im 14. Jahrh. noch ein dritter Märtyrer, Exuperantius (ſ. d. Art.), aufgenommen, und alle drei bilden noch heutzutage das große Siegel des Cantons Zürich. Zu bemerken iſt noch, daß, obgleich die beiden Stifte St. Felix und Regulaſtift heißen, die weibliche Heilige doch mehr hervorgehoben wird, und daher auch die freien Gotteshausleute dieſer Stifte, von denen es ausdrücklich heißt, „ſie werden den Freien gleichgeachtet," Regler und Reglerinnen genannt wurden. *(Escher.)*

FELIX (Charles François), Arzt, in der Mitte des 17. Jahrh. in Paris geboren, war der Sohn des Leibarztes Ludwig's XIV., Felix de Taſſy. Zuerſt unter der väterlichen Leitung, dann aber in Spitälern und weiterhin im Felde bildete er ſich zum Chirurgen aus, und im J. 1676 wurde er an ſeines Vaters Stelle erſter Wundarzt des Königs. Zehn Jahre nachher litt der König an dem damals als Maladie du roi berühmten und berüchtigten Übel, an einer Fistula ani, und dieſem Umſtande allein verdankt es Felix, daß ſein Name auf die Nachwelt gekommen iſt. Die berühmteſten Chirurgen wurden zu Rathe gezogen, waren aber gänzlich rathlos, obwol ſchon Celſus und ihm folgend Paulus Ägineta die Operation der Maſtdarmfiſtel beſchrieben hatten, und ebenſo des Schnittes und der Ligatur durch den engliſchen Chirurgen John Ardern Erwähnung geſchehen war, der im 14. Jahrh. lebte, und deſſen hinterlaſſenes lateiniſches Manuſcript über Fistula ani im J. 1588 durch Joh. Reid engliſch herausgegeben worden war. Felix übte ſich zwei Monate lang auf die Operation ein, und vollführte ſie dann am 21. Nov. 1687 mit dem glücklichſten Erfolge, wodurch ſein Ruf bei den Höflingen, aber auch beim großen Publicum ungemein ſtieg. Er ſtarb im kräftigen Mannesalter am 25. Mai 1703. *(Fr. Wilh. Theile.)*

Felix, ſ. Adoption. 1. Sect. 1. Bd. S. 437.

Felix Antonius, ſ. Antonius. 1. Sect. 4. Bd. S. 346.

Felix Marcianus, ſ. Capella. 1. Sect. 15. Bd. S. 118.

Felix Minucius, ſ. Minucius.

FELIXDORF, ein neues erſt im J. 1823 von dem Magiſtrate der Stadt Wiener-Neuſtadt auf der neuſtädter Heide angelegtes Dorf im V. U. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, nächſt Thereſienfeld und der wien-gloggnitzer Eiſenbahn, mit zwei großen Baumwollſpinnmanufacturen. Die von hier nach Gutenſtein führende Straße geleitet den Reiſenden durch ungemein romantiſche Thäler an den Fuß des wiener Schneeberges. *(G. F. Schreiner.)*

*) Dieſe älteſte Legende findet ſich in einem Martyrologium, das im 9. oder 10. Jahrh. geſchrieben iſt, in der züricheriſchen Stadtbibliothek (Mscr. A. 3). Vergl. Mittheilungen der züricheriſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Alterthümer. Heft IV. 1840.

Digitized by Google

Fell, ſ. Quäker.

FELLATA [1]). Die Fellata ſind ein nicht zur Negerrace gehöriger, über ganz Centralafrika verbreiteter, entweder in Dörfern für ſich, oder unter den andern Einwohnern lebender, in dieſem Jahrhunderte zu großer Macht gelangter, theils dem Heidenthume, theils dem Islam ergebener, Volksſtamm. Die Vermuthung Ritter's, daß die Fellata und die Fulah gleichen Urſprungs ſeien, d. h. demſelben Stamme angehören, mögen ſie den Namen Poules, Phelleta, Phalatija oder Fellata führen, wird durch einzelne Notizen bei Clapperton beſtätigt. Nach Mollien bei Ritter ſind die Poulen oder Phelleta, denen er am Senegal, Gambia und Rio Grande häufig begegnete, nicht ſchwarz, ſondern kupferfarbig, nicht die Negerphyſionomie habend, ſondern eine der europäiſchen Phyſionomie näher ſtehende, nicht mit kurzem Wollenhaar, ſondern mit langen krauſen Haaren verſehen. Von den Bewohnern des kleinen Berglandes Bondu zwiſchen Senegal und Gambia, die Fulahs ſind, heißt es ausdrücklich bei Ritter, daß ſie eine lichte, faſt gelbbraune Farbe, eine angenehme Geſichtsbildung, keine Plätſchnaſe, kein krauſes Wollhaar, ſondern ſeidenartiges Haar haben, ſchön gebaut, ſtark, dem Islam zugethan, aber nicht bigott ſind, Schulen und Bücher haben, und ſich zu den Weißen zählen. Clapperton aber bemerkt, daß er von Benin an in allen Ländern, die er auf ſeiner Reiſe nach Soccatoo, der Reſidenz des Fellataherrſchers, durchzogen, Stämme der Fellatahs getroffen, von denen einige Muhammedaner, andere Heiden waren, daß ſie überall dieſelbe Sprache redeten, dieſelbe Farbe und dieſelben Züge hätten, mit Ausnahme derjenigen, welche ſich mit Negern vermiſcht hätten. Er vergleicht ihr Ausſehen mit dem der untern Stände in Portugal und Spanien. Ja an einer anderen Stelle ſagt er ausdrücklich, daß die Fulah und Fellata daſſelbe Volk ſind. Auch Denham ſchildert die Fellatas als ein ſchönes kupferfarbiges Geſchlecht, welches ſich ſelten mit Negern vermiſcht, ſeine eigene Sprache habe und ſich zum Islam bekenne. Auch die gleiche Beſchäftigung der Fulahs und Fellatas ſpricht für einen gleichen Urſprung.

Dieſe Phelleta, Fellata, Fulah, oder Poulen ſind nach einer Sage, welche Mollien aufbewahrt und Ritter mitgetheilt hat, einſt als Zeltbewohner in den fruchtbaren Gegenden Nordafrika's, des alten Numidiens, heimiſch geweſen, und neben ihnen haben die Jaloffen gewohnt. Beide ſind aber durch die Ankunft der Sarazenen mit ihren Kameel- und Pferdeheerden verdrängt worden, auf die Südſeite des Senegal und gegen Südoſt, alſo zum Niger und jenſeit deſſelben, wo ſie andere Völker verdrängt, namentlich die Serreres, und die Reiche Baol und Sin geſtiftet hätten. Als ihnen die Mauren ſpäter nachgerückt, hätten ſich die Poulen am Senegal zur Annahme des Islam und zur Zahlung eines Tributs an Hirſe verſtanden. Aber eben dort haben ſie ſich nur in den Gebirgsgegenden ſelbſtändig erhalten; zwiſchen den Hauptſtrömen ſind ſie in viele ſchwache Gruppen allmälig ſehr zerſtreut, zum Theil ganz aufgerieben und mit den Negern vermiſcht worden, oder leben noch in einem herabgeſunkenen Zuſtande als Hirten im größten Haſſe gegen die Muhammedaner. Am Rio Grande erfuhr Mollien, daß dieſe Poulen in die weiter öſtlich gelegenen Gegenden des Sudan eingedrungen ſein und die Reiche Maſſena (im Norden von Bambarra und Weſten vom Dibbieſee) und mehre Länder im Oſten von Timbuktu inne haben ſollten. Die Fellatas in Borgu und in Acba wiſſen nur, daß ſie dieſe Gegenden ſeit undenklichen Zeiten bewohnen, über ihr urſprüngliches Vaterland aber gar nichts.

Auch die ganze Terraſſe des Weſtabfalls iſt mit Fulahs beſetzt, die weit über den Strandnegern ſtehen. In dem kleinen Gebirgslande Fulahdu leben ſie wild als Jäger, in der Weſtterraſſe als ein geſittetes, ſtädtebauendes, Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk. Sie bewohnen nicht nur das Königreich Timbo, ſondern machen die Hauptmaſſe der Bewohner vom 4° nördl. Breite bis zum Südufer des Senegal aus, und ſind ein mächtiges Volk im obern Flußgebiete des Rio Grande unter 10° nördl. Breite und 5—12° öſtl. von Ferro. Im Oſten erſtrecken ſie ſich bis nach Bornu. Sind, wie es ſcheint, die Folgier deſſelben Stamms, ſo ziehen ſie ſich bis zur Zahnküſte hinab und nördlich bis Aber und Agades hinauf.

Wir haben es hier nur mit den Fellata zu thun, welche ſich mit dem Beginne dieſes Jahrhunderts zu einem herrſchenden Volke emporgeſchwungen haben, und müſſen in Betreff der übrigen Stammverwandten auf den Artikel Fulah verweiſen. Das Gebiet, dem dieſe Fellata im engern Sinne angehören, erſtreckt ſich nach Clapperton's Karte etwa von 7—14° nördl. Breite und von 4—15° öſtl. Länge von Greenwich.

Der Gründer des Fellatareiches, Scheik Othmann, bekannter unter dem Namen Danfodio, ein Sohn des gelehrten Fodio, ein guter Linguiſt, der faſt alle Sprachen des innern Afrika und alle Dialekte des Arabiſchen geläufig ſprach, alle Kenntniſſe der Araber umfaßte, und was das Wichtigſte war, allgemein für einen Propheten galt, kam aus den Wäldern von Tadela oder Aber und bauete eine Stadt in Goobur, wo ſich die Fellatas, doch zunächſt wol nur die Muhammedaniſchen, um ihn ſammelten. Bald miſchte er ſich in die Angelegenheiten des Sultans von Goobur, und wurde, da er dem Befehle, mit ſeinem Anhange das Land zu verlaſſen, nicht gehorſamte, mit Gewalt vertrieben. Er kehrte nach Aber zurück und erbauete wieder eine Stadt (Soccatoo oder Saccadu im J. 1805). Alle Fellatas aus den umliegenden Ländern ſammelten ſich um ihn und wurden, unter verſchiedene Führer vertheilt, mit weißen Fahnen im Namen Gottes und des Propheten auf Eroberungen ausgeſendet. Als Zeichen ihrer Reinheit mußten die Fellatas auch eine weiße Tobe (eine Art Hemd) tragen und ihr Feldgeſchrei war Allahu akber (Gott iſt groß!)! Jeder, der im Kampfe verwundet werde oder falle, war des

1) Benutzt ſind zu dieſer Darſtellung: Ritter's Erdkunde. 2. Aufl. 1. Bd. — Entdeckungsreiſe in dem nördlichen und mittleren Afrika. Nach der Darſtellung von Denham und Clapperton. (Jena 1826.) — Tagebuch der zweiten Reiſe des Capitains Clapperton ꝛc. (Weimar 1830.) — Reiſe in Afrika zur Erforſchung des Niger ꝛc., von Richard und John Lander. (Leipzig 1833.) 3. Bde.

Paradieſes gewiß. Ihr Glaube an den Propheten, ihre Armuth, ihre große Anzahl, ſowie die Ausſicht auf den ſcheinbaren Reichthum der Schwarzen machte ſie unüberwindlich. Kano unterwarf ſich ohne Schwertſtreich; Goobur, welches den Danfodio aus ſeiner Stadt in Ader vertreiben wollte, unterlag den ſiegreichen Waffen des Propheten, der ihr Land überzog und den Sultan tödtete. Hierauf kam ganz Houſſa mit Cubbé, Youri und einem Theile von Nyffé unter die Herrſchaft der Fellatas. Entſetzen verbreitete ſich über das ganze Innere vom Aufgange bis zum Niedergange. Nachdem Bornu im Oſten mit Erfolg angegriffen war, wendeten ſich die Fellatas gegen Yarriba im Weſten. Bei dem Einfalle derſelben in dieſes Land ermordeten die Bewohner, die nicht an Danfodio's Lehre und Prophetenthum glaubten, alle Muhammedaner, fremde ſowol, als eingeborene. Nichtsdeſtoweniger eroberten die Fellatas Rakah, Elora und Affaga nebſt einer großen Anzahl anderer Städte und erreichten auf ihren Zügen die Seeküſte. Ein Mal drangen ſie in die Hauptſtadt Eyeo oder Katunya ein, brannten einen Theil derſelben nieder, gaben allen Muhammedaniſchen Sklaven die Freiheit und foderten ſie auf, ihre heidniſchen Herren zu tödten und zu ihnen zu ſtoßen.

Nachdem ſich ſo die Fellatas feſtgeſetzt hatten, kamen die Araber von Oſt und Weſt mit Glückwünſchen zu Danfodio, von dem ſie mit reichen Geſchenken an Sklaven, Kameelen und Lebensmitteln entlaſſen wurden. Einer großen Anzahl aus dem Weſten kommender Fellatas, die ſich in Houſſa niederlaſſen wollten, wies er hauptſächlich die Provinz Zegzeg an, in welcher er ihnen die Länder und Häuſer der in die ſüdlichen Gegenden geflohenen Neger gab.

Ehe Danfodio die Fellatas unter ſeine Herrſchaft ſammelte, lebten ſie über den größten Theil Sudans zerſtreut, weideten ihre Schaf- und Rinderheerden, wohnten in ſchnell errichteten Hütten, meiſtentheils in unbeſuchten Waldungen, und kamen ſelten in die Städte. Die Erzeugniſſe ihrer Heerden brachten die Frauen nach den Städten zu Markte. Die Männer führten ein religiöſes, harmloſes Leben, und wendeten einen großen Theil der Zeit auf das Leſen des Korans und anderer religiöſen Bücher. Von Zeit zu Zeit begaben ſich einige ihrer Gelehrten zu den Muhammedaniſchen Sultanen oder Statthaltern, ſammelten ſich einiges Vermögen, kauften ſich Vieh und kehrten dann in die Wälder zurück zu ihren Landsleuten, die echt nomadiſch, nach der Beſchaffenheit der Jahreszeit, der Weide und des Waſſers von einer Provinz zur andern zogen. Bei dieſem beſtändigen Wechſel des Aufenthaltes konnte Niemand ihre Anzahl wiſſen. Aus den kleinen Königreichen Foota-Torra, Foota-Bonda und Foota-Jella, die auch den gemeinſamen Namen Melli führen, breiteten ſie ſich nach Oſten hin aus, bis ſie ſehr zahlreich in allen, zwiſchen den genannten Ländern und Wady liegenden, Gegenden waren. Manche von ihnen waren nach Mekka gewallfahrtet, andere nach der Türkei, nach Marokko, Algier, Tunis und Tripoli gezogen und brachten von dort ſo viele arabiſche Bücher mit zurück, als ſie nur erbitten oder kaufen konnten. So lebten ſie mitten unter andern Völkerſchaften, ohne ſich um die Lebensart derſelben zu bekümmern, und von jenen wurde ihnen auch kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nach ihrer Vereinigung unter Danfodio wurden ſie aber großentheils gefürchtet, und zum Theile wegen ihrer Raubgier geflohen.

Der einige Jahre vor ſeinem Ende in einen religiöſen Wahnſinn verfallene Danfodio ſtarb im J. 1816. Nach ſeinem Tode kam ſein Sohn Bello zur Regierung. Er überließ den weſtlich von Houſſa gelegenen Theil dem Sohne ſeines Bruders Muhammed ben Abdallah, während er Houſſa mit allen Landſchaften gegen Süden und Oſten behielt. Atego, Bruder des Bello, wollte ſich der Regierung bemächtigen, wurde aber überwältigt, mit zwölf Monaten Hausarreſt beſtraft und ſomit das gute Vernehmen wieder hergeſtellt. — Doch hatte Bello noch keine Ruhe. Die eroberten Länder wollten bei Danfodio's Tode das Joch wieder abſchütteln und ſchloſſen deshalb einen Bund gegen die Fellatas. Zamfra begann den Aufſtand unter ſeinem Häuptling Bonaga. Ihm ſchloſſen ſich ſofort die Bewohner von Goobur an, deren Herrſcher, ein Knabe, als Gefangener in Soccatoo gehalten, von ihnen befreit und an ihre Spitze geſtellt wurde. Sodann trat der nördliche Theil von Kaſchna bei und demnächſt Guari und Katongkora, beides Diſtricte von Kaſchna, erklärten ſich aber dabei zugleich unabhängig von Kaſchnah. Ferner gehörten zu dem Bunde die Staaten Youri und Cubbé, Doura und der ſüdliche Theil von Zegzeg, Youri aber nur durch die Bewohner von Zamfra gezwungen.

Den größten Theil von Goobur hat Bello ſeitdem wieder erobert; ein Theil von Zamfra und Guari, das durch ſeine Reiterei wichtig iſt, und der ſüdliche Theil von Kaſchna haben Frieden mit ihm gemacht, ebenſo ein Theil von Cubbé, doch unter der Bedingung, daß ſie von einheimiſchen Häuptlingen regiert werden, und daß die Fellatas ſich nicht einmiſchen. Seit Clapperton's Ankunft hat er auch den größten Theil von Nyffé wieder beſetzt. Als die Brüder Richard und John Lander im J. 1830 jene Länder wieder beſuchten, hatte Sultan Bello ſeine Herrſchaft noch immer nicht befeſtigt. Bornu, auf welches früher erfolgreiche Angriffe gemacht waren, ſteht wieder mächtig da und unterſtützt andere Länder, die das Joch der Fellatas wieder abſchütteln wollen. Von den zu Houſſa gehörigen Provinzen oder Reichen beſitzen die Fellatas nur noch Kano. Cubbie, Guari und Goobur haben ihre Unabhängigkeit wieder erkämpft. Katſchina, in welchem ſie noch theilweiſe herrſchten, machte ſich im Auguſt 1830 frei, ebenſo das Reich Zaria mit der Hauptſtadt Zegzeg. Buſſa, welches ſie einige Jahre vorher erobert hatten, wurde von Niki, Wowau und Kiama unterſtützt, und trieb die Fellatas in den Niger. Auch die Angriffe derſelben auf Yaruri (Youri) wurden mit Erfolg zurückgeſchlagen. Die Fellatas ſind nicht mehr, wie unter Danfodio, unüberwindlich, entweder weil das Vertrauen, welches ſie in die höhere Sendung des Danfodio ſetzten, nicht auf Bello übergegangen iſt, oder weil ſie einer Sage Glauben beimeſſen, nach welcher Danfodio einen Pact mit dem großen Urheber des Böſen gemacht, ſein Sklave ſein

Digitized by Google

zu wollen, wofern er ihm bei der Unterjochung Houſſa's beiſtehen wollte. Dieſer Pact wäre aber nur auf 30 Jahre geſchloſſen, nach deren Ablaufe die Ureinwohner des Landes ihre Freiheit wieder erhalten und ihre Geſetze und Einrichtungen wieder herſtellen würden. Dieſe Friſt war aber 1830 bald abgelaufen, und die Brüder Lander ſahen die Fellatas zittern, weil ſie das Eintreffen dieſer Prophezeiung fürchteten. — Nur im weſtlichen Afrika machen ſie Fortſchritte. Im October 1830 hatten ſie ganz Nyffé in ihrer Gewalt und es hatte ganz den Anſchein, als würden ſie auch bald ganz Yarribe bekommen, in welchem ſie ſchon ſeit einiger Zeit feſten Fuß gefaßt hatten. Sie hatten Rake erobert und befeſtigt, und eine neue Stadt, Alorie, gegründet, welche 10—12 Stunden im Umfange haben ſoll, und durch Mauern und Gräben befeſtigt iſt. Dieſe Fortſchritte in Yarribe dankten ſie aber nicht ſowol ihrem Muthe — denn ſie ſind trotz ihrer Prahlerei, daß ſie die ganze Welt erobern könnten, wenn das Salzwaſſer nicht wäre, von Haus aus muthlos im Kriege und träge im Frieden, — ſondern hauptſächlich der Indolenz der Einwohner, die auch nicht das Geringſte thaten, dem Eindringen der Fellatas zu wehren. Wenn es indeſſen alle Fellata-Gouverneure ſo machen wie die von Raka und Alorie, daß ſie den Abgeordneten des Bello den Tribut verweigern, die Thore vor ihnen verſchließen und Unabhängigkeit vom Sultan verlangen, ſo iſt wol Ausſicht auf eine Menge kleiner Fellatareiche, nicht aber auf ein großes allgemeines Fellatareich vorhanden.

Der Islam dieſer Fellatas beſteht in der Beobachtung der äußern Gebräuche. Sie beten fünf Mal täglich, waſchen ſich aber in der Regel nur vor dem erſten Gebet. Außerdem machen ſie nur die Geberden eines ſich Waſchenden, indem ſie mit den Händen die Erde berühren, als ob ſie ſie ins Waſſer tauchten und ein Gebet hermurmeln. Dabei binden ſie die Beinkleider los und laſſen ſie herabfallen, ziehen die Ärmel ihrer weiten Tobe über die Hände herab, nehmen eine ernſte Miene an, und rufen mit hörbarer Stimme: Allahu akber! wobei ſie niederknien und mit der Stirn die Erde berühren. Nach Beendigung dieſer Ceremonie ſetzen ſie ſich und laſſen die Kugeln des Roſenkranzes durch die Finger laufen. Alle Gebete ſind arabiſch, werden aber, bei Negern und Fellatas, kaum von Einem unter Tauſenden verſtanden. Im Herplappern dieſer Gebete und dem Glauben an eine unabänderliche Vorherbeſtimmnng beſteht ihre ganze Religion. Auch glauben ſie, daß Hab und Gut, Weib und Kind aller Nicht-Muhammedaner ihnen von Rechtswegen gehören, und daß es erlaubt ſei, Ungläubige zu betrügen, zu berauben und zu tödten. Nicht weniger halten ſie auf Vorbedeutungen und Zaubereien.

Die Regierung iſt völlig despotiſch. Die Statthalter der Provinzen, auf unbeſtimmte Zeit angeſtellt, werden abgeſetzt, wenn ſie ſich das Misfallen des Sultans zuziehen. Ihr Eigenthum fällt, wenn ſie ſterben oder abgeſetzt werden, dem Sultan zu. Die erledigten Stellen werden dem Meiſtbietenden übertragen, am liebſten einem nahen Verwandten des Sultans, wofern ſein Vermögen zum Kaufe der Stelle hinreicht. Die Statthalter verhandeln wieder die unteren Stellen in den Provinzialſtädten auf gleiche Weiſe und erhalten beim Tode dieſer Beamten, oder bei deren Abſetzung, deren Eigenthum für ſich.

Die Staatseinkünfte beſtehen in Naturalien und in einzelnen Fällen in den die Stelle des Geldes vertretenden kleinen Muſcheln, Kauries (Cypraea moneta *L.*) genannt. Die Provinz Kano bringt dem Sultan am meiſten ein, namentlich liefert es Pferde, Zeuche und Kauries; Adamava zahlt in Sklaven; Jackoba in Sklaven und Bleiglanz; Zegzeg und Zamfra in Sklaven und Kauries; Hadiga, Katagum und Zaonima liefern Pferde, Ochſen und Sklaven; Kaſchnah Sklaven, Zeuch und Kauries; Ader oder Tadela Stiere, Schafe, Kameele und eine grobe Art baumwollenen Zeuches. Außerdem muß jede Stadt, die ein Gouverneur oder ein anderer Angeſtellter beſucht, zum Unterhalte deſſelben beiſteuern, die Reiſekoſten zahlen und ſeine Diener und Begleiter mit Speiſe und Trank verſorgen. Einen großen Theil des verkäuflichen Eigenthums nimmt der Gouverneur in Anſpruch; vom Ertrage der Fruchtbäume fodert er zwei Drittel. Von Allem, was auf dem Markte feil geboten wird, wird eine kleine Abgabe oder ein gewiſſes Standgeld entrichtet; ebenſo für jede Tobe, die blau gefärbt und verkauft wird. Nur vom Getreide wird nichts entrichtet.

Der Ackerbau wird auf eingezäunten Feldern betrieben, zu deren Einzäunung die Erlaubniß des Gouverneurs eingeholt werden muß. Man erbaut hauptſächlich Durrah, Reis und Hirſe; außerdem Weizen und Gerſte in geringerer Menge, Indigo, Baumwolle und Bataten. Melonen, Pappaäpfel, einige Feigen und Granaten zieht man in Gärten, Zwiebeln, die man Morgens und Abends noch bewäſſert, an Flüſſen und Seen. Unter den Fruchtbäumen ſind die hauptſächlichſten der Butterbaum, nächſt dieſem der Cukabaum (Adansonia digitata *L.?*), deſſen Blätter zu allen Suppen und Brühen verwendet werden, welche dadurch etwas Schleimiges und Gallertartiges bekommen. Das einfache Werkzeug zur Bearbeitung des Bodens iſt eine langſtielige Hacke. Die Saatzeit iſt der Anfang der Regenzeit, für den Weizen nach der Regenzeit beim Eintritte kühler Witterung. Bei der Wahl des Bodens richtet man ſich nach der Natur des Gewächſes, welches erbaut werden ſoll. Für die Bataten wählt man ſtrengen, thonigen Boden oder Dammerde; ebenſo für den Indigo, bei welchem man noch darauf ſieht, daß der Boden auch in der Sonnenhitze feucht bleibt. Für die Baumwolle ſucht man niedere Stellen, die in der Regenzeit zum Theil unter Waſſer ſtehen.

Die Fellatas ſind nicht ohne Kunſtfertigkeiten und Gewerbe. Sie verſtehen Eiſen und Kupfer zu bearbeiten, und in der Bereitung des Leders haben ſie eine beſondere Geſchicklichkeit. Sie verſtehen nicht nur die Felle, namentlich Ziegenfelle, zu gerben, ſondern auch ſchön gelb oder roth zu färben. Aus der Baumwolle weben ſie viel weißes Zeuch zum Verbrauche im Lande und zur Ausfuhr, aber auch gewürfeltes und rothgeſtreiftes zu Toben (Hemden) und Zinnies (Tüchern) für die Frauen. Die Weber und Schmiede ſind meiſtentheils aus Nyffé.

Digitized by Google

Zum Baue der Wohnungen verwendet man Lehm, mit welchem das Holzwerk ganz überkleidet wird, zum Schutze gegen die weißen Ameiſen, die ſonſt das Holz ganz zerſtören würden. Die öffentlichen Gebäude ſind von großem Umfange, die des Sultans bilden eine kleine Stadt für ſich innerhalb einer 20 Fuß hohen Lehmmauer, mit Eingängen nach Oſten und nach Weſten. Verzierungen an den Gebäuden werden, ſo lange der Lehm noch naß iſt, mit den Fingern und einem dicken, viereckigen Stabe gemacht. Die Wohnungen der Armen haben eine Art Mattenzaun umher, oder eine Befriedigung von Durrha- und Hirſehalmen. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören die Moſcheen und die Gefängniſſe. In Soccatoo iſt das Gefängniß auf einem offenen, freien Platze. Es iſt ungefähr 80 Fuß lang und ebenſo breit, und hat ein flaches Dach von Lehm, worauf Baumäſte liegen. Inwendig iſt eine tiefe Grube für die ſchweren Verbrecher. Schulden halber wird Niemand in das Gefängniß geworfen; nur einzelne Kriegsgefangene, Spione, ungehorſame Sklaven kommen dahin. Der Staat gibt zu ihrer Nahrung Kleie von Hirſe und Durrha mit Waſſer, aber die Freunde der Gefangenen können ihnen andere Nahrungsmittel bringen. Die Gefangenen werden zum Baue von Mauern und anderen beſchwerlichen Arbeiten verwendet.

Die Lebensweiſe der Bewohner der Hauptſtadt iſt folgende: Mit Tagesanbruch ſteht man auf, ſagt ſeine Gebete her, zählt ſeinen Roſenkranz ab, kaut eine Gurunuß und ſchlürft eine Quantität Senkie oder Furro-Furrocoo (Ballen aus feinem Durrhamehle in Milch zerſtoßen heißen Senkie, mit Waſſer angemacht, Furro-Furrocoo). Um 10 Uhr wird Reis, in Waſſer gekocht und mit Butter angemacht, gegeſſen, wobei zu bemerken iſt, daß die Fellatas überhaupt ganz vortreffliche Butter zu bereiten verſtehen. Nachher macht man Beſuche, oder liegt unthätig im Schatten, hört Neuigkeiten, betet, zählt ſeinen Roſenkranz ab, und treibt dies bis Sonnenuntergang. Zu Abend ißt man Pudding mit gedämpftem Fleiſche und Brühe oder Fiſch und begibt ſich dann zur Ruhe.

Die Landbeſitzer ſehen im Frühlinge und Herbſte nach ihren Sklavendörfern und beſichtigen Äcker und Heerden. Die Frauen der Vornehmeren (die meiſtens vier und eine Anzahl Concubinen haben) führen die Aufſicht über die Arbeiten der Sklavinnen, bereiten das Eſſen für den Mann, reinigen und ſpinnen Baumwolle und verbringen die übrige Zeit mit ihrem Putz. Sie ſenden die jüngeren Sklavinnen mit Baumwolle, Furro-Furrocoo, Hirſe, in Butter gebackenem Kuchen und Fiſchen, die von den jüngeren Sklaven gefangen werden, zu Markte. Als gewaltige Schwätzerinnen machen und empfangen ſie gern Beſuche, haben auch überhaupt mehr Freiheit, als andere Muhammedanerinnen.

Die Kinder der angeſeheneren Fellatas lernen arabiſch leſen und ſchreiben, werden aber abgeſondert unterrichtet, die Knaben gewöhnlich nicht im Wohnorte der Ältern, ſondern in anderen Städten, wo ſie meiſtens im Hauſe eines Freundes wohnen und von einem Gelehrten beaufſichtigt werden. Die Kinder der mittleren und unteren Claſſen werden in die Schulen geſchickt, wo ſie eine Stunde bei Tagesanbruch und eine Stunde bei Sonnenuntergang ihre arabiſchen Lectionen laut und zuſammen herleſen. Sie müſſen dieſe Lectionen auswendig wiſſen, ehe man dieſelben von den Täfelchen, worauf ſie geſchrieben ſind, abwäſcht. Die alsdann abgeſpülte Tinte trinken die Schüler, indeſſen der Lehrer eine neue Lection auf das Täfelchen ſchreibt.

Die Männer tragen eine rothe Kappe mit einer blauſeidenen Quaſte, einen weißen Turban, ein Streif davon beſchattet die Augen, ein anderer Streif deckt Mund und Kinn und hängt auf die Bruſt herab; ſie haben ein weißes Hemde, das um die Bruſt ſchließt und nicht lang iſt, eine weite, weiße Tobe; weiße Beinkleider mit rother oder grüner Seide geziert, an den Füßen Sandalen oder Stiefeln. So gehen die meiſten Wohlhabenden. Auf der Reiſe tragen ſie über dem Turban einen Strohhut mit breitem Rande und einem niedrigen Kopfe. Einige, die eben nicht für große Heilige oder Gelehrte gelten wollen, tragen bunte Toben und blaue Turbane, wovon die Enden hinten herunter hängen; die Ärmern haben eine bunte Tobe, weiße Kappe und Hoſen und Sandalen. Einige begnügen ſich auch mit dem Strohhute. Alle führen ein Schwert, das über die linke Schulter geworfen wird. Die Weiber tragen ein blau, roth und weiß geſtreiftes Tuch, das bis auf die Knöchel herabhängt, ſilberne Ringe, die 1½ Zoll im Durchmeſſer halten, in den Ohren, Armbänder von Horn, Glas, Meſſing, Kupfer oder Silber, nach ihrem Vermögen, um den Hals Kugeln und Schnuren von Glas oder Korallen, auch um die Knöchel und bisweilen an den Fingern und Fußzehen haben ſie Ringe. Ein Schmuck der Mode beſteht in einem ſpaniſchen Dollar, der an einen Ring gelöthet iſt. Die armen Weiber tragen Ringe von Zinn, Meſſing und Kupfer. Das Haar bildet gewöhnlich auf dem Kopfe eine Art Hahnenkamm, und von jedem Ende hängt vor den Ohren eine Art Zopf herab.

Manche Fellata-Weiber haben das Haar unten und um den Kopf gekräuſelt, andere flechten es in vier kleine Zöpfe, die ſie wie ein Band um den Kopf legen; dieſe, ſowie alle geflochtene Stellen, werden tüchtig mit Indigo oder Shumei beſtreut. Mit dem Raſirmeſſer macht man alle unebenen Stellen glatt und bildet über die Stirn einen hohen und ſchönen Bogen. Von den Augenbrauen werden die Haare ausgerupft, ſodaß nur eine zarte Linie bleibt, dieſe, wie die Augenwimper, reibt man mit geſtoßenem Bleiglanze und malt ſie mit einer zarten Feder, die man darein taucht. Die Zähne färbt man alsdann mit Gurunuß und einer Wurzel von rother Farbe; Hände und Füße, die Nägel an den Fingern und Zehen werden mit Henna gemalt. Eine ſo geſchmückte Dame kann in der beſten Geſellſchaft erſcheinen. Der Spiegel iſt ein kreisförmiges Stück Metall, das gegen 1½ Zoll im Durchmeſſer hat; er wird in einem ledernen Futeral bewahrt und oft gebraucht. Die jüngeren Mädchen aus den vornehmeren Ständen kleiden ſich faſt auf dieſelbe Art wie ihre Mütter, ſobald ſie neun oder zehn Jahre alt ſind, früher gehen ſie faſt unbekleidet, ausgenommen eine Schürze, Binta, die mit rothem Tuche eingefaßt iſt, und zwei lan-

Digitized by Google

gen, breiten, ebenſo beſetzten Streifen, die hinten bis auf die Ferſen hinabhängen. Dies iſt auch die Kleidung für die Ärmeren, bis ſie mannbar ſind, und für die meiſten unverheiratheten Sklavinnen.

Ihre Hochzeiten feiern ſie ohne Pomp und ohne Geräuſch. Die Braut, ſoviel ich gehört habe, wird immer von ihren Ältern gefragt, aber eine abſchlägige Antwort von ihrer Seite iſt unerhört. Die ärmeren Leute machen es faſt ebenſo; wenn beide mit einander einig ſind, fragen ſie Vater und Mutter. Die Ausſtattung, die ein angeſehener Mann gibt, beſteht in jungen Sklavinnen, geſchnitzten und verzierten Calebaſſen, mit Durrha und Reis gefüllt, Tüchern, um den Leib zu ſchlagen, Armbändern und Toiletteſachen und einem oder zwei großen, hölzernen Mörſern, um Getreide darin zu ſtampfen, u. ſ. w. Die Sachen werden von den Sklavinnen in Proceſſion nach dem Hauſe des Mannes getragen, wenn die junge Frau zuerſt dahin geht.

Man ſagt, daß, wenn ein Ehemann Umgang mit einer der zur Ausſtattung ſeiner Frau gehörigen Sklavinnen hat, er ihr am folgenden Tage ein unberührtes Mädchen von gleichem Werthe geben muß. Nie entſteht darüber Streit zwiſchen beiden Eheleuten.

Ihre Art zu begraben kennt Clapperton nicht aus eigener Anſchauung, aber er hörte, daß der Todte immer hinter dem Hauſe beerdigt werde, das er im Leben bewohnte. Den folgenden Tag beſuchen alle Freunde und Verwandte des Geſtorbenen das Haupt der Familie, und bleiben eine Zeit lang bei demſelben, mag es ein Mann oder eine Frau ſein. Stirbt der Mann, ſo kehrt die Witwe zu dem Hauſe ihrer Ältern zurück, mit ihrem Eingebrachten.

Die Bewohner zerfallen in Freie und Sklaven. Zu Sklaven werden in der Regel nur Kriegsgefangene gemacht. Die Hausſklaven werden gewöhnlich gut behandelt, und ſcheinen ſogar viel glücklicher als ihre Herren. Namentlich ſingen die weiblichen beſtändig mit großer Luſt bei der Arbeit. Auch laſſen die Fellatas oft Sklaven beim Tode ihres Herrn oder bei irgend einer religiöſen Feierlichkeit frei. — Die Sklaven erhalten im 18. oder 19. Jahre Frauen und werden aufs Land geſchickt, dort auf den Höfen und Dörfern zu leben; daſelbſt bauen ſie ſich eine Hütte, und der Beſitzer erhält ſie bis zur Ernte. Wenn die Beſtellzeit herannaht, beſtimmt der Eigener, wie er es gehalten haben will und was geſäet werden ſoll. Der Sklave darf dann ein Stück für ſich und ſeine Familie umzäunen. Von Tagesanbruch bis zum Mittag muß er für ſeinen Herrn arbeiten, den übrigen Theil des Tages kann er für ſich verwenden. Zur Zeit der Ernte bekommt er von jeder Getreideart etwa einen Scheffel für ſich, und was er auf ſeinem Lande erntet, iſt ganz ſein Eigenthum. In der Zeit, die keine beſtimmten Geſchäfte hat, muß der Sklave auf Befehl ſeines Herrn bereit ſein, ihn auf einer Reiſe zu begleiten, oder in den Krieg zu ziehen.

Die Kinder der Sklaven ſind wieder Sklaven, und wenn ſie groß genug ſind, müſſen ſie Schafe und Ziegen hüten; wachſen ſie mehr heran, ſo ſchickt man ſie zu den Rinderheerden; nachher nimmt ſie der Herr ins Haus, wo ſie ſein Pferd beſorgen, und die häuslichen Dienſte verrichten, ſo lange ſie ledig bleiben. Die Hausſklaven eſſen mit den andern Leuten im Hauſe, und ſcheinen mit ihnen auf gleichem Fuße zu ſtehen.

Die Kinder der Sklaven werden nie verkauft, wenn nicht ihr Betragen von der Art iſt, daß ſie nach wiederholter Züchtigung als unverbeſſerlich erſcheinen, und der Herr ſie fortſchicken muß. Die Sklaven, die man verhandelt, ſind Kriegsgefangene, oder neugekaufte, die dem Käufer nicht gefallen. Stirbt ein Sklave oder eine Sklavin unverheirathet, ſo iſt der Beſitzer ihr Erbe. Die Kinder der Sklaven werden bisweilen mit denen des Herrn erzogen, doch iſt das nicht gewöhnlich.

Das Heer beſteht aus Fußvolk und Reiterei; die letztere findet man vorzüglich im gebirgigen Hochlande, wo Pferde häufig angetroffen werden[2]), während ſie im heißen Tieflande des Sudans allgemein Seltenheiten ſind. Die Waffen ſind Schwerter, Pfeil und Bogen, die Bogen kurz und von Eiſen, die Pfeile vergiftet, ſodaß die kleinſte Wunde den Tod bringt. Sie ſelbſt haben ein Gegengift. Von ihrer Art Krieg zu führen, iſt ein intereſſantes Beiſpiel von Denham als Augenzeugen aufgezeichnet, ein Angriff des Sultans von Mandara gegen die Fellatas bei der Stadt Musfeia. Musfeia lag auf einer Höhe zwiſchen zwei niedrigen Bergen, am Fuße anderer, höherer. Vor der Stadt erſtreckte ſich ein ausgetrocknetes Flußbett, hinter dieſem ein Sumpf hin. Zwiſchen dieſem und dem Walde wurde die Straße von einer tiefen Schlucht durchkreuzt, in der nur zwei oder drei Pferde auf einmal durchkonnten. Die Fellatas hatten wohlgeſpitzte, 6 Fuß hohe, Palliſaden, mit Lederriemen zuſammengebunden, von einem Berge zum andern errichtet, und ihre Bogenſchützen hinter denſelben und auf der Höhe aufgeſtellt. Hier wurden ſie angegriffen und zurückgedrängt. Während des Kampfes ſah man überall die Frauen friſche Pfeile zutragen, und als die Männer ſich überall ſchießend zurückzogen, wälzten die Frauen große Felsmaſſen auf die Angreifer herab und richteten dadurch vielen Schaden unter denſelben an. Als die Angreifer ſich aus der Schußweite zurückzogen, rückten die Fellatas vor und griffen ſelbſt an, wobei ſie von der nachrückenden Reiterei trefflich unterſtützt wurden.

Der Handel iſt theils ein Binnenhandel mit inländiſchen Erzeugniſſen aus einer Provinz in die andere, theils ein Ausfuhrhandel nach dem Auslande. Was ihnen fehlt, beziehen ſie hauptſächlich von den Arabern und Tuariks; von den letzteren namentlich Salz in großen Stücken wie Eis, lebende Strauße und Straußenfelle, Pferde, Datteln von Bilma und einige Waaren, die ſie von den Arabern in Aghadiz erſtehen. Zu den Ausfuhrartikeln gehören unter andern auch Sklaven, Getreide, blaue Toben und weite Hemden, blaue Turbane, Kleidungsſtücke für die Weiber und Schwerter. Die Tuariks oder Berbern, die den ſüdlichen Theil der Wüſte bewoh-

2) Die Provinz Kategum zwiſchen Kano und Bornu ſtellt 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk, mit Schwert, Bogen und Lanze bewaffnet.

nen und dieſe Artikel gegen Salz eintauſchen, bleiben die ganze trockene Jahreszeit in Houſſa, beſonders in den Provinzen Kano, Kaſchnah, Zamfra und Soccatoo, aber die wenigſten leben in den Häuſern der Städte, ſondern bauen ſich in der Nähe Hütten in den Wäldern, wo ſie ihre Weiber, Rinder, Kameele und Pferde haben, und die Männer allein kommen zur Stadt. Mit Eintritt der Regenzeit kehren ſie in die Wüſte zurück.

Die Handelsgeſchäfte werden auf den Märkten abgemacht. Die Buden werden monatsweiſe vermiethet, was einen Theil der Einkünfte des Statthalters ausmacht. Der Scheik des Marktes beſtimmt auch den Preis aller Waaren und nimmt für ſich 50 Kauries für jeden Kauf in Anſpruch, der ſich auf 8000 Kauries oder vier Piaſter beläuft. Den verſchiedenen Artikeln ſind beſondere Quartiere angewieſen, und zwar ſo, daß die kleinern Waaren ſich in Buden in der Mitte des Marktes befinden, die aber, welche mehr Raum einnehmen, außen herum. Der Markt iſt täglich von früh bis Abend gedrängt voll, ſelbſt an den Freitagen, dem Sabbath. Es herrſcht übrigens die größte Rechtlichkeit bei dem Handel, und auf die Verordnungen wird ſtreng und unparteiiſch gehalten.

Der Sklavenmarkt wird in zwei langen Schuppen gehalten, von denen einer für die männlichen, der andere für die weiblichen beſtimmt iſt, wo ſie in Reihen ſorgfältig geſchmückt ſitzen. Innerhalb der drei erſten Tage nach dem Kaufe können ſie noch wieder zurückgeſchickt werden. Wenn ſie der Käufer behält, ſendet er dem vorigen Beſitzer den Putz zurück.

Wenn wir nun ſchließlich unſere Anſicht über den Charakter der Fellatas ausſprechen ſollen, ſo müſſen wir zur gerechten Würdigung derſelben ſie zuvörderſt in zwei Gruppen trennen, in die kriegeriſch geſinnten, eroberungsſüchtigen und in die friedliebenden, bei ihrer alten Lebensweiſe verbliebenen. Über die Erſteren, welche ſich dem Danfodio und dem Bello anſchloſſen, läßt ſich nicht viel Gutes berichten. Anfangs zwar mögen ſie noch die Abſicht gehabt haben, ein Terrain zur Begründung eines wohlgeordneten Staates zu gewinnen, in welchem der Islam eingeführt werden ſollte. Sie ſind aber mit der Zeit ausgeartet, und haben ſich an Plünderung und Raub, an Brand und Mord gewöhnt. Ihre Heere ſind zum Theil nichts weiter als räuberiſche Streifparteien, die im Lande umherſchweifen und alle Orte brandſchatzen, die zu ſchwach zum Widerſtande ſind. Sie ſind deshalb auch überall gefürchtet und gehaßt.

Ganz anders ſteht es mit den Fellatas, die ſich nicht an die Eroberer angeſchloſſen haben. Über dieſe Gruppe ſprechen ſich die Brüder Lander nur lobend, zuweilen ſogar begeiſtert aus. Sie rühmen ihr harmloſes, ruhiges, nüchternes Leben, ihr Fernhalten von ihren erobernden Landsleuten, das Feſthalten an der Sprache und den Sitten der Väter, den Sinn für den Genuß häuslicher Freuden, ihre Beſcheidenheit und Zurückhaltung, ihren Zartſinn, die Feſtigkeit der Familienbande und ihre Keuſchheit, ſowie ihre Dankbarkeit. Dieſe Fellatas werden auch von der Bevölkerung der Länder, in denen ſie ſich aufhalten, geachtet und geliebt. Ja ſie müſſen ſogar ihren wilderen Landsleuten eine gewiſſe Achtung abgerungen haben; denn es wäre ſonſt kaum erklärlich, wie dieſe friedlichen Stämme ganz ungehindert in der nächſten Nähe ihrer kriegeriſchen Landsleute ſich mit ihren Heerden niederlaſſen könnten. Wie groß übrigens die Friedensliebe ſolcher Fellataſtämme iſt, ſieht man recht deutlich aus dem Benehmen der in Borgu lebenden, welche mit ihren Landsleuten in Houſſa keinen Umgang pflegen, und um alle möglichen Unruhen gleich im Keime erſticken zu können, weder ein Schwert, noch eine andere Waffe führen.

(*Ed. Hoessler.*)

FELLER (Franz Xaver v.), geb. am 18. Aug. 1735 zu Brüſſel, ſtudirte bei den Jeſuiten in Rheims, und trat 1754 zu Dornik in ihren Orden. Er ward bald nachher als Lehrer der untern Schulen angeſtellt, Anfangs zu Luxemburg, dann zu Lüttich. Nach der Unterdrückung der Jeſuiten in Frankreich begab er ſich nach Ungarn. Im J. 1770 kehrte er in die Niederlande zurück, 1771 erhielt er zu Nivelle bei den Jeſuiten eine Anſtellung als geiſtlicher Redner, die er ſpäterhin zu Lüttich bekleidete bis zur Aufhebung des Jeſuiterordens im J. 1773. Seitdem lebte er unter literariſchen Beſchäftigungen größtentheils auf Reiſen. In den Jahren 1786—1789 trat er in den öſterreichiſchen Niederlanden an die Spitze der Empörer, die ſich den kirchlichen Reformen Kaiſer Joſeph's II. widerſetzten. Um das Jahr 1796 kam er nach Baiern, wo ihn der Fürſtbiſchof von Freyſing an ſeinen Hof nahm. Er hielt ſich abwechſelnd mit demſelben zu Freyſing, Regensburg und Berchtesgaden auf. Sein Tod erfolgte zu Regensburg am 23. Mai 1802.

Er war ein talentvoller Kopf, der mannichfache, doch nicht ſehr gründliche Kenntniſſe in mehren wiſſenſchaftlichen Fächern beſaß, beſonders in der Politik, der Literär- und Kirchengeſchichte. Merkwürdig war ſeine raſtloſe literariſche Thätigkeit. Die Zahl der von ihm herausgegebenen Schriften beträgt über 120 Bände. Das Journal historique et litéraire, gewöhnlich Journal von Luxemburg genannt, von welchem zu Luxemburg und Lüttich in den Jahren 1774—1794 70 Bände erſchienen, iſt faſt ganz allein aus ſeiner Feder gefloſſen. Das bekannte Dictionnaire de Caën ſcheint ihm zum Vorbilde gedient zu haben bei dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique et litéraire. (Liege. 1781. 8 Voll.). Er ſchrieb außerdem, größtentheils anonym, einen Catechisme philosophique. (Lig. 1773. N. E. 1787. 3 Voll. 12). Reclamations Belgiques. (Ibid. 1787. 17 Voll.). Dictionnaire géographique. (Ibid. 1792—1794. 2 Voll. 8.) Observations theologiques sur la jurisdiction des prêtres hérétiques, la communication in Sacris et autres articles de ce genre (Ibid. 1794. 12.) u. a. Schriften, bisweilen unter dem Namen Flexier de Reval, den er ſich unter anderem auf dem Titel ſeines Discours sur divers sujets de religion et de morale. (Luxembourg 1777. 2 Voll. 12.) gab. — Sein Bildniß befindet ſich vor dem erſten Heft von Zapf's Biographien *).

(*Heinrich Döring.*)

*) Vergl. Notice sur la vie et les ouvrages de Mr. l'*Abbé*

Digitized by Google

FELLER (Christian Gotthold), geb. am 1. Mai 1755, ſtudirte zuerſt Theologie in Leipzig, wandte ſich aber bald der Medicin zu. Nachdem er ſich bereits durch einige Schriften, namentlich durch jene über das Lymphſyſtem, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, erlangte er 1785 die Doctorwürde und ging nun als praktiſcher Arzt nach Budiſſin. Aber ſchon am 14. Sept. 1788 ereilte ihn der Tod.

Diss. de utero canino. (Lips. 1780. 4.) Epistola gratulatoria: Quaedam de enematibus atque nova fumum tabaci inflandi methodus. (Lips. 1781. 4.) De methodis quibus Casaamata et Simon cataractae operationem celebrarunt. (Lips. 1782.) Beide Genannte hatten in Leipzig operirt, der Italiener Caſaamata im J. 1779, der Franzoſe Simon zwei Jahre vorher. *Paul Chr. Fr. Werner* et *Chn. Gotth. Feller*, Vasorum lacteorum atque lymphaticorum anatomico-physiologica descriptio. Fasc. 1. Tabb. IV. (Lips. 1784. 4.) Diss. de therapia per electrum. (Lips. 1785. 4.) (*Fr. With. Theile.*)

FELLETIN, Stadt und Canton in Ober-Marche, jetzt Departement der Creuſe, Bezirk Aubuſſon, auf einer Anhöhe an der Creuſe, 3000 Einwohner in 440 Häuſern, drei Kirchen, einem Hoſpital, Viehhandel, Papiermühlen, Tapetenfabriken. In der Nähe eine Mineralquelle. (*Daniel.*)

FELLHEIM, ein Kirchdorf des bairiſchen Landgerichts Illertiſſen und Filial der katholiſchen Pfarrei Plaß, mit 60 Häuſern, 600 Einwohnern, einer Synagoge, einem Schloſſe, dem Sitze des von Reichling zu Meldegg'ſchen Patrimonialgerichtes und einem Getreidemagazine, unweit der Iller, 2½ Stunden von Memmingen entfernt. Der Ort gehörte früher einer adeligen Familie gleichen Namens. (*Eisenmann.*)

FELLIN (ehſtniſch Wiliandi-Lin), eine kleine vormalige Kreisſtadt in Livland im gleichnamigen Kreiſe am Flüßchen Fellin und einem See gleiches Namens, in einer fruchtbaren Gegend, unter dem 58° 23′ nördl. Br. und unter dem 43° 16′ öſtl. L., mit einem alten Schloſſe, etwa 100 Häuſern, einer Kirche und 800 Einwohnern, die theils Stadt-, theils Landgewerbe treiben. Kaiſer Paul gründete hier ein mit zwei Landgütern ausgeſtattetes Fräuleinſtift. Das zerſtörte, vormals ſehr feſte Schloß verdient noch beſehen zu werden. Von Riga liegt der Ort 35 Meilen, von Pernau 14 und von Reval 20 Meilen entfernt. Das ſchöne neue Gerichtshaus von Stein nimmt ſich ſehr gut aus. Weil das kaiſerliche Niederlandgericht hier ſeine Sitzungen hält, ſo iſt das Städtchen ſo in Aufnahme gekommen, daß nicht nur mehre angeſehene Perſonen aus dem Adel, ſondern auch einige bedeutende Kaufleute ſich hier niedergelaſſen haben. Es gleicht einem länglichen Vierecke, zwei Straßen durchkreuzen ſich auf dem Marktplatze und theilen es in vier Quartiere, welche aber weder eigentliche Stadttheile vorſtellen, noch beſondere Namen führen. Nicht weit davon ſtehen die Hofsgebäude des Privatgutes Fellin, und gleich nebenan der Schloßberg mit dem alten Schloſſe. In der Vorzeit war Fellin ein bedeutender Ort, denn es hatte ſechs Stadtkirchen und mehre Tauſend Einwohner. Der Erbauer der Stadt, die Veranlaſſung zu ihrem Namen und ihre erſten Bewohner ſind nicht bekannt. Aus der Geſchichte Livlands erhellet aber, daß der Ort ſchon vor der Ankunft der Teutſchen bewohnt, und wo nicht die Stadt, doch das daneben liegende, blos durch einen Graben davon getrennte, Schloß befeſtigt geweſen ſei. Das letztere eroberten die Teutſchen 1210 in Verbindung mit den Liven und Letten, mußten es zwar 1222 den Sakkalanern (dem daſigen ehſtniſchen Volksſtamme, deſſen Gau damals Sakkala hieß), als den ältern Beſitzern wieder überlaſſen, nahmen es ihnen aber bald hernach aufs Neue ab und befeſtigten es 1224 ſtärker, worauf ſich viele Teutſche daſelbſt niederließen. Das Schloß, von deſſen Feſtungswerken noch bewundernswürdige Überreſte zu ſehen ſind, war zur Ordenszeit immer der Sitz eines Comthurs. Im Bauernkriege 1343 wollten die Aufrührer daſſelbe überrumpeln, allein es gelang ihnen nicht. Im J. 1480 und 1560 eroberten die Ruſſen den Ort und äſcherten ihn ein. Darauf kamen die Polen in ſeinen Beſitz, mußten ihn aber 1600 den Schweden überlaſſen. Im J. 1602 nahmen die Polen ihn wieder weg und behielten ihn bis 1608, wo ihn die Schweden abermals eroberten. Dieſe blieben im Beſitz deſſelben bis 1710, da ſie ſich endlich der ruſſiſchen Übermacht unterwerfen mußten. Die Einwohner ſind Teutſche, Ruſſen und Ehſten. Das Kirchſpiel Fellin erſtreckt ſich in die Länge auf 7½, in die Breite auf 1½ teutſche Meilen, iſt etwas hügelig, hat eine ziemlich hohe Lage und einen guten Kornboden. Der Kreis grenzt gegen Oſten an den dorpatſchen, gegen Süden und Weſten an den pernauſchen und gegen Norden an den weſenbergſchen Kreis in Ehſtland. Man erntet von Wintergetreide das 7—12., von Sommergetreide das 5—9. Korn. Es liegen in ſeinem Bezirke 76 Hauptgüter, eine Spiegelfabrik, welche zu Schloß Oberpahlen gehört, mit 120 Arbeitern, eine Glashütte, welche Fenſterglas und Bouteillen liefert, eine Porzellanfabrik, eine Puder- und Stärkefabrik, drei Potaſchenſiedereien, ein Kupferhammer, eine Walk- und eine Stampfmühle, zehn Sägemühlen und zum Mahlen 20 Waſſer- und 18 Windmühlen. Außerdem mehre Kalk- und Ziegelbrennereien, große Branntweinbrennereien auf adeligen Gütern, Stutereien u. ſ. f. (*J. C. Petri.*)

FELLINGSBRO, ein anſehnliches Paſtorat der ſchwediſchen Provinz Weſtmanland, theils zu Weſterås, theils zu Örebro-Län gehörig, mit 4—5000 Einwohnern, und es hat davon auch ein mehr umfaſſender Kreis (Herad) den Namen. Die Kirche iſt von Stein und eine der ſchönſten Landkirchen Schwedens. Im Kirchſpiele findet man eine Menge von Eiſenhüttenwerken. — Der Arbogafluß mit ſeinen ſchönen Ufern läuft an der Grenze der Kreiſe Fellingsbro und Glanshammar (Nerike). (*v. Schubert.*)

FELLOW, bezeichnet im Allgemeinen einen Gefährten, Genoſſen, im Beſondern aber denjenigen, welcher als

de Feller. (Liege 1802.) Zapf a. a. O. 1. Heft. Nr. 2. Baader's Gel. Baiern. S. 313 fg. Erſch im Gel. Frankreich. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 308. 9. Bd. S. 332 fg. 11. Bd. S. 216. 13. Bd. S. 368.

Mitglied eines der verſchiedenen Collegien, die bei den engliſchen Univerſitäten Oxford und Cambridge geſtiftet ſind, ein Stipendium genießt. Man muß aber, um ein Stipendiat dieſer Art zu werden, einen der verſchiedenen Grade beſitzen, welche die Univerſität den Studirenden ertheilt, wenn ſie, nach einem Aufenthalte von einer gewiſſen Dauer an der Univerſität, ſich einer Prüfung unterworfen haben. Sie werden in Graduirte und Untergraduirte eingetheilt, und genießen darnach, wenn ſie die Stelle eines Fellow erlangen, verſchiedene Rechte und ein verſchiedenes Einkommen. Die Untergraduirten leben ſehr eingeſchränkt in den Cellen des Collegiums, ſind zu einer Menge häuslicher Dienſte verpflichtet und haben die geringern Stipendien. Die Graduirten dagegen haben die Freiheit, ihren Aufenthalt auch anderswo zu wählen, und da ſie oft ein bedeutendes Stipendium beziehen, ſo befinden ſie ſich häufig auf Reiſen. Die Stipendien ſteigen von 100—700 Pfund Sterling. Ohne Verpflichtung für die Univerſität bilden ſie doch mit den Beamten derſelben ihren großen Rath. — Aus der Mitte der Fellows werden auch die ſogenannten Tutors genommen, d. h. nach teutſchen Vorſtellungen eine Art von Hofmeiſtern, welche den Studirenden gegeben oder von ihnen gewählt werden, und unter deren Aufſicht und Leitung ſie ihre Studien betreiben. (*Eiselen.*)

FELLUS (Joannes), geb. zu Suningwell in Berks um 1625, ſtand als Fähnrich in Oxford und benutzte dies zum Studiren der Theologie, wurde Prediger, Kanonikus, Diakonus, Hofprediger Karl's II. und endlich Profeſſor und Biſchof zu Oxford, wo er am 10. Juli 1686 (nach Gerber) ſtarb. Man ſagte ſonſt allerdings etwas zu viel, wenn man behauptete, die Geſchichte der Muſik habe ſeinen Bemühungen Vieles zu danken, indem er 1672 zu Oxford **Hymnum ad Musam et in Apollinem et in Nemesin** mit alten Muſiknoten, am Ende des **Aratus cum Scholiis graecis** angehängt, dem er noch eine **Diatribe de musica antiqua graeca** nebſt einem Specimen der alten Muſik, in einem Pindariſchen Fragmente, welches er in der S. Salvator's Bibliothek, eines Kloſters von Meſſina gefunden, beigefügt. Allein ſeit Forkel's Herausgabe der Allgemeinen Literatur der Muſik (alſo ſeit 1792) hat man wieder von der entgegengeſetzten Seite zu viel gethan, dadurch, daß alle neuere Literaturbücher der Tonkunſt den Mann völlig unberührt laſſen. Man hätte Gerber's Angabe um ſo mehr beachten ſollen, da ſie Irriges enthält, was noch durch den Zuſatz vermehrt wird: „Kircher hat ſelbiges (Fragment) in ſeine Muſurgia eingerückt." Durch dieſe Vernachläſſigung hat man den häufigen Nachſchreibern Gerber's, des vielfach durch redlichen Fleiß beglaubigten, aber darum nicht untrüglichen, Veranlaſſung gelaſſen, den Irrthum weiter zu verbreiten, was auch geſchehen iſt. Kircher kann nämlich in ſeiner Muſurgia nicht die Schrift des Fellus, dieſer aber wol das Werk Jenes benutzt haben, da die Muſurgia bereits 1650 in Rom gedruckt erſchienen war, hingegen des Fellus Schrift 1672. Kircher ſchreibt ſich auch ſelbſt im **Lib. I. p. 541** die Auffindung des genannten Manuſcripts ausdrücklich zu, und theilt dort das Bruchſtück der Pindariſchen Ode ſowol in altgriechiſchen Zeichen als auch in unſere Noten überſetzt (es verſteht ſich nach ſeiner Anſicht) mit. Es kann hier übrigens nur angedeutet werden, daß es mit dem ganzen Fragmente doch ziemlich unſicher ſteht. Man ſehe darüber den Art. **Kircher**. Aus Allem aber geht hervor, daß Fellus nur ein Verbreiter der damals geltenden Behauptungen über die Muſik der Griechen, aber kein Förderer der Geſchichte iſt. Ebenſo iſt es ein leerer Zuſatz, wenn dem oxforder Biſchofe noch mancherlei Compoſitionen beigemeſſen werden, die verloren gegangen ſein ſollen. Im Gegentheil findet ſich nicht die geringſte Anzeige, daß der Mann irgend einmal Etwas ſelbſt componirt habe. Sogar die Engländer ſelbſt, die doch ihre Landsleute eifrig erheben und das Kleinſte nicht unberückſichtigt laſſen, rechnen ihn nicht unter die Tonſetzer. Busby nennt ihn nicht einmal. Soviel zur Berichtigung. (*G. W. Fink.*)

FELMER (Martin), geb. am 1. Nov. 1720 zu Hermannſtadt in Siebenbürgen, zeigte ſchon in früher Jugend große Neigung zu den Wiſſenſchaften. Gründliche Elementarkenntniſſe verdankte er dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Er verließ dieſe Lehranſtalt 1740, um in Halle ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Unter S. J. Baumgarten's Vorſitz vertheidigte er dort ſeine Abhandlung: **De efficacia S. Scripturae naturali et supernaturali. (Halae 1741. 4.)** Im Mai 1742 ging er nach Wien, wo er ſich in der geiſtlichen Beredſamkeit übte und zugleich fleißig die k. k. Bibliothek für ſeine Zwecke benutzte. An dem Gymnaſium zu Hermannſtadt, wohin er im December 1742 zurückgekehrt war, bekleidete er eine Zeit lang eine Lehrerſtelle; 1756 ward er Conrector. Zahlreiche Schüler aus mehren ſächſiſchen Städten beſuchten die durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Thätigkeit wieder aufblühende Lehranſtalt, deren Rector er 1758 geworden war. Sein Schulamt legte er nieder, als er 1763 eine Pfarrſtelle zu Haltau erhielt. Die Muße des Landlebens benutzte er zu fortgeſetzten Studien der Geſchichte ſeines Vaterlandes. Im Januar 1766 erhielt er die Stelle eines Kirchen- und Schulvorſtehers in Hermannſtadt. Er war ſchon kränklich, als er das Amt antrat. Ein Anfall von Hektik endete ſein Leben am 28. März 1767.

Unter den Schriften, von denen ein großer Theil und zwar die wichtigſten ungedruckt geblieben ſind [1]), iſt ein von ihm nach ſeinem Tode gedrucktes Handbuch der Geſchichte von Siebenbürgen [2]) eine der wichtigſten. Als Rector des Gymnaſiums zu Hermannſtadt ſchrieb er zum Gebrauch ſeiner Schüler: **Tabulae oratoriae Freyerianae, praelectionibus publicis accommodatae** [3]) und

---

1) So unter andern eine auf drei Bände berechnete Geſchichte von Siebenbürgen von Stephan dem Heiligen bis auf die neuere Zeit; hiſtoriſche Nachrichten von den Walachen; ein **Catalogus Woyvodorum Transsylvaniae, ex Diplomatibus erutus** u. a. m.; ſ. Joh. Seivert's Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten. (Presburg 1785.) S. 86. 2) **Primae Lineae M. Principatus Transsylvaniae Historiam, antiqui, medii et recentioris aevi referentes et illustrantes. (Cibinii 1780.)** 3) Ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl. Eine zweite Ausgabe vom J. 1761

zu gleichem Zwecke: Kurzgefaßte und mit Hauptſprüchen der heiligen Schrift bewieſene Grundſätze der chriſtlichen Religion. (Hermannſtadt 1764.) Einen großen Theil ſeiner Mußeſtunden widmete er dem Studium der Numismatik. In einem Schreiben an den Herausgeber des neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit (Gottſched) (1761. S. 742—751) gibt er Nachricht von zwei ſeltenen Münzen. Auch in Joachim's neu eröffnetem Münzcabinet (2. Th. S. 21—31) beſchreibt Felmer zehn alte ungariſche Münzen [4]). (*Heinrich Döring.*)

FELMERN, Dorf im Großfürſtenthume Siebenbürgen Repſerſtuhl. Dieſes Dorf iſt durch den Tod des Biſchofs von Großwardein und Woiwoden von Siebenbürgen Emerich Cibak merkwürdig, welcher hier durch Meuchelmörder auf Befehl des Statthalters Ludwig Gretti im J. 1534 umkam. (*v. Benigni.*)

FELONIE [1]), ſtammt her von dem gäliſchen feall (fell), welches mit Verbalflexionen heißt: Treulos ſein, betrügen, verrathen; mit Subſtantivflexionen: der Betrug, Treubruch, Verrath; feallan, ein Betrüger, Verräther, Treuloſer. Hieraus entſtand die mittelalterliche Latinität: fello, felo, als Subſtantiv; felleus, als Adjectiv; felonia, das Vergehen des fello [2]).

Den Verräther traf bereits bei den alten Germanen die Todesſtrafe [3]), und ſo verſtand man denn ſchon im frühern Mittelalter unter fello im Allgemeinen jeden argen, todeswürdigen Verbrecher [4]): „Damnant fellones, cruciant furcisque latrones“ [5]). In einem engern Sinne aber verſtand man darunter denjenigen, welcher ſich eines Treubruchs gegen ſeinen Herrn, inſonderheit gegen ſeinen Lehnsherrn, ſchuldig gemacht hatte. Dies iſt die Bedeutung, in welcher das Wort z. B. vom Biſchof Ratherius von Verona gebraucht wird, wenn derſelbe ſagt: „Cum nemo possit ferre, ut malum audiat aliquem dicere de *suo seniore*, nisi qui maximus *fello* convincitur esse“ [6]).

In dieſem doppelten Sinne kommt nun der Ausdruck felonia auch in den lehnrechtlichen Quellen vor, z. B. in dem langobardiſchen Lehnrechte: „ut si quidem vasallus *in dominum* peccaverit etc. — Si vero *non in dominum sed alias* graviter deliquerit“ etc. [7]). Zugleich wird, da die Lehnsverbindung nicht blos für den Vaſallen, ſondern ebenſo für den Lehnsherrn Verbindlichkeiten begründet, dieſe doppelte Felonie auch auf den pflichtvergeſſenen Herrn bezogen: „Sive peccaverit (dominus) *in vasallum*, sive *in alium* [8]).

Spricht man gegenwärtig von Felonie, ſo denkt man immer an Lehnsperſonen, die ſich des Vergehens ſchuldig gemacht haben, und hat die nachtheiligen Wirkungen vor Augen, welche grade das Lehnrecht mit der Felonie verknüpft, daher man auch Felonie durch Lehnsfehler, Lehns-brüchigkeit überſetzt. Wer, ohne im Lehnsnexus zu ſtehen, ein ſchweres Verbrechen begeht, heißt heutzutage nicht mehr Feloniſt. Darin hat es ſeinen Grund, daß, während früher die von dem Vaſallen ſpeciell gegen ſeinen Herrn, oder von dem Herrn ſpeciell gegen ſeinen Vaſallen gebrochene Treue nur eine eigenthümliche Geſtaltung der Felonie im weitern Sinne war, man gegenwärtig gewohnt iſt, die letztere umgekehrt als eine bloße Nachbildung der erſtern anzuſehen, und ſo das mittelalterliche Verhältniß beider Felonie-Arten gegen einander in der That gänzlich umzukehren. Indem man alſo die Felonie nur noch als Lehns-Fehler auffaßt, verſteht man darunter zunächſt und vorzugsweiſe die Verletzungen der Lehnspflichten, und bezeichnet ganz conſequent die desfallſige Felonie techniſch als die wahre und eigentliche [9]), wogegen man die anderweitigen Vergehungen, welche zwar auch lehnrechtlich geahndet werden, allein keine Verletzungen der Lehnspflichten, ſondern nur Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung in ſich ſchließen, mit dem Namen der uneigentlichen, analogen, nachgebildeten, oder Quaſi-Felonie belegt [10]).

Wenngleich dem Obigen nach ſowol der Lehnsherr als der Vaſall ſich eines Lehnsfehlers ſchuldig machen kann, ſo wird doch in den Quellen des Lehnrechts die Felonie immer zunächſt auf den Vaſallen bezogen. Dieſer aber macht ſich einer wahren Felonie ſowol in allen den Fällen, wo er die zunächſt des Lehngutes wegen ihm obliegenden Pflichten verletzt, als auch in allen den Fällen ſchuldig, in welchen die Verletzung der Pflichten zunächſt gegen die Perſon des Herrn gerichtet iſt. Wie er daher, wenn er das Lehn ſchlecht bewirthſchaftet, und, ungeachtet der lehnsherrlichen Zurechtweiſung, in ſeiner Ordnungswidrigkeit fortfährt [11]), oder es ohne Zuſtimmung des Herrn an einen Fremden veräußert [12]), oder die Lehnseigenſchaft deſſelben argliſtiger Weiſe ableugnet [13]), eine ſolche Felonie begeht, ſo auch dann, wenn er den Lehnseid oder Lehndienſt verweigert [14]), die Lehngerichtsbarkeit nicht anerkennt [15]), oder die Muthung ungebührlich verabſäumt [16]). Vornehmlich aber trifft ihn die Schuld der wahren Lehnsbrüchigkeit wegen aller unerlaubten Handlungen oder Unterlaſſungen, wodurch Ehre, Freiheit, Leib, Leben und Vermögen des Herrn gefährdet werden, alſo zunächſt wegen Real- und grober Verbalinjurien [17]), wegen infamirender Klage, Anklage oder Denunciation,

vermehrte der Lector Daniel Filtſch in Hermannſtadt durch ein hinzugefügtes Tyrocinium poeticum.

4) Vergl. *Horányi* Memoria Hungarorum etc. P. I. p. 665 seqq. *Benkö*, Transsylvania illustrata. P. II. p. 519 seqq. J. Seivert's Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten. S. 82 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 305 fg. (wo er durch einen Druckfehler Femer genannt wird).

1) *Fischer*. Promtuarium juris feudalis. Spec. II. 2) *Dufresne*, Glossar. s. v. *fello*. 3) *Taciti* Germ. Cap. 12. 4) *Dufresne* loc. laud. 5) *Domnizo* in Vita Mathildis ducatricis. Lib. I. Cap. I. (*Leibnitz*. Scriptt. Brunsvic. T. I. p. 628.) 6) *Dufresne* loc. laud. 7) II. F. 24. §. 11.

8) II. F. 26. §. 22. 9) Vergl. z. B. *Boehmer*, Princip. jur. feud. §. 350. 10) *Boehmer* loc. laud. §. 358. 11) II. F. 27. §. 17. 12) II. F. 52. 55. 13) II. F. 26. §. 3. 19. II. F. 34. §. 6. 14) II. F. 24. §. 6. 7. 15) II. F. 22. pr. II. F. 24. §. 1. 16) I. F. 22. pr. 17) II. F. 24. §. 5. II. F. 57.

Digitized by Google

wegen Ablegung eines Zeugniſſes gegen den Herrn in einer Criminal- oder geringfügigen Civilſache [18]), natürlich auch wegen gefliſſentlicher Verbindung mit den Feinden des Herrn, feindlichen Angriffs auf denſelben [19]), Deſertion deſſelben im Kampfe [20]), und verſäumter, dem Vaſallen möglichen Befreiung des Herrn aus der Gefangenſchaft, um ſo mehr wegen Lebensnachſtellung, Beraubung der Freiheit und Verrath [21]), überhaupt aber wegen aller feindſeligen Machinationen, namentlich wegen doloſer Entdeckung der Geheimniſſe des Herrn zu deſſen Nachtheil [22]). In gleicher Weiſe wird er Feloniſt durch unterlaſſene Foderung der Genugthuung für den Herrn oder unterlaſſene Anzeige der von Seiten Dritter drohenden Gefahren [23]).

Einer Quaſifelonie dagegen wird der Lehnsmann ſchuldig durch Überführung eines infamirenden Verbrechens [24]), unter anderm des Verbrechens des Hochverraths und der beleidigten Majeſtät [25]), des Landfriedensbruchs [26]), des Mordes, insbeſondere des Mordes naher Anverwandten, oder auch des Verrathes ſeiner Mitvaſallen [27]).

Dieſe verſchiedenen Fälle der wahren und Quaſi-Felonie werden indeſſen in den Quellen nur beiſpielsweiſe angeführt [28]); namentlich ſollen mit den ausdrücklich genannten Vergehungen alle diejenigen gleich ſtehen, wodurch ſich der Vaſall einer Felonie in gleicher oder gar noch ärgerer Weiſe ſchuldig machte [29]). Doch wird nach dem Liber feudorum, da in demſelben die Felonie mit einer ſehr harten Strafe — der Privation des Lehns — bedroht wird, immer ein ſehr arger Fehltritt erfodert [30]).

In allen den Fällen, in denen der Vaſall ſich einer Felonie ſchuldig macht, kann nun aber auch der Herr eine ſolche begehen, mit Ausnahme derjenigen, von welchen bei ihm keine Rede ſein kann. Zwar haben Manche gemeint, es könne der Herr ſich nur einer wahren Lehnsbrüchigkeit ſchuldig machen; allein mit Unrecht. Denn ausdrücklich heißt es in einem Lehntexte, quod ex *omni* felonia, qua vasallus feudo privatur et dominus feudo privetur [31]); auch liegt dieſe Meinung andern Texten zum Grunde [32]), und während es hiermit übereinſtimmt, wenn der Vaſall ſeiner Pflichten gegen einen Herrn ledig erklärt wird, der excommunicirt oder geächtet ſein würde [33]), wird in einem noch andern Texte berichtet, daß den feloniſtiſchen Lehnsherrn die Strafe der Lehnsbrüchigkeit nicht allein dann, wenn er ſich gegen den Vaſallen (wahre Felonie), ſondern auch dann treffe, wenn er ſich gegen einen Dritten (Quaſifelonie) vergangen habe [34]).

Wie ſchon bemerkt, bedroht der Liber feudorum den Lehnsfehler, nicht blos den wahren, ſondern auch den analogen, mit dem Verluſte der Rechte, welche der Lehnsbrüchige aus dem Feudalnexus hat [35]). Daß aber hierin die Quaſifelonie der wahren gleichgeſtellt iſt, obwol ſie an ſich gar keine Verletzung der Lehns-Pflichten enthält, erklärt ſich daraus, daß nur ehrenwerthe Perſonen im Feudalnexus ſtehen ſollen [36]), und die Quaſifelonie an die geſchehene Überführung eines entehrenden Verbrechens geknüpft iſt.

Bei näherer Angabe der Wirkungen, welche die Felonie nach ſich zieht, iſt zunächſt zu unterſcheiden, ob die Lehnsbrüchigkeit dem Vaſallen oder dem Herrn zur Laſt fällt.

Iſt erſteres der Fall, ſo büßt der Feloniſt ſein Nutzungseigenthum ein, und zwar verwirkt er es, wenigſtens nach dem Liber feudorum [37]), auch für ſeine Nachkommenſchaft; denn ſoviel dieſe betrifft, ſo leitet ſie ihre Rechte lediglich aus der Perſon des Feloniſten ab [38]), und kann daher auf dasjenige, was ihr Aſcendent bereits verloren hat, ihrerſeits ebenfalls keinen Anſpruch weiter machen, während dagegen die Agnaten, deren Rechte auf das Lehn unabhängig von den Entſchließungen und Handlungen des Feloniſten ſind, unter deſſen Lehnsbrüchigkeit nicht mit leiden. In Folge dieſer Grundſätze fiel dann auch nach älterem langobardiſchen Rechte das Lehn des feloniſtiſchen Vaſallen, ſowol wegen eines uneigentlichen, als wegen eines eigentlichen Lehnsfehlers, bis zu dem Augenblicke, wo nach dem Abgange des Feloniſten und ſeiner Nachkommenſchaft die Agnaten in das Lehn eintraten, an den Lehnsherrn, welcher bis dahin das Nutzungseigenthum mit ſeinem Obereigenthum vereinigte [39]). Im neueſten langobardiſchen Rechte gilt dies nur noch bei der wahren Felonie, indem wegen der Quaſifelonie das Lehn nicht mehr an den Herrn, ſondern ſofort an den nächſten Agnaten fällt [40]).

Hingeſehen aber auf den zweiten Fall, alſo auf die Wirkungen des von dem Lehnsherrn begangenen Lehnsfehlers, ſo geht hier der Feloniſt ſeines Obereigenthums verluſtig, welches, wenn es allodial iſt, für immer mit dem Nutzungseigenthume des Vaſallen vereinigt wird [41]). Iſt es lehnbar, ſo fällt es, je nachdem die Felonie eine wahre oder analoge war, entweder an den Oberlehnsherrn, der daſſelbe bis zum erbrechtlichen Eintritte der Agnaten des Feloniſten in das Lehn behält, oder ſogleich an dieſe Agnaten [42]). Daß es im zuerſt gedachten Falle mit dem vaſallitiſchen dominium utile für immer vereinigt wird, hat ſeinen Grund darin, daß hier den Agnaten des Feloniſten die feudalen Succeſſionsrechte nicht zur Seite ſtehen, welche ſie in dem zweiten Falle haben.

18) II. F. 24. §. 8. II. F. 33. §. 4. 5. 19) II. F. 24. §. 5. II. F. 57. 20) I. F. 5. pr. 21) II. F. 24. §. 2. 5. 8. II. F. 33. §. 4. 5. II. F. 57. 22) II. F. 24. §. 2. I. F. 17. 23) II. F. 24. §. 3. II. F. 55. §. 3. 4. 24) II. F. 24. §. 10. 11. II. F. 37. 25) Aurea bulla Cap. 24. Wahlcapitulation XXI, 2. 26) Landfriede von 1548. Tit. III. §. 1. 2. 27) II. F. 24. §. 11. II. F. 37. 28) I. F. 17. II. F. 24. §. 5. II. F. 37. 29) II. F. 23. pr. II. F. 24. §. 9. 30) II. F. 23. pr. II. F. 24. §. 10. 31) II. F. 47. 32) II. F. 6 in fin. II. F. 33. §. 4. 33) II. F. 28. pr. 34) II. F. 26. §. 22.

35) II. F. 24. §. 11. II. F. 47. 36) Aurea bulla Cap. 14. §. 3. II. F. 28. pr. 37) Nicht nach den teutſchen Rechtsbüchern. Schwäbiſches Lehnr. Art. 61. §. 8. 10 der Senckenberg'ſchen, Art. 85 der Laßberg'ſchen Ausgabe. 38) Eichhorn's Einleitung in das teutſche Privatrecht. §. 353. 39) I. F. 5. pr. 40) II. F. 24. §. 11. II. F. 26. §. 17. II. F. 31. 37. 41) II. F. 26. §. 22. II. F. 47. 42) Arg. II. F. 24. §. 11. II. F. 31. 37.

Digitized by Google

Übrigens zieht nur die bereits wirklich vollbrachte, nicht die blos verſuchte Felonie den obigen Rechtsverluſt nach ſich[43]; außerdem muß ſie eine doloſe ſein[44], und zugleich wird der Richter, bei Erledigung der Sache, auf billige Beurtheilung hingewieſen[45]. Denn ein Richterſpruch wird ſtets vorausgeſetzt, ſelbſt wenn die Wirkung der Felonie ipso jure eintritt[46]; nur hat er dann blos die Bedeutung einer einfachen declaratoria, wogegen er ſonſt eine wirkliche sententia privatoria iſt, die in Folge eines förmlich angeſtellten und verhandelten Felonieproceſſes ergeht[47]. Die deshalbige Klage iſt, — wie ſchon aus der Natur der Felonie ſich ergibt, und ohne daß man noch auf die in den Geſetzen angeführten Analogien[48] Rückſicht zu nehmen braucht, — eine in personam actio, und zwar inſonderheit eine Pönalklage; weswegen ſie denn auch, wenn ſie nicht bereits vor dem Tode des Klägers oder Beklagten anhängig gemacht iſt, weder von den Erben angebracht, noch gegen die Erben gerichtet werden kann[49]. (*Dieck.*)

FELS (Jacob), geb. am 6. Jan. 1730 zu Lindau, widmete ſich zu Jena der Jurisprudenz, und ward 1752 Licentiat der Rechte[1] und Rechtsconſulent in ſeiner Vaterſtadt. Mit der Würde eines Lehensträgers in der Weißenau erhielt er 1754 die Stelle eines Syndicus und Präſes des Untergangsgerichts. 1761 ward er zum Aſſeſſor des Conſiſtoriums und hoſpitalitiſchen Lehenvoigt ernannt, bald nachher auch zum Lehenträger der gräflichen Häuſer Waldburg. Seit 1764 war er Mitglied des Geheimen Raths, Aſſeſſor der Ökonomiedeputation, Präſes des Ehegerichts und Kriegsrath geworden. Auch die Rechnungs-Reviſions-Deputation wählte ihn 1766 zu ihrem Aſſeſſor. 1768 erhielt er die Würde eines dritten Bürgermeiſters und Steuerherrn in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb dort am 27. Dec. 1773 mit dem Ruhme eines gründlichen Kenners der Rechte und eines raſtlos thätigen Geſchäftsmannes, der die ihm anvertrauten Ämter mit großer Gewiſſenhaftigkeit verwaltete. — Als Schriftſteller machte er ſich vorzüglich bekannt durch ſeine Beiträge zur Geſchichte der teutſchen Reichstage[2]. Über die Einrichtung und die Rechte der freien Reichsſtädte gab er intereſſante Notizen in einem von ihm aus dem Nachlaſſe des Bürgermeiſters Wegelin in Lindau herausgegebenen Werke[3], von welchem jedoch nur der erſte Band erſchienen iſt[4]. (*Heinrich Döring.*)

FELS (Johann Michael), geb. am 15. Aug. 1761 zu St. Gallen in der Schweiz, der Sohn eines Modellſtechers, verdankte der Unterſtützung eines Großoheims mütterlicher Seite die nöthige Unterſtützung, um ſich dem Studium der Theologie, zu welchem ihn ſeine Neigung zog, widmen zu können. Die Profeſſoren Wegelin und Schobinger weckten und nährten in dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt ſeinen jugendlichen Fleiß, und erweiterten ſeine Kenntniſſe. Der Tod ſeines Großoheims rief ihn aus Göttingen, wohin er ſich 1782 begeben hatte. Im Herbſte 1783 übernahm er eine ihm angetragene Hauslehrerſtelle in einer gräflichen Familie zu Dortmund. 1785 führten ihn veränderte Verhältniſſe wieder in ſeine Heimath zurück, wo er Pfarrvicar zu Kappel im oberen Toggenburg ward. Im Februar 1786 erhielt er eine Lehrerſtelle der lateiniſchen Sprache am Gymnaſium zu St. Gallen, und im Auguſt 1794 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Schon im Februar 1792 war er zum Katecheten ernannt worden. Seit 1795 bekleidete er die Stelle eines Sonntagabendpredigers an der Kirche zu Linſebühl. 1801 ward er Diakonus und Pfarrer zu St. Leonhard in St. Gallen, 1813 dort zum vierten Stadtpfarrer, 1815 zum dritten und 1821 zum zweiten befördert. 1813 ward er zum Actuar, 1816 zum Kämmerer und 1822 zum Dekan des Capitels St. Gallen ernannt. Die mit dieſen mannichfachen Ämtern verbundenen Geſchäfte verſah er mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, mitten unter Anfällen von Schwindel, die ihn 1829 nöthigten, ſeine Functionen als Pfarrer an zwei Vicare zu übertragen. Er ſtarb am 24. Sept. 1833.

Der Eifer, mit welchem er in früheren Jahren ſeine Studien betrieben, war nicht eine vorübergehende jugendliche Begeiſterung geweſen. Auch als Mann und ſelbſt als Greis, ſelbſt in den Tagen zunehmender körperlicher Schwäche, war er unabläſſig bemüht, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Seine Thätigkeit kannte keine Grenzen. Oft fand ihn die Mitternacht noch in ſeinem Studirzimmer. Ein großes Feld hatte ſich ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben geöffnet mit der ihm übertragenen theologiſchen Profeſſur. Dies Lehramt entſprach ſeiner natürlichen Neigung, auch Andern nützlich zu werden durch ſeine erworbenen Kenntniſſe, welche auch Philologie und Humaniora umfaßten. In der Moral und Theologie war er ein Dualiſt, wie in der Pſychologie und Phyſiologie. Die Materie

---

43) II. F. 51. §. 2. 44) II. F. 23. pr. II. F. 26. §. 3. 18. 19. II. F. 28. §. 1. 45) II. F. 24. §. 9. II. F. 28. §. 1. 46) II. F. 52. 55. 47) I. F. 21. pr. II. Fr. 22. §. 2. 48) I. F. 21. pr. II. Fr. 24. §. 9. 49) Arg. leg. 13. D. de injur. (47, 10.) leg. 10. C. de revocand. donat. (8, 56.)

1) Durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De confoederationibus liberarum S. R. Imp. civitatum. (Jenae 1752. 4.) über denſelben Gegenſtand, mit beſonderer Beziehung auf ſeine Vaterſtadt, hatte er das Jahr zuvor unter J. A. Hoffmann's Vorſitz disputirt. Dieſe Abhandlung führt den Titel: De retractu, praecipue secundum statuta S. R. Imp. Civitatis Lindaviensis competente. 2) Der vollſtändige Titel dieſes Werkes lautet: Erſter Beitrag zur teutſchen Reichstagsgeſchichte, beſtehend in den Handlungen und dem Abſchiede des Anno 1495—1497 zu Lindau fürgeweſenen Reichstages, und in Auszügen ſolcher Reichs- und Deputations-Tägen von 1400—1578, welche in denen gedruckten Sammlungen derer Reichs-Abſchiede vorkommen. (Lindau 1767. 4.) Zweiter Beitrag zur teutſchen Reichstagsgeſchichte u. ſ. w. (Ebendaſ. 1769. 4.)

3) *Jo. Reinh. Wegelini* Consulis quondam ac Syndici primarii in lib. S. R. I. civitate Lindaviensi, Thesaurus Dissertationum selectarum de liberis ac immediatis S. R. I. civitatibus varii argumenti, antehac separatim et dispersim editarum, nunc vero magno cum studio congestarum earumque volumen I; una cum notitia seu Bibliotheca pleniori de statu, rebus ac juribus civitatum imperialium, curante *Jacobo Fels* etc. (Landaviae et Curiae 1770. fol.) 4) ſ. Adelung's Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1044. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 306 fg. Hörner's Lexikon ſchwäbiſcher Schriftſteller. S. 56 fg. Baader's Lexikon verſtorbener bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 163.

Digitized by Google

war ihm todt, der Körper nur Maſchine. Nichts dünkte ihm widerſinniger als der Hylozoismus oder die Hypotheſe vom Leben der Materie. Aber auch die Einheit Gottes und der Welt, nach der Annahme der Pantheiſten, vertrug ſich nicht mit ſeiner Vorſtellungsweiſe. Der ſtrengen Orthodoxie, wie dem Myſticismus war er in gleicher Weiſe abhold, und ſelbſt die von F. H. Jakobi gepredigte Glaubensphiloſophie genügte ihm nicht. In der Dogmatik galt ihm Wegſcheider als ein unerreichtes Muſter, in der Exegeſe Paulus. Dagegen eiferte er oft gegen Görres, Schleiermacher, Tholuck und Andere als den Vertretern der äſthetiſch-pantheiſtiſch-myſtiſchen Theologie.

Bei ſeinen gründlichen und umfaſſenden Kenntniſſen fehlte ihm zwar die Gabe äußerer Beredſamkeit. Doch zeichneten ſich ſeine Lehr- und Kanzelvorträge durch Gedankenfülle, Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, lichtvolle Anordnung und Gründlichkeit der Beweisführung ſo vortheilhaft aus, daß ſie ihren Zweck, zur Belehrung und Erbauung zu wirken, ſelten verfehlten. In allen ſeinen Leiſtungen trat das Streben hervor, Andern nach ſeinen beſten Kräften nützlich zu werden. Mit Sehnſucht ſah er einer kirchlichen Reform entgegen, von der er ſich eine umfaſſendere und ſegensreichere Wirkſamkeit in ſeinem Berufe verſprach. Groß war ſeine Bereitwilligkeit, jedes gute und gemeinnützige Unternehmen nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte zu fördern. Er that dies vorzüglich in ſeiner Stellung als Mitglied des Cantons-Erziehungsrathes, in den er ſchon 1799, von dem damaligen helvetiſchen Directorium gewählt, eingetreten war. Späterhin (1803) war er zum Mitgliede des großen Raths in dem Canton St. Gallen und 1822 zum Mitgliede des Schulraths und der Schulviſitation gewählt worden, wodurch er einen wichtigen Einfluß auf das vaterländiſche Schul- und Erziehungsweſen gewann. Über die Verbeſſerung der öffentlichen Töchterſchulen hatte er ſchon 1791 eine leſenswerthe Schrift zu Berlin drucken laſſen. Für den Schulgebrauch beſtimmte er auch ein von ihm herausgegebenes Lehr- und Leſebuch der lateiniſchen Sprache. (St. Gallen 1789) und ein ebendaſelbſt 1812 erſchienenes Handbüchlein der Rechnenkunſt. Unter ſeinen theologiſchen Schriften verdient eine an dem Säcularfeſte der Reformation gehaltene Rede (St. Gallen 1819) und beſonders ſein gleichzeitig herausgegebenes Denkmal ſchweizeriſcher Reformatoren nicht überſehen zu werden. Als Biograph hatte er ſich ſchon 1792 in einer anonymen Lebensbeſchreibung D. Wegelin's, Profeſſors der Geſchichte in Berlin, von einer achtungswerthen Seite gezeigt. In den letzten Jahren ſeines Lebens (1829) ließ er noch zu St. Gallen eine Abhandlung drucken unter dem Titel: Die kirchliche Trennung der Confeſſionen, im Bunde mit religiöſer Vereinigung der Gemüther *). (*Heinrich Döring.*)

FELSBERG, kurheſſiſche Stadt und Amtsort, im Kreiſe Melſungen, Provinz Niederheſſen. Sie liegt am linken Ufer der Eder, an dem Fuße eines hohen Baſaltfelſens, auf deſſen Gipfel ſich die ſchönen Trümmer der Burg Felsberg erheben. Im 11. und 12. Jahrhunderte befand ſich der Ort in dem Beſitze eines gleichnamigen Grafengeſchlechts (ſ. d. Art.), von welchem er an die Landgrafen von Thüringen und darauf an die Landgrafen von Heſſen gelangte. Nachdem dieſe 1247 die hieſige Kirche dem teutſchen Orden gegeben, errichtete derſelbe eine Comthurei zu Felsberg. Im J. 1640 ſank die Hälfte der Stadt, nebſt der Kirche und den Ordensgebäuden, in Aſche. Im ſiebenjährigen Kriege (Februar 1761) nahmen die Franzoſen von dem ſchon längſt verfallenen Schloſſe Beſitz, und hielten ſich darin, bis ſie im Juli 1762 durch eine dreiſtündige Beſchießung zur Übergabe genöthigt wurden. Die Stadt hat 135 Häuſer und über 1200 Einwohner, von denen der ſechste Theil aus Juden beſteht. (*G. Landau.*)

FELSBERG (Grafen von). Die Geſchichte dieſer Grafen iſt noch ſehr dunkel. Obwol man gewöhnlich einen Grafen Meginfried, der 960 als Gaugraf an der mittleren Fulda ſich findet (Wenck, Urkb. II. 31), für den erſten Felsberger annimmt, ſo fehlt doch dafür ein hinlänglicher Grund. Die erſten Felsberger nennt vielmehr eine Urkunde von 1090: Heinricus et frater ejus Meginfridus de Velisberc. (*Joann.* R. Mog. II. 738) Im J. 1100 war Meginfried todt und ſeine Witwe ſtiftete für ihn ein Seelgeräthe (Wenck U. III. S. 62). Wie es ſcheint war Meginfried hersfeldiſcher Voigt geweſen (Wenck II. U. S. 46 und 48). Von den Verhältniſſen eines Grafen Poppo von Felsberg, den man von 1152 bis 1170 findet (Schmieder, Beſchr. v. Caſſel. Anh. S. 29. Wenck III. U. S. 75 und *Schannat*, Trad. Fuld. p. 272) iſt nichts Näheres bekannt. Später findet man Widekind, der 1244 bereits todt war (Ungedr. Urk.) und der ein Bruder Berthold's geweſen zu ſein ſcheint. Dieſer verzichtete 1248 mit ſeiner Mutter Sophie, der Schweſter Lutgard's, Freiin von Homburg, auf Güter bei Wunſtorf (*Falke*, Tradit. Corbejens. p. 869) und übergab den nicht unanſehnlichen Reſt ſeiner Beſitzungen in der Umgegend von Felsberg 1253 dem Kloſter Breitenau (Heſſiſche Beiträge u. ſ. w. Stück V. S. 25). Berthold hatte Bertha, Gräfin von Naumburg, zur Gattin und hinterließ dieſe mit zwei Söhnen, Widekind und Berthold, welche noch 1286 lebten. (Vgl. Landau's heſſ. Ritterburgen IV. S. 305 und 322.) Seitdem hört man nichts mehr von dieſer Familie. Von ihr völlig verſchieden war das niederadlige Geſchlecht von Felsberg. Daſſelbe ſtammte von der Familie von Beſſe, die in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſich in zwei Stämme ſchied, von denen der eine den alten Namen beibehielt, der Andere aber ſich von ſeinem Burgſitze von Felsberg nannte. Im 14. Jahrhundert beſaßen die von Felsberg anſehnliche Güter zu Herleshauſen an der Werra, ſowie unſern Lichtenau die Burg Hainbach; auch kamen ſie im J. 1400 durch Heirath zu einem Drittel der Burg Fronhauſen in Oberheſſen. Der Letzte der Familie war Kraft, mit welchem dieſelbe zwiſchen 1480—1486 erloſch. Er wurde von ſeiner Schweſter Eliſabeth, der Gattin Gerwig's von Biſchofrode, beerbt. (*G. Landau.*)

*) ſ. Denkmal, dem Profeſſor der Theologie, J. M. Fels, gewidmet. (St. Gallen 1833.) Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 11. Jahrg. 2. Th. S. 614 fg. Meuſel's Gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 309 fg. 9. Bd. S. 333. 22. Bd. 2. Liefer. S. 122.

Felsen, ſ. Geognostik.

FELSENBEIN (Os petrosum s. Pars petrosa ossis temporum), Pyramide (Pyramis) wird bei den Säugethieren jener Theil des Schläfenbeins genannt, welcher das innere Ohr und einen Theil des mittleren einſchließt. Es liegt an der Baſis des Schädels in deſſen Horizontalebene. Den Namen Felſenbein verdankt es der ausnehmenden Feſtigkeit ſeiner Subſtanz, den Namen Pyramide ſeiner Geſtalt. Es hat beim Menſchen einigermaßen die Geſtalt einer dreiſeitigen Pyramide, deren Baſis nach Außen und Hinten, deren Spitze nach Innen und Vorn ſieht. Die eine Fläche ſieht nach Unten und iſt an der Außenfläche der Schädelbaſis ſichtbar; ſie iſt ſehr ungleich, trägt mehr nach Außen den Griffelfortſatz, und läßt näher der Spitze die Öffnung des Kopfſchlagaderkanales (Canalis caroticus) wahrnehmen, der aufſteigend ins Felſenbein eindringt, ſich dann nach Innen wendet und an der Spitze des Felſenbeines öffnet. Die beiden andern Flächen, die vordere und die hintere, liegen innerhalb der Schädelhöhle und treffen in der oberen Kante oder dem oberen Winkel auf einander. Die vordere Fläche zeigt eine Rinne, welche nach Außen verläuft und in einen Kanal (Canalis spurius Fallopii) übergeht. Auf der hinteren Fläche befindet ſich das anſehnliche innere oder hintere Hörloch (Foramen auditorium internum), welches bis zur Baſis der Schnecke nach Einwärts dringt, und dann in den engeren Canalis Fallopii übergeht. Der Fallopiſche Kanal verläuft in der Subſtanz des Felſenbeines zuerſt nach Vorn, bis dahin, wo er mit dem Canalis spurius Fallopii zuſammentrifft, dann biegt er ſich ſpitzwinkelig um und verläuft gegen den hinteren Umfang des Felſenbeins zurück, dann aber ſteigt er ſenkrecht zur Schädelbaſis hinab, und endigt hier hinter dem Griffelfortſatze als Griffelzitzenloch (Foramen stylomastoideum). Nach Außen vom innern Hörloche findet ſich ferner auf der hinteren Fläche ein nach der Längsrichtung des Felſenbeins liegender enger Spalt, in deſſen Grunde der Aquaeductus Vestibuli ausmündet. Die vordere kurze Kante (der vordere Winkel) des Felſenbeines zeigt in der Nähe der Felſenbeinſpitze eine durch ein queres Knochenblatt getheilte Öffnung, welche zu zwei Kanälen führt: der eine iſt die knöcherne Ohrtrompete (Tuba Eustachii ossea), der andere umſchließt den Trommelfellſpanner; beide Kanäle führen in die Trommelhöhle. Die hintere Kante trägt zur Bildung des zerriſſenen Loches bei, und an ihr mündet der Aquaeductus cochleae aus. Die obere Kante zeigt eine ſchwache Rinne, in welcher der obere Felſenbeinblutleiter verläuft.

Bei allen Säugethieren iſt das Felſenbein zwiſchen den großen Keilbeinflügel nach Vorn, den Keilbeinkörper und den Baſilartheil des Hinterhauptbeins nach Innen, den Gelenktheil des Hinterhauptsbeines nach Hinten eingeſchoben. Der Zuſammenhang mit dieſen umgebenden Knochen iſt bei den meiſten ebenſo innig oder ſelbſt inniger als beim Menſchen; mangelhaft iſt er dagegen bei den Fledermäuſen, bei einigen Zahnloſen und bei den echten Cetaceen. Beim erwachſenen Menſchen iſt der Trommelknochen, der beim Fötus und noch eine Zeit lang nach der Geburt als Annulus membranae tympani getrennt exiſtirte, mit dem Felſenbeine verſchmolzen. Auch bei den meiſten Säugethieren findet dieſe Verſchmelzung des Trommelknochens ſtatt, der hier gewöhnlich blaſenförmig aufgetrieben iſt; bei den Beutelthieren jedoch ſind beide Knochenſtücke nur locker verbunden, ebenſo bei den Zahnloſen.

Den Vögeln fehlt ein Felſenbein im Sinne der Säugethiere; ſie beſitzen kein Knochenſtück, in welchem das ganze knöcherne Labyrinth (Vorhof, halbcirkelförmige Kanäle und Schnecke) enthalten wäre. Außer jenem Knochenſtücke, welches gewöhnlich als Felſenbein der Vögel aufgeführt wird (Köſtlin's hinterer Schläfenflügel) trägt auch der Gelenktheil und die Schuppe des Hinterhauptsbeines zur Bildung des Labyrinthes bei.

Die Amphibien verhalten ſich wie die Vögel. Das ſogenannte Felſenbein (Köſtlin's hinterer Schläfenflügel) umſchließt nur einen Theil des Labyrinthes, und Stücke des Hinterhauptsbeines tragen mit zu deſſen Bildung bei.

Auch den Fiſchen fehlt ein das ganze Labyrinth umſchließendes Felſenbein. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FELSENBEINBLUTLEITER. Man unterſcheidet einen oberen und einen unteren. Der obere Felſenbeinblutleiter oder Pyramidenblutleiter (Sinus petrosus superior) iſt ein venöſer Kanal, welcher längs der obern Kante des Felſenbeines in dem hier angehefteten Hirnleinzelte verläuft, und durch ſeine beiden Enden mit dem Zeltblutleiter und dem Querblutleiter in Verbindung ſteht. In ihn münden kleine Venen aus dem Hirnzelte, von der obern und untern Fläche des kleinen Gehirns, auch wol von der Unterfläche des hintern Großhirnlappens. — Der untere Felſenbeinblutleiter (Sinus petrosus inferior) liegt in einer Rinne zwiſchen der hintern Kante des Felſenbeines und dem Seitenrande des Grundtheiles des Hinterhauptsbeines. Er ſteht nach Vorn und Innen mit dem Zeltblutleiter in Verbindung, und tritt nach Hinten und Außen ins zerriſſene Loch. Innerhalb dieſes Loches, meiſtens aber erſt außerhalb deſſelben, mündet er in die Vena cephalica interna. Zu ihm gehen wol kleine Venen vom kleinen Gehirne, von der Brücke, vom verlängerten Marke, von der harten Hirnhaut. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FELSENBEINKNOTEN. Den Namen Felſenbeinknoten oder Felſenknoten (Ganglion petrosum, Ganglion *Anderschii*) führt eine mit Ganglienkugeln verſehene Anſchwellung des Zungenſchlundkopfnerven, welche im Verlaufe dieſes Nerven innerhalb des zerriſſenen Loches vorkommt, einige Linien unterhalb der Stelle, wo der Nerv die harte Hirnhaut durchbohrt. Der Knoten liegt im vordern Umfange des zerriſſenen Loches am Felſenbeine; aus ihm dringt der Paukenzweig oder der Jacobſon'ſche Zweig durch ein Kanälchen des Felſenbeines in die Trommelhöhle. Der Knoten darf nicht mit einem andern kleinen Knötchen am Zungenſchlundkopfnerven verwechſelt werden (Ganglion glossopharyngei superius, Ganglion *Ehrenritteri* s. *Mülleri*), welches ſich weiter oben befindet, da wo der Nerv ins zerriſſene Loch eintritt, und in welches nur ein Theil der Faſern des Nerven eingeht. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Digitized by Google

FELSENBEINNERVEN. Es werden jetzt fünf Nervenzweigelchen in der Anatomie als Felsenbeinnerven oder Felsennerven (Nervi petrosi) aufgeführt. Sie zerfallen zunächst in die oberflächlichen und die tiefen. Die oberflächlichen (Nervi petrosi superficiales) sind: a) Der größere oder innere (N. p. s. major s. internus), ein Verbindungsfädchen zwischen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Ganglion sphenopalatinum des Ramus secundus trigemini. Dieses Fädchen heißt auch Ramus superficialis nervi Vidiani. b) Der kleinere oder mittlere (N. p. s. minor s. medius), ein Verbindungsfädchen zwischen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Ganglion oticum des Ramus tertius trigemini. c) Der dritte oder äußere oder kleinste (N. p. s. tertius s. externus s. minimus), ein Verbindungsfädchen zwischen dem Ganglion geniculatum des Nervus facialis und dem Nervengeflechte, welches auf der Art. meningea media liegt. Die tiefen (Nervi petrosi profundi) sind: a) Der größere (N. p. p. major), jener Theil des sogenannten Vidischen Nerven, welcher die Verbindung zwischen dem Plexus caroticus und dem Ganglion sphenopalatinum des Ramus secundus trigemini vermittelt; daher auch Ramus profundus nervi Vidiani genannt. b) Der kleinere (R. p. p. minor), ein Nervenfädchen, welches einerseits mit dem Nervengeflechte in der Paukenhöhle, also namentlich mit dem Ramus tympanicus nervi glossopharyngei, andererseits mit dem N. petr. prof. major zusammenhängt. Es liegt in einem Kanälchen der Scheidewand zwischen Canalis caroticus und Tuba Eustachii. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Felsenburg. s. Schnabel.

Felsenstrauch, s. Azalea.

FELSÖ TORJA. Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen, haromszeker Stuhl, obern Kreises, alschotscher naer Bezirk, zum Theil von Grenzsoldaten, zum Theil von Provinzialisten bewohnt. Auf dem Gebiete dieses Dorfes sind mehre Sauerquellen, und in der Nähe desselben ist der merkwürdige Berg Büdös (s. Bálványos). (*v. Benigni.*)

FELTON (William), ein Geistlicher (Praebendarius) von Hereford, blühete um 1740, vorzüglich als Componist für das Klavier oder den Flügel, d. i. Kielflügel, schon damals beliebt in einer Zeit, wo für die Tasteninstrumente Händel's und Domenico Scarlatti's derartige Tonsätze die meisten Liebhaber in England zählten. Beide am höchsten geschätzte Meister sind bekanntlich in ihrem Style sehr verschieden. Im abweichenden Geschmacke setzten Alberti und Paradies. Eine vierte Art hatte sich Wilh. Felton gebildet, ein Gemisch von Händel's Einfachheit und von Alberti's Lebhaftigkeit. Diese Mischung gefiel besonders in seinen drei Heften Concerten, von denen nach Busby zwei sehr bewundert und allgemein gespielt wurden. Noch 1761 waren seine Flügelwerke so beliebt, daß Cocchi in seiner Oper la famiglia in Sumpilia ein Thema Felton's (was die Engländer Ground nennen) anbrachte. Man kannte es allgemein. In Preston's Musikverlage von 1797 fand Gerber noch folgende gedruckte Klavierwerke Felton's angeführt: Concertos for the Harpsichord. Op. 1: Sonatas for the Harpsich. Op. 3; u. Sonatas etc. Op. 6. (*G. W. Fink.*)

FELTON oder **FELTON - BRIDGE**, Kirchspiel in der englischen Grafschaft Northumberland, nördlich von Morpeth, in einer durch den Fluß Coquet, woran es liegt und über welchen hier eine steinerne Brücke führt, und dessen Ufer von Felsen und waldbekränzten Höhen eingefaßt sind, romantischen Gegend. Von Bedeutung ist der Ort nicht, auch zählt er nur ungefähr 600 Einwohner. (*Kiselen.*)

FELTRIA, jetzt Feltre, wird als Stadt genannt in Itinerar. *Anton.* p. 280 an der westlichen Seite des Flusses Plavis, jetzt Piave im venetianischen Gebiet. Plinius (H. N. III, 19 [23]) führt unter den rhätischen Völkerschaften die Fertini an, nach Übereinstimmung der Handschriften. Schon Hardouin wollte ändern in Feltrini, welche auch bei Cassiodorus vorkommen. (*L. Zander.*)

Felucke, s. Schiff.

FELUPEN oder **FLUPS**, engl. **FLOOPS**, ein Negervolk in Senegambien, etwa 50,000, schwarz und langhaarig, mit eigener Sprache. Ihr Land liegt an der Meeresküste, südwärts von Kombo und Foini, westwärts vom Flusse Pasga, am Flusse Kasamansa, der sich in mehren Armen in das Meer ergießt. Zwischen dem südlichsten Arme und der Mündung des Domingoflusses wohnen die völlig unabhängigen Felupen, ein wildes, barbarisches, kühnes, räuberisches und grausames Volk, das jedoch fleißig Reisbau und Viehzucht treibt, sich auch mit Handel und Sklavenfang beschäftigt. Ihre Lebensart ist einfach und roh, ihre Religion Fetischismus. Die Gewalt ihrer Oberhäupter ist ziemlich beschränkt und ihre Würde nicht erblich. Die Karten geben Schak, Pasga und Wintaim als Orte der Felupen an; früher hatten die Portugiesen in ihrem Lande zwei Niederlassungen, Zinkinkon und Ghinghin. (*Daniel.*)

FELVINTZ, walachisch Vintzu d'insus. Marktflecken im Großfürstenthume Siebenbürgen, aranyoscher Stuhl, unter-aranyoscher Bezirk. Der Hauptort dieses Stuhls, Sitz des Stuhl-Officialats, mit einer katholischen und einer reformirten Pfarre und einer Post auf der Poststraße von Karlsburg nach Klausenburg am Maroschflusse. (*v. Benigni.*)

FELWICE, teutsch Pfahlwies, ein zur Allodialherrschaft Blauda gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, hoch gelegen, weshalb ihm die anhaltenden Nordwinde frühen Winter und ein spätes Frühjahr bringen; nach Geppersdorf eingepfarrt und dahin auch zur Schule gewiesen; von der von Schönberg nach Goldenstein führenden Straße durchschnitten, mit 30 Häusern, 215 Einwohnern, einer Erbrichterei und einem Wirthshause. Das Dorf bestand schon im J. 1614. Seine Umgegend zeichnet sich als Fundort interessanter Mineralien aus. (*G. F. Schreiner.*)

FEMERN, eine dänische Insel in der Ostsee, zum Herzogthume Schleswig gehörig, obwol nur durch eine, ¼ Meile breite, Meerenge, den femernschen Sund, von Holstein (Wagrien) getrennt und etwa sieben Meilen vom

Digitized by Google

ſchleswigſchen Feſtlande entfernt; die nächſte däniſche Inſel iſt das vier Meilen entlegene Laaland. In kirchlicher Hinſicht bildet Femern eine eigene Propſtei mit vier Pfarreien (Burg, Bannesdorf, Landkirchen und Petersdorf), in welchen ſieben Prediger fungiren, unter der Generalſuperintendentur Schleswig. Auf 2⅘ □ Meilen betrug hier im J. 1840 die Bevölkerung 8042 Seelen, wovon 1762 in der einzigen Stadt Burg, außerhalb welcher 22 Diſtricts- und zwei Nebenſchulen beſtehen. Die Volksſprache iſt platteutſch; in den Kirchen wird hochteutſch gepredigt. Die älteſten Bewohner waren Slawen, wie in dem holſteiniſchen Wagrien, im 13. Jahrhundert ſchon mit Teutſchen und Dänen vermiſcht. 1419 richtete Erich von Pommern bei der zweiten Eroberung ein furchtbares Blutbad unter den Einwohnern an, die faſt ganz vertilgt wurden. Seit 1713 gehört die Inſel der Krone Dänemark.

Die Inſel iſt eben und faſt waldlos (das einzige kleine Gehölz trifft man bei Staberhof im Oſterkirchſpiel), hier und da bei hohem Waſſerſtande der Überſchwemmung ausgeſetzt und erzeugt viel Weizen, Gerſte und Erbſen. Auch Torf iſt nicht vorhanden, daher den Ärmern Erbſenſtroh und Miſt als Feuerung dient. Bäche kommen nicht vor, aber Quellen. Das Land iſt, wie in den Marſchgegenden, unbeſchränkt theilbar. Die Pfluglaſten werden nach Drimbtſaat vertheilt, deren man für die ganze Inſel an Acker 10,311¼ und an Wieſen 2154½ rechnet.

Femern wird in drei Theile, das Weſter-, das Mittel- und das combinirte (Norder- und Oſter-, Burg und Bannesdorf-) Kirchſpiel eingetheilt. Jedes dieſer drei Kirchſpiele hat ſein eigenes Gericht, beſtehend aus einem Kämmerer und ſechs Richtern, wozu Eingeſeſſene vom Amtmann ernannt werden. Von dieſen Gerichten kann an die „Macht der Geſchworenen" appellirt werden, welche, unter dem Vorſitze des Amtmanns, aus den Gerichtsperſonen der andern Kirchſpiele beſteht. Das femernſche Landrecht ward 1326 gegeben und 1558 erneuert. In ökonomiſchen Angelegenheiten hat jedes Kirchſpiel vier Hauptleute, jedes Dorf ſeine Gemeindeleute. Burg hat Stadtverfaſſung.

In kirchlicher Hinſicht beſtehen vier Conſiſtorien, in welchen die Kirchenviſitatoren, der Amtmann und der Propſt, präſidiren, und die Paſtoren, der Diakonus des Sitzungsortes und einige Weltliche Mitglieder ſind. Im Frühling, vor der Ernte und vor der Herbſtſaat werden jedes Mal zwei Bettage gefeiert; Tage und Texte beſtimmt der Propſt.

Der Stadt Burg wird zuerſt im 14. Jahrh. gedacht; einſt blühte ſie durch Schiffahrt und Handel; jetzt iſt der Hafen verſandet und die Einwohner ernähren ſich hauptſächlich vom Ackerbau. An der Stadtſchule ſtehen drei Lehrer. Die Stiftung zum heiligen Geiſt hat 33 Armenbuden, deren alte und ſchwächliche Bewohner alle 14 Tage 7 Pfund Brod und jährlich 4 Scheffel Holzkohlen und 1 Paar Schuhe erhalten. Im Norderkirchſpiele Bannesdorf ward 1832 beim anſehnlichen Dorfe Puttgarden der Leuchtthurm Marienleuchte errichtet. — Unter den Kirchdörfern iſt das weſtliche, Petersdorf, deſſen geräumige Kirche einen 200 Fuß hohen Thurm hat, das größte, mit etwa 120 Häuſern und 700 Einwohnern; danächſt iſt das größte Dorf der Inſel Dänſchendorf im Kirchſpiele Petersdorf mit 4 bis 500 Seelen. Nach Jenſen's kirchl. Statiſtik des Herzogthums Schleswig. 4. Lieferung. (Flensburg 1842.) (*v. Schubert.*)

FEMSJÖ, eine Pfarrei in der ſchwediſchen Provinz Småland, Kreiſes Weſtbo, Län's Jönköping, um 1828 mit 590 Seelen; 13¾ Meilen von Jönköping entlegen, eine Meile lang und breit. Die von Stein und Holz gebaute Kirche ward 1739 erneuert. Die Pfarrei bildet die ſüdweſtliche Spitze und Grenze des Län Jönköping gegen Halland. An dieſer Grenze liegt der See Frillen, wo die Erdzunge Wrangnäs Grenzpunkt iſt.

(*v. Schubert.*)

FEM SÖEN, ein ſüßes, tiefes Gewäſſer im Filial Rokke, Pfarrei Bjerg, Idde und Marker-Voigtei, Amtes Smaalehnen im ſüdlichen Norwegen, theilweiſe auch zur Pfarrei Idde gehörig, ⅓ Meile lang und ungefähr ebenſo breit. Außer Flüßchen und Bächen nimmt dieſes Gewäſſer die großen Flüſſe Steen, Ganeröe und Torpedel auf; es liegt nur eine kleine halbe Meile von Fredrikshald und doch mehr als 200 Fuß höher als dieſe Stadt.

(*v. Schubert.*)

FENAROLI (Fedele), geb. 1733 zu Neapel, gleich in ſeiner erſten Jugend der Tonkunſt ergeben, mit Talent begabt und auf dem dortigen großen Conſervatorio gebildet, hob ſich bald vor ſeinen Mitſchülern beſonders in theoretiſchen Kenntniſſen der Tonkunſt, wohin ihn ſeine Neigung zu einem ſtillen, ſpeculativen Leben trieb. Schon früh zeigte er ſich als ein geſchickter, eifrig gewiſſenhafter Lehrer, durch Freundlichkeit und Uneigennützigkeit ſich allgemeine Liebe erwerbend. Dieſe Vorzüge, in Italien ſeltener als in Teutſchland, wurden erkannt; man wählte ihn daher zum erſten Lehrer des Contrapunktes am dortigen Conſervatorio St. Onofrio, dem zweiten Conſervatorium zu Neapel; daher Maestro del secondo conservatorio. Sein raſtloſer Eifer machte ihn in Italien bald außerordentlich nützlich und berühmt. Unter Andern ſind Cimaroſa und Zingarelli aus ſeiner Schule hervorgegangen. Dieſer Lebensweiſe blieb er unausgeſetzt treu, da ihm die Neigung für jede geräuſchvollere Thätigkeit, auch ſelbſt für eigentliche Tondichtung, wie vielmehr für glänzende praktiſche Ausübung der Kunſt, faſt gänzlich abging. Als nun die traurigen Zeiten der Revolution auch Italien verwüſteten, wurden auch die Beſitzthümer der beiden neapolitaniſchen Conſervatorien theils geplündert, theils eingezogen, ſodaß der Gehalt der Lehrer wegfiel. Fenaroli ſetzte jedoch ſeinen Unterricht ſo treu fort, als vormals, ohne von ſeinen Zöglingen, die als Schüler des Conſervatoriums unentgeltlich erzogen wurden, auch nur die geringſte Entſchädigung zu verlangen. Spärlich lebte er mit ſeiner Familie von den kleinen Erſparniſſen, die er in früherer Zeit gemacht hatte. Die Noth konnte nicht ausbleiben. Ferdinand IV. bewilligte ihm 1805 eine kleine Penſion, die monatlich etwa 18 Thaler betrug. Aber auch dieſe fiel wieder weg, als der Hof ſelbſt, und nur zu ſchnell, in die traurigſte Lage verſetzt worden war.

Digitized by Google

Seit 1806 lebte Fenaroli allein von dem geringen Verdienſte, den ihm der Unterricht brachte, den er Fremden ertheilte. In ſeinen letzten Lebenszeiten ging es ihm wieder beſſer, da der König ihn von Neuem als Lehrer am Conſervatorio angeſtellt hatte. Er ſtarb 1818. Von ſeinen Schriften, deren er kaum mehre verfaßt haben möchte, werden genannt: Regole musicale per i principianti di Cembalo. Napoli, per *Mazzola*, 1795. Dieſe Schrift wurde mit einer franzöſiſchen Überſetzung wieder abgedruckt zu Mailand bei Ricordi. Ferner: Partimenti, ou Basse chiffrée, divisée en 6 Livres d'Exemples. (Paris, chez *Carli*.) Ob ſie nun gleich nichts weiter als Regeln für das Accompagniren enthält, ſo wird ſie doch von den Italienern, die in neueren Zeiten ſich mit einigermaßen theoretiſchen Werken nicht ſonderlich befaſſen, für eine Seltenheit erklärt, die ihrem Verfaſſer zu großen Ehren gereicht. In den allerneueſten Zeiten iſt dies in Italien wieder etwas beſſer geworden, wenn auch nicht viel, weil der Buchhandel noch immer ſchlecht geordnet und das Eigenthumsrecht nicht geſchützt iſt. Die Italiener ehren den Fenaroli als ihren vorzüglichſten Theoretiker ſeiner Zeit und ſetzen ihn daher gern mit unſerm Albrechtsberger in Wien in eine Claſſe, was jedoch nur in ſoweit gelten kann, als Fenaroli für Italien ungefähr daſſelbe wirkte, was Albrechtsberger für Wien und öſterreichiſche Künſtler that, nicht aber im Vergleiche der contrapunktiſchen Kenntniſſe. (*G. W. Fink.*)

FENAROLI (Camilla Solar d'Asti), aus einem edlen Geſchlechte in Brescia, in den erſten Jahren des 18. Jahrh. geboren. Ihre Erziehung war überaus verſäumt worden, dennoch führte angeborener Geiſt ſie nach und nach zu einer bei Frauen, beſonders in Italien, ſeltenen Bildung. Sie hatte damit angefangen, leidenſchaftlich Romane zu leſen; dann leitete ein beſſerer Sinn ſie zu den italieniſchen Dichtern des 16. Jahrh., durch welche das poetiſche Talent in ihr ſelbſt mächtig angeregt wurde. Obwol verheirathet und als Gattin wie als Mutter untadelig, wußte ſie doch einen bedeutenden Theil ihrer Zeit auf ernſte philoſophiſche Studien zu verwenden, welche ſie freilich nur mit Hilfe franzöſiſcher Schriftſteller betreiben konnte. Ihr Haus war lange Zeit der Mittelpunkt aller Gebildeten in und um Brescia und auch von Fremden fleißig beſucht. Ihre Dichtungen finden ſich in verſchiedenen Sammlungen, vorzüglich in den Autori Bresciani viventi vom Grafen Romali herausgegeben. Sie ſtarb 1769. (*Blanc.*)

FENARUOLO (Girolamo), aus Venedig, wahrſcheinlich im Anfange des 16. Jahrh. geboren, hat den größten Theil ſeines Lebens zu Rom im Dienſte des Cardinals Farneſe zugebracht, wo er auch 1570 ſtarb. Man hat von ihm eine Sammlung Rime, welche erſt nach ſeinem Tode 1574 in Venedig erſchienen. Wahrſcheinlich in das Jahr 1544 fällt die Abfaſſung ſeiner vier Satiren in terza rima, welche Sanſovino in ſeine Sammlung 1560 aufgenommen hat. Sie gehören zu den verſchollenen Werken dieſer Art. (*Blanc.*)

FENCHEL (Mat. med.). Die im ſüdlichen Europa wild wachſende, im nördlichen leicht gedeihende und als Arzneimittel, ſowie zu ökonomiſchen Zwecken cultivirte Pflanzengattung Foeniculum vulgare (Anethum foeniculum *L.* Meum foeniculum *Spr.*) enthält in allen ihren Theilen ein heilkräftiges, ätheriſches Öl. In größter Menge kommt es in den Früchten vor, dem ſogenannten Fenchelſamen (Semina foeniculi), die ſonſt zu den Semina calida majora gezählt wurden. Sie ſind etwa zwei Linien lang, länglich-oval, und beſitzen einen eigenthümlichen, ſüßlich-gewürzhaften Geruch und Geſchmack, den die meiſten Menſchen angenehm finden. Faſt nur die Fenchelſamen werden daher jetzt noch mediciniſch benutzt; obſolet iſt die ſonſt gebräuchliche, faſt geruchloſe, ſüßlich-ſchleimige, etwas bitterliche Wurzel, die ſonſt zu den Radices quinque aperientes majores gezählt wurde, ebenſo das Kraut (Hb. foeniculi s. Morathri), deſſen Milchdecoct Haller auf entzündete Brüſte aufzuſchlagen empfahl. Neben dem gemeinen oder teutſchen Fenchelſamen kommt noch der italieniſche oder römiſche (Semina foeniculi dulcis s. Cretici s. Romani, Finocchio dolce) vor, deſſen Früchte länger, ſtärker hellgelb, ölreicher und ſüßlicher ſind. Die Mutterpflanze dieſes Fenchels, deſſen junge Wurzeltriebe in Italien ſellerieartig als Salat genoſſen werden, hat nur eine einjährige Wurzel; ſie wird nur 1—2 Fuß hoch, und unterſcheidet ſich im ganzen Habitus mehrfach von dem gemeinen Fenchel, als deſſen Varietät ſie fälſchlich von Linné angeſehen wurde; es iſt vielmehr eine eigene Species, die ſchon von Bauhin als Foeniculum dulce bezeichnet wurde. (In Indien werden die Früchte des einjährigen Foeniculum panmorium *De C.* gleich unſerem Fenchel benutzt. Am Cap iſt die Wurzel von Foeniculum capense *De C.* als Speiſe im Gebrauch.)

Der Fenchelſamen enthält als Hauptbeſtandtheile das weißlich-gelbe, eigenthümliche, ätheriſche Fenchelöl ($^1/_{40}$ — $^1/_{25}$), einen harzigaromatiſchen, gelind ſcharfen Extractivſtoff ($^1/_{12}$), ein grünes, fettes Öl ($^1/_8$). Neben den ganzen Samen ſind zwei Präparate officinell, die Aqua foeniculi und das Ol. aether. foeniculi, aus welchem wieder der Fenchelölzucker (Elaeosaccharum foeniculi) bereitet wird. Früher waren auch die überzuckerten Fenchelſamen (Confectio foeniculi) im Gebrauche.

Die Wirkung des Fenchelſamens iſt die der gelinden ätheriſchen Mittel, ſchwach reizend, krampfſtillend für die Verdauungs- und Reſpirationsorgane, daher blähungtreibend und verdauungbefördernd, ſchleimauflöſend und expectorirend. Daher ſeine Anwendung in folgenden Fällen:

1) Bei Verdauungsſtörungen, bei Verſchleimung, Säure, Flatulenz, Krampf- und Windkolik, namentlich bei Wöchnerinnen und Säugenden, ſowie bei kleinen Kindern. Am gebräuchlichſten iſt in ſolchen Fällen ein ſchwaches Infusum foeniculi oder die Aqua foeniculi. Ein mäßiger Zuſatz eines ſchwachen Fenchelthees zur Milch der Kinder, die entwöhnt werden, oder das theelöffelweiſe Einflößen des Thees bei Säuglingen, verhindert das Auftreten von Blähungen und wirkt ſo beruhigend. Bei Flatulenz kann auch das Ol. aether. in den Unterleib eingerieben werden. 2) Zur Beförderung und Verbeſſe-

Digitized by Google

rung der Milchſecretion der Wöchnerinnen. Schon Hippokrates gedenkt des Fenchels für dieſen Zweck. Man hat das Milchdecoct oder auch das wäſſerige Decoct (unter Zuſatz anderer gelind-ätheriſcher und ſchleimiger Subſtanzen) empfohlen, beſonders aber Roſenſtein's Pulvis galactopoeus: ℞ Magnes. carb. ℥ß. Sem. foenic., Flav. cort. aurant., Sacch. alb. aa ʒjj, welches in etwas modificirter Form auch in einige Pharmakopöen übergegangen iſt. Ohne den poſitiven Einfluß des Fenchels auf die Vermehrung der Milchſecretion grade in Zweifel ziehen zu wollen, möchte ich doch den weſentlichen Nutzen des Fenchels für Wöchnerinnen mehr in der erzielten Regulirung der Darmfunction ſuchen, bei der Wöchnerin ſowol, als mittels der genoſſenen vom Fenchel imprägnirten Milch beim Säuglinge. 3) Bei Störungen der Schleimhaut der Luftwege, bei Katarrh, Blennorrhöe, Huſten, Heiſerkeit, Aſthma, mit andern geeigneten Mitteln combinirt. Namentlich benutzt man in ſolchen Fällen häufig die Aqua foeniculi als Excipiens oder Solvens für Mixturen, oder man ſetzt pulverförmigen Arzneien den Fenchel in Subſtanz zu. Der Fenchel iſt daher auch mehrfach ein Beſtandtheil von Bruſtſpecies. 4) Manchen Arzneien wird das Elaeosacch. foenic. oder das Fenchelpulver als bloßes Corrigens saporis zugeſetzt.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

Fenchelholz, ſ. Sassafras.

FENELON (François de Salignac de Lamothe), Erzbiſchof von Cambray, war zu Perigord, in dem Schloſſe Fenelon geboren den 6. Aug. 1651. Er ſtammte aus einer altadeligen, gräflichen Familie und aus einer zweiten Ehe, welche ſein Vater mit Louiſe de la Cropte de St.-Abre, gleichfalls aus einer berühmten Familie, geſchloſſen hatte. Bis in ſein 12. Jahr ward Fenelon im väterlichen Hauſe erzogen. Seine Erziehung war einfach, ſtreng religiös und ſorgfältig. Der Sprößling des ſpätern Alters ſeines Vaters war er deſſen Liebling, und ein tüchtiger Lehrer brachte ihm nun gründliche Kenntniß der claſſiſchen Sprachen, des Griechiſchen und Lateiniſchen, bei, und das Leſen der Claſſiker gab der Denk- und Ausdrucksweiſe des zwar ſchwächlichen, aber äußerſt lernbegierigen und gemüthlich auffaſſenden, Knaben jene Klarheit und Rundung des Stils, die man ſpäter „den Fenelon'ſchen Stil" zu nennen pflegte.

Nach vollendetem 12. Jahre bezog Fenelon die damals blühende Univerſität Cahors, beendete hier den Curſus der Humaniora und der Philoſophie, und erregte Aufſehen durch ſeine Fortſchritte und ſeine frühreifen Fähigkeiten. Darum nahm ſich ſein Oheim, der Marquis Anton von Fenelon, ſeiner weitern Erziehung an, ließ ihn nach Paris kommen und brachte ihn, zur Fortſetzung ſeiner Studien, in dem College du Pleſſis unter, welchem ein verdienter Director, Namens Gobinet, vorſtand. Jetzt widmete ſich Fenelon auch der Theologie, und in ſeinem 15. Jahre durfte der junge Abbé ſchon ſeine erſte Predigt ablegen, welche ungemeinen Beifall erhielt. Sein Oheim, die Nachtheile zu freigebig geſpendeter Lobſprüche für ſeinen Neffen fürchtend, brachte ihn in das Seminar von St. Sulpice, das von dem würdigen Tronſon geleitet wurde. Hier befeſtigte ſich in ihm jener Sinn wahrer Frömmigkeit, chriſtlicher Ergebung und der innigen, aber milden Begeiſterung für Kirche und Glauben, welche fortan ſeine Handlungsweiſe regelten. Zwei theologiſche Schulen herrſchten damals in Frankreich, die ſtreng rigoriſtiſche von Port-Royal und die gefügige der Jeſuiten; Fenelon neigte ſich, nach ſeiner Sinnesweiſe, zu der letztern, jedoch ohne ſklaviſche Anhänglichkeit. Er erhielt zu St. Sulpice die prieſterlichen Weihen und widmete ſich drei Jahre lang mit Eifer und Erfolg dem praktiſchen kirchlichen Dienſte. Doch er wünſchte ſich einen weitern Kreis des Wirkens; als Miſſionair hoffte er dieſen zu finden und gedachte nach Canada zu gehen. In Berückſichtigung ſeiner Schwächlichkeit aber beſtimmte er ſich für die Levante, die ihn auch wegen ihrer claſſiſchen Erinnerungen anzog. Der Erzbiſchof Harlai von Paris aber ernannte ihn, damit er dem Vaterlande erhalten würde, zum Superior „der neu bekehrten Katholikinnen und der Schweſtern der Madeleine de Traisnel." Zehn Jahre verwaltete er auch dieſes Amt mit gewohnter Gewiſſenhaftigkeit, und ſchrieb, als ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch, eine „Abhandlung über die Erziehung der Töchter," Traité sur l'éducation des filles. — Sein Oheim, der Biſchof von Sarlat, trat ihm, zu einer ſorgenfreiern Stellung in Paris, ſein Priorat von Cavanac ab, das 3—4000 Livres Einkünfte gewährte. Die Streitigkeiten zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichkeit über die rechte Seelſorge veranlaßten Fenelon zur Abfaſſung einer dahin zielenden Schrift: „Traité du Ministère des Pasteurs."

Die Aufhebung des Edicts von Nantes durch Ludwig XIV., 1685, entriß den Proteſtanten in Frankreich die Glaubensfreiheit. Durch abgeſendete Dragoner und rechtgläubige Prieſter ſollten ſie der katholiſchen Kirche wieder zugeführt werden. Fenelon ward zu einer Miſſion nach Saintonge und Poitou auserſehen. Er erbat ſich die eigene Auswahl ſeiner Gehülfen, verbat die Anwendung militairiſcher Gewalt, und machte durch Sanftmuth und Überredung in dieſen eifrig proteſtantiſchen Provinzen überraſchende Fortſchritte; heutzutage hängen ſie mit Fanatismus der katholiſchen Kirche an. Fenelon klagte jedoch über die Mühſeligkeit ſeines Bekehrungsgeſchäfts, die Hugenotten ſeien hartnäckig und ungelehrig, ohne aber den Muth der Märtyrer zu haben. Der Anblick der Dragoner würde ſie ſelbſt zur Annahme des Korans bewegen, ſagt er in einem Schreiben an Boſſuet. Seinem Wunſche gemäß nach Paris zurückberufen, ſtattete er dem Könige einen mündlichen ausführlichen Bericht ab über die religiöſen Zuſtände in jenen Provinzen; bemerkte, was noch zu thun ſei, und auf welche Weiſe es geſchehen müſſe, rühmte den Eifer ſeiner Gehilfen und ſchwieg über das, was er ſelbſt geleiſtet. Zwei Jahre lag er dann ſeinem vorigen geräuſchloſen Berufe wieder ob. Seine Tüchtigkeit wurde dennoch erkannt, darum wählte ihn Ludwig XIV. 1689 zum Lehrer und Erzieher ſeiner drei Enkel, des Herzogs Ludwig von Burgund und deſſen Brüder, der Herzoge von Anjou und von Berry.

Digitized by Google

Dem Erſtern, dem muthmaßlichen Thronerben, war ſeine vornehmſte Sorge gewidmet. Mit trefflichen Anlagen verband dieſer Prinz aber auch große, bereits tief wurzelnde Fehler; wüthenden Jähzorn, Stolz, Widerſpenſtigkeit, Hang zum Vergnügen, zur Spötterei und Verhöhnung des Höchſten und Heiligſten. Durch Feſtigkeit und richtigen Takt wandelte Fenelon ſeinen Zögling gänzlich um, und er würde ein ausgezeichneter Regent geworden ſein, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod hinweggerafft. Zum Behufe ſeines Unterrichts ſchrieb Fenelon ſeine „Fabeln" und „Todtengeſpräche" — fables und dialogues des morts — erſtere mit einer moraliſchen Tendenz, letztere zu richtiger Würdigung hiſtoriſcher Charaktere. Trotz des äußern Glanzes ſeiner Stellung klagte Fenelon zuweilen über Geldverlegenheiten, da ihm ſein Gehalt unordentlich ausgezahlt wurde. Er ward zum Mitgliede der Akademie gewählt, 1693, und entfaltete bei der herkömmlichen Lobrede ſeines Vorgängers, Peliſſon, ſeine glänzende Beredſamkeit; unvergeſſen blieb, was er von ihm ſagte: „um ſeine Tugend ganz zu zeigen, fehlte blos, daß er unglücklich war, und er wurde es." 1695 ernannte ihn der König zum Erzbiſchof von Cambray, mit Beibehaltung ſeines Erziehungsgeſchäfts; mit ſeltener Uneigennützigkeit gab er, wegen nun vermehrter Einkünfte, ſeine Abtei von St. Valery auf. Doch ein 1697 von ihm veröffentlichtes Werk: „Explications des maximes des Saints sur la vie intérieure," verwickelte ihn in einen theologiſchen Streit mit Boſſuet; er ward vom Hofe in ſeine Diöceſe verwieſen; der Papſt Innocenz XII. verdammte 23 Sätze jenes Werkes als irrig und ketzeriſch, und Fenelon bequemte ſich ohne Murren und Widerſtreben zur Widerrufung derſelben. Unter dem Namen der quietiſtiſchen Streitigkeiten, des Quietismus (ſ. d. Art.), wurde dieſer Kampf mit Hitze von den Theologen geführt. Die höchſte Berühmtheit unter Fenelon's Werken erlangte ſein Roman „Les aventures de Télémaque," zur Belehrung ſeines Zöglings beſtimmt, um ihm das Muſter eines vollkommenen Königs vorzuführen. Allein dieſes zog ihm die völlige Ungnade Ludwig's XIV. zu; man glaubte in dieſem Buche Anſpielungen auf den König, auf viele Perſonen des Hofes, auf den Kriegsminiſter Louvois zu finden, und der angefangene Druck durfte nicht vollendet werden. Zwei Jahre nach Fenelon's Tode konnte es erſt ganz erſcheinen, 1717. Der blühende, correcte Stil dieſes Romans, die phantaſiereichen Schilderungen und eingewebten, meiſtens treffenden, Reflexionen, erwarben demſelben einen ungetheilten Beifall und in alle europäiſchen Sprachen überſetzt, erlangte er einen europäiſchen Ruf. Fenelon wirkte bis zu ſeinem Tode, 1715, in ſeinem geiſtlichen Berufe mit ſegensreicher Thätigkeit; legte in ſeiner „Instruction pastorale" ſeine Grundſätze zu Tage und erfreute ſich einer allgemeinen Achtung. Seine gründliche claſſiſche Bildung, verbunden mit einer blühenden, geregelten Phantaſie, verliehen ſeiner Schreibart jene Eleganz und Anmuth, welche alle Leſer anzogen; ein weiches Gemüth, ein fühlendes Herz machten ihn für die zum Myſticismus hinneigenden Theorien empfänglich und eine fromme Schwärmerei iſt daher der Grundton in ſeinen moraliſchen Schriften. 1826 iſt zu Cambray ſeine Bildſäule durch öffentliche Unterzeichnung errichtet worden. (Histoire de Fénélon par de *Bausset.* 1808.)

(*A. Herrmann.*)

FENES, Dorf im Großfürſtenthume Siebenbürgen, unteralbenſer Geſpanſchaft, zalathner Kreis und Bezirk. In dem nahen Berge Piutra Kiri befindet ſich eine merkwürdige Höhle, welche einige Stunden lang iſt, und eine Höhe und Breite von ſechs bis acht Klaftern hat. Sie iſt mit häufigen Stalaktiten von den ſonderbarſten Geſtaltungen angefüllt. (*v. Benigni.*)

FENESTELLA, mit dem Vornamen Lucius, ein römiſcher Geſchichtſchreiber, der uns jedoch nach ſeinen Familienverhältniſſen, Geſchlecht und Abkunft nicht näher bekannt iſt. Auch von ſeinem Leben wiſſen wir nichts Näheres; das einzige beſtimmte Datum, welches wir noch beſitzen, iſt das ſeines Todes, welches Hieronymus in dem Chronic. *Euseb.* Olymp. CXCIX. um das J. 21 n. Chr. anſetzt, wo Feneſtella „Historiarum scriptor et carminum" in einem Alter von ſiebenzig Jahren geſtorben und zu Cumä beerdigt worden iſt; eine Angabe, womit auch Plinius [1]) übereinſtimmt, wenn er, des Feneſtella erwähnend, die Worte hinzuſetzt: „qui obiit novissimo Tiberii Caesaris principatu." Wir dürfen demnach wol ſeine Blüthezeit unter Auguſtus ſetzen, ſein Ende unter Tiberius. Von poetiſchen Leiſtungen des Feneſtella, wie ſie die Stelle des Hieronymus erwarten läßt, findet ſich nirgends ſonſt eine Spur, weshalb auch Gyraldi (am unten anzuführenden Orte) lieber *annalium* ſtatt *carminum* leſen wollte; ſeiner hiſtoriſchen Schriften wird in einzelnen Anführungen wol gedacht, die aber nicht ſo umfaſſend ſind, daß wir uns daraus eine Anſicht über Inhalt und Beſtand, Methode und Charakter derſelben bilden könnten [2]). Der Grammatiker Nonius, der, wie Fulgentius [3]), einige Stellen daraus anführt, nennt an einer Stelle [4]) *Annales*, an einer andern *Annalis* (sc. liber), wo er ſogar ein zwei und zwanzigſtes Buch citirt [5]), was auf ein gewiß umfangreiches, die römiſche Geſchichte etwa in der Art und Weiſe eines Livius in ſeinen Annalen behandelndes Werk ſchließen läßt. Denn daß es mit der Gründung Roms und deſſen erſten Anfängen begonnen, läßt ein auf die Geſchichte der Könige bezügliches Fragment bei Plinius [6]) wol annehmen; ebenſo eine bei Seneca [7]) vorkommende Nachricht von der durch Feneſtella behaupteten Provocation an das Volk, welche von Seiten der Könige ſtattgefunden; aber daß es auch die ſpätere Geſchichte Roms während der republikaniſchen Zeit, insbeſondere in ihrer letzten denkwürdigſten Periode behandelt, geht aus andern einzelnen Stellen zur Genüge hervor, ſo ſehr wir es auch beklagen müſſen, den Gang des Werkes und die Tendenz deſſelben, aus Mangel an nähern

1) H. N. XXXIII, 11. 3, 52. 2) ſ. die Zuſammenſtellung der Fragmente in Havercamp's Ausgabe des Salluſt II. S. 385 (bei Kritſcher I. S. 489 fg.). 3) In der Exposit. am Schluſſe s. v. *Quid sit vadatus* p. 567. *Mercer.* 4) s. v. *reticulum* p. 221 seq. *Merc.* 5) s. v. *rumor.* p. 385. Vergl. auch s. v. *Praesente*, wo das zweite Buch citirt wird. 6) H. N. XV, 1 zu Anfang. 7) Epist. 108 gegen Ende.

Belegen, nicht weiter verfolgen zu können. Doch ſcheint, nach mehren bei Plinius aus Feneſtella mitgetheilten Notizen das, wie es ſcheint, bis auf die Zeit des Autors fortgeführte Werk nicht blos die eigentliche Geſchichte behandelt, ſondern dabei auch manche Nachrichten über Sitten und Gebräuche, Volksleben, Staatseinrichtungen u. ſ. w. mitgetheilt zu haben, was uns ſeinen Verluſt doppelt fühlbar macht. Dahin gehört z. B. die Nachricht von dem erſten Erſcheinen der Elephanten auf dem Circus zu Rom[8]), über das Tragen der togae rasae Phryxianaeque in der letzten Zeit des Auguſtus[9]), über das erſte Vorkommen der Perlen in Rom[10]), über das Tragen der Ringe[11]) und andere auf den Luxus der Römer[12]) bezügliche Angaben, welche Plinius daraus mitgetheilt hat. Ebenſo hat der Grieche Plutarch den Feneſtella in ſeinen Biographien, namentlich in der des Craſſus und Sulla[13]), mehrfach benutzt und aus ihm auch in ſeinen römiſchen Fragen[14]) die Angabe mitgetheilt, daß die in Rom bekannten Beinamen gewiſſer Familien, wie die Suillii, Bubulci, Porcii aus dem Hirtenleben der früheren Römer abzuleiten ſeien. Für das Anſehen dieſer Annales, neben welchen wir noch bei Fulgentius[15]) *Archaica* (wenn anders die Stelle richtig und nicht verdorben oder irrthümlich citirt iſt), und bei dem Grammatiker Diomedes[16]) ſogar eine aus dieſen Annalen gemachte *Epitome* in einem zweiten Buche angeführt finden, ſpricht auch ſeine Benutzung durch den gelehrten Aſconius Pedianus[17]), den Erklärer Cicero's, der aber eine bei Feneſtella vorkommende, das Alter Cicero's, als er für den Roſcius von Ameria auftrat, betreffende Beſtimmung tadelte, ebenſo wie auch Plinius[18]) einen ähnlichen Irrthum über das erſte Vorkommen der Perlen in Rom, was Feneſtella um die Zeiten Sulla's angeſetzt hatte, rügt, da dies nach dem Zeugniſſe des (älteren) Älius Stilo ſchon im Jugurthiniſchen Kriege vorgekommen. Dagegen heißt er bei Lactantius[19]), der eine die Sibyllen und die ſibylliniſchen Bücher betreffende Nachricht aus Feneſtella mittheilt, *diligentissimus scriptor*, eine Angabe, die auch in ſofern nicht zu überſehen iſt, als Feneſtella, der in Cumä beerdigt ward, doch vielleicht dort gewohnt, oder doch mit dieſer Stadt in irgend einer nähern Verbindung oder Berührung geſtanden haben mag, die ihn in den Stand ſetzte, grade über einen die Sibyllen betreffenden Punkt nähere Nachrichten mitzutheilen. Auch die den Terentius und ſein Verhältniß zu Scipio und Lälius betreffende Nachricht, welche aus Feneſtella in der dem Sueton beigelegten Vita des Terentius, gleich am Anfange mitgetheilt wird, zeigt, wie auch ſolche, bedeutende Erſcheinungen in der Literatur berührende Gegenſtände in dieſem großen hiſtoriſch-antiquariſchen Werke des Feneſtella keineswegs übergangen waren; ja wenn wir nach den auf uns gekommenen Nachrichten einen Schluß machen dürften, den wir übrigens immerhin noch für ſehr gewagt halten, ſo wäre grade die antiquariſche Seite das Bedeutendſte an dieſem Werke geweſen, was ihm hauptſächlich die Beachtung der Zeitgenoſſen, wie der Nachkommen zugezogen. Vielleicht mag auch darin der Grund einer Fälſchung liegen, die uns ein angebliches Werk des Feneſtella, in der That aber nur ein Product des Mittelalters, und dabei ein ziemlich mittelmäßiges, gebracht hat, wir meinen das unter folgendem Titel in den Zeiten des Wiederaufblühens der alten Literatur zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Druck bekannt gewordene Büchlein: *L. Fenestellae de Magistratibus Sacerdotiisque libellus*; es beſteht daſſelbe eigentlich aus zwei Büchern, deren jedes in eine Anzahl von Capitel zerfällt, welche, im erſten, die einzelnen prieſterlichen Würden und Ämter, Corporationen u. ſ. w., im zweiten, die verſchiedenen Staatsbehörden, die politiſchen Würden und Ämter in ähnlicher Weiſe zum Gegenſtand haben, und hier in der Kürze die Hauptangaben aus alten Quellen zuſammentragen, wie dies der bei J. Camers in ſeiner wie in der pariſer Ausgabe beigefügte Nachweis der Stellen der alten Autoren, aus welchen jeder Abſchnitt genommen iſt, zur Genüge zeigen kann. Da nun aber neben manchen alten Autoren auch Biſchöfe und Erzbiſchöfe darin erwähnt werden, ſo konnte die Zeit der Entſtehung dieſes Products nicht lange in Zweifel bleiben, deſſen Verfaſſer weder der bekannte gelehrte Florentiner Poggi iſt, wie Robortellus glaubte, noch der durch ſeine ähnliche Schrift De Magistratibus, Sacerdotiis et Legibus Romanorum (welche mit der angeblichen des Feneſtella öfters zuſammengedruckt iſt) bekannte Pomponius Lätus, wie Alciatus vermuthete, ſondern ein gelehrter Florentiner Andreas Dominicus Floccus (Fiochi), päpſtlicher Secretär und Kanonikus; in Handſchriften, welche Lilius Gyraldus geſehen zu haben verſichert (De Poetis Dialog. IV. p. 233. A.), findet ſich daher auch die Aufſchrift: *Andreae Dominici Flocci* Florentini ad Brandem Cardinalem Placentinum, de Romanis magistratibus Liber; die Wahl dieſes Cardinals fällt 1411, wodurch zugleich das Zeitalter des Verfaſſers näher beſtimmt wurde. Gedruckt erſchien die Schrift 1510 Vindobon. 4. cura *Jo. Camertis*, und darnach Paris 1530. 1535. 1548. 8. zu Baſel 1532 von Valentin Curio und öfters unter des Feneſtella Namen; ſpäter mit dem wahren Namen des Verfaſſers zuerſt 1561. 8. von Ägidius Witſius, der ebenfalls in Handſchriften den Namen des Verfaſſers gefunden hatte, und in *F. G. Clausing*, Jus public. Rom. (Lemgo 1726. 8.) p. 1. fg. Vgl. *G. J. Voss.* De historic. Latt. I, 19. fin. und *Funcc.* De virili aetate L. L. P. II. cap. V. §. 8. p. 288. (*Baehr.*)

FENESTRAGIUM (fenestrage) heißt in der Redeweiſe des Mittelalters im Allgemeinen jede Ausſtellung am Fenſter. In dieſer weitern Bedeutung hat daſſelbe kein beſonderes hiſtoriſches Intereſſe; ein ſolches bekommt es erſt dadurch, daß die Ausſtellung zur Schau an gewiſſe Formen gebunden war und eine rechtliche Beziehung

8) *Plin.* H. N. VIII, 7. 9) Ibid. VIII, 48. sect. 74. 10) Ibid. IX, 35. sect. 59. 11) Ibid. XXXIII, 1. sect. 6. 12) Ibid. XXXIII. 11. sect. 52 und XXXV, 12. sect. 46. 13) ſ. Vit. Sull. 28. Vit. Crass. 5 fin. 14) Moral. p. 275 A. 15) Mytholog. III, 2. De Perdica. 16) ſ. *Putsch.* Grammatt. Latt. p. 361, 32. Vergl. auch bei *Priscian* ibid. p. 793, 42. 17) Vergl. *Gell.* Noctt. Attic. XV, 28. nebſt *Madvig*, De Ascon. Pedian. p. 64. 18) H. N. IX, 35. sect. 59. 19) Divv. Lectt. I, 6.

Digitized by Google

hatte. So z. B. diejenige Ausstellung am Fenster, welche sich auf die Turniere bezog; wer nämlich hier eine Lanze brechen wollte, hatte das Recht, seine Wappeninsignien öffentlich am Fenster auszustellen, um dadurch seine Absicht zu Jedermanns Kunde zu bringen: „Quant ce viendra au *fenestraige*, pour cloer son blason, le heaume doit estre couvert trois dois en environ du blason du chief de la baniere.“ (*Dufresne* s. v. Fenestragium.) Meist hatte indessen die Schaustellung gewerbliche Zwecke, und bestand dann in dem Rechte, seine Waaren oder Fabricate öffentlich feil zu bieten; so z. B. in einer Urkunde Friedrich's II. von 1226: „Liceat habere et tenere plancam portatilem ad vendendum mercimonia, et *tenere fenestram apertam*.“ (*Dufresne* s. v. fenestra.) Offenbar fällt hier das Fenestragium mit unserem Handwerkskrame zusammen; doch scheint es auch anderen Personen als den Handwerksmeistern, denen es schon in Folge ihres Meisterrechts zukam, als ein besonderes, von den Innungsgerechtsamen unabhängiges Recht gegen eine Abgabe zugestanden zu haben: „*Omnes*, qui tenent fenestras, vendentes *allia* vel *erucas*, *debent* in quolibet sabbate *obolum* de suo mercato.“ *Dufresne* loc. laud.) „Le fenestrage d'ileuc, c'est à savoir pour *chacune* personne, qui vend *pain* à fenestre en la partie, que le comte a à Chastiauneuf, *vaut* 15 *sols*.“ (*Dufresne* s. v. fenestragium.) In diesem Sinne war, dem Handwerkskrame gegenüber, unter dem Fenestragium, welches sich dann zunächst auf Gärtner- und Eßwaaren bezog, etwa das zu verstehen, was wir Hökerei nennen. „Nullus, qui facit *panem* ad vendendum, abscondat panem, sed ponat *in sua fenestra*, vel *foro*, ut *communiter* vendatur.“ (*Dufresne* s. v. fenestra.) (*Dieck.*)

FENESTRELLES, ein Dorf ursprünglich in Dauphiné, an der Grenze der Markgrafschaft Susa, im Thale des Cluson oder Clusone (links zum Po), jetzt etwa mit 900 Einwohnern. Nachdem Ludwig XIV. Pignerol an den Herzog von Savoyen abgetreten, ließ er diesen Ort fest machen und dabei eine Citadelle, Mutin genannt, anlegen. Er wollte sich einen neuen Schlüssel zu Italien schaffen. Allein im Erbfolgekriege nahm der Herzog am 31. Aug. 1708 den Ort und die Garnison von 800 Mann gefangen. Der utrechter Friede bestätigte ihn im Besitze. Nachdem Fenestrelles 1734 vorübergehend wieder im Besitze der Franzosen gewesen war, ward es durch fünf neue Forts fast unüberwindlich gemacht. Im Revolutionskriege 1796 nahmen und schleiften es französische Truppen. In der Kaiserzeit (Dep. Eridan) war Fenestrelles Staatsgefängniß 2 B Verwahrungsort von der Cavalerie des Lützow'schen Corps 1813—14. Unter sardinische Herrschaft zurückgekehrt (Provinz Pignerol des Fürstenthums Piemont) sind die Werke wieder zum Theil hergestellt und Fenestrelles wird wieder als Staatsgefängniß benutzt. Nach Hoffmann freilich (Europa IV. S. 205) wären nur noch die Trümmer der zerstörten Feste Fenestrelles zu sehen. — In der Nähe die Thäler der Waldenser. (*Daniel.*)

FENGLER (Joseph), katholischer Bischof von Raab in Ungarn, gestorben zu Wien im J. 1802. Er war im J. 1733 zu Wien geboren, wo er studirte und in den Orden der frommen Schulen (Piaristen) trat. Er war in diesem Orden eine Zeit lang Professor der Philosophie und Mathematik, später (seit dem J. 1769) durch 18 Jahre Schuldirector an der kaiserl. königl. Militair-Akademie zu Wienerisch-Neustadt, zugleich kaiserl. königl. Hofburgpfarrer mit dem Range eines Feld-Superiors. Im J. 1786 wurde er Abbé Commendataire zu Melk (Mölk); im J. 1787 ernannte ihn Joseph II. (der Talente so gut zu würdigen wußte) zum Bischof von Raab, später auch zum kaiserl. königl. geheimen Rath. Er war einer der liberalsten und großherzigsten ungarischen Prälaten. Er bestritt alle bischöflichen Visitationsreisen aus eigenem Beutel (ungeachtet er von seinen Diöcesanpriestern standesmäßigen Unterhalt fodern konnte) und theilte dabei stattliche Geschenke unter fleißige Schüler und Tausende unter Arme aus, unterstützte das raaber geistliche Seminarium, verarmte Seelsorger, Gelehrte und Studirende reichlich, stattete seine Domkirche mit einem reichen Ornate aus, steuerte jährlich eine bedeutende Summe zum Armeninstitute in Raab bei, besoldete die vorhin unbesoldeten Magistratspersonen auf dem Prädial-Sitze zu Vecse, dessen immerwährender Obergespan der Bischof von Raab ist, übergab jährlich eine namhafte Summe dem Stadtpfarrer zu Raab zur Vertheilung unter Hausarme, verwendete Tausende zu Pensionen an verschämte, oft aus hohen Familien stammende Dürftige, und war gastfrei gegen Fremde. Zu den Bedürfnissen des Staats brachte er einen guten Theil seiner Einkünfte als freiwilligen Kriegsbeitrag dar. In seiner Geburtsstadt Wien verfiel er im J. 1802 in eine schwere Krankheit und starb daselbst, wurde aber in der raaber Domkirche begraben*). Von ihm erschienen mehre Gelegenheitsschriften im Drucke. (*Rumy.*)

FENIN (Peter von), einem alten adeligen Geschlechte niedern Ranges in der Grafschaft Artois angehörend, welches seinen, irrig auch Feuin und Fevin geschriebenen Namen vermuthlich von dem ehemals (1506) einem Abte zu Blanzy an der Ternoise gehörigen Orte Fenin in gedachter Grafschaft bekommen hat, war gegen das Ende des 14. Jahrhunderts geboren, und verdient hier darum erwähnt zu werden, weil eine Chronik, welche fast für die drei letzten Decennien der Regierung des unglücklichen Königs Karl VI. von Frankreich als eine der bessern Geschichtsquellen betrachtet werden kann, seinen Namen auf ihrem Titel führt, und dieser bis in die neuesten Zeiten herab für ihren wirklichen Verfasser ohne Widerrede gegolten hat. Von seinem Leben ist, da weder die Chronisten seiner Zeit noch gedachtes Werk selbst seiner gedenken, äußerst wenig bekannt und dieses Wenige steht

*) Folgender menschenfreundliche Zug auf seinem Krankenlager charakterisirt ihn treffend. Als er auf seinem Krankenbette hörte, daß die kranken österreichischen Krieger in den Spitälern einer stärkenden Labung bedürften, befahl er, mit einem Aufwande von Tausenden, allen in Wien vorfindlichen tokayer Wein aufzukaufen und unter die Reconvalescenten zu vertheilen, und sagte dabei zu den Seinigen: „Leget mir, wenn ich sterbe, die Rechnungen darüber unter mein Kopfkissen; es soll mir ein sanftes Sterbekissen sein!“

Digitized by Google

nicht einmal in genauem innerem Zuſammenhange zu einander. Seine Vorfahren mögen allerdings einen guten, doch keinen berühmten Namen gehabt haben, wenn ſie ſich auch um das franzöſiſche Königshaus verdient gemacht hatten. Aus dieſem Grunde nun hob Karl VI. zur Zeit, da ihn Herzog Johann der Unerſchrockene von Burgund mit Überlegenheit bevormundete, dieſen Peter von Fenin aus der Vergeſſenheit hervor und beförderte ihn zum Ritter vom alten Orden der Ginſterhülſe (de l'Ordre de la Cosse de Geneste)[1] und zu einer andern, ſpäteren Zeit ſoll ihm auch die hohe Würde eines Oberbrodmeiſters (panetier, nicht Mundſchenken, wie Foppens behauptet) von Frankreich von demſelben Monarchen ertheilt worden ſein[2]. Vermuthlich iſt er auch derſelbe, welcher im J. 1421 als königlicher Siegelbewahrer im Gerichte Beauchesne (Beauquesne) in Vimeu (Picardie) erſcheint, während kein Zweifel iſt, daß er ſeit dem Eingange des J. 1424 den Poſten eines Oberrichters zu Arras bis an ſeinen Tod bekleidet hat, der am 5. (nicht 28.) Juni 1433 erfolgte, nachdem ſein Weib, Margaretha von Marne, ſchon 1410 geſtorben war. Beide liegen auf dem Kirchhofe Sanct-Nicaiſe (nicht Nicolaus) daſelbſt begraben, ihre Gruft bedeckte lange Zeit ein Marmor mit einfacher Inſchrift und an der Mauer der dort befindlichen Kirche ſah man noch 1643 Peter's von Fenin Bildniß. Man weiß nicht, ob er Nachkommen hinterlaſſen hat, darum bleibt unermittelt, ob und wie der von Fenin, welcher den 6. März 1501 und deſſen Weib Iſabelle Leroux grade fünf Jahre darnach ſtarben, und Peter von Fenin, Herr von Grincourt (Graincourt), welcher 1506 ebendort verſchied, mit ihm verwandt geweſen ſind. Dies thut nun freilich nichts zur Hauptſache, weil man bis jetzt dem wahren Verfaſſer der obenerwähnten Chronik noch nicht auf archivaliſch-diplomatiſchem Wege auf die Spur gekommen iſt.

Dieſe Chronik, in der picardiſchen Mundart geſchrieben, ſchildert von der Ermordung Herzogs Ludwig von Orleans (Nov. 1407) an den verwirrten Zuſtand Frankreichs und am königlichen Hofe, wie ihn die Ränke der rachgierigen Parteien Burgund und Orleans herbeiführten, bald in gedrängter Kürze, bald mit Umſtändlichkeit bis ins J. 1424 hinein, wo dann die Erzählung ſich plötzlich und ausſchließlich zu den Händeln in Belgien und den Niederlanden wendet, welche die Flucht Jacobe'ns von Baiern (Hennegau) nach England und ihre zweite dort geſchloſſene Heirath mit Herzog Humfried von Gloceſter zur Folge hatten, und mitten im J. 1427 davon abbricht und ſchließt. Daher kommt, daß Manches in ſeinen Beziehungen dieſer Chronik lückenhaft und unausgeführt, das Ganze aber unvollendet geblieben iſt. Ihr Verfaſſer hat allerdings gute Quellen, vielleicht auch Augenzeugen von manchen Thatſachen benutzt, und ſcheint ſogar in vieler Hinſicht mit Monſtrelet aus gemeinſchaftlichen Nachrichten geſchöpft zu haben; indeſſen ſchreibt er ſelbſt nicht als Zeitgenoſſe und Augenzeuge, auch nicht als Partei, ſondern mit der äußerſten Kaltblütigkeit, was, wenn er Zeitgenoſſe geweſen, für jene leidenſchaftliche Zeit beiſpiellos ſein würde. Auch iſt er nicht durchgehends von allen Familienereigniſſen der fürſtlichen Höfe, welche er erwähnt, genau unterrichtet, ſo beſonders von H. Philipp II. von Burgund und Johann IV. von Brabant. Möglich iſt, daß die Schrift der Auszug von einem größeren nicht vollendeten Werke ſei, jedoch kann man bei dem Allen mit Gewißheit annehmen, daß ſie ſo, wie ſie auf uns gekommen iſt, nicht von einem Manne herrührt, welcher wie der Oberrichter Fenin zu Arras, im J. 1433 geſtorben iſt, ſondern daß ihre Abfaſſung, außer manchen innern Gründen, welche der Inhalt der Schrift zur Hand gibt, noch aus dem Umſtande einer ſpätern Zeit angehört, weil darin Beziehungen auf Ereigniſſe gemacht werden, welche erſt zwiſchen 1435 und 1444 erlebt worden ſind; mithin kann ſie nicht füglich vor Beginne der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geſchrieben worden ſein. Ebenſo liegt kein genügender Grund vor, weshalb man, wenn für den Oberrichter Fenin die Verfaſſerſchaft der Chronik gerettet werden ſollte, eine ſpätere nachbeſſernde und vervollſtändigende Hand in derſelben anerkennen wollte. Das Ganze iſt unbezweifelt aus einer und derſelben Feder gefloſſen. Es fragt ſich aber, wer denn eigentlich der wahre Verfaſſer dieſer Geſchichtsquelle ſei?

Dieſelbe blieb bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts im Staube der Vergeſſenheit verborgen, da entdeckte ſie im J. 1643 der gelehrte Valerius Andreas (André, † 1656), bekannt durch ſeine bibliotheca Belgica (Loewen 1623). Er fand eine Handſchrift davon im Beſitze des Viceſtatthalters Duval zu Arras, eine andere ebenſo unvollſtändige, als die erſtere, in den Händen eines gewiſſen Claudius d'Oresmieulx zu Lille; vielleicht kannte er auch eine dritte in der Bibliothek des Kloſters Saint-Waaſt zu Arras, welche bei Aufhebung deſſelben 1790 durch einen Mönch nach England wanderte und ſeitdem nicht wieder beachtet noch erwähnt worden iſt. Andreas hat nun keine Angabe der Gründe hinterlaſſen, warum er grade dem Peter von Fenin, welcher 1433 ſtarb, dieſe Chronik zugeſchrieben hat; unbezweifelt aber fand er dieſen Namen derſelben vorgeſetzt, und er glaubte dann, ohne ihren Inhalt ſelbſt zu prüfen, in Demjenigen dieſes Namens den wahren Verfaſſer entdeckt zu haben, welcher in jener Familie der ausgezeichnetſte, der Zeitgenoſſe der Erzählung und vermuthlich ihm auch der bekannteſte geweſen war. In denſelben Fehler der Sorgloſigkeit verfiel zehn Jahre ſpäter der gelehrte Hiſtoriker Dionys Godefroy, welchem zwei etwas verſtümmelte und den Inhalt der Chronik gleichfalls nur, wie die von Andreas entdeckten Manuſcripte,

1) Dieſen Orden errichtete Ludwig der Heilige 1234 und Ludwig XI. ließ ihn wieder erlöſchen. ſ. *Andr. Favyn*, Théâtre d'honneur et de chevalerie etc. I, 586. 2) So beſagt wenigſtens die Grabſchrift, welche in der von Pitpance gemachten und gegenwärtig in der Bibliothek zu Cambray befindlichen Sammlung der „Epitaphes de la ville d'Arras“ aufgenommen worden iſt; allein die Grabſchrift in der Sammlung der „Epitaphes de la (?) cimetière de St. Nicaise“ zu Arras, welche die Bibliothek zu St. Omer aufbewahrt, gedenkt dieſer Würde nicht, gleichwie weder Laboureur, noch Pater Anſelme davon ſprechen; auch die Forſchungen der Fräulein Dupont und ihrer Freunde haben dieſen Peter von Fenin nicht in der Liſte der Kronbrodmeiſter von Frankreich entdecken können.

bis zum J. 1422 oder 1423 fortführende Handſchriften in die Hände gerathen waren. Die eine davon, gegenwärtig im Beſitze des Inſtituts zu Paris, führte den Titel: Mémoires de Pierre de Fenlu, Escuyer et Pannetier du roy Charles VI., mis en lumière par Gérard de Ticulaine, sieur de Graincourt-lez-Duisans. De Lomenie hatte ihm dieſelbe mitgetheilt, die vorher einen gewiſſen Gerhard von Tieulaine, von welchem aber nicht bekannt geworden iſt, mit welcher Aufſchrift ſie in ſeinen Beſitz gekommen war, gehört hatte, und des Willens geweſen war, dieſelbe, wie die Worte mis en lumière auf dem Titel bezeichnen, herauszugeben, das Vorhaben jedoch aus unbekannten Gründen unterlaſſen hatte. Godefroy nahm nun dieſes Geſchäft auf ſich, erkannte die in „recueillis“ bereits umgewandelten Worte mis en lumière auf dem Titel des Manuſcripts an, verglich es mit einer zweiten Handſchrift, ergänzte und verbeſſerte darnach, und gab es ohne weitere Prüfung ſeiner zweiten Ausgabe der Histoire de Charles VI. von Juvénal des Urſins, die 1653 zu Paris erſchien, als Anhang S. 445—496 bei, woraus dieſer Text im J. 1785 in Perrin's Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France Tom. V, 331—509 und 1819 in eine ähnliche Sammlung von Petitot, erſter Folge 7. Bd. S. 237—370 mit erklärenden Anmerkungen der Herausgeber, doch ohne kritiſche Prüfung und Verbeſſerung des Textes und ohne Erforſchung des wahren Verfaſſers übergegangen iſt. Die letzteren beiden Gelehrten ſcheinen indeſſen ſo wenig als der Abt Legendre, der Godefroy's Angaben ebenfalls unbedingt genehmigt hat, gewußt zu haben, daß die königliche Bibliothek zu Paris eine aus Baluze's literariſchen Schätzen zu ihr herübergewanderte Handſchrift dieſer „Mémoires de Pierre de Fenin“ unter der Nummer 10319 [3]) beſitzt, welche, wenn auch auf den erſteren Blättern mangelhaft, doch die Erzählung durchweg vollſtändiger und weniger verdorben, als der Godefroy'ſche Text, bis zum J. 1427 fortführt. Die Schriftzüge des Manuſcript gehören dem 15. Jahrhundert an, daſſelbe iſt auf Papier geſchrieben, in Quartformat und 135 Seiten ſtark. Der Titel fehlt vor dem Eingange, am Ende der Handſchrift aber wird das Werkchen le livre de la mort du duc Jehan de Bourgoigne genannt, und unter demſelben Titel findet man ſie auch von Lelong und ſeinem Fortſetzer Fontette citirt [3]). Wie Barante, welcher eine derſelben Bibliothek gehörende Handſchrift dieſer Chronik zu ſeiner Geſchichte der Herzoge von Burgund aus dem Hauſe Valois fleißig benutzt hat, dieſelbe überſchrieben gefunden hat, verſchweigt derſelbe; gleichwol wird ſie diejenige ſein, welche Lelong ſchon kannte. Neuerdings nun gab der pariſer Verein für die Quellenſammlung der franzöſiſchen Geſchichte (société de l'histoire de France), an ſeiner Spitze Ravenel, dem gelehrten Fräulein Dupont Auftrag, die Echtheit und den hiſtoriſchen Werth dieſer pariſer Handſchrift zu prüfen und dieſelbe herauszugeben. Dies geſchah denn auch mit vieler Umſicht und großem Fleiße, und ſo erſchien ſie 1837 zu Paris bei Renouard in gr. 8. mit dem Titel Mémoires de Pierre de Fenin etc. nouvelle édition par *Mlle. Dupont.*

In der Notice sur Pierre de Fenin, welche dieſer Ausgabe voranſteht, hat nun dieſes Frauenzimmer, die von mehren franzöſiſchen Gelehrten mit erklärenden und kritiſchen Bemerkungen reichlich unterſtützt wurde, mit Scharfſinn zuerſt ſiegreich darzuthun verſucht, daß der 1433 verſtorbene Oberrichter Fenin gar nicht Verfaſſer gedachter Chronik ſein könne, ſondern daß ſie ſpäter verfaßt worden ſein müſſe. Aus Mangel an vollſtändigen literariſchen Hilfsmitteln iſt ihre Kritik nicht erſchöpfend und in einiger Hinſicht auch nicht klar genug, doch reicht ſie immer hin, um der bisherigen Meinung, deren Urheber Val. Andreas zu ſein ſcheint, den Beifall zu verſagen und ſich lieber der von der Herausgeberin aufgeſtellten Vermuthung anzuſchließen, daß der in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelebte und 1506 geſtorbene Peter von Fenin, Sire von Graincourt, Verfaſſer des Werkes ſei. Jenen Gerhard von Tieulaine-Graincourt-lez-Duiſans, der ſchon eine Herausgabe dieſer Chronik beabſichtigte, hält Fräulein Dupont für einen Verwandten und Nachkommen des ebengenannten Peter von Fenin-Graincourt, und durch dieſes Verhältniß mochte derſelbe auch in den Beſitz einer Handſchrift von dem Werke gekommen ſein; die Frage aber, wann er gelebt habe, hat ſie unbeachtet gelaſſen; aus ihrer Combination ſcheint indeſſen hervorzugehen, daß er ein Zeitgenoſſe von Andreas und Godefroy geweſen ſei. Auch verſchweigt ſie das Schriftalter gedachten Documents, wiewol dieſes in ihren Händen geweſen iſt. Das größte Verdienſt, das ſich Fräulein Dupont bei Herausgabe dieſer wichtigen Quelle erwarb, beſteht unſtreitig in der möglichſt ſorgfältigen Verbeſſerung des Textes, in Erklärung der darin ſchwerverſtändlichen Wörter und Redensarten, ſowie der verunſtalteten Eigennamen und in Berichtigung der Chronologie, was aber ſonſt noch ihr großer Fleiß in den zahlreichen Noten hinzugethan hat, iſt eine nicht weſentlich nothwendige Zugabe, welche man als Eſelsbrüke für ein bequemes Studium dieſer geſchichtlichen Quelle betrachten kann. Ein appendice theilt mehre bis jetzt ungedruckte Urkunden mit, die das Verſtändniß einzelner in der Chronik erwähnten Begebenheiten erleichtern; das darauf folgende Gloſſar iſt nicht ausreichend, das Sach- und Namenregiſter am Schluſſe hingegen vorzüglich. Während nun Fräulein Dupont mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, bereiteten ſich auch die Herausgeber der Nouvelle collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, Michaud und Poujoulet, vor, die Chronik Fenin's in ihre Sammlung ebenfalls aufzunehmen. Im Übrigen hat der Verfaſſer dieſes Artikels, ſoweit ihm möglich war, nachforſchen zu können, blos in Foppen's Bibliotheca Belgica (Brüssel 1739) Tom. II, 975 einige dürftige Notizen über dieſe Chronik gefunden, Sorel, Beughem, Verdier, Sweert, Miräus und

3) Bibliothèque historique de la France II, 175. No. 17121 und p. 177. No. 17142 seq. wird das Werk beſonders ſo angeführt, wie von Godefroy in ſeiner Ausgabe des Juvénal des Urſins, nämlich Mémoires de Pierre de Fenin, Ecuyer et Pannetier de Charles VI., Roy de France, contenant l'histoire de ce Prince, depuis l'an 1407 jusqu'en 1422, recueillis par *Gérard de Thieulaine*, sieur de Graincour-lès-Duizans.

Digitized by Google

Carpentier gedenken ihrer ſo wenig, als die neueren franzöſiſchen und teutſchen Literarhiſtoriker. Und ſo iſt ſie erſt durch Fräulein Dupont in ihrem Werthe erkannt und mit Recht ans Licht gezogen worden. (*B. Röse.*)

FENJA (nord. Myth.), eine von den ſtarken Mägden des Königs Frothi, die allein im Stande waren, die ungeheure Wundermühle Grotta in Bewegung zu ſetzen; ſie mußte immerfort mahlen und durfte nur ſo lange ruhen, als der Kukuk ſchweigt. (*Richter.*)

FENN iſt ein ſtehendes Gewäſſer, auf deſſen Oberfläche eine Decke von Torfmoor, Mooſen oder andern Gewächſen ſchwimmt, welche noch nicht dick genug iſt, um einen feſten Grund zu bilden. Man findet es gewöhnlich in dem wellenförmigen Meeres- oder Gebirgsboden, wo tiefe Einſenkungen einen undurchlaſſenden Untergrund haben, auf dem ſich das Waſſer anſammelt. Die Waſſerfläche iſt zu klein, auch oft zu ſehr durch ihre Umgebung geſchützt, als daß ſie ſehr ſollte vom Winde bewegt werden können. Es bilden ſich daher in ihr eine Menge Waſſergewächſe, welche entweder im Waſſer ſchwimmen, oder auf dem Boden wurzeln, wie die Nymphäen, und eine Pflanzendecke bilden, die theils als vegetabiliſcher Schlamm zu Boden ſinkt, theils den Boden bildet, worauf Mooſe und einzelne Gräſer vegetiren. Je ſtärker dieſe Decke wird, deſto mehr Gewächſe ſiedeln ſich auch darauf an. Vaccinium oxycoccos, Ledum palustre, Salix rosmarinifolia erſcheinen von den Hölzern zuerſt, denen dann auch Birken, Schwarzerlen, Kiefern und Waſſerweiden (Salix aquatica) folgen. Im Laufe der Zeit wandelt ſich ein Fenn nach und nach zu einem Torfmoore um, indem die Torfgewächſe die vorherrſchende Vegetation darauf bilden, was in der Oberfläche zwar gewöhnlich nur leichten Moostorf enthält, der mit Wurzeln durchflochten iſt, in der Tiefe aber braunen Sumpftorf und Strichtorf, der gewöhnlich nur etwas bruchlich, ſonſt ganz gut iſt. Für den Holzwuchs iſt das Fenn als unproductiv zu betrachten. (*W. Pfeil.*)

FENNERN, ein Kirchſpiel und bedeutendes adeliges Gut in Livland, im pernauſchen Kreiſe, mitten in großen Wäldern und Moräſten, mit einem lehmigen, ſteinigen und ſumpfigen, zum Ackerbau wenig tauglichen Boden. Das Gut Fennern, 18 livländiſche Haaken groß, beſetzt mit 240 männlichen Köpfen, hat ſehr weitläufige Grenzen, großen Wald, einen anſehnlichen Fluß mit reichem Fiſchfange, einträgliche Säge- und Mahlmühlen, das Kirchenpatronat und mittelmäßigen Kornboden. (*J. C. Petri.*)

Fennich, ſ. Panicum und Setaria.

FENNISFOS, ein bedeutender Waſſerfall in der Pfarrei Evje, Voigtei Raabygdelanget, Amts Nedenäs, Stifts Chriſtianſand im ſüdlichen Norwegen. (*v. Schubert.*)

FENRIR, FENRER, FENRIS (nord. Myth.), der furchtbare Wolf, welchen Loke mit der Rieſin Angurbode nebſt der Midgardsſchlange und der Hela erzeugte. Er wurde in Jotunheim oder dem Rieſenlande erzogen und die Aſen wußten, was ihnen Schreckliches von dem Geſchwiſterpaare bevorſtände. Darum bemächtigten ſie ſich derſelben, warfen die Schlange ins Meer, wo ſie aber zu ſolcher Größe wuchs, daß ſie die ganze Erde umſchlang, und verſetzten die Hela nach der Unterwelt, deren Beherrſcherin ſie ward, den Wolf aber nahmen ſie zu ſich, um ſeine Wildheit nach und nach zu mäßigen; denn er war ſo furchtbar, daß nur ein einziger Aſe, der ſtarke und weiſe Tyr, es wagte, ihm ſein Futter zu bringen. Da er nun immer ſtärker und wilder ward und ſo großes Übel ihnen von ihm drohete, ſo beſchloſſen ſie, ihn zu binden, und legten ihm nach gepflogner Berathſchlagung eine ſtarke eiſerne Kette, Leding genannt, an, indem ſie die Einwilligung des Wolfs dadurch zu erhalten ſuchten, daß ſie ihm einredeten, es geſchehe nur, damit er eine Probe von ſeiner Stärke geben könne. Der Wolf ließ ſich feſſeln, aber ein ſtarkes Ausdehnen ſeines Körpers zerſprengte die Kette. Die Aſen machten nun eine andere, weit ſtärkere Kette, nannten ſie Droma und baten den Wolf aufs Neue, ſeine Kraft an ihr zu verſuchen. Aber auch dieſe zerſprengte er durch Anſtrengung ſeiner Kräfte. Nun ſandten die Aſen Frei's Diener, Skyrner, zu den Schwarzelfen oder Zwergen nach Suartalfsheim und beſtellten hier ein Band, das durch geheimen Zauber unzerreißbar ſein ſollte. Es hieß Gleipner und war gemacht aus ſechs Dingen: dem Tritt einer Katze, dem Barte eines Weibes, der Wurzel eines Felſens, den Sehnen eines Bären, dem Hauche eines Fiſches und dem Speichel eines Vogels. Dieſes Band war weich und biegſam wie Seide. Mit demſelben begaben ſich die Aſen auf die Inſel Amswarter, im See Lytrun oder Lynge, nahmen den Wolf dahin mit ſich und zeigten ihm das Band. Damit würde ich wenig Ruhm erwerben, ſagte der Wolf, wenn ich ein ſo ſchwaches Band zerriſſe, aber es iſt vielleicht mit einem Zauber verbunden und darum komme es nicht an meine Füße. Doch die Aſen redeten ihm zu. Wenn er wolle berühmt werden, müſſe er ſich auch Gefahren unterziehen. Das Band ſei zwar ſtärker, als es ausſähe, aber wenn er nicht ſelbſt ſich davon los machen könne, ſo wollten ſie die Feſſel wieder löſen. Der Wolf antwortete: Wenn meine eigene Kraft mir nicht hilft, ſo werde ich wol vergebens auf eure Hilfe hoffen. Wenn ihr aber wirklich ohne Falſch ſeid, ſo will ich meines Ruhmes wegen mir das Band anlegen laſſen, aber zum Zeichen, daß ihr es redlich meint, muß einer von euch während der Feſſelung mir die Hand in den Rachen legen. Beſtürzt ſahen die Aſen einander an und keiner wollte den gefährlichen Verſuch machen, bis endlich Tyr ſich entſchloß und die rechte Hand in des Wolfes Mund legte. Dieſer ließ ſich nun geduldig binden, aber als er, wie vorher ſich ausdehnte, um die Bande zu ſprengen, fühlte er, daß ſie nur immer mehr ſich zuſammenzogen, Tyr verlor daher ſeine Hand. Die Aſen lachten nun, daß ihre Liſt gelungen war. Sie hätten das Unthier tödten können, aber die Heiligkeit des Ortes, wo die Götter ihren Aufenthalt hatten, erlaubte eine ſolche That nicht. Sie nahmen alſo das Ende des Bandes, welches Galgia hieß und zogen es durch das Loch eines Felſens, Gjol, hämmerten mit einem andern Felſen, Twile, jenen erſten noch tiefer in die Erde, und banden ihn dann noch an einen dritten Felſen, der noch tiefer in der Erde ſteckte. Da aber der Wolf umherſchnappte, um einen der Aſen zu erfaſſen, ſteckten ſie ein

Digitized by Google

Schwert ihm in den Rachen, ſodaß das Heft unten, die Spitze aber oben im Gaumen feſt ſtand. Nun konnte er ſich nicht mehr rühren und heulte fürchterlich. Auch läuft fortwährend ein Schaum aus ſeinem Munde, der von den Aſen Uſen genannt wird. So liegt nun der Wolf gefeſſelt, bis Ragnarokr, der Weltuntergang, erſcheint. Dann hält das mächtige Band Gleipner ihn nicht mehr, er ſprengt ſeine Bande und iſt bis dahin ſo gewachſen, daß beim Aufſperren des Rachens der Oberkiefer den Himmel und der Unterkiefer die Erde berührt. Los ſeiner Bande ſtürzt er mit ſeiner Schweſter, der Midgardsſchlange, den Hrimthurſen (Eisrieſen), und den Flammen des Surtur und ſeiner Söhne auf die Aſen los und kämpft insbeſondere gegen Odin, den er verſchlingt. Aber Widar tritt mit ſeinem wunderbaren Schuh dem Wolf in den Rachen, reißt das obere Gebiß von dem untern und tödtet ſo das Ungeheuer. — Mit der Rieſin Gilge hatte Fenrir zwei Söhne, Skoll und Hate, erzeugt; Skoll verfolgt beim Ragnarokr die Sonne und verſchlingt ſie, Hate macht es ebenſo mit dem Monde. Jüngere Edda, Fab. 29 u. 48; Voluspa Strophe 49. (*Richter.*)

Fensaler, ſ. **Faensal.**

FENSTER. Unter dieſer Benennung verſteht man gewöhnlich die Lichtöffnungen in den Gebäuden; eigentlich aber darf man damit nur die Glaswand bezeichnen, mit der man jene Öffnung gegen die Luft verſchließt, und müßte dieſe ſelbſt in Bezug auf jene, Fenſteröffnung nennen.

Da unſere Vorbilder der Architektur aus dem Alterthume ſich nur in ſüdlichen Ländern finden, wo die Lebensart eine ganz andere war, als unſer Himmelsſtrich ſie im Vereine mit den ganz veränderten Verhältniſſen neuerer Zeit ſodert, ſo gibt uns die antike Architektur wenig Anleitung zur Anordnung der Fenſteröffnungen. Höchſt ſelten findet man ſie in alten Tempeln, und nur die Entdeckungen in den alten verſchütteten Städten Italiens, neben den alten Schriftſtellern, geben uns einigen nähern Aufſchluß über ihre Anwendung und Bildung im dortigen Alterthum, ohne daß wir jedoch paſſende Vorbilder darin für unſere Zeit und Verhältniſſe fänden. Die Fenſter in den antiken Wohngebäuden gingen gewöhnlich in den Hof und wurden meiſtens nur mit Laden verſchloſſen. Unter den römiſchen Kaiſern findet man hierbei zuerſt Glas angewendet. Die Beleuchtung von Oben, durch in den Decken und Dächern angebrachte Öffnungen, war beſonders bei Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden häufiger und jedenfalls bildeten die Fenſteröffnungen keinen Haupttheil der Architektur, zu dem ſie in den meiſten Gebäuden bei uns geworden ſind und den Umſtänden nach werden mußten.

Bei der Anordnung der Fenſteröffnungen kommt es zunächſt auf ihr eigenes Verhältniß und dann auf ihre Stellung zu einander und auf ihr Verhältniß zum ganzen Gebäude an. Es kann hier nur von öffentlichen und Wohngebäuden die Rede ſein, da bei ganz untergeordneten Gebäuden das durchaus vorherrſchende Bedürfniß für jeden Fall die Anordnungen vorſchreibt.

Bei den Wohngebäuden, die im griechiſchen und römiſchen Styl gebaut werden, nimmt man gewöhnlich die Breite der Fenſteröffnungen mindeſtens zu 3 Fuß und das Verhältniß der Breite zur Höhe wie 1 : 2 bis 3 : 7 als das paſſendſte in jeder Art an. Bei öffentlichen und Prachtgebäuden geht man oft ſehr weit von dieſen Verhältniſſen ab, indem man den Öffnungen nicht blos eine an ſich viel bedeutendere Größe, ſondern auch ein ſchlankeres Verhältniß gibt. Ausnahmen hiervon machen Gefängnißgebäude, Fabriken, Schauſpielhäuſer und dergleichen.

Gewöhnlich theilt man in den Gebäuden antiken Styls die Fenſteröffnungen, die, wenn ſie im ſtrengen griechiſchen Styl ſein ſollen, ſtets geradlinig, im römiſchen Styl aber oft rundbogig überdeckt ſind, in gleiche Weiten von einander aus; ſelten ſo, daß ſie Gruppen bilden, obgleich dies meiſt vorzuziehen iſt, theils der innern Eintheilung wegen, theils um den Gebäuden mehr Mannichfaltigkeit und Gepräge zu geben. Auch ſind bei Gebäuden dieſes Styls die Fenſteröffnungen gegen die Mauerfläche gewöhnlich vorherrſchend, oder doch wenigſtens nahe ſo groß als dieſe. Bei Gebäuden des ſogenannten byzantiniſchen Styls ſind die Fenſteröffnungen rundbogig geſchloſſen, klein, von nicht ſchlanken Verhältniſſen, und ihre Fläche iſt gegen die der ganzen Mauerfläche ſehr unbedeutend. Bei den ſpätern Gebäuden des altteutſchen Styls findet man die Fenſteröffnungen gewöhnlich in Spitzbogen geſchloſſen, beſonders bei Kirchen, in meiſt ſehr ſchlanken Verhältniſſen, ſodaß ihre Höhe vielmal die Breite enthält; und oft iſt dabei die Fenſterfläche größer als die Fläche der übrigen Mauer. Bei weltlichen Gebäuden findet man in dieſem Style die Fenſteröffnungen auch wagerecht, oder mit gegen einander ſtehenden, nach Unten herabhängenden Bogenſtücken geſchloſſen. Gewöhnlich herrſcht hier die Mauerfläche gegen die der Fenſter vor, und ſie ſtehen bald einzeln, bald in Gruppen von zweien und mehren zuſammen, ohne daß auf Symmetrie beſonders geachtet wäre.

Die Seiten oder die Mauerdicke in der Fenſteröffnung heißt ſeine Leibung, die gewöhnlich etwas dünnere Mauer unter der Fenſteröffnung bis zum Fußboden heißt die Fenſterbrüſtung, das Bret darauf, Fenſterbret; der, einen halben bis einen Fuß dicke, an der äußern Wand 3—6 Zoll ins Innere der Fenſteröffnung vorſpringende und bis zum Fenſterbogen hinaufgehende Mauervorſprung heißt der Fenſteranſchlag; iſt er von Sandſtein gebildet, Fenſtergewand, und das unter dieſem liegende, nach Außen vorſpringende, Geſims, Fenſterſohlbank.

Das am Anſchlage im Innern befeſtigte hölzerne Futter heißt der Fenſterrahmen und die beweglichen Theile des Fenſters, die mit eiſernen oder meſſingenen Bändern an den Rahmen befeſtigt ſind, und an einen mittlern Längenſtab, der oft noch einen Querſtab hat, das Fenſterkreuz, anſchlagen, heißen Fenſterflügel. Der Bogen, oder der wagerechte Stein über der Öffnung heißt Fenſterſturz. Der Raum zwiſchen zweien Fenſtern, der Fenſterpfeiler oder Fenſterſchaft. Der offene Raum oder die Fenſteröffnung ſelbſt, d. h. ſeine Höhe und Breite, heißt auch das Fenſterlichten; man ſagt z. B.: das Fenſter hat drei Fuß im Lichten zur Breite u. ſ. w. Die äußere

Digitized by Google

verzierte Einfaſſung um das Fenſterlicht nennt man die Fenſterfaſche, ein vortretendes Geſims darüber, die Fenſterverdachung. Bei Fachwerksgebäuden heißt das gehobelte Bret, das im Lichten des Fenſters rundum an das rohe Holz angeſchlagen wird, das Fenſterfutter, und die hier aus Bretern gebildete Faſche, die Fenſterverkleidung.

Die Fenſterflügel werden mit Glas ausgeſetzt, das entweder aus großen Tafeln (Scheiben) beſteht, die in das Flügelholz und in dünne, hölzerne Querſtäbchen, Fenſterſproſſen, eingelaſſen und hier verkittet werden, oder es beſteht aus kleinen Scheiben, die dann oft in Blei gefaßt werden (Faſefenſter), wie dieſe ältere Befeſtigungsart bei Kirchenfenſtern noch jetzt meiſtens üblich iſt, bei denen ſich auch keine beweglichen Flügel finden. Hier wendet man auch häufig Rahmen von Eiſen an, die auch ſchon bei andern öffentlichen Gebäuden ſtattfinden.

Manchmal ſind auch die Fenſter nicht zum Öffnen mittels Flügel eingerichtet, ſondern werden zum Theil in die Höhe oder von der Seite geſchoben, wornach ſie Aufzieh- und Schiebefenſter heißen. (*Stapel.*)

FENSTER (Anat.) werden in der Anatomie des Gehörorgans zwei Öffnungen genannt, von denen die Scheidewand zwiſchen der Trommelhöhle und dem Labyrinthe durchbrochen iſt. Das eiförmige Fenſter (**Fenestra ovalis**) ſetzt die Trommelhöhle mit dem Vorhofe in Verbindung; in ihm liegt der Fußtritt des Steigbügels. Das runde Fenſter (Fenestra rotunda) führt aus der Trommelhöhle in die erſte Windung der Schnecke; in ihm iſt ein dünnes Häutchen (Tympanum secundarium) ausgeſpannt. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FENTON (Edward), ein um die Erdkunde höchſt verdienter Seefahrer, deſſen Name ſich an denjenigen eines Frobiſher, Willoughby, Drake und Raleigh würdig anſchließt, erblickte um die Mitte des 16. Jahrh. in der Grafſchaft Nottinghamſhire das Licht der Welt und widmete ſich von früheſter Jugend an der militairiſchen Laufbahn. Zuerſt diente er in der Landarmee und zog beſonders während ſeines Aufenthaltes in Irland durch Einſicht, Klugheit und Charakterſtärke die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen auf ſich. Bald ward ihm der Wirkungskreis als Landſoldat zu klein. Seine Feuerſeele ſtrebte nach einem höheren Ziele. Mit dringender Bitte wandte er ſich daher an den berühmten Seehelden Martin Frobiſher, als dieſer nach ſeiner Rückkehr von der erſten Reiſe gen Norden die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt in die Südſee kühn verkündigte, ihn auf einer zweiten Seereiſe begleiten zu dürfen. Sein Wunſch fand Gewährung. Er erhielt den Befehl über ein kleines Fahrzeug von ungefähr 25 Tonnen. Am 26. Mai des Jahres 1577 ſtieß er in Begleitung des Admirals in die See und ſteuerte nordwärts bis zu der Straße, welche nach ſeinem großen Lehrer „Frobiſher's Meerenge" heißt. Auf der Rückreiſe trennte ihn ein Sturm von der Flotte und er ſah ſich genöthigt, in den Hafen von Briſtol einzufahren. Unerſchütterlich feſt in der einmal gewonnenen Überzeugung, daß eine Nordweſtdurchfahrt möglich ſei, bat er die Königin Eliſabeth um die Erlaubniß, einen nochmaligen Verſuch machen zu dürfen. Nach langem Aufſchub und nur auf wiederholtes Anſuchen fand ſeine Bitte Gehör; allein es iſt ſchwer, mit Beſtimmtheit anzugeben, was der Admiralitätsrath für Plane mit dieſer Expedition verbinden mochte; denn aus den noch in London vorhandenen Inſtructionen geht hervor, daß er ſeinen Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Indien nehmen mußte, von wo er den Befehl erhielt, längs der molukkiſchen Inſeln in die Südſee zu ſegeln und aus dieſer durch die neu zu entdeckende Fahrbahn in nordweſtlicher Richtung heimzukehren, ja nicht aber die Magellanſtraße zu berühren, außer nur, wenn die höchſte Noth es gebieten ſollte. Einige britiſche Schriftſteller behaupten, mehre, dem kühnen Seefahrer günſtig geſinnte, Perſonen des Hofes hätten ihm, trotz des Vorhabens, eine Nordweſtdurchfahrt aufzufinden, hierdurch Gelegenheit bieten wollen, ſein Glück in Indien und im Südmeere zu verſuchen, und ſomit gehofft, den eiferſüchtigen Spaniern und Portugieſen jeden Verdacht zu benehmen, als wenn es auf eine Entdeckungsreiſe abgeſehen geweſen wäre. Er lichtete im J. 1582 die Anker und nahm ſeine Richtung zuerſt nach Afrika's Weſtküſte und ſpäter nach Braſilien, in der Abſicht, durch die Magellansſtraße zu fahren. Unterwegs erfuhr er, daß eine ſpaniſche Flotte die Meerenge beſetzt hielt und ihn erwartete. Dies bewog ihn, bei der portugieſiſchen Niederlaſſung St. Vincent anzulegen; allein auch hier ſtieß er auf drei Schiffe des ſpaniſchen Geſchwaders. Ein Gefecht entſpann ſich und ward zur heißen Seeſchlacht, deren Ausgang war, daß der britiſche Held das ſpaniſche Vice-Admiralſchiff in den Grund bohrte und nach Zerſtörung der übrigen Fahrzeuge im Monat Mai 1583 ſieggekrönt in London einlief. Glänzender Empfang ward ihm zu Theil. Einige Jahre darauf, als Großbritannien ſich rüſtete, Spaniens Übermuth zu züchtigen, ward ihm der Oberbefehl eines Kriegsſchiffes jener Flotte zu Theil, welche 1588 der unüberwindlich geglaubten Armada des Admirals Medina Sidonia entgegenzog.

Ein großer Theil des glänzendſten aller Seeſiege war Fenton's Verdienſt. Sprüchwörtlich wurde ſeine Tapferkeit, ſeine Umſicht und Geiſtesgegenwart mitten im Getümmel der Schlacht. Nur der bald darauf abgeſchloſſene Friede vermochte ſeine Thatenluſt zu zügeln. Unmuthig über dieſen Zuſtand nie gekannter Ruhe zog er ſich nach Deptford in den Arm der Freundſchaft zu einer Nichte, welche an den Grafen Richard von Cork vermählt war, zurück, wo er im J. 1603 ſtarb und dieſer Letztere ihm ein Denkmal errichten ließ. Die lebendigen, naturgetreuen Schilderungen von Fenton's Reiſen finden ſich im dritten Bande von Hackluyt's trefflicher Sammlung.

(*Karl Falkenstein.*)

FENTON (Elijah), geb. am 20. Mai 1683 zu Shelton bei Newcaſtle in Staffordſhire, der Sohn eines Advocaten, verdankte ſeine wiſſenſchaftliche Bildung dem Jeſuitencollegium zu Cambridge. Er erwarb ſich dort 1704 die Magiſterwürde. Das von ihm gewählte Studium der Theologie gab er bald wieder auf. Er ging nach Flandern und bekleidete dort eine Zeit lang die Stelle eines Secretairs bei dem Grafen von Orrery. Späterhin

Digitized by Google

war er Hilfslehrer an einer Schule zu Surry. In Kent errichtete er eine eigene Lehranſtalt, die durch ihn ſehr in Aufnahme kam. Doch gab er dies Inſtitut 1710 wieder auf, um ungeſtört ſeiner Neigung zur Poeſie und ſchönen Literatur leben zu können. Schon 1707 war eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchienen. Das feine Lob, das er darin der Königin Anna und dem Herzoge von Marlborough geſpendet, erwarb ihm, ohne ſeine drückenden Lebensverhältniſſe zu erleichtern, die Achtung und Freundſchaft der geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit. Einen vorzüglichen Gönner fand er an Pope, der ihn auffoderte, an ſeiner Überſetzung des Homer Theil zu nehmen. Fenton that dies gemeinſchaftlich mit Broome, einem zu ſeiner Zeit geſchätzten Dichter. Jener überſetzte den 1., 4., 19. und 20. Geſang der Odyſſee. In das J. 1723 fällt ſein erſter dramatiſcher Verſuch, das Trauerſpiel Mariamne. Von Cibber, durch den er es auf die Bühne zu bringen hoffte, ward jedoch dies Stück mit der kränkenden Bemerkung zurückgewieſen, der Verfaſſer möchte ſich auf irgend eine ehrliche Weiſe, nur nicht als dramatiſcher Dichter, ſeinen Unterhalt ſichern. Als ſein Trauerſpiel einige Zeit nachher auf einer andern Bühne aufgeführt ward, fand es großen Beifall, und ſoll dem Verfaſſer gegen 1000 Pfund Sterling eingetragen haben, die jedoch kaum hinreichten, um den in Dürftigkeit lebenden Dichter von einer drückenden Geldſchuld zu befreien. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte Fenton in ruhigen und angenehmen Verhältniſſen zu. Pope hatte ihn der reichen Lady Trombald zum Erzieher ihres Sohns empfohlen, den er nach Cambridge begleitete. In der Eigenſchaft eines Rechnungsführers blieb er auch ſpäter auf dem Landſitze jener Dame zu Eaſthamſtead in Berkſhire. Er ſtarb dort am 30. Juli 1730. Pope ehrte ſein Andenken durch eine ſchöne Grabſchrift [1]).

Fenton gehört zwar nicht zu den größten, aber doch zu den beſſern Dichtern ſeiner Zeit. Schon der Antheil, den ihm Pope an ſeiner Überſetzung des Homer gönnte, ſcheint dies zu beweiſen. Aber auch ſeine Gedichte, die in Oden, Epiſteln, Erzählungen und Poeſien vermiſchter Gattung beſtehen, ſind nicht ohne Werth, beſonders von Seiten der Verſification. In ſeiner Ode an die Sonne und in einer andern an den Lord Gover, in ſeinem Schäfergedicht Florello und andern Stücken zeigte er ſich als einen der eleganteſten Poeten ſeiner Zeit. Am wenigſten gelungen und durch fremdartige Bilder entſtellt, iſt die in der Sammlung ſeiner Gedichte befindliche poetiſche Paraphraſe des Jeſaias. Seine Überſetzung der Ovidiſchen Heroide Sappho an Phaon erreicht zwar eine andere von Pope nicht an Anmuth der Diction. Dagegen iſt aber Fenton's Heroide: Phaon to Sappho nicht ohne poetiſches Verdienſt, vorzüglich in der Erzählung von Phaon's Verwandlung aus einem alten abgelebten Seefahrer in einen ſchönen, blühenden Jüngling, der aber alle Kälte und Unempfindlichkeit des Alters behalten. Die Schilderung ſeiner Empfindungen bei dieſer Metamorphoſe iſt wahrhaft poetiſch [2]). Aber auch das früher erwähnte Trauerſpiel Mariamne behauptet noch immer einen Platz unter den beſten Erzeugniſſen der dramatiſchen Literatur Englands. Es empfiehlt ſich durch die gehaltene Würde des Styls. Die Sprache hat jedoch etwas Erzwungenes und Manierirtes. Eine andere Tragödie, Dion, blieb unvollendet [3]). (*Heinrich Döring.*)

FENULONGA, bei den Bewohnern der freundſchaftlichen Inſeln der Gott des Regens. Engliſche Miſſionsreiſe u. ſ. w., überſetzt von Sprengel S. 310. (*Richter.*)

FENZLIA. So nannte Endlicher (Atact. p. 19. t. 17 u. 18) eine Pflanzengattung zu Ehren des Doctors Eduard Fenzl, Cuſtos der botaniſchen Sammlungen des wiener Muſeums. Sie gehört zu der erſten Ordnung der 12. Linné'ſchen Claſſe und bildet nach Walker Arnott's Meinung nebſt Olinia *Thunberg* und Myrrhinium *H. Schott* die kleine Familie der Olinieae, welche die Memecyleen mit den Myrteen verbindet. Char. Der Kelch an der Baſis mit Stützblättchen verſehen, die Röhre faſt kugelig, der fünftheilige Saum mit ſtehenbleibenden, zugeſpitzten, zuletzt zurückgeſchlagenen Fetzen; fünf umgekehrt eiförmige Corollenblättchen ſind in dem Rachen des Kelches eingefügt; die Staubfäden zahlreich, kürzer als die Corollenblättchen, fadenförmig, hin- und hergebogen, mit faſt kugeligen Zwillingsantheren, welche ſich in einer Längsritze öffnen; der Fruchtknoten unter dem Kelche ſtehend, mit langem, fadenförmigem, hin- und hergebogenem Griffel und einfacher Narbe; die Beere faſt kugelig, einfächerig, einſamig. Die einzige Art, nach welcher Endlicher den Gattungscharakter entwarf, wächſt in Neuholland, in der Nähe des Wendekreiſes, als ein mit kleienartigen Schüppchen bedeckter, feinbehaarter Strauch mit gegenüberſtehenden, lederartigen, ganzrandigen Blättern und

1) This modest stone, what few vain marbles can,
May truly say: Here lies an honest Man.
A Poet bless'd beyond the poet's fate,
Whom Heav'n kept sacred from the proud and great:
Foe to loud praise, and friend to learned ease,
Content with science in the vale of peace:
Calmly he look'd on either life, and here
Saw nothing to regret, or there to fear;
From Nature's temperate feast rose satisfy'd,
Thank'd Heaven, that he had liv'd, and that he dyed.

2) Long wrapt in silent wonder, on the strand
I like a statue of Apollo stand:
Like his, with oval grace my front is spread,
Like his, my lips and cheeks are rosy red;
Like his, my limbs are shap'd, in ev'ry part
So just, they mock the sculptor's mimic art;
And golden curls adown my shoulders flow;
Nor wants there ought except the lyre and bow.
Restor'd to youth, triumphant I repair
To court, to captivate th' admiring fair etc.

ſ. Eſchenburg's Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. 6. Bd. S. 267 fg., wo die Heroide Phaon to Sappho ganz abgedruckt worden. 3) ſ. *Johnson's* Lives of the English Poets. Vol. II. p. 58 sqq. Gentleman's Magazine. 1791. Vol. 51. p. 703 sqq. Gothaiſche gel. Zeitung. 1797. S. 570 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 8. Bd. S. 200. Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 168. Eſchenburg's Beiſpielſammlung. 6. Bd. S. 266 fg.

einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, kurzgeſtielten, roſenrothen Blumen. Fenzlia *Bentham*, ſ. Gilia.

(*A. Sprengel.*)

FEO (Francesco), ein ausgezeichneter Tonſetzer und zugleich einer der vortrefflichſten Geſanglehrer zu Neapel in der erſten Hälfte des 18. Jahrh., hauptſächlich von 1725 bis 1740, wo er ſich in allen Zweigen der Compoſition, mit Ausſchluß der eigentlichen Inſtrumentalcompoſition, die in Italien ſelbſtändig für ſich allein nicht blühte, berühmt machte. Eine genaue, zuſammenhängende Lebensbeſchreibung des Mannes läßt ſich aus Mangel an beglaubigten Nachrichten über ihn nicht geben. Selbſt manche wichtige Einzelnheiten, die von ſonſt tüchtigen Männern über Feo beigebracht werden, entbehren ſicherer Begründung. So nennt z. B. Baini in ſeinem von Kandler auszüglich überſetzten und mit Anmerkungen verſehenen Werke: Über das Leben und die Werke des G. Pierluigi da Palestrina etc. (Leipzig 1834.) S. 72, den Durante, Leo und dieſen Feo Schüler des römiſchen Pitoni, durch welche drei Zöglinge die römiſch-paleſtrina'ſche Schule nach Neapel verpflanzt worden ſein ſoll. Dagegen erinnert Kandler in einer Anmerkung, daß die römiſche Schule in Neapel ſchon lange vor Pitoni Wurzel gefaßt habe, wie überall, und daß dagegen durch die genannten drei Männer, Durante, Leo und Feo, die eigentlich neapolitaniſche Schule, welche durch Aleſſ. Scarlatti begonnen wurde, der auch der Lehrer Durante's und Leo's war, weiter fortgeführt und ausgebildet wurde. Feo hingegen ſoll ein Schüler von Gizzi geweſen ſein, welcher ſelbſt ein Zögling Aleſſ. Scarlatti's war. Da nun Baini ſeine Gewährsmänner für ſeine Behauptung nicht anführt, ſein Schluß aber offenbar unrichtig iſt, ſo kann nicht darauf gebaut werden. — Auch der fleißige Gerber hatte in ſeinem alten Lexikon der Tonkünſtler nur ſoviel über Feo zu ſagen gewußt, daß er ein berühmter Componiſt für Kirche und Theater zu Neapel um 1740 geweſen ſei und daſelbſt eine Singſchule errichtet habe, die nicht wenig zu ſeinem Ruhme beitrug; übrigens ſind in Teutſchland noch Meſſen, ein Kyrie und einzelne Opernarien von ſeiner Compoſition im Manuſcripte bekannt. — Da trat J. F. Reichardt auf in ſeinen Studien für Tonkünſtler und Muſikfreunde (die aus dem muſikaliſchen Wochenblatte, was Ämil Kunzen begonnen und Reichardt im 2. Theile fortgeführt hatte, entſtand), Berlin 1793, und brachte Berichtigungen und Zuſätze zum Gerber'ſchen Lexikon der Tonkünſtler, welche S. 67 Folgendes enthalten: Francesco Feo iſt nach einer großen Meſſe und einem Motett alla Capella, ſo ich von ihm beſitze, einer der allergrößten Kirchencomponiſten, die Italien je gehabt hat. Ich würde jene Meſſe für das Meiſterſtück des Leon. Leo halten, wenn ich nicht aus den Händen eines ſehr eifrigen Schülers von Leo, des Kapellmeiſters Sala in Neapel, die eigenhändige Originalpartitur von Feo erhalten hätte. Die Meſſe iſt für 10 Singſtimmen und ein ganz vollſtändiges Orcheſter von Violinen, Bratſchen, Violoncellen, Hoboen, Flöten, Fagotten, Waldhörnern und Trompeten geſchrieben; und die Benutzung und Bearbeitung der blaſenden Inſtrumente, die zuweilen ein eigenes Orcheſter gegen das Orcheſter der Saiteninſtrumente formiren, muß alle die neuern Componiſten, die ſich einbilden, in einer ſolchen Anwendung der Blasinſtrumente neu und original zu ſein, ebenſo beſchämen, wie mich ſelbſt. Es iſt dieſe Meſſe eins der ſeltenen echten Kunſtwerke, denen man kein Zeitalter und kein Vaterland anſieht. Die Verehrer Händel's und Bach's werden ſie ebenſo gewiß für eine Arbeit dieſer Meiſter, als andere für die Arbeit der größten italieniſchen Componiſten halten (eine Anſicht, die alles Subjective in den Arbeiten der einzelnen Meiſter aufheben würde, wenn ſie etwas Anderes beglaubigen ſollte, als daß dieſes Werk unter die größten Meiſterwerke im Allgemeinen zu ſetzen ſei). Feo muß wenig von ſeinen Arbeiten haben bekannt werden laſſen; ſeine Sachen ſind ſehr ſchwer zu haben. Noch muß ich eines komiſchen Intermezzo's von dieſem großen Meiſter erwähnen, das mit außerordentlichem Witz im echten komiſchen Style geſchrieben iſt, wobei aber, wie in den Werken aller großen Meiſter, vortreffliche correcte Arbeit iſt. — Dies brachte Gerber in ſeinem neuern Lexikon der Tonkünſtler zu einer Erweiterung ſeiner Angaben über Feo, die außer dem ſchon aus Reichardt's Buche Mitgetheilten noch Folgendes bringen: Feo ſchrieb 1725 für Rom die Oper Ipermnestra und 1730 Andromaca, beide ernſte Opern. Von dieſer Zeit an, bis 1740, kommt ſein Name beſtändig in italieniſchen Opernverzeichniſſen vor. — Von den Kirchenwerken Feo's hat Reichardt in ſeinem Kunſtmagazine, im 8. Stück, S. 98, ein Paar Proben im Auszuge eingerückt.

Wenn noch von Einigen geſagt wird, der treffliche Feo ſei der Letzte geweſen, der, wo nicht in Italien überhaupt, wenigſtens in Neapel, den großen Styl und die Tiefe des Sinnes, wie der Ausarbeitung, feſthielt; der Mann, mit dem dieſe Vorzüge, rein, klar und ausſchließend ausgeſprochen, dort zur Ruhe gingen: ſo muß dies doch jedenfalls dahin eingeſchränkt werden, daß zu Feo's Zeit durch eine Menge ganz tüchtiger Operncomponiſten, die in der neapolitaniſchen Schule gebildet worden waren, wohin Feo gleichfalls gehörte, der neue Opernſtyl weit mehr begünſtigt wurde, als jener ältere der päpſtlichen Kapelle, und zwar von Künſtlern und vom Publicum, ſodaß dieſer leichtere und gefälligere Styl ſich überallhin verbreitete und eine große Veränderung in der Tonkunſt hervorrief, deren Spuren noch jetzt ſichtbar ſind. Es gab aber in dieſer Glanzzeit der Italiener eine ſo große Menge leuchtender Componiſten und Träger des neapolitaniſchen Ruhms, daß es kaum zu verwundern iſt, wenn im Gedränge eines genußreichen und genußliebenden Lebens, wo jeder Italiener mit ganz andern Dingen als mit Aufzeichnen eines Nekrologs beſchäftigt war, Eines und des Andern Lebensverhältniſſe unbeachtet gelaſſen, oder doch der Welt nicht vorgelegt wurden, die ſich des Mannes lieber in ſeinen Werken erinnerte, bis er, verdrängt von Neuern, vergeſſen wurde, was, bei der Nachläſſigkeit der Muſiker in ſolchen und ähnlichen Dingen, eine Erſcheinung oder Nichterſcheinung iſt, die den Feo und ſeine Geſchichte nicht allein verhüllt. (*G. W. Fink.*)

FEODOR I. (Iwanowitsch), Zar von Rußland,

Digitized by Google

folgte ſeinem Vater Jwan IV., dem Schrecklichen, in der Regierung 1584—1598, als er bereits 37 Jahre zählte. Ein Schwächling an Geiſt und Körper hing er ganz von ſeinen Rathgebern ab, vor allem erlangte der Bruder ſeiner Gemahlin Irene, Boris Feodorowitſch Godunow, eine unumſchränkte Gewalt über ihn. Mit vielen und ungewöhnlichen Talenten verband er einen zügelloſen, nie geſättigten Ehrgeiz; ſich ſelbſt auf den Thron der Zaren zu ſetzen, wurde das feſte Ziel ſeines Strebens. Feodor war kinderlos, aber er hatte einen jüngern Bruder, Dimitri; bei dem muthmaßlich baldigen Tode des Zars war ſein Bruder der rechtmäßige Thronerbe, darum ließ ihn Boris aus dem Wege räumen. Die Kaiſerin gebar eine Tochter, Theodoſia, allein Boris ſorgte, daß ſie gleichfalls frühzeitig ſtarb. Feodor endigte bald darauf ſein hinfälliges, thatenloſes Leben, 1598; er war der letzte aus dem Geſchlechte Ruriks, aus welchem über ſieben Jahrhunderte 52 Regenten den Thron inne gehabt, welchen nun Boris beſtieg.

Feodor II., Sohn des Uſurpators Boris Godunow, ward nach dem Tode ſeines Vaters 1605 durch den Patriarchen und eine Anzahl Bojaren als Zar von Rußland ausgerufen. Allein ein Abenteurer, Namens Otrepief, war als ein falſcher Dimitri aufgetreten, fand einen zahlreichen Anhang und ließ den 16jährigen Feodor II. in Moskau ermorden, 1605.

Feodor III., Alexiewitſch, Zar von Rußland, folgte ſeinem Vater Alexei in der Regierung, 1672—1682. Mild und ſanft, körperlich etwas ſchwächlich, richtete er ſein Streben auf das Wohl ſeiner Unterthanen, auf die Ehre und den Ruhm ſeines Thrones und Reichs. Ein Koſakenſtamm begab ſich mit ſeinem Hetmann, Dorochenko, von der türkiſchen unter ruſſiſche Hoheit und überlieferte derſelben auch die Stadt Tſchigrin und einige andere Städte am Dnieper. Ein Krieg mit der Pforte war davon die Folge, der jedoch durch den 20jährigen Waffenſtillſtand von Radzin 1681 beendigt wurde, nach welchem die Ukraine, ſowie die eingewanderten Koſaken bei Rußland verblieben.

Den ſtörenden, in alle Dienſt- und Staatsverhältniſſe hindernd eingreifenden Rangſtreitigkeiten der Bojaren machte Feodor III. durch eine kräftige Maßregel ein Ende. Er befahl die Vorlegung aller Stammbäume und Geſchlechtsregiſter, ſowie deren etwanige Copien; ließ ſodann in dem Hofe ſeines Palaſtes ein großes Feuer anzünden und ſämmtliche Familienpapiere in ſelbigem auflodern. Der gegenwärtige Patriarch ſprach den Segen darüber. Der Zar bildete hierauf einen neuen höhern und niedern Adel, verordnete aber, daß die Stellung im Staatsdienſte den jedesmaligen Rang beſtimme. Feodor ſtarb in ſeinem 25. Jahre, den 16. Febr. 1682, kinderlos, daher ward ſein Stiefbruder Peter I., der Große, ſein Nachfolger.

Feodor, Iwanowitſch, Hiſtorienmaler und Kupferſtecher, hatte ungewöhnliche Jugendſchickſale. Er ſtammte aus einer an der ruſſiſch-chineſiſchen Grenze hauſenden Kalmuckenhorde, die ſich, mit der ruſſiſchen Herrſchaft unzufrieden, 1770 zu der von China wendeten. Ein Haufe der Horde wurde jedoch von den jaikiſchen Koſaken eingeholt und theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen. Ein Knabe von 5—6 Jahren war unter letztern — der obengenannte Feodor, dem die Erinnerung an dieſes Ereigniß nie aus dem Gedächtniſſe entſchwand. Er wurde nach Petersburg gebracht, und weil man ihn für den Sprößling eines kalmückiſchen Fürſtenſtammes hielt, der Kaiſerin Katharina II. vorgeſtellt, welche ſich ſeiner annahm. Er erhielt die Taufe und den Namen Feodor Iwanowitſch; ſeine Geburt dürfte etwa um 1765 zu ſetzen ſein. Die Kaiſerin ſchenkte den Knaben der Erbprinzeſſin Amalie von Baden; dieſe nahm ihn mit nach Karlsruhe, ließ ihn zuerſt die Schule und dann das Philanthropinum zu Marſchlins beſuchen; man gedachte ihn für die Arzneikunde zu beſtimmen, allein ſeine Neigung führte ihn zur Malerkunſt. Der Hofmaler Melling ertheilte ihm den erſten Unterricht, dann unterwies ihn der Director Becker, hierauf ging Feodor nach Rom, wo er ſieben Jahre blieb. Seine Copien der Antiken erregten dort Aufmerkſamkeit und Bewunderung, daher beredete ihn Lord Elgin, ſein Begleiter nach Griechenland zu werden, wohin ſich der Lord begab, um jene herrlichen Bildwerke des Parthenon zu erwerben und nach England zu bringen. Feodor entwarf meiſterhafte Zeichnungen dieſer trefflichen Sculpturen und folgte dem Lord auch nach England zur Überwachung des Kupferſtichs des Elgin'ſchen Werks. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in England kehrte Feodor nach Karlsruhe zurück, wo er von dem Großherzoge Karl Friedrich zum Hofmaler ernannt wurde, 1806. Mehre treffliche Werke gingen aus ſeiner Werkſtatt hervor im ernſten, ruhigen Style, wenn es religiöſe Darſtellungen, im lebendigen, ſcherzenden, wenn es Bacchanalien betraf. Eine beſondere Mannichfaltigkeit und perſönliche Ausprägung wußte er in den Köpfen anzubringen, weniger gelangen ihm die Geſtalten der Frauen, denen es an Grazie fehlte. Einen Cyklus aus der Geſchichte des Erlöſers, den Profeſſor Zoll vollendete, zeigt die proteſtantiſche Hauptkirche in Karlsruhe; die Malerei iſt grau in grau, Feodor's liebſte Manier, weil er ſich hier mehr dem Plaſtiſchen und dem Relief nähern konnte. Für die Malerei in Öl hatte er weniger Eifer und Geduld, dagegen zeigt ſich ſeine ſchöpferiſche Phantaſie in ſeinen Compoſitionen in Crayon und in der Federzeichnung. Dennoch gefallen auch einige ſeiner Gemälde, wie „Paris von Hektor unter Weibern getroffen; Dädalus und Ikarus; Bacchanale. Ein Altarblatt, die Auferſtehung Chriſti darſtellend, vollendete er 1820. Meiſterhaft radirte er Mehres in verſchiedenen Blättern, wie die Kreuzabnehmung nach Daniel da Volterra; auch lieferte er die Abbildung der Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Feodor Iwanowitſch ſtarb 1821. (Nagler's Künſtlerlexikon. Goethe, Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 349. Allg. Zeitung. 1803. S. 315 fg.) (*A. Herrmann.*)

FEODOSIA (vormals Kaffa, auch Theodoſia), eine Kreis-, See- und Handelsſtadt am ſchwarzen Meere auf der Halbinſel Krimm, oder in dem jetzigen Gouvernement (Königreich) Taurien im europäiſchen ſüdlichen Rußland, ganz nahe an der ſüdlichen Küſte, unter dem 45°

Digitized by Google

5′ der nördl. Br., die letzte Reſidenz des ehemaligen Khans und die Hauptſtadt der ganzen Krimm, die damals 4000 Häuſer und über 80,000 Einwohner hatte. Sie iſt ſeit der Eroberung durch die Ruſſen 1771 und 1783 ganz herabgekommen, hat kaum noch 800 Häuſer und 6000 Einwohner; auch iſt der Handel ſehr geſunken. Sie ward 1798 zu einem Freihafen erklärt, ſeit welcher Zeit der Handel ſich wieder etwas gehoben hat. Der Hafen iſt vortrefflich und ſo geräumig, daß er über 200 Schiffe faſſen kann, doch zum Überwintern nicht ſicher genug. Im J. 1813 waren bis zum September 82 Kauffahrer ein- und 153 ausgelaufen. Seit Kaiſer Alexander's Regierung fängt der Platz an, ſich wieder aus ſeinen Trümmern zu erheben. Von jeher war dieſe Stadt der wichtigſte Handelsort in der Krimm. Ruſſen, Armenier und Türken trieben hier gegenſeitige ausgebreitete Geſchäfte. Auch war ſonſt hier der Markt für Sklaven und junge Tſcherkaſſierinnen. Ein ſchönes junges tſcherkaſſiſches Mädchen mit hübſchen rothen Haaren ward mit 6—7000 Piaſtern bezahlt (Kleemann's Reiſe S. 207. Peyſſonel's Verfaſſ. des Handels S. 188). Aus allen Städten der ſüdlichen, öſtlichen und weſtlichen Küſte des ſchwarzen Meeres kamen Handelsſchiffe an. Jetzt iſt der ganze Handel faſt allein in den Händen der Ruſſen und Armenier. Ein langer Friede wird ihn ſowol als die Stadt wieder in Flor bringen. Außer dem Handel beſchäftigen ſich die Einwohner noch mit Verfertigen von Franzbranntwein, ſieden Seife, weben Teppiche von Kameelhaaren und verſenden ſie in die Türkei; auch werden feine graue Schaffelle zu Pelzen (ſogenannte Baranjen) in großer Menge bearbeitet. Noch gibt es hier Fabriken, in welchen ſehr gute Talglichter gegoſſen werden. Der Auſternfang und die Zubereitung des Caviars ſind nicht minder merkwürdige Erwerbszweige. Feodoſia iſt der einzige Ort in Rußland, wo der Auſternfang betrieben wird; daher dieſer Handelszweig auch von Jahr zu Jahr zunimmt. Rings um die Stadt ſiehet man die Ruinen des alten Theodoſia oder Kaffa, welches man das zerſtörte ruſſiſche Palmyra nennen kann. Die ehemalige größte und prächtigſte türkiſche Moſchee iſt jetzt in die ruſſiſche Hauptwache verwandelt. — Die Stadt ſelbſt iſt am Abhange eines hohen Berges in einer langen Strecke weitläufig erbauet und mit einer ſtarken Mauer umgeben, welche durch Thürme und einen tiefen Graben befeſtigt iſt. An beiden Seiten der Stadt waren vormals Kaſtelle angelegt und in der Mitte derſelben ein hoher Thurm aufgeführt, der zum Feuerzeichen diente. Vor der eigentlichen Stadt lagen auch Vorſtädte, von welchen man jetzt, ſowie von den türkiſchen Moſcheen und den griechiſchen und armeniſchen Kirchen, nur noch Ruinen ſieht. Nirgends haben wol Krieg und Empörung ſchrecklichere Spuren hinterlaſſen, als hier. Die Einwohner ſind meiſtens Armenier, Griechen und Juden, nur wenige Ruſſen. Innerhalb der Stadt iſt noch eine von Ziegelſteinen erbaute, mit viereckten Thürmen beſetzte, gut erhaltene Citadelle. Die wichtigſten Überbleibſel aus der Vorzeit Herrlichkeit ſind: die vom Meere über die Berge um die Stadt laufende Ringmauer von weißen Steinen, mit Thürmen, Thoren und Inſchriften; die große und ſchöne Hauptmoſchee, mit einem Minaret, zehn Kuppeln und guter innerer Verzierung, zwei andere Moſcheen, davon eine in eine ruſſiſche Kirche verwandelt iſt; die öffentlichen Bäder, welche jetzt zu einem Magazin und Zeughauſe dienen; die jetzt trockene Georgenfontaine, mit drei unterirdiſchen großen Gewölben, welche die Röhren und andere zur Waſſerkunſt gehörige Werke enthielten; einige kleine Springbrunnen, die noch Waſſer auswerfen, und der gut erhaltene Palaſt der ehemaligen Khane. Ihrer ſonſtigen Wichtigkeit wegen ward ſie Kyrim Stambul, oder Jarim Stambul *), das krimmſche Conſtantinopel, oder Halb-Conſtantinopel genannt. Von den Mileſiern erbaut und von den Flüchtlingen aus Bosphorus vergrößert, eroberte ſie der bosphoriſche König Leukon, und machte ſie zu einer wichtigen Handelsſtadt, allein ſchon im J. 131 n. Chr. Geb. ward ſie verwüſtet und verlaſſen. Aus ihren Ruinen erwuchs die Burg Kafas, welche die Cherſoneſer 350 n. Chr. den bosphoriſchen Königen entriſſen, und die nachher zu dem Bezirke von Cherſon gerechnet ward. Den großen Flor ihres Handels hatte ſie jedoch einzig den Genueſern zu verdanken, welche ſich hier anſiedelten, beſonders ſeit der letzten Hälfte des 13., bis gegen das Ende des 15. Jahrh., da ſie ihnen (1474) von den Türken entriſſen wurde. Der reiche Genueſer Baldo Doria legte nämlich in der Gegend der Burg Kafas ungefähr um das Jahr 1262 eine Stadt an, die wegen ihrer günſtigen Lage und durch den ausgebreiteten Handel bald ſo blühend und mächtig ward, daß ſie der ganzen Halbinſel den Namen gab. Man findet noch jetzt in den Mauern Marmorſtücke mit Inſchriften und Wappen, die von den Genueſern herrühren. Im J. 1297 eroberten ſie die Venetianer, verloren ſie aber bald wieder. Im J. 1320 wurde in Kaffa ein katholiſches Bisthum errichtet, und bald darauf auch ein armeniſcher Biſchof eingeſetzt, ſowie ein großes Collegium für die Armenier angelegt. In den Jahren 1344 und 1345 belagerte Dſchjanibeg-Khan die Stadt vergeblich, und der Papſt Clemens VI. wollte zu ihrer Rettung einen Kreuzzug vornehmen. Im J. 1357 ward ſie mit einer neuen und ſtarken Mauer umgeben. Sie nahm täglich an Reichthum, Schönheit und Volksmenge zu, weil alle Flüchtlinge vor den Osmanen aus den benachbarten Ländern hierher ihre Zuflucht nahmen. Endlich eroberten die Osmanen, am 6. Juni 1474 (nach Andern ein Jahr ſpäter), auch dieſe Stadt, und die reichen Einwohner, welche nicht entfliehen konnten, wurden nach Conſtantinopel verſetzt, ſodaß faſt Niemand als gemeines Volk zurückblieb. Von der Zeit an war Kaffa zuerſt der Sitz eines Sandſchjags, und hernach eines Beglerbegs, aber doch nur der Schatten von dem, was es vormals geweſen war. Die Ruſſen eroberten die Stadt 1771 und durch den Frieden von 1774 kam ſie unter die Herrſchaft des Khan; 1783 aber mit der ganzen Krimm wieder unter ruſſiſche Gewalt. Die Einwohner beſtanden vor der

*) Es iſt bekannt, daß die Türken ihre Hauptſtadt Stambul (auch Istambol) nennen. Dieſes Wort ſoll von dem misverſtandenen und verſtümmelten griechiſchen εἰς τὴν πόλιν (in die Stadt) herkommen.

Digitized by Google

neueſten Veränderung blos aus Tataren, welche mit den aus der Türkei gebrachten Waaren einen bedeutenden Handel trieben. Der letzte für unabhängig erklärte Khan wählte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz, legte den Münzhof von Baktſchiſarai, der frühern Reſidenz, dahin, errichtete einen Divan und neuen Palaſt, in welchem die Sitzungen gehalten wurden, mußte ſie aber nach der letzten Eroberung wieder verlaſſen. Jetzt wird ſie von Griechen, Armeniern, Ruſſen, einigen Juden und nur noch von wenigen Tataren bewohnt. Zum Handel liegt ſie überaus bequem, und hat zur Beförderung deſſelben einen eigenen, unmittelbar unter dem Kaiſer ſtehenden Gouverneur, ſowie Odeſſa und Taganrog. Seit dem J. 1804 wird ununterbrochen an der Wiederaufbauung der Stadt gearbeitet, und mehre ausländiſche Kaufleute haben ſich hier ſchon mit anſehnlichen Capitalien niedergelaſſen. Die Ausfuhr beſteht meiſtens in Getreide, krauſen (krimmſchen) Schaffellen von ſchwarzer und grauer Farbe, in Wolle, türkiſchen Zeuchen, Reis, Kaffee, Wachs, Honig, Talg, Butter, Haſenfellen, Stangeneiſen, Leder, Potaſche, Fiſchen, Salz, Weizenmehl u. dergl. Die Quarantaine, von welcher die ähnlichen Anſtalten in Eupatoria, Sebaſtopol, Sudak, Kertſch ꝛc. mit ihrem ganzen Küſtencordon abhängen, iſt unter der gegenwärtigen Regierung ſehr verbeſſert worden. Landeinwärts, nach Karaſubaſar zu, iſt das reizende Thal Subaſch, das den beſten Boden in der Krimm und viele Dörfer hat. — Quellen zur genauern Kenntniß ſind hier vornehmlich der Madame Guthrie und Pallas' Reiſen in die Krimm; dann Heym's topographiſche Encyklopädie des ruſſ. Reichs; Makinowitz' geographiſches Wörterbuch des ruſſ. Reichs. (Moskau 1801 u. fg.); 6 Bd. Reiſe eines jungen Ruſſen von Zien über Jaſſy in die Krimm. (Gotha 1801.) *Thounann*, Description de la Crimée. (Strasb. 1786); umarakow's Reiſe durch die Krimm und Beſſarab n; aus d. Ruſſ. (Leipz. 1802) und *Reuilly*, Voyage e Crimée en 1803. (Paris 1806.) (*J. C. Petri.*)

FERABOSCO (Alfonso). Gerber gibt in ſeinem neuen Lexikon der Tonkünſtler zwei dieſes Namens an, und zwar Vater und Sohn, von welchen er den erſten den beiweitem würdigſten nennt. Mehre ſeiner Motetten, heißt es, wurden ſchon 1544 mit denen des Cyprian Rore zuſammengedruckt, denen jene in Reinigkeit des Satzes nicht im Geringſten nachſtehen ſollen. Auch in des (Abraham) *Schadaei* Promptuario musico. P. II. und des *Besardi* Thesauro harmonico findet man Stücke ſeiner Arbeit. Dieſes Mannes Sohn ſoll nach ihm in Greenwich geboren worden ſein, von italieniſchen Ältern. In England ſei er zu den größten Componiſten ſeiner Zeit gerechnet worden, wofür Morley angeführt wird, der von ihm berichtet, er habe einen rühmlichen Wettſtreit mit dem in England überaus belobten Bird beſtanden, welcher Streit auf 40 Variationen über die Melodie eines gewiſſen Miſerere hinauslief. Pracham gedenkt eines zweiten Wettſtreites mit demſelben Bird wegen der beſten Compoſition eines Liedes, das an Gründlichkeit und Gefälligkeit der Melodie ſeines Gleichen nicht haben ſoll. Im J. 1609 wurden von ſeiner Arbeit Arien mit Begleitung der Laute gedruckt, von denen Burney (Vol. III. p. 141) ein Paar tröſtliche Proben eingerückt hat. Noch einen Geſang aus deſſen Maske: Volpone vom J. 1605 findet man daſelbſt. S. 354.

Was nun den Vater betrifft, ſo führt Printz in ſ. hiſtoriſchen Beſchreibung der edlen Sing- und Klingkunſt ꝛc. (Dresden 1690. S. 130. 131) nach des Abraham Schadäus aus Senftenberg Promptuarium mus., das er 1611, 1612, 1613 und 1617 herausgab, gleichfalls einen Alphonſus Feraboscus unter vielen andern Componiſten jener Zeit an, welche Motetten geſetzt haben. Dagegen ſchreibt ihn Busby in der Überſetzung der allgemeinen Geſchichte der Muſik von Chr. Fr. Michaelis (2. Bd. S. 173) Alf. Ferrabosco, und läßt ihn aus Bologna ſtammen, was auch glaublicher iſt. In dieſen Masken, dem Vorſpiel der Oper, gewann der Styl der Italiener Einfluß. Von jetzt an traten auch die Madrigale, die faſt 100 Jahre das Vergnügen häuslicher Muſikzirkel geweſen waren, zurück, wofür die Arien für vier und mehr Stimmen, desgleichen einige einſtimmige mit Begleitung der Laute beliebt zu werden anfingen. Hier wird abermals (S. 176) Ferrabosco als der vorzüglichſte genannt, was jedoch nicht ſchwer geweſen ſei, da ſeine Nebenbuhler in der Balladencompoſition ſchlechte Muſiker waren. Wenn aber dieſe Lieder und Balladen des Ferrabosco ſo geringfügig geweſen ſind (ja ſie wurden ſogar für noch weniger treffend ausgegeben), als ſein ſo ſehr belobter Geſang aus der Maske: Volpone, welcher S. 197 mitgetheilt wird, ſo muß der damalige Geſchmack in der genügſamſten Kindheit gelegen haben.

Noch wird von Gerber ein John Ferabosco aus dem 17. Jahrh., alſo wahrſcheinlich des Vorigen Sohn, angeführt, von deſſen Compoſition noch in der neuen Zeit in mehren Kathedralen, beſonders zu Canterbury, ein Anthem aus D dur häufig geſungen wird.

Die Schreibart Ferabosco möchte alſo bis jetzt für dieſe Muſikerfamilie wol vorzuziehen ſein. Wäre dies aber auch nach genauerer Unterſuchung vielleicht nicht, ſo hat ſie doch wenigſtens vor der Hand, wo uns nicht alle hierher gehörige Quellen zugänglich ſind, ſoviel für ſich als Ferrabosco, die uns zugleich einen bis jetzt noch ganz andern Mann von den genannten unterſcheiden heißt, den wir unter Ferrabosco mit gebührender Angabe der Quellen kurz anzeigen und mit dem erſten hier genannten Ferabosco vergleichen werden. (*G. W. Fink.*)

FERAK, bei den Muhammedanern eine Strafe der Verdammten, welche in der Getrenntheit von Gott beſteht, in der ſie leben müſſen. Ausgeſchloſſen von Gottes Gegenwart, mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt, der ſie ganz des göttlichen Lichts beraubt, das die Glückſeligkeit der frommen Abgeſchiedenen vollendet, müſſen ſie ein wahrhaft trauriges, jeder Verzweiflung Preis gegebenes Leben führen. Die Muhammedaner halten daher dieſe Strafe für die größte. *D'Herbelot* B. Or. Art. Gehennem. (*Richter.*)

FERAKH KAND (in der Pehlviſprache), Zereiengho Voorokeschê (im Zend), d. i. großmachend, Überfluß gebend, heißt nach den heil. Schriften der Parſen ein Zaré (großer See oder großer Strom), der auf folgende Weiſe entſtand. Nachdem die Welt erſchaffen war,

Digitized by Google

ließ Taſchter 30 Tage lang einen heftigen Regen fallen, von dem jeder Tropfen einer großen Schale glich. Die Erde ward menſchenhoch mit Waſſer bedeckt, das alle Öffnungen durchdrang und alle Kharfeſters tödtete. In der Folge führte ein vom Himmel geſandter Wind das Waſſer in Wolken mit ſich fort, Ormuzd aber faßte alles Waſſer zuſammen und gab ihm die Erde zu Grenzen. Dies große Meer, was dadurch entſtanden, war nun eben Zarè Ferakh Kand (Bun-Dehesch c. 7). Weiter heißt es ebendaſelbſt: Ormuzd ließ aus Liebe zu den Menſchen von ſeinem Throne aus zwei Waſſer fließen, die ihren Kreislauf über die Erde nehmen und zuletzt am Zaré Ferakh Kand in Eins zuſammenfließen. Dieſer iſt ein Werk des Albordj auf ſeiner Südſeite und wird auch mit ſeinen 1000 Kanälen, wie der Quell Arduiſur, Palaſt der Bäche genannt, weil er von Ormuzd's Throne ausſtrömt. Alles andere Gewäſſer hat ſeinen Urſprung von dieſem Quell, der ſich ſüdlich aus dem Albordj ergießt. Auf des Berges Spitze iſt auch ein Var oder Quell. In dieſen fließt das Waſſer und reinigt ihn. Von hier aus ergießt es ſich weiter in verſchiedenen Goldkanälen, in der Tiefe 1000 Menſchenmaß. Ein Arm dieſer Goldkanäle zieht ſich auf den Berg Hoſindum und endigt ſich im Zaré Ferakh Kand. Ein Theil dieſes Kanals reinigt durch ſeinen Einfluß den Zaré, ein anderer tränkt das ganze Land und alle Geſchöpfe Ormuzd's. Von ihm kommt Geſundheit und für den Boden durch Regen die nöthige Feuchtigkeit. (*Richter.*)

FERALIA, sc. Festa, von dem Adjectiv feralis, womit überhaupt das, was auf Tod und Leiche Bezug hat und dahin gehört, bezeichnet wird [1]), iſt die Bezeichnung eines allgemeinen Todtenfeſtes, welches von den Römern alljährlich in dem Monat Februar, dem letzten des alten Jahres, in welchen überhaupt die Sühn- und Todesfeſte fielen, gefeiert ward, das gewiß in die älteſten Zeiten Roms gehört, da die Sage, der Ovidius folgt [2]), die Stiftung dieſes Feſtes auf Äneas zurückführt und uns ſo jedenfalls andeutet, daß wir hier an ein alt-italiſches Feſt, das zugleich mit dem in dem älteſten Italien ſchon verbreiteten Glauben an Geiſter und Geſpenſter, ſowie an eine unmittelbare und nähere Beziehung der Geiſter der Verſtorbenen zu den Hinterlaſſenen und Lebenden zuſammenhängt, zu denken haben; womit wir in ein Gebiet religiöſer Anſchauungen und Vorſtellungen treten, das in dem alten Etrurien, wie uns die aufgefundenen Denkmale über und unter der Erde noch jetzt zeigen, ſo allgemein verbreitet und ausgebildet war. Man begab ſich, ſo ſcheint es, zu den Gräbern der Hingeſchiedenen, errichtete wol auch auf dem Grabhügel Altäre, etwa nach alter, einfacher Weiſe von grünem Raſen; man brachte den Geſtorbenen ein Todesmahl und goß unter Gebeten und Litaneien ihnen zu Ehren Trankopfer aus [3]): um ſo den Geiſt des Hingeſchiedenen ſich zu befreunden und nicht zu einem Unglück bringenden Schreckgeſpenſt zu machen: wobei wir unwillkürlich auch an die Leichenfeier der alten Teutſchen, an ihre Sitte, auf dem Grabe zu eſſen und zu trinken, und dieſe Feier (Dadsisas, d. i. nach Eckhart Todteneſſen) alljährlich zu wiederholen, erinnert werden [4]): eine Sitte, die erſt nach und nach durch das Einſchreiten der chriſtlichen Geiſtlichkeit abkam. Und es mag dieſer Umſtand in ſofern mit als das Charakteriſtiſche des Feſtes angeſehen werden, da die Erklärungen, welche uns Feſtus und Varro über das Wort, womit dieſes Feſt bezeichnet ward, bringen, allerdings darauf hinweiſen, indem wir doch darin ſchwerlich bloße Spielereien deutelnder Grammatiker einer ſpätern Zeit werden finden wollen. Feralia, ſo heißt es in den Excerpten des Feſtus von Paulus Diaconus (p. 64 ed. *Lindem.*), diis manibus sacra festa, a ferendis epulis vel a feriendis pecudibus appellata [5]), und die erſtere Erklärung von dem Herbeitragen oder Anſtellen des Todtenmahls billigt auch Varro De L. L. (V, 3) VI. p. 195 ed. *Speng.*: „*Feralia* ab inferis et ferendo, quod ferunt tum epulas ad sepulcrum, quibus jus ibi parentare," wo freilich Dacier lieber an *fera*, i. e. mors, denken und davon feralis ableiten will, wie denn auch Hartung (Religion der Römer. I. p. 50 not.) die Ableitung von fero, wegen der Länge des Stammvocals in Feralia nicht annehmen zu können glaubt. Wie dem auch ſei, aus dieſer Deutung des Worts auf das Herbeibringen von Speiſen zur feierlichen Abhaltung des Todenmahls läßt ſich jedenfalls dieſer Act als ein Haupttheil des geſammten Feſtes erklären, deſſen Namen wir darum keineswegs mit einem neuern Gelehrten [6]), der die bemerkten Ableitungen verwirft, a ferendis mortuis, cineribus, woher auch Ferculum, Feretrum ableiten möchten: denn nicht von dem Wegtragen des Leichnams oder der Aſche und deren feierlicher Beiſetzung handelte es ſich bei dieſem Feſte, ſondern von einem dem Gedächtniß der längſt Hingeſchiedenen und Beigeſetzten zu Ehren jährlich veranſtalteten Todesfeſte, das nach alter Sitte zugleich ein Todesmahl war, zu dem die Speiſen von dem Hauſe der Angehörigen an die Grabesſtätte gebracht wurden. Ovidius, der in der Reihe der Schilderungen der Feſte, welche in den Monat Februar fallen, im zweiten Buch ſeiner Faſten, auch die Feralien (533 — 570) aufführt und beſingt, faßt den Namen des Feſtes, wenn auch nicht ganz in derſelben, ſo doch in ähnlicher Weiſe auf, und bezieht ihn auf die ganze, den Geſtorbenen dargebrachte Huldigung, als einen Act der Pietät und des heil. Rechts. Denn er ſchließt den dieſem Feſt gewidmeten Abſchnitt mit den Worten:

Hanc, quia justa *ferunt*, dixere *Feralia* lucem,
Ultima placandis manibus illa dies [7]).

1) So z. B. bei Tacitus öfters Ann. III, 1 *feralis* urna Hist. V, 25 bellum *ferale*; auch German. 43 *feralis* exercitus (ſ. daſelbſt die Ausleger) und andere Stellen bei *Bötticher*, Lexic. Tacit. p. 195. Vergl. auch Ramshorn, Synonymik der latein. Sprache Nr. 539. 613. Döderlein, Synonymen IV. S. 407. 2) Fast. II, 542. 3) Vergl. *Ovid.* Fast. II, 533 sq., nebſt *Laur.* *Lydus*, De mens. IV, 24. p. 176 sq. ed. *Roeth.* *Cicer.* ad Attic. VIII, 14. *Tacit.* Ann. I, 62.

4) ſ. nur Legis, Handbuch der altteutſchen u. nordiſchen Götterlehre. (Leipzig 1831.) S. 126 und daſelbſt aus dem Indiculus superstitionum et paganiarum unter Nr. 2. De sacrilegio super defunctos, id est Dadsisas. 5) In Bezug auf dieſe zweite Erklärung heißt es gleich weiter in den Excerpten aus Feſtus: „*Feria*, a feriendis victimis vocata." 6) Bötticher am oben angef. Orte. 7) An einer andern Stelle (Trist. III, 3, 81) ſagt er: Tu tamen exstincto *feralia munera* ferto, wo doch nur an alle die Obliegenheiten, Pflichten, Opfer und dergl., welche die Hinter-

Digitized by Google

Und wenn es in dem Sinne der ganzen Feſtfeier lag, die hingeſchiedenen Angehörigen zu ſühnen und dadurch Einzelnes, das man an ihnen, während ihrer Lebzeit, begangen, gewiſſermaßen wieder gut zu machen, ſo knüpft ſich um ſo paſſender daran das den Tag nach der Feier der Feralia folgende und auch in dem Ovidiſchen Feſtkalender unmittelbar daran ſich reihende Feſt der Charistia [8]), deſſen Zweck kein anderer war, als die Lebenden unter einander auf gleiche Weiſe mit einander zu ſühnen, wie des Tags zuvor die ſchon Hingeſchiedenen mit ihren noch lebenden, auf dieſer Welt zurückgelaſſenen Angehörigen; Streitigkeiten und Zwiſtigkeiten, Misverſtändniſſe der Familienglieder unter einander ſollten an dieſem Tage bei dem gemeinſam veranſtalteten Feſtmahle, an dem daher auch nur die Glieder der Familie Antheil nahmen, ausgeglichen, Eintracht und Friede unter allen Verwandten hergeſtellt werden. Wenn auf dieſe Weiſe die Chariſtia eine ſchöne Fortſetzung der Feralia, und einen den Eintritt in eine neue Lebensperiode, in ein neues Jahr paſſend bezeichnenden Anknüpfungspunkt bilden, ſo bilden auch die Feralien den Schluß der verſchiedenen Reinigungs- und Sühnungsfeſte, welche den Monat Februar bei den alten Römern auszeichneten, und ſie werden darum auch nicht mit den Parentalia, die allerdings verwandter Art ſind, aber doch einen etwas verſchiedenen Sinn und Zweck haben, für identiſch genommen werden können [9]). Was endlich noch den Tag der Feralia betrifft, ſo würde dieſer nach Ovid auf den 17. Februar zu verlegen ſein, während nach einem alten Kalendarium eher auf den 21. (IX. a. d. Cal. Mart.) dieſes Feſt zu ſetzen iſt [10]). (*Baehr.*)

FERAN, eine Inſel in dem nördlichen ſtillen Weltmeere, in der Nähe der Südweſtküſte von Quadra und Vancouver's Inſel, von einem Umfange von ungefähr 3—4 geographiſchen Meilen, und unter 234° 17′ öſtl. Länge von Greenwich. (*Eiselen.*)

FERANDINI (Giovanni), geb. zu Venedig, Schüler des Antonio Biſſi, machte ſein Glück in München, wohin er ſchon als ſiebenjähriger Knabe gekommen war, wo er ſich bald als Hoboenbläſer und Sänger, dann noch mehr durch ſeine Compoſitionen ſo beliebt machte, daß er nicht blos zum Muſikdirector, ſondern auch zum Truchſeß und Rath des Kurfürſten 1786 ernannt wurde. Seine beiden erſten Muſikwerke, Flötenſonaten, erſchienen 1730 zu Amſterdam. Er ſcheint nach dieſer Zeit lange vorzugsweiſe der Inſtrumentalcompoſition ſich gewidmet, oder doch damit mehr Beifall gefunden zu haben, bis er, nach der Oper Berenice 1730, mit Adriano in Syria 1737 und in demſelben Jahre noch mit Demofoonte auftrat; darauf folgten die Opern Artasesso, Catone in Utica, il Festino (1756 für den Hof zu Parma) und Diana placata 1758. Unterdeſſen fuhr er von Zeit zu Zeit fort, auch Inſtrumentalſätze zu ſchreiben, unter welchen ſogar ſchönere, als ſeine frühern und gedruckten, unter den Muſikern ſich beliebt machten. Namentlich werden die für Viola und Laute gerühmt. Allein ſie wurden nicht veröffentlicht, weil das große Publicum, vielleicht auch der Componiſt ſelbſt, mehr auf ſeine Geſangwerke hielt; vielleicht war 1760 auch ſchon die Nachfrage nach ſeinen Leiſtungen geringer geworden, ſodaß die Verleger keine ſonderliche Urſache hatten, ihn zur Herausgabe aufzufodern, während der wohlhabende und hinlänglich beſchäftigte Mann ſelbſt keinen Drang fühlte, einen Verleger zu ſuchen. Auch als Lehrer des Geſanges ſtand er in Anſehen, obwol der berühmte Tenoriſt, Ant. Raff (ſ. d. Art.), nicht ſein Schüler war, ſo oft er auch und noch bis in die letzten Jahre, dafür ausgegeben worden iſt, weil man in der Regel nur Gerber's Angaben, ohne weitere Unterſuchung, abzuſchreiben pflegt. Man gibt auch wol noch zuweilen nach Gerber's altem Lexikon einen Giov. Ferrandini als einen von dem unſern verſchiedenen an, nach dem Vorgange La Borde's, deſſen Unzuverläſſigkeit Gerber ſelbſt zur Zeit der Herausgabe ſeines neuen Lexikons eingeſehen und daher auch dieſen Irrthum verlaſſen hatte. Ferandini ſtarb erſt 1793 zu München, wo er ſein ganzes Leben in glücklicher Thätigkeit zubrachte.

Ein anderer Ferandini, der ſich den Mailänder nennt, iſt nur eines muſikaliſchen Scherzes wegen anzuhängen. Er ließ 1799 in Augsburg bei Gombart ein Quartetto armonioso senza digiti, per 3 Viol. e Violonc. drucken. Alle Inſtrumente hatten blos die leeren Saiten, die nach vorgeſchriebener Art geſtimmt werden mußten, ohne je einen Finger aufzuſetzen, zu ſtreichen. Dieſe in jeder Hinſicht ganz arme und matte Spielerei beſtand aus einem Marſch, einem kurzen Allegro, einem Menuett und einem Rondo. Und damit hat ſich dieſe unbekannte Größe zur Ruhe begeben. (*G. W. Fink.*)

FERBER (Georg), geb. 1646 in Zeitz, wo ſein Vater Paſtor war. Nachdem er die Schule ſeiner Vaterſtadt beſucht hatte, ging er nach Lüneburg, wo er Präfect des Chors wurde. Als er dann in Kiel ſeine Studien vollendet hatte, erhielt er das Cantorat in Huſum 1673, von wo er bald nach Schleswig verſetzt wurde, gleichfalls als Cantor. Mattheſon zählt ihn unter die großen Muſiker der damaligen Zeit, nennt ihn einen trefflichen Chorregenten und ausnehmenden Baßſänger, rühmt auch ſeine glückliche, mit vier Söhnen und fünf Töchtern geſegnete Ehe. Er ſtarb aber ſchon in ſeinem 47. Jahre 1692. (*G. W. Fink.*)

FERBER (Johann Karl Christoph), geb. am 4. Juli 1739 zu Gonna in Sachſen, ſtudirte zu Jena Philoſophie und Theologie. Noch während ſeiner akademiſchen Laufbahn übte er ſeinen Scharfſinn in einer Prüfung der Beweisgründe für den Atheismus. Dieſe lateiniſch geſchriebene Abhandlung ward zu Jena 1757 gedruckt. In die Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes gehört auch ſeine Diss. de falsiloquiis et mendaciis maxime inter se diversis. (Jenae 1764. 4.) Er hatte bereits

---

laſſenen dem Abgeſchiedenen ſchuldig ſind, bei den feralia *munera* gedacht werden kann. Ebenſo Metamorph. IX, 213 *feralia dona* tulisti.

8) ſ. Fasti II, 617 seqq. *Valer. Maxim.* II, 1, 8.
9) Gierig im Index Rerum p. 447 ſeiner Ausgabe der Fasti ſagt zwar: „Feralia vocantur quoque Parentalia;“ ſ. aber dagegen die genauere Auseinanderſetzung bei *Meckel*, Prolegg. ad *Ovid.* Fast. p. XL. Auch Hartung (Religion der Römer I. S. 50) ſcheint Feralia und Parentalia für identiſch zu halten. 10) ſ. Meckel a. a. O. Minder richtig Gierig in der Note zu *Ovid.* Fast. II, 567 und Ruperti Handbuch der römiſchen Alterthümer II, 2. S. 465 in der Note.

Digitized by Google

die Magiſterwürde erlangt, als er einem Rufe nach Helmſtedt folgte. Dort ward er ordentlicher Profeſſor der Moral, der Logik und Metaphyſik und Ephorus der in Helmſtedt ſtudirenden Landeskinder. Er ward zugleich zum zweiten Inſpector des herzogl. Convictoriums und zum Aufſeher der herzogl. teutſchen Geſellſchaft zu Helmſtedt ernannt. Sein Tod erfolgte am 3. Nov. 1786. Außer einer Vernunftlehre (Helmſtedt 1770.), von der er auch ſpäterhin einen zum Gebrauche bei ſeinen Vorleſungen beſtimmten Grundriß herausgab (ebend. 1774.), beſchränkte ſich die größere Zahl ſeiner Schriften auf das akademiſche Leben, deſſen Form und Zuſtände er nach allen Seiten hin zu beleuchten ſuchte. So ſchrieb er über die akademiſche Freundſchaft. (Helmſtedt 1770.) Über die guten Sitten auf Akademien. (Ebendaſ. 1771.) Über die Sorge für die Geſundheit auf Akademien. (Ebendaſ. 1772.) Über einige Hinderniſſe des akademiſchen Fleißes. (Ebendaſ. 1773.) Über die Gefahr der akademiſchen Verführung. (Ebendaſ. 1775.) Über die akademiſche Freiheit (Ebendaſ. 1779.) u. a. m. *). (*Heinrich Döring.*)

FERBER (Johann Jacob), geb. am 9. Sept. 1743 zu Karlskrona in Schweden, wo ſein Vater Johann Heinrich Ferber Aſſeſſor bei dem königl. Medicinalcollegium war. Seinen wohlhabenden Ältern verdankte er eine ſorgfältige Erziehung. In ſeinem kräftigen Körper wohnte ein lebhafter Geiſt. Sein choleriſches Temperament ward gemildert durch Herzensgüte und Sanftmuth. Dieſe Charakterzüge traten ſchon in ſeinem Knabenalter hervor. Nach dem Wunſche ſeines Vaters widmete er ſich der Medicin. Doch dehnte er ſeine Studien zugleich auf das weite Gebiet der Naturwiſſenſchaften aus. Die erſten mineralogiſchen Kenntniſſe verdankte er einem Freunde ſeines Vaters, dem Bergrathe von Schwab. Als er ſpäterhin (1760) die Univerſität Upſala bezog, hatte er dort die berühmteſten Männer ſeiner Zeit zu Lehrern, vor allen Wallerius, Kronſtadt und Linné. In der Mathematik und Aſtronomie erweiterte Mallet ſeine Kenntniſſe. Er hatte in dem Obſervatorium jenes berühmten Mannes eine Wohnung bezogen. Wie fleißig er Linné's Vorleſungen und botaniſche Wanderungen benutzt hatte, zeigt die von ihm verfaßte Abhandlung: de prolepsi plantarum, die er unter Linné's Vorſitz vertheidigte[1]). Ein vertrautes Freundſchaftsband feſſelte ihn an den berühmten Chemiker Bergmann, deſſen Sciagraphia regni mineralis er ſpäterhin herausgab. Seit er die Univerſität verlaſſen und bei dem königlichen Bergcollegium zu Stockholm angeſtellt worden war, benutzte er ſeine erworbenen Kenntniſſe zu mineralogiſchen Reiſen durch mehre Provinzen ſeines Vaterlandes. Er beſuchte die vorzüglichſten Bergwerke, und bearbeitete darauf zu Karlskrona ſein Diarium Florae Carolicoronensis, welches ihm eine Auszeichnung von der ſtockholmer Akademie der Wiſſenſchaften erwarb. Um dieſe Zeit (1765) verließ er Schweden und trat ſeine großen Reiſen an, die ihn durch mehre Länder Europa's führten, und denen erſt ſein Tod ein Ziel ſetzte. Er ging zuerſt nach Berlin, wo er unter Pott und Markgraf Chemie ſtudirte. Auch verweilte er einige Zeit in Leipzig. Er beſuchte dann die Bergwerke auf dem Harze, in Baiern, Naſſau und Öſterreich. Von da ging er nach Böhmen und Ungarn, wo er den bekannten Mineralogen Ignatz von Born kennen lernte und mit ihm einen innigen Freundſchaftsbund ſchloß[2]). Er durchreiſte hierauf Frankreich, Holland und England, wo er beſonders die Bergwerke in Cornwallis und Derbyſhire beſuchte[3]). Den Plan einer Reiſe in die Südſee mit Banks und Solander gab er wieder auf. Reichen Gewinn für ſeine mineralogiſchen Forſchungen brachte ihm vorzüglich ſein Aufenthalt in Italien[4]). Mehre der genannten Länder beſuchte er zu verſchiedenen Malen, Ungarn und Frankreich noch ein Mal kurz vor ſeinem Tode.

Als er 1774 nach Schweden zurückgekehrt, erhielt er durch den Herzog von Kurland eine Profeſſur der Naturgeſchichte und Phyſik in Mitau. Dort verheirathete er ſich mit Agnes Eliſabeth Jacobs, die ſeitdem ſeine treue Lebensgefährtin blieb und ihn auch auf ſeiner letzten großen Reiſe begleitete. Mit Genehmigung ſeines Fürſten machte er, auf den Antrag des Königs von Polen, eine Reiſe in deſſen Staaten, um die dortigen Bergwerke kennen zu lernen. Katharina II. rief ihn im Juli 1783 als Lehrer der Naturwiſſenſchaften nach Petersburg. Den Antrag der Kaiſerin, die Leitung der Bergwerke in Sibirien zu übernehmen, lehnte er ab, weil er von dem rauhen Klima Nachtheil für ſeine Geſundheit fürchtete. Im J. 1786 war er in preußiſche Dienſte getreten. Die merkwürdigſten Beobachtungen auf einer Reiſe, die er 1788 in das Ansbachiſche, Zweibrückiſche, in die Schweiz und nach Frankreich unternahm, hat er in zwei Schriften bekannt gemacht[5]). Auch der Schweizer Mannel, der ihn einige Zeit auf jener Reiſe begleitete, hat Einiges darüber mitgetheilt in Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Durch den Magiſtrat in Bern aufgefodert, unternahm Ferber 1789 eine nochmalige Reiſe nach der Schweiz. Auf einer Wanderung durch das Gebirge hatte er das Schickſal, jenſeit des Thuner- und

*) ſ. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 311 fg., wo man auch ein Verzeichniß ſeiner nicht zahlreichen Schriften findet, die größtentheils aus Reden und kleinen Abhandlungen beſtehen.

1) Sie iſt 1763 zu Upſala in Quart gedruckt worden.

2) Die Reſultate jener Reiſe ſind enthalten in Ferber's Beiträgen zu der Mineralgeſchichte von Böhmen (Berlin 1774. [engl. in Raſpe's Überſetzung der Briefe über mineralogiſche Gegenſtände von Ignaz von Born. London 1777.]) und in den phyſikaliſch-metallurgiſchen Abhandlungen über die Gebirge in Ungarn. (Berlin 1780.) Hierher gehört auch die von ihm herausgegebene Nachricht von dem Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Kupferſteine und Speiſen in Ungarn und Böhmen. (Berlin 1787.) 3) Vergl. ſeinen Verſuch einer Oryktographie von Derbyſhire in England. (Mitau 1776.) Franzöſiſch in der Voyage à la côte septentrionale du Comté d'Antrim etc. par *Hamilton*, traduit de l'Anglais. (Paris 1790.) 4) ſ. ſeine Briefe aus Welſchland über natürliche Merkwürdigkeiten dieſes Landes an den Herausgeber derſelben, Ignaz, Edlen von Born, (Prag 1773.) Franzöſiſch mit Anmerkungen und Beobachtungen vom Freiherrn v. Dieterich. (Straßb. 1776.) Engliſch mit Anmerkungen und einer Vorrede von M. E. Raſpe. (London 1776.) 5) Bergmänniſche Nachrichten von den merkwürdigſten mineraliſchen Gegenden der herzogl. zweibrückiſchen, kurpfälziſchen, wild- und rheingräflichen und naſſauiſchen Länder. (Mitau 1776.) Mineralogiſche und metallurgiſche Bemerkungen in Neufchatel, Franche Comté und Bourgogne. (Berlin 1789.) Mit Kupfern.

Digitized by Google

Brienzerſees, im Millithal vom Schlage gerührt zu werden. Mit Mühe ward er nach Bern gebracht. Dort endete er nach einem langen Krankenlager ſein Leben am 12. April [6]) 1790 im 47. Jahre. Seine irdiſchen Überreſte ruhen auf einem Gottesacker in der Stadt, neben dem von ihm hochverehrten Albrecht von Haller.

Der unermüdeten Thätigkeit dieſes berühmten Naturforſchers durch wiederholte Beobachtungen auf ſeinen Reiſen durch faſt alle europäiſchen Länder verdankt die Mineralogie und Geologie manche wichtige Aufſchlüſſe, die er in ſeinen größtentheils bereits erwähnten Werken mittheilte. Auf ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe konnte er ſich verlaſſen, und dies entſchuldigt einigermaßen die Leidenſchaftlichkeit in ſeinen literariſchen Fehden über die Structur und Entſtehung der Gebirgsarten. Neben ſeinen geologiſchen Forſchungen richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das Fabrikweſen. Auch in dieſem Fache entwickelte er ſchätzbare Kenntniſſe, und gab mannichfache Notizen, durch welche die Technologie eine völlig veränderte Form erhielt. Leſenswerth ſind beſonders die aus hinterlaſſenen Papieren gedruckten Nachrichten und Beſchreibungen einiger chemiſcher Fabriken [7]). Rühmlich zu erwähnen iſt noch unter ſeinen Schriften die Beſchreibung der Queckſilberbergwerke zu Idria in Mittel-Krain [8]). Auch zu einzelnen Journalen lieferte er intereſſante Beiträge, ſo unter andern die Observationi sulla Solfatara [9]) und die Beſchreibung der Solfatara [10]). Auch in den Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde theilte er einzelne ſchätzbare Aufſätze mit [11]). Die von dem Freiherrn von Moll herausgegebenen Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde (1798. 2. Bd. S. 1—42) enthalten von ihm ein Memorial über die Salzwerke im Gouvernement Aelen. Die geologiſchen Beobachtungen, die er in einzelnen Abhandlungen niederlegte, concentrirte er zu einem mehr philoſophiſchen als hiſtoriſchen Geſichtspunkt in einer Schrift, durch die er von der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg den Preis erlangte [12]) und die zu dem Befriedigendſten gehört, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden.

Als Menſch zeigt ſich Ferber's Charakter, ſeine Leidenſchaftlichkeit abgerechnet, von einer ſehr achtungswerthen Seite. Seinen Freunden, deren er nicht wenige hatte, ging mit ihm ein edler, vortrefflicher Mann verloren. Rechtſchaffen und unbeſtechlich, empfänglich für Liebe und Freundſchaft, zeigte er ſich auch im Kreiſe ſeiner Familie als zärtlicher Gatte und Vater. — Sein Bildniß ſteht vor dem 41. Bde. der Allgem. Deutſchen Bibliothek (1780); vor dem 43. Bde. von Krünitz's ökonom. Encyklopädie (1778) und vor der Olla Potrida vom J. 1789 [13]).

(*Heinrich Döring.*)

FERBER (Christian Karl Friedrich von), geb. am 7. Juni 1761 zu Melz bei Röbel in Mecklenburg-Schwerin, der Sohn eines dortigen Rittergutsbeſitzers, ſtammte aus einem altadeligen Geſchlechte. Zwei Hauslehrern, Koß und Garnier, verdankte er den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Der Letztere unterrichtete ihn im Franzöſiſchen und in der Muſik. Mit einem jüngeren Bruder, dem verſtorbenen Landrath Joachim Guſtav von Ferber, bezog er 1777 die Univerſität zu Bützov, um ſich der Jurisprudenz und den Staatswiſſenſchaften zu widmen. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Bützov benutzte er die Vorleſungen von Löwenſtein's, Toze's, Wille's, Quiſtorp's, Martini's und anderer Profeſſoren. Späterhin (1780) beſuchte er Göttingen. Seine Hauptführer im Gebiete der Jurisprudenz waren dort Pütter, Böhmer, Selchov und Beckmann. Sein Fleiß und ſeine Wißbegierde erwarben ihm die Achtung jener ausgezeichneten Männer. Im älterlichen Hauſe bereitete er ſich zu dem Eintritte in den praktiſchen Staatsdienſt vor. 1782 begab er ſich nach Dresden, wo er eine Zeit lang in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete. Als Legationsſecretär begleitete er die kurſächſiſche Geſandtſchaft nach Petersburg und verſah dort eine geraume Zeit die Functionen eines Chargé d'Affaires. Der damalige Kurfürſt Friedrich Auguſt ernannte ihn, als er 1786 nach Dresden zurückkehrte, zum Legationsrath. Er ward zum Geſandten nach Warſchau beſtimmt. Der Tod ſeiner Mutter entzog ihn jedoch der diplomatiſchen Laufbahn. Auf ſeines ſchon hochbejahrten Vaters dringende Bitten verließ er die kurſächſiſchen Dienſte, um die Bewirthſchaftung der väterlichen Güter zu übernehmen. Ökonomie im weiteſten Umfange des Worts ward ſeine Hauptbeſchäftigung, ſeit ſein Vater ihm das Gut Samov bei Gnoyen gekauft hätte. Durch mannichfache Verbeſſerungen in dem Betriebe der Landwirthſchaft ſteigerte er den Werth ſeines Gutes, welches er nach vierjährigem Beſitze (1793) mit einem Gewinne von 16,000 Thalern verkaufte. Als er bald nachher das bedeutend größere Landgut Klein-Lunov acquirirt hatte, ſetzte er auch auf dieſer neuen Beſitzung ſeine landwirthſchaftlichen Verſuche und Verbeſſerungen mit raſtloſem Eifer fort. Er gewann dadurch einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf den Landbau in der Umgegend. Durch einen Tauſchhandel war er 1798 Beſitzer der breſen-nütſchover Güter unweit Sülz geworden, wo er die Glashütte Karlsthal anlegte. 1831 hatte er die genannten Güter an das

6) Nach der berliner Monatsſchrift October 1790 und Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1790. 1. Bd. S. 256. Meuſel (in ſeinem Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 309) nennt den 17. April als Ferber's Todestag. 7) Nebſt Joh. Chr. Fabricius Mineralogiſchen und technologiſchen Bemerkungen auf einer Reiſe durch verſchiedene Provinzen in England und Schottland, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Kupfern. (Halberſtadt 1793.) 8) Berlin 1774. 9) In den Notizie sopra di acque acidule medicinale, scoperta nei monti di Arzignoro. (Padova 1774.) Ebendaſelbſt befindet ſich ein Aufſatz Ferber's sopra gli monti d'Austria.) 10) In der berliner Sammlung für Naturgeſchichte. 6. Bd. S. 151 fg. 11) Nachricht von der Lagerſtätte des Lapis Lazuli. (1786.) Betrachtungen über die noch jetzt obwaltende Schwierigkeit einer genauen Eintheilung der Erd- und Steinarten (1791) u. a. m. 12) Unterſuchung der Hypotheſe von der Verwandlung der mineraliſchen Körper in einander. (Berlin 1788.) (Lateiniſch in den Actis Acad. Scient. Imp. Petrop.)

13) Vergl. Bernoulli's Reiſen. 3. Th. S. 253 fg. Berliner Monatsſchrift 1790. 10. St. S. 294 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1790. 1. Bd. S. 256 fg. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des 18. Jahrh. S. 167 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 309 fg.

Digitized by Google

großherzogliche Salinenamt zu Sülz für die ſehr beträchtliche Summe von 115,000 Thalern verkauft. Er lebte ſeitdem mit ſeiner Gattin Sophie von Zülow und zwei Kindern auf dem von ihm gekauften, ſehr anmuthig gelegenen Erbzinsgehöft Vorweden bei Doberan. 1833 zog er nach Katelbogen zu ſeinem Sohne, ſpäterhin mit demſelben nach Bützow und 1838 nach Striggov bei Güſtrov. Dort ereilte ihn der Tod am 22. März des genannten Jahres.

Biederſinn, Redlichkeit, Wohlwollen und Milde zierten den Charakter des durch ſeine raſtloſe Thätigkeit ausgezeichneten Mannes. Durch das, was er praktiſch geübt, ſuchte er auch auf theoretiſchem Wege Andern nützlich zu werden. Schon 1793 erſchien zu Berlin anonym ſein Verſuch, die mecklenburgiſche Koppelwirthſchaft auch in der Mark Brandenburg anzuwenden. Ebenfalls ohne Bezeichnung ſeines Namens auf dem Titel erſchien zu Neubrandenburg 1794 ſeine Schrift: Von richtigen Anſchlägen der Landgüter, oder Nachweiſung, wie man im Verkauf- und Verpachtfalle, den jetzigen Preiſen aller Producte angemeſſen, den Werth der Güter, ſowol nach ihrem Flächeninhalt, als andern Einkünften beſtimmen kann. Verwandten Inhalts waren die von ihm herausgegebenen Grundzüge zur Werthſchätzung der Landgüter im Mecklenburgiſchen (Berlin 1796). Er ſchrieb außerdem: Über landwirthſchaftliche Contracte und deren Cautelen, beſonders in ökonomiſcher und näherer Beziehung auf Mecklenburg (Roſtock und Schwerin 1800—1817. 3 Thl.). Auch nach anderen Richtungen hin verbreitete ſich ſeine literariſche Thätigkeit. In ſeiner zu Berlin 1796 anonym erſchienenen Schrift: Über Ehe und Eheloſigkeit in moraliſch-politiſcher Hinſicht, redete er den ehelichen Verbindungen das Wort. Als einen Mann von wahrer ungeheuchelter Frömmigkeit zeigte er ſich in der Schrift: Bruchſtücke aus den Unterhaltungen mit meinem Geiſte über mannichfache Gegenſtände unſeres Glaubens, Wiſſens und Wirkens. (Berlin 1820.) Eine Fortſetzung dieſes Buchs erſchien zu Roſtock 1826. Ein eigenthümliches Schickſal hatten ſeine letzten Schriften [1]), welchen in Berlin durch einen königl. Cabinetsbefehl das Imprimatur verweigert ward. Ferber ſprach darin über die Lehre von der Vergebung der Sünden, als Straferlaß von Seiten Gottes. Jenes Dogma, meinte er, müſſe durch Abſchaffung der Beichte und Abſolution unterdrückt und aus dem Religionsunterrichte der Jugend verbannt werden, weil er jene Lehre weder mit den Principien der Vernunft und Moral, noch mit den Ausſprüchen der Bibel für verträglich hielt, und dadurch die Frömmigkeit des Herzens und die Heiligkeit des Wandels gefährdet glaubte. Auch als Dichter bereitete Ferber ſich und Andern manche frohe Stunde, unter anderem durch ſein mecklenburgiſches Vaterlandslied, welches C. A. F. Flurſchütz fürs Fortepiano componirte. Es erſchien 1822 zu Roſtock und Schwerin [2]).

(*Heinrich Döring.*)

1) Was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Galat. 6, 7—9. Eine Predigt, gehalten vor der verſammelten Geiſtlichkeit aller chriſtlichen Confeſſionen in Philadelphia. (Hamburg 1832. N. A. Ebendaſelbſt 1833.)

2) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XVI. 1. Th. S. 327 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 9. Bd. S. 334. 11. Bd. S. 217. 13. Bd. S. 369. 22. Bd. 2. Abth. S. 124.

FERBER (Karl Wilhelm), geb. am 5. Oct. 1766 zu Zwickau, der Sohn des dortigen Bürgermeiſters Georg Wilhelm Ferber, erhielt eine ſorgfältige Erziehung durch Privatunterricht und ward 1780 Zögling der Fürſtenſchule zu Grimma. 1785 ging er nach Leipzig, wo er ſich, wie ſpäterhin in Wittenberg, dem Studium der Rechte widmete. Das Richteramt in ſeiner Vaterſtadt Zwickau, welches er 1790 erhalten hatte, vertauſchte er im J. 1800 mit der Stelle eines Bürgermeiſters. Er erhielt dadurch für ſeine Thätigkeit ein weites Feld. Auf Land- und Kreistagen hatte er die Verfaſſung und Staatsverwaltung genau kennen gelernt, und dadurch Gelegenheit gefunden, ſein Talent als praktiſcher Juriſt zu entwickeln. Der Ausbruch des franzöſiſchen Krieges foderte eine ungewöhnliche Energie von Seiten der ſächſiſchen Staatsbehörden. Es geſchah auf Ferber's Antrag, daß einzelne Kreisdeputirte gewählt wurden. Er ſelbſt ward zum Deputirten für die Städte des erzgebirgiſchen Kreiſes ernannt, während der Bergrath von Noſtitz die Rechte der Ritterſchaft vertrat. In einem Schreiben, mit welchem Ferber 1809 die goldene Preismedaille erhielt, wurden ſein Patriotismus, ſeine Kenntniſſe und ſeine gemeinnützige Thätigkeit gerühmt. Ein ähnliches Lob enthielt das Reſcript, welches ihm 1810 den Hofrathstitel brachte. Gerühmt ward darin ſeine raſtloſe Thätigkeit, womit er als Kreisdeputirter während des Krieges ſich bemüht, dem Bürger und dem Landmann die drückenden Laſten zu erleichtern. Unter einer Maſſe vielfach verzweigter öffentlicher Geſchäfte wußte er durch kluge Eintheilung ſeiner Zeit noch hinlängliche Muße zu finden für die Beſorgung ſeiner Privatgeſchäfte. Sein praktiſcher Verſtand wies ihn auf das Feld der Induſtrie, um ſich zu einem gewiſſen Wohlſtande zu erheben, den er zur Begründung einer perſönlichen Unabhängigkeit für unerläßlich hielt. Als umſichtiger Juriſt und gewandter Geſchäftsmann ſicherte er ſich durch mehre lucrative Unternehmungen die Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz, durch die er ſich manche Annehmlichkeit des Lebens verſchaffen und zugleich ſeinem Hange zur Generoſität genügen konnte. Aus dem überflüſſigen Holze des von ihm acquirirten Rittergutes Habichtsberg löſte er eine Summe, die den Kaufpreis des Gutes um das Vierfache überſtieg. Großen Vortheil zog er auch von einer chemiſchen Fabrik, die er in Zwickau errichtet hatte. Bei größern Anſprüchen an den Genuß des Lebens würde er für einen reichen Mann gegolten haben durch den beträchtlichen Gewinn, den ihm der Ankauf der im Cours ſinkenden Centralſteuerobligationen abgeworfen haben mochte. Durch den fortgeſetzten Verkehr mit umſichtigen Kaufleuten hatte er ſeinen praktiſchen Blick geſchärft und erweitert. Er ſchien der geeignete Mann, um zu rathen und zu helfen unter den Kriegsdrangſalen, als ſich die Foderungen und Bedürfniſſe zu einem übermäßigen Grade ſteigerten. Weder an Kenntniß, noch an Energie fehlte es ihm, wo es galt, die Kräfte des Ganzen mit möglichſter Schonung des Einzelnen in Bewegung zu ſetzen. Wahrhaftes Erſtaunen erregte die Leichtigkeit und Schnelle, womit er die Summen der mit Ungeſtüm gefoderten Kriegsſteuern aufzubringen wußte. Selbſt wer ihm nicht geneigt war, mußte ſeine Geiſtesgegenwart, Ge-

Digitized by Google

ſchäftsgewandtheit und unermüdete Thätigkeit anerkennen. Seine verdienſtlichen Bemühungen wurden von dem Kaiſer von Rußland im October 1813 durch die Ertheilung des Wladimirordens belohnt. Späterhin erhielt Ferber auch den St. Annenorden. Von Preußen erhielt er durch den Staatskanzler von Hardenberg glänzende Anerbietungen, die ihm ſein Vaterland kaum gewähren konnte. Mit einem Jahrgehalte von 2300 Thalern ward er im März 1815 als Geh. Oberſteuerrath im Finanzminiſterium zu Berlin angeſtellt. Im Januar 1817 erhielt er mit dem rothen Adlerorden eine Gehaltserhöhung von 200 Thlrn. und bald nachher Sitz und Stimme im Staatsrath. Am 31. März ward er zum Commiſſair bei dem Geſetzentwurfe über Steuerverfaſſung in den preußiſchen Staaten ernannt, und im April zum Director der Generalverwaltung der Finanzen. Ein Schreiben des Staatsminiſters Grafen von Bülow vom 27. Nov. 1817 enthielt die verbindlichen Worte: „Sie haben meinem Vertrauen vollkommen entſprochen, und ich fühle mich daher verpflichtet, Ihnen dafür und für das viele Gute, das Sie in der kurzen Zeit Ihrer Wirkſamkeit ſtifteten, meinen aufrichtigen Dank zu ſagen.“ 1818 ward Ferber zum Mitgliede einer Commiſſion ernannt, welche die Anſprüche preußiſcher Unterthanen an die däniſche Regierung prüfen ſollte. Mit dem Charakter eines Geh. Oberfinanzraths war er im Mai 1819 zum vortragenden Rathe und Mitgliede des Miniſteriums des Handels und der Gewerbe ernannt worden. Zu ihren Mitgliedern zählte ihn auch ſeit dem Juni 1820 eine beſondere Commiſſion, der die Prüfung und Entſcheidung der Anſprüche an eine Provinz, einen Kreis und eine Commun in zweiter und letzter Inſtanz oblag. Ferber's erweiterte Thätigkeit ward belohnt durch eine Erhöhung ſeines Gehalts auf 2800 Thaler. Im März 1821 ward er zum Commiſſar ernannt, um die mercantiliſchen Verhältniſſe zu Naumburg zu reguliren und den frühern Handelsverkehr, ohne Nachtheil für die neue Steuerverfaſſung, wieder herzuſtellen. Auf ſein Anſuchen ward Ferber im December 1828 mit einem Jahrgehalte von 2300 Thalern in Ruheſtand verſetzt. Noch in dem genannten Monate ward ihm eine ehrenvolle Anerkennung ſeiner Kenntniſſe. In einem Schreiben, welches der Herzog Karl von Mecklenburg als Präſident des Staatsraths den 19. Dec. 1828 an ihn richtete, finden ſich die Worte: „Auch die letzte Arbeit, welche Sie dem königl. Staatsrathe geliefert haben, wird durch ihre Gründlichkeit und durch die Früchte, welche ſie ſpäterhin tragen wird, Ihr Andenken dauernd erhalten.“ Als Schriftſteller hat ſich Ferber einen geachteten Namen erworben durch ſeine „Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zuſtandes der preußiſchen Monarchie“ [1]). Späterhin ließ er noch „Neue Beiträge“ [2]) drucken. Seinen politiſchen Scharfblick zeigen die „Gedanken über Niebuhr's Anſicht von der Europa drohenden nächſten Zukunft“ [3]). In ſtaatswiſſenſchaftlicher Hinſicht machte er ſich außerdem bekannt durch einzelne Abhandlungen über die Elbſchiffahrt, über den abzuſchließenden Frieden mit den Barbaresken und über die Rhederei. (*Heinrich Döring.*)

FERCHARD I., der 52. König von Schottland, folgte ſeinem Vater, Eugen IV., in der Regierung, 622. Hinterliſtig wollte er ſeine Gewalt ganz unumſchränkt beſitzen, darum ſtiftete und nährte er Parteien unter den Vornehmen, meinend, ſeinen Zweck ſo am ſicherſten zu erreichen. Dieſe aber durchſchauten ſeine Abſicht, vereinigten ſich wider ihn und riefen ihn, zur Verantwortung, zu einer Verſammlung. Er warf ſich in eine ſeiner Burgen, wurde aber, nach deren Eroberung, mit Gewalt zur Rechenſchaft gezogen. Man legte ihm unter andern auch Anhänglichkeit an die Ketzerei des Pelagius und Verſchmähung der Taufe, ſowie die Verachtung anderer heiligen Gebräuche zur Laſt. Da er ſich über keine dieſer Anſchuldigungen genügend reinigen konnte, wurde er ins Gefängniß gebracht. Hier gab er ſich ſelbſt den Tod, 636, im 14. Jahre ſeiner Regierung.

Ferchard II., der 54. König von Schottland, Sohn des Vorigen, war allen Laſtern und Ausſchweifungen ergeben, der Trunkenheit, dem Geize und der Wolluſt; er ließ ſeine Gemahlin ermorden und ſchändete ſeine Töchter. Er wurde von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen und der Adel wollte ſich wider ihn erheben, doch der Biſchof Kolmann verhinderte dieſes, indem er ſagte, die göttliche Strafe ſei nahe. Er hatte wahr geſprochen. Kurz darauf wurde Ferchard II. auf der Jagd von einem Wolfe verletzt, was ihm ein Wundfieber zuzog. Da er während deſſelben ſeiner gewohnten Zügelloſigkeit nicht entſagen mochte, wurde es tödtlich und es geſellte ſich die ekelhafteſte Krankheit, die Läuſekrankheit, hinzu. Jetzt ging er in ſich, bekannte laut, daß er ſolches wol verdient habe, und ließ ſich vor ſeinem Verſcheiden im Büßerkleide heraustragen, um öffentlich ein Bekenntniß ſeiner Sünden abzulegen. Er ſtarb 663, nach einer 18jährigen Regierung. (*Buchanan*, Rerum Scoticarum historia.)

(*A. Herrmann.*)

1) Aus amtlichen Quellen. (Berlin 1829.) 2) Ebendaſelbſt 1832. Mit 13 Tabellen. 3) Ebendaſelbſt 1831.

Ende des zweiundvierzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

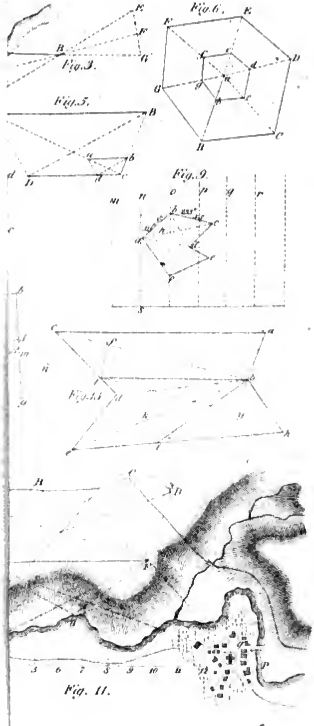
welche mit dem Zweiundvierzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu dem nachfolgenden Artikel gehörig, ausgegeben worden sind:

Feldmessen. . . . . Geometrie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Feldmessen.



ie der Wissensch. u. Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 746 601

HE
27
A6
Sect. 1
V. 42

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google